UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00888165 8

Meeting

Weltgeschichte

Erster Band

Weltgeschichte

Begründet von Hans F. Helmolt

Unter Mitarbeit von

Erwin von Baelz, Rudolf Beer, Adolf Birch-Hirschfeld, Karl Georg Brandis, Max von Brandt, Berthold Bretholz, Karl Dyroff, Gottlob Egelhaaf, Heinrich Friedjung, Martin Große, Hugo Grothe, Konrad Haebler, Viktor Hantzsch, Eduard Heyck, Johannes Hohlfeld, Nicolae Jorga, Julius Jung, Paul Karge, Clemens Klein, Arthur Kleinschmidt, Rudolf Kötzschke, Richard Mahrenholtz, Richard Mayr, Wladimir Milkowicz, Karl Pauli, Johannes Ranke, Rudolf von Scala, Alfred Schachtzabel, Hans Schjöth, Emil Schmidt, Richard Schmidt, Georg Schneider, Ernst Schober, Heinrich Schurtz, Alexander Tille, Wilhelm Walther, Otto Weber, Karl Wegerdt, Karl Weule, Hugo Winckler, Heinrich Zimmerer und Hans von Zwiedineck-Südenhorst

herausgegeben von

Armin Tille

Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage

Mit etwa 100 Karten, 400 Tafeln und 1000 Abbildungen im Text

Bibliographisches Institut / Leipzig und Wien
1920

Weltgeschichte

Erster Band

Einleitung – Vorgeschichte – Ostasien – Hochasien und Sibirien – Indien – Indonesien – Der Indische Ozean

Von

Dr. Armin Tille, Landtagsbibliothekar in Dresden, Dr. Johannes Ranke, Universitätsprofessor in München, Max von Brandt, vormal. deutschen Ministerresidenten in Japan und Gesandten in China, Dr. Heinrich Schurtz (†), Assistenten am Städtischen Museum für Völkerkunde in Bremen, Dr. Viktor Hantzsch (†), Bibliothekar an der Kgl. öff. Bibliothek in Dresden, Dr. Erwin von Baelz, vormal. Universitätsprofessor in Tokio, Dr. Emil Schmidt (†), Universitätsprofessor in Jena, Dr. Richard Schmidt, Universitätsprofessor in Münster, Dr. Karl Weule, Universitätsprofessor in Leipzig, und Karl Wegerdt, Oberlehrer in Leipzig

Mit 12 Karten, 8 Farbendrucktafeln, 35 schwarzen Beilagen und 170 Abbildungen im Text

Neudruck

569186
17.5.53

Bibliographisches Institut / Leipzig und Wien
1920

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.
Copyright 1913 by Bibliographisches Institut, Leipzig.

D
20
H482
1920
Bd. 1

Vorwort.

In den Jahren 1899 bis 1907 ist nach mühevoller Arbeit und Überwindung beträchtlicher Hindernisse, die sich der erstmaligen Bewältigung eines so ungeheuren Stoffes naturgemäß in den Weg stellten, die erste Auflage der „Weltgeschichte" erschienen. Viel Anerkennung ist ihr allenthalben zuteil geworden, und es ist sowohl eine englische Ausgabe (William Heinemann, London 1901 ff.) als auch eine russische Übersetzung (St. Petersburg 1902 ff.) veranstaltet worden.

Die ersten Anfänge des Werkes reichen bis 1894, nunmehr also fast zwei Jahrzehnte, zurück, und die Auffassung vom Wesen der Weltgeschichte hat sich in dieser Zeit zugunsten der zum erstenmal von Helmolt gewählten geographischen Anordnung und ethnogeographischen Betrachtungsweise erheblich gewandelt; neben der Entwickelung der Weltpolitik hat zweifellos auch die Tatsache, daß eine nach diesen Ideen entworfene Weltgeschichte wirklich vorhanden war, wesentlich zu dieser Wandelung der Anschauungen beigetragen. So ist der Herausgeber der zweiten Auflage, der Anfang 1910 an Helmolts Stelle trat, nachdem dieser im Einverständnis mit dem Verlage die Herausgeberschaft niedergelegt hatte, der Mühe überhoben, die bewährten Grundsätze, nach denen verfahren wurde, nochmals ausführlich zu erörtern, wie das in der ersten Auflage geschehen mußte. Wer diese grundlegenden theoretischen und teilweise geschichtsphilosophischen Gedankengänge näher kennen lernen will, der ist auf die entsprechenden Teile der ersten Auflage zu verweisen[1]. Hier sei lediglich wiederholt, was das vom März 1899 datierte Vorwort zur ersten Auflage darüber sagt:

„Als im Sommer 1894 der mitunterzeichnete Herausgeber[2] vom Bibliographischen Institute den Auftrag erhielt, zu einer „Weltgeschichte" den Grundplan zu entwerfen, war er nicht lange zweifelhaft, in welchem Sinne die Aufgabe gelöst werden mußte, sollte sich das neue Unternehmen in den enzyklopädisch gerichteten Rahmen des Verlags passend einfügen. Die Vertrautheit mit den von Friedrich Ratzel in der Einleitung zu seiner „Völkerkunde" niedergelegten anthropogeographischen Anschauungen legte dem Herausgeber den Gedanken nahe, der neuen „Weltgeschichte" in bewußter Abweichung von allen bisherigen Werken dieser Art eine Grundlage zu geben, die den Aufbau einer Geschichte der gesamten Menschheit auf der Erde nicht nur erlaubte, sondern sogar forderte. Daraus ergab sich

[1] Es handelt sich um folgende Abschnitte: „Der Begriff Weltgeschichte" von Hans F. Helmolt; „Grundbegriffe einer Entwicklungsgeschichte der Menschheit" von J. Kohler; „Die Menschheit als Lebenserscheinung der Erde" von Friedrich Ratzel im ersten Bande sowie „Methodologischer Rückblick auf die Ergebnisse der ‚Weltgeschichte'" von Thomas Achelis im neunten Bande. Dazu wäre auch die in letzterem verzeichnete Literatur heranzuziehen.

[2] Hans F. Helmolt.

ganz von selbst, daß die gesicherten Resultate der paläontologischen Forschungen und auch die Entwicklung der sogenannten Wilden zu Halbkulturvölkern berücksichtigt werden mußten. Als einwandfreister Grundsatz für die Anordnung stellte sich nach reiflichstem Überlegen und nach gewissenhafter Durchprüfung aller anderen Möglichkeiten die Gruppierung nach ethnogeographischen Gesichtspunkten heraus. — War nun die Gliederung nach Völkerkreisen als vorzüglich geeignet erkannt, so konnte es sich nur noch darum handeln, den rechten Anfangspunkt zu finden. Aus praktischen Gründen entschieden wir uns für Amerika."

Die leitenden Gedanken, Aufbau, Anordnung und Gliederung des Stoffes sind grundsätzlich dieselben geblieben wie in der ersten Auflage, aber die einzelnen Abschnitte haben durch gründliche Umarbeitung im Anschluß an gesammelte Erfahrungen und unter sorgfältiger Berücksichtigung der neueren Literatur eine erheblich veränderte Gestalt erhalten. Auch wurden Ungleichmäßigkeiten in der Behandlung nach Kräften beseitigt.

Der wesentlichste Unterschied, den die zweite Auflage im Vergleiche zur ersten aufweist, besteht darin, daß in Übereinstimmung mit den üblichen Anschauungen Ostasien am Anfang und Amerika zuletzt zur Behandlung kommt; wie rein praktische Erwägungen bei der ersten Auflage den Gedanken nahelegten, mit Amerika zu beginnen, so waren auch für den jetzigen Entschluß nur praktische Gesichtspunkte maßgebend. Weder ein Zugeständnis an andere Auffassungen, noch eine Änderung in der grundsätzlichen Stellungnahme zu den Vorgängen auf dem Erdballe darf darin erblickt werden. Die Disposition hat durch die andere Wahl des Ausgangspunktes und die Verteilung des Stoffes auf zehn Bände folgende Gestalt bekommen:

Band I. Einleitung. Vorgeschichte. Ostasien.
= II. Westasien.
= III. Afrika. Pyrenäische Halbinsel. Altgriechenland.
= IV. Balkanhalbinsel. Donauländer.
= V. Italien. Mitteleuropa.
= VI. Ost- und Nordeuropa.
= VII. Westeuropa 1350—1859.
= VIII. Westeuropa seit 1859.
= IX. Amerika. Australien und Ozeanien. Synchronistische Tabellen.
= X. Geistiges Leben der Kulturvölker. Register.

Die Literaturnachweise, die in der ersten Auflage erst nachträglich ein besonderer Abschnitt des neunten Bandes darbot, sind jetzt am Schlusse jedes Bandes zu finden und werden dem Leser, der in die Geschichte eines bestimmten Landes tiefer eindringen will, auf diese Weise besser zur Hand sein.

Bildliches Anschauungsmaterial kommt in der zweiten Auflage in wesentlich größerem Umfange zur Verwendung und wird zur Förderung des Verständnisses beitragen. Nicht gut vermeiden ließ sich eine durch die Eigenart der behandelten Stoffe bedingte Ungleichheit, insofern einige Abschnitte eine größere Anzahl von Textbildern begleitet als andere. Daß nur Erzeugnisse der betreffenden Kultur und Periode, körperliche oder bildliche, als Vorlage dienten, und daß Phantasiegebilde ausgeschlossen waren, ist selbstverständlich. Die Beschaffung dieses Bildermaterials war mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft, und den vielen Bibliotheken, Museen und Privatpersonen, die wie bei der ersten Auflage so auch diesmal dazu bereitwillig ihre Hilfe liehen, gebührt der Dank der Benutzer.

Am Schlusse des neunten Bandes wird eine Tabelle der in der „Weltgeschichte" verarbeiteten Jahreszahlen von Friedrich Freiherrn Stromer von Reichenbach erscheinen, in der synchronistisch die wichtigsten politischen Daten aller Länder und Völker der Erde, auch der fälschlich sogenannten „geschichtslosen", vom ethnographischen Standpunkte aus nach einem besonderen System dargestellt werden.

Die planmäßige Zusammenarbeit von mehr als vierzig Fachgenossen ermöglichte erst die Durchführung des Planes einer Weltgeschichte in geographischer Anordnung, und neben den Geschichtsforscher im engeren Sinne mußte notwendigerweise an vielen Stellen der Paläontolog, der Ethnolog und Geograph treten, wenn das gesteckte Ziel erreicht werden sollte. Darin ist nicht etwa ein Notbehelf zu erblicken; dieser Umstand verleiht vielmehr der Tatsache Ausdruck, daß die genannten Forschungszweige, die ihrem tiefsten Wesen nach geschichtlich sind, den Beruf besitzen, die Geschichte, so wie man landläufig deren Bereich abzugrenzen pflegt, zu ergänzen und zu vertiefen. So unerläßlich sich jeder Mitarbeiter dem Gesamtplane bei der Auswahl des Stoffes und in der Darstellungsweise anpassen mußte, so wenig ist er in seiner freien Meinungsäußerung beschränkt worden. Es gilt vielmehr auch jetzt dasjenige, was das Vorwort zur ersten Auflage in dieser Beziehung sagte:

„Wie unsere Mitarbeiter hinsichtlich ihrer Auffassung von dem Gang alles Werdens keinen Zwang zu erdulden hatten, so hat auf der anderen Seite keiner von ihnen diese persönliche Gedankenfreiheit mißbraucht, indem er etwa seine subjektive Weltanschauung zur allgemeingültigen zu stempeln unternommen hätte. Auch in der Ausführung der einzelnen Abschnitte mußte, wollten wir nicht einer mißverstandenen Einheitlichkeit zuliebe die vielgestaltige Menschheit unwissenschaftlich meistern, jedem Mitwirkenden eine gewisse Freiheit verbleiben. Es wäre ein Unding, für alle Völkerkreise ein einziges Schema aufzustellen, nach dem sich alle Kulturen entwickelt hätten; es ist schlechterdings unmöglich, die Geschichte der Ozeanier genau so abzuhandeln wie die der Römer. Aber innerhalb dieser weit gesteckten Grenzen dem Grundgedanken des ganzen Unternehmens nach Möglichkeit und nicht bloß in Äußerlichkeiten zum siegreichen Durchbruche zu verhelfen, das war die Aufgabe, auf die der Herausgeber absichtlich den größten Teil seiner Kräfte verwendet hat. Deshalb dürfen wir hoffen, daß man nach Abschluß des Werkes dennoch sagen wird: es ist aus einem Gusse."

Für die Schreibung der Eigennamen, namentlich der außereuropäischen, bestehen heute noch keine allgemeinen Regeln, aber dennoch war es im Interesse der Gleichmäßigkeit untunlich, in diesem Punkte den Verfassern der einzelnen Abschnitte völlig freie Hand zu lassen. Es galt vielmehr, die Namenschreibung einheitlich zu gestalten, und das war nur möglich, wenn nach bestimmten Gesichtspunkten verfahren wurde. Diese Gesichtspunkte sind im allgemeinen folgende: Namen aus solchen Sprachen, die sich des lateinisch-deutschen Buchstabensystems bedienen, werden in der Form der betreffenden Sprache wiedergegeben; bei Sprachen dagegen, die andersartige Schriftzeichen verwenden, wie die chinesische oder arabische, und bei denen deshalb eine Übertragung der Laute in unsere Buchstabenschrift erforderlich ist, wurde für diese Übertragung die dem deutschen Ohre und deutschem Schriftgebrauche geläufige Umschreibung gewählt, nicht eine englische oder französische Form. Bei Namen, die sich in allen Kultursprachen, wenn auch in der jeder eigenen Form finden, wie Heinrich, Friedrich, Ferdinand, Ludwig, wurde natürlich meist die deutsche Form gewählt, auch wenn der Träger des Namens ein Spanier oder Engländer war. Wenn auch der Herausgeber im einzelnen stets im Einvernehmen mit den sprachkundigen

Verfassern handelte und fachmännischen Rat suchte, so trägt er doch allein die Verantwortung für die zur Anwendung gebrachte Schreibweise der Namen.

Von den Männern, die ihre Kräfte in den Dienst der „Weltgeschichte“ gestellt haben, sind schon vor der Inangriffnahme einer zweiten Auflage Thomas Achelis, Georg Adler, Julius Jung, Richard Mahrenholtz, Karl Pauli, Friedrich Ratzel, Emil Schmidt, Heinrich Schurtz, Eduard Graf Wilczek, Heinrich von Wlislocki und Hans von Zwiedineck-Südenhorst durch den Tod ihrem Wirkungskreise entrissen worden. Ihre Beiträge wurden teils von anderen überarbeitet, teils durch neue Arbeiten ersetzt. Aber auch von denen, die für die zweite Auflage tätig waren, ist schon Viktor Hantzsch durch den Tod von uns geschieden, ohne die Korrektur seiner beiden Beiträge zum ersten Bande lesen zu können, und vor wenigen Tagen ist ihm Alexander Tille, der Bruder des Unterzeichneten, gefolgt. Mit Hilfe anderer Sachkenner mußten deshalb die letzte Prüfung der betreffenden Abschnitte Herausgeber und Redaktion besorgen.

So wird diese neue, wohlvorbereitete Ausgabe der „Weltgeschichte“ in dem stattlichen Umfange von zehn Bänden dem Leser in der Zuversicht übergeben, daß auch sie ihren Platz in der Geschichtsliteratur ganz ausfüllen und Fachmann wie Laien voll befriedigen wird.

Leipzig und Dresden, am Neujahrstage 1913.

Bibliographisches Institut. **Dr. Armin Tille.**

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung: Überblick über die Geschichte der Weltgeschichtsschreibung. Von Dr. Armin Tille.

Seite

A. Die Geschichtsauffassung des Mittelalters 1
B. Die allgemeine Geschichte unter dem Einflusse des Humanismus 3
C. Die philosophische Weltgeschichtsschreibung 9
D. Weltgeschichte auf geographischer Grundlage 20
E. Universalgeschichte 24

I. Die Vorgeschichte der Menschheit. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. Johannes Ranke.

1. Die älteste oder paläolithische Kulturgeschichte der Menschheit 27
A. Das Diluvium und seine Tierwelt . . 27
B. Die Fundstellen des Diluvialmenschen . 35
C. Die menschlichen Überreste im Diluvium 39
a) Die Funde im geschichteten Diluvium 39
b) Höhlenfunde und archäologische Schichtenuntersuchung 47
c) Paläolithische Menschen der Gegenwart 52
d) Körperliche Reste des Diluvialmenschen 55
2. Die Paläontologie des neolithischen Menschen in Europa 58
A. Die alluviale Steinzeit 58
B. Die altneolithische Schicht. Die dänischen Muschelhaufen 61
C. Die vollentwickelte neolithische Epoche . 65
a) Die neolithischen Steingeräte . . . 66
b) Der neolithische Schmuck 69
c) Die Viehzucht der neolithischen Periode 70
d) Der Ackerbau der Steinzeitmenschen 73
e) Die Töpferei 74
D. Die Wohnstätten und das häusliche Leben 79
a) Übersicht über den Kulturbesitz der steinzeitlichen Pfahlbauten 79

Seite

b) Neolithische Höhlenwohnungen und andere Landsiedelungen 83
c) Die Steinbauten und die Gräber . 87
3. Die Perioden aufdämmernder Geschichte 92

II. China, Japan, Korea und neueste Geschichte Ostasiens. Von Wirkl. Geh. Rat Max von Brandt, Exz.

Ostasien. Einleitung 102
1. China 104
A. Der Name 104
B. Land und Leute 105
a) Der Boden 105
b) Die Bevölkerung 106
C. Die mythische Zeit 108
D. Die sagenhafte Zeit 109
E. Die Religion, die Philosophie und die Kultur der alten Chinesen 110
a) Die Religion 110
b) Die Philosophie 111
c) Der Kulturzustand der alten Chinesen 114
F. Die ältere Geschichte Chinas. 117
a) Die Tschau-Dynastie (1122—249 v. Chr.) 117
α) Die Schicksale der Tschau bis 600 v. Chr. 117
β) Kung fu tsze 118
γ) Meng tsze 119
δ) Der Ausgang der Tschau (600—249) 121
b) Die Tschin-Dynastie (220—206 v. Chr.) 121
c) Die frühere westliche Han-Dynastie (206 oder 202 v. Chr. bis 8 n. Chr.) 123
α) Von Kao Tsu bis Tsching Ti . 124
β) Wu Ti 125
γ) Von Tschao Ti bis Ju tsze Jing 126

Seite

δ) Das Wirken der westlichen Han auf den Gebieten der Literatur und Baukunst 127
d) Die Zeit des Usurpators Wang Mang und der Anarchie (9—24 n. Chr.) 127
e) Die spätere, östliche Han-Dynastie (25—220 n. Chr.) 128
G. Der Buddhismus in China 129
a) Die geschichtliche Entfaltung der Buddhalehre in China 129
b) Der Einfluß des Buddhatums auf die chinesische Kultur 132
H. Der Islam in China 132
J. Die mittlere Geschichte Chinas 134
a) Die „drei Reiche" (216 oder 220—265) 134
b) Die westliche und die östliche Tsin-Dynastie (265—316 und 317—420) 135
c) Die Zeit der Teilung zwischen Norden und Süden 420—581 (589). . 136
α) Der Süden 136
β) Der Norden 137
d) Die Sui-Dynastie (581 oder 589—617 oder 619). 137
e) Die Tang-Dynastie (618—907) . . 138
f) Die fünf Dynastien (907—960) . . 141
g) Die nördliche Sung-Dynastie (960—1127) 141
h) Die südliche Sung-Dynastie (1127—1279) 143
i) Die mongolische Jüan-Dynastie, 1206 (1260 oder 1280) bis 1368 143
K. Die Anfänge des Christentums in China (635—1368) 146
a) Das nestorianische Bekenntnis . . . 146
b) Das römisch-katholische Bekenntnis. 146
L. China im Übergange von der mittleren zur neueren Zeit: die Ming-Dynastie (1368—1644) 148
M. Das zweite Zeitalter des Christentums in China (seit 1581) 150
a) Die Blütezeit der jesuitischen Mission 150
b) Der Niedergang der christlichen Missionen in China 151
c) Das Wiederaufleben der christlichen Missionen in China 152
N. Die neuere Geschichte Chinas 153
a) Die Mandschu-(Ta Tsching-)Dynastie 1644—1820 153
b) Die Mandschu-Dynastie 1821—94 155
α) Vom Opiumkriege bis zu den Pekinger Verträgen 155
β) Die Wirren bis 1894 156
O. Rückblick 158

Seite

2. Japan 161
A. Land und Leute 161
a) Der Schauplatz 161
b) Die Bevölkerung 162
B. Die Götter- und Heroenzeit (bis zur angeblichen Aufrichtung des Reiches 660 v. Chr.) 164
C. Die sagenhafte Zeit (bis zur Einführung der Buddhalehre 552 n. Chr.) 166
a) Die äußeren Geschicke 166
b) Die innere Entwickelung 169
D. Der Buddhismus in Japan von seiner Einführung 552 n. Chr. bis auf die Gegenwart 170
E. Die Umgestaltung der Regierung . . 173
a) Die Herrschaft der Fujiwara . . . 173
b) Die Kämpfe der Taira und der Minamoto (bis 1185 n. Chr.) 175
F. Die Minamoto, die Hodscho und die Asikaga (1186—1573) 178
a) Joritomo 179
b) Die Schattenschogune und die Hodscho 179
c) Die Asikaga. 181
G. Das Christentum und die Fremden in Japan (1543—1624) 182
a) Der geschichtliche Verlauf der Beziehungen Japans zum Christentum . . 182
b) Die Ursachen für das schnelle Heimischwerden und den schnellen Niedergang des Christentums in Japan 184
c) Die Art des Vorgehens der Japaner gegen die Fremden 186
d) Die Lage seit der Wiedereröffnung Japans 187
H. Die Zeit der Emporkömmlinge (1573—1600) 187
a) Nobunaga 187
b) Hidejoschi 188
c) Der Sieg des Ostens (Jiejas) . . . 190
J. Die Entstehung und Entwickelung des Feudalstaates 192
a) Bis zum Jahre 1615 192
b) Unter Jiejas und seinen Nachfolgern 193
K. Die Tokugawa (1603—1868) 197
L. Der Sturz des Schogunats 201
a) Die letzten Tokugawa-Schogune . . 201
b) Die Eröffnung Japans. 202
c) Der Sturz des Schogunats. . . . 205
M. Die neue Zeit 206
a) Die Wiederherstellung des Mikadotums. 206
b) Japans äußere Politik 1874—1893 210

Seite

3. Korea 211
A. Land und Leute 211
B. Die ältere Geschichte Koreas 213
C. Koreas mittlere Geschichte 213
D. Korea im Übergang aus seinem mittleren zum neueren Zeitalter 215
a) Die Vorherrschaft der Ming . . . 215
b) Hidejoschis Angriffspolitik 216
E. Die neue Zeit 217
4. Neueste Geschichte Ostasiens 219
A. Der Krieg zwischen China und Japan 1894/95 219
B. China und die fremden Mächte . . . 221
C. Der russisch-japanische Krieg 1904—05 230
D. Die vereinigten Staaten und Japan . 235
E. Chinas innere und äußere Lage . . . 236

III. Hochasien und Sibirien.

Von Dr. Heinrich Schurtz (†). Durchgesehen von Dr. Viktor Hantzsch (†). Mit Ergänzungen von Geh. Hofrat Prof. Dr. Erwin von Baelz.

1. Die Urzeit und die geschichtlichen Anfänge Hochasiens 242
A. Das Land als Schauplatz der geschichtlichen Vorgänge 243
B. Die wirtschaftlichen Bedingungen. . . 247
C. Die vorgeschichtliche Zeit 249
D. Die Entstehung des Nomadentums . . 251
2. Hochasien seit dem Entstehen mongolischer Nomadenstämme. 254
A. Allgemeines 254
a) Die Quellen 254
b) Das Verhalten Chinas zum Nomadentum 255
c) Die Völkermischung in Hochasien . 256
B. Die Hunnen 257
C. Das westliche Hochasien und seine Nachbargebiete 260
D. Das Tarimbecken (Ostturkistan) . . . 262
a) Das Tarimbecken und der westöstliche Handel 262
b) Die Wandlungen im Handelsverkehr 264
c) Die Chinesen als Eroberer im Tarimbecken 266
E. Die westlichen Hunnen 269
F. Hochasien nach dem Falle des Hunnenreiches 270
a) Die Hsien pi und die Jen jen . . 270
b) Die Uiguren 271
G. Die Türkenreiche 272
a) Die Anfänge 272

Seite

b) Die östlichen und die westlichen Türken 273
c) Die Kirgisen und die Khitan . . . 275
H. Tibet 275
a) Die Vorgeschichte 276
b) Das Reich Tibet 277
J. Kultur- und Religionsverhältnisse in Hochasien im ersten Jahrtausend n. Chr. 279
a) Der Buddhismus in Hochasien . . 282
b) Die zoroastrische und die manichäische Religion in Mittelasien. 287
c) Das Christentum in Mittelasien . . 287
d) Der Islam in Hochasien 288
3. Hochasien von der Mongolenzeit bis zur Gegenwart 289
A. Dschengis Khan 289
a) Die Anfänge der Mongolen . . . 289
b) Temudschin (Dschengis Khan) . . . 290
c) Die Reichsverwaltung unter Temudschin 292
B. Das Mongolenreich bis zu seiner Teilung 294
C. Der Zerfall des mongolischen Weltreiches 296
a) Der Beginn des Zerfalles 296
b) Die westlichen Teilreiche 297
D. Timur 300
a) Die Anfänge Timurs 300
b) Timurs Eroberungszüge 301
E. Die Timuriden 304
F. Tibet und der östliche Buddhismus seit dem ausgehenden 13. Jahrhundert . . 305
G. Die Mongolei und das Tarimbecken von 1300 bis zur Gegenwart 311
a) Die letzten Dschengisiden 311
b) Das Reich der Kalmücken (1630—1758) 311
c) Das Vordringen Rußlands und der zähmende Einfluß der Buddhalehre 312
d) Das Zeitalter der Dunganenaufstände (1825—94) 314
H. Das westliche Turkistan vom Ausgange der Timuriden bis zum Eindringen der Russen 315
a) Die Kirgisen vom angehenden 16. bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert 316
b) Die usbegischen Staaten Khiwa, Bochara und Khokand seit 1500 . . . 317
4. Sibirien und das asiatische Rußland 321
A. Die hyperboreische Zone 321
a) Die langköpfigen Jäger und Renntierzüchter 321
b) Die hyperboreische Mischkultur . . 322
c) Die Nordwanderung der Jakuten . 324
B. Die Westsibirier 325
a) Die Magyaren, Alanen und Awaren 325

Seite

b) Jugrien 327
c) Das Reich Sibir 327
C. Die Ostsibirier 329
a) Die Nordwanderung der Tungusen 329
b) Die südöstlichen und südlichen Ausstrahlungen der Tungusen 330
α) Die Wu hwan und die Hsien pi 331
β) Die Khi tan, Nü tschi und Mandschu 332
D. Die Völker am Strand und auf den Inseln des nordwestlichen Stillen Ozeans 333
a) Die allgemeinen Züge der Geschichte Nordostasiens 333
b) Einiges aus den Einzelgeschichten der Paläasiaten 334
E. Die Russen in Sibirien und Hochasien . 336
a) Die Kosaken bis zum Jahre 1600 . . 337
b) Das Vordringen Rußlands nach Osten und nach Süden (seit 1600) 339
α) Die friedliche Gewinnung Ost- und Nordsibiriens (bis 1800) . . 339
β) Der Kampf gegen den Nomadismus in Südwestsibirien 340
γ) Das Streben nach einer sicheren Stellung am Stillen Ozean (seit 1800) 345

IV. **Indien.** Von Prof. Dr. Emil Schmidt (†). Neu bearbeitet von Prof. Dr. Richard Schmidt.

1. Die Natur Vorderindiens 351
A. Das Land 351
a) Allgemeines 351
b) Die Gliederung des Landes . . . 352
c) Die Lage 355
B. Die Bevölkerung 356
a) Das körperliche Verhalten 357
b) Die Sprachen Indiens 359
c) Die Verbreitung der indischen Religionen 360
d) Das Kastenwesen 361
2. Die Geschichte Vorderindiens 361
A. Das indische Altertum 362
a) Die Vorgeschichte 362
α) Die Urbewohner des Landes. . 362
β) Die iranisch-indischen Arier in ihren Ursitzen 368
b) Die erste Stufe der arischen Einwanderung ins Pandschab 369
α) Die Wege der Einwanderung . 370
β) Kulturfortschritte 371
γ) Die Religion der indischen Arier im Pandschab 373

Seite

c) Die Ausbreitung der Arier im Gangesgebiete 374
α) Die Geschichtsquellen: Das Mahabharata 374
β) Politische und soziale Wandlungen 377
γ) Das brahmanische Kastenwesen . 378
δ) Die brahmanische Philosophie . 381
ε) Die brahmanische Götterlehre . 382
ζ) Die Verbreitung des Brahmanentums nach Südindien 384
η) Die alten Königreiche im Süden Indiens 385
ϑ) Das Vordringen des Brahmanentums an der Malabarküste . . . 386
d) Der Buddhismus in Indien . . . 387
α) Das Leben Buddhas 388
β) Die „drei Konzile" 391
γ) Buddhas geschichtliche Persönlichkeit 392
δ) Der Buddhismus aus der Zeit nach Asoka 394
ε) Das buddhistische Mönchswesen . 395
ζ) Der Buddhismus in seiner Bedeutung für die indische Kultur 397
η) Der Dschainismus. 398
e) Die Zeit vom Zug Alexanders des Großen bis zum Eindringen des Islam 400
α) Alexanders Unternehmung gegen Indien 401
β) Das Magadhareich: Tschandragupta und Asoka 401
γ) Die skythisch-tibetischen Reiche in Nordwestindien 403
δ) Die nord- und mittelindischen Hindudynastien des 1. Jahrtausends n. Chr. 404
ε) Der Hinduismus 405
1) Der Buddhismus: seine Ausbreitung; seine Spaltung in die südliche und die nördliche Lehre; sein Ende in Indien . 405
2) Die hinduische Religion . . . 406
3) Die hinduische Ausbildung des Kastenwesens 409
4) Die Stellung der Frau . . . 411
5) Die Pflege der Wissenschaften und Künste durch die Brahmanen 411
B. Das mohammedanische Zeitalter Indiens (1001—1740) 416
a) Die Religionskämpfe zwischen Islam und Hinduismus (1001—1526) . . . 416

Seite

α) Das Haus Ghasni 417
β) Das Haus Ghor 418
γ) Die Mameluckenherrscher (die „Sklaven- oder erste tatarische Dynastie") 418
δ) Das Haus Khildschi (die zweite tatarische Dynastie) 420
ε) Das Haus Toghluks (die dritte tatarische Dynastie) 422
ζ) Die Seijiden 424
η) Das Haus Lodhi 424
ϑ) Die politischen Veränderungen im Süden Indiens seit 1347 . . . 424
b) Das Mogulkaisertum der Timuriden bis auf Alamgir II. (1526—1759) . 425
α) Baber 425
β) Humajun und die Suriden . . 426
γ) Akbar 427
δ) Dschihangir 431
ε) Schah Dschihan 433
ζ) Aurang sebs Anfänge 435
η) Die Begründung der Marrattenmacht 436
ϑ) Aurang sebs Ausgang 438
ι) Die späteren Mogulkaiser . . . 438
ϰ) Die Sikh 440
λ) Nadir Schahs und Achmed Durranis Einfälle in Hindostan . . 441
μ) Das Marrattenreich auf der Höhe 441
ν) Die Umwandlung des Marrattenstaates in einen lockeren Staatenbund 443
ξ) Das Reich des Nisams 443
C. Die Erschließung Indiens durch Europäer und die Kämpfe um seine wirtschaftliche Beherrschung (1498—1858) . 444
a) Die Entdeckung des westöstlichen Seeweges nach Indien und die ihr folgenden Handelsunternehmungen europäischer Staaten (1498—1740) 444
α) Die Portugiesen in Indien . . 445
β) Die Holländer in Indien . . . 447
γ) Die Handelsunternehmungen anderer europäischer Staaten. . . 448
δ) Die ersten Niederlassungen der Engländer 450
b) Das Ringen der Engländer und der Franzosen um die Vormachtstellung in Indien (1740—60) 454
α) Dupleix 454
β) Clives erstes Auftreten und kriegerische Erfolge 456

Seite

c) Das Zeitalter der Gelderpressungen (1760—98) 457
α) Clives zweites Auftreten in Indien. 457
β) Mir Kasim; weitere Erfolge der Kompanie (1761—65) und die Verderbnis ihrer Beamtenschaft 459
γ) Clives letztes Auftreten in Indien und sein Ende 460
δ) Der erste Krieg der Englischen Kompanie mit Haider Ali von Maisur 460
ε) Warren Hastings 461
ζ) Der erste Krieg der Englischen Kompanie mit den Marratten; der zweite Krieg mit Maisur; Hastings' Heimkehr 463
η) Lord Cornwallis; der dritte Krieg gegen Maisur 464
ϑ) Sir John Shore und das Erzwingen „subsidiärer Allianzen" . . 464
d) Der imperialistische Gedanke und das Zeitalter der großen Gebietserwerbungen (1799—1828) 465
α) Wellesley: Tippus Ende; der zweite Marrattenkrieg 465
β) Sir George Barlow 467
γ) Lord Minto: die Eröffnung politischer Beziehungen zu nichtindischen Staaten 468
δ) Lord Moira (Hastings): die Kriege mit den Gurkha, Pindari und Marratten 468
ε) Lord Amherst und der erste Krieg mit Burma 470
e) Lord William Bentinck (1828—35) . 471
f) Auckland, Ellenborough und Hardinge (1836—48) 473
α) Der erste Krieg gegen Afghanistan 474
β) Die Unruhen in Sindh und Gwalior; der erste Krieg mit den Sikh 476
g) Dalhousie (1848—56) 478
α) Die zweiten Kriege mit den Sikh und mit Burma 478
β) Dalhousies innere Verwaltung; das Einverleiben einheimischer Staaten nach dem Grundsatze des „Anheimfallens" 479
h) Lord Canning; der Sepoy-Aufstand (1857) 480
i) Die Einverleibung Indiens in das britische Kaiserreich (1858) . . . 483

Seite

k) Die neueste Zeit: Friede und soziale Aufbesserung 483
1) James Bruce Graf von Elgin (1862—63) 483
2) John Lawrence (1863—68) . . 484
3) Richard Southwell Bourke Graf Mayo (1869—72) 485
4) Thomas George Baring Northbrook (1872—76) 485
5) Edward Robert Bulwer-Lytton (1876—80) 486
6) George Frederick Samuel Robinson Marquis von Ripon (1880—84) . 488
7) Frederick Temple Blackwood Graf von Dufferin (1884—88) . . . 488
8) Henry Charles Keith Petty Fitzmaurice Marquis von Lansdowne (1888—94) 489
9) Victor Alexander Bruce Graf von Elgin und Kincardine (1894—98) 490

3. Ceylon 491
A. Die Natur Ceylons 491
a) Das Land 491
b) Ceylons Urbevölkerung 491
B. Die Vorgeschichte Ceylons 492
a) Die arische Einwanderung 492
b) Die ceylonischen Geschichtsquellen . 493
c) Die Sage von der Besiedelung Ceylons 493
α) Widschaja 493
β) Die Nachfolger Widschajas . . . 494
γ) Die Chronologie der sagenhaften Zeit 496
C. Die ältere Geschichte Ceylons (300 v. Chr. bis 1500 n. Chr.) 496
a) Der Buddhismus auf Ceylon . . . 496
b) Die ersten geschichtlichen Einfälle der Tamilen 499
c) Die letzten Könige aus dem Hause Widschajas und ihre Nachfolger (88 v. Chr. bis 1164 n. Chr.) 500
α) Unruhen auf dem Thron und in der Kirche; Buddhaghoscha. . . 500
β) Abnahme der königlichen Macht; Vordringen der Tamilen (431—1164 n. Chr.) 502
d) Parakkama Bahu I. der Große . . 503
e) Verfall des Reiches und der Kirche (1200—1500) 505
D. Die neuere Geschichte Ceylons (seit 1500) 506
a) Die Portugiesen in Ceylon 507
b) Die Holländer in Ceylon 508
c) Die Briten auf Ceylon 509

Seite

4. Indochina 510
A. Der Schauplatz 510
a) Das Land 511
b) Die Völker Indochinas 512
B. Die Vor- und Frühgeschichte Indochinas 513
C. Die Geschichte Indochinas 516
a) Das westliche Indochina (Burma) . 516
b) Das mittlere Indochina 520
α) Tschampa und Kambodscha . . 520
β) Siam 521
1) Das erste Zeitalter der neueren siamesischen Geschichte (1344—1556) 522
2) Das zweite Zeitalter der neueren siamesischen Geschichte (1556—1767) 522
3) Das dritte Zeitalter der neueren siamesischen Geschichte (seit 1767) 523
c) Das östliche Hinterindien (Tongking, Anam und Kotschinchina) 526
α) Die chinesische Zeit 526
β) Die Regungen nationaler Selbständigkeit 526
γ) Das Zeitalter des französischen Einflusses in Ost-Hinterindien . 527

V. Indonesien. Von Dr. Heinrich Schurtz (†). Neu bearbeitet von Dr. Viktor Hantzsch (†).

1. Ethnographischer Überblick 531
2. Die indonesische Geschichte 532
A. Die urgeschichtlichen Zustände 532
B. Die gegenwärtige Verteilung der Völker Indonesiens 533
C. Die Wanderungen der Malaien . . . 534
a) Die Kultur der älteren Wanderzeit 536
b) Die Wanderzüge der frühesten Zeiten 537
c) Die Wanderungen der Malaien im engeren Sinne 538
D. Die Eingriffe von außen 538
a) Die Chinesen 539
b) Die Inder 540
c) Die Araber 542
d) Die Europäer 543
α) Die Portugiesen 543
β) Die Niederländer 545
E. Die einzelnen Teile Indonesiens in ihrer geschichtlichen Sonderentwickelung . . 548
a) Java 548
b) Sumatra 553
c) Borneo 556
d) Celebes 558

Seite

e) Die Molukken 560
f) Die Kleinen Sundainseln 561
g) Die Philippinen 562
3. Madagaskar 565
A. Die Urgeschichte Madagaskars 565
B. Die beglaubigte Geschichte Madagaskars 566
a) Die arabische Zeit 566
b) Die nationalen Staatengründungen 567
c) Die französische Zeit 569
C. Die Maskarenen 570

VI. Die geschichtliche Bedeutung des Indischen Ozeans. Von Prof. Dr. Karl Weule. Bearbeitet von Oberlehrer Karl Wegerdt.

1. Die Lage und die Gestalt des Indischen Ozeans 571
2. Die frühgeschichtliche Dämmerung . 574
3. Die geschichtliche Zeit bis zum Auftreten des Islam 577
A. Bis zum Auftreten der Chinesen . . . 578
a) Die alten Ägypter 578
b) Indien 578
c) Die Phöniker, die Hebräer und Necho II. von Ägypten 579
d) Der Etappenhandel auf dem Indischen Ozeane 600—30 v. Chr. . . 581
e) Die Anfänge eines internationalen Verkehrs während der römischen Kaiserzeit 582
B. Vom Auftreten der Chinesen bis auf Mohammed 582
a) Die Chinesen 583
b) Die westlichen Nationen 584

Seite

4. Von Mohammed bis auf Vasco da Gama 585
A. Der Osten 586
B. Der Westen 589
a) Die Araber 589
b) Die Folgen der Irrtümer des ptolemäischen Erdbildes 590
5. Die neue Zeit 592
A. Von Vasco da Gama bis zum Beginne der britischen Herrschaft in Indien (1498 bis 1757) 593
a) Die Bedeutung des selbständigen Eindringens der weißen Rasse in den Indischen Ozean 593
b) Der Kampf um die Vorherrschaft im Indischen Ozean 595
c) Der Indische Ozean als Teil des Weltmeeres 597
B. Vom Beginne der britisch-indischen Herrschaft bis zur Durchstechung der Landenge von Sues (1757—1859) . . 598
C. Die Gegenwart (seit 1859) 601
a) Der Bau des Sueskanals und seine Folgen 601
b) Die Sicherung der britischen Vorherrschaft im Indischen Ozean durch die Nil-Kap-Politik 603
c) Der nördliche und der nordöstliche Indische Ozean 603
6. Rück- und Ausblick 604

Bibliographie 606
Register 622

Verzeichnis der Beilagen.

Farbige Tafeln.

Seite

Die Höhle Hohlefels im schwäbischen Achtale. 48
Helden und Heldinnen der chinesischen Geschichte (mit Textblatt) 138
Die Entführung Go Schirakawas im Jahre 1159 (mit Textblatt) 176
Der Schogun Minamoto Joritomo. 179
Fragment einer manichäischen Miniatur mit uigurischem Text aus Irdikut Schahri (mit Textblatt) 287
Die Eroberung Sibiriens 338
Benares am Ganges 375
Der Tadsch Mahal (mit Textblatt) 433

Schwarze Tafeln.

Vier Vertreter weltgeschichtlichen Denkens . . 15
Skelett des Mammuts nach den Funden an der Berefowka 33
Griechische Werkzeuge, Waffen, Geräte aus frühgeschichtlicher Zeit 98
Altchinesisches Steinrelief: Flachornamente auf dem 6. Steine der vorderen Grabkammern der Familie Wu in Schantung, um 150 n. Chr. 116
Vier einflußreiche Chinesen des ausgehenden 19. Jahrhunderts 157
Chinesische Residenzen zu Kanton 160
Der Daibutsu in Kamakura in Japan. . . . 171
Die Grabstätten und Tempelhaine von Nikko in Japan 198
Kaiser Mutsuhito von Japan (1867—1912) und seine Gemahlin Haruko 205
Koreaner und koreanisches Haus mit Bewohnern 212
Acht japanische Feldherren des russisch-japanischen Krieges 231
Die 8. Seite aus der alttürkischen Ethik „Kudatku Bilik" (mit Textblatt) 273
Zwei vom Wüstensand bedeckte Siedelungen in Chinesisch-Turkistan 281
Zwei buddhistische Gedichte 283
Das Tor von Kiu-jung kwan 288

Seite

Die Gur-Emir-Moschee in Samarkand . . . 303
Silberne Gebetsmühle aus dem Kloster Kumbum 313
Pagode in Kondscheweram 397
Dschainatempel zu Mount Abu 400
Indische Münzen 404
Altindische Bildhauerkunst 407
Ein Säulengang im Inneren des Hindutempels auf der Insel Rameschwaram 409
Altindische Malerei und Baukunst 415
Bilder aus Fattepur Sikri 428
Surat 453
Tempel und Befestigungen auf dem Felsen in Tritschinopoli 456
Der Hof des Großmoguls 472
Der Bahnhof Victoria-Terminus in Bombay 483
Buddha-Bronzen aus Ceylon und Java. . . 496
Frühbuddhistische Tempelanlagen bei Anuradhapura. 498
Buddha und seine Schüler 515
Plan von Batavia aus dem Jahre 1681 . . 545
Häuser in Atschin 554
Häuser auf den Molukken 560
Zwei Darstellungen zur Hindu-Mythologie aus dem Tempel von Kusamba in Kelungkung, Südost-Bali 562

Karten.

Mitteleuropa zur Eiszeit 36
China und Japan 105
Japan und Korea 162
Russisch-Japanischer Kriegsschauplatz 232
Mittelasien 243
Forschungsreisen in Mittelasien seit 1856 (mit Register auf der Rückseite) 275
Die Mongolenreiche 293
Nordpolarländer 321
Sibirien 325
Karte zur Geschichte Ostindiens 426
Hinterindien und Malaienarchipel 510
Der Indische Ozean 573

Verzeichnis der Abbildungen im Text.

	Seite
Carions „Chronica", Titelbild	5
Skelett des Höhlenbären	29
Rhinoceros tichorhinus	31
Mammut aus der Combarelleshöhle	32
Steinwerkzeug in Lanzenspitzenform; ovales Steinbeil	40
Zwei Steinmesser von Taubach	41
Zerschlagener Mittelfußknochen des Bison	42
Schnitzereien aus Renntiergeweih	44
Rechte Kronenschaufel eines alten Renntieres	45
Rechte Stange eines Renntieres mit eingefeilten Zeichen	46
Schädel eines Renntieres, zu einem Trinkgeschirr umgearbeitet	48
Paläolithische Schmuckgegenstände	48
Axt von St.-Acheul bei Amiens	49
Harpunen aus Renntiergeweih	49
Pfeilspitze von Gorge d'Enfer	50
Gravierung eines Mammuts auf Mammutzahn	50
Gravierungen auf Renntierknochen	51
Feuersteingeräte der Tasmanier	53
Steinschlägel der Eskimo; Axt der Zuñi	54
Knochen- und Steingeräte der Alaska-Eskimo	54
Schädel der Neandertalrasse	56
Schädel von Combe-Chapelle aus der Aurignackulturschicht	57
Ungeschliffene Feuersteinaxt der älteren Steinzeit	63
Axt der Eskimo	65
Steinkern oder Nucleus; zwei Feuersteinmesser	67
Steinaxt der nordischen jüngeren Steinzeit; Grünsteinaxt	68
Steindolch der nordischen Steinzeit	69
Tongefäß der älteren Steinzeit	75
Tongefäß mit Schnittverzierung; Becher mit Stichverzierung; henkelloser Becher	76
Tongeschirr	77
Tupfenverzierung	77
Henkelkrug mit Bandverzierung	78
Reste einer steinzeitlichen Pfahlbauhütte in Schussenried	79
Steinhacke in Hirschhorn und Holz	80
Axthämmer	80
Harpunenspitze, Pfriem mit Handgriff	81
Schmuckstücke aus den Schweizer Pfahlbauten	82
Funde aus den Schweizer Pfahlbauten	82
Handmühle aus Sandstein	83
Funde aus der jüngeren Steinzeit der Fränkischen Schweiz	84
Schnitzereien aus Bernstein und Tropfstein	85
Feuersteinbeil	86
Dolmen in Südschweden	87
Inneres einer Riesenstube bei Roskilde	88
Stonehenge im 19. Jahrhundert	89
Steinkreis aus der jüngeren Steinzeit Englands	90
Kelte	95
Bronzewaffen	95
Bronzeschwerter	96. 97
Eisenschwert	98
Eisenflachkelt	98
Lanzenspitzen	98
Bronzefibeln	99
Bronzeeimer	100
Lao tsze	113
Kriegswagen eines chinesischen Feldherrn in alter Zeit	114
Chinesisches Gefäß aus der Zeit der Tschang-Dynastie	115
Kung fu tsze	118
Meng tsze	120
Tschin Schi Huang Ti	122
Ein Teil der Großen Mauer in China	123
Hsiang Tschi	124
Kaiser Kao Tsu (westliche Han-Dynastie)	126
Tempelanlagen auf dem Taischan, einem der fünf heiligen Berge	128
Kaiser Kao Tsu (Tangdynastie)	138
Kaiser Tai Tsung	138
Li Tai peh	139
Kaiser Tai Tsu	140
Tai tszu	144
Tai Tsu, Gründer der Ming-Dynastie	148
Tai Tsu, Begründer der Mandschu-Tsing-Dynastie	149
Kanal in Kanton	157
Bronzegefäß der Tschau-Dynastie	160

	Seite
Aino-Familie	162
Amaterasu Omikami, Sonnengöttin	164
Dschimmu Tenno, der mythische erste Kaiser Japans	165
Leben des Japaners in alter Zeit	168
Taira Kijomori	177
Ujesugi Kenschin	182
Tojotomi Hidejoschi	189
Jiejas, Begründer des Tokugawa-Schogunats	191
Daimio-Prozessionen	193
Feierlicher Leichenzug in der Tokugawa-Periode	197
Offizier und Soldaten gegen Ende des Tokugawa-Schogunats	198
Tor zu dem Palast in Söul	212
Koreanische Hoftracht	213
Koreanische Beamte	215
König Tschul tschong und König I höng von Korea	218
Tai wen kun, Vater des Kaisers von Korea und langjähriger Regent	219
Blick auf die Stadt Tsingtau vom Wasserberge aus	223
Fürst Ito	225
Kaiserin Tsze hsi von China	238
Hsuan Tung, letzter Kaiser von China	239
Juan Schi kai, in seiner koreanischen Zeit	240
Straße im Basar von Bochara	245
Mongole mit zahmem Jak	246
Straße in Samarkand	263
Landschaft in Westtibet	276
Tibetanische Lamas am Kuku Nor	278
Albert Grünwedel	280
Mark Aurel Stein	280
A. v. Lecoq	281
Freske aus einem ostturkistanischen Tempel	282
Stupen von Irdikut Schahri	283
Das Dämonenheer des Mara	286
Herat und Zitadelle	302
Münzen Timurs	303
Ein Turkmene	305
Bronzebildnis eines tibetischen Großlama	307
Der Palast des Dalai-Lama in Lhassa, von Süden	308
Sven von Hedin	309
Urga, Sitz des Hutuktu	313
Tor der Zitadelle in Kaschgar	315
Junger Sarte aus Samarkand	317
Kirgisenfamilie im Alaigebirge	318
Der Murghab und die Stadtmauer von Merw	319
Alte Sartenfestung im Dorfe Tschurdschahur-gau bei Khokand	320
Ostjaken	323
Götzenmasken der Burjäten	324
Ein Kurgan in Sibirien	326
Tungusen	330
Tschuktschen	334
Giljake	335
Samarkand	342
Khal Mohammed Akjakal aus Andidschan	343
Skobelew	345
Bucht und Stadt Wladiwostok	346
Gebirgsszenerie mit Ansiedelung in Spiti	352
Indus-Schiffbrücke bei Khusalgar	354
Parsi-Familie aus Bombay	357
Mann und Frau der Toda	363
Geisterbeschwörer der Luschai	365
Schlangenbeschwörer in Bombay	366
Indische Waffen	367
Eine Bronzekanne aus Kaschmir	369
Hindu-Bauern	380
Nepalischer Tempelleuchter	399
Indische Wasserträger aus Bombay	409
Junge Hindufrau vornehmster Klasse	410
Eine Holzflöte der Kha in Hinterindien	413
Palast des Radscha in Dschaipur, Nordindien	414
Waschung vorm Gebet vor der großen Moschee in Lahor, Indien	415
Mausoleum des Kaisers Akbar d. Gr. in Sikandarah, unweit Agra	430
Metalltür in dem Tadsch Mahal bei Agra	433
Hindu-Kaufleute	437
Reede von Madras in Südindien	452
Main Street, Great Eastern Hôtel, Kalkutta	453
Heiliger Stier in Benares	481
Anuradhapura, Ceylon	495
Wedda mit Bogen	496
Buddha-Tempel in Kandi	501
Ein Fischerdorf am Mekhong	511
Ein Lingam-Idol	515
Mandalai	519
Eine Straße in Bangkok	524
Negritos von Sambas (Westborneo)	533
Gruppe von Battak-Leuten	535
Franz Wilhelm Junghuhn	550
Befestigtes Haus eines dajakischen Distriktsvorstehers in Tumbang Hiang	556
Negritoweib von Luzon	563
Altes ägyptisches Seeschiff	579
Eine chinesische Dschonke	583
Ein malaiischer Segler (Prau)	588
Der Indische Ozean nach Ptolemaios	591
Vasco da Gama	594
Graf Ferdinand v. Lesseps	601
Sues-Kanal (Textkärtchen)	602

Einleitung.

Überblick über die Geschichte der Weltgeschichtsschreibung.

Von Dr. **Armin Tille.**

Wort und Begriff „Weltgeschichte" sind verhältnismäßig jungen Ursprungs; das klassische Altertum hat trotz Diodorus Siculus beide ebensowenig gekannt wie das Mittelalter, und auch dem Zeitalter des Humanismus waren sie noch fremd. Dagegen hat bereits Augustin in „De civitate Dei" die Geschichte als das Feld betrachtet, auf dem Gott seinen Heilsplan verwirklicht, sie damit seinem religiösen Gedankengebäude eingeordnet und die spätere Geschichtsphilosophie zu einem guten Teile vorausgegriffen.

A. Die Geschichtsauffassung des Mittelalters.

Die lateinisch oder in der Volkssprache geschriebenen Geschichtsaufzeichnungen des Mittelalters sind vorwiegend annalistisch angeordnet, und wo die Darstellung eine gewisse künstlerische Höhe erreicht, da bilden die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit, die der Verfasser selbst mit durchlebte, ja die er wohl selbst gestalten half, den Gegenstand. Aber sachgemäße Bearbeitung überlieferten Stoffes, die Verbindung verschiedener Nachrichten und das Hervorkehren des Wesentlichen ist nur in ganz beschränktem Maße zu beobachten; vorwiegend handelt es sich um ein äußerliches Nebeneinanderreihen, um Kompilation, die sich noch dazu hauptsächlich den Zweck setzt, Beispiele zur religiös-sittlichen Belehrung zusammenzustellen. Und dennoch zeigt sich zuweilen in diesen Werken ein erster Ansatz zu weltgeschichtlicher Betrachtung, insofern der Schriftsteller, der Vorgänge der jüngsten Vergangenheit behandeln wollte, auch die wichtigsten Ereignisse der ferneren Vorzeit in zeitlicher Folge zusammenstellte, um den Hintergrund für seine zeitgeschichtlichen Nachrichten zu gewinnen. So wertlos die kurzen Notizen, die besonders auf Sextus Julius Africanus (gest. 222 n. Chr.), Eusebius (gest. 340) und Beda (gest. 735) zurückgehen, auch inhaltlich sind, sie verraten das Bedürfnis nach einem Überblick über das Geschehen in der Welt von den frühesten Zeiten an, und da die Zeitfolge der Vorgänge im Mittelpunkte des Interesses steht, so erklärt es sich, warum das griechisch-lateinische Wort Chronicon (Mehrzahl: Chronica; deutsch: Zeitbuch), meist ohne jeden Zusatz, den Titel jener Geschichtsbücher bildet.

Entsprechend der Bedeutung, die das Mittelalter der Bibel beimaß, begann der Chronist fast immer mit der Erschaffung der Welt oder den sonstigen Überlieferungen des Alten Testaments, aber er näherte sich in so gewaltigen Sprüngen den seiner eigenen Zeit

näherliegenden Ereignissen und bevorzugte die Vorgänge im römisch-deutschen Imperium so, daß in der Tat dessen Geschichte allein zur Darstellung kam. So wurde das vorhandene Bedürfnis nach einem Überblick in Wirklichkeit nicht befriedigt, aber es fehlte auch an den Voraussetzungen zu einer weltgeschichtlichen Betrachtung, insofern eine klare Vorstellung von der „Welt" als dem Schauplatz des Geschehens fehlte und die herrschende theologische Auffassung alles Lebens in ihrem Verlangen nach Einheitlichkeit ein Nebeneinander- hergehen der Völker nicht anerkannte, sondern an einem Nacheinander festhielt. Diese Auffassung stützte trefflich die Weissagung Daniels (Daniel 2, 31—45) von vier einander ablösenden Weltreichen, wie Hieronymus diese Stelle in seinem Daniel-Kommentar erklärt hatte, und so wurde denn diese allgemein zur Grundlage der Geschichtseinteilung, obwohl es einige Mühe machte, die Reiche selbst näher zu bezeichnen und die Tatsache ihrer gegenseitigen Ablösung zu erweisen. Darüber, daß das römisch-deutsche Reich, dessen Dasein eng mit dem Worte „Kaiser" verbunden war, das letzte der Reiche Daniels darstellen müsse, herrschte nicht der geringste Zweifel, und da man gemäß einer allerdings nicht biblischen, aber trotzdem recht bekannten talmudischen Weissagung des Propheten Elias das Alter der Welt auf 6000 Jahre berechnete, die in Abschnitte von dreimal 2000 Jahren zerfielen, so ergab sich zugleich ein Anhaltspunkt für die künftige Dauer der Erde. Daneben war noch nach Augustins und Bedas Vorgang eine Teilung in sechs Weltalter beliebt. Alle Werke, die in der eben bezeichneten Weise die Geschichte der vergangenen Zeiten darzustellen suchten, nennt die moderne Geschichtsforschung „Weltchroniken", auch dann, wenn sie nicht bis zur Erschaffung der Welt zurückgehen, sondern — wie etwa die Chronik Hermanns des Lahmen (gest. 1054), eines Mönches des Klosters Reichenau — erst mit der Gründung Roms oder einem anderen frühen Ereignis beginnen.

Die Chronikschreibung (Chronistik), die umfassende Werke schaffen will, steht im begrifflichen Gegensatz zur Annalistik und Biographie, die beide zumeist zeitgenössische Ereignisse behandeln, aber eben dadurch in bezug auf Parteinahme und Tendenz eine subjektive Färbung erhalten. Demgegenüber strebt die Chronik, die sich zum größten Teile mit längst vergangenen Dingen befaßt, nach einer gewissen Objektivität, und Bücher, wie die Sigeberts von Gembloux (gest. 1112) oder Ekkehards von Aura (gest. nach 1125), kommen in den älteren Teilen dem Ideal ziemlich nahe, wenn sie auch gelegentlich aus ihren Vorlagen unbewußt parteiische Anschauungen übernehmen. Hermann, Sigebert und Ekkehard sind die glänzendsten Vertreter umfassender Geschichtsschreibung im Mittelalter, und ihre Werke wurden später stark benutzt. Als Geschichtsphilosoph dieses Zeitalters steht dagegen Otto von Freising (gest. 1158), der als erster unter den Deutschen den geschichtlichen Stoff geistig belebte, vereinzelt da. Aber annähernd ebenbürtige Nachfolger hat er nicht gefunden.

Die genannten mittelalterlichen Geschichtsschreiber, die längst nicht die einzigen sind, die man anführen könnte, aber unbestritten die bedeutendsten, haben sämtlich lateinisch geschrieben; trotzdem sind ihre Bücher Kinder deutschen Geistes. Äußerlich in viel stärkerem Maße kommt das in der sogenannten „Sächsischen Weltchronik" zum Ausdruck, die ein Verwandter Eikes von Repgow, des Verfassers des „Sachsenspiegels", etwa gleichzeitig, d. h. bald nach 1230, in mitteldeutscher Sprache geschrieben hat. Der Verfasser fußt auf den älteren lateinischen Werken, hat aber auch manches eigene herbeigetragen und ist sich seiner Aufgabe vollständig bewußt gewesen. Die räumlich und zeitlich ihm näherliegenden Dinge behandelt er nicht ungebührlich breit, und sein bewundernswürdiges Streben nach Wahrheit führt ihn dazu, daß er die Tatsachen ganz schlicht aneinanderreiht und ursächliche

Zusammenhänge, auch solche einfachster Art, nicht aufdeckt. Als literarisches Erzeugnis ist die „Sächsische Weltchronik" ein Kunstwerk, und ihre Übertragung in andere deutsche Mundarten und die Angliederung der neuen Begebenheiten an sie beweist zur Genüge, daß auch die Zeitgenossen und nächsten Nachkommen ihren Wert schätzten.

Die zweite Hälfte des Mittelalters, die Zeit seit 1250, ist arm an allgemeinen Darstellungen; die Neigung der Geschichtsfreunde wandte sich ganz überwiegend der Zeitgeschichte zu, und diese wiederum wurde vorwiegend als Landesgeschichte betrachtet. Trotzdem waren natürlich für allgemeine Belehrung und für Unterrichtszwecke Handbücher im Gebrauch, aber sie entbehren der Originalität und können nicht als selbständige literarische Arbeiten gelten. Dieses Urteil trifft auch den „Fasciculus temporum" des Westfalen Werner Rolevinck (gest. 1502), der im 15. Jahrh. in mehr als 30 Auflagen verbreitet war. Diesen Erfolg hat jedoch kaum die Güte des Gebotenen hervorgerufen, sondern vermutlich am meisten der Umstand, daß dieses Buch zufällig das erste allgemeingeschichtliche Handbuch war, dem der Druck — die erste Ausgabe erschien in Köln 1474 — zur Verbreitung verhalf.

B. Die allgemeine Geschichte unter dem Einflusse des Humanismus.

Eine grundsätzlich andere Art von Geschichtsbüchern entstand unter der Einwirkung des Humanismus, von dem die moderne Geschichtsschreibung ihren Ausgang nimmt. In doppelter Hinsicht behandeln die humanistisch gebildeten Personen den überlieferten Stoff anders, und zwar ist die Beschäftigung mit der Welt des klassischen Altertums dafür entscheidend. Gegenüber der kritiklosen Hinnahme jeder Erzählung, die das spätere Mittelalter noch mehr als das frühere auszeichnet, beginnen die humanistischen Historiker die Quellen zu bewerten; sie suchen Widersprüche aufzuklären und auf diesem kritischen Wege die Wahrheit festzustellen. Zweitens aber haben sie zuerst einen Blick für die verschiedenen Völker: Babylonier und Assyrer, Griechen und Römer, Juden und Ägypter werden deutlich unterschieden, als nebeneinanderstehende Volkskörper empfunden. Diese bewußte Sonderung bahnt ein besseres Verständnis für das Wesen des römisch-deutschen Reiches an und legt den Grund zu einer völkergeschichtlichen, ja wenn man will weltgeschichtlichen Betrachtung der Dinge, wenn diese selbst auch erst später Tatsache wird. Trithemius zum wenigsten hat theoretisch die allgemeine von der Geschichte eines bestimmten Volkes klar unterschieden.

Sind diese Vorzüge vielfach auch nur als Absicht der humanistischen Verfasser vorhanden, während sich bei der praktischen Durchführung mancher Rückfall in die ältere Betrachtungsweise beobachten läßt, so haften deren Schlacken bezüglich der Gliederung des Stoffes in Monarchien oder Weltalter ihnen noch durchgängig an und trüben oft ihren Blick. Trotzdem sind die Fortschritte unverkennbar, und für das Gelingen ist mehr die Fähigkeit des einzelnen Bearbeiters maßgebend als die Zeitrichtung. Der Umschwung in der Auffassung zeigt sich auch darin, daß jetzt der Zweck geschichtlicher Arbeit gern erörtert wird; neben die Absicht, Beispiele für religiös-sittliche Belehrung zur Verfügung zu stellen, traten nunmehr noch andere: zur politischen Erziehung, namentlich der Fürsten, wollte man beitragen und dem Leser ein Mittel in die Hand geben, um sich in der Vergangenheit zurechtzufinden und die beim Lesen der alten Schriftsteller erwähnten Tatsachen sachlich und zeitlich richtig einzuordnen. Zugleich erfuhr der behandelte Stoff eine grundsätzliche Erweiterung, insofern die alten Völker eingehender und getrennt gewürdigt wurden. Die biblische Überlieferung ließ sich jetzt durch Nachrichten aus den griechischen, römischen und jüdischen (Josephus) Schriftstellern ergänzen; die Geschichte Griechenlands trat zum erstenmal besser

heraus, und in der Geschichte Roms wurde neben der Kaiserzeit, die schon dem Mittelalter vertraut gewesen war, auch dem Königtum und der Republik Beachtung zuteil. Im Vordergrunde aber stand wie im Mittelalter das römisch-deutsche Reich, und die übrigen europäischen Staaten fanden nur in gelegentlichen Abschweifungen Würdigung. Jeder humanistische Geschichtsdarsteller will etwas Selbständiges bieten, und wie wir aus Melanchthons Worten wissen, besaß er zum mindesten das Bewußtsein, daß es sich bei der Geschichtsschreibung, wie er sie übte, um eine neue, vorher nicht betriebene Wissenschaft handelte. Künstler geschichtlicher Darstellung, Geschichtsschreiber, hat das Mittelalter hervorgebracht, Geschichtsforscher erst das Zeitalter des Humanismus, und da Weltgeschichte nur das Ergebnis der Geschichtsforschung sein kann, war ihre Entwickelung in einer früheren Periode ausgeschlossen.

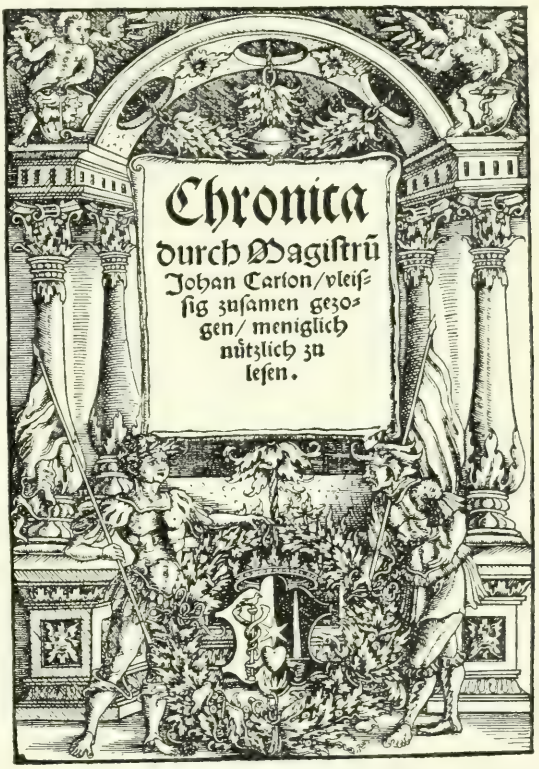
Nur von denjenigen humanistischen Geschichtsschreibern kann natürlich hier die Rede sein, die literarisch wertvolle, auf die Entwickelung der Geschichtsschreibung einflußreiche Werke geschaffen haben. Schon der Begründer des deutschen Humanismus, Rudolf Agricola (gest. 1485), hat sich als Geschichtsforscher versucht, wie Melanchthon berichtet, aber sein Werk ist ungedruckt geblieben und verloren gegangen; trotzdem dürfen wir bei dem lebhaften Austausch von Handschriften, den die Humanisten übten, annehmen, daß auch dieses Werk nicht spurlos an den Zeitgenossen und nächsten Nachfahren vorübergegangen ist. Im Geiste des Humanismus und doch in einem herzerfrischenden volkstümlichen Tone geschrieben ist das zuerst 1493 lateinisch verfaßte, alsbald aber von Simon Alt ins Deutsche übersetzte Werk des Nürnbergers Hartmann Schedel (1440—1514). Beide Ausgaben zieren dieselben Illustrationen von Wolgemut und Pleidenwurf, und die Titel lauten: „Liber chronicarum“ und „Das Buch der croniken und geschichten . . . von anbegin der werlt bis auf dise unsere zeit“. Schedel hatte in Leipzig scholastische Philosophie und die Rechte studiert, war Peter Luder 1463 nach Padua gefolgt, wo er sich der Medizin widmete und den Doktorgrad erwarb. In Nördlingen, Amberg und seit 1484 in Nürnberg als Arzt tätig, stand er mit den angesehensten Gelehrten in Fühlung und verarbeitete den Stoff, den er früher mit Eifer und Erfolg gesammelt hatte. Seine Weltchronik, neben der er noch manches andere Historische schrieb, ist im wesentlichen Kompilation, aber doch die eines kritisch veranlagten Gelehrten, und bricht einer neuen Darstellungsweise Bahn, ohne die alte völlig zu verleugnen. Die Einteilung beruht auf den üblichen sechs Weltaltern, von denen das sechste ebensoviel Raum einnimmt wie die ersten fünf zusammen. Eine grundsätzliche und die Geistesrichtung des Verfassers verratende Neuerung dagegen ist es, daß die Männer der Literatur und Wissenschaft neben den politischen Persönlichkeiten berücksichtigt werden.

Wissenschaftlich wertvoller als Schedels Buch ist das nur wenig jüngere des Johannes Nauclerus (1430—1510), der, humanistisch gebildeter Geistlicher, 1477 Lehrer des kanonischen Rechts in Tübingen wurde und dem Grafen und Herzog Eberhard von Württemberg diplomatische Dienste leistete. Erst 1516 erschien, von Reuchlin und Erasmus empfohlen und vom jungen Melanchthon in Einzelheiten verbessert, das Geschichtswerk, das sich durch seinen Titel von allen früheren abhebt; dieser lautet: „Memorabilium omnis aetatis et omnium gentium chronici commentarii“ („Denkwürdigkeiten aller Zeiten und Völker“). Auch Nauclerus kompiliert und fußt auch bei der Darstellung Griechenlands und Roms nicht auf den alten Schriftstellern, aber seinen Vorlagen gegenüber selbständiger als Schedel schreitet er manchmal, wenn auch nicht immer, zu kritischer Untersuchung fort. Er verwertet für das Mittelalter bis dahin unbenutzte Quellen, auch Urkunden, und bahnt so dem Fortschritte den Weg. Sein Buch, das den Stoff nach „Generationen“ einteilt, hat bis 1675 neun Auflagen erlebt und mehrfach Fortsetzer gefunden.

Ohne daß Schedel und Nauclerus aus ihrer grundsätzlich konservativen Anschauung ein Hehl machen, streben sie doch ehrlich nach Objektivität. Im Gegensatz dazu benutzte Sebastian Franck (1499—1542), der erst katholischer Priester, dann evangelischer Prediger war, aber sehr bald zu den Wiedertäufern überging und nun in Luther den Verräter des wahren Christentums erblickte, seine „Chronica: Zeitbuch und Geschichtbibel von Anbeginn bis 1531“ (1531), um seine radikale Weltanschauung zu vertreten. Er rief damit den Widerspruch der Lutherischen gerade so wie den der Altgläubigen hervor, darf aber den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, die Weltgeschichtsdarstellung zuerst zu Parteizwecken mißbraucht zu haben, während bis dahin Männer, die cum ira atque studio schrieben, sich auf die Vorgänge ihrer Zeit beschränkt hatten. Franck war nicht gelehrt genug, um Selbständiges zu leisten, selbst dort nicht, wo er seine Weltanschauung unverblümt zur Geltung kommen ließ. Er hat auch nachhaltigen Einfluß weder auf die Leser noch auf die künftigen Geschichtsschreiber ausgeübt, aber trotzdem darf ihn die Geschichte

der Weltgeschichtsschreibung nicht übergehen. Seine Stoffeinteilung ist insofern originell, als er (unter Übergehung von Elias' erster Periode) kurz das geschichtliche Geschehen in die Zeit vor und die Zeit nach Christus scheidet; aber die zweite Periode erledigt er in zwei parallelen Darstellungen, deren erste den Kaisern und den weltlichen Händeln, die zweite aber den Päpsten und den geistlichen Händeln gewidmet ist.

Aus der Werkstatt des Mathematikers, Astronomen und Astrologen kam der Mann zur Geschichtsschreibung, dessen Name auf lange Zeit den Titel des verbreitetsten Handbuches zierte: Johannes Carion (1499—1537). Als Astronom und Diplomat am brandenburgischen Hofe tätig, stand er zu Melanchthon in nahen Beziehungen, und dieser hat sein deutsch geschriebenes Büchlein: „Chronica durch magistrum Johan Carion vleissig zusamen gezogen, meniglich nützlich zu lesen" (1532) vor der Drucklegung durchgesehen und verbessert. Als deutsches Buch, das nach Form und Inhalt allen anderen Geschichtsdarstellungen in der Volkssprache überlegen war, hat dieser „kleine Carion" eine gewaltige Menge Leser gefunden. Wie sehr ihn auch die gelehrten Kreise schätzten, beweist, daß Bonnus ihn 1539 als „Chronicon" ins Lateinische übersetzte. Neben einer niederdeutschen und spanischen Übertragung ist 1553 auch eine französische Ausgabe erschienen; Frankreich hatte ihm also nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen. So dürftig auch nach unserer Auffassung bei der überaus gedrängten Erzählung manche Abschnitte ausgefallen sind, so herrscht doch überall Klarheit und Übersichtlichkeit. Die Periodenteilung schließt sich eng an Elias und Daniel zugleich an; denn das ganz kurze erste Buch ist den ersten 2000 Jahren (von Adam bis Abraham) gewidmet, während das zweite die erste bis dritte Monarchie Daniels (Assyrer, Perser, Griechen) behandelt, aber Carion findet nicht den Mut, mit dem dritten Buche zugleich die vierte Monarchie, das römische Reich, zu beginnen. Diese läßt er mit Cäsars Diktatur (47 v. Chr.) ihren Anfang nehmen, um erst sieben Seiten später die Überschrift „Das dritte Buch" nebst einer erneuten Begründung für diese Stoffgliederung folgen zu lassen. Obwohl das deutsche Reich nach alter Gewohnheit mit in die vierte Monarchie einbegriffen wird, findet sich doch bei der Reichsteilung unter Arcadius und Honorius die Überschrift: „Zerstörung der vierden Monarchie" — ein Beweis dafür, daß der Verfasser einen klaren Blick für Tatsachen besaß und sich durch das unvermeidliche Schema nicht irremachen ließ



Titelbild (verkleinert) der Erstausgabe von Carions „Chronica", 170 Bl. 4°, ohne Jahr, bei Georg Rhau in Wittenberg gedruckt. – Eine andere Ausgabe mit der Jahreszahl MDXXXII auf dem Titel und anderem Titelbild (129 Bl. 4°) erschien bei Heinrich Steyner in Augsburg.

Der umfassenden Gelehrsamkeit Melanchthons genügte der „kleine Carion" allerdings nicht, und er begann eine vollständige Neubearbeitung, die sein Schwiegersohn Kaspar Peucer (1525—1602) würdig fortsetzte. Natürlich lateinisch geschrieben, hat sie lange als beliebtestes Handbuch der Geschichte gedient; ja 1566 hat sie Eusebius Menius wiederum ins Deutsche übertragen, aber der Name blieb unverändert immer der alte: „Chronicon Carionis". Die Einteilung schließt sich nicht stlavisch an die des „kleinen Carion" an; es sind jetzt vielmehr fünf Bücher geworden. Das erste behandelt die 2000 Jahre von Erschaffung der Welt bis Noah, das zweite die erste bis dritte Monarchie, und diese beiden Bücher zusammen erschienen als erster Teil 1558. Der zweite Teil (1560) umfaßt das dritte Buch: die römische Kaiserzeit bis zur Reichsteilung. Die beiden letzten Bücher bearbeitete Peucer, und zwar brachte das vierte Buch (1564) die Zeit von Karl dem Großen bis zum Beginn des 13. Jahrh., das fünfte (1565)

die Ereignisse von Friedrich II. bis 1519. Die Zusammenfassung des dritten, vierten und fünften Buches unter dem Gesichtspunkte der vierten Monarchie war nur noch äußerliches Einteilungsschema, beeinflußte aber den Inhalt nicht mehr. Was bei dem Stande des Wissens und der Möglichkeit der Quellenbeschaffung einem einzelnen gelehrten Manne angesichts des bis dahin so wenig gesichteten Stoffes zu leisten möglich war, das haben Melanchthon und Peucer geleistet, und die Grundlage, die sie schufen, hat den folgenden Generationen die Vertiefung in das Ganze und die Beschäftigung mit einzelnen Teilen beträchtlich erleichtert.

Johannes Sleidanus (1506—56) verdanken wir ein ebenfalls sehr lange benutztes (über 70 Auflagen), aber viel kleineres Handbuch der Geschichte: „De quatuor summis imperiis libri tres" (1556)[1]. In ihm erhielt die Zeit einen Grundriß und ein Lehrbuch, dessen Inhalt vorzüglich ausgewählt und gruppiert ist. Wie der Titel verrät und wie in der Deutung der vier Tiere Daniels (Kap. 7) auf die vier Weltreiche noch deutlicher zutage tritt, zollt auch Sleidanus seiner Zeit reichlich ihren Tribut: das vierte Tier mit zehn Hörnern ist ihm das römische Reich mit zehn Reichsteilen; drei davon werden von einem neu auftretenden Horne vernichtet — unter diesem kann nur das Türkenreich zu verstehen sein! Beeinflußt die biblische Theorie seine Darstellung stärker als die Melanchthons und Peucers, so handelt Sleidanus in der Stoffbewältigung sachgemäßer, indem er dem ersten Buche das ganze Altertum zuweist, im zweiten die Erzählung von Oktavian bis zum Ende des oströmischen Reiches führt und das dritte Buch dem deutschen Reiche von Karl dem Großen bis zu seinen Tagen widmet; das zweite und dritte Buch zusammen decken sich natürlich mit der vierten Monarchie.

Diese Charakteristik der hervorragendsten Werke mag eine Vorstellung davon erwecken, inwieweit im Reformationszeitalter die besten Köpfe den geschichtlichen Stoff aller Zeiten, soweit er ihnen zugänglich war, zu *bemeistern* verstanden. Man wird das Ergebnis etwa in das Urteil zusammenfassen dürfen: so gern gegenüber den entsprechenden mittelalterlichen Arbeiten der sachliche Fortschritt und in formaler Hinsicht der Anfang wissenschaftlicher Tätigkeit mit ernstem Streben nach Ergründung der Wahrheit anerkannt wird — *Weltgeschichtsschreibung*, wie das Wort seit dem 18. Jahrh. verstanden wird, war dasjenige, was die humanistischen Geschichtswerke allgemeinen Inhalts bieten, noch *nicht*. Das Formale, die Zeitfolge der Dinge und die Zeitgliederung in Perioden, steht noch im Vordergrunde; das geschichtliche Geschehen gilt in jeder Einzelheit als das *Gottgewollte* und erscheint deshalb nach moderner Auffassung nicht als etwas *Notwendiges* innerhalb einer Entwickelung, sondern als dasjenige, was *zufällig* den *zeitlichen* Rahmen ausfüllt. In den Titeln verrät sich diese Auffassung in der Verwendung des Wortes „Chronik" oder eines ähnlichen *formalen* Begriffs.

Die weite Verbreitung und immer erneute Drucklegung der Werke von Carion-Melanchthon-Peucer und Sleidanus beweisen, daß sie auf lange hinaus den gestellten Anforderungen im großen und ganzen genügt haben, und weil dies der Fall war, sind die entsprechenden Bücher, die in den zwei bis drei nächsten Menschenaltern entstanden, auf die Zeitgenossen ohne tiefere Wirkung geblieben, obwohl sie wesentliche methodische Fortschritte aufwiesen und zur Abklärung der modernen Begriffe *Weltgeschichte* und *Universalgeschichte* beträchtlich beigetragen haben.

Wir müssen hier diese beiden Wörter im allgemeinsten Sinne und als gleichbedeutend nehmen, wenn wir alle schriftstellerischen Leistungen, die sich ihrer im Titel oder Inhalt bedienen, zusammenfassen und das ihnen *Gemeinsame* kennzeichnen wollen. Daß seit dem 18. Jahrh. wohl kaum zwei Forscher unter „Weltgeschichte" genau dasselbe verstanden haben, hat Helmolt treffend dargelegt, und doch muß es eine, wenn auch nur formal bestimmte, Vorstellung geben, die allen gemeinsam ist, die in jeder Definition wiederkehrt. Adelung erklärt in seinem „Wörterbuch" (2. Ausg. 1801) „Weltgeschichte" als „Erzählung

[1] Den Titel, unter dem es bekannter geworden ist, „De quatuor monarchiis libri tres", führen erst spätere Ausgaben, aber nicht die einzige vom Verfasser selbst besorgte.

der vornehmsten Veränderungen der merkwürdigsten Nationen auf der Erdkugel", und bei dieser Begriffsbestimmung ist es wohl möglich, die umfassende Geschichtsliteratur der letzten zwei bis drei Jahrhunderte mit dem einen Worte zu umfassen. Es liegt auf der Hand, daß die besondere Stellung jedes einzelnen Geschichtsschreibers davon abhängt, worin nach seinem Urteil die „vornehmsten" Veränderungen bestehen und welche die „merkwürdigsten" Nationen sind. Als wesentliche und entscheidende Dinge betrachtet der eine Denker nur die Veränderungen im Staatsleben, während dem anderen gerade die Zustände der geistigen und wirtschaftlichen Kultur als das Wichtige erscheinen, ganz abgesehen davon, daß der eine in einem bestimmten Vorgange — etwa einer politischen Umwälzung — vielleicht nur ein vorübergehendes Ereignis erblickt, während der andere in dieser Umwälzung das Symptom einer geistigen Strömung sieht und ihr als dem Ausgangspunkt für spätere Erscheinungen hervorragende Wichtigkeit beimißt. Ob der Forscher nur die seinem Gesichtskreis oder seiner engeren Kulturgemeinschaft angehörigen Völker als „merkwürdig" betrachtet und demgemäß seinen Stoff auswählt, oder ob, wie in vorliegendem Werke, grundsätzlich jedes Volk als einer Schilderung seiner Schicksale würdig erscheint, das bestimmt in erster Linie die Eigenart jeder der vorhandenen Weltgeschichten. Allen gemeinsam ist trotzdem zweierlei, nämlich erstens, daß verschiedene Nationen als selbständige Wesenheiten nebeneinander dargestellt werden — das ist die Voraussetzung, wenn anderseits die gegenseitige Beeinflussung beleuchtet werden soll — und daß zweitens die Ereignisse nach irgendwelchen Gesichtspunkten als mehr oder weniger wichtig bewertet, daß unter den Veränderungen lediglich die „vornehmsten" betrachtet werden[1].

Diese beiden Merkmale einer „Weltgeschichte" — das zweite ist das Kennzeichen wissenschaftlicher Geschichte überhaupt und die Voraussetzung für die Auffindung innerer Zusammenhänge — sind nur formaler Natur und lassen persönlichem Urteil den weitesten Spielraum, aber in Wirklichkeit sind auch nicht entfernt alle vorhandenen Möglichkeiten der Darstellung zur Anwendung gelangt, vielmehr hat die Überlieferung einen sehr großen Einfluß ausgeübt, so daß in der Gesamtanlage der Weltgeschichten seit drei Jahrhunderten eine auffallende Gleichmäßigkeit besteht, so verschieden auch die Darstellungen sein mögen.

Die antike, mittelalterliche und humanistische Geschichtsschreibung allgemeinen Inhalts wurde oben nicht als „Weltgeschichtsschreibung" anerkannt, sondern nur als eine Vorbereitung darauf, und die soeben als bei einer Weltgeschichte notwendig erkannten Eigenschaften rechtfertigen dies. Die verschiedenen Völker werden in jenen Werken tatsächlich nicht als gesonderte nationale Wesenheiten gewürdigt, vielmehr steht immer ein Volk oder Staat — in der Regel das römische und das römisch-deutsche Reich — im Mittelpunkte, und alle anderen, deren im Vorbeigehen gedacht wird, treten lediglich als Gegenstände des Widerstandes oder des Angriffs in den Gesichtskreis. Ebensowenig findet sich eine bewußte, die inneren Zusammenhänge berücksichtigende Stoffauswahl. Es waltet dabei in hohem Maße der Zufall; wie in der Anekdote interessieren den Darsteller die Vorgänge als solche, die nunmehr als isolierte, von Ort und Umwelt losgelöste Tatsachen verzeichnet werden.

Mit diesen Auffassungen brachen zuerst Dionysius Gothofredus (1549—1622) und Johannes Clüver (1593—1633), und letzterer schritt bereits zur Vergleichung verschiedener Volksentwickelungen fort. Daß sich beide — wie vorher schon als Theoretiker der Franzose

[1] Rotteck faßt dies letztere in der Vorrede (1812) zur „Allgemeinen Geschichte" in die Worte: „Mir ist allgemeine Geschichte soviel als Weltgeschichte, und in solcher finden ein König Bas von Bithynien und hundert seiner Kollegen . . . keinen Platz."

Bodin (1530—96) — auch praktisch von der Monarchientheorie freimachten, ist kein Zufall, sondern die notwendige Folge ihrer Vorstellung vom Wesen der Weltgeschichte.

Dionysius Gothofredus, von Geburt Franzose (Denys Godefroy de Guignecourt), hatte während eines langen Studienaufenthaltes in Köln und Heidelberg deutsche Wissenschaft so gut kennen gelernt, daß er mindestens zur Hälfte als deutscher Gelehrter gelten muß. Er hielt sich zum Calvinismus, lehrte 1579—89 in Genf römisches Recht und seit 1591 mit geringen Unterbrechungen in Heidelberg. Als Rechtsgelehrter hoch berühmt, beschäftigte er sich nicht minder gründlich mit der römischen Geschichte, aber sein Wert scheint, da es als rein wissenschaftliche Arbeit gedacht und nicht für den Unterricht bestimmt war, auf Zeitgenossen und Nachfahren wenig Eindruck gemacht zu haben. Es führt den Titel: „Antiquae historiae ex XXVII authoribus contextae libri VI totidem solemnes temporum epochas continens", erschien in zwei Duodezbändchen (Basel 1590 und Leiden 1591) und stellt die Geschichte des römischen Reiches und seiner Nachfolger, des byzantinischen und des deutschen, vom grauen Altertum an bis zu Kaiser Rudolf II. dar. Die drei ersten Bücher behandeln Italien vor der Gründung Roms, Rom unter den Königen und Rom unter Konsuln. Das vierte Buch beschäftigt sich mit Rom unter den Kaisern, und zwar, ohne die Reichsteilung von 395 zu berücksichtigen, von Cäsar bis zur Spaltung der Kaisermacht in eine byzantinische und eine fränkisch-deutsche; diese Spaltung vollzog sich um 800, als Karl der Große neben dem Inhaber des byzantinischen Thrones den Kaisertitel annahm, und deswegen reicht diese Periode a Julio ad divisum imperium inter Constantinum Irenes (Konstantin VI.) et Carolum magnum. Das fünfte Buch verfolgt das byzantinische Reich bis zur Einnahme Konstantinopels durch die Türken, während sich das sechste mit dem fränkisch-deutschen Reiche befaßt. Gothofredus hat das Bewußtsein, daß gleichzeitige Quellen die Grundlage einer Darstellung abgeben müssen; er unterscheidet mit Deutlichkeit die verschiedenen Völker und bemüht sich, die Dinge in inneren Zusammenhang zu bringen. Die Dreiteilung der Geschichte in Altertum, Mittelalter und Neuzeit, die erst ein Jahrhundert später Christoph Cellarius (1634—1707) einführte, hat er, wenn auch ohne bestimmte zeitliche Grenzen, bereits angedeutet: „qui a primis et antiquioribus per medias et recentiores venerint . . ." sind seine Worte.

Der württembergische Landeshistoriograph Magnus Hesenthaler (1621—81) überarbeitete des Gothofredus Werk und gab es, bis zu Kaiser Leopold fortgesetzt (Stuttgart 1668), neu heraus. Der Titel dieser Ausgabe lautet: „Historia universalis olim Dionysio Gothofredo J. C. collectore publicata, Magni Hesenthaleri opera emendatior et auctior ad hodierna Leopoldi Augusti tempora et res passim in orbe gestas producta duasque in partes divisa", und diese Fassung beansprucht deswegen Aufmerksamkeit, weil hier das Wort „Allgemeine Geschichte" oder „Universalgeschichte" zum erstenmal im Sinne von „Weltgeschichte" zur Verwendung gelangt. Soweit der Ausdruck vorher gebraucht wird, hat er nicht den Sinn „Geschichte aller [bekannten] Völker und Zeiten", sondern bedeutet: „Geschichte sowohl der weltlichen als auch der kirchlichen Händel". In diesem Sinne hat Agrippa d'Aubigné (1552—1630) sein zeitgeschichtliches Werk „Histoire universelle" (1616—20) benannt, und ein vorwiegend kirchengeschichtliches Buch von Johannes Laetus gibt 1643 sogar im Titel diese Begriffsbestimmung: „Compendium historiae universalis, civilis et ecclesiasticae, tam Romanae quam protestantium, selectissimis rebus refertissimum ab Augusto ad annum usque Christi 1640 deductum". Hat Gothofredus den Namen Universalgeschichte für seine Arbeit auch nicht selbst gewählt, sondern erst ein Späterer, so hat er doch erkannt, daß sich die allgemeine Geschichte, die er darstellte — die Geschichte des römischen Reiches mit allen seinen Ausstrahlungen —, grundsätzlich von jeder Art Spezialgeschichte unterscheidet, die sich mit einem einzigen Volke oder irgendeiner anderen Sondererscheinung beschäftigt.

Johannes Clüver[1] (Cluverus), wesentlich jünger als Gothofredus, stammte aus Dithmarschen, studierte in Rostock, wirkte 1614—23 als Geistlicher, lehrte 1623—30 an der neu errichteten dänischen Akademie Sorve Theologie und war zuletzt Superintendent in Meldorf. Seinen wissenschaftlichen Namen erwarb er sich nicht durch seine theologischen Schriften, sondern durch seine Weltgeschichte: „Historiarum totius mundi epitome" („Geschichten der ganzen Welt im Auszuge") lautet der Titel des stattlichen Bandes[2]. Mutet schon die Verbindung der Worte mundus und historia modern an, so gilt das noch mehr

[1] Er ist nicht mit seinem Zeitgenossen Philipp Klüwer (Cluverius, 1580—1623), dem Begründer der historischen Geographie Deutschlands, zu verwechseln.

[2] Der vollständige Titel ist: „Historiarum totius mundi epitome a prima rerum origine usque ad a. C. 1630 de 600 amplius authoribus sacris profanisque ad marginem adscriptis deducta historiaque unaquaque ex sui seculi scriptoribus, ubi haberi potuerunt, fideliter asserta" (Leiden 1631, 899 Seiten 4°).

von der angewandten Methode. Auch Clüver wollte ein wissenschaftliches Werk schreiben und stützt seine Darstellung möglichst auf gleichzeitige Quellen, die er einzeln anführt. Der Schwierigkeit seines Unterfangens ist er sich wohlbewußt und sagt deshalb: „universi orbis historiam exiguo includere libro aggredior, opus non meas tantum, sed humani generis vires egrediens". Die Theorie der Monarchien lehnt er ausdrücklich ab und teilt den Stoff selbständig in zehn Bücher, von denen die ersten sieben auf das jüdisch-heidnische Altertum fallen, während die letzten drei die Kirche in den Mittelpunkt stellen und das Zeitalter ihrer Entstehung (von Tiberius bis Konstantin), das Zeitalter ihrer Herrschaft (von Konstantin bis zum Auftreten der Türken, 1317) und das Zeitalter der Angriffe auf die Kirche (namentlich durch die Türken) behandeln. Schon diese Mittelpunktstellung der Kirche bedingt einen weltgeschichtlichen Zug, insofern die Beziehungen vieler Völker zu ihr erörtert werden müssen. Dadurch verliert das römisch-deutsche Reich ein gut Teil seines Platzes an der Sonne der Geschichtsschreibung, die Nationen kommen als Träger der Geschichte zur Geltung, und es entsteht die Veranlassung, ihre wechselseitige Beeinflussung zu betrachten. Bei der Fülle des Stoffes, den die Bearbeitung des Mittelalters zu bewältigen zwang, treten diese Gedanken nur hier und da einmal deutlicher hervor, aber desto schärfer beleuchtet sie die viel kürzere Darstellung des Altertums. Beschränkt sie sich auch auf die israelitische und die griechisch-römische Geschichte, so gestaltet sie sich doch ganz originell. So stellt das dritte Buch, das dem „saeculum patriarcharum ac deorum" gewidmet ist, die heidnischen Götter in Parallele zu den Erzvätern; im vierten Buche werden Herkules, Perseus und Theseus mit Josua, Gideon und Simson verglichen; den jüdischen Propheten treten im fünften Buche die heidnischen Dichter Homer und Hesiod zur Seite. Dem „Geschichtsschreiber" Daniel wird in der heidnischen Welt Kadmos gegenübergestellt, und Esra findet sein Gegenstück in Sokrates. Trotz Beschränkung auf nur zwei Völker und gesuchter Parallelisierung liefert Clüver die erste Probe vergleichender Völkergeschichte, indem er hinter den mehr zufälligen Äußerlichkeiten nach dem Wesen, dem geistigen Inhalte geschichtlicher Vorgänge sucht. Das ist ihm nur möglich, weil er so klar wie keiner vor ihm — höchstens Bodin macht eine Ausnahme — die Völker als verschiedene Wesenheiten begreift und so auch auf die innere Unhaltbarkeit der Lehre von einer Aufeinanderfolge der Monarchien geführt wird. Da er nicht nur den Staat, sondern auch das Kulturleben sieht, so stehen ihm die Völker nebeneinander. Im Gegensatze dazu hatte Melanchthon gemeint, „continuatam esse mundi historiam ita, ut Herodotus inchoet suas narrationes paulo ante finem propheticae historiae", und Sleidanus war der Ansicht gewesen: „Commodissima est illa ratio, quae totum huius mundi curriculum in quatuor imperia partitur." Legt Clüver auch noch die absolute Chronologie zugrunde, so trägt doch seine Betrachtungsweise schon den Keim einer Vergleichung mit relativer Chronologie in sich, und auf einer solchen beruht das harmonische Zusammenwirken von Volks- und Völkergeschichte, das in unseren Tagen dem Worte „Weltgeschichte" oder vielleicht noch besser „Universalgeschichte" einen neuen Inhalt gegeben hat.

C. Die philosophische Weltgeschichtsschreibung.

Wenn wir mit Bernheim nach der verschiedenen Art, den Stoff auszubeuten, die erzählende (referierende), die lehrhafte (pragmatische) und die entwickelnde (genetische) Geschichtsdarstellung als die drei Stufen betrachten, die von den Anfängen künstlerisch abgerundeter Geschichtsschreibung bis zur Gegenwart führen, dann erscheint Clüver als ein rein erzählender Weltgeschichtsschreiber, und da er die humanistisch-wissenschaftliche Geschichtsdarstellung zu einer Vollendung führt, die kein anderer Erzähler erreicht, so steht er zugleich als der letzte bedeutende Vertreter dieser Richtung da.

Erst die Humanisten haben eine kritische Geschichtsforschung neben die ältere Geschichtserzählung gesetzt, und als diese Errungenschaft um die Mitte des 17. Jahrh. wissenschaftliches Gemeingut geworden war, da ergab sich sofort eine beträchtliche Veränderung der geschichtlichen Arbeit. Die Forschung erforderte eine eingehende Beschäftigung mit den Quellen, und die verschiedenen zeitgenössischen Erzähler und Kompilatoren erschienen so wertvoll, daß man zu ihrer Herausgabe[1] schritt. Anderseits wuchs, je genauer man die

[1] Es seien hier nur die Namen der bekanntesten Herausgeber genannt: Schardius, Pistorius, Reuter, Ursinus, Goldast, Lindenbrog, Freher, Meibom, Datt, Leibniz, Lünig, Heineccius, Leuckfeld, Ludewig, Eckard, Schannat, Mencke.

Überlieferungen der Vergangenheit ansah, das Arbeitsfeld zusehends, so daß sich der einzelne Arbeiter immer mehr räumlich auf Teilgebiete, auf einzelne Länder und Territorien, und zeitlich auf gewisse, besonders verlockende Zeitabschnitte beschränkte. Für eine Weltgeschichtsschreibung auf der eben erst gewonnenen kritischen Grundlage war da kein Boden vorhanden, und das praktische Bedürfnis nach allgemein-geschichtlicher Belehrung befriedigten bis nach 1700 Neuauflagen und Neubearbeitungen der genannten humanistischen Geschichtswerke.

Obwohl die gelehrte Forscherarbeit den späteren Reichtum geschichtlicher Gesamtdarstellungen erst ermöglichte, insofern sie den jüngeren Generationen vorbereitetes Material zur Verfügung stellte, so ging doch die Neubelebung der Geschichtsschreibung nicht von ihr aus, sondern von der Philosophie; das dieser Disziplin eigene Streben nach Einheitlichkeit und alles umfassender Übersicht erzeugte mittelbar auch eine neue Art der umfassenden Geschichtsdarstellung. Mittelbar — denn die Philosophen wollten von vornherein die geschichtlichen Tatsachen ja nur beim Bau ihres Gedankengebäudes, in dem sich alles Vergangene und Seiende harmonisch zu einem Ganzen fügen sollte, als gegebene Größen verwerten. Aber bei genauem Zusehen fanden sie in den Geschichtswerken nur eine unübersehbare Masse ungeordneter Einzelheiten, nicht Gesamtbeobachtungen und Zusammenhänge, die sie für ihre Zwecke brauchten. Diesem Mangel suchten sie nun alsbald selbst abzuhelfen und schufen so die Geschichtsphilosophie, indem viele Denker ihre aus den verschiedensten Wurzeln des Erkennens stammenden Anschauungen auf das Geschichtliche übertrugen und dadurch eine besondere Auffassung geschichtlicher Vorgänge begründeten. Tatsächlich arbeiteten sie alle auf Grund einer durchaus unzureichenden Unterlage und unter willkürlicher Stoffauswahl — nur scheinbar unter Verwendung der induktiven Methode, in Wahrheit geradeso deduktiv wie die alten vom religiös-theologischen Geiste beherrschten Anhänger Augustins. Jeder von ihnen trug erst die Gedanken in die geschichtlichen Vorgänge hinein, die er dann aus ihnen entwickelte, um seine Anschauungen vom Wesen des Staates, der Kultur oder der Menschheit als zutreffend, als die einzig geschichtlichen, zu erweisen.

Das Wort Geschichtsphilosophie stammt von Voltaire, der 1765 eine Abhandlung „La Philosophie de l'histoire" erscheinen ließ, aber die Sache ist wesentlich älter. Die christlich-dualistische Weltanschauung Augustins beherrschte das geschichtliche Denken über das Mittelalter hinaus; der Franzose Bossuet (1627—1704) hat sie in seinem „Discours sur l'histoire universelle" (1681) glänzend verteidigt, und die katholische Geschichtsbetrachtung steht bis in unsere Tage auf demselben Grunde. Parallel läuft in neuerer Zeit eine protestantische, teilweise mehr deistische, teilweise mehr pantheistische Auffassung geschichtlicher Vorgänge, die in der Entwickelung des Gottesbewußtseins bei den Menschen den wesentlichen Inhalt der Geschichte erblickt: zu ihren Vertretern gehört z. B. Karl Josias Freiherr von Bunsen (1791—1860), der 1857 „Gott in der Geschichte" schrieb.

Unter Ablehnung der theologischen Begriffswelt hat die Geschichtsphilosophie Montesquieu (1689—1755) mit „De l'esprit des lois" (1749) begründet; Rousseau (1712—78), Turgot (1727—81) und Voltaire (1694—1778) sind ihm in Frankreich, Isaak Iselin (1728—82), Jakob Wegelin (1721—91) und vor allen Herder (1744—1803) während des 18. Jahrh. in Deutschland gefolgt. Die genannten Männer, sämtlich unter Einwirkung der Naturrechtstheorie stehend, vertreten erheblich voneinander abweichende Anschauungen, aber wenn sie auch anregende Gedanken entwickeln und im einzelnen feine Beobachtungen machen, sind sie doch als Denker im tiefsten Grunde ungeschichtlich: sie nehmen ihre eigenen, in ihrer Zeit wurzelnden Vorstellungen zum absoluten Maßstabe des Vergangenen und gewinnen deshalb kein rechtes Verständnis für die geschichtlichen Eigentümlichkeiten jeder Zeit und jedes Volkes, vor allem nicht für die verschiedengeartete Struktur des Denkens. Gemehrt haben sie die Geschichtserkenntnis dadurch, daß sie die berufsmäßigen Forscher auf Probleme aufmerksam machten, die ihnen bis dahin fern lagen, und sie dadurch zu eigenen — zustimmenden oder abwehrenden — Untersuchungen allgemeiner Art anregten. Gerade der Streit, wie etwa der zwischen Rousseau und Iselin, hat zur Klärung der Ansichten beigetragen und dauernde Erkenntnisse erringen helfen.

Den Ausgangspunkt für die Entwickelung der Geschichtsphilosophie bildet in doppelter Hinsicht Francis Bacons (gest. 1626) geistige Arbeit. Als Theoretiker wies er auf die Erfahrung als die einzige Quelle der Erkenntnis hin, und das bedeutete — wie in der Naturwissenschaft die Empfehlung des Experiments — so hinsichtlich der Moral, Staatslehre und verwandter Gebiete die Beschäftigung mit der überlieferten Vergangenheit, um daraus einwandfreien Tatsachenstoff auf induktivem Wege zu gewinnen[1]. Anderseits suchte er nach einer anderen als theologischen Sanktion der Sittengesetze und fand sie im Gemeinwohl, insofern ihm alles das als sittlich gut erschien, was das Gemeinwohl fördert. Um zu praktischen Forderungen sittlichen Handelns zu gelangen, mußte man also die vergangenen Handlungen daraufhin prüfen, ob sie die Gesamtheit gefördert oder geschädigt haben. Dadurch kam ein subjektives Werturteil in die Geschichtsbetrachtung und zugleich ein individualistischer Zug, insofern die Taten hervorragender Personen nur auf ihr moralisch bewertetes Wollen zurückgeführt wurden. „Indem man die Beweggründe, die Leidenschaften und Meinungen der großen Männer zu erkennen suchte und als einzige Triebfeder des geschichtlichen Geschehens einsetzte, glaubte man damit zugleich auch im vorbildlichen Sinne alle Modifikationen schädlichen und nützlichen Handelns bloßzulegen, und indem man dies tat, imstande zu sein, für künftiges Handeln wertvolle Fingerzeige zu gewinnen. Auf diese Weise entstand die sogenannte histoire raisonnée, die rationalisierende, politisierende, moralisierende Geschichte." (Lamprecht.)

Bacon hat nur die Grundanschauungen zu diesen Gedanken geliefert, aber die Folgerungen daraus haben — wohl unbewußt — viele seiner Leser gezogen, und unter Verquickung mit manchen anderen Ideen hat sich die Lehre, die als geschichtlicher Pragmatismus bezeichnet wird, um 1700 zu einer wissenschaftlichen Selbstverständlichkeit verdichtet, ohne daß eine bestimmte Person als ihr Urheber genannt werden könnte.

Der Pragmatismus als solcher ist nicht dem 17. Jahrh. eigentümlich. Im Altertum haben ihm Thukydides und Polybios gehuldigt, und von letzterem stammt das Wort πραγματικὴ ἱστορία, wenn auch der Sinn, den er damit verbindet, von dem bei uns in Anlehnung an Gervinus gebräuchlichen abweicht. Plutarch und Tacitus waren Pragmatiker, und in französischen und italienischen Memoiren und Chroniken finden sich unter dem Einfluß des absoluten Fürstentums seit dem 14. Jahrh. neue Ansätze solcher Betrachtung. In Deutschland hat sie namentlich im 17. und 18. Jahrh., gestützt durch den neuen wissenschaftlichen Forschungsbetrieb, Blüten entfaltet, so daß der Pragmatismus lange als die Vollendung der Geschichtsdarstellung galt. Der Theoretiker der pragmatischen Geschichtschreibung wurde Johann David Köhler (1684—1755), indem er „De historia pragmatica" (Altdorf 1724) veröffentlichte.

„Weil der pragmatische Historiker darauf ausgeht, praktische Motive und Ziele in den Begebenheiten zu entdecken, liegt ihm die Gefahr nahe, solche aus seinen eigenen Anschauungen herzuleiten, wo sie in Wirklichkeit nicht oder nur teilweise vorhanden sind, um so mehr, da er ja die Gegenwart durch die Vergangenheit exemplifizieren will; anderseits kommt er leicht dazu, wirklich vorhandene Motive und Tatsachen zu übersehen, weil sie mit seinen Gesichtspunkten nicht zusammenhängen; kurz, er wird leicht tendenziös; das Motiv des Patriotismus spielt da namentlich eine starke Rolle . . . Ein subjektives Element steckt somit von Hause aus in der pragmatischen Geschichte; im Gegensatz zu der ersten Stufe wird der Stoff nicht naiv wiedergegeben, sondern reflektiert durch eine bestimmte Auffassung; und dies tritt nicht notwendig immer, aber doch meist auch in der Darstellung deutlich hervor:

[1] Selbst hat Bacon diese Folgerung allerdings nicht gezogen, vielmehr in seinem Gebäude der Wissenschaften geschichtliche und philosophische Disziplinen scharf geschieden; für erstere erschien ihm das Gedächtnis, für letztere die Vernunft das entsprechende menschliche Erkenntnisvermögen.

Reflektionen über die Motive und Ziele der Handelnden, Nutzanwendungen auf die Gegenwart, moralisierende und politisierende Urteile und Sentenzen kennzeichnen die Pragmatik." (Bernheim.) Dasjenige, was dem Pragmatismus nach moderner genetischer Auffassung als Mangel anhaftet, ist der einseitige Versuch, die Tatsachen *nur psychologisch* aus menschlichen Triebfedern der großen Männer zu erklären, anstatt nach einer allseitigen Motivierung aus genauester Kenntnis der Zeitumstände zu suchen; eine solche aber ist nur möglich, wenn auch die geistige Betätigung der Menschen als stetiger Wandlung unterworfen erkannt und damit die Wirkung allgemein-menschlicher Triebfedern abgeschwächt wird. Auch das Gefühlsleben hat sich mit den Jahrhunderten stark verändert, und deshalb ist es ein verhängnisvoller Anachronismus, wenn die Gefühle des Geschichtschreibers oder wenigstens die in seiner Zeit als typisch geltenden ohne weiteres als *die allgemein-menschlichen* hingestellt werden, statt daß man das Empfinden *der* Zeit zu erforschen sucht, deren Ereignisse zur Darstellung kommen. Wie *zeitlich* innerhalb der Geschichte eines Volkes, so weist auch *räumlich* — innerhalb verschiedener, wenn auch auf fast gleicher Kulturstufe stehender Völker — das Gefühlsleben Besonderheiten auf, die wir anerkennen, wenn wir von „Volkscharakteren" sprechen. Solche völkische Eigenarten gilt es nicht nur als tatsächlich zu beschreiben, sondern vor allem stets zur Motivierung heranzuziehen; in ihnen wird vorwiegend der Schlüssel liegen, wenn äußerlich gleichartige Vorgänge bei verschiedenen Völkern erheblich abweichende Wirkungen zeitigen.

Pragmatismus und philosophische Betrachtung der Geschichte sind verschiedenen Ursprungs; ersterer setzte die von den Humanisten theoretisch angestellten Erörterungen über den Nutzen der Geschichte in die Praxis um, letztere war eine Frucht der durch Bacon und Descartes angebahnten geistigen Umgestaltung des westlichen Europa. Aber beide berührten sich in den führenden Geistern, und ihre Vereinigung verlieh der *Weltgeschichtsschreibung* des 18. Jahrh. ihr Gepräge.

Pragmatische Behandlung konnte an sich jedem geschichtlichen Stoffe widerfahren, aber tatsächlich bevorzugten die pragmatischen Darstellungen — nicht willkürlich, sondern, wie Lamprecht gezeigt hat, mit innerer Notwendigkeit — das *staatliche* Leben. Diese Art des Eindringens erforderte genaueste Beschäftigung mit kleinen politischen Dingen, die den Darstellern losgelöst vom übrigen Leben der fraglichen Zeit erschienen, und führte zur Beschränkung auf enge Gebiete; weiter angelegte Arbeiten blieben daher sehr häufig Bruchstücke. — Die Geschichtsphilosophie, sowohl die alte theologische als auch die neue weltliche, nahm sich dagegen die Zustände aller Völker und Zeiten zum Gegenstand, um über Zweck und Ziel des Menschendaseins Klarheit zu gewinnen und womöglich praktisch im Staatsleben nutzbare Gesetze und Lehren aus geschichtlichen Erfahrungen zu entwickeln, und förderte so die allgemeine, die „weltgeschichtliche" Betrachtung. Indes trotz theoretischer Ansätze zu vergleichenden und kulturgeschichtlichen Beobachtungen kam es in der Ausführung lediglich zu einem *Nebeneinander pragmatischer Staatengeschichten*, die sich teils ausgesprochenermaßen auf Europa beschränkten, teils nur wenig darüber hinausgingen, aber sämtlich den gegebenen Beobachtungsstandpunkt in dem durch die philosophisch-literarische Verbindung von England, Frankreich und Deutschland entwickelten westeuropäischen Gesamtbewußtsein fanden.

Der französische Bischof *Bossuet* benutzte im „Discours sur l'histoire universelle jusqu'à l'empire de Charlemagne" (1681), den er für den Dauphin verfaßte, die Weltgeschichte, um das Wirken der göttlichen Vorsehung in ihr darzulegen und die absolute Monarchie, wie sie unter Ludwig XIV. in Frankreich bestand, als die gottgewollte Staatsform geschichtlich zu rechtfertigen. *Montesquieu* dagegen kritisierte die herrschenden politischen Zustände des Frankreichs seiner Tage mittelbar in den „Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence" (1734) und unmittelbar in „De l'esprit des

lois" (1749), wenn er die Republik als die ideale Staatsform hinstellte und praktisch die Errichtung der konstitutionellen Monarchie forderte. Mehr nebenher deckte er dabei die Beziehungen auf, die zwischen den politischen, moralischen und sozialen Verhältnissen eines Volkes bestehen, aber diese Gedanken, die später einen Ausgangspunkt für die Überwindung des Pragmatismus bildeten und einen wissenschaftlichen Erfolg bezeichneten, wurden zunächst in der Geschichtsdarstellung nicht fruchtbar. Im bewußten Gegensatz zu Bossuet glaubte Voltaire, jedoch nicht als Atheist, mehr deistisch gestimmt, in seinem Abriß der Weltgeschichte „Essay sur les mœurs et l'esprit des nations depuis Charlemagne jusqu'à nos jours" (1757) das Christentum als die Ursache des im Mittelalter verkörperten Unheils zu erkennen und legte damit den Grund für die kirchenfeindliche Richtung des Revolutionszeitalters. Rousseau endlich rechnete im „Discours sur l'inégalité parmi les hommes" (1753) und in „Du contrat social ou principes du droit politique" (1762) grundsätzlich mit den bestehenden Formen des Gesellschafts- und Staatslebens ab, entrollte ein Bild der frühesten Kulturzustände, wie es sich ihm darstellte, der Urformen der Gesellschaft, wie er meinte, und führte so zur Urgeschichte der Menschheit.

Ohne unmittelbar praktische Zwecke, aus rein sachlichem Bedürfnis, dachte Johann Gottfried Herder über die Stellung des Menschen in der Welt und sein Verhältnis zur Natur nach und legte seine Anschauungen vor allem in den unvollendeten „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1784—91) und in den „Briefen zur Beförderung der Humanität" (1793—97) nieder. Mit dem Herzen des Dichters hatte er sich wie in die Bibel so in die Literatur fremder und ferner Völker versenkt und in den „Stimmen der Völker in Liedern" (1778) unschätzbare, wenn auch durch eigene Zutaten etwas gefärbte Proben veröffentlicht. Durch diese Studien hatte er Sinn und Verständnis für andere Art und Kultur — die Voraussetzung genetischen Denkens — erworben, so daß er als Geschichtsphilosoph den Pragmatismus bekämpfte, jede Kultur aus sich selbst heraus zu erklären forderte und eine Gesetzmäßigkeit geschichtlicher Entwickelung, wenn auch in teleologischem Sinne, annahm. Demgemäß verteidigte er das Mittelalter gegenüber den Aufklärern. Doch nicht diese Seite seines Denkens wirkte auf die Zeitgenossen am kräftigsten ein, sondern seine Betonung des Allgemein-Menschlichen. Aus Achtung vor jedem, auch noch so fremdartigen geistigen Dasein und vielleicht in Verkennung der tatsächlichen Unterschiede überschätzte Herder die überall wiederkehrenden Züge des Seelenlebens in ihrer relativen Bedeutung für die besonderen Kulturerscheinungen, und dieser Irrtum lag bei ihm besonders nahe, da er sich vornehmlich mit den geistigen Lebensäußerungen der Völker befaßte und die wirtschaftlichen, sozialen und staatlichen Dinge beiseite ließ. So wurde er der Herold des Kosmopolitismus und Humanitätsprinzips und lieferte einen Teil der Waffen, mit denen die demokratisch-liberale Weltanschauung in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. für ihre Ausbreitung und staatliche Berücksichtigung kämpfte.

Die geistreichen und in glänzender Sprache entwickelten Gedanken Montesquieus, Voltaires und Rousseaus befruchteten das allgemeine geschichtliche Denken und gaben solchen Männern, die in eigener Arbeit sich ein umfassendes geschichtliches Wissen angeeignet hatten, den Anstoß, diese Ideen in größeren Gesamtdarstellungen zu verwerten. Dabei kam außerordentlich zustatten, daß das gesamte geschichtliche Wissen der Zeit, wie es sich infolge der Erweiterung des geographischen Gesichtskreises und durch die allgemeine Pflege gelehrter Arbeit auf den verschiedensten Sondergebieten seit mehr als zwei Jahrhunderten aufgehäuft hatte, um die Mitte des 18. Jahrh. in zwei großen ursprünglich englischen Sammlungen[1] in einfach erzählender Form vorgelegt wurde. Beide erschienen auch sehr bald deutsch, und zwar gab Jakob Baumgarten und nach ihm Johann Salomo Semler in Verbindung mit anderen Gelehrten die „Übersetzung der allgemeinen Welthistorie, die in England durch eine Gesellschaft von Gelehrten ausgefertigt worden" (Halle 1746—1803, 78 Bde.) und Christian Gottlob Heyne die „Allgemeine Weltgeschichte von der Schöpfung an bis auf gegenwärtige Zeit, aus dem Englischen übersetzt, berichtigt und mit Anmerkungen"

[1] „An universal history from the earlist account of time to the present", herausgegeben von Sale, Swinton und Bower (London 1736 ff., Folio, und 1759—63 in Oktav, 38 Bde.). — „A general history of the world from the creation to the present time including all the empires", herausgegeben von Guthrie, Gray u. a. (London 1764—67, 12 Bde.).

(Leipzig 1765—1808, 17 Bände in 49 Teilen) heraus. Der hier aufgehäufte Stoff wurde nach der Mitte des 18. Jahrh. durch viele Männer, natürlich in verschiedenster Auswahl und im einzelnen durch eigenes Quellenstudium ergänzt, zu handlichen pragmatischen Gesamtdarstellungen verarbeitet, die zwar hinsichtlich der Anschauungen beträchtliche Verschiedenheiten aufweisen, aber trotzdem wegen der formalen Gleichartigkeit hier gemeinsam zu kennzeichnen sind.

England hat bedeutende zusammenfassende Leistungen nicht aufzuweisen; vielmehr wählte sich der am meisten universalgeschichtlich veranlagte englische Darsteller Edward Gibbon (1737—94) den Untergang des römischen Reiches zum Gegenstande, an dem er seine Kunst erprobte. In Frankreich schuf der Abbé Millot (gest. 1785) eine neunbändige Universalgeschichte, die Christiani ins Deutsche übersetzte. Die unstreitig besten und verschiedenartigsten Arbeiten indes entstanden in Deutschland, und zwar machte Johann Christoph Gatterer (1727—99) mit dem „Handbuch der Universalhistorie nach ihrem gesamten Umfange, von Erschaffung der Welt bis zum Ursprung der meisten heutigen Reiche in Europa" (1761) den Anfang; in sieben verschiedenen Werken hat er den Anlauf zur Bewältigung des gesamten Stoffes genommen, ist jedoch über den Schluß des Mittelalters nicht hinaus gelangt. August Ludwig Schlözer (1735—1809), der die Kulturgeschichte pflegte und die bloße Fürstengeschichte kräftig ablehnte, zeigte in den kleineren Büchern „Vorstellung der Universalhistorie" (1772) und „Weltgeschichte nach ihren Hauptteilen im Auszug und Zusammenhange" (1785—89), wie tief er in den gewaltigen Stoff eingedrungen war und wie treffend er die Wechselwirkungen unter den Völkern zu charakterisieren verstand; ein bleibendes Verdienst hat er sich dadurch errungen, daß er zuerst die Jahre von Christi Geburt an rückwärts zu zählen anfing. Der Orientalist Johann Gottfried Eichhorn (1752—1827) schrieb eine „Weltgeschichte" (1799 ff.), von der wegen ihrer Anordnung noch unten (S. 21) zu reden sein wird. Johannes von Müller (1752—1809), ein Schüler Schlözers, hielt seit 1778 in Genf universalgeschichtliche Vorlesungen, und diese bildeten die Grundlage für seine „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten, besonders der europäischen Menschheit", die erst nach seinem Tode 1810 erschienen; dem Ideal einer geschlossenen Darstellung, die nicht in lose verbundene Staatengeschichten zerfällt, kommt dieses Werk von allen zeitgenössischen am nächsten, und doch enthält es erzählte Geschichte und keinerlei geschichtsphilosophische Spekulationen.

Als Johannes von Müllers Hauptwerk erschien, da hatte Karl Friedrich Becker (1777—1806), dessen Name noch heute im Titel einer allerdings stark umgewandelten Weltgeschichte prangt, eine größer angelegte „Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer" (1801 bis 1805, Bd. 1—9) herausgegeben; Johann Gottfried Woltmann fügte 1809 den 10. Band hinzu, der die Erzählung bis zur französischen Revolution führte. Von vornherein für einen großen Leserkreis bestimmt, für den sich Beckers gefällige Darstellungsweise vorzüglich eignete, hat dieses Werk unendlich viel Leser gefunden und ist von den späteren Bearbeitern inhaltlich recht erheblich verbessert worden. Wesentlich für den Unterricht bestimmt waren das „Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte" (1779) von Johann Matthias Schröckh (1733 bis 1808), das „Handbuch der allgemeinen Geschichte" (1771 ff.) von Julius August Remer (1738—1803), die „Anleitung zur Kenntnis der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte für Studierende" (bis 1492; 1787—1807, 4 Teile) von Christian Daniel Beck (1757—1832) sowie die „Weltgeschichte für gebildete Leser und Studierende" (1805, 3 Bände; neue Bearbeitung 1813, 4 Bände) von Karl Heinrich Ludwig Pölitz (1772—1838).

Friedrich Christoph Schlosser.
Geb 17. November 1776 in Jever, gest. 23. September 1861 in Heidelberg.

Leopold von Ranke.
Geb. 20. Dezember 1795 in Wiehe (Thüringen), gest. 23. Mai 1886 in Berlin.

Karl Lamprecht.
Geb. 25. Februar 1856 in Jessen bei Wittenberg, seit 1891 Professor der Geschichte in Leipzig. Phot. Perscheid.

Friedrich Ratzel.
Geb. 30. August 1844 in Karlsruhe, gest. 9. August 1904 in Ammerland am Starnberger See. Phot. Bellach.

Vier Vertreter weltgeschichtlichen Denkens.

Alle diese Bücher haben dankbare Leser gefunden, aber der Einfluß, den ihre Verfasser auf die breite Öffentlichkeit, auf das gebildete, liberale Bürgertum gewannen, läßt sich nicht annähernd mit demjenigen vergleichen, den zwei andere Männer ausübten: Rotteck und Schlosser. Als Menschen und Geschichtsschreiber grundverschieden, haben beide als Schriftsteller zur Heranbildung einer Generation liberaler Politiker in gleichem Maße beigetragen und sich dadurch als vollendete Pragmatiker erwiesen.

Karl Wenzeslaus Rodecker von Rotteck (1775—1840), von Hause aus Jurist, bekleidete 1798—1818 in Freiburg i. Br. die Professur der Geschichte, dann die der Staatswissenschaften und des Naturrechts. Als Geschichtsforscher war er den Anforderungen, die das Lehramt der Geschichte stellte, nicht gewachsen, und seiner Neigung zu praktischer Arbeit für das öffentliche Leben gab er nach, insofern er mit Welcker das „Staatslexikon", das Evangelium des Liberalismus, schrieb und im badischen Landtag sich der liberalen Opposition zugesellte. Seine „Allgemeine Geschichte vom Anfang der historischen Kenntnis bis auf unsere Zeiten" (1812—27, 9 Bde.; 25. Aufl. 1866—67) wurde in rascher Folge vollendet, und ein vierbändiger Auszug „Allgemeine Weltgeschichte für alle Stände" (1831—34) machte ihre Ideen in den weitesten Kreisen populär; schon 1832 waren von jeder Ausgabe 20000 Exemplare abgesetzt. Darüber, was Rotteck bezweckte, gibt er selbst in einer umfänglichen „Allgemeinen Einleitung in das Studium der Geschichte überhaupt" und einer „Besonderen Einleitung in die Weltgeschichte" offenherzig Aufschluß. Nach ihm muß der Geschichtschreiber „auch Eifer für Menschenwohl und Bürgerglück, für Vaterland und Freiheit fühlen, durchglüht von Liebe für alles Große und Gute sein und den Mut haben, die erhabenen Wahrheiten, von denen er selbst durchdrungen ist, öffentlich und laut zu verkünden". Diesen Anforderungen will er entsprechen und demgemäß für „denkende Geschichtsfreunde" schreiben, namentlich für solche, „deren Gefühl empfänglich ist und voll des Lebens", aber neben historischer Vorbildung verlangt er von seinen Lesern auch philosophische. Geschichte ist ihm das, was zufällig geschieht („individuelle wahre und merkwürdige Fakten"), während die Philosophie lehrt, was notwendig ist. Erst die „pragmatisch-philosophische Geschichte" ist ihm die würdige; denn erst die Verknüpfung von Ursache und Folge „eignet die Geschichte, die vorhin bloß der Imagination und dem Gedächtnis angehörte, dem Verstande an, macht sie pragmatisch und zur Wissenschaft". Und so betrieben, wird sie eine „strenge Richterin, unparteiische Vergelterin", ja sie kann nicht anders als eine „Lehrerin der Klugheit, des Rechts und der Tugend sein". Diese Gedanken tragen die Spuren ihrer Entstehungszeit an sich und verraten die im Grunde ungeschichtliche Anschauungswelt des überzeugten Naturrechtlers. Sie stehen zur modernen Auffassung vom Wesen und der Aufgabe der Geschichte im schärfsten Widerspruche, erklären aber den Erfolg. Denn die Leser, die, dem Liberalismus huldigend, selbst den Kampf für das Recht und die Selbstbestimmung des Volkes aufnahmen, sahen in jeder Stelle, die den freiheitlichen Volksgeist verherrlichte und Tyrannen mit sittlicher Entrüstung brandmarkte, das Spiegelbild der sie umgebenden Gegenwart.

Friedrich Christoph Schlosser (1776—1861; s. Bild auf der beigehefteten Tafel), fast gleichalterig mit Rotteck, hielt sich von politischer Betätigung fern und hatte von vornherein kaum die Absicht, unmittelbar auf Gesinnung und Handeln seiner Zeitgenossen einzuwirken; er besaß gelehrte Neigungen und hat sich als kritischer Forscher bewährt. Er studierte Theologie, war lange Hauslehrer, wirkte 1811 bis 1817 in Frankfurt a. M. am Gymnasium und dann bis zu seinem Tode als Professor der Geschichte in Heidelberg. Seine „Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung" (1815—41, 9 Bde.) führt nur bis ins 16. Jahrh., aber die mit Kriegks Unterstützung verfaßte „Weltgeschichte für das deutsche Volk" (1843—57, 19 Bde.) umschließt auch die letzten Jahrhunderte. Als Ergänzungen für wichtige Zeitabschnitte kommen daneben die „Universalhistorische Übersicht der Geschichte der Alten Welt und ihrer Kultur" (1826—34, 6 Bde.) und die „Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs" (1836—48, 7 Bde.) in Betracht. Seinem ganzen Denken nach war Schlosser ein Sohn des 18. Jahrh., und wenn er als der „letzte Universalhistoriker" bezeichnet worden ist, so kann das insoweit gelten, als die philosophisch-pragmatische Behandlung der Weltgeschichte als die Universalgeschichte schlechthin verstanden wird. Er verband das historiographische Ideal der Antike mit der kritischen Philosophie Kants, versuchte die „historische Verwertung des kategorischen Imperativs" (Lorenz) und erblickte in der Geschichte einen Leitfaden sittlicher Erziehung und politischer Moral. Ein Zwiespalt zwischen den Forderungen der Moral und denen der Politik galt ihm als undenkbar, und so gelang es ihm nicht, politisches Handeln aus den Umständen und Bedürfnissen der Zeitverhältnisse zu erklären; vielmehr erschien ihm jede politische Tat als der unmittelbare Ausfluß sittlicher Eigenschaften.

Für ein tieferes Eindringen in das Seelenleben der Handelnden war da kein Raum, und es ergab sich eine schematische Schilderung von Gesellschaftstypen anstatt lebender Persönlichkeiten.

Der ungeahnte Erfolg, die Tatsache, daß Schlosser ein Menschenalter lang als der angesehenste und volkstümlichste Geschichtsschreiber Deutschlands dastand, ist darin begründet, daß seine Werke verspätet erschienen und somit eine geistig vorbereitete Leserwelt antrafen, sie sich also nicht erst zu erziehen brauchten. Wissenschaftlich schon nicht mehr zeitgemäß, als sie ans Licht trat, erhebt sich Schlossers Darstellung im einzelnen, da sie die inzwischen lebhaft betriebene kritische Sonderforschung wenigstens teilweise benutzte, über die älteren Vorläufer, denen sie nach Anlage und Auffassung eng verwandt ist. Durchaus Pragmatiker, sucht Schlosser zwar nach Vertiefung und nach der Idee der Entwickelung, nimmt jedoch trotz einiger entgegengesetzter Anläufe im ganzen die Gesichtspunkte dafür aus sich und aus seiner — d. h. Kants — Philosophie. Er will Literatur und Wissenschaft mit dem gleichzeitigen politischen Leben innerlich verbinden, kommt aber über eine Nebeneinanderstellung nicht wesentlich hinaus, da ihm das Interesse für die als Bindeglieder unentbehrlichen wirtschaftlichen, sozialen und Verfassungsbildungen fehlt. Jeder Handelnde wird von ihm sittlich zurechtgewiesen, jeder Zustand wird als absolut gut oder schlecht empfunden, und über Personen und Verhältnisse hinweg fällt er, wie Voltaire, zusammenfassende Urteile über ganze Zeitalter. Was die Leser zwischen 1830 und 1850 fesselte, das war vor allem die herbe Kritik des Absolutismus, die der in liberalen Kreisen herrschenden Stimmung so recht entsprach. Kosmopolitisch gerichtet, hatte Schlosser für nationale Bewegungen wenig Verständnis, und so sank auch seine Wertschätzung in der öffentlichen Meinung, als der politische Umschwung in den 1860er Jahren das nationale Empfinden wieder stärker hervortreten ließ. In der Geschichte der Geschichtsschreibung gebührt Schlosser kein besonderer Ehrenplatz, denn er hat diese selbst grundsätzlich nicht gefördert. Ungewollt hat er sich jedoch ein Verdienst erworben, insofern er durch seine von anderen stark abweichenden Urteile den unbedingten Glauben an die Notwendigkeit geschichtlichen Urteilens ins Wanken brachte und damit für neuere Gedanken die Bahn ebnen half. Auf die Politik des 19. Jahrh. hat er unbestritten nachhaltig eingewirkt, insofern er durch seine Beurteilung des absoluten Staates die Theorie des Liberalismus stützte.

Geradezu demokratisch-revolutionären Geist verrät in der Überbietung der Lehre Rottecks und Schlossers die „Illustrierte Weltgeschichte“ (1844—51, 4 Bände) von Otto von Corvin-Wiersbitzki (1812—86) und Friedrich Wilhelm Alexander Held (1813—76). Und ebenso gehört in diesen Zusammenhang jedes andere Werk, das eine bestimmte politische oder philosophisch-religiöse Anschauung innig mit dem geschichtlichen Stoffe verbindet, um dadurch jene zu verteidigen und zu verbreiten: so Heinrich Leos (1799—1878) in konservativ-orthodoxem Geiste verfaßtes „Lehrbuch der Universalgeschichte“ (1835—44) oder die einzige namhafte, von streng katholischem Standpunkt aus geschriebene Weltgeschichte, die von Johann Baptist von Weiß (1820—99); als „Lehrbuch der Weltgeschichte“ (1859—98, 10 Bände) ist sie zuerst erschienen und in den neueren Auflagen als „Weltgeschichte“ auf 22 Bände angewachsen.

„Von Gatterer bis Schlosser“ — so darf man rückblickend das Kapitel in der Geschichte der Weltgeschichtsschreibung kennzeichnen, das die von der Aufklärung und dem Naturrecht ausgehende und durch philosophische Spekulation bestimmte pragmatische, moralisierende und politisierende Richtung darstellt. Grundlage, Behandlungsart und Ziel haben deren Eigenart bestimmt, indem die ersteren beiden Faktoren überhaupt den Anreiz zu „weltgeschichtlicher“ Betrachtung gaben und der dritte — in gewissem Widerspruch mit der theoretischen Voraussetzung — tatsächlich zu einer einseitig staatlichen Geschichtschreibung[1] führte. Als unmittelbare Folge daraus ergab sich die Bevorzugung der europäischen Länder und ihres Werdeganges sowie die teleologische Beleuchtung alles Geschehens vom Standpunkte westeuropäischen Denkens. Als dann jedoch die grundlegenden Ideen ihre Macht über die Massen des Bürgertums eingebüßt hatten und auch die bestimmten politischen Tendenzen angesichts neuer praktisch-politischer Aufgaben keine rechte Zugkraft mehr

[1] Ob sich die hervorragendsten Darsteller darüber selbst klar waren, muß dahingestellt bleiben. Soweit ich sehe, bekennt sich nur Pölitz resigniert als nur staatlichen Geschichtsschreiber: „übrigens bedarf es für Kenner kaum der Erinnerung, daß in diesem Werke nicht Völker, sondern Staatengeschichte dargestellt werden sollte; vielleicht daß die erstere in der umschließenden Beziehung, in welcher sie Rommel und Rühs neuerlich angedeutet haben, bald ihren eigenen Bearbeiter findet“ (1812).

besaßen, da mußte diese Art der Weltgeschichtsschreibung absterben, und Schlosser selbst hat es in seinen letzten Jahren bitter empfunden, daß die Zeit über ihn hinweggegangen war.

Innerhalb der historischen Wissenschaft hatte sich der entsprechende Umschwung schon mehr als ein Menschenalter früher angebahnt, wenn auch den Nächstbeteiligten die grundsätzliche Verschiedenheit der Auffassung nur ganz allmählich zum Bewußtsein kam: die verfeinerte Durchbildung der kritischen Methode, die zunächst an der Veröffentlichung von Quellen erprobt wurde und die systematische Ausbeutung archivalischen Stoffes forderte, begünstigte naturgemäß die Beschäftigung mit kleinen Ausschnitten aus dem geschichtlichen Gesamtverlaufe, so daß die hervorragendsten Leistungen der Geschichtsschreibung des 19. Jahrh. in mehr oder weniger umfassenden Monographien bestehen. Parallel dazu ging die Ausbildung geschichtlicher Sonderwissenschaften (Rechts-, Wirtschafts-, Literatur-, Kunstgeschichte) in nur ganz losem Zusammenhange mit der „eigentlichen" Geschichte, die das Staatsleben zum Gegenstande nahm, aber in naher Beziehung zu den entsprechenden systematischen Wissenschaften. Diese Änderung im Betriebe der Geschichtsforschung ermöglichte es seit den 1820er Jahren einer von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wachsenden Anzahl von Männern, sich berufsmäßig der Geschichte zu widmen, und so entstand mit der Erhebung der Geschichte zum Range einer selbständigen Wissenschaft auch eine Zunft von Historikern, wie sie noch das 18. Jahrh. nicht gekannt hatte: damals hatten sich die Männer verschiedensten Berufes aus Liebhaberei der Geschichte gewidmet, und selbst die hervorragenden akademischen Vertreter der Historie hatten wohl sämtlich neben ihr noch ein anderes Fach vertreten.

Die Rückwirkung dieser wissenschaftlichen Revolution auf die Weltgeschichtsschreibung war im wesentlichen negativ, insofern das von den Pragmatikern aufgerichtete Gebäude als gegebene Größe anerkannt, aber die Darstellung im einzelnen gemäß des durch Sonderuntersuchungen ermittelten Wissens berichtigt und die moralisch-politische Tendenz in gewissem Maße beseitigt wurde. In diesen Richtungen sind die verdienstlichen Fortsetzer und Neubearbeiter von Beckers „Weltgeschichte" tätig gewesen, und der bekannteste deutsche Weltgeschichtsschreiber, Georg Weber (1808—88), der den gesamten Stoff in drei immer wieder neu aufgelegten Werken von einem (1851), zwei (1846) und fünfzehn (1857—80) Bänden verarbeitete, hat neben vielen anderen seine Aufgabe in ganz dem gleichen Sinne aufgefaßt. Bei ernstem Streben nach Objektivität und Vermeidung unangebrachter Nutzanwendung finden die Verfasser doch kein rechtes Verhältnis zu dem Stoffe, den sie jeweils unter den Händen haben. Ihre Werke entbehren deshalb der Einheitlichkeit, die Rottecks und Schlossers Bücher auszeichnet, überliefern zwar den Tatsachenstoff möglichst vollständig und unter gewissenhafter Benutzung der auf kritischem Wege neu errungenen Erkenntnisse, aber mit letzteren kommt auch fast unvermeidlich und unbewußt ein gutes Teil subjektiven Urteils in die Darstellung hinein. Alle diese größeren und kleineren „Weltgeschichten" sind für praktische Zwecke unentbehrliche Nachschlage- und Handbücher, aber als selbständige geistige Schöpfungen kommen sie nicht in Betracht; die Auffassung vom Wesen der Weltgeschichte und die Art ihrer Behandlung haben sie nicht beeinflußt.

Weit abseits von den eben genannten steht ein Mann, der in ganz anderem Sinne als jene den Namen eines Universalhistorikers verdient: Leopold von Ranke (1795—1886; s. Bild auf der Tafel bei S. 15). Er würde als solcher zu würdigen sein, auch wenn er sein Lebenswerk nicht mit einer „Weltgeschichte" (1881—88, 9 Bände) hätte abschließen wollen. Daß sie unvollendet geblieben ist — sie führt nur bis gegen Ausgang des Mittelalters — hat in dieser Hinsicht nichts zu bedeuten; denn aus Rankes letztem und vollendetstem

Werke spricht derselbe in seiner Persönlichkeit begründete Geist wie aus den zahlreichen anderen Arbeiten über kleinere oder größere Ausschnitte aus der europäischen Geschichte. Wenn irgendeinem, so ist es ihm gelungen, in der Darstellung von Einzelheiten, in der Schilderung von Personen und Vorgängen das Besondere zu dem in Beziehung zu setzen, was ihm als das Allgemeine, das Weltgeschichtliche, erschien. Ihm, dem Kosmopoliten im Sinne des Klassizismus, war Geschichte gleichbedeutend mit Geschichte der Menschheit, aber letztere setzte er gleich mit den Völkern des europäischen Kulturkreises und erachtete die Einzelstaaten und Nationen im Rahmen dieses Ganzen nur als Größen zweiten Ranges: „Die Nationen können in keinem anderen Zusammenhang in Betracht kommen, als inwiefern sie, die eine auf die andere wirkend, nacheinander erscheinen und untereinander eine lebendige Gesamtheit ausmachen." Da sich eine gewisse Einheitlichkeit der Entwickelung Westeuropas erst seit dem Mittelalter beobachten läßt, so wird es verständlich, wie er dazu kam, seine „Weltgeschichte" erst mit der Entstehung der romanisch-germanischen Welt zu beginnen. Freilich hat diese Auffassung Widerspruch gefunden, den Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff vom Standpunkte des Althistorikers aus in die Worte kleidet: „Es ist der höchsten Bewunderung wert, wie dieser umfassende Geist es vermocht hat, die ganze Entwickelung der christlichen Periode zu durchdringen; und schwerlich wird es ihm ein anderer nachtun. Es war subjektiv vollauf berechtigt, wenn er als Greis der Gesamtdarstellung dieser Geschichte, die er begann, eine Skizze der älteren Zeit voranschickte; und seiner zwei Menschenalter früher erworbenen Anschauung mochte es anstehen, das eine Weltgeschichte zu nennen. Aber es wäre ein schwerer Irrtum, und sowohl die Trägheit wie das nationale Banausentum würden übeln Gebrauch davon machen, wenn man der Ehrfurcht vor einem großen Namen zuliebe den Tempel der Geschichte erst mit der Bildung der romanischen und germanischen Nationen beginnen und die frühere Zeit nur als Vorhalle gelten lassen wollte. Das Verständnis unserer gesamten Kultur würde dadurch geradezu entwurzelt." So sehr wir dieser Anschauung beipflichten und wie für die alten Völker des Mittelmeerkulturkreises so auch für die Völker der übrigen Welt aus älterer und neuerer Zeit Berücksichtigung in einer „Weltgeschichte" verlangen, so wenig läßt sich verkennen, daß jene Kritik die innere Notwendigkeit zu wenig berücksichtigt, mit der Ranke zu seinem Standpunkt gelangt ist. Er selbst, zu systematischem philosophischen Nachdenken nicht geneigt und doch von Philosophen befruchtet, hat die theoretische Berechtigung des von ihm praktisch benutzten Begriffes „Weltgeschichte" kaum erwogen; denn für ihn konnte es überhaupt einen anderen nicht geben.

Rankes Bedeutung als Universalhistoriker liegt nicht auf theoretischem Gebiete: in dieser Richtung war er von den geistigen Strömungen, die in seiner Jugend die Geister beherrschten, abhängig. Wenn er die allgemeine Geschichtsdarstellung auf eine nicht wieder erreichte Höhe geführt hat, so ist das die Frucht eindringender Forschertätigkeit, die sich in selten glücklicher Weise mit der Fähigkeit zu künstlerischer Erzählung verband. Einzig steht er insofern da, als er durchweg aus den ersten Quellen zu schöpfen sich zur Pflicht machte und dadurch in ganz besonderer Weise die geistige Eigenart jedes Zeitalters, wie diese in den gleichzeitigen geschriebenen Quellen zutage tritt, zu würdigen lernte. Das war, auch abgesehen von der durch seine Gesamtauffassung gegebenen Beschränkung, nur dadurch möglich, daß ihm ein langes Leben in voller geistiger Frische beschieden war, und seine äußere Lage ihn in den Stand setzte, mehr als sechzig Jahre sich unausgesetzt der Forschertätigkeit zu widmen. Den nachhaltigen Einfluß, den Ranke auf Forschung und Darstellung ausgeübt hat, verdankt er der ihm eigenen Art der Quellenbenutzung, die wieder in seiner Fähigkeit, von sich selbst

zu abstrahieren, wurzelt. Seine Methode, die Anwendung von Niebuhrs Behandlung der Tradition auf die neuere Geschichte, und die eben genannte ihm eigene seltene Fähigkeit unterstützten und förderten sich gegenseitig, und so gelang es ihm, jede beliebige Lebensgemeinschaft aus dem ihr eigenen Geiste heraus zu kennzeichnen, sie geschichtlich *verstehen* zu lehren. An Stelle der bei den Pragmatikern üblichen Urteile setzte er das geschichtliche Verständnis, das nichts von gut und schlecht weiß, sondern nur danach fragt, wie sich die Einzelerscheinung *erklärt*. Damit trat er in bewußten Gegensatz zum Pragmatismus und versuchte auch in der „Historisch-politischen Zeitschrift" (1832—36) die Liberalen „durch das Beispiel realer Anschauung der Dinge zu bekehren" (Dove), ohne sich deshalb auf den Boden der altpreußischen Konservativen zu stellen. In einer lateinischen Rede über „Verwandtschaft und Unterschied von Geschichte und Politik" (1836) nahm er früh von diesen Bestrebungen Abschied. Aber praktisch blieb er in seinem ganzen Leben der politisierenden Geschichtsschreibung abhold und betrachtete es nach wie vor als seine Aufgabe, zu zeigen, *wie es eigentlich gewesen ist*[1]. Mag sich Ranke auch in seinen Darstellungen gelegentlich von persönlichen Anschauungen und Gefühlen haben leiten lassen, so ist er, der sich in die verschiedensten Staats-, Kultur- und Lebensformen hineindenken mußte, der von ihm selbst gestellten Anforderung, jede Zeit aus ihr selbst zu begreifen, doch näher gekommen als irgendeiner seiner Zeitgenossen. Dieses Bewußtsein hat sich bei ihm zu dem verdichtet, was man gewöhnlich „Rankes Ideenlehre" nennt; darunter ist die Anschauung zu verstehen, daß in einem bestimmten Zeitabschnitte eine Tendenz, eine „Idee", herrsche, die sich in den verschiedenen Einzelerscheinungen, besonders in den hervorragenden Personen, verkörpere. Das Ranke Eigentümliche ist dabei, daß er sich diese Ideen als objektiv außerhalb der Menschen bestehend denkt und in ihnen das mystisch wirkende göttliche Walten erkennt.

Die *Idealphilosophie* ging von Kant aus. Fichte, Wilhelm von Humboldt und Hegel haben sie ausgestaltet, ihr eine geschichtliche Wendung gegeben und dadurch mittelbar die Frage nach einem einheitlichen Entwickelungsprinzip und einem ethischen Wertmaßstab für geschichtliche Erscheinungen aufgerollt. Ranke stand wohl mehr unter Fichtes als Hegels unmittelbarer Einwirkung, aber im tiefsten Grunde hat keiner von ihnen ihm zu seiner Geschichtsauffassung verholfen; diese ist vielmehr als ein Erbe seiner theologischen Ahnen und seiner eigenen *christlichen* Vorstellungswelt anzusprechen. Für Ranke bildete zwar das einzelne den Gegenstand der Forschung, aber nicht in seiner Vereinzelung wollte er es betrachten, sondern im Zusammenhang, um zu erkennen, wohin in jedem Zeitalter das *Menschengeschlecht* sich gewandt, was es erstrebt, was es erworben und wirklich erlangt habe. Diese allgemein-menschliche Entwickelung fesselt sein Interesse; um ihretwillen mußte er die verschiedensten Erscheinungen einer Zeit gewissermaßen auf einen gemeinsamen Nenner bringen, und dazu bot ihm die Idee die Handhabe.

Die Idee war nicht national gebunden, sondern universal, und so konnte Ranke sein Verhältnis zu den Nationen und dem großen Ganzen, worunter er die westeuropäische Kulturgemeinschaft begreift, zu den Bekenntnissen zusammenfassen: „Wie alles individuelle Leben von dem Gemeinwesen abhängt, dem jeder angehört, so knüpft sich wieder das Leben der Staaten an die allgemeinen Verhältnisse der Welt an, in denen sie emporkommen oder verfallen", und: „Das eigentümliche Leben der verschiedenen Nationen in ihrer Verflechtung untereinander und in ihrer Beziehung zur idealen Gemeinschaft bedingt den Fortgang in der Geschichte der *Menschheit*." In der Kennzeichnung der Einwirkungen, die der einen

[1] Die grundlegenden, oft angeführten Worte Rankes in der Vorrede zu seinem ersten Werke „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber" (1824, Beilage zum 1. Bande von „Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494—1535") lauten: „Man hat der Historie das Amt, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen zukünftiger Jahre zu belehren, beigemessen; so hoher Ämter unterwindet sich gegenwärtiger Versuch nicht: er will bloß sagen, wie es eigentlich gewesen."

Nation von der anderen zuteil geworden sind, erreicht Ranke eine Vollendung, die allein schon ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte der Weltgeschichtsschreibung sichern würde.

Ranke war eine so selbständige Persönlichkeit, wie sie in dieser Eigenart nur in seiner Zeit möglich war, und seine zahlreichen Schüler haben längst nicht alle Seiten seines Wesens weiter entwickelt, am allerwenigsten die ihm eigene weltgeschichtliche Betrachtungsweise. In dieser Richtung bricht die mit Ranke einsetzende Entwickelung aus Gründen, die nicht nur in dem ungeheuer angewachsenen Stoffe liegen, auch mit ihm ab. Als Nachwirkung seines Schaffens ist höchstens die auf neun Bände berechnete „Weltgeschichte seit der Völkerwanderung" (1901 ff., bisher 7 Bände) von Theodor Lindner (geb. 1843) zu betrachten. Auch sie beschränkt sich ideell trotz der Einbeziehung Asiens, Afrikas und Amerikas auf die europäische Kulturgemeinschaft, da sie die weiten, bewohnten Flächen des Erdballes nicht als selbständige Teile, sondern nur als Interessenkreise europäischer Völker bewertet. Zu einer derartig großangelegten Arbeit, die notwendigerweise den Mittelweg zwischen selbständiger Quellenausbeutung und Verwertung der Literatur einschlagen muß, besitzt Lindner zweifellos die Befähigung; denn ganz abgesehen von der durch eine vierzigjährige akademische Lehrtätigkeit aufgespeicherten Erfahrung hat er seine eigenen Studien nicht auf ein kleines Gebiet oder einen begrenzten Zeitraum beschränkt, sich vielmehr in seinen Schriften so vielseitig gezeigt wie kaum ein anderer unter den lebenden Forschern, und mit geschichtsphilosophischen Arbeiten hat er sich auch auf das Feld begeben, das als Unterbau für ein Gebäude dienen muß, wie es seine „Weltgeschichte" darstellt.

D. Weltgeschichte auf geographischer Grundlage.

Ob die Weltgeschichtsschreibung vom europäozentrischen Standpunkte aus abgeschlossen hinter uns liegt, oder ob sie noch einer Weiterentwickelung fähig ist, läßt sich heute noch nicht sagen. Aber die einzig mögliche ist sie nicht: denn neben die ältere, seit dem Altertum herrschende Auffassung mit ihrer Überschätzung der Vollkultur ist bereits die Weltgeschichtsschreibung auf geographischer Grundlage getreten. Diese will die Geschichte jedes Stückes Erde unter dem Gesichtspunkte seiner Lage und seiner Beziehungen zum Ganzen darstellen, Ereignisse und Zustände als etwas von dem Boden, auf dem sie sich abspielten oder vorfanden, nicht zu Trennendes begreifen, auf diesem Wege allen Kulturen, auch den relativ wenig hochentwickelten, nachgehen und ihnen geschichtlich gerecht werden. „Erst das Zusammenwirken der Naturverhältnisse mit den menschlichen Anlagen, nicht jene allein oder hauptsächlich, erzeugt die Geschichte. Denn derselbe Boden wirkt verschieden je nach den Anlagen derer, die ihn bebauen, und verschieden auf denselben Bebauer je nach der von diesem erreichten Kulturhöhe. Nicht für alle Völker ist, nicht zu allen Zeiten war die Wüste ein den Fernverkehr förderndes Element. Kein Volk bleibt auf seinem Boden dasselbe ... Bei dem einen Volke erfolgen die Veränderungen rasch, bei anderen (z. B. bei den Samojeden und den Finnen in Finnmarken, den Arabern im Innern Arabiens und verschiedenen Steppenvölkern) langsam. Und mit dem Volke verändert sich der Boden. Alles fließt: Geschichte ist Bewegung. Es gibt kein Land der Erde, das noch von denselben Bewohnern bewohnt würde, die es ursprünglich beherbergt hat: seine Pflanzen, Tiere und Menschen haben sich stetig umgewandelt und gegenseitig vermischt; sie sind ausgewandert, haben neue Wohnplätze gefunden und neue Lebensbedingungen ... Die Bühne ist kein gleichgültiger Gegenstand, der bei den Verwandlungen nur eine untergeordnete Rolle spielt, sondern muß als gleichwertig mit in Rechnung gebracht werden." (Helmolt.)

Daß die äußere Natur auf den Charakter der Völker und ihre Schicksale nicht ohne Einfluß sei, war ein auch den Historikern der Antike nicht fremder Gedanke, aber er ging im Mittelalter verloren, und wenn der bereits erwähnte fortgeschrittene Geschichtstheoretiker Bodin im 16. Jahrh. auf die ethnophysische Anlage der Völker und die geographisch-klimatische Eigenart ihrer Wohnplätze so großen Wert legte, daß er sogar eine Einteilung der Weltgeschichte in Perioden darauf gründete, so blieb er doch mit solchen Gedanken allein. Erst Montesquieu und Herder weckten das Verständnis für die Beziehungen zwischen Siedelungsgebiet und Volk aufs neue, aber ohne dadurch die Geschichtsdarstellung selbst in neue Bahnen zu leiten. Wenn der schon (S. 14) erwähnte Orientalist Johann Gottfried Eichhorn (1752—1827) seine „Weltgeschichte" (1799 ff.) geographisch anordnete, so hat dazu wohl sein Hauptberuf, der ihn praktisch mit den Völkern Asiens vertraut gemacht hatte, mehr beigetragen als die Anregung der Philosophen. In der Tat weichen die Folgerungen, die er aus den geographischen Verhältnissen der Völker zog, trotz mancher Berührungspunkte grundsätzlich von den Gedanken Herders ab.

Obwohl Eichhorns Auffassung anscheinend recht wenig Verständnis entgegengebracht wurde, so verdient sie als Ansatz zu einer neuen Art Weltgeschichtsschreibung doch aufmerksame Betrachtung. Eichhorn führte die weltgeschichtliche Volkerverbindung als Begriff in die Geschichtsschreibung ein, wenn er die alte Welt vor Cyrus und die Geschichte Europas zwischen 486 und 1100 als „unverbundene Welt" und „unverbundenes Europa" in Parallele stellte und ebenso die „verbundene Welt" (von der großen Völker- und Staatenverbindung durch Cyrus bis auf ihre neue Trennung durch die Völkerwanderung und den Ursprung der germanischen Reiche) mit dem „verbundenen Europa" (von den Kreuzzügen bis zu seiner Zeit). Der gewaltige Unterschied zwischen abgeschlossen dahinlebenden Völkern und großen Staatenverbindungen, deren Folge eine größere Kulturgemeinschaft ist, war ihm aufgegangen, und damit hatte er Verständnis gewonnen für die geschichtliche Bedeutung der Überwindung großer Räume, ein im tiefsten Wesen geographisches Moment. In der Darstellung der Alten Welt konnte Eichhorn Asien und Afrika im Zusammenhange unterbringen, aber da sich die europäische Kulturgemeinschaft seit den Kreuzzügen nur bis an die Ränder dieser Erdteile erstreckte, so mußte er für das Mittelalter die Völker Asiens und Afrikas als außerhalb stehende, isolierte Größen behandeln und hat das wirklich im 3. Bande (1814) getan; ja in logischer Konsequenz seines Verfahrens hat er einen wenn auch kurzen Abschnitt über Nordamerika angefügt und somit als erster die weltgeschichtliche Erzählung auf eine geographische Grundlage gestellt.

Von seiten der Historiker wurden diese Anschauungen nicht weiter verfolgt, aber unabhängig davon entwickelten die Geographen ganz ähnliche Gedankenreihen, und der Bahnbrecher wurde Karl Ritter (1779—1859), der nächst Alexander von Humboldt am meisten dazu beigetragen hat, die Geographie zur Wissenschaft zu erheben. Nach seinem Tode vielfach ungünstig beurteilt, hat Ritter in neuerer Zeit die rechte Würdigung erfahren, und heute kann wohl der Satz als allgemein angenommen gelten: „Es ist seit Ritter unmöglich, die Geschichte eines Volkes zu schreiben, ohne die einflußreichen Züge seines heimatlichen Bodens zu beachten — und ein Land darzustellen, ohne an seine Bewohner und ihre Geschichte zu denken. Ritter ist der Vergleich nicht Zweck, sondern Mittel zur Auffindung der Eigenart der geographischen Objekte." (Marthe.) Der Vergleich — „Allgemeine vergleichende Geographie" nennt Ritter im Untertitel sein Hauptwerk „Die Erdkunde im Verhältnis zur Natur und zur Geschichte des Menschen" (1817—18; 2. Aufl. 1822—59 in 19 Teilen, unvollendet) — ist bei ihm doppelter Natur, insofern die Länder unter sich, aber auch dieselben Länder in verschiedenen Zeiten, d. h. auf den verschiedenen Stufen ihrer Entwickelung, die Gegenstände des Vergleiches bilden. Durch letztere Fragestellung, die an Herders Gedanken über den Zusammenhang zwischen der Natur und der Geschichte eines Landes anknüpft, gelangte Ritter unmittelbar zu geschichtlichen Untersuchungen. „Sein Ziel ging hin auf den

entwickelungsgeschichtlichen Zusammenhang aller Erscheinungen der Natur und Geschichte von Herodot bis zu unseren Zeiten. Durch die Vorführung des gesamten Quellenmaterials für die historischen Zeiten wünschte er eine Zeitcharakteristik der einzelnen Planetenräume, gewissermaßen ihre Biographie, zu erhalten. Er verglich so frühere Zustände von Land und Volk mit gegenwärtigen und lernte letztere verstehen." (Wisotzki.) Der grundsätzliche Fortschritt Ritters gegenüber seinen geographischen Vorgängern bestand darin, daß er ein Stück Erde nicht nur als Fläche betrachtete, sondern als organisch notwendige Grundlage für die Eigenart seiner Bewohner. So hörten die Menschen auf, etwas Zufälliges zu sein, wurden etwas Notwendiges, und nunmehr konnte ihr Verhalten, ihr Schicksal, ihr gesamtes Leben, das sich durch geschichtliche Forschung feststellen läßt, zugleich als Mittel dienen, um die geographische Eigenart jedes Landes zu erkennen. Sollte die Geschichte diese Aufgabe als geographische Hilfswissenschaft erfüllen, dann ergab sich eine doppelte Forderung: erstens eine organische Verbindung der staatlichen mit der kulturellen Geschichte, ihre gegenseitige Durchdringung, und zweitens Vergleichung mehrerer Länder nebst der Entwickelung ihrer Bewohner, um aus ihr den verschiedenen Einfluß des Bodens abzuleiten.

Obwohl Ritter die Aufgabe der geographisch-geschichtlichen Forschung klar umschrieb und so der Kulturgeschichtsschreibung neue Bahnen wies, hat er selbst begreiflicherweise nur an wenigen einzelnen Beispielen — so z. B. an Ägypten — zeigen können, wie er sich die Zusammenhänge vorstellte, und es ist selbstverständlich, daß der Stand der geschichtlichen Vorarbeiten in jedem einzelnen Falle das Gelingen seines Versuches wesentlich beeinflußte. Die geschichtliche Anschauung förderte er bei seinen Arbeiten dadurch, daß er die Erscheinungen der materiellen und geistigen Kultur unter sich und mit dem staatlichen Leben in engste Beziehung setzte und so von paralleler Beschreibung zu innerer Verknüpfung fortschritt.

Ritters Arbeitsweise gestaltete sich (wir folgen hier Otto Richter) folgendermaßen: Den charakteristischen Merkmalen des Landes (Lage, Form, Ausstattung) stellen sich eigentümliche Züge der Bevölkerung (Gestalt, Farbe, Lebensweise, Charakter, religiöse, ästhetische und intellektuelle Anschauungen) zur Seite, d. h. neben die physischen Eigenschaften des Heimatbodens treten physische und psychische Eigentümlichkeiten des Menschen. Die geschichtliche Beobachtung zeigt nun, wie sich nach der Einwanderung in ein Gebiet zunächst die physische Seite des Menschen vermöge des Erhaltungstriebes in Nahrung, Kleidung, Beschäftigung usw. dem Gegebenen anpaßte und wie allmählich vergrößerte Bedürfnisse höhere technische Fertigkeiten je nach der Eigenart der Scholle anregten. Dadurch erhielt auch das psychische Leben einen eigentümlich landschaftlichen Charakter, vermittelt durch die sozialen Verhältnisse, hauptsächlich jedoch durch Gefühlselemente. Mächtig in das Menschenleben eingreifende Erscheinungen wurden zum Gegenstande religiöser Verehrung, während die heimatliche Landschaft das Naturgefühl in bestimmter Richtung entwickelte, der Dichtung eigentümliche Rhythmen und Bilder aufdrängte. Auf höherer Stufe beeinflußten Formen und Farben der Landschaft das ästhetische Gefühl und die heimatliche Baukunst. Derartige Beobachtungen haben natürlich nicht nur die tatsächliche Entwickelung einer reichen Kultur zur Voraussetzung, sondern auch eine genaue Kenntnis ihrer Einzelerscheinungen.

Wesentlich vertieft, ausgestaltet und modifiziert wurde Ritters Lehre durch Friedrich Ratzel (1844—1904; s. Bild auf der Tafel bei S. 15), der in seiner „Anthropogeographie" (1882—91), in der „Völkerkunde" (1886—88), in der „Politischen Geographie" (1897) und bei sonstigen Gelegenheiten eine Menge geschichtlich-geographischer Beobachtungen niedergelegt und seine Gedanken in einem Beitrage zur ersten Auflage vorliegenden Werkes unter dem Titel „Die Menschheit als Lebenserscheinung der Erde" zusammengefaßt hat.

Ausdrücklich erkennt Ratzel Ritters Anschauungen im großen und ganzen als zutreffend an, aber die Verbindung, die Ritter zwischen Geschichte und Geographie, zwischen Volk und Land hergestellt hat, erscheint ihm zu äußerlich, und deshalb, meint er, seien Ritters Ideen

nicht fruchtbarer geworden. Die Verbindung zwischen Menschheit und Erde, zwischen Volk und Land ist ihm die denkbar innerlichste. „Die Menschheit gehört zur Erde als ein Stück von der Erde." — „So wie die Menschheit vor uns steht, ist sie das Erzeugnis ihrer eigenen Geschichte und zugleich der Geschichte der Erde; beide sind unaufhörlich verbunden und werden es bleiben." Wie die Erde im Weltganzen ein Organ und, für sich betrachtet, ein Organismus ist, so ist die Menschheit ein Organ der Erde und erst in zweiter Linie ein selbständiger Organismus; genau so verhält es sich mit jedem Lande im Verhältnis zur Erde und mit jedem Volke im Verhältnis zur Menschheit. Als die Kräfte, die auf ein Volk einwirken, sind deshalb neben den (sekundären) Äußerungen des Geistes und Willens der Menschen die (primären) organischen Bewegungskräfte nicht zu vergessen, und weil sie fast immer vernachlässigt worden sind, ward das rechte Verhältnis zwischen Volk und Land nicht gefunden.

Die Völker können sich nicht vom Boden losmachen, ja das einfach Mechanische der Volksbewegung, die Vermehrung, zeichnet sich am Boden ab, indem das Volk mehr Boden zu besitzen strebt und sich nach außen ausdehnt: so entstehen die Vorgänge, die seit alters als die geschichtlich bedeutsamsten betrachtet werden. Boden mit immer mehr Menschen eigenen Volkstums in Verbindung zu bringen, das ist das unter allen Wandlungen der Formen feststehende Ziel staatlicher Betätigung. „Eroberung, die den Boden nicht dauernd gewinnen will oder kann, gehört den niederen Stufen der Kultur an . . . Wenn Roms Größe viel dauerhafter wurde als die jedes der vorangegangenen ‚Weltreiche', so ist dies der Ackerbaukolonisation zu danken, die den politischen Erwerbungen immer auf dem Fuße folgte."

„Die Geschichte eines Volkes auf einem bestimmten Boden ist ein Ringen um die Vorteile dieses Bodens. Der große Vorzug des natürlich umschlossenen Gebietes liegt darin, daß es in der Abschließung den allergrößten Vorteil fertig bietet." Diese prägnanten Sätze enthalten die geographische Voraussetzung für die Entfaltung einer Volksgeschichte, sofern wir negativ im Mangel einer natürlichen Umschließung auch das wesentlichste Hindernis für die Verwachsung eines Volkes mit seinem Boden — eines der wesentlichsten Momente bei der Staatenbildung — erkennen. Aber alle natürlichen Grenzen sind nur Hindernisse, keine absoluten Hemmnisse; denn über sie hinweg bewegt sich der Verkehr unter den Völkern, der den Austausch von Errungenschaften und Erfahrungen und engere Beziehungen der Völker veranlaßt; so entstehen die Kulturkreise, die bei aller Anerkennung des Bestandes von Völkerindividualitäten durch Übertragung, Verpflanzung und Rückwirkung von materiellen Größen und Ideen eine relative Einheit darstellen. Die Lage der Länder zueinander wird hierfür entscheidend, während die Entfaltung einer Sonderkultur von der Lage des Landes im Verhältnis zur ganzen Erdoberfläche abhängt. Als Grenzen der Länder oder als Bahnen für unendlich viele Möglichkeiten des Verkehrs, d. h. als Bindemittel der Kultur, treten je nach den Umständen die Meere in die Zahl der geschichtlichen Mächte ein. „Der Flächenraum jedes Meeres und Meeresteiles hat seine geschichtliche Bedeutung. Von Küste zu Küste und von Insel zu Insel ist die Geschichte über die Meere hingewachsen, zuerst über die engen, dann über die weiten; und auf die Verbindung durch das Meer blieben so entstandene Staaten hingewiesen."

Nicht eine erschöpfende Wiedergabe Ratzelscher Geschichtsphilosophie vom geographischen Standpunkte konnte hier versucht werden, sondern nur die Züge galt es hervorzuheben, die ihn über Ritter hinausführten, und die erst eine fruchtbare Verwertung geographischer Gesichtspunkte in der Anlage einer Weltgeschichte nicht minder als in der Schilderung von Volksgeschichten oder in der Kennzeichnung von Kulturkreisen und überhaupt von wechselseitiger Beeinflussung der Völker ermöglichten. Das war und ist die Aufgabe, die sich vorliegendes Werk von Anfang an gestellt hat. Indem Helmolt die von Ratzel im allgemeinen entwickelten Gedanken zur Grundlage für seinen Plan einer Weltgeschichte wählte, war er sich bewußt, einen grundsätzlich neuen Weg einzuschlagen, sowohl in der Anordnung des Stoffes als auch hinsichtlich der Behandlung. An die Stelle irgendeiner philosophischen Ansicht trat die ihrem Wesen nach nur wenig veränderliche Anschauung von der physischen Eigenart der Erde, die geographische Erkenntnis, an Stelle eines irgendwie bestimmten absoluten Wertmaßstabes ein relativer, der in der Natur jedes Landes und Volkes selbst

gesucht und aus ihrer Geschichte heraus entwickelt wurde. Ohne weiteres ergab sich daraus die Unzulässigkeit einer Beschränkung auf die sogenannten „Kulturvölker", wenn sie auch ganz selbstverständlich dem Reichtum ihrer Entwickelung entsprechend gewürdigt wurden, vielmehr mußten auch die auf relativ niedriger Stufe stehengebliebenen Völker, die untergegangenen ebenso wie die heute noch vorhandenen, in die Erörterung einbezogen werden, und das bedeutete wieder für die Kulturvölker ein Zurückgehen auf ihre Vorgeschichte, für die Menschheit als Ganzes die Anknüpfung an die vormenschliche Erdgeschichte, die Verfolgung der frühesten Spuren menschlichen Daseins und menschlicher Betätigung.

So ergab sich der Plan dieser Weltgeschichte mit Notwendigkeit aus der Entwickelung der Weltgeschichtsschreibung überhaupt, im besonderen aus dem neuerlichen Einfluß geographischen Denkens auf den Historiker. Nichts liegt trotzdem dem Herausgeber ferner als etwa eine Vergewaltigung der Geschichte zugunsten irgendwelcher bestimmter geographischer Meinungen. Der Leser findet nur eine schlichte Erzählung, so wie sie sich den besten Kennern jedes Landes und Volkes, denen die Beschreibung ihrer Geschicke anvertraut wurde, darstellt, aber kein Lehrgebäude angeblicher geschichtlicher Wahrheiten; diese zu ergründen, sich eine eigene Geschichtsphilosophie zurechtzumachen, muß jedem Leser selbst überlassen bleiben. Dem Herausgeber und seinen Mitarbeitern war Ratzels geographische Anschauung nur ein heuristisches Prinzip, das Mittel, um zu irgendwelchen allgemein gültigen Ausgangspunkten für geschichtliche Beobachtungen zu gelangen. Allgemein gültig sind diese Ausgangspunkte für uns Menschen deswegen, weil sie dauernde, vom menschlichen Standpunkt aus fast ewig zu nennende Tatbestände zur Grundlage nehmen.

E. Universalgeschichte.

Hier könnte diese Übersicht über die Geschichte der Weltgeschichtsschreibung abbrechen, wenn sie sich mit dem begnügen wollte, was bis zu unseren Tagen in Darstellungen geleistet worden ist. Aber der Historiker hat die Pflicht, auch die Ansätze zu neuer Entwickelung zu verfolgen, die über die Gegenwart hinausführen, und deshalb darf nicht unerwähnt bleiben, was Karl Lamprecht (geb. 1856; s. Bild auf der Tafel bei S. 15) zunächst theoretisch über Aufgabe und Methode der Universalgeschichte vorgetragen hat.

Mit gutem Grunde ist Lamprecht zu dem vor allem im 18. Jahrh. üblichen Worte „Universalgeschichte" zurückgekehrt, um schon durch die Benennung anzudeuten, daß er sich in einem Gegensatze zu der Weltgeschichtsschreibung befindet, wie sie sich unter dem Einflusse philosophischer Geschichtsbetrachtung tatsächlich entfaltet hat. Trotz Rottecks gekünstelter Unterscheidung von Geschichte der Menschheit, Weltgeschichte und Universalgeschichte[1] sind diese drei Begriffe im großen und ganzen als gleichbedeutend hingenommen worden, wenn auch der Gesichtspunkt, von dem aus die geschichtlichen Vorgänge auf der Erdoberfläche betrachtet werden, in jedem Falle ein etwas anderer ist. Lamprechts Begriff „Universalgeschichte" kommt in formaler Hinsicht Rottecks „Geschichte der Menschheit" am nächsten; der materielle Unterschied besteht aber darin, daß es sich bei Lamprecht um vorwiegend geschichtliche Ergebnisse, um Zeichnung eines Werdeganges handelt, während Rottecks Ergebnisse grundsätzlich philosophischen Charakter

[1] Rotteck sah in der „Universalgeschichte" ein „Magazin aller merkwürdigen Begebenheiten", also die Aufspeicherung von Tatsachen; „Weltgeschichte" war ihm eine Verarbeitung des gesammelten Stoffes unter gleichzeitiger Herausschälung gewisser geschichtsphilosophischer Ergebnisse, dagegen „Geschichte der Menschheit" eine allgemeine Betrachtung, die Zusammenfassung von Ergebnissen.

tragen und eine allgemein gültige Lehre sittlichen Handelns wenn nicht darstellen, so doch mindestens begründen sollen.

Lamprecht geht von der Nationalgeschichte aus, will sie aber als Volks- und demgemäß als Kulturgeschichte aufgefaßt wissen und betrachtet deshalb auch die jeweilige Staatsform und die Vorgänge des staatlichen Lebens als Ausfluß der herrschenden Kultur wie jede andere Eigentümlichkeit. Die Kultur jedes Zeitalters ist wie das Wesen jedes Menschen einheitlich, sie ist kein willkürliches Konglomerat von Erscheinungen, und wenn eine bestimmte „sozialpsychische Disposition" als die treibende Kraft erkannt ist, die hinter einem bestimmten Kulturzeitalter steht, dann lassen sich die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, künstlerischen, religiösen, wissenschaftlichen und staatlichen Lebensäußerungen eines Volkes für diese Zeit auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Das besondere Leben eines Volkes seinen psychischen Ursachen nach zu erkennen, Zusammenhänge aufzudecken und die Stufenfolge in der Entwickelung nachzuweisen, so daß ein Aufsteigen, eine fortschreitende Intensität und Verfeinerung der psychischen Kräfte erkennbar werden, das ist nach Lamprecht die Aufgabe der Nationalgeschichte, die er zunächst für das deutsche Volk (1891 ff.) zu lösen versucht hat. Dabei hat er fünf Stufen des geistigen Lebens unterschieden, die er als symbolisches, typisches, konventionelles, individualistisches und subjektivistisches Seelenleben bezeichnet. Diesen Formen schreibt er allgemeine heuristische Geltung zu und glaubt auf diesem Wege den Schlüssel für die Geschichte der Menschheit in der Bearbeitung der Nationalgeschichten nach typischen Motiven entdeckt zu haben. Ziel und Preis solcher Forschertätigkeit wäre die Aufstellung einer typischen, in gewissen Wesenszügen immer wiederkehrenden, in der Eigentümlichkeit menschlichen Geisteslebens überhaupt begründeten Entwickelung, die durch Einflüsse zweiten Ranges (Siedelungsboden oder fehlende und vorhandene Beziehung zu anderen Kulturen) in ihrer besonderen Eigenart bestimmt würde, und zugleich würden die im Völkerleben selbst ruhenden Gesichtspunkte für die Bewertung geschichtlichen Geschehens erschlossen. Nachdem gelegentliche Kontrolle den Gedanken der Kulturzeitalter als auf jeden Verlauf einer nationalen Geschichte anwendbar erwiesen hat, hofft Lamprecht, auf diesem Wege induktiv die Probleme zu lösen, um deren Lösung sich die Geschichtsphilosophen, deduktiv arbeitend, von allgemeinen Prinzipien ausgehend, vergebens bemüht haben.

Abgesehen von einschlägigen Beobachtungen in früheren Schriften, hat sich Lamprecht in dem Aufsatze „Universalgeschichtliche Probleme vom sozialpsychologischen Stundpunkte" (letzter Teil der Schrift „Moderne Geschichtswissenschaft", 1905) eingehend geäußert. Den Ausgangspunkt bildet für ihn die Psychologie des Individuums und die Massenpsychologie, und er selbst kennzeichnet schon 1897 seinen Standpunkt folgendermaßen: „Der Versuch, die letzten Rätsel des geschichtlichen Werdens zu lösen, ist früher ausnahmslos von weltgeschichtlicher Betrachtung aus gemacht worden; man hat z. B. die Frage aufgeworfen, ob es einen allgemeinen Fortschritt in der Geschichte gäbe, und dergleichen mehr, und man hat mit irgendeiner überall anwendbaren Formel . . . das geschichtliche Werden seines Geheimnisses zu entkleiden gesucht . . . man hat den Stier bei den Hörnern gepackt und die schwierigsten Fragen durch einen genialen Coup gleichsam beantworten, ein ganzes zu erwartendes System mit einem Gedankenblitz erhellen zu können geglaubt. So hohen Tuns wird sich ein nüchterner Versuch der Lösung heutzutage nicht mehr unterfangen können. Er muß von ganz anderer, entgegengesetzter Seite ausgehen; vom Verständnis der Einzelhandlung und der Massenhandlung . . . Die Untersuchung hat von diesen Elementen her hinübergeführt zum Begriff der Nation als der regulären Größenerscheinung des geschichtlichen Lebens, in die das Leben des einzelnen eingeschlossen ist, und in deren Entwickelung sich typische Stufen unterscheiden lassen." Von der Einzelnation kommt Lamprecht zur Vergleichung mehrerer, und da nach seiner Meinung einerseits die Phantasietätigkeit die geistige Disposition am besten erkennen läßt, anderseits der kunstgeschichtliche Stoff ihm allein eine unmittelbare Vergleichung zu ermöglichen scheint, so fordert er die Pflege vergleichender Untersuchung auf diesem Gebiete, um unter „Analyse des völkerkundlichen

Stoffes nach historischen Kategorien" womöglich die aus der deutschen Geschichte abgeleiteten Zeitalter nach rückwärts zu vervollständigen. Von diesem Punkte aus fordert er, auch die Vorgeschichte in die Forschung einzubeziehen, um die Kulturreste, die von den überwundenen Zeiten fortgeschrittener Völker erzählen, in Parallele zu stellen mit den Lebensformen und Lebensäußerungen, die wir in neuerer Zeit bei Völkern niederer Kultur antreffen. Die Vorgeschichte soll ihm die erforderlichen Anhaltspunkte für die Aufstellung einer relativen Zeitfolge liefern, ohne die mit dem völkerkundlichen Stoffe der Museen geschichtlich wenig anzufangen ist.

In der Abhandlung „Zur universalhistorischen Methodenbildung" (1909) fragt Lamprecht unmittelbar, wie es möglich ist, gegenwärtig Universalgeschichte wissenschaftlich forschend zu betreiben. Er fordert, zwischen der deduktiv geschichtsphilosophischen und der induktiv historisch-kritischen Methode die Mitte zu wählen, durch „empirische Umschau über die Höhen der von der Geschichtswissenschaft gewonnenen kritischen Ergebnisse menschheitlicher Entwickelung" Hypothesen über deren Gesamtverlauf zu bilden und unter ihrer Leitung den natürlich gebundenen Einzelverlauf zu untersuchen. Dadurch entsteht nicht die Aufgabe, die Richtigkeit der Hypothese zu beweisen, sondern die Hypothese zeigt, wie immer in der Forschung, nur den Weg zur Problemstellung, um nötigenfalls auf Grund des Ergebnisses die Hypothese selbst abzuwandeln. Der Weg ist isolierte Betrachtung entweder eines nationalen Verlaufes oder eines einzelnen Kulturzweiges und dann Vergleichung erstens des nämlichen Kulturzweiges in verschiedenen Entwickelungen[1], zweitens der verschiedenen Kulturzweige derselben Entwickelung (darauf beruhen Lamprechts für die deutsche Geschichte aufgestellten Kulturzeitalter) und drittens zweier oder mehrerer nationaler Entwickelungen untereinander.

Sollten derartige Studien durch mehrere Menschenalter fortgeführt werden, so könnte es wohl einer menschlichen Arbeitskraft gelingen, nicht nur die Geschicke sämtlicher Völker, die eine relativ hohe Kultur erreicht haben, so darzustellen, daß der Leser unmittelbar zum Vergleich und zur Herausschälung der Entwickelungseinheit herausgefordert wird, sondern auch eine Geschichte der menschlichen Kultur zu schreiben, die sich mit der Menschheit als Ganzem beschäftigt, die einzelnen Völker nur als besondere Variationen der Menschheit begreift und demgemäß ihre Sondergeschichte heranzieht. Doch das sind Gedanken, die in eine ferne Zukunft weisen, Gedanken, von deren Verwirklichung wir noch weit entfernt sind. Gegenwärtig ist es nur möglich, die Geschichte einzelner Länder der Erde nach annähernd gleichen, formal bestimmten Grundsätzen durch verschiedene Verfasser nach Maßgabe des Wissens unserer Zeit darzustellen. Nur in formaler, methodischer Hinsicht liegt ein einheitlicher Geist über dieser „Weltgeschichte". Auch nur hypothetisch eine typische Völkerentwickelung anzunehmen, als erwiesen hinzustellen oder erweisen zu wollen, liegt nicht in ihrem Plane. Dazu ist die Zeit noch nicht gekommen, und jedem Leser muß es deshalb überlassen bleiben, aus den Beobachtungen, die er etwa macht, sich selbst ein Gesamtbild geschichtlichen Werdens, eine Vorstellung der Menschheitsgeschichte, zu formen.

Auf etwa vier Jahrhunderte allgemeiner Geschichtsschreibung, der wir gegenwärtig den Anspruch auf die Bezeichnung „Weltgeschichtsschreibung" nicht mehr gern zugestehen wollen, schauen wir heute zurück, und trotzdem stehen wir erst im Begriffe, die Geschichte der Menschheit in ihren Beziehungen zur Erdoberfläche in ihren Teilen zu beherrschen: ihre Gesamtgeschichte als Einheit ist vorerst noch in Dunkel gehüllt.

[1] Eine solche vergleichende Arbeit ist die von Georg Friedrich Muth: „Stilprinzipien der primitiven Tierornamentik bei Chinesen und Germanen" Leipzig 1911.

I. Die Vorgeschichte der Menschheit.

Von Geh. Hofrat Prof. Dr. **Johannes Ranke.**

1. Die älteste oder paläolithische Kulturgeschichte der Menschheit.

A. Das Diluvium und seine Tierwelt.

Die Weltgeschichte ist die Geschichte des menschlichen Geistes.

Die ältesten Dokumente, die von ihr Kunde geben, liegen vergraben in dem gewaltigsten und umfassendsten Archiv: in den geologischen Schichten unseres Planeten. Die Naturforschung hat es gelernt, in diesen vergilbten, zerknitterten, vielfach zerrissenen Blättern, die von der Bewohnung der Erde durch Lebewesen berichten, zu lesen. So großartig aber auch im einzelnen die Fülle des durch die Paläontologie gewonnenen historischen Stoffes erscheinen mag, in Wahrheit ist doch bisher nur ein Bruchteil dieses Weltbuches durchblättert, und im Vergleich mit der gesamten Aufgabe sind nur wenige Abschnitte exakt durchforscht; gering an Zahl, oft noch mehrdeutig, sind jene Stellen, die sich auf das Menschengeschlecht beziehen, und nur die letzten Blätter wissen von ihm zu berichten.

Den ältesten, bis jetzt sicher festgestellten Spuren des Menschen auf der Erde begegnen wir in den Schichten der Diluvialepoche, und erst seit wenig mehr als einem Menschenalter ist der paläontologische Nachweis des „Diluvialmenschen" unanfechtbar gelungen.

Bis in die Mitte des 19. Jahrh. schien es als gesicherte Tatsache der Forschung festzustehen, daß der Mensch sich nicht bis in die älteren geologischen Schichten zurückverfolgen lasse; Überreste vom Menschen sollten sich nur in der jüngsten Schicht der Erdbildung, dem Schwemmland oder Alluvium, finden. Man sprach die Knochen des Menschen geradeso als sichere Leitfossile für die geologischen Bildungen der Jetztzeit an, wie die Knochen von Mammut und Höhlenbär für die Schichten des Diluviums. Wo sich Spuren des Menschen fanden, glaubte man schon dadurch den naturwissenschaftlichen Beweis erbracht, daß die betreffende Erdschicht der jüngsten Formation zuzuzählen sei, die wir heute unter unseren Augen sich bilden und umbilden sehen.

Indem man erklärte, daß der Mensch dem Alluvium angehöre, war nach der wie ein Dogma geltenden Lehre Cuviers (1769—1832) gleichzeitig ausgesprochen, daß der Mensch keiner älteren geologischen Schicht oder Epoche, also auch nicht der nächst älteren, dem Diluvium, angehört haben könne. Beginn und Ende der geologischen Epochen sind durch mächtige Umgestaltungen bezeichnet, die eine örtliche Unterbrechung in der Schichtenbildung der Erdoberfläche verursacht haben; vielfach sind vulkanische Ausbrüche, vor allem aber Veränderungen

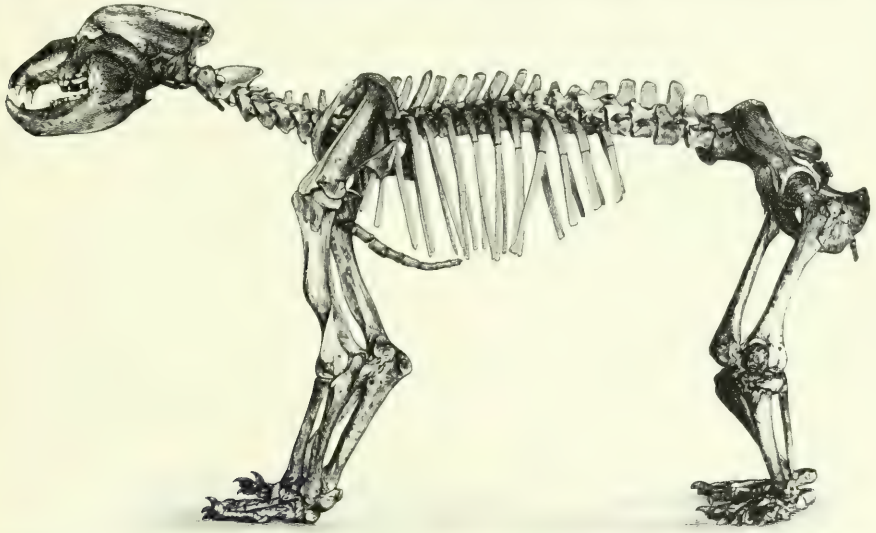
in der Verteilung von Wasser und Land als Hauptursachen nachzuweisen. Cuvier hatte jene die Umgestaltung bedingenden Veränderungen als gewaltige terrestrische Revolutionen, als Zusammenbruch alles bis dahin Bestehenden aufgefaßt, in dem die der jeweiligen Epoche angehörenden Lebewesen ihre Vernichtung finden mußten. Es erschien unmöglich, daß sich ein lebendes Wesen durch diesen angenommenen Kampf der Elemente von einer älteren in die nächst jüngere Epoche hätte herüberretten können; das neue Zeitalter sollte Tiere und Pflanzen durch Neuschöpfung erhalten haben. Das mußte auch für den Menschen gelten: auch er sollte erst in der Periode des Alluviums entstanden sein. Nicht ohne Hinblick auf den mosaischen Schöpfungsbericht, der, wie die Schöpfungssagen zahlreicher, über die Erde zerstreuter Völker aller Kontinente, von einer gewaltigen Wasserflut zu Beginn des jetzigen Weltalters erzählt, hatte man die der Jetztzeit vorausgehende Epoche der Erdbildung als Flutepoche, als Diluvium, bezeichnet. In ihren Schichtungen glaubte man vielfach die Wirkungen großer Wasserfluten erkennen zu müssen; aber ein menschliches Auge konnte diese nicht erblickt haben: nach der Katastrophentheorie war der Mensch nicht „Zeuge des Diluviums (homo diluvii testis)“ gewesen.

An dieser Stelle setzt die moderne Forschung der Urgeschichte oder Paläontologie der Menschheit ein, anknüpfend an die durch Lyell (1797—1875) und seine Schule errungene Umgestaltung der Lehre von den geologischen Epochen.

Zweifellos finden sich ja als örtliche Erscheinungen Beweise terrestrischer Revolutionen, großartig genug, um die Anschauungen der älteren Schule verständlich erscheinen zu lassen, aber im allgemeinen hat dadurch eine vollkommene Unterbrechung der bestehenden Verhältnisse doch nicht stattgefunden. Alles spricht vielmehr dafür, daß die Umgestaltung der Erdoberfläche auch in den älteren Epochen im wesentlichen in derselben Weise vor sich gegangen ist, wie wir diese sich heute unter unseren Augen in nur scheinbar geringem Grade verändern sehen. Die Wirkungen des Vulkanismus, Senkungen und Hebungen der Kontinente und Inseln und die dadurch bewirkte Änderung in der Verteilung von Meer und Land, die Einbrüche des Meeres und sein Arbeiten an der Zerstörung der Küsten, die Deltabildungen und Überschwemmungen der Flüsse, die Wirkungen der Gletscher und Sturzbäche in den Gebirgen und anderes arbeiten beständig bald rascher, bald langsamer an der Umgestaltung der Erdoberfläche. Wie wir diese jüngsten alluvialen Ablagerungen sich bilden sehen, so sind auch die Schichten der älteren Epochen entstanden, und ihre nach Meilen betragende Dicke und Mächtigkeit beweist nicht die Gewalt extremer, plötzlicher Katastrophen, sondern nur die Länge der Zeit, die erforderlich war, um so mächtige Massen hier abzutragen und dort aufzuschichten. Nicht plötzlich wirkende allgemeine Revolutionen von großer Gewalt, sondern die aus unserer heutigen Umgebung allbekannten, nur scheinbar kleinen, langsam tätigen Kräfte, die hier zerstören und dort mit dem aus der Zerstörung gewonnenen Material wieder aufbauen, waren in allen mit der Jetztzeit zu vergleichenden Epochen der Erdgeschichte die Ursachen ihrer allmählichen Umgestaltung. Einen allgemeinen Untergang der Tiere und Pflanzen am Ende der Epochen, eine Neuschöpfung bei Beginn der folgenden brauchte nach dieser neuen Auffassung der geologischen Vorgänge die Wissenschaft nicht mehr anzunehmen. Die Lebewesen der ältesten Epochen konnten nun als Ahnen der heute lebenden angesprochen werden; die Kette scheint niemals vollkommen abgerissen. Auch die Ahnen des Menschengeschlechts galt es in den Schichten der älteren geologischen Perioden zu suchen.

Unter den Momenten, in deren Gefolge eine Umgestaltung der Fauna und Flora der Erde eintritt, sind besonders die Wirkungen der Klimaänderungen verständlich

und sicher nachgewiesen. In jener uralten Periode, in der sich die Steinkohlenformation bildete, war das Klima auf der Erde relativ gleichmäßig, wenig nach Zonen gegliedert, feuchtwarm. Das beweisen die geradezu gigantischen Massen des Pflanzenwuchses, welche die Bildung vieler Kohlenschichten voraussetzen, in denen sich überall die Reste einer üppigen Kryptogamenflora eingeschlossen finden. In Grönland zeigen sich in den der Kreideperiode angehörenden Schichten und noch in den Ablagerungen der Tertiärzeit, die der Diluvialepoche direkt vorausgehen, die Reste höherer dikotyledoner Pflanzen von tropischem Charakter; auch das Vorkommen von paläozoischen Korallenriffen in hohen Breiten spricht für eine damals höhere Temperatur des dortigen Meerwassers, für ein Tropenklima im höchsten Norden, das zu der heutigen Eisbedeckung des Landes und den Eisbergen seiner Meere im Widerspruch steht. In Mitteleuropa waren die klimatischen Verhältnisse wohl wenig



Skelett des Höhlenbären (Ursus spelaeus). Im Naturhistorischen Museum zu Köln. Vgl. Text S. 30.

anders. Während der mittleren Tertiärzeit wuchsen in der Schweiz Palmen; und noch am Ende der Tertiärperiode, als diese langsam in die Diluvialepoche überging, war das Klima im mittleren Europa noch wärmer als jetzt; es entsprach etwa dem des nördlichen Italien und seiner geschützten westlichen Küste, der Riviera, und hatte eine reiche, zum Teil immergrüne Flora sowie Tiere, die in solche milde Umgebung passen. Auch in den ältesten (präglazialen) und wieder in den mittleren (interglazialen) Schichten des mitteleuropäischen Diluviums fand sich noch ein reichlicher Pflanzenwuchs, der ein gemäßigtes Klima verlangt, gewiß nicht strenger, als es heute Mitteleuropa hat. Unsere Hauptwaldbäume wuchsen schon damals: Fichten, Föhren, Lärchen, Eiben, aber auch Eichen, Ahorn, Birken, Haselnuß und andere; dagegen fehlen eigentlich nordische und Hochgebirgsformen unter den Pflanzen. Dasselbe gilt auch von der Tierwelt, die sich freilich viel weiter als die Pflanzenwelt von den jetzt geltenden Verhältnissen entfernte. Besonders fremdartig erscheinen die riesigen Formen der Elefanten, Nashörner, Flußpferde sowie der großen Raubtiere, der Hyänen, Löwen und anderer. Neben diesen und dem Riesenhirsch mit seinem gewaltigen Geweih und zwei großen Rinderarten, Bison und Ur, fand sich aber auch schon die Mehrzahl der in Mittel- und Nordeuropa ursprünglich einheimischen wilden Tiere, wie Pferd, Hirsch, Reh,

Wildschwein, Biber mit kleineren Nagern und Insektenfressern, neben Wolf, Fuchs und Luchs, Bären, von denen der Höhlenbär (s. die Abbildung S. 29) den heutigen braunen Bären, ja selbst den Eis- und Grislibären, an Größe übertraf.

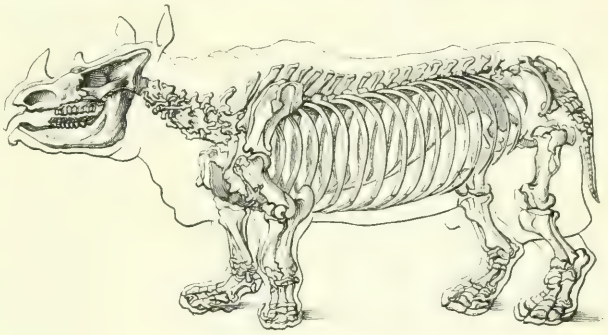
Es liegen sichere Beweise dafür vor, daß durch das Sinken der Jahrestemperatur eine Eiszeit über Europa, Nordasien und Nordamerika hereinbrach, die weite Länderstrecken unter einer Eisdecke begrub, von deren Eigentümlichkeit und Ausdehnung uns das nördliche Grönland mit seinem unter Inlandeis verhüllten Bodenrelief ein Bild gibt.

Die nächste Folge dieses klimatischen Umschwunges war eine wesentliche Veränderung der Fauna. Tierformen, die dem verschlechterten Klima nicht gewachsen waren, die ihm weder standhalten noch sich ihm anpassen konnten, wurden zuerst zurückgedrängt und dann vernichtet. Dieses Schicksal traf die Flußpferde und die eine der bekannteren Elefantenarten, Elephas antiquus, mit seinen vielleicht erst auf dem Rückzug ausgebildeten Zwergrassen in Sizilien und Malta, ebenso das rhinozerosähnliche Elasmotherium, eine Biberart, Trogontherium, und die gewaltige Katze Machairodus oder Trucifelis, die während des Diluviums noch in England, Frankreich und Ligurien lebte. Andere Tiere, wie Löwe und Hyäne, zogen sich in südlichere, von der Vereisung nicht betroffene, von ihren Wirkungen entferntere Gegenden zurück. Dagegen erfolgte eine Einwanderung von Kälte liebenden Landtieren, die heute teils im hohen Norden, teils in den rauhen asiatischen Steppen oder im Hochgebirge hausen; diese neuen Einwanderer mischten sich mit den überlebenden Tierformen der älteren Diluvialfauna. Die letztere lebte auch in den wärmeren Abschnitten der Epoche keineswegs in einem warmen, nur in einem gemäßigten „nördlichen" Klima. So erklärt es sich, daß sich manche aus dieser älteren Tiergesellschaft kälteren klimatischen Verhältnissen wohl anpaßten, und zwar auch zwei der großen diluvialen Dickhäuter, Elefant und Nashorn, deren Verwandte jetzt nur in den wärmsten Erdstrichen verbreitet sind. Aber jene Diluvialtiere befähigte ein dicker Wollpelz, einem rauhen Klima Trotz zu bieten. Es war das die eine der diluvialen Elefantenarten Europas, das wollhaarige Mammut, Elephas primigenius, sowie das wollhaarige Rhinozeros, Rhinoceros antiquitatis = Rh. tichorhinus (s. die Abbildung S. 31). Auch eine zweite Rhinozerosart, Rhinoceros Merckii, erhielt sich und behauptete ihr Verbreitungsgebiet. Das Pferd fand eine gesteigerte Verbreitung und bevölkerte in Herden die Ebenen; aber vor allem zog mit anderen jetzt nur noch hochnordischen und arktischen Tieren das Renntier ein und weidete in großen Rudeln an den Grenzen der Gletscher. Mit dem Renntier, wenn auch seltener, findet sich der hochnordische Moschusochse, außerdem viele andere, Kälte liebende Tierarten, wie Lemming, Halsbandlemming, Schneemaus (Arvicola nivalis und andere), Vielfraß, Hermelin, Eisfuchs. Viele der damals im Diluvium weitverbreiteten Tierformen erscheinen jetzt in Zentraleuropa nur noch als Hochgebirgsbewohner, an der Grenze des ewigen Schnees hausend, wie Steinbock, Gemse, Murmeltier, Alpenhase.

Besonders wichtig für unsere Hauptfrage ist der mächtige Vorstoß zentralasiatischer Tiere nach Europa. „Wie in einer Völkerwanderung" drangen direkte Einwanderer aus den asiatischen Steppen nach Westen vor: Wildesel, Saiga-Antilope, Bobac, asiatisches Stachelschwein, Ziesel, Pferdespringer, Pfeifhase, Moschusspitzmaus und andere.

Je nach dem Anwachsen oder dem Rückgang der Gletscher und des Inlandeises drangen die Eiszeittiere mehr oder weniger weit nach Norden vor oder zogen sich mehr nach dem Süden zurück. Die Eiszeit war kein gleichmäßiges klimatisches Phänomen. Es erscheint vollkommen sichergestellt, daß auf eine erste Periode eiszeitlich niedriger Jahrestemperatur, unter deren Einwirkung die Eismassen mit ihrem Moränenschutt vom Norden und von den Hochgebirgen

her weit vorrückten (so daß z. B. in Deutschland zwischen den beiden sich entgegenstrebenden Eisströmen nur ein relativ schmaler Streifen frei und für höhere Lebewesen bewohnbar blieb), wenigstens eine, wahrscheinlich aber mehrere (nach Penck drei), gewiß nicht kurz dauernde Perioden eines wärmeren Klimas folgten. Die mittlere Jahrestemperatur nahm um so viel zu, daß die Eismassen ein gutes Stück abschmelzen und sich weit nach Norden und in die Hochtäler der Alpen zurückziehen mußten. In diesen sogenannten Zwischeneiszeiten, den wärmeren Interglazialperioden, drangen die Diluvialtiere weit nach dem Norden vor, vor allem das Mammut, das sich mit Ausnahme des größten Teiles von Skandinavien und von Finnland (Gebieten, die während der Interglazialzeit von Eis bedeckt blieben) in den diluvialen Schichten von ganz Europa, von Nordafrika und in Nordasien bis zum Baikalsee und Kaspischen Meere findet. Auch die ältere Diluvialfauna, soweit sie noch nicht ausgestorben und zurückgedrängt war, rückte wieder in ihre alten Standplätze ein, so daß die interglaziale Fauna Mitteleuropas der voreiszeitlichen (präglazialen) wieder sehr ähnlich erscheint. Ein nochmals erfolgendes, lange konstant bleibendes Sinken der Temperatur führte dann wieder zum Anwachsen des Eises, das in dieser letzten Eisperiode annähernd die zuerst erreichten Grenzen zurückeroberte.



Rhinoceros tichorhinus.

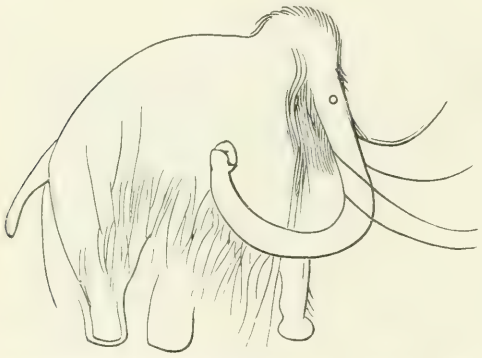
Infolge dieser Klimaschwankungen in der gesamten Diluvialepoche haben wir daher als wärmere Teilperioden des Diluviums die Voreiszeit oder präglaziale Epoche und die Zwischeneiszeiten oder interglazialen Epochen zu unterscheiden von den eigentlichen Eisperioden.

Diese wiederholte Verschlechterung des Klimas mit den neuerlichen Vorstößen der Gletscher und Inlandeismassen hat mit der älteren, dem klimatischen Umschwung nicht gewachsenen Diluvialfauna endgültig aufgeräumt. Auch das wollhaarige Nashorn und Rhinoceros Merckii sowie der Höhlenbär überdauerten den Höhepunkt der neuen Vereisung nicht. Sogar das wollhaarige Mammut erlag. Es war mit dem wollhaarigen Rhinozeros, in Begleitung von Moschusochse und Wisent, bis in den Hochnorden Asiens vorgedrungen. Aber während die beiden letzten Tierformen die Unbilden des Klimas ertrugen, fanden die Rhinozerosse und Elefanten hier das Ziel ihres Daseins.

Sie hatten sich aber doch lange an der Grenze des ewigen Eises erhalten. Sowohl vom wollhaarigen als von dem Merckschen Nashorn sowie von dem wollhaarigen Mammut, dem Wisent und dem Moschusochsen wurden ganze Leichen mit Haut und Haaren und wohlerhaltenen Weichteilen in dem Eise und dem gefrorenen Boden zwischen Jenissei und Lena und auf den Neusibirischen Inseln in der Gegend der Lenamündung aufgefunden. Die im Eis eingeschlossenen Leichen von Mammut und Nashorn waren mit dichtem wolligen Haarkleid und mit etwa 35 cm langem, borstigem Oberhaar von rotbrauner Farbe bedeckt; von einem derartigen Mammut (s. die Abbildung S. 32) wurden gegen dreißig Pfund Haare in das Petersburger Naturalienkabinett gebracht. Die Tiere waren somit für das Ausdauern in einem kalten Klima wohl ausgerüstet. Auch in Beziehung auf ihre Ernährung waren sie einem solchen angepaßt: man hat in den Vertiefungen der Backzähne der Rhinozerosse und Mammute Futterreste von Koniferen und Weiden, also von „nordischen Pflanzen", gefunden, der Mageninhalt wies nur Pflanzenreste der heutigen Tundrenflora auf. Widerstandsfähiger und für weitere Wanderungen geeigneter als das Nashorn

erwies sich das Mammut. Das Verbreitungsgebiet des Nashorns erstreckte sich über das ganze nördliche und gemäßigte Europa, China und Zentralasien, Nordasien und Sibirien. Das Mammut dagegen drang nicht nur nach Nordafrika, sondern, was für das Verständnis der Besiedelung der Neuen Welt von der höchsten Bedeutung ist, auch nach Nordamerika vor.

Der Zusammenhang, der in älteren geologischen Epochen Europa, Asien, Afrika und Nordamerika zu dem größten tiergeographischen Reiche, der Arctogaea, vereinigt hatte, zerriß schon während der Tertiär- und Diluvialzeit, so daß sich mehrere tiergeographische Provinzen bildeten. Der Zusammenhang mit Nordamerika lockerte sich am frühesten, so daß sich schon in den beiden letzten Abteilungen der Tertiärzeit, in der Miozän- und Pliozänepoche, die Neue und die Alte Welt als selbständige tiergeographische Provinzen gegenüberstanden. Da ist es nun von der größten Bedeutung, daß Nordamerika während der Diluvialepoche wieder einige nordische Einwanderer aus der Alten Welt, nach v. Zittel „wahrscheinlich über Ostasien", erhielt. Während der Diluvialepoche bestand sonach wenigstens zeitweilig eine Verbindung zwischen Asien und Nordamerika in der Gegend der Beringstraße, die dem Mammut und einigen Genossen die Wanderung von dem einen Kontinent in den anderen gestattete.



Mammutzeichnung aus der Combarelleshöhle. Aus „Revue de l'Ecole d'Anthropologie", XII (Paris 1902). Vgl. Text S. 31.

Im Kotzebue-Sunde finden sich Mammutreste in der „Grundeisformation" zusammen mit Pferd, Elch, Renntier, Moschusochse, Bison. Auch von den Beringinseln sowie von Saint George in der Pribylowgruppe und von der Unalaschka-Insel, einer der Aleuten, kennt man Mammutreste. Das Mammut trifft in jener Periode als versprengter Kolonist aus der Alten in die Neue Welt ein. Es hat sich namentlich in Britisch-Amerika, Alaska, Kanada weit verbreitet; auch in Kentucky fand man seine Spur. Eine relativ junge Verbindung des zirkumpolaren Gebietes der nördlichen Hemisphäre (Europas, Asiens und Nordamerikas) beweist auch das Vorkommen von Tieren, die wir als Begleiter des Mammuts kennen, wie Renntier, Elch (Alces) und Bison, die aber die Eiszeit überdauerten und noch jetzt im ganzen Gebiete verbreitet sind. Das Fehlen einiger für das Diluvium Europas besonders wichtigen Tiere (Nilpferd, Steinbock, Gemse, Damhirsch, Wildkatze und Höhlenbär) in Asien erklärt auch ihr Fehlen in der nordamerikanischen Diluvialfauna. Besonders auffallend ist es, daß der Höhlenbär Nordasien nicht erreicht hat. Er ist das sonst häufigste Raubtier der Diluvialzeit; Hunderte von Individuen liegen oft in den einst von ihnen bewohnten Höhlen und Felsspalten begraben. In Südrußland finden sich von ihm zahlreiche Reste; seltener ist er in den englischen Höhlen, wo die Höhlenhyäne vorherrscht. Abgesehen von den eben erwähnten Ausnahmen waren (nach J. Fr. Brandt) Nordasien und die hochnordischen Breiten dasjenige Gebiet, wo sich während der Tertiär- und Diluvialperiode die europäische, nordasiatische und nordamerikanische Landfauna konzentriert hatte; von dort aus erfolgten die Wanderungen nach Maßgabe der eintretenden Abkühlung. Indem sich die nordische Fauna während der Diluvialzeit in südlicheren Breiten ausdehnte, nahm sie die Wohnplätze der dortigen, der Tertiärzeit angehörigen Formen ein, drängte diese in subtropische und tropische Regionen zurück und bildete den eigentlichen Stamm der Diluvialfauna. Gewiß war der Nordsaum Sibiriens nicht die eigentliche Heimat des Mammuts und seiner Begleiter: der Ursitz dieser Tiere weist weit in das Innere Asiens, namentlich auf die rauhen Hochebenen hin, wo sie sich im Ertragen des Klimas stählten, so daß ihnen im Verlauf der Eiszeit die halbe Welt zugänglich wurde. Soviel bis heute bekannt ist, traf das Mammut in Europa früher als am Nordsaum Asiens ein, wo sich seine Reste am besten und zahlreichsten erhalten haben. Die Anzahl dieser Riesentiere muß dort nach der Fülle der gefundenen Knochen zeitweilig sehr beträchtlich gewesen sein, aber auch in Zentraleuropa kennt man einige reiche Mammut-Fundplätze, wie Kannstatt, Predmost in Mähren, neuerdings Borna in Sachsen, Steinheim an der Murr und andere.

Skelett des Mammuts (Elephas primigenius *Blum.*) nach den Funden an der Beresowka.

Im Zoologischen Museum der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg.

Aus den Sitzungsberichten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg 1903.

Seine Hauptverbreitung hat das Mammut in den Interglazialzeiten gefunden. Damals hat es die Alpen überstiegen, anderseits gelangte es in Nordasien an den Rand der noch von der ersten Eiszeit her erhaltenen „Steineismassen" des Inlandeises, die dort heute noch zum Teil erhalten sind. Die Vegetation war in jener Zeit wohl etwas reicher als heute, wo nur in der kurzen Sommerzeit eine reichliche Pflanzenwelt die Tundrawiesen bedeckt. Die Tiere fanden damals außerdem noch Koniferen, Weiden und Erlen (Alnus fructicosa) in genügender Menge, um sich in Herden erhalten zu können. Immerhin haben wir uns das Klima an der Eisgrenze nicht als „freundlich" vorzustellen, da aus jener Zeit die Mammutleichen stammen, die, mit Haut und Haaren eingefroren, in Spalten der Steineisfelder sich finden. Als die neue Kälteperiode der letzten Eiszeit begann, wurden für das Mammut jene hochnordischen Gegenden aus Mangel an Nahrung ungeeignet. Die letzte Eiszeit hat das wollhaarige Mammut nirgends überdauert, in der Nacheiszeit sind seine Spuren verschwunden.

Das Bild der diluvialen Schichtenfolgen tritt uns nirgends so klar wie auf den Neusibirischen Inseln entgegen, wo das diluviale Steineis noch weit ausgedehnte, hohe, stets von Lehm, Sand und Torf überlagerte „Eisfelsen" mit Abstürzen von oft gewaltiger Höhe bildet. Eingeschlossen in diese Steineisfelsen hat man jene zahlreichen Mammutleichen gefunden, die einst in Spalten des Eises versunken sind. Diese Spalten sind teils durch Schnee, der sich in Firn und schließlich in Eis verwandelt hat, ausgefüllt, zum Teil aber auch, wie bei dem Fund von 1901 (s. die beigeheftete Tafel), durch Lehm oder Sand, die nach oben ohne Grenze in die das Steineis überlagernden Schichten übergehen.

Der „Mammutjäger" (promyschlennik) Bojarski fand 1860 ein mit allen Weichteilen erhaltenes Mammut, das aufrecht in einer mit Lehm erfüllten Spalte des Eises steckte; 1863 war es mitsamt der bergenden Uferwand herabgestürzt und vom Meer fortgespült worden. Glücklicher war schon 1799 der Tunguse Schumachow gewesen. Als er an der Küste nach Mammutstoßzähnen Umschau hielt, bemerkte er von seinem Boote aus zwischen Eisblöcken einen unförmlichen Block, der durchaus nicht den Massen von Treibholz ähnelte, die man dort zu finden pflegt. Im folgenden Jahre war der Block nur wenig abgeschmolzen, erst am Ende des dritten Sommers kam die ganze Seite eines Mammuts und einer der Stoßzähne deutlich aus dem Eise heraus, aber das Tier blieb noch in den Eismassen versenkt. Endlich gegen Ausgang des fünften Jahres schmolz das Eis, das zwischen dem Boden und dem Mammut war, schneller als das übrige, und nun glitt die enorme Masse, gedrängt durch ihr eigenes Gewicht, herab auf den Sand der Küste. Hier fand 1806 Adams die Leiche vor, so viel die Hunde und wilden Tiere davon übriggelassen hatten. Das ganze Skelett mit einem Teile der Weichgebilde und der Haut sowie der Haare bildet seitdem eine Hauptzierde der Sammlung der Akademie in St. Petersburg. Der Mammutfundplatz bot folgendes Profil: zuerst die Tundraschicht, dann eine Wechselfolge dünner Lehm- und Eisschichten, darunter eine torfartige Schicht aus zusammengeschwemmten Gräsern, Blättern und ähnlichem, dann feingeschichteter Sand mit Resten von Salix usw., schließlich Steineis. An einer anderen Stelle, am Anabarbusen, 73° nördl. Breite, konnte unter einem fossilen Eislager auch die Grundmoräne festgestellt werden, wodurch die Annahme eines diluvialen Inlandeisgebietes, dessen Überbleibsel die Steineislager Neusibiriens und der Eschscholtzbai sind, erwiesen erscheint.

Von diesen Schichten sind die gefrorenen Lehmablagerungen über dem Steineis, welche Weide und Erle enthalten, zweifellos interglazial. Die Reste von Erle, Alnus fructicosa, sind zum Teil so wunderbar erhalten, daß Blätter und ganze Trauben von Blütenzapfen noch an den Zweigen haften.

Die Landmasse, zu der die jetzigen Neusibirischen Inseln gehören, wurde erst am Ende der Interglazialzeit zerstückelt. Kältere Meeresströmungen verschafften sich Eintritt, gleichzeitig mit der Senkung des Landes verringerte sich die Anhäufung von Schneemassen, während die Kälte zunahm. Die Flora verkümmerte, und der Tierwelt wurde die Möglichkeit geraubt, weite Gebiete frei zu durchwandern. Nur ein Repräsentant der großen diluvialen

Fauna, der Moschusochse, erhielt sich lebend auf den größeren Trümmern der früheren weiten Heimat, wie Grönland und Grinnelland, bis heute.

Die geologischen und klimatischen Verhältnisse in allen von der Eiszeit berührten Gegenden der Erde ähnelten den eben geschilderten in hohem Grade. Längst ist an anderen Stellen das diluviale Steineis verschwunden, aber die Grundmoränen der ehemaligen Inlandeismassen, die Oberflächenmoränen (End- und Seitenmoränen) der einstigen Riesengletscher bilden seine unverwischten Spuren. Auf den Moränen der älteren Eisperioden finden wir die Schichten der Interglazialperioden gelagert, auf den jüngeren Moränen der letzten Eisperiode lagern die Reste der Nacheiszeit, der postglazialen Epoche, in deren Verlauf eine fortschreitende Steigerung der Jahrestemperatur, vielleicht nur um einige Grade des Thermometers, die Gletscher zum Schmelzen und zum Rückzug brachte und dem Wiedereinzug von Tieren und Pflanzen auf die einstigen Schnee- und Eiswüsten die Wege öffnete. Den Platz, den einst die interglaziale und glaziale Fauna eingenommen hatte, besetzte nun die postglaziale, nacheiszeitliche Fauna, die sich von jenen älteren wesentlich unterscheidet.

Manche der charakteristischsten Formen der früheren Abschnitte des Diluviums fehlen schon in den ältesten postglazialen Ablagerungen; die Fauna nähert sich in ihrer Zusammensetzung mehr und mehr der Jetztzeit. Die Inlandeismassen und die Riesengletscher begannen zu schmelzen und zogen sich nach und nach in die heutigen Grenzen der Vereisung zurück, die als Rest der diluvialen Eiszeit erscheint. An den Grenzen des Eises leben noch heute die Tierformen der beginnenden postglazialen Periode, wachsen noch jetzt die jenes Endstadium des Diluviums charakterisierenden Pflanzen. In der Nacheiszeit behaupteten vereinzelte nordische Formen, wie Renntier, Lemming, Halsbandlemming, Vielfraß, Ziesel, Pfeifhase, Pferdespringer, noch eine Zeitlang ihre Standplätze im mittleren Europa. Ein Teil der Diluvialfauna zog sich wieder in die asiatischen Steppen zurück, von denen aus sie einst ihr diluviales Verbreitungsgebiet erobert hatte, wie Pferd, Wildesel, Saiga-Antilope, asiatisches Stachelschwein und viele andere. Die spezifischen Glazialformen, das Renntier und seine eben genannten Genossen, folgten den sich zurückziehenden Eismassen in den Hochnorden und bis in polare Gegenden, während ein anderer Teil, die speziell alpinen Formen, wie Steinbock, Gemse, Murmeltier, Alpenhase und andere, mit den alpinen Gletschern in die Hochtäler der Alpengebirge wanderten, an deren Grenzen sie das Leben fortsetzen können, das sie während der Eiszeit in dem flacheren Vorlande führten. Mammut, wollhaariges Nashorn und Höhlenbär sind ausgestorben.

Die heutige Säugetierfauna Europas und Nordasiens trägt sonach einen vergleichsweise jugendlichen Charakter; sie hat sich während des Diluviums und namentlich infolge der Eiszeit wesentlich umgestaltet.

Mitten in dem Verlaufe dieses Ringens und Kämpfens einer gigantischen Tierwelt um ihre Existenz mit den übermächtigen Naturgewalten tritt in Europa während des Diluviums unvermittelt neu wie ein Deus ex machina der Mensch auf die Bühne.

Woher er kam? Wir wissen es nicht.

Oder ist er doch schon während der Tertiärepoche nachzuweisen? Man hat Steine mit mehr oder weniger sicher von Menschenhand geschlagenen Kerben, Steinfragmente von ähnlicher Gestalt, wie solche z. B. als Schaber in späteren Epochen neben sicher vom Menschen hergestellten Steininstrumenten vorkommen, als Beweise für ein tertiäres Alter des Menschen angesprochen und als Eolithen bezeichnet. Aber ihr tertiäres Alter ist bei

solchen, für deren Herstellung die Menschenhand kaum angezweifelt werden kann, noch immer, und in der neuesten Zeit mehr denn je, Gegenstand der ernstesten Zweifel.

Ist der Mensch in Begleitung der aus Zentralasien einwandernden Fauna in Europa eingezogen? Oder haben wir seine Urheimat in Afrika oder in der Neuen Welt zu suchen?

B. Die Fundstellen des Diluvialmenschen.

Die Reste der Diluvialfauna findet man gewöhnlich vermischt und teilweise zusammengeschwemmt in Höhlen und Felsspalten. Aus der Untersuchung der Höhlen, namentlich Thüringens und Frankens (s. die Tafel bei S. 48), ging die erste Kenntnis der diluvialen Fauna Mitteleuropas hervor. Hier hat man auch mitten unter den Knochen vorweltlicher Tiere Knochen und Schädel vom Menschen gefunden. Die Fundschichten schienen ungestört; ein nachträgliches Hineinkommen der Menschenknochen in die alten Grabstätten der Diluvialfauna, etwa durch ein absichtliches Begräbnis aus relativ jüngerer Zeit, hielt man für ausgeschlossen.

Am berühmtesten wurde der Fund Espers (1742—1810) in einer der reichsten Höhlen der „Fränkischen Schweiz", der Höhle von Gaillenreuth. Im Jahre 1774 fand dort Esper an einer vollkommen unversehrten Stelle, geschützt von einem Steinvorsprung der Höhlenwand, in demselben Lehm neben Knochen des Höhlenbären und anderer diluvialer Tiere einen Unterkiefer und ein Schulterblatt des Menschen. Später kam an einer anderen Stelle noch ein Menschenschädel mit einigen rohen Geschirrscherben aus Ton zutage. Esper argumentierte: „Da die Menschenknochen (Unterkiefer und Schulterblatt) unter den Tiergerippen gelegen, mit welchen die Gaillenreuther Höhlen angefüllt sind, da sie in der nach aller Wahrscheinlichkeit ursprünglichen Schicht gefunden, so mutmaße ich wohl nicht ohne hinreichenden Grund, daß diese menschlichen Glieder auch gleichen Alters mit den übrigen Tierverhärtungen sind."

Die Cuviersche Katastrophentheorie ließ diese Schlußfolgerung nicht zu; danach war ja der Mensch erst im Alluvium, also nach dem Aussterben der Diluvialfauna, auf der Erde erschienen. Trotz des Anscheins mußten daher die Menschenknochen doch jünger sein, und mit Sicherheit ließ sich nachweisen, daß jener Schädel, den Esper mit den rohen Tonscherben in der Höhle fand, aus einem Begräbnis im Höhlenboden stammte. Indem man in dem mit Resten von Diluvialtieren durchsetzten Boden der Höhle das Grab grub, ward die Leiche, die man mit der an Ort und Stelle aufgeworfenen Erde bedeckte, rings von jenen Resten umgeben und erschien so in diese selbst eingebettet. Es ließ sich feststellen, daß die Höhlen in sehr früher Zeit, aber doch lange nach dem Diluvium, von den Anwohnern mit Vorliebe als Grabstätten benutzt wurden, so daß sich daraus das Zusammenkommen von Menschenknochen mit Knochen diluvialer Tiere in demselben Höhlenboden ungezwungen erklärt. Man fand überdies, daß die Höhlen seit den ältesten Zeiten bis heute von Jägern und Hirten und anderen als Zufluchtsort bei schlechtem Wetter, als Kochplatz, ja, namentlich in sehr früher Zeit, bisweilen auch für längere Zeit als Wohnstätten benutzt worden sind, so daß Abfälle aller Art oft aus allen Zeiten und Kulturformen, die das Land seit dem Diluvium sah, bis in die Neuzeit, in den Höhlenboden gelangen konnten. War dieser feucht und weich, so wurden diese Überreste aller Jahrhunderte eingetreten und kamen tiefer und tiefer zu liegen, so daß z. B. mitten unter den Knochen echt diluvialer Tiere in einer oberfränkischen Höhle die Trümmer eines gußeisernen Kochtopfes gefunden wurden.

Die Funde menschlicher Überreste in Höhlen erschienen dadurch diskreditiert und als Beweisstücke für das Zusammenleben des Menschen mit der Diluvialfauna fast wertlos. Im wesentlichen muß dieser Standpunkt in Wahrheit auch noch heute, trotz der unleugbaren Fortschritte in der schichtweisen Untersuchung des Höhlenbodens, eingenommen werden: alle Höhlenfunde sind mit größter Vorsicht zu beurteilen. Für

sich allein wären sie niemals ausreichend gewesen, das Dasein des Diluvialmenschen zu erhärten, obwohl nach der allgemeinen Veränderung in der wissenschaftlichen Denkweise, die zur Beseitigung der Cuvierschen Theorie führte, nun der Diluvialmensch ebenso als ein Postulat der Wissenschaft erscheint, wie das früher für die gegenteilige Annahme der Fall war.

Die ersten sicheren Beweise erbrachte Ende der 1820er Jahre in Frankreich Boucher de Perthes (1788—1868) aus den diluvialen Schichten des Sommetales bei Abbeville (s. die beigeheftete Karte). In der richtigen Erkenntnis, daß die Beweiskraft der Höhlenfunde unzulänglich sei, hatte er in den ungestörten diluvialen Kies- und Grobsandschichten, welche die Knochen diluvialer Tiere enthielten und durch ihre Bedeckung und Tiefe jeden Verdacht einer nachträglichen Umwühlung ausschlossen, mit Erfolg nach den Resten des Menschen gesucht. Er hatte, ganz wie einst Esper, aber mit besserem Rechte, geschlossen: in den geschichteten Diluvialformationen ist jede Periode scharf begrenzt durch die horizontal übereinanderliegenden Lager der verschieden gefärbten und aus verschiedenen Stoffen gebildeten Schichten. Hier fangen die Beweise an. Sie sind unwiderlegbar, wenn es sich ergibt, daß sich die Reste des Menschen dort seit der Ablagerung befinden. Nicht minder unverrückbar als diese Schicht, in der sie liegen, wurden sie, da sie mit ihr kamen, mit ihr zugleich aufbehalten, und weil sie zu ihrer Bildung beigetragen haben, existierten sie vor ihr. — Das ist der Gedankengang, nach dem Boucher de Perthes seine die einstige Existenz des Diluvialmenschen beweisenden Funde 1839 den ausschlaggebenden Forschern in Paris, darunter noch Cuvier selbst, vorlegen konnte. Aber seine Darstellung genügte nicht, um den alten Bann der wissenschaftlich scheinbar so gut begründeten Vorurteile zu brechen; seine Beweisstücke für die Anwesenheit des Menschen im Sommetale zur Zeit des Diluviums gleichzeitig mit den ausgestorbenen Diluvialtieren wurden verlacht. Erst nach zwanzig Jahren wurden diese im Sommetale gemachten Entdeckungen über die Vorgeschichte des Menschen von der wissenschaftlichen Welt anerkannt. Und das war nur dadurch möglich, daß Lyell (1797—1875), dessen Autorität als Geolog sich über jene Cuviers erhoben hatte, mit voller Autorität auf die Seite Bouchers trat, nachdem er seit 1859 dreimal persönlich das Sommetal bereist und alle Hauptfundorte für die Reste des Diluvialmenschen selbst untersucht hatte.

Das Sommetal liegt nach Lyells Beschreibung in einem Bezirk von weißer Kreide, die Erhebungen von 100—200 m Höhe bildet. Steigen wir zu diesen empor, so befinden wir uns auf einem ausgedehnten Hochlande, das nur mäßige Erhöhungen und Einsenkungen zeigt und ununterbrochen und meilenweit bedeckt ist mit Lehm und Ziegelerde, ungefähr 5 Fuß dick und ganz leer an Versteinerungen. Hier und da zeigen sich auf der Kreide einzelne Flecke von tertiärem Sand und Ton, Reste einer einst ausgedehnten Bildung, deren Wegspülung hauptsächlich das diluviale Grobsandmaterial geliefert hat, in dem die Reste des Menschen und die Knochen der ausgestorbenen Tiere begraben liegen. Die diluviale Anschwemmung des Sommetales bietet nichts Außergewöhnliches, weder in ihrer Lagerung oder äußeren Erscheinung noch in ihrer Zusammensetzung oder in ihren organischen Einschlüssen. Die Schicht, in der sich die Knochen der diluvialen Fauna untermischt mit den Überresten des Menschen finden, ist teils vom Meere, teils vom Fluß abgelagert. Gerade die Menschenreste finden sich meist tief im Kies begraben; fast überall hat man eine Masse überlagernden Lehms mit Landmuscheln oder einen feinen Sand mit Süßwassermollusken zu durchbrechen, ehe man in Schichten mit Kies gelangt, in denen sich die Reste des Diluvialmenschen finden.

Aus allem geht hervor, daß sich hier die Überbleibsel des Menschen auf sekundärer Lagerstätte befinden, ebenso angeschwemmt wie die Knochen der ausgestorbenen Tiere und das ganze geologische Material, in dem alles eingebettet ist. Deshalb wollte eine genauere Datierung der Funde zunächst nicht gelingen. Sie gehören zweifellos dem Gesamtdiluvium

Bibliographisches

stitut in Leipzig.

an, ob aber der Postglazialzeit oder der wärmeren Interglazialzeit, blieb zweifelhaft. Die Fauna läßt, so urteilte man, wegen ihrer Zusammenmischung aus beiden Zeiten, keine absolute Grenzbestimmung zu. Die am häufigsten in den fraglichen Schichten gefundenen Säugetiere sind: Mammut, sibirisches Rhinozeros, Pferd, Renntier, Urstier, Riesendamhirsch, Höhlenlöwe, Höhlenhyäne. Bei Amiens fand man in ganz ähnlichen diluvialen Ablagerungen der Somme die Spuren des Menschen neben den Knochen von Flußpferd und Urelefant (Elephas antiquus). Diese Tiere hatten ihre Hauptverbreitung im präglazialen und interglazialen Diluvium in Deutschland und Frankreich. Auch ein Teil der bei Abbeville gefundenen Tierreste, namentlich des Höhlenlöwen und der Höhlenhyäne, weisen in eine wärmere Interglazialzeit; dagegen scheinen Mammut, sibirisches Rhinozeros, vor allem aber Renntier mit aller Sicherheit für die letzte Glazial- und Postglazialzeit zu sprechen. Die Knochen der älteren Diluvialtiere können aus anderen primären Lagerungsstätten angeschwemmt sein. Die neuere Forschung hat in der Tat festgestellt, daß die Menschenspuren aus diluvialen Schichten verschiedener Tiefe und verschiedener Fauna stammen.

Trotz des eifrigsten Suchens nach ähnlich sicheren und beweisenden Fundstätten für die Reste des Diluvialmenschen außerhalb von Höhlen sind von solchen, die jenen im Sommetal an die Seite gestellt werden können, bisher nur sehr wenige entdeckt worden. Zwei liegen in Deutschland und sind gleichzeitig um so wertvoller, da sie eine genauere Datierung innerhalb des Diluviums gestatten: die Fundplätze bei Taubach (Weimar) und an der Schussenquelle. Taubach gehört der Interglazialzeit, die Fundstätte an der Schussenquelle der diluvialen Postglazialzeit an; der erste Fundplatz liegt auf den Moränen der vorletzten Eiszeit, der die letzte Interglazialzeit folgte, der zweite auf den Moränen der letzten Eiszeit, die langsam in die diluviale Nacheiszeit überging.

Die diluviale Fundschicht in dem Kalktuff bei Taubach (Weimar) gehört nach den älteren Bestimmungen Pencks der wärmeren Zwischenepoche zwischen den beiden letzten großen Perioden der Vereisung an. Mit den Beweisen der Lagerungsverhältnisse stimmen vollkommen jene überein, welche die dort gefundenen Tier- und Pflanzenreste erbringen. In der reichen Fauna fehlen alle auf ein kaltes Klima deutenden Tiere, und die Zusammenstellung der Gesamtheit der Funde beweist, daß zur Zeit, als der Mensch sich dort eingefunden hatte, keinesfalls irgendwie arktische Verhältnisse geherrscht haben. Da ist kein Renntier, kein Lemming. Das Reh, der Hirsch, der Wolf, der braune Bär, der Biber, das Wildschwein, der Auerochse waren damals Bewohner jener Gegenden, und das läßt nur auf ein gemäßigtes Klima schließen. Zu gleicher Folgerung führt auch die Molluskenfauna, der alle glazialen Formen fehlen; das, was auftritt, ist von heute aus derselben Gegend bekannt. Als ganz modern würde jene Fauna erscheinen müssen, wenn ihr nicht mehrere ausgestorbene Typen ein sehr altertümliches Gepräge verliehen. Zu den aufgezählten modernen Tieren gesellen sich der Höhlenlöwe, die Höhlenhyäne, der Urelefant und das Merckische Rhinozeros. Sie charakterisieren die ganze Ablagerung als eine entschieden diluviale, was noch weiter die Lößbedeckung stratigraphisch erweist. Die Fundstelle von Taubach ist ein typisches Bild für die klimatischen und biologischen Verhältnisse der letzten wärmeren Zwischeneiszeit; die in der vorausgegangenen Eiszeit mit Eismassen bedeckten Gebiete Mitteleuropas waren nach dem Schmelzen des Eises den zurückgedrängten Tieren und Pflanzen noch einmal zugänglich geworden, bis sie durch die letzte Eiszeit teils vernichtet, teils wenigstens endgültig aus ihren alten Wohnplätzen vertrieben wurden.

Die berühmte Fundstelle an der Schussenquelle bei Schussenried in der weiteren Umgebung von Ulm führt uns, im Gegensatz zu Taubach, in ganz glaziale Umgebung. Sie fand sich auf den Gletschermoränen der letzten großen Vereisung, gehört also der noch zum Diluvium zu rechnenden Nacheiszeit an, die nach und nach in die wärmere Jetztzeit überging. Unter dem Tuff und Torf der Schussenquelle begegnen wir dem Typus eines rein nordischen Klimas mit ausschließlich nordischer Flora und Fauna; alles entspricht klimatischen Verhältnissen, wie sie heutzutage an der Grenze des ewigen Schnees und Eises herrschen oder unter dem 70. Grade nördlicher Breite beginnen. W. P. Schimper (1808

bis 1880), einer der besten Mooskenner, fand in den Pflanzenresten unter dem Tuff an der Schussenquelle durchweg nur Moose von nordischen oder hochalpinen Formen: Hypnum sarmentosum, das von Wahlenberg aus Lappland mitgebracht worden ist und, nach Schimper, in Norwegen bei den Sennhütten auf der Alpe Dovrefjeld, an der Grenze des ewigen Schnees, vorkommt, ferner in Grönland, Labrador und Kanada sowie auf den höchsten Gipfeln der Tiroler Alpen und der Sudeten; besonders liebt es die Tümpel, in denen das Schnee- und Gletscherwasser mit seinem feinen Sande verläuft. Außerdem wurden gefunden: Hypnum aduncum var. groenlandicum und Hypnum fluitans var. tenuissimum, beides Moose, die jetzt in kalte Gegenden, nach Grönland und in die Alpen, ausgewandert sind. Von Tieren fanden sich vor allem zahlreich das Renntier, der Gold- und Eisfuchs als entschieden arktische Formen, ferner der braune Bär und der Wolf, ein kleiner Ochse, der Hase und das großköpfige Wildpferd, das überall im Diluvium als Begleiter des Renntieres auftritt, schließlich der Singschwan, der jetzt auf Spitzbergen oder in Lappland brütet. Alle heutigen Tierformen Oberschwabens fehlen, ebenso wie die ausgestorbenen Diluvialtiere, die auf ein wärmeres Klima hindeuten würden.

Entschiedener als zwischen Taubach und dem Fundplatz an der Schussenquelle lassen sich die klimatischen oder biologischen Gegensätze nicht denken. Hier haben wir mit Bestimmtheit zwei vollkommen verschiedene Perioden vor uns, die aber beide dem Gesamtdiluvium angehören.

Wenn auch fast jeder der sonstigen Fundplätze des Diluvialmenschen Besonderheiten aufweist, so erscheinen doch Taubach und die Schussenquelle als die besten Repräsentanten der beiden Haupttypen in Europa; besser beweisende Stellen sind bisher in der ganzen Alten Welt nicht zutage getreten.

Auf den ersten Blick scheinen die paläontologischen Schichten Südamerikas, in denen Ameghino den Menschen nachgewiesen hat, ein wesentlich anderes Bild zu geben. Die hier gleichzeitig mit dem Menschen auftretenden Tierformen weichen von den aus dem Diluvium der Alten Welt bekannten in so hohem Grade ab, daß das scharfe Auge und der volle Überblick über das gesamte paläontologische Material der Welt, wie sie v. Zittel (1839—1904) besaß, dazu gehörte, um hier die Zusammenhänge zu erkennen und festzustellen, während der Entdecker selbst seine Menschenfunde in die Tertiärzeit zurückverlegen zu müssen glaubte.

Die Schichten, in denen in Südamerika die bis jetzt frühesten Menschenspuren nachgewiesen wurden, sind die in Argentinien und Uruguay weitverbreiteten lößähnlichen Lehmablagerungen der sogenannten Pampasformation mit einem fast unvergleichlichen Reichtum tierischer Einschlüsse, unter denen namentlich riesige Vertreter heute nur noch in kleinen Arten in Südamerika vorkommender Edentaten auffallen: Glyptodontia (mit dem riesigen Glyptodon reticulatum) und Dasypoda, dann von den Gravigrada das Riesenfaultier, Megatherium americanum; auch die Toxodontia waren große, jetzt ausgestorbene Tiere (Huftiere). Neben den spezifisch südamerikanischen Tierformen erscheinen in der Pampasformation aber auch zahlreiche „nordamerikanische Einwanderer". Erst am Schlusse der Tertiärzeit wuchsen die südliche und die nördliche Hälfte von Amerika zu einem Weltteil zusammen, und nun erst begannen die voneinander so abweichenden Faunen Nord- und Südamerikas sich durcheinander zu schieben. Die südamerikanischen Autochthonen, z. B. auch Glyptodon, wanderten nach Norden. Anderseits benutzten nordamerikanische Typen, wie Pferd, Hirsch, Tapir, Mastodon, Felis, Canis und andere, die neueröffnete Bahn, um ihr Verbreitungsgebiet zu vergrößern. Die nordischen Tierformen nehmen sich höchst auffallend unter der bis dahin von Nordamerika abgeschlossenen Tierwelt Südamerikas aus, die bis in die jüngste Tertiärzeit durch jene oben erwähnten wunderlichen, zum Teil gigantischen Edentaten, Beuteltiere, platyrhine Affen und andere charakterisiert war. Von den großen elefantenartigen Tieren Nordamerikas trat nur das Mastodon nach Südamerika über. Im mittleren und jüngsten Tertiär ist die Gattung Mastodon in Europa, Nordafrika und Südasien weitverbreitet. In Nordamerika erscheinen die ältesten Mastodonarten im mittleren Tertiär (oberen Miozän), die meisten Arten finden sich aber erst im jüngsten Tertiär (Pliozän) und im Diluvium (Pleistozän); in Südamerika ist das Mastodon (M. americanum) auf die Zeit der Pampasformation beschränkt. Die Stoßzähne sind lang und gerade oder schwach nach aufwärts gekrümmt, auch der Unterkiefer besitzt bei manchen Arten dauernd, bei Mastodon americanum nur in der Jugend, zwei Stoßzähne, die in gerader Richtung vorragen, an Größe

aber beträchtlich hinter den oberen Stoßzähnen zurückbleiben. Mit diesen nordischen Einwanderern, speziell mit dem Mastodon, scheint der Mensch nach Südamerika gelangt zu sein. In Ameghinos Listen der in der Pampasformation nachgewiesenen Tiere bezeichnete v. Zittel den Menschen, wie jene eben aufgezählten Tierformen, direkt als Einwanderer aus Nordamerika, als einen nordischen Typus.

Es unterliegt nach den Darstellungen v. Zittels keinem Zweifel mehr, daß die Pampasformation und mit ihr der Urmensch Südamerikas der Diluvialepoche zuzurechnen sind. „In Südasien und Südamerika folgen auf die Tertiärzeit diluviale Faunen, welche der Hauptsache nach bereits aus noch jetzt existierenden Arten zusammengesetzt sind, jedoch etwas engere Beziehungen zu ihren tertiären Vorläufern aufweisen." (v. Zittel.) Aus einer tiefen Pampasschicht stammt der von Lehmann-Nietsche 1907 beschriebene erste Halswirbel, über dessen Zugehörigkeit zum Menschen aber noch keine volle Sicherheit besteht.

C. Die menschlichen Überreste im Diluvium.

a) Die Funde im geschichteten Diluvium.

Die ältesten Reste, die von dem Menschen Kunde geben, sind nicht Teile seines Körpers, nicht das Knochengerüst, aus dem wir bei den vorweltlichen Tieren die Gestalt zu rekonstruieren gelernt haben, es sind Zeugnisse des menschlichen Geistes.

Vergeblich hatte man bis zu den Entdeckungen von Boucher de Perthes nach zweifellos gleichalterigen Skelettresten des fossilen Menschen unter den Knochen der fossilen Fauna gesucht. Nicht Knochen, Werkzeuge waren es, durch die der Forscher von Abbeville den Beweis erbrachte, daß der Mensch schon „Zeuge des Diluviums" in Europa gewesen sei, Werkzeuge, die unwiderlegbar lehrten, daß die geistige Kraft des „fossilen Menschen" des Diluviums sich vollkommen entsprechend dem heutigen Geiste der Menschheit verhalten habe. Die diluvialen Werkzeuge beweisen, daß der Mensch schon in jener uralten Epoche, in die wir ihn durch Boucher zurückzuversetzen gelernt haben, ein voller Mensch war. Alle seit jener Zeit in der ganzen Welt gemachten Funde, auch jene, die uns in Südamerika den Menschen unter einer ganz fremdartigen Tierumgebung zeigen, auch jene vielfach dem Tertiär zugeschriebenen Eolithen, haben diesen Satz nur erhärtet.

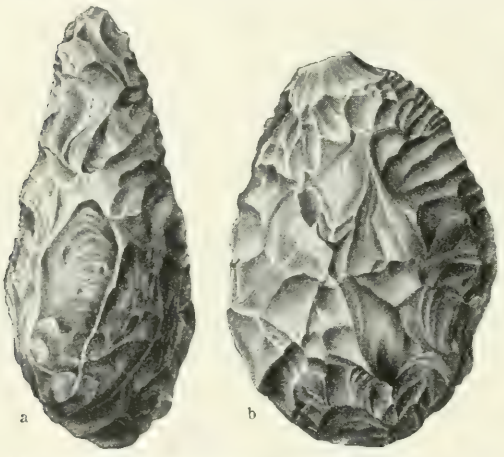
Boucher de Perthes war Altertumskenner von Fach. Ihm war es bekannt, daß in einer alten Kulturperiode die Menschen auch in Europa, wie noch heute manche in der Kultur zurückgebliebenen Stämme und Völker, ihre Werkzeuge und Waffen aus Stein hergestellt hatten. Derartige Steingeräte sind so gut wie unzerstörbar, und seit alter Zeit knüpft sich mannigfacher Aberglaube an solche wunderliche Stücke, die der Bauer beim Pflügen aus dem Boden ackert. Wie von unseren Landleuten noch heute, wurden solche Steinwaffen schon von den Römern als „Blitzsteine" bezeichnet. Die gelehrte Altertumsforschung beschäftigte sich früh mit ihnen. Buffon (1707—88) erklärte 1778 die sogenannten Blitz- oder Donnersteine für die ältesten Kunstprodukte des Urmenschen, und schon 1734 hatten Mahudel und Mercati die Blitzsteine als Waffen des vorsintflutlichen, des antediluvialen Menschen angesprochen. Derartige Anschauungen bestimmten den Gedankengang bei den Nachforschungen Bouchers. Er suchte von Anfang an in den ungestörten diluvialen Schichten seiner Heimat nicht sowohl nach den Knochen als nach den Werkzeugen des Diluvialmenschen, die er von der Form der Blitzsteine vermutete, obwohl er wußte, daß die letzteren, soweit solche bis dahin bekannt geworden waren, einer sehr viel späteren Epoche, speziell dem Alluvium, angehörten.

Seine Bemühungen wurden mit Erfolg gekrönt. Tief unter der Masse des darüberlagernden Lehms und Sandes fand er mitten in den Schichten von Kies- und

Grobsandmaterial *Steinwerkzeuge*, an deren Bearbeitung durch Menschenhand zu bestimmten, sicher erkennbaren Zwecken der Benutzung als Geräte und Waffen ein Zweifel ausgeschlossen war. Es sind, wenn auch zum Teil roher, doch im wesentlichen die gleichen Formen, die wir noch heute bei sogenannten „Wilden" als Geräte und Waffen, als Werkzeuge aus Stein in Anwendung sehen.

Das künstlich und mit Absicht für seinen Zweck zugerichtete *Werkzeug* ist es, durch das heute sicher erwiesen ist, daß der Mensch sich schon im Diluvium, vielleicht schon im Tertiär, über die Tierwelt erhebt.

Lyell hatte im Frühjahr 1859 bei seinem ersten Besuche der Fundstellen bei Abbeville 70 Stück von diesen Steinwerkzeugen aus den Hauptfundorten erhalten. Die Steingeräte sind alle aus Feuerstein, der in der Kreide der Gegend reichlich vorkommt. Nach dem Material, aus dem sie bestehen, wurden die bearbeiteten Steine, die Boucher fand, als „Feuerstein- oder Silexwerkzeuge" bezeichnet. Sie kamen in den betreffenden Lagerungsstätten „in wunderbarer Menge" (Lyell) vor. Der berühmte Geolog unterschied drei verschiedene Hauptformen. Die erste ist die Speerspitzenform und wechselt in ihrer Länge von 18—24 cm; die zweite ist die ovale Form (s. die nebenstehenden Abbildungen), nicht unähnlich manchen Steingeräten und Waffen, die noch heute als Beile und Tomahawk z. B. von den Eingeborenen Australiens gebraucht werden, nur mit dem Unterschiede, daß die Schneide der australischen Steinäxte, wie auch die europäischen als Donnerkeile oder Blitzsteine bekannten Steingeräte späterer Kulturepochen, meist durch Schleifen hervorgebracht ist, während sie bei den Steinäxten aus dem Diluvium des Sommetals immer nur durch einfaches Spalten des Steines und durch häufig wiederholte und geschickt geführte Schläge gewonnen worden ist. Nach Tylor waren die Steingeräte der alten Tasmanier ganz von diluvialer (= paläolithischer) Form und Herstellung, alle ohne Spuren von Schliff, einfach scharfkantige Steine, deren Rand durch Bearbeitung mit einem zweiten Steine geschärft worden ist. Ein Teil dieser Steingeräte des Diluvialmenschen mag, wenn die natürliche Form des Steines ein handliches Ende bot, ohne weiteres in freier Hand als Faustkeile geführt worden sein, andere wurden aber sicher irgendwie in einem Stiel befestigt, um als Waffen (Speerspitzen oder Dolche) zu dienen, sowohl für Krieg wie für Jagd. Lyells zweite Hauptform wurde wohl als Axt, etwa zum Ausgraben von Wurzeln, zum Bäumefällen oder zur Aushöhlung von Kanus benutzt, oder um Löcher in das Eis zum Fischen und zur Erlangung des Trinkwassers im Winter zu hauen. In der Hand des Jägers und Kriegers wurde die Steinaxt auch zum Kampfbeil.



a *Steinwerkzeug in Lanzenspitzenform* (Faustkeil), aus dem Diluvium von Saint-Acheul bei Amiens. b *Ovales Steinbeil* aus dem Diluvium von Abbeville; Flächenansicht. Beide 1/3 natürlicher Größe.

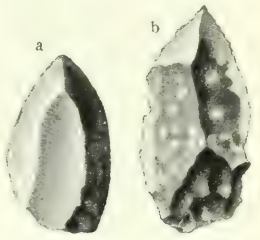
Als dritte Form der Steingeräte unterschied Lyell messerförmige Splitter von teils spitzer, teils mehr ovaler oder an einem Ende gerade abgestutzter Form, es sind das die von Obermaier als Objekte der Kleinindustrie bezeichneten Stücke, offenbar dazu bestimmt, teils als Messer und Pfeilspitzen, teils als Schaber, Kratzer, Bohrer und anderes für technische Zwecke zu dienen. Obwohl es zwischen den beiden ersten Hauptformen manche Übergänge gibt, so läßt sich der typische, auf die verschiedene Absicht der Benutzung hinweisende Unterschied bei gut ausgearbeiteten Exemplaren doch stets erkennen. Außerdem hat man aber auch eine große Menge sehr roher eolithenähnlicher Stücke gefunden, von denen viele als bei der Herstellung verfehlt weggeworfen, andere nur als Abfälle oder als bisher noch nicht in ihren technischen Zwecken bestimmte Instrumente der Kleinindustrie bei der Bearbeitung entstanden sein mögen. Evans hat praktisch erhärtet, daß es möglich ist, ohne den Gebrauch metallener Hämmer solche Steingeräte in ihrer merkwürdig übereinstimmenden Form herzustellen. Er konstruierte einen steinernen Hammer, indem

er einen Feuerstein in einem Holzstiel befestigte, und bearbeitete mit diesem ein Stück Feuerstein so lange, bis es die Gestalt der Beilform der diluvialen Steingeräte erhalten hatte.

Nur wenige Stücke lagen an der Oberfläche, die übrigen wurden erst nach Entfernung kolossaler Massen von Sand, Lehm und Kies sichtbar. Da wir mit Lyell voraussetzen dürfen, daß die größte Anzahl der diluvialen Steinwerkzeuge von Abbeville und Amiens durch die Tätigkeit des Flusses in ihre gegenwärtige Lage gebracht worden ist, so genügt uns das zur Erklärung, warum ein so großer Teil davon in beträchtlichen Tiefen unter der Oberfläche gefunden wurde: denn sie mußten natürlich im Kies begraben werden mit den übrigen Steinen an Stellen, wo der Strom noch hinlänglich Kraft oder Schnelligkeit hatte, um Steine fortzuschwemmen, und können sich daher nicht in den Ablagerungen aus ruhigem Wasser, im feinen Sediment und Überschwemmungsschlamm finden.

Knochen des Diluvialmenschen fehlten bis in die letzten Jahre in den Ablagerungen des Sommetales trotz der wunderbaren Fülle von Steingeräten: der einst viel besprochene „Unterkiefer von Moulin-Quignon bei Abbeville" wurde von Arbeitern betrügerischerweise untergeschoben. Aber trotz dieses Mangels war der Beweis der Existenz des Menschen, des vollen Menschen, unwiderlegbar gesichert durch diese an sich so unscheinbaren Fundstücke, die man als seiner Hände Werk, als seine Manufakte, erkannte.

Nachdem einmal der Diluvialmensch anerkannt war, wurde in England, Frankreich und Belgien mit größtem Eifer und reichem Erfolge nach weiteren Fundstellen geforscht. Aber es ließ sich doch kaum eine der neu aufgefundenen Stationen mit denen des Sommetales an Reinheit der Lagerungen und Fundverhältnisse vergleichen. Namentlich stammten die Funde aus der „ältesten Steinzeit" oder aus der „paläolithischen Periode", wie man die Periode des Diluvialmenschen nannte, häufig aus Höhlen und Grotten, Fundplätzen, deren primäre Beweiskraft schon Boucher mit Recht angezweifelt hatte.



Zwei Steinmesser von Taubach bei Weimar. 1/3 natürlicher Größe.

Unter diesen Umständen war es von größter Wichtigkeit, daß in Deutschland der Diluvialmensch an zwei Orten nachgewiesen wurde, wo die Fundstellen in Beziehung auf die geologische Lagerung ebenso klar und eindeutig waren wie bei Abbeville und Amiens, und wo sich die Reste des Diluvialmenschen in einer einheitlichen, primären Lagerungsstätte fanden. Dazu kommt noch, daß sich die beiden deutschen Fundstätten den zwei großen letzten Abschnitten der Diluvialperiode, der letzten wärmeren Interglazialzeit und der letzten kalten, eigentlichen Eis- bzw. Nacheiszeit, mit Sicherheit zuteilen lassen. Es sind die beiden schon oben erwähnten Fundplätze bei Taubach und an der Schussenquelle, deren klimatische Verhältnisse uns aus den Resten der dort gefundenen Tiere und Pflanzen in voller Deutlichkeit entgegentreten. Die Fundstelle bei Taubach hat zuerst den sicheren Nachweis des Interglazialmenschen für Europa erbracht.

Auch Taubach hat, abgesehen von einem etwas unsicheren Zahn, keine Knochenreste des Diluvialmenschen geliefert neben all den Skeletteilen diluvialer Tiere, die wir oben erwähnt haben. Auch hier gründet sich der Beweis für die Anwesenheit des Menschen auf die „Werke seiner Hand", seines Geistes, die er dort hinterließ. Vor allem sind auch hier Steingeräte und Steinwaffen zu erwähnen (s. die obenstehenden Abbildungen). Während jedoch im Kreidegebiet Frankreichs Feuersteine jeder Größe zur Verfertigung von Waffen und Werkzeugen in reichlichster Fülle zur Verfügung standen, ist ihr Vorkommen an den beiden entscheidenden deutschen Fundstellen an Zahl und Größe beschränkt. Daher rührt es, daß die größeren Formen der Feuersteingeräte, die im Sommetal am meisten

in die Augen fallen, in Taubach fehlen. Dagegen treten kleinere „Messer und Splitter", Lyells dritte Hauptform der diluvialen Feuersteingeräte, Obermeiers „Objekte der Kleinindustrie", hier in relativer Häufigkeit und Formverschiedenheit auf. Neben dem gewöhnlichen lanzettförmigen Messer kommen bei Taubach am zahlreichsten bearbeitete Feuersteinsplitter von dreieckig prismatischer Form mit scharfen Ecken vor; außerdem kann man Schaber, Meißel, Bohrer und Behausteine, mit denen die Steingeräte hergestellt wurden, und anderes unterscheiden. Den Stoff für die Steingeräte lieferte der ältere Diluvialschutt des Tales: Kiesel, Kieselschiefer und Quarzporphyr.

Außer den Steingeräten, die im Sommetal allein beobachtet worden sind, fanden sich hier auf primärer Lagerstätte noch weitere wichtige Reste. Vor allem beweisen zahlreich gefundene Kohlen und angebrannte Knochen, daß die diluvialen Taubacher nicht nur Feuer zu entflammen verstanden, sondern an demselben auch das Fleisch der auf der Jagd erlegten Tiere zu braten liebten. Auch Steine, Stücke von Muschelkalk kommen vor, die durch Einwirkung von Hitze rötlich und härter geworden sind; sie sind als Böden und Seitenwände der Feuerstellen zu betrachten, auf denen man an Ort und Stelle die Nahrung zubereitete. Die Tierknochen, namentlich jene, die aus der Umgebung der Feuerstellen stammen, erscheinen der Mehrzahl nach als Speiseabfälle. Es ergibt sich das schon daraus, daß Knochen junger Individuen der großen Jagdtiere, so Rhinozeros (Rhinozeros Merckii), Elefant (Elephas antiquus), Bär, sehr häufig sind im Verhältnis zu dem seltenen Vorkommen ausgewachsener Tiere. Es scheint, daß beim Jagen und Fangen der Tiere die Jungen am leichtesten erlegt wurden und daher auch vorzugsweise zur Nahrung dienten. Wenn einmal ein großes Tier erlegt war, so wurde es von den Jägern wohl an Ort und Stelle sofort zerlegt. Der Rumpf blieb am Orte, wo die Jäger vielleicht sogleich einen Teil seines Fleisches verzehrten, während Kopf und Hals sowie Vorder- und Hinterschenkel, an denen das meiste Muskelfleisch haftete, und die zugleich leichter fortzuschaffen waren, in die Ansiedelung gebracht wurden. So mag es sich erklären, daß unter so vielen großen, bis jetzt gefundenen Rhinozeroskochen die Rippen sowie Rücken- und Lendenwirbel so gut wie ganz fehlen. Ein Teil der Knochen der Jagdtiere trägt die unverkennbaren Spuren des Menschen. Sie sind in der charakteristischen Weise zerschlagen, wie es „Wilde" aller Zeiten und Zonen zu tun pflegen, um das Mark der Knochen zu gewinnen, einen der größten Leckerbissen für den vorzugsweise von animalischer Kost lebenden Menschen. Namentlich sind es die abgeschlagenen Gelenkenden der Mittelfußknochen des Wisent (Bison priscus), welche die Methode des Zerschlagens noch deutlich erkennen lassen. Sie sind genau da quer abgebrochen, wo der Markkanal endet, und an allen diesen Knochen zeigt sich an derselben Stelle eine rundliche Vertiefung, ein Loch, nämlich in der halben Breite ihrer Hinter- oder Vorderfläche, und zwar gerade dort, wo sich das Ende des Markkanals findet, also etwa in der Mitte der Bruchfläche des abgeschlagenen Knochenstückes. Das Loch ist eine Schlagmarke, augenscheinlich mit Gewalt von außen nach innen getrieben, da einige gut erhaltene Exemplare noch die nach innen eingedrückten Knochenränder und Knochensplitter zeigen (s. die obenstehende Abbildung). Sowohl diese Splitter als alle Bruchflächen sind alt und haben an der Oberfläche denselben fettigen, mit dem Sand, in dem sie lagen, behafteten Überzug wie die Knochen selbst. Das Instrument, das zu dieser Bearbeitung der Knochen gedient hat, könnte sehr gut der Unterkiefer eines Bären mit seinem mächtigen Eckzahn gewesen sein, wie es O. Fraas für andere Fundstellen des Diluvialmenschen festgestellt hat. Solche Unterkiefer kamen in Taubach vor, und die Beschaffenheit und Größe jenes Loches und seiner Ränder stimmt mit dieser Annahme. Die langen Knochen der Elefanten und Rhinozerosse blieben ganz, denn es gelang dem Diluvialmenschen nicht, die mächtigen Stücke zu zerschlagen; finden sich Bruchstücke solcher Knochen, so erscheinen sie als zufällige Zersplitterungen. Dagegen zeigen sich fast alle Knochen von Bär und Bison absichtlich gespalten.

Zerschlagener Mittelfußknochen des Bison mit deutlicher Schlagmarke (a).

Während im Sommetal nur die zwar rohen, aber doch sehr regelmäßig und gleichartig zu verschiedenen erkennbaren Zwecken zugeschlagenen Feuersteingeräte Kunde von dem Leben und Verhalten des Diluvialmenschen geben, gewähren die Funde bei Taubach

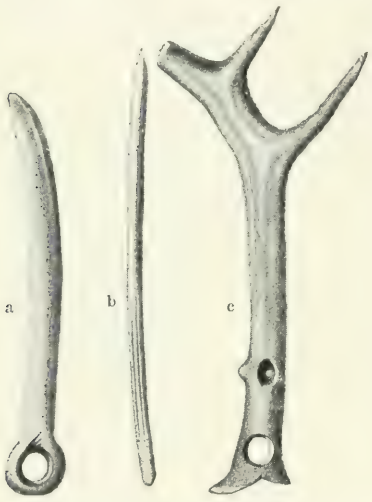
einen etwas genaueren Einblick in seine Lebens- und Kulturverhältnisse. Was man nach den ersten Funden ahnen durfte, bestätigt sich hier. Während der Interglazialperioden sehen wir bei Taubach an dem alten Wasserlauf der Ilm, die sich damals dort zu einer Art Weiher gestaut hatte, eine Menschenansiedelung: wie die Menge der als Abfall von Mahlzeiten sich ergebenden Knochen sowie von Kohlen beweisen, war sie lange Zeit bewohnt. Direkt am Ufer befanden sich die Feuerstellen: rohe Herdbauten aus den Steinen, welche die Umgegend ohne Mühe darbot. Hier wurde das Fleisch der Jagdtiere, des Bison, Bären, aber auch des Elefanten und Rhinozeros, in der heißen Asche roh geröstet, wie es noch heute Wilde auf der Stufe der Feuerländer und Naturvölker Zentralbrasiliens zu tun pflegen. Dazu bedarf es keiner Geschirre: eine zugespitzte Rute, ein dünner spitzer Stock genügt zum Wenden und Herausheben der Fleischstücke, bei denen die durch den Fleischsaft angebratene Asche das Salz und andre Würze ersetzt. Das Zerschneiden des Fleisches geschah mit den Steinmessern, und manche Schnittspuren auf den Knochen mögen von ihnen herrühren; zum Aushauen größerer Stücke stand ein kräftiges und sehr geeignetes Instrument, der Bärenunterkiefer mit seinem starken Eckzahn, zur Verfügung, mit dem man auch die Knochen zum Zweck der Markgewinnung zerschlug. Trotz der nach den Resten geringwertig erscheinenden Waffen war der Diluvialmensch bei Taubach doch imstande, nicht nur Bison und Bär, sondern auch Riesentiere, Elefant und Rhinozeros, jung und erwachsen, zu erlegen; er zeigt sich dadurch als der Herr auch der gigantischen Tierformen, die ihn so weit an mechanischer Körperkraft übertreffen. Es ist der Menschengeist, der schon da, wo uns der Mensch zum erstenmal entgegentritt, der gewaltigsten tierischen Kraft überlegen ist. Aus den Funden im Sommetal ergibt sich, daß der Diluvialmensch schon Speer, Dolch und Axt neben dem Messer als Waffen besaß. Dort waren die Klingen aus Stein. Die relativ kleinen Klingen der Taubacher Steingeräte tragen zwar den gleichen Charakter wie die Steingeräte von Abbeville und Amiens, es sind aber doch nur messerähnliche Stücke, zu Klingen für Messer, Schaber, Pfeilspitzen und Dolche wohl geeignet, als Jagdwaffen jedoch für so gewaltige Jagdbeute zu schwach. Die Jagd wird daher wohl mehr ein Fangen in Gruben und Fallen gewesen sein, wie sie noch heute dort geübt wird, wo, wie im zentralen Urwaldgebiete Afrikas, die gleichen großen Tierformen von nur mit mangelhaften Waffen gerüsteten Jägerstämmen gejagt werden. Die Küchenabfälle beweisen auch, daß die Ansiedelung am Ilmweiher bei Taubach dauernd war; die Jäger kehrten nach ihren Jagdausflügen dorthin zurück und brachten ihre Jagdbeute und Jagdtrophäen, soweit sie leichter transportierbar waren, mit. Aber alle Spuren von Haustieren fehlen. Sie könnten nicht vollkommen verschwunden sein, ebensowenig wie Reste von Tongeschirren, die noch weniger zerstörbar sind als Knochen; von Topfscherben fand man keine Spur.

Die Funde aus dem Sommetale und bei Taubach waren als sichere unanfechtbare Beweise für den europäischen Diluvialmenschen von unberechenbarer Bedeutung, aber in Beziehung auf den Reichtum der daraus zu schöpfenden Belehrung für das psychische Verhalten des Menschen in jener ersten Periode, in der wir ihn nachweisen können, wurden sie doch weit übertroffen von dem Funde an der Quelle der Schussen, den der berühmte Geolog und Paläontolog Oskar Fraas (1824—97) persönlich aufgenommen und als „Beiträge zur Kulturgeschichte des Menschen während der Eiszeit" beschrieben hat.

Die geognostische Lagerung der Fundstelle auf einer der am weitesten vorgeschobenen Moränen der oberschwäbischen Hochebene beweist, daß sie jener Periode der Eiszeit angehört, die ihre Gletschermoränen schon bis an die überhaupt erreichte Grenze vorgeschoben hatte.

Die Funde sind daher zeitlich in die Übergangsperiode von der Eiszeit zur Nacheiszeit zu setzen; alles deutet noch auf hochnordische Lebensbedingungen hin. Die Funde an der Schussenquelle sind danach entschieden geologisch jünger als die bei Taubach gemachten, sie sind ein typisches oder, besser, das typische Beispiel der sogenannten Renntierperiode des ausgehenden Diluviums in Deutschland.

Die Fundschicht mit den Kulturresten erscheint vollkommen ungestört, und ihre paläontologischen Einschlüsse kennzeichnen in eindeutiger Weise ihr hohes geologisches Alter. Sie war vortrefflich von der Natur geschützt. Zu oberst liegt Torf, derselbe, der in der ganzen Gegend auf Meilen Entfernung die Niederungen deckt und die weiten Moorgründe Oberschwabens bildet, aus denen keine anderen Formationen hervorragen als die aus Kies aufgeworfenen Schuttwälle diluvialer Gletscher. Unter dem Torf liegt ein bis 1,5 m mächtiges Lager von Kalktuff, eine Süßwasserbildung aus den jetzt zur Schussenquelle sich einigenden Wasserläufen. Unter dieser Schutzdecke aus Tuff fanden sich die Reste der Eiszeit und des Eiszeitmenschen. Der Tuff deckte eine dunkelbraune Moosschicht mit einem Stich ins Grüne, das Moos noch vortrefflich erhalten; darunter lag der Gletscherschutt. Das Moos war bis zum Triefen mit Wasser gefüllt und durchsetzt von feuchtem Sand. In ihm fand sich der Rücklaß des Eiszeitmenschen — alles lag frisch und fest, als ob man die Sachen erst kürzlich zusammengetragen hätte, in Haufen beieinander. Ein zäher schwarzbrauner Schlamm füllte Moos und Sand und den kleinsten Hohlraum der Geweihe und Knochen und verbreitete einen moderartigen Geruch. Der Eiszeitmensch hatte die Stelle als Abfallgrube benutzt. Neben den Knochen und Knochensplittern abgeschlachteter und vom Menschen verspeister Tiere, neben Kohlenresten und Asche, neben rauchgeschwärzten Herdsteinen und Brandspuren lagen hier zahlreiche Messer, Pfeil- und Lanzenspitzen von Feuerstein und die verschiedenartigsten Handarbeiten aus Renntiergeweih übereinander (s. die nebenstehenden Abbildungen). Das alles befand sich in einer flachen, bei einer Ausdehnung von 1000 qm nur 1,2—1,5 m tiefen Grube im reinsten Gletscherschutt, wobei klar in die Augen sprang, daß die vortreffliche Erhaltung der Beingeräte und Knochen lediglich dem Wasser zu danken war, das im Moos und im Sand sich halten konnte. Die Moosbank glich einem wassergetränkten Schwamm; sie schloß ihren Inhalt hermetisch gegen alle Luft ab und konservierte in ihrem ewig-feuchten Schoße, was vor Jahrtausenden ihr anvertraut worden war.



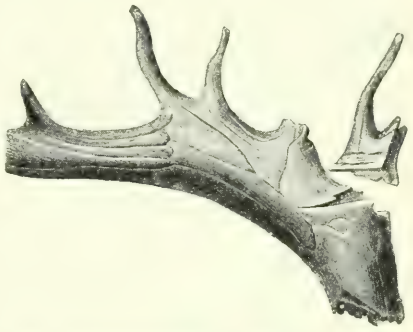
Schnitzereien aus Renntiergeweih, von der Schussenquelle. a Dolch, b Bolzen, 1/4 natürlicher Größe; c doppelt durchbohrtes Geweihstück eines jungen Renntieres, 1/6 natürlicher Größe.

Unter dem Torf und Tuff tritt uns an der Schussenquelle nur der Typus eines rein nordischen Klimas mit nur nordischer Flora und nur nordischer Fauna entgegen. Alle Haustiere fehlen, selbst der Hund, ebenso alle Knochen von Hirsch, Reh, Gemse, Steinbock. Alles entspricht einem nordischen Klima, wie es heute in der Horizontale unter dem 70. Grade nördl. Breite beginnt. Wir sehen Oberschwaben von Moränen und abschmelzenden Gletschern durchzogen, deren Wasser den Gletschersand in moosbewachsene Tümpel waschen. Wir finden ein grönländisches Moos, das in mächtigen Bänken die feuchten Sande überzieht; zwischen den Schuttwällen der Gletscher haben wir uns weite grüne Triften zu denken, reich genug, um Rudel von Renntieren zu ernähren, die sich dort umhertrieben wie heute in Grönland oder an der Waldgrenze Sibiriens und Norwegens. Hier waren zugleich die Lebensbezirke der dem Renntier gefährlichen Fleischfresser, des Vielfraßes und des Wolfes sowie des Bären und der Polarfüchse.

Auf diesem Schauplatz erscheint der Mensch der Eiszeit, allem nach ein Jäger, den die Jagd auf Renntiere einlud, einige Zeit (und wahrscheinlich nur die bessere Jahreszeit)

an der Grenze des Eises und des Schnees hinzubringen. Freilich ist der Fundplatz, der von seinem Leben und Treiben berichtet, nur eine Abfallgrube. Daher fand sich von Artefakten nichts Gutes, nur zerbrochene oder mißlungene Ware, Abfall von der Herstellung der Geräte; die Hauptmasse machen Küchenabfälle aus.

Als solche erscheinen vor allem, neben der Asche und Kohle, geöffnete Markröhren und zertlopfte Schädel des Wildes. Keiner der hier gefundenen Knochen zeigt die Spur eines anderen Instrumentes als die des Steines. Auf einem Stein als Unterlage ruhte der Knochen, mit einem Stein wurde der Streich geführt. Solche, an anderen Fundstellen zu den Eolithen gerechnete, Schlag- oder Klopfsteine mit Gebrauchsspuren kamen in großer Anzahl zutage. Es waren lauter an Ort und Stelle aufgelesene Feldsteine, unter denen namentlich den hübsch gerollten Quarzgeschieben etwa von der Größe einer Mannesfaust der Vorzug gegeben wurde. Andere waren etwas roh zugerichtet, keulenförmig mit einer Art Handgriff, wie er sich beim Zersplittern großer Stücke halb zufällig, halb absichtlich ergibt. Ebenso fanden sich größere Steine, Gneisplatten von 1—2 qcm, schieferige Alpenkalke, rohe Blöcke von diesem oder jenem Gestein, die wohl als Schlachtblöcke oder Herdsteine gedient hatten, da an manchen Brandspuren nachzuweisen waren; wo sie das Feuer berührt hatte, waren sie abgeschiefert und alle mehr oder weniger von Kohle geschwärzt. Kleinere, vom Feuer geschwärzte Schieferstücke und Sandsteintafeln mögen in manchen Beziehungen die Tongeschirre ersetzt haben; denn bei all den geschwärzten Steinen, in den Kohlen- und Aschenschichten der Fundstelle fand sich nicht eine Scherbe eines Tongeschirres.



Rechte Kronenschaufel eines alten Renntieres mit abgesägter Rebensprosse, von der Schussenquelle. 1/12 natürlicher Größe.

Die Feuersteingeräte sind von der aus Taubach und dem Sommetal bekannten Form, lediglich zugeschlagen, nicht geschliffen. Auch an der Schussenquelle kommen für die Herstellung der Steingeräte nur relativ kleine Stücke des wertvollen Rohmaterials vor. Daher fand sich auch hier wie in Taubach im wesentlichen nur Lyells dritte Hauptform der Steingeräte, die Kleinindustrie Obermaiers, vertreten, die Messer- Schaber-, Kratzer-, Bohrer- oder Splitterform. Fraas ordnete sie in zwei Gruppen: in zugespitzte, lanzettförmige Messer und in abgespitzte, sägeblattförmige Steine. Erstere haben nach ihm als Messer- und Dolchklingen und als Pfeil- und Lanzenspitzen gedient; letztere stellten die Klingen der Handwerkzeuge vor, die zur Bearbeitung des Renntierhorns erforderlich waren. Die größeren Geräte sind zwischen 3 und 4 cm breit und 8—9 cm lang; die Mehrzahl der Stücke ist aber weit kleiner: 4 cm lang und nur 1 cm breit. Die verschiedenen Feuersteinklingen scheinen, in Handgriffe und Hefte von Renntiergeweih gefaßt, verwendet worden zu sein; es fanden sich zahlreiche Stücke, die sich nur als solche Hefte, entweder fertig oder in der Bearbeitung begonnen, deuten lassen. Außerdem wurden aber bei dem Mangel größerer Feuersteine aus Renntiergeweih zahlreiche Waffen, Instrumente und Geräte zum Gebrauch bei der Jagd und im täglichen Leben geschnitzt. O. Fraas hat das bei der Herstellung der Gegenstände aus Renntiergeweih angewendete technische Verfahren genau festgestellt, und wir sehen mit Bewunderung, wie die schwäbischen Eiszeitmenschen dabei ganz im Sinne der modernen Technik ihre mangelhaften Schnitzmesser und Sägen handhabten (s. die obenstehende Abbildung). Die hergestellten Gegenstände sind im wesentlichen Waffen, z. B. lange, spitze Knochendolche, meist aber Pfriemen, Ahlen, Flechtnadeln, Pfeilspitzen mit eingekerbten Rinnen, die möglicherweise Giftrinnen sein mögen; andere quergestellte Rinnen dienten wohl teils zur Befestigung mittels eines fadenartigen Bindemittels, wahrscheinlich, wie es die Renntierlappen noch heutzutage tun, aus Renntiersehnen gedreht; andere Einritzungen erscheinen als Ornamente. Die Formen der Knochengeräte zeigen im allgemeinen ein entschiedenes Gefühl für Symmetrie, einen gewissen Geschmack, z. B. ein mit einem zum Zweck des Anhängens durchbohrten Knopf versehener Dolch und eine sorgfältig geschnitzte große Fischangel oder Harpune. Rinnenartige oder löffelförmig ausgehöhlte Geweihstücke deutete Fraas als Koch- und Eßgeräte; vielleicht haben sie auch entsprechend den im Sommetale gefundenen Schabern aus Stein zu technischen Zwecken, namentlich zur Bereitung der Felle für Kleidung und Zelte, gedient. Ein doppelt durchbohrtes Geweihstück eines jungen Renntieres (s. die Abbildung S. 44) erscheint als

Pfeilstreckapparat, ähnlich den von den Eskimos benutzten, meist schön verzierten Apparaten zu dem gleichen Zweck. Eine Geweihstange eines Renntieres mit tief eingefeilten Kerben erklärt der Entdecker für ein Kerbholz (s. die untenstehende Abbildung); die Kerben sind teils einfache Striche, bis zu 2 mm Tiefe eingefeilt, teils sind es zwei durch feinere Striche verbundene Hauptstriche. „Die Striche sind offenbar Zahlzeichen, eine Art Notiz, etwa über erlegte Renntiere oder Bären, oder sonst ein Memento." (O. Fraas.) Unter den Fundgegenständen fanden sich auch nußgroße Stücke roter Farbe, deutlich Fabrikate, aus zerstoßenem und geschlämmtem Toneisenstein bestehend, vielleicht noch mit Renntierfett angemacht zu einer gekneteten Paste. Die Farbe zerrieb sich wie Butter zwischen den Fingern, fühlte sich fett an und färbte die Haut intensiv rot; in erster Linie mag sie wohl zur Bemalung des Körpers gedient haben.

Die Eiszeitmenschen an der Schussenquelle waren nach den Ergebnissen dieser Funde Fischer und Jäger, ohne Hund, ohne Haustiere, ohne Kenntnis des Ackerbaues und der Töpferei. Aber sie verstanden es, Feuer zu entflammen, und benutzten das Feuer zum Kochen der Nahrung. Sie wußten das wilde Renntier, den Bären und die anderen Tiere ihres Jagdgebietes zu erlegen; ihr Pfeil traf den Schwan, ihre Angel holte den Fisch aus der Tiefe. Sie waren Künstler im Zuschlagen von Feuerstein zu Waffen und Werkzeugen; mit letzteren bearbeiteten sie das Renntiergeweih in geschicktester Weise. Spuren von Bindematerial deuten auf die Benutzung von Fäden, wohl aus Renntiersehnen bereitet; die Flechtnadel konnte zur Verfertigung von Angelschnüren verwendet werden. Fäden und stechende feingespitzte Werkzeuge verraten die Kunst des Nähens; die Kleidung wird aus Fellen erlegter Tiere bestanden haben.

Rechte Stange eines Renntieres mit eingefeilten Zeichen, von der Schussenquelle. 1/6 natürlicher Größe.

Zu diesem wissenschaftlich gesicherten, aus zweifellos ungestörten streng einheitlicher diluvialen Schichten stammenden Material über den Diluvialmenschen haben die anderen Länder bisher keine unseren Blick wesentlich erweiternden ebenbürtigen Beiträge geliefert. Immerhin dürfen die zahlreichen Fundstellen paläolithischer, d. h. nur roh zugeschlagener Feuersteingeräte, wie sie zweifellos der Diluvialmensch benutzt hat, hier nicht unerwähnt bleiben; sie sind bekannt vom nördlichen, mittleren und südlichen Frankreich, von Spanien, vom südlichen England, im Löß von Thiede bei Braunschweig, in der Schweiz, in Niederösterreich, Mähren, Ungarn, Italien, Griechenland, Portugal, Nordafrika, vor allem Ägypten und Rußland.

Wichtig ist es, daß auch in Südindien im Nerbuddatal ähnliche Feuersteinwerkzeuge im geschichteten Diluvium mit ausgestorbenen Landsäugetieren gefunden worden sind, da ja die Vermutung naheliegt, daß der Diluvialmensch mit der aus Asien nach Europa einwandernden diluvialen Tierwelt in unseren Kontinent gekommen sei. Die Möglichkeit, daß während des Diluviums der Mensch aus Nordasien mit dem Mammut auch nach Nordamerika gelangte, kann man nach den Ergebnissen der paläontologischen Forschung nicht mehr abweisen; es erklärt das in ungezwungener Weise den nahen Zusammenhang der körperlichen Bildung der amerikanischen mit der großen asiatischen (mongoloiden) Menschenrasse.

Man hat in Nordamerika Steingeräte paläolithischer Form in diluvialen Schichten nachgewiesen, und das gleiche gilt, wie wir sahen, auch für Südamerika, wo Ameghino die besten Funde in der Pampasformation von Argentinien machte. Hier sind mehrfach aufgespaltene, bearbeitete und angebrannte Röhrenknochen und Kiefer von Hirsch, Glyptodon,

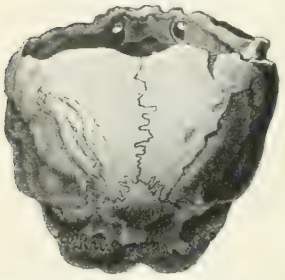
Mastodon und Toxodon mit Feuersteinwerkzeugen von paläolithischem Gepräge gefunden worden; Santiago Roth, der sich an diesen Forschungen erfolgreich beteiligte, vermutet, daß der fossile Mensch in Südamerika die Panzer der Riesengürteltiere gelegentlich als Wohnung benutzt habe. Aber zweifellos ist der Kulturbesitz des südamerikanischen identisch mit dem des europäischen fossilen Menschen: Werkzeuge und Waffen der aus Europa bekannten Typen aus Stein, Bearbeitung der Knochen, Feuer zum Kochen benutzt, animale Nahrung und ihr entsprechend besondere Liebhaberei für Fett und Mark.

b) Höhlenfunde und archäologische Schichtenuntersuchung.

Zu dem Bilde, das uns die Funde menschlicher Tätigkeit in Ablagerungen von einheitlichem Charakter und streng definiertem Alter im geschichteten Diluvium von dem Diluvialmenschen entworfen haben, fügen die viel reicheren Fundergebnisse aus den *Knochenhöhlen* und die in Frankreich ausgebildete paläontologisch-archäologische *Schichtenuntersuchung* einige neue Züge.

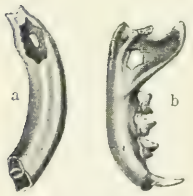
In Frankreich, das während der Eiszeiten nur zum geringen Teil übergletschert war, sind Fundplätze mit Resten des Diluvialmenschen außerordentlich viel häufiger als in Deutschland, das damals zeitweilig zum größten Teil unter Eis begraben lag. Wie man in Frankreich zuerst den Diluvialmenschen wissenschaftlich feststellen konnte, so gelang dort auch zuerst eine auf geologische Schichtung basierte gleichsam paläontologisch-zeitliche Gliederung des materiellen Kulturbesitzes der ältesten Bewohner Frankreichs. Es werden jetzt sieben Kulturstufen unterschieden. Unter jenen von Boucher de Perthes und Lyell ausgebeuteten Fundschichten zeigte sich eine paläontologische ältere Schicht, die nach einem Fundplatz in der Nähe von Paris als (1.) Stufe von *Chelles* bezeichnet wird. Die Feuersteinkeile sind gröber, die begleitende Fauna ist altertümlicher: Urelefant, Merckesches Rhinozeros, Flußpferd: dann folgt die zuerst exakt bekanntgewordene (2.) Stufe von *St.-Acheul* bei Abbeville im Departement Somme (s. die Abbildung S. 54 oben, a), deren Steingeräte wir eingehend geschildert haben, mit den Charaktertieren Mammut und sibirisches Nashorn. Als geologisch höhergelegene folgt die (3.) Stufe von *Le Moustier*, nach einem Fundplatz im Departement Dordogne genannt. Während in Stufe eins und zwei die Feuersteinkeile beidseitig zugeschlagen sind, werden jene der dritten Stufe nur noch auf einer Flachseite bearbeitet; es sind in der Tat Abschläge von größeren Feuersteinknollen, nach Art der „Messer", abgesplittert. Die Geräte sind nicht mehr so schwer wie die früheren, jene der Kleinindustrie zeigen recht sorgfältige Bearbeitung: Kratzer, Schaber, Pfriemen und andere. In dieser Stufe findet sich neben dem wollhaarigen Nashorn und Mammut: Höhlenbär, Moschusochse und schon Renntier. Diese drei ersten Stufen werden als *Altpaläolithikum* zusammengefaßt. Die Fauna der Chelles-Stufe, Urelefant, Merckesches Rhinozeros und Flußpferd, lassen ein relativ warmes Klima voraussetzen, sie gehört sonach in die warme Periode der Zwischeneiszeit, in der wir den Menschen in Taubach kennen gelernt haben. Die Tierwelt der St.-Acheul-Stufe setzt ein kaltes und feuchtes, die der Stufe von Le Moustier ein kaltes und trockenes Klima voraus, die erstere reiht sich in den zweiten, der nahenden Eiszeit entsprechend wieder kälter werdenden, Interglazialzeit-Abschnitt ein, die letztere entspricht der letzten Eiszeit selbst, während welcher Frankreich in weiten Strecken gut bewohnbar blieb. An die Stufen des Altpaläolithikums reihen sich dann in der Nacheiszeit die vier Stufen des *Jungpaläolithikums*, das durch das massenhafte Vorkommen des Renntieres und zahlreiche Kulturfortschritte der Menschheit charakterisierte: *Renntierzeitalter*. Die (4.) Stufe von *Aurignac*, im Departement Haute-Garonne, erscheint als eine Übergangsstufe; die Tierwelt, unter der das Wildpferd zahlreicher wird, ist ziemlich die gleiche wie die der Le Moustier-Stufe und spricht für ein kaltes, dem Ende der Eiszeit und der noch kalten beginnenden Nacheiszeit entsprechendes Klima; die Steingeräte haben sich wenig verändert, typisch sind an den Längsseiten sorgfältig durch Schlag abgesplitterte Steinklingen. Neben dem Stein wird mehr und mehr Knochen und Geweih vom Renntier als Material zur Herstellung von Waffen und Geräten benutzt. Die (5.) Stufe, die von *Solutré*, Departement Saône-et-Loire, zeigt eine auffallende Verfeinerung der Steinbearbeitung, die Absplitterungen werden nicht mehr durch Schlag, sondern durch Druck mit einem Knochenwerkzeug in künstlerisch vollendeter Weise hergestellt; die Steininstrumente werden kleiner; besonders typisch sind lorbeerblattförmige und Kerbspitzen (s. die Abbildung S. 54 oben, b), Knochen

und Geweih werden immer häufiger als Material verwendet. Die Soluträ-Periode ist die typische Nacheiszeit, eine Periode der Steppen, auf deren weitgedehnten Tundren Wildpferdherden weiden; neben ihnen und wilden Rindern lebten noch Mammut und wollhaariges Nashorn und als ihr großer Feind der Höhlenbär. Die (6.) Stufe von La Madeleine, Departement Dordogne, ist die Blütezeit der Renntierperiode, der Knochen- und Renntierhorn-Bearbeitung; daneben tritt die Feuersteinbenutzung sehr zurück, die Formen werden klein und degenerieren, es sind meist nur durch Schlag abgesplitterte Messerformen. Gegen das Ende der Stufe verschwindet das Renntier mit den anderen Diluvialtieren. Die (7.) Stufe von Mas d'Azil oder La Touraß, in welcher der Edelhirsch das Charaktertier ist, schließt in Frankreich die paläolithischen Kulturstufen ab.



Schädel eines Renntieres, zu einem Trinkgeschirr umgearbeitet, aus der Höhle Hohlefels. 1/3 natürl. Größe.

Auch in den Höhlen fehlt in den gut abgegrenzten Fundschichten des Diluvialmenschen wie in allen reinen paläolithischen Stationen jegliches Haustier, jegliches Topfgeschirr. In der Höhle des Hohlefelsen im schwäbischen Achtale (s. die beigeheftete Tafel) hat Fraas den Unterkiefer des Höhlenbären als Waffe und Schlachtbeil in zahlreichen Exemplaren nachgewiesen; viele Speiseknochen tragen seine unverkennbaren Spuren. Als neues Gerät fand sich hier ein Trink- oder Schöpfbecher, aus dem Rückteil des Renntierschädels zugeschlagen (s. die nebenstehende Abbildung), als neues Werkzeug eine feine Nähnadel mit Öhr aus dem Rohrbein eines Schwanes, wie sich solche mehrfach auch in den Höhlen des Périgord gefunden haben. Auch zum Anhängen durchbohrte Zähne vom Wildpferd und Unterkiefer der Wildkatze entweder als Schmuck oder Amulett, die sich in den Höhlen finden, sind bisher, wie es scheint, aus dem geschichteten Diluvium unbekannt. Da beide Tiere in späterer Zeit mit der Gottheit und mit Zauberei in Verbindung stehen, so könnte man an ähnliche primitive religiöse Vorstellungen der alten Höhlenbewohner denken. In der Schicht der Renntierperiode am Schweizersbild bei Schaffhausen fand Nüesch ein Musikinstrument: „eine Renntierpfeife", und als Schmucksachen durchlöcherte Muscheln. Die Funde in den französischen Höhlengegenden beweisen, daß der Mensch dort in den eigentlichen Feuersteingegenden, wo ihm in dem Feuerstein ein sehr geeignetes, relativ leicht zu bearbeitendes Material zu viel vollkommneren und wirkungsvolleren Waffen und Geräten zu Gebote stand, als sie die weit rauheren, feuersteinarmen Sumpf- und Moorflächen Deutschlands damals darboten, während des Diluviums schon gewisse höhere Verfeinerungen des Lebens ausbilden konnte. Wenn man die kleinen, zum Teil winzigen Messerchen und Feuersteinsplitter aus den deutschen Fundorten mit den gewaltigen Äxten und Lanzenspitzen jener Gegenden vergleicht, so ergibt sich von selbst, wie viel mühevoller hier das Leben für den Menschen war. Mit wie viel Arbeit mußte er sich aus Knochen und Geweih Waffen und Geräte schnitzen, die jenen „Steinreichen" der Feuerstein mit geringer Anstrengung und weniger Zeitaufwand besser und dauerhafter lieferte! Der Reichtum an Feuerstein erscheint deshalb für jene Periode als ein nicht zu unterschätzendes Kulturelement. In den Feuersteingegenden sind nicht nur die Geräte aus Stein besser gearbeitet und entsprechen in höherem Grade ihrem Zweck: auch Lust und Freude am Ornament und Schmuck treten mehr hervor.



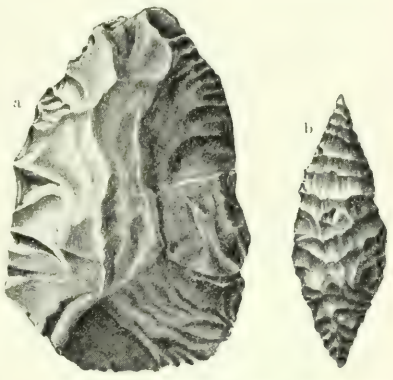
Paläolithische Schmuckgegenstände. a und b Knochenfunde aus der Höhle Hohlefels: a Zum Anhängen durchbohrter Pferdezahn; b zum Anhängen durchbrochener Wildkatzenkiefer.

Als Schmuckgegenstände (s. die obenstehenden Abbildungen) findet man neben

Die Höhle Hohlefels im schwäbischen Achtal.

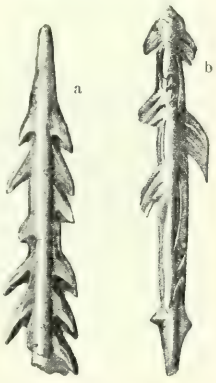
Nach O. Fraas, „Der Hohlefels im Achtal“: „Archiv für Anthropologie“, Bd. 5 (Braunschweig 1872).

durchbohrten Pferde- und Bärenzähnen auch solche vom wilden Rind, Steinbock und Renntier; auch die schönfarbigen Flußspate, die man in den Höhlen gefunden hat, sind hier zu erwähnen. Die Knochengeräte sind zum Teil in charakteristischer Weise ornamentiert. Sogar die Steinklingen (s. die oberen Abbildungen) zeigen, wie jene berühmten Stücke vom Soluträ-Typus, von denen ein Exemplar auch in der Ofnethöhle bei Nördlingen unter anderen Diluvialfunden vorgekommen ist, in der regelmäßigen Absplitterung Versuche, diese Bruchflächen ornamental anzuordnen, was in der jüngeren Steinzeit zur Herstellung des zierlichen Fischgrätenmusters an den schönsten Stücken von Dolchen und Lanzenspitzen aus Feuerstein geführt hat. Die ornamentalen Rinnen an den vielzackigen Harpunenspitzen (s. die untenstehenden Abbildungen) mögen zum Teil aus Giftrinnen hervorgegangen sein; andere, den Mittelschaft der Harpunenspitze kreuzende Bandornamente ahmen die sich kreuzenden Fäden nach, mit denen an dem Schaft Feuersteinsplitter als Spitzen und Haken befestigt wurden, wie derartige Stücke aus späteren Kulturperioden bekannt sind. Die Harpunen der Diluvialmenschen entsprechen in hohem Grade denen der Eskimos und Feuerländer.



a Axt von St.-Acheul bei Amiens (Faustkeil); Ansicht von vorn. b Auf beiden Seiten behauene Lanzenspitze („Lorbeerblattspitze" von Soluträ).

Das Leben in den Höhlen, Grotten und unter den Felsschutzdächern in der Nähe des Flusses war keineswegs ganz armselig. Über die massenhaft aufgehäuften Kulturreste aus dem Diluvium in den Höhlen an den Ufern der Vézère sprechen sich Lubbock und Boyd Dawkins geradezu begeistert aus. Die Überreste, die ihre ehemaligen Bewohner in den Höhlen hinterlassen haben, geben ein kaum weniger anschauliches Bild von dem Menschenleben jener uralten Zeit als die verschütteten Städte Herkulanum und Pompeji von den Sitten und Gebräuchen der Italiker im ersten nachchristlichen Jahrhundert. Der Höhlenboden, auf dem einst die Menschen hausten, scheint ganz aus zerbrochenen Knochen erlegter Tiere zu bestehen, untermischt mit rohen Geräten, Waffen aus Knochen und unpoliertem Stein, sowie Kohlen und größeren verbrannten Steinen, welche die Lage der Feuerstätten andeuten. Feuersteine, Späne ohne Zahl, rohe Steinmesser, Pfriemen, Lanzenspitzen, Hämmer, Sägen aus Feuerstein und Hornstein liegen bunt durcheinander neben Knochennadeln, geschnitzten Renntiergeweihen, Pfeilspitzen (s. die obere Abbildung S. 50), Harpunen und zugespitzten Geweihstücken und Knochen; daneben die zerschlagenen Knochen der Tiere, die als Nahrung dienten: Renntier, Wisent, Pferd, Steinbock, Saiga-Antilope, Moschusochse und andere. In einigen Fällen ist das Ganze durch Kalksinter zu einer festen Masse verkittet. Das Renntier lieferte bei weitem den größten Teil der Nahrung; es muß in Mittelfrankreich in großen Herden gelebt haben, und zwar wild, da dort wie an der Schussenquelle jede Spur des Hundes fehlt.



Harpunen aus Renntiergeweih, von La Madelaine. 1/4 natürlicher Größe.

Mitten in dieser Fülle von Kulturresten wurden die Forscher überrascht durch wahre Kunstgegenstände aus der Hand des Diluvialmenschen, zum Beweise, daß sich sein

Denken über seine Umgebung bis zur Fähigkeit der Nachbildung des Gesehenen in Zeichnung und Modellierung erhoben hatte.

Die ersten derartigen Objekte wurden in den Höhlen des Périgord gefunden (s. die Abbildungen S. 50 und 51). Es sind einerseits auf Steinen oder Renntierknochen oder Geweihstücken eingeritzte, großenteils sehr naive, zum Teil aber doch wirklich lebensvolle Zeichnungen, meist Tiere, selten auch Menschen darstellend; anderseits aus Renntiergeweihstücken, Knochen oder Zähnen plastisch geschnitzte Nachbildungen. Solche Gravierungen, z. B. Abbildung des Mammuts (s. die untenstehende Abbildung), fanden sich auch auf Elfenbeinstücken, aus denen sich auch plastische Darstellungen, auch nakte weibliche Statuetten erhalten haben. Auf einem zylindrischen Stück Renntiergeweih unter den Höhlenausgrabungen der Dordogne zeigt sich die Darstellung eines Fisches, auf dem Schaufelstück eines Renntierhorns Kopf und Brust eines steinbockähnlichen Tieres; Abbildungen von Pferden (s. die oberen Abbildungen S. 51) geben die aufgesträubte Mähne, den ungepflegten Schwanz und den unverhältnismäßig großen Kopf des großköpfigen diluvialen Wildpferdes treu wieder. Unter den plastischen Darstellungen steht an Schönheit obenan ein geschnitzter Griff eines langen, wohlerhaltenen Dolches aus Renntiergeweih, ein erlegtes, eben zusammenbrechendes junges Renntier stilisiert und doch lebensvoll darstellend und in der Form vollkommen dem Bedürfnis eines Handgriffs angepaßt. Ein anderer Handgriff zeigt den Kopf eines Moschusochsen; eine Doppeldarstellung hat auf der einen Seite ein Reh-, auf der anderen Seite ein Hasenköpfchen mit seitlich gelegten Ohren. Gravierungen auf Stein, Renntierknochen und Geweihstücken fanden sich, zum Teil sicher in ihrer Echtheit beglaubigt, auch in dem Keßler-Loch und in der Renntierschicht am Schweizerbild, beide bei Schaffhausen.

Pfeilspitze von Gorge d'Enfer. 1/4 natürl. Gr.

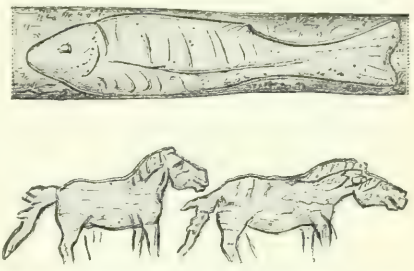
Am wichtigsten unter diesen Stücken sind solche Darstellungen, welche die **Wiedergabe eines historischen Vorgangs** (s. die untere Abbildung S. 51) anstreben. Eine derartige Abbildung stellt eine Gruppe dar, bestehend aus zwei Pferdeköpfen und einer anscheinend nackten menschlichen Figur, die in der Rechten einen langen Stab oder Speer trägt und neben einem sich fast schlangenartig niederbeugenden, sich auf diese Weise der Raumbeschränkung anpassenden Baum steht, dessen durch parallele Striche angedeutete Äste eine Fichte oder Tanne erkennen lassen. An den Baum schließt sich ein System senkrechter und horizontaler Striche an, die eine Art von Flechtwerk, einer Hürde ähnlich, wiederzugeben scheinen. Auf der anderen Seite desselben zylindrischen Stückes stehen zwei Wisentköpfe. Zweifellos erzählt dieses Bild eine Geschichte, es ist **Bilderschrift** ganz im Sinne der Bilderschrift nordamerikanischer Indianer. Unser Bild läßt schon den Übergang zu abgekürzter Bilderschrift erkennen: für die ganzen Tiere, Pferde und Büffel, werden nur die Köpfe dargestellt. Die Botenstöcke der Australier zeigen gewisse Ähnlichkeiten; Bastian hat sie mit Recht als Anfänge einer Schrift bezeichnet. In der Höhle von Mas d'Azil, nach der die letzte Stufe des Jungpaläolithikums, nach dem Verschwinden der Diluvialtiere, die **Hirschperiode** genannt wird, fanden sich mit eigentümlichen schriftartigen Zeichen in roter Farbe bemalte Kiesel. Aber auch fortgeschrittene wahre Kunsterzeugnisse haben sich aus der Renntierperiode in den **Höhlengravierungen und Höhlenmalereien** gefunden, mit denen die Wände vieler Höhlen, namentlich an den gebirgigen Grenzgegenden zwischen Frankreich und Spanien, in zum Teil wunderbar realistischen Darstellungen dekoriert sind. Die Darstellungen wurden teils als Umrißgravierungen ausgeführt, entsprechend den Darstellungen auf Steinplatten oder Knochen, oder die von den gravierten Umrissen oder nur von Farblinien umgebenen Flächen wurden mit schwarzer, brauner, roter, gelber Farbe möglichst naturgetreu bemalt; viele machen einen geradezu plastischen Eindruck. Darstellungen von Menschen fehlen fast ganz, dargestellt werden aber alle Jagdtiere: Bison, Wildpferd,

Gravierung eines Mammuts auf Mammutzahn, aus der Madelaine. Naturgeschichtliches Museum zu Paris.

Renntier, Fuchs, die großen Raubtiere und viele andere. Besonders wertvoll sind die Abbildungen des Mammuts (s. die Abbildung S. 32) mit seiner starken, Bauchfransen bildenden Behaarung, die wir erst durch die neuesten sibirischen Mammutleichenfunde kennen gelernt haben.

Wenn wir die Funde richtig deuten, so rücken diese mit dem „Kerbholz" aus dem Fund in der Schussenquelle und dem „Botenstock" aus den Höhlen der Dordogne und den bemalten Kieseln die Zählkunst und die Anfänge der Schrift sowie die ausgesprochensten Kunstregungen mit den anderen Elementen primitiver Kultur bis in die Diluvialzeit zurück.

„Aber noch war keines der Tiere, dessen Skelettreste in den diluvialen Schichten liegen, zum Dienste des Menschen gezähmt" (O. Fraas). Der Mensch stand vielmehr allen feindlich gegenüber und wußte sie nur zu töten, um sein Leben mit ihrem Fleisch, Blut und Knochenmark zu fristen. Es war weniger die physische Stärke, die dem Menschen im Kampf um seine Existenz half; denn mit wenig Ausnahmen sind die erlegten Tiere dem Menschen an Kraft so sehr überlegen, daß es selbst mit Hilfe von Pulver und Blei nicht leicht ist, Elefant, Nashorn, Grislybär und Wisent zu erlegen oder das flüchtige Renntier und Pferd zu erjagen. Es galt hier mit geistiger Überlegenheit die unbewachten Augenblicke des Tieres auszukundschaften, es zu überraschen oder in Schlingen und Gruben zu Fall zu bringen. Um so bewunderungswerter steht der Wilde der europäischen Diluvialzeit vor unserem Geiste; „sehen wir doch, daß er zu den ersten gehört hat, die im harten Kampf mit dem Leben die Übung des menschlichen Geistes trieben und eben damit den Grund legten zu jeder späteren Entwickelung im Sinne des kulturellen Fortschritts." Und mitten in diesem ärmlichen Leben konnte sich schon ein Sinn für die künstlerischen Freuden und Verschönerungen des Daseins entwickeln, wie die erwähnten zierlich geschnitzten und dekorierten Waffen und Geräte, die Gravierungen und jene wunderbaren Höhlenwand-Dekorationen beweisen; es hatte sich schon ein Sinn für das Naturschöne ausgebildet und die Fähigkeit, dasselbe nachzuahmen.



Gravierungen auf Renntierknochen, aus den Höhlen der Dordogne.

Gravierung auf Renntierknochen.

Die Knochennadeln mit Öhr, die feinen Ahlen beweisen die Kunst des Nähens; die zahlreichen Schaber aus Feuerstein oder Knochen lehren, daß der Diluvialmensch die Felle für Bekleidungszwecke bearbeitete, und zwar nach der noch heute bei den Eskimos und nördlichsten Indianern geübten Methode. Man verstand es, Schnüre zu drehen, deren Eindrücke und Kerben an den Knochen- und Geweihgeräten auffallen; Fadenverschnürungen wurden auch als primitive ornamentale Verzierung an Waffen und Geräten abgebildet. Die Töpferei war dem Diluvialmenschen unbekannt. Auch noch heute ist ja die Herstellung von Topfgeschirren kein allgemein empfundenes Bedürfnis der Menschheit. Der Schlauch aus dem im ganzen ohne Naht abgestreiften, gleichsam übergestülpten Fell kleinerer Tiere ersetzt die Mehrzahl der größeren Gefäße; anderseits lassen sich Flüssigkeiten auch in einem dicht geflochtenen Korb einige Zeit halten. Die Flechttechnik war dem Diluvialmenschen

bekannt. Dafür sprechen jene Ornamente an Waffen und Geräten, auch die Flechtnadel aus dem Funde der Schussenquelle und ebenso das auf dem ebenerwähnten „Botenstock" dargestellte Hürdengeflecht, das wohl, wie die ähnliche Strichzeichnung auf der Gravierung: Weib und Rentier, und gewisse lineare Höhlenmalereien eine aus Ästen und Zweigen geflochtene Hürde oder ein Sommerwohnhaus darstellen mag. Zu diesem vorwiegend auf die Bekanntschaft mit zweckmäßigen Waffen und Geräten begründeten Kulturbesitze kommt dann noch die Kunst, durch Zeichnen und Schnitzen Naturobjekte darzustellen. Daraus ergibt sich der Versuch, historische Momente in abgekürzter bildlicher Darstellung festzuhalten zum Zweck der Mitteilung an andere: die Anfänge der Bilderschrift; das Kerbholz und später die bemalten Kiesel zeigen die Methode der Zahlendarstellung: meist nur je ein Strich, aber auch je zwei Striche durch eine Verbindungslinie zu einer höheren Zahleneinheit verbunden. Von Werken der Baukunst ist uns keine Spur hinterlassen, abgesehen von dem Zusammenlegen roher Steine zu Feuerstellen; eigentliche Grabbauten sind aus jener Periode der Vorzeit nicht aufgefunden worden, so sorgfältig und liebevoll man auch die Verstorbenen zu bestatten pflegte (s. unten).

c) Paläolithische Menschen der Gegenwart.

Der Kulturbesitz des Diluvialmenschen und sein ganzes Lebensverhalten stehen dem heutigen Menschengeschlecht nicht etwa als etwas Fremdes gegenüber: sie passen vollkommen in das Bild herein, das uns heute die Menschheit darstellt; nirgends tritt der Diluvialmensch aus diesem Rahmen heraus. Nichts würde einem europäischen Reisenden, der heute an der Grenze des ewigen Eises, in der Richtung gegen den Nord- oder gegen den Südpol unserer Weltkugel, auf Diluvialmenschen stoßen würde, ganz außergewöhnlich und ohne Analogie vorkommen; ja es wäre möglich, durch Bilderschrift sich mit ihnen zu verständigen und mittels des Kerbholzes Handelsgeschäfte mit ihnen zu treiben.

Die Art der Lebensführung des Menschen wird jenseits der Grenzen höherer Kultur, namentlich in extremen klimatischen Verhältnissen, fast ausschließlich durch die äußere Umgebung und die Möglichkeit des Nahrungserwerbes bestimmt. Die Eskimos, die, wie einst der Diluvialmensch Mitteleuropas, an den Grenzen des ewigen Eises mit den dorthin ausgewanderten Diluvialtieren: Renntier, Moschusochse, Bär, Eisfuchs usw., leben, sind ebenso wie jene, da Getreidebau und Halten von Haustierherden, abgesehen vom Hund, sich von selbst verbieten, auf die Jagd, den Fischfang und auf fast reinen Fleisch- und Fettgenuß angewiesen. Ihre Küchenabfälle sehen denen aus dem Diluvium ähnlich. Vor der Bekanntschaft mit den Kulturfortschritten des modernen Europa benutzten sie, wie noch heute zum Teil aus Vorliebe oder infolge religiöser Vorstellungen, Stein und Knochen neben Treibholz zur Herstellung ihrer Waffen und Geräte; ihr Bindemittel waren aus Tiersehnen gedrehte Fäden, mit denen sie ihre Kleider nähten und ihre Harpunen und Pfeile befestigten, die in der Form jenen des Diluvialmenschen ähneln. Sie kannten ebensowenig wie dieser die Kunst des Spinnens und Webens: ihre Kleider waren aus Fellen der Jagdtiere hergestellt; Töpfe waren ihnen unbekannt und unnötig. Der Nordpolreisende Kane beschreibt das Inventar einer von ihm besichtigten Eskimohütte: „Eine Schale aus Seehundsfell zum Sammeln und Aufbewahren des Wassers; das Schulterblatt eines Walrosses, welches als Lampe diente; ein flacher Stein, um dieselbe zu stützen; ein zweiter großer, dünner, glatter Stein, um den zum Trinkwasser schmelzenden Schnee daraufzulegen; eine Lanzenspitze mit einem langen Band aus Walroßschnur; ein Kleidergehänge und die aus Fellen

hergestellten Kleidungsstücke der Leute selbst umfassen die gesamten irdischen Güter dieser Familie." Aber die Walroßschnur zeigt ein hübsches Flechtornament, die Kleidungsstücke sind zierlich ausgenäht, nach der Mode der Polarmenschen schön und zweckmäßig. Die Felle sind gegerbt mit Hilfe eines steinernen Schabers, dessen vollkommenes Gegenstück jede Ausgrabung in Fundschichten des Diluvialmenschen in zahlreichen Exemplaren liefert; die Nadeln sind aus Knochen. Dabei zeigen die Eskimos ebenso Lust an figürlichen und zeichnerischen Darstellungen, am Gravieren und Schnitzen; auf Platten jeder Art, z. B. Treibholztäfelchen, oder auf Knochen machen sie ihre Gravierungen, die wie bei dem Diluvialmenschen nicht nur einzelne der Jagdtiere, sondern auch historische Szenen mit dem Menschen im Sinne der Bilderschrift darstellen.

Die Feuerländer an den Gletschern der Südhemisphäre verhalten sich sehr ähnlich, nur erscheinen sie einerseits noch ärmlicher, und ihr Kunstsinn ist, wie es scheint, weniger entwickelt. Töpfe fehlen auch ihnen; ihre Waffen und Geräte entsprechen zum Teil denen aus den Diluvialschichten der französischen Höhlen.

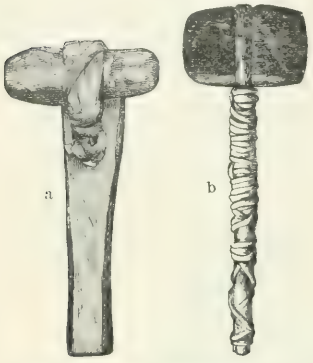
Von Buschmännern und Australiern sind Wanddekorationen und Malereien bekannt, die sich mit den diluvialen Höhlenmalereien direkt vergleichen lassen.

Feuersteingeräte der Tasmanier.

Auch unter anderen klimatischen Verhältnissen können sich übrigens ganz ähnliche Kulturen ausbilden. Edward Burnett Tylor hat es unternommen, den Beweis zu führen, daß die kulturellen Zustände vieler heute lebender primitiver Völker getreu die Verhältnisse der steinzeitlichen, speziell paläolithischen (diluvialen) Menschen widerspiegeln. Er hat festgestellt, daß die Steinwerkzeuge der Tasmanier, von denen ihm eine Sammlung von gegen 150 Stücken zur Vergleichung zu Gebote stand, paläolithischen Charakter zeigen (s. die nebenstehenden Abbildungen). Es sind kräftige Steinspäne, auf einer Seite flach mit Schlagmarke, auf der anderen mit erhabener Mittelkante roh in Speerspitzenform zugearbeitet (Moustiertypus). Das Material, aus dem die tasmanischen Steingeräte bestehen, ist teils ein relativ wenig harter, tonartiger Stein, teils Kiesel oder Quarzit. Keines dieser Werkzeuge zeigt Spuren von Schliff: alle sind, wie die Stücke aus dem Diluvium, einfache, scharfkantige Steine, deren Rand durch Bearbeitung mit einem zweiten Stein scharf zugehauen ist. Diese Steingeräte könnten als Steinbeile in Griffe eingesetzt gewesen sein, ähnlich wie die auf S. 54 oben dargestellten Instrumente; sicher ist bekannt, daß sie beim Gebrauch auch ohne Heft einfach mit der Hand, z. B. zwischen Daumen und Zeigefinger beim Abbalgen des Känguruhs, gefaßt wurden. Noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. repräsentierten die Tasmanier ein Volk, das kulturell die paläolithische Stufe nicht überschritten hatte. Die ersten weiteren Kulturfortschritte wurden ihnen von einwandernden Australiern gebracht, die hier als Kulturträger auftraten.

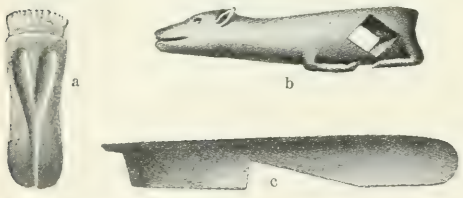
Man hat oft die Hoffnung ausgesprochen, es möchte einst, eingefroren im Steineis Nordsibiriens, die Leiche eines Menschen aus dem Diluvium, eines Zeitgenossen des Mammuts mit dem Wollpelz und des wollhaarigen Rhinozeros, gefunden werden. Wir stellen die Frage: würden wir eine solche Leiche mit Sicherheit als einen Eiszeitmenschen erkennen? Die Fundstelle selbst im Steineis neben den Leichen der ausgestorbenen Diluvialtiere beweist an sich noch nichts. Wir kennen die Spaltenbildungen im Inlandeis ebenso wie in den alpinen Gletschern; neue Spalten entstehen gleichsam unter unseren Augen, und die Zahl der Eiswanderer, die in solchen Spalten auf immer verschwinden und darin wie jene Tierleichen konserviert werden, ist keineswegs gering. Auch in den

Alpen wird nur ein Teil der in Gletscherspalten Abgestürzten lebend oder tot daraus wieder hervorgezogen, und wie selten mag eine Bergung aus den Spalten des Polareises sein! Die ins Eis eingeschlossene Leiche eines Polarforschers, der aus den Kulturländern in die Gegenden des ewigen Eises vorgedrungen wäre, würde zwar nicht seine Pelzkleidung, die dem arktischen Klima angepaßt sein wird, wohl aber zahlreicher kleiner Kulturbesitz: Uhr, Taschenmesser, Schnallen und Knöpfe usw., als einen Kulturmenschen verraten; aber die Leiche eines Eskimos, die vor der Bekanntschaft mit der modernen Kultur dort eingefroren ist, würde keine ausschlaggebenden Charaktere zeigen, die ihn von dem Eiszeitmenschen mit Sicherheit unterscheiden lassen, sicher nicht die Steingeräte, da gerade dieser Teil primitiven Kulturbesitzes bei beiden so gut wie identisch ist.



a Steinschlägel der Eskimo; nach John Murdock. b Axt der Zuñi, Nordamerika; nach W. H. Holmes. Vgl. Text S. 53.

Man hat vielfach geglaubt, schon ein entscheidendes Kriterium für die Periode zu besitzen, wenn sich nachweisen ließ, daß *frisches Mammutelfenbein* in der betreffenden Zeit zur Herstellung von Geräten und Waffen oder Schmucksachen und künstlerischen Darstellungen, Zeichnungen und Schnitzereien, verwendet wurde. Zweifellos hat der Diluvialmensch, wenn es ihm gelang, ein Mammut zu erlegen, die Zähne für seine Zwecke benutzt. An der Grenze des ewigen Eises, wo wir einen eingefrorenen Diluvialmenschen jetzt allein finden könnten, würde aber aus Gegenständen von Mammutelfenbein im Besitz einer Leiche kein Schluß auf deren hohes Alter gestattet sein. Denn die vielen Mammutzähne, die seit Menschengedenken in Nordsibirien, auf den Neusibirischen Inseln und an anderen Orten gefunden und benutzt wurden, sind völlig frisch und werden auch in der Technik der Kulturländer ganz wie frisches Elfenbein verwendet. Unter dem Namen Mammut bilden die von Elfenbeinsuchern (= Mammutjägern) ausgegrabenen fossilen Stoßzähne einen wichtigen Handelsartikel. Nach Middendorf sollen seit 200 Jahren mehr als 100 Paar Stoßzähne aus Sibirien jährlich auf den Markt gebracht werden; der Boden der Bären- und Ljachowinseln ist förmlich mit Mammutknochen erfüllt; sowie das Eis durch die Sonne an den Küsten auftaut, entdeckt man Mammutknochen in Menge. Eine beträchtliche Anzahl unserer modernsten Elfenbeinarbeiten ist aus solchem fossilen Mammutelfenbein hergestellt, und kein Auge eines Forschers könnte aus dem benutzten Elfenbeinstück selbst nachweisen, ob dasselbe sofort nach dem Tode des Tieres oder erst lange Jahrtausende nachher aus den im Eise konservierten Zähnen geschnitzt ist. Dazu kommt, daß die Nordasiaten noch heutzutage es lieben, aus Mammutelfenbein Hefte ihrer Steingeräte und anderes, namentlich aber kleine Kunstwerke, Schnitzereien, herzustellen, die jenen in den diluvialen Höhlen gefundenen außerordentlich ähneln. Von Alaska-Eskimos hat Jakobsen viele derartige Stücke aus Stein, Mammutelfenbein und Renntierhorn mitgebracht (s. die obenstehenden Abbildungen a, b und c); die Samojeden pflegten seit den ältesten Zeiten aus Mammutelfenbein Löffel und allerhand Geräte zu schnitzen. Ja sie benutzen die Haut der im gefrorenen Boden konservierten Mammutleichen als Leder zur Bespannung für ihre Hunde und Renntiere, das Fett zum Schmieren, und mit dem Fleisch füttern sie ihre Hunde.



Knochen- und Steingeräte der Alaska-Eskimos. a Schaber mit Griff; b Pfeilstrecker; c knöcherne Nadel zum Netzstricken.

Niemand wird es einfallen, einen heutigen Stutzer, dessen Stock als Krücke mit dem Schnitzbild eines nackten Weibes aus Mammutelfenbein geschmückt ist, selbst oder doch wenigstens sein mitgeführtes Kunstwerk der Mammutzeit zuzuweisen. Auch jene alten aus Mammutelfenbein hergestellten Gegenstände und Abbildungen beweisen für sich allein, wenn nicht strikte geologisch-paläontologische Ergebnisse hinzukommen, nur, daß letzteres bei seiner Verarbeitung noch frisch war.

d) Körperliche Reste des Diluvialmenschen.

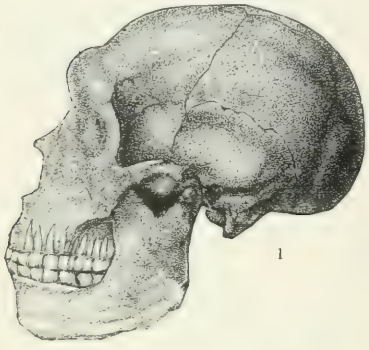
Für die Entscheidung, ob eine im Steineis eingefrorene Leiche einem Diluvialmenschen angehört habe, würde auch die Untersuchung der Leiche selbst, ihres Schädels, ihrer Knochen und Weichteile nicht ausreichen. Denn die Mehrzahl aller bisher bekanntgewordenen, von den berufensten Paläontologen, Geologen und Anthropologen dem Diluvialmenschen zugeschriebenen Schädel und Knochen unterscheiden sich nicht von denen der heutigen Menschen.

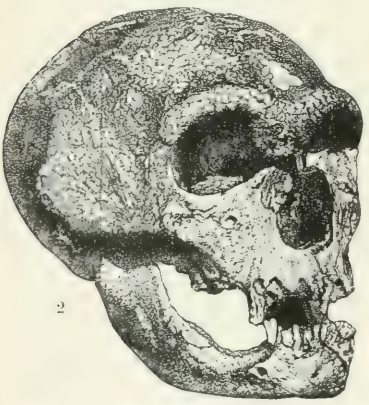
Die im wesentlichen ablehnende Haltung, die dieser wichtigen Frage gegenüber die exakte Wissenschaft bis vor wenigen Jahren eingenommen hat, charakterisiert die Darstellung des damals berühmtesten Geologen und Paläontologen (v. Zittel): „Im Verhältnis zu der großen Masse von Werkzeugen gehören Überreste des diluvialen Menschen selbst zu den größten Seltenheiten. Das Alter der vielbesprochenen Schädel aus den Höhlen von Paviland in Glamorganshire, von Engis, Engihoul und Spy bei Lüttich, von Gendron an der Lesse, aus der Gaillenreuther Höhle, aus den Höhlen von Aurignac, Cro-Magnon, Bruniquel, Lombrive, Cavillon bei Mentone, Grotta dei Colombi auf Palmaria ist zweifelhaft; der Schädel aus Kannstatt stammt sicher, wie die Skelette von Grenelle und Clichy bei Paris, aus später Zeit; die Extremitätenknochen aus dem Löß von Lahr sind verloren, die Skelette aus dem vulkanischen Tuff von Denise bei Le Puy von zweifelhaftem Alter, ebenso der Schädel von Brüx in Böhmen; das diluviale Alter des berühmten Schädelfragmentes aus dem Neandertale mit seinen starken Augenbrauenwulsten ist nicht im mindesten erwiesen. Auch der Unterkiefer von Moulin-Quignon bei Abbeville wurde von Arbeitern betrügerischerweise untergeschoben. Als diluviale Menschenreste von verlässigem Alter bleiben eigentlich nur ein Schädel von Olmo bei Chiana in Toskana, ein Schädel von Egisheim im Elsaß, ein Unterkiefer aus der Höhle von Naulette bei Furfooz in Belgien und ein Kieferfragment aus der Schipkahöhle in Mähren übrig. Dieses Material genügt nicht zu einer Rassenbestimmung; allein sämtliche Menschenreste von verlässigem Alter aus dem Diluvium von Europa stimmen wie alle in Höhlen gefundenen Schädel nach Größe, Form und Kapazität mit dem Homo sapiens überein und sind durchaus wohlgebildet. Sie füllen in keiner Weise die Kluft zwischen Menschen und Affen aus. In Nordamerika machte einige Zeit ein von Whitney aus dem oberpliozänen ‚auriferous gravel' von Calaveras in Kalifornien beschriebener Schädel großes Aufsehen; nach Mortillet handelt es sich hier um einen von Arbeitern in den Boden gegrabenen modernen Indianerschädel. Mehr Vertrauen verdienen die Funde aus Südamerika. Schon Lunel hatte in brasilischen Knochenhöhlen menschliche Schädel, vermischt mit ausgestorbenen und rezenten Säugetieren, aufgefunden; ebenso kommen im obersten Diluvium (Plata- und Querandische Stufe) von Argentinien Feuersteinwerkzeuge und menschliche Schädel von dolichokephaler Beschaffenheit vor. Aber auch in der Pampasformation von Argentinien sind mehrfach aufgespaltene, bearbeitete und angebrannte Röhrenknochen und Kiefer vom Hirsch, Glyptodon, Mastodon und Toxodon mit Feuersteinwerkzeugen von paläolithischem Gepräge sowie Schädel und ganze Skelette vom Menschen gefunden worden. Bei Arrecifes lag ein Menschenskelett unter einem Glyptodonpanzer. Die fossilen Menschenschädel aus Südamerika haben kein einheitliches Gepräge; die einen sind dolichokephal und erinnern an die noch jetzt in Südamerika lebenden Indianer, andere haben brachykephale Form. Ein Skelett besaß 18 (statt 17) Rumpfwirbel und zeigte eine Durchbohrung des Brustbeins."

Erst in den letzten Jahren hat sich unter Einwirkung der französischen Schule die wissenschaftliche Stimmung gegenüber den körperlichen Resten des Menschen, die dem Diluvium zugeschrieben werden, geändert. Die archäologischen Typen der einzelnen Stufen des Alt- und Jungpaläolithikums erscheinen so scharf charakterisiert, daß man sie in Frankreich und neuerdings ziemlich überall im Gebiete der paläolithischen Kultur unbedenklich an Stelle paläontologischer Leitfossilien für die Bestimmung des relativen Alters einer Schicht und ihrer Einschlüsse verwendet. Dadurch werden Schichtungen in Höhlen und im geschichteten Diluvium archäologisch noch einer relativen Altersbestimmung zugänglich, die geologisch in letzterer Hinsicht unbestimmbar bleiben würden.

Es werden jetzt als diluviale Menschenrassen für Frankreich und Mitteleuropa zwei unterschieden, welche beide schon seit lange bekannt, aber in ihrer diluvialen Stellung angezweifelt waren. Die verbreitetste dieser Rassen ist die Cro-Magnon-Rasse, die nach

einem schon 1868 gemachten Skelettfund in der Cro-Magnon-Grotte benannt worden ist. G. de Mortillet hatte das diluviale Alter entschieden bekämpft. Inzwischen sind nun aber eine ganze Anzahl neuer Funde von Skeletten der gleichen Rasse unter Umständen ans Licht getreten, die einen Zweifel an ihrer geologischen Stellung nicht mehr zulassen. Ebenfalls wie der erste Fund im Vézèretal wurden unter dem Felsendach bei Langerie Basse, dann im Departement Dordogne bei La Chancelade und in den Grimaldi-Grotten an der französischen Riviera, schließlich neuerdings in der Nähe von Montferrand du Perigord, auch wieder im Departement Dordogne, menschliche Skelette gefunden und auf das sorgfältigste gehoben, die dem Cro-Magnon-Typus angehören und nach den Beigaben aus dem Diluvium, und zwar aus der Renntierperiode, stammen. Dieser Gruppe möchte ich auch die Schädel von Engis und eine Anzahl anderer, zeitlich weniger sicher bestimmter somatischer Funde angliedern. Die zweite diluviale Hauptrasse hat ihren Namen nach dem schon aus dem Jahre 1856 stammenden berühmten, früher gewissermaßen berüchtigten, Skelettfund im Neandertale bei Düsseldorf erhalten: Neandertalrasse (s. die nebenstehenden Abbildungen). Solange es sich um einen vereinzelten Fund handelte, blieb, da die geologische Lagerung des Skelettes unbestimmbar war, sein diluviales Alter unsicher. Nun haben sich eine Reihe neuer Funde ergeben, die, archäologisch und geologisch gut bestimmt, diesem charakteristischen Typus seine Stellung im Diluvium sichern. Zuerst schlossen sich an: die Funde in der Grotte bei Spy in Belgien, dann jene am Krapinabach in Kroatien, wozu sich ganz neuerdings die Skelettfunde in einer Grotte von Le Moustier im Vézèretal, dann in der Nähe von La Chapelle-aux-Saints, Departement Corrèze, und zuletzt bei La Ferrassie, Departement Dordogne, gesellen. Besonderes Interesse brachte man auch dem 1909 von H. Klaatsch und O. Hauser gehobenen, der Cro-Magnon-Rasse zuzuzählenden Schädel aus der Aurignackulturschicht (s. die Abbildungen S. 57) entgegen.



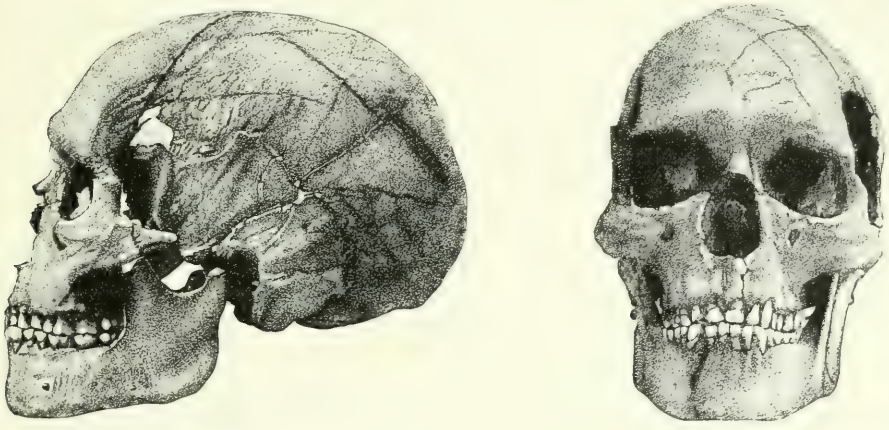


Schädel der Neandertalrasse. 1 Vom Neandertal (Rekonstruktion von H. Klaatsch), 2 von La Chapelle aux-Saints (Corrèze).

Der Cro-Magnon-Schädel reiht sich vollkommen unter die Schädelformen moderner Europäer ein. Der schmale, lange Hirnschädel ist elegant und hochgewölbt, die Augenbrauenbogen sind relativ gering ausgebildet, die Stirn steigt annähernd senkrecht an, das Gesicht ist ziemlich niedrig und breit. Die Form erinnert in vielen Beziehungen an die vieler Schädel aus der Völkerwanderungsperiode. Das gilt auch für die Bildung des Unterkiefers mit schön vorspringendem Kinn. Die übrigen Skeletknochen lassen auf eine untersetzte, aber kräftige Körperbildung zum Teil mit ziemlich langem Rumpf und verhältnismäßig kurzen Extremitäten schließen. Durch diese an mongoloide Formen erinnernde Proportionsverhältnisse unterscheidet sich die Cro-Magnon-Rasse — und ebenso die Neandertalrasse, für die das eben Gesagte auch gilt — von zwei in jüngeren Diluvialschichten der Grimaldigrotten gefundenen Skeletten, die durch kurzen Rumpf und lange Extremitäten wie durch ihre Gesichtsbildung an die afrikanische schwarze Rasse erinnern und nun als besonderer diluvialer Typus, als Grimaldirasse, bezeichnet werden.

Die zweite Hauptrasse des mitteleuropäischen Diluvialmenschen zeigt sehr wesentliche Unterschiede von den heutigen europäischen Rassen. Auffallend sind zunächst die mächtig über den ganzen Oberrand der Augenhöhlen vortretenden Augenbrauenbogen, die wahre Wülste bilden, wie sich solche unter den modernen Rassen noch bei Australiern finden, dann die mehr oder weniger flache Schädelwölbung, die meist energisch fliehende Stirn. Die allgemeine Schädelform ist bei der Mehrzahl der Schädel lang (dolichokephal), dabei aber doch, wie auch das Schädeldach aus dem Neandertal, breit; im Krapinafund zeigt sich wahre Breitköpfigkeit (Brachykephalie) mit steiler ansteigender Stirn. Es ergeben sich sonach schon lokale Varietäten des Typus.

Von dem Gesichtsskelett waren aus dem Fund von Spy nur geringe Reste des Oberkiefers erhalten, die Zahnstellung ist orthognath), wenigstens nicht stärker prognath) vorgeschoben. Beim Schädel von La



Schädel von Combe-Chapelle aus der Aurignackulturschicht (Homo aurignacensis *Hauseri*) aus dem Departement Dordogne. Gehoben 12. September 1909 von H. Klaatsch (Original im Museum für Völkerkunde zu Berlin).

Chapelle-aux-Saints ist das Obergesicht relativ gut erhalten, und auch der Schädel von Le Moustier hat eine Rekonstruktion gestattet: das Gesicht erscheint danach ziemlich groß, die Augenhöhlen gerundet und weit, die Nase lang. Neben den kolossalen Augenbrauenwülsten ist aber das Charakteristischste dieses merkwürdigen Typus der massige Unterkiefer, dem ein vorspringendes Kinn mangelt. Ein solcher Unterkiefer war schon von Spy als der Neandertalform zugehörig bekannt, bei all den anderen dieser Rasse zugehörenden Schädeln hat sich die gleiche Unterkieferbildung gefunden, so daß nun auch das lange bekannte Unterkieferfragment aus der Höhle von La Naulette in Belgien hierher gerechnet werden darf. Hier möchte ich auch den neuesten Unterkieferfund von Mauer bei Heidelberg anreihen, der durch seine robuste Gestalt, gegen welche die gewissermaßen „zivilisiert" erscheinenden Zähne wunderlich kontrastieren, auffällt. Trotz dieser Abweichungen von dem heutigen europäischen Typus haben wir es bei der Neandertalrasse mit vollentwickelten Menschen zu tun, bezüglich der Gehirnmassen-Entwickelung stehen sie nicht nur weit über dem sonst die nächsten Ähnlichkeiten bietenden Australier, sondern auch über dem mittleren Europäer, das gilt auch für die große Breite der die Stirnlappen des Gehirns bergenden Schädelpartien.

Diese Funde haben nun noch weitere neue Beweise dafür erbracht, daß wir uns die europäischen Diluvialmenschen nicht als rohe, tierische Wilde denken dürfen: nicht nur bei der Cro-Magnon-Rasse, sondern speziell auch bei der Neandertal- und Grimaldi-Rasse ist rituelle Leichenbestattung festgestellt. Die Leichen wurden, ähnlich wie in den späteren prähistorischen Epochen, mit an den Leib angezogenen Knien, die Hände gegen das Gesicht erhoben oder die eine unter den Kopf gelegt auf der Seite, wie Schlafende, liegend bestattet. Den Leichen der Cro-Magnon-Rasse wurden zum Teil zahlreiche Schmucksachen, namentlich

viele Kaurimuscheln (Cypraea), die meist offenbar zu einer Kleidung gehörten, mitgegeben, aber auch dem Skelett von Le Moustier war ein schöner „Faustkeil" als Waffe, doch wahrscheinlich für die Jagdgründe der Geisterwelt, neben den linken Arm gelegt. Jedenfalls zeigt sich bei beiden diluvialen Rassen eine deutliche Sorgfalt, mit der sie ihre Toten bestatteten, zum Schutz vor wilden Tieren, aber doch wohl auch deswegen, weil sie sich in irgendeiner Form ein Leben nach dem Tode vorstellten.

Manches spricht dafür, daß die Neandertalrasse auf mitteleuropäischem Boden im allgemeinen älter ist als die Cro-Magnon-Rasse, aber beide haben doch zeitweilig nebeneinander gelebt. Der Heidelberger Unterkiefer, der die Kinnlosigkeit mit der Neandertalrasse gemein hat, erscheint besonders alt. Nach den an seiner Fundstelle vorkommenden Tierresten könnte er wohl an die Grenze zwischen Diluvium und Tertiär gesetzt werden, meist wird er dem mittleren Diluvium, der zweitletzten Interglazialzeit, zugewiesen. Damals lebte sonach, wenn der Fund richtig gedeutet ist, schon dieser relativ hochstehende Menschentypus in Zentraleuropa.

Die Cro-Magnon-Rasse dürfen wir als direkte Vorläufer eines wichtigen Teiles der historischen Bevölkerung Europas und der Mittelmeerküsten ansprechen. Auch die Neandertalrasse scheint aus ihren alten Wohnsitzen nicht spurlos verschwunden. Einige dem jüngeren Diluvium zugesprochene Schädel erscheinen nach der Meinung kompetenter Forscher als Mischformen zwischen den beiden Hauptrassen. Die niedrigen, vielfach starke Augenbrauenbogen, die sich nur gegen den Außenrand zu mehr oder weniger verflachen, zeigenden Schädel der Friesen sowie der modernen Franken, wie jener der Völkerwanderungszeit, dürfen wir wohl auch als Mischformen ansprechen. Die Kurzköpfigkeit, die im Krapinafund hervortritt, weist auf die brachykephale Schädelform hin, die heute in der Gegend des Fundes, wie auch sonst, namentlich in den Alpenländern, die herrschende ist. Für die charakteristische massig-gerundete Kinnbildung finden wir unter der heutigen Bevölkerung Europas kein vollwertiges Gegenstück, wenn auch individuell die Ausbildung des Kinnes beträchtliche Schwankungen von extremer Form bis zum fast vollkommenen Fehlen zeigt. Die massige Gestalt des Unterkiefers, die an rohe Australierschädel erinnert, erscheint durch Rassenmischung und Verfeinerung der materiellen Kultur verschwunden.

2. Die Paläontologie des neolithischen Menschen in Europa.

A. Die alluviale Steinzeit.

Ganz im Sinne der paläontologischen Schichtenbildung bildet das Diluvium die unterste, älteste Schicht für das Vorkommen des Menschen, vor allem bezeugt durch die Reste seiner primitiven Kultur. Diese älteste bis jetzt bekannt gewordene Kulturschicht geht im wesentlichen gleichartig weit über die Erde. Asien, Europa, Nordafrika, hier vor allem Ägypten, und Nordamerika, soweit die Eisbedeckung ihre Bewohnung zuließ, bilden für den paläolithischen Menschen ein zusammenhängendes Verbreitungsgebiet mit archäologisch gleichartigen Fundergebnissen. In diesen weiten Gebieten liegt der historischen Kultur als unterste, älteste prähistorische Schicht die gleichartige paläolithische Schicht zugrunde. Nach Südamerika drang in der Diluvialzeit, als in ein neues Gebiet, der paläolithische Mensch mit nordischen Diluvialtieren vor. Der paläolithische Mensch scheint in Australien sowie in Mittel- und Südafrika trotz der sich zahlreich findenden sehr altertümlich aussehenden

Steingeräte noch nicht sicher konstatiert zu sein. Um so wichtiger ist es, daß sich in Tasmanien paläolithische Kulturverhältnisse noch bis fast zur Mitte des 19. Jahrh. gefunden haben.

Die Paläontologie des Menschen hat von der ältesten, dem Diluvium angehörenden paläolithischen Schicht menschlicher Kultur bisher nur an einzelnen Stellen der Erde gute geologische Aufschlüsse erhalten, und nur in Tasmanien scheint bis in unsere Tage herein diese älteste Schicht frei, von anderen Kulturschichten noch unbedeckt, zutage getreten zu sein. Sonst zeigt sie sich überall von einer zweiten, viel mächtigeren jüngeren Kulturschicht überlagert, die sich, obwohl in fast zahllosen Fundorten aufgeschlossen, doch kaum weniger gleichartig als die paläolithische Schicht fast über die ganze Erde verbreitet. Man hat sie im Gegensatz zu der diluvialen ältesten Steinzeit, die wir als paläolithische Periode kennen gelernt haben, als alluviale jüngere Steinzeit oder als neolithische Periode bezeichnet.

In Deutschland und England gehörte es bis in die neueste Zeit herein zu den als feststehend angesprochenen Ergebnissen der Forschung, daß die paläolithische, diluviale, Periode von der neolithischen, alluvialen, durch einen weiten zeitlichen Zwischenraum unüberbrückt geschieden seien; man sprach von Jahrtausenden oder Hunderttausenden von Jahren, die beide Perioden trennen sollten. In Frankreich, dem klassischen Lande des Paläolithikums, haben nun die sorgfältigsten Untersuchungen und die dadurch ans Licht gebrachten überraschend reichen und beweisenden Fundergebnisse die so lange fehlenden Zwischenstufen zwischen den beiden Steinzeitkulturen festgestellt: der „Hiatus" existiert nicht, die oben angeführte Kulturstufe von Mas d'Azil und La Tourasse überbrückt die scheinbare Kluft. Archäologisch schließt sie sich noch an das jüngste Paläolithikum an, obwohl sich schon eine Reihe fortgeschrittener Kulturelemente eingestellt haben, geologisch und paläontologisch gehört sie aber nicht mehr zum Diluvium: die Eisbedeckung ist weit zurückgegangen, die Diluvialtiere, auch das Renntier, sind verschwunden, an ihre Stelle ist der Edelhirsch mit seinen heutigen Wildgenossen getreten. Es ist sehr wichtig, daß man nun auch in Dänemark (Maglemose auf der Insel Seeland) und Deutschland (neue Funde aus der Ofnethöhle) diese Übergangsstufe aufgefunden hat. Damit rückt die Möglichkeit, auch für die ausgehenden paläolithischen Kulturstufen eine Angliederung an die geschichtliche Entwickelung der Menschheit zu erreichen, wie das für die neolithische mehr und mehr gelingt, zum Teil, wie in Ägypten, schon tatsächlich gelungen ist, ins Bereich der Möglichkeit. Und schon wird von vortrefflichen Forschern die Ansicht vertreten, daß, während die Renntierperiode in Frankreich herrschte, in den Ländern der ältesten Kultur, in Ägypten und Kleinasien (Syrien), aber vielleicht auch in einem Teile der Apenninenhalbinsel schon die jüngere Steinzeit angebrochen war.

Auch die neolithische Periode kennt in ihrem ältesten Kulturbesitz die Bearbeitung der Metalle nicht; für Waffen und Geräte ist der Stein das ausschließliche Hartmaterial, aus dem Klingen verfertigt werden. Aber geologisch und paläontologisch sind beide Kulturschichten scharf getrennt. Es sind nicht diluviale, sondern alluviale Schichten, in denen die Reste der neolithischen Kultur abgelagert sind. Auch die Nachzügler der Diluvialfauna, die in der Nacheiszeit mit dem Renntiere die Genossen des mitteleuropäischen Menschen waren, sind verschwunden; ihre Reste fehlen in den Schichten, die uns in Menge Kultur- und Skelettreste des neolithischen Menschen liefern. Die Fauna hat sich auch sonst wesentlich verändert. Neben die schon im Diluvium verbreiteten heutigen Wald- und Jagdtiere, unter denen große Formen, wie Bison, Wisent und Elch mit Bär und Wolf, noch häufig vorkommen, treten unsere Zucht- und Haustiere in großer Zahl: Hund, Rind, Pferd, Ziege,

Schaf, Schwein. Die Menschen der neolithischen Periode lebten im wesentlichen unter denselben klimatischen Bedingungen wie die heutige Menschheit, in derselben tierischen und pflanzlichen Umgebung; sie trieben Jagd und Fischfang, züchteten Haustiere, trieben Ackerbau und Töpferei und verfertigten ihre Waffen und Geräte aus Stein, Knochen, Geweih und Zähnen der Jagd- und Zuchttiere.

Für Europa und einen großen Teil der übrigen Kontinente liegt diese zweite Kulturschicht des Menschengeschlechts noch in vorgeschichtlicher Tiefe. Aber in anderen ausgedehnten Teilen der Erde war bis weit in die Zeit der geschriebenen Geschichte herein die Schicht der neolithischen Kultur von anderen Kulturschichten noch nicht überlagert. Auch ein großer Teil Europas wurde noch von „geschichtslosen" Völkern der jüngeren Steinzeit bewohnt, als sich die alten Kulturländer Asiens und Afrikas und die Küsten des Mittelmeeres überall auf Grundlage der gleichen neolithischen Kulturanfänge mit der sich ausbreitenden Benutzung der Metalle schon zu jener höheren Kulturstufe erhoben hatten, die mit den historischen Schriftdenkmalen Ägyptens und Babyloniens die Grundlagen unserer heutigen Chronologie bilden.

Als jene Kulturvölker mit den entfernter wohnenden Nationen der Alten Welt in direkte Berührung traten, fanden sie diese zum Teil noch auf der Stufe der neolithischen Kultur; ganz entsprechend hatte bei der Besiedelung Amerikas durch die Europäer die überwiegende Mehrzahl der Eingeborenen die neolithische Stufe noch nicht überschritten, auf der die ärmlichsten Naturvölker Zentralbrasiliens noch heute stehen. Auch Australien und ein großer Teil der gesamten Inselwelt der Südsee hatten sich bei ihrer Entdeckung noch nicht über die neolithische, Tasmanien, wie gesagt, vielleicht noch nicht einmal über die paläolithische Stufe erhoben. Dort ragt zum Teil die Steinzeit in die ältere Gegenwart herein, ebenso im Hochnorden Asiens, wie in Grönland, und in den nördlichsten Teilen Amerikas, auch auf der Südspitze des neuen Kontinents, bei den Feuerländern.

An jenen Stellen der Erde, an denen sich, wie in den ältesten Kulturzentren, Ägypten und Babylonien, die Kultur autochthon zu höheren Stufen ausgebildet hat, liegen über der neolithischen Schicht Kulturschichten in regelmäßiger Folge gebreitet, in denen sich die Entwickelung des menschlichen Geistes in ihrem langsamen Fortschreiten ununterbrochen für lange Zeitfolgen erkennen läßt. Dort, wo durch äußere Einwirkungen, durch neu sich öffnende Handels- und Kulturbeziehungen, Kriege und Völkerwanderungen und ähnliches die eingesessene Bevölkerung auf der Stufe der neolithischen Kultur, etwa wie viele Indianer bei der Entdeckung Amerikas oder viele Südsee-Insulaner zur Zeit der großen Weltreisen, plötzlich die Produkte einer höheren Zivilisation erhielten, erscheint, wie bei so manchen geologischen Schichtungen, der Zusammenhang mit der Vorzeit katastrophenartig unterbrochen: der Fortschritt wird sprungartig gemacht, nicht im natürlichen langsamen Vorschreiten von einer Etappe zur anderen. Auf diese Weise kann aber aus den über der neolithischen Kulturschicht lagernden jüngeren Schichten an manchen Stellen mit voller Bestimmtheit die Zeit festgestellt werden, in der dort die Berührung der neolithischen mit der höheren Kultur stattgefunden hat. Damit wird ein chronologischer Anhalt im Sinne der beglaubigten Geschichte gewonnen, durch den für das betreffende Gebiet *das Ende der prähistorischen Epoche, und damit diese selbst, der geschriebenen Geschichte angereiht wird.* In Ägypten gehören die ältesten Dynastien noch der Steinzeit an, wir dürfen sie dort nicht mehr als prähistorisch bezeichnen.

Die Kulturschichten der Menschheit bilden von der neolithischen Epoche bis in die Gegenwart eine ununterbrochene Reihe und stehen auf der ganzen Erde in einem idealen

Zusammenhang. Aber abgesehen von Ägypten, erscheint nirgends auf der Welt die Schichtfolge ganz ungestört; kein anderer Punkt der Erdoberfläche zeigt ohne Unterbrechung alle einzeln aufeinanderfolgenden Schichten der Kulturentwickelung. Auch in den Ländern der ältesten Kultur folgt fast ausnahmslos auf eine zusammenhängende Reihe ungestörter Schichten ein Zeitpunkt, von dem an die Kulturbewegung nach anderen Orten übersiedelt.

Die Menschen der jüngeren Steinzeit sind die Ahnen der heutigen Kulturmenschen. Davon hatten Griechen und Römer wenigstens teilweise noch ein Bewußtsein; es war nicht vollkommen vergessen, daß die ältesten Waffen der Menschen nicht aus Metall, sondern aus Stein und noch geringerem Material bestanden. Die bearbeiteten Steine, die das Volk damals wie heute als Waffen der Gottheit, als Blitzsteine oder Donnerkeile, bezeichnete, erkannten schon die tiefer Blickenden als Waffen uralter Bewohner des Landes.

B. Die altneolithische Schicht. Die dänischen Muschelhaufen.

Paläontologisch ist die neolithische Kulturschicht, die Schicht der jüngeren oder alluvialen Steinzeit, überall auf der Erde gekennzeichnet durch die Einlagerung von körperlichen Überresten des Menschen und von Geräten und Waffen aus Stein zusammen mit Knochen von Haustieren und Resten von Kulturpflanzen in alluvialen Bildungen.

Die Form und Technik der Herstellung der Steinartefakte genügen zu einer Abgrenzung der paläolithischen und der neolithischen Schichten für sich allein nicht. Vielfach sind die vom Menschen bearbeiteten Steine aus der neolithischen Periode kaum weniger roh als die der paläolithischen Periode. Manche Formen der Feuersteingeräte: Messer, Schaber, Splitter, die rohesten Axtformen und Netzsenker und anderes, erscheinen in beiden Perioden nach Form und Technik fast identisch und blieben zum Teil durch alle prähistorischen und historischen Epochen bis zur Jetztzeit beinahe unverändert im Gebrauch; die Feuersteinscherben, die das Landvolk in Oberitalien und Südtirol noch heute zum Feuerschlagen benutzt, sind von paläolithischen Stücken nicht zu unterscheiden. Für die Altersbestimmung der Funde ist neben dem Fehlen der Reste spezifisch diluvialer, der alluvialen Fauna nicht angehörender Tierformen die Anwesenheit von Haustierknochen entscheidend. Erst in zweiter Linie kommt hinzu, daß alle geschliffenen und durchbohrten Steinartefakte der jüngeren, alluvialen, Steinzeit angehören: die Paläolithiker kannten die Kunst des Schleifens und Durchbohrens der Steingeräte nicht. Wo wir derartige feiner bearbeitete Steinsachen finden, haben wir daher zweifellos eine Fundstelle der jüngeren Steinzeit vor uns; fehlen solche charakteristische Stücke aber, so ist oft eine Entscheidung mit Sicherheit nicht zu treffen. In Höhlen und namentlich in Gräbern, die im diluvialen Höhlenboden angelegt wurden, sind beide Schichten oft genug vermengt. Solche Begräbnisse, durch welche die Leichen mit ihren sonst charakteristischen Beigaben in geologisch ältere Schichten eingebettet wurden, finden sich, wie schon oben hervorgehoben, sehr häufig; Knochen diluvialer Tiere und wohl auch Reste weit früherer Kulturschichten kommen dadurch nachbarlich neben die Knochen und sonstigen Reste von Menschen späterer Kulturperioden zu liegen. Infolge davon wird sonach auch die Bestimmung der geologischen Schicht, in der die Fundstücke lagern, für die Altersbestimmung unter Umständen wertlos, wenn nicht die Fundverhältnisse mit größter Exaktheit aufgenommen worden sind und namentlich die Frage entschieden ist, ob die Einlagerung der betreffenden Reste eine primäre oder eine nachweislich spätere ist.

Trotz dieser in der Natur der Verhältnisse liegenden Schwierigkeiten besitzt die Prähistorie geologische und paläontologische Altersbestimmungen neolithischer Funde von

nicht geringerer Zuverlässigkeit als jene, auf die der Nachweis des paläolithischen Menschen gestützt werden konnte. Die geologische und paläontologische Bestimmung der berühmten Küchenabfallhaufen an den Küsten Dänemarks steht namentlich durch das Verdienst von Worsaae, Steenstrup und Forchhammer an Sicherheit und wissenschaftlicher Benutzung aller Fundumstände den Entdeckungen des Eiszeitmenschen an der Schussenquelle durch O. Fraas nicht nach und ist damit einer der sichersten Marksteine in der ältesten Geschichte der Menschheit.

Steenstrup hat schon 1840 aus der Untersuchung deutlich geschichteter Moore nachweisen können, daß sich seit dem Abschmelzen der Gletscher die Vegetation und die Fauna Dänemarks und Südschwedens wesentlich und mehrfach geändert haben. Die Moore lagern auf glazialen, mit Geschiebeblöcken durchsetzten Lehm- und Sandschichten, in denen zuweilen Mammutüberreste gefunden worden sind. In diesem Ton unter den Mooren findet sich eine arktische Vegetation, ebenso auf dem tiefsten Grunde der seeländischen Waldmoore. Hier gibt es Zweige, Blätter und Blüten von hochnordischen Pflanzen, insbesondere von arktischen Weidenarten (Salix herbacea, S. polaris, S. reticulata) und Zwergbirke (Betula nana), daneben Dryas und Steinbrech (Saxifraga oppositifolia). Diese Schicht entspricht der Periode des Abschmelzens der Gletscher in der noch dem Diluvium zuzurechnenden postglazialen Zeit. Die auf diesem Untergrunde liegenden Moore zeigen in ihrer Schichtung jenen erwähnten mehrfachen Wechsel der Vegetation, der ein zunehmendes Milderwerden des dänischen Klimas beweist. Die zunächstunterste Schicht enthält Reste der Zitterpappel; etwas höher, die mächtigste Schicht bildend, folgen Fichten (Pinus silvestris, Föhre). Noch weiter nach oben finden sich in den Schichten zuerst Reste einer Eichenvegetation, dann Erlen und erst ganz an der Oberfläche Buchen, die heutzutage die prächtigen Wälder Dänemarks bilden. In der tiefsten Schicht dieser Waldmoore entdeckte man Renntierreste, ebenso das Skelett eines Auerochsen (Bos primigenius). Dem Wechsel der Vegetationen entspricht auch ein Wechsel in der Tierwelt. Der grönländische Seehund, der früher viel weiter südlich wohnte, ist gegen Nordnorwegen zurückgedrängt; das Renntier hat sich aus den mit Wald bestandenen Gebieten schon früher zurückgezogen; der große hochnordische Alk (Alca impennis) ist jetzt auch in Island, seinem letzten Zufluchtsort, ausgestorben, und der Auerhahn, der früher in Dänemark sehr häufig war, ist dort vollkommen verschwunden. Das erklärt sich daraus, daß der Auerhahn mit seiner Nahrung an die Fichte gebunden ist, von deren jungen Trieben er sich im Frühjahre hauptsächlich nährt. Seine Verbreitung fällt in Dänemark sonach in die Periode des Fichtenwaldes; mit dessen Verschwinden war auch für ihn der Aufenthalt in jenen Gegenden unmöglich geworden.

Die Schichten der Moore erzählen wie eine Chronik die Geschichte des Landes seit dem Ende der Diluvialzeit und bilden im geologischen Sinne eine Chronologie, die uns Aufschluß über die Zeit des ersten Auftretens des Menschen in Dänemark gibt.

In der Fichtenzeit begegnen wir Menschenspuren, und zwar Spuren des neolithischen Menschen. Man hat mit Feuer und mit Steininstrumenten bearbeitete Fichtenstämme gefunden; aber wichtiger ist es, daß jene Küchenabfallhaufen durch die in ihnen vorkommenden Tierknochen den Beweis erbracht haben, daß die Menschen der Steinzeit, die sie auftürmten, in der Fichtenzeit in Dänemark gelebt haben. Damit ist geologisch dieser Zeitpunkt festgelegt: einerseits im Verhältnis zum Diluvium, dessen letzte Ausläufer verschwunden waren, anderseits gegen die jüngeren und jüngsten alluvialen Schichten, in denen man Beweisstücke höherer, auf die Kenntnis der Metallbearbeitung begründeter Kulturen nachgewiesen hat.

Die Küchenabfallhaufen an den dänischen Küsten bezeichnen Orte längerdauernder Besiedelung mit mehr oder weniger zahlreichen Einzelwohnstätten. Das Inventar der Fundgegenstände eröffnet einen Blick in das Leben und Treiben jener alten Zeit. Die Haufen bestehen der Hauptsache nach aus Tausenden geöffneter Schalen von Austern, Herzmuscheln und anderen Muscheltieren, die heute noch gegessen werden, untermischt mit den Knochen von Reh, Hirsch, Auerochs, Wildschwein, Biber, Seehund und anderen. Auch Knochen von Fischen und Vögeln wurden bestimmt, unter letzteren die Knochen des wilden

Schwanes sowie des jetzt ausgestorbenen großen Alk und, was für die geologische Bestimmung des Alters dieser Kulturreste besonders wichtig ist, in großer Anzahl die Knochen vom Auerhahn. Haustiere fehlen, mit Ausnahme des Hundes, dessen Knochen aber ebenso aufgeschlagen, angebrannt und abgenagt sind wie die der Jagdtiere. Alles beweist, daß an den Stellen der Abfallhaufen einst ein Stamm von Fischern und Jägern wohnte, dessen Hauptnahrung aus Muscheltieren bestand, wie die um die Wohnstätten wallartig angehäuften Schalen ergeben. Beweise für Ackerbau und Viehzucht fehlen; nur der Hund wurde häufig gezüchtet, nicht nur als Jagdgenosse, sondern gleichzeitig als Fleischtier. Die zahlreichen Knochen des Auerhahns beweisen, daß die Abfallhaufen in der „Fichtenzeit" aufgehäuft worden sind.

Die in diesen dänischen Küchenabfallhaufen gefundenen Feuersteingeräte zeigen einen rohen, altertümlichen Charakter. Sie haben einfachere Formen als jene des vollentwickelten neolithischen Zeitalters und sind fast ausnahmslos ungeschliffen (s. die untenstehende Abbildung), wenn auch teilweise durch sorgfältige Absplitterung der Oberflächen und Schneiden feiner bearbeitet.

Ungeschliffene Feuersteinaxt der älteren Steinzeit, aus den Küchenabfallhaufen Dänemarks.

Der Kulturbesitz der alten dänischen Muschelesser der Steinzeit war trotz der primitiven Färbung nicht ganz niedrig und erhob sich in wesentlichen Stücken über die Kulturhöhe der Paläolithiker. Nicht nur hatten sie ein wahres Haustier, den Hund, gezähmt, sie machten und benutzten Tongeschirre zum Kochen und zur Aufbewahrung. Das Kochen erfolgte auf Herdanlagen. Sie verstanden es, Hirschhorn und Knochen gut zu bearbeiten; aus Hirschhorn fanden sich rund durchbohrte Hammerbeile. Aus Tierknochen wurden Pfeilspitzen, Pfriemen und Nadeln mit sorgfältiger Glättung der Spitzen hergestellt. Kleine Knochenkämme scheinen weniger zur Toilette als zum Zerteilen von Tiersehnen für die Fadenbereitung oder zum Fadenschlichten bei der Weberei gedient zu haben. Von eigentlichen Schmucksachen fanden sich durchbohrte Tierzähne. Die in den Abfallhaufen konstatierten Fischreste stammen von Scholle, Dorsch, Hering und Aal. Um aber diese Hochseefische zu fangen, mußten die Fischer auf die See hinausfahren, und das setzt den Besitz irgendwelcher Fahrzeuge voraus. Nicht nur die niedere, sondern auch die hohe Jagd wurde geübt. Die vorkommenden Tierknochen bestehen oft zu 90 Prozent aus solchen von großen Jagdtieren, namentlich Hirsch, Reh, Wildschwein. Auch so gefährliche Gegner wie Urochs, Bär, Wolf und Luchs wußte man zu erlegen, ferner Biber, Wildkatze und Seehund, Fischotter, Marder, Fuchs. Die zahlreich vorkommenden Scherben von Tongefäßen gehören teils zu großen, henkellosen, hafenartigen Gefäßen mit zugespitztem (s. die Abbildung S. 75) oder flachem Boden, teils zu kleinen, ovalen, unten abgerundeten Schalen. Alle Gefäße waren freihändig hergestellt aus grobem Lehm, dem kleine granitische Gesteinsfragmente eingeknetet sind; als Ornament zeigen sie in einzelnen Fällen am oberen Rand Einschnitte oder eingedrückte Vertiefungen, die meist mit dem Finger hergestellt sind.

Die hohe Bedeutung der dänischen Abfallhaufen für die allgemeine Geschichte der Menschheit beruht darauf, daß ihr Alter geologisch festgestellt ist, so daß sie als Ausgangspunkt für die Chronologie dienen können. Diese chronologische Festlegung eines Anfangsdatums verdankt die Urgeschichte unseres Geschlechts Steenstrup (1813—1897). Auf seinen Untersuchungen über die in den Muschelhaufen vorkommenden Tierarten im Vergleiche mit seinen Forschungen über die Schichten der Moore und des gesamten

Alluviums beruht die Möglichkeit, das höhere Alter der Muschelhaufen gegenüber der vollentwickelten nordischen Steinzeit festzustellen. Die Frage ist rein paläontologisch: in den Muschelhaufen finden sich Reste des Auerhahns, der nur in der Fichtenzeit in Dänemark vorkam und seitdem dort verschwunden ist: die Muschelhaufen, die Auerhahnknochen enthalten, gehören sonach in jene frühe Periode des Alluviums, in der sich die mächtige Fichtenschicht in jenen Mooren bildete. Fundstellen der Steinzeit, in denen die Auerhahnknochen fehlen, erscheinen sonach jünger als jene, in denen solche Knochen vorkommen.

Auch nach dem Verschwinden des Auerhahns lebten an den dänischen Küsten noch Muschelesser, die ganz ähnliche Haufen von Abfällen um ihre Wohnstätten ansammelten wie jene ältesten Bewohner der Nordlande. Aber nun deutet alles auf einen reicheren Kulturbesitz. Es finden sich unter den Knochen der Jagdtiere die Knochen von zahlreichen Haustieren, und auch deutliche Beweise einer fortgeschrittenen Technik der Steinbearbeitung fehlen nicht. Man hat in manchen Muschelhaufen vereinzelt Steingeräte feinerer Form, die wir sonach als *jüngere Formen* ansprechen dürfen, angetroffen. Auf Fünen hat man in einem Muschelhaufen, der im übrigen den ältesten glich, nur jüngere Formen von Altertümern gefunden, ebenso auf Jütland. Hier fanden sich geschliffene Steinbeile, Topfscherben mit den charakteristischen Ornamenten der vollentwickelten Steinzeit des Nordens und Knochen von Haustieren, von Schweinen, Schafen, Ziegen.

Es wäre daher irrig, wenn man eine zusammengehörige geologische Schicht der Küchenabfallhaufen als ältestes Stadium der nordischen neolithischen Periode konstatieren wollte. In jedem einzelnen Fall muß das Alter der Abfallhaufen erst durch anderweitige Kennzeichen festgestellt werden. Daß wir das können, ist das Verdienst von Steenstrup; auf seinen Entdeckungen beruht die Möglichkeit einer chronologischen *Epochengliederung* der neolithischen Periode Dänemarks in eine *ältere*, den ältesten Muschelhaufen der Fichtenzeit entsprechende, und in eine jüngere Epoche der *vollentwickelten* Steinzeit. Mit Ausnahme des Hundes gehören die Haustiere der letzteren Epoche an, ebenso die geschliffenen und feinbearbeiteten Steingeräte und die charakteristisch geformten, geschmackvoll ornamentierten Tongeschirre. Dazu treten noch eine Reihe anderer Beweisstücke einer weiter fortgeschrittenen Kultur. Die Abfallhaufen lassen uns diese Kulturentwickelung verfolgen und werden dadurch zu einem wichtigen Vergleichsmaterial für andere, zum Teil viel reichere Fundstellen der Steinzeit.

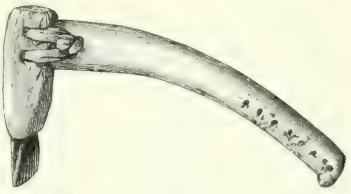
Ähnliche Haufen von Muscheln und anderen Speiseabfällen, wie jene eben beschriebenen dänischen, hat man in England, an den Küsten von Frankreich und Portugal, in Rußland, in Japan, an der Ost- und Westküste Amerikas gefunden; an der Südspitze Amerikas häufen die Feuerländer derartige Muschelhaufen noch heute auf. Die Abfallhaufen der einzelnen Länder gehören verschiedenen Zeiten an. Unter den französischen ergaben z. B. die Abfallhaufen bei Saint-Valery an der Mündung der Somme unter Muschelschalen, rohen Geschirrtrümmern und Feuersteingeräten Knochen von Haustieren, von Ziege, Pferd, Schaf und einer kleinen Rinderart. In einem englischen „Kehrichthaufen" fand W. Boyd Dawkins Knochenreste vom Hund, Fuchs, Dachs, Schwein, Reh, Edelhirsch, von der Ziege, einem kurzhörnigen Rind, Pferd und anderen Vierfüßern sowie vom Adler. Auch in Spanien zeigen die oberen Schichten der Abfallhaufen zahlreiche Säugetierknochen, während die unteren Schichten wie die dänischen aus Muscheln bestehen.

Der *nordischen* Altertumsforschung verdankt die Urgeschichte die wesentlichsten Vorarbeiten für eine geologische Bestimmung der jüngeren alluvialen, durch das Auftreten

der Zuchttiere gekennzeichneten Epochen. Der hohe europäische Norden bietet für diese Angliederung die günstigsten Verhältnisse. Er lag während der Eiszeit tief in Eis begraben und war für den Eiszeitmenschen unbewohnbar. Hier fehlt also die eiszeitliche paläolithische Schicht, und die Besiedelung des Landes erfolgte erst nach dem Abschmelzen der Gletscher in der alluvialen Periode. Hierdurch ist eine Verwechselung und Vermengung paläolithischer und neolithischer Kulturreste, die an anderen Orten der Untersuchung oft kaum überwindliche Hindernisse in den Weg legt, ausgeschlossen. Das Verdienst der nordischen Forscher ist es, dieses Verhältnis erkannt und für die Entwickelung der Wissenschaft verwertet zu haben.

C. Die vollentwickelte neolithische Epoche.

Die steinzeitlichen Bewohner des europäischen Nordens, von denen die Küchenabfallhaufen der dänischen Fichtenzeit erzählen, waren in ihrem Kulturbesitze dem paläolithischen Menschen für die äußerliche Beurteilung wenig überlegen. Weit deutlicher tritt uns das Übergewicht der neolithischen über die paläolithische Epoche entgegen, wenn wir nicht jene armselige Fischerbevölkerung, die als Pioniere der Besiedelung die dänischen Küsten erreichte, als Maßstab der Vergleichung nehmen, sondern die in sonnigeren Ländern vollentwickelte neolithische Kultur, deren Träger jenen Trappern auf dem Fuß folgten.



Axt der Eskimo aus Knochen und Stein. Nach J. Lubbock.

Neben Jagd und Fischfang lassen sich als erste Elemente neolithischer Kultur Viehzucht und Ackerbau nachweisen, an die sich Mehlbereitung und Kochen anreihen, als technische Künste vor allem die Schnitzkunst und die feine Bearbeitung des Steines, aus dem man Waffen und die verschiedenartigsten Werkzeuge herzustellen verstand, um damit Holz, Knochen, Hirschhorn und anderes zu bearbeiten. Die Klingen werden nicht mehr allein durch Zuschlagen und Absplittern, sondern vielfach durch Schleifen geschärft und in verschiedenen technisch vollendeten Formen hergestellt. Besonderen Wert legte man auf das Anbringen zweckentsprechender Handgriffe (s. die obenstehende Abbildung sowie die Abbildung auf S. 54 oben, b), für deren Befestigung Steingerät oder Waffe entweder künstlich durchbohrt, d. h. mit einem Stielloch, oder, wie namentlich in Amerika, mit Einkerbungen, Schaftrillen versehen wurde. Dazu kommen nun noch die Urkünste der Menschheit: die Kunst des Spinnens und Webens sowie die Töpferei. Namentlich in der letzteren bildet sich ein Verständnis für künstlerische Form und für Verzierung durch das Ornament aus. Das Ornament entfaltet sich zu einer Art symbolischer Schriftsprache, deren einstige Entzifferung die neuesten Entdeckungen über die ornamentale Symbolik der heutigen Naturvölker möglich erscheinen lassen. Wohnstättenfunde beweisen eine fortgeschrittene Kenntnis primitiver Baukunst; Schanzwerke und Grabhügel lehren uns die Prinzipien ihrer Erdbauten kennen, und die aus kolossalen Steinblöcken übereinander getürmten Bauten der Hünenbetten beweisen, daß die Baumeister jener Zeit im Transport und in dem sachgemäßen Aufschichten von Steinmassen den vielbewunderten ägyptischen Meistern wenig nachstanden. Die Leichenbestattungen, deren Zeremonien die geöffneten Gräber ergeben, gewähren einen Einblick in das geistige Leben jener Periode. Aus den Schädeln und Skeletten, die man aus den neolithischen Gräbern hob, hat die Wissenschaft das Bild der körperlichen Bildung der Neolithiker, die den Vergleich mit dem modernen Menschen in keiner Weise zu scheuen hat, zu rekonstruieren verstanden.

a) Die neolithischen Steingeräte.

In jener jüngeren Periode war es, wie einst in Frankreich schon während des Diluviums, im skandinavischen und deutschen Norden der Feuerstein, dessen Bearbeitung zu Geräten und Waffen die Kultur förderte. Die Untersuchung hat dort eine beträchtliche Anzahl verschiedener Formen von Feuersteingeräten kennen gelehrt, die teils nicht weniger roh als die paläolithischen Steinobjekte, teils aber fein bearbeitet, vortrefflich zugeschlagen und geschliffen und ganz bestimmten technischen Zwecken, als Beil, Meißel und Hobel, als Säge und Bohrer, als Messer und Schaber, als Lanzenspitze, Pfeil und Dolch, angepaßt waren. Manche der roheren, aber auch viele der feiner und am feinsten bearbeiteten Feuersteingeräte und Waffen der nordischen Steinzeit sind, in gewissem Sinne ähnlich wie in der paläolithischen Periode im Sommetal und anderwärts, nur durch Zuschlagen und Absplittern aus den Feuersteinknollen gewonnen, die der Boden der Kreidedistrikte Nordeuropas in Masse und beträchtlicher Größe liefert. Werkstättenfunde für Steininstrumente der jüngeren Steinzeit, die geschlossene Serien von den ersten Anfängen der Bearbeitung durch alle Stadien der Vollendung bis zum feinstgeschliffenen fertigen Instrument lieferten, lehren, daß das Rohmaterial zuerst durch Absplitterung und Zuschlagen in die erforderliche Form gebracht wurde, um erst durch Schleifen endgültig fertiggestellt zu werden.

Feuersteingeräte hat man als wichtigste Zeugen der alten Anwesenheit des Menschen zu Tausenden im nordischen Feuersteingebiet gefunden. Am häufigsten sind die ganz rohen Typen, die aber trotz ihrer primitiven Einfachheit und der Leichtigkeit ihrer Herstellung nicht nur mit Sicherheit als vom Menschen bearbeitet zu erkennen sind, sondern die sich auch seit dem Diluvium, wie erwähnt, durch alle folgenden Kulturfortschritte unbeirrt, am längsten, ja bis heute sogar bei Kulturvölkern Europas, im Gebrauche des Menschen erhalten haben. Es sind das die sogenannten Feuersteinsplitter oder -messer. Indem durch Druck, Stoß oder Schlag die Kante eines annähernd prismatischen Feuersteinstückes abgesprengt wird, bildet das abgetrennte Stück, je nach der Form und der Größe des Steinkerns, des Nucleus (s. die Abbildung S. 67, Fig. a), eine mehr oder weniger lange, nach beiden Enden sich messerähnlich oder lanzettförmig zuspitzende doppelschneidige Steinklinge, ein Steinmesser (s. die Abbildung S. 67, Fig. b und c). Die durch das Absprengen vom Steinkern erzeugte untere, besser innere, Fläche des Steinmessers erscheint eben und glatt, während auf der entgegengesetzten, der oberen oder äußeren, Fläche die ehemalige Kante des Steinkernes als eine gratähnliche, entweder einfache oder oft auch doppelkantige Erhebung von der einen Spitze zur anderen läuft. Der Feuerstein ist so elastisch, daß an der Stelle, auf welche die mechanische Gewalt zum Absprengen des Splitters auf den Kernstein ausgeübt wurde, ein muscheliger Bruch mit mehr oder weniger vorgewölbter Oberfläche entsteht. Es ist das die Schlagmarke der Steinklinge, eine schwach konvex vorspringende Erhebung auf ihrer inneren glatten Fläche, aus der man auf die künstliche Herstellung durch den Menschen fast mit völliger Sicherheit schließen darf. Die Schneiden solcher Feuersteinmesser sind rasiermesserähnlich scharf und fein. Wird die eine der Schneiden sägeförmig ausgezackt, so entsteht das Sägeblatt, die Säge der Steinzeit. Australier, Feuerländer, Eskimos und andere verstanden es, ohne metallene Werkzeuge genau die gleichen Messer aus Stein, Feuerstein oder einem ähnlich muschelig brechenden Material, z. B. Obsidian, nach denselben Methoden wie die prähistorischen europäischen Steinzeitmenschen herzustellen.

Ein zweites, sehr wichtiges Instrument der alten Europäer in der nordischen Steinzeit

ist der Schaber, der noch in ganz gleicher Form als ein Instrument der Eskimos und der nördlichsten amerikanischen Indianerstämme und anderwärts bekannt ist (vgl. oben, S. 54). Die Schaber sind im Herstellungsprinzip den Messern ganz ähnlich: es sind wie diese vom Kernstein abgetrennte, meist aber etwas dickere Steinspäne. Sie haben daher wie die Messer eine flache untere, innere und eine der ehemaligen, des größeren Stückes wegen meist unregelmäßigen Kante des Kernsteines entsprechende mehr oder weniger kantige oder roh gewölbte äußere oder obere Fläche. Während die Messer aber in ihrer ursprünglichen Form, wie sie vom Kernstein abgesprungen waren, verwendet wurden, sind die Schaber noch weiter zugearbeitet. Das eine Ende erhielt durch eine Reihe von Schlägen und Druckwirkungen (Retuschen) die Form einer meist abgerundeten, gebogenen, stumpfscharfen Schneide, die in Verbindung mit der glatten Unterfläche nicht zum Schneiden, wohl aber zum Schaben sehr geeignet erscheint. Auch die Seitenkanten sind durch Zuschlagen etwas abgestumpft, ebenso das der Schneide entgegengesetzte Ende. Dieses hatte entweder ohne weiteres, gewöhnlich aber umwickelt oder in einen festen Griff gefaßt, als Handhabe zu dienen; zu diesem Zwecke verschmälern sich die Schaber vielfach nach oben. Die Eskimos und Indianer benutzen solche oder sehr ähnliche Schaber, z. B. in Alaska unter dem Namen Ulu oder Weibermesser, zur Bearbeitung der Felle, die sie zu Kleidern, Zelten und Fellbooten verarbeiten. Ähnliche Schaber dienen auch zur Glättung des Pfeilschaftes und zu manchen anderen Zwecken.

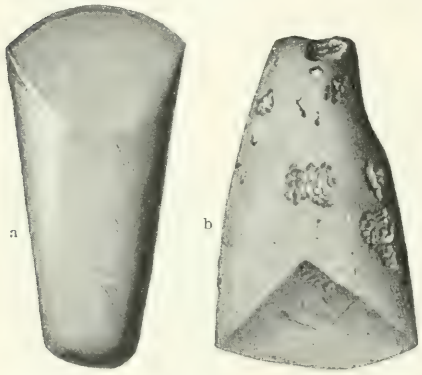
a Steinkern oder Nucleus; rechts und links von der Mitte je eine konkave Aushöhlung, die der konveren Schlagmarke des abgesplitterten Messers entspricht. b und c Zwei Feuersteinmesser der nordischen Steinzeit.

Diesen Schabern sehr ähnlich, aber noch etwas dicker und fester als diese, sind rohe, auch nur durch Zuschlagen hergestellte kleine dreieckige oder unregelmäßig viereckige Feuersteinbeile, die aber außer zum Schlagen auch zu anderen Zwecken, z. B. als Netzsenker, Verwendung fanden. Diese drei Hauptformen finden sich auch in den ältesten Muschelhaufen.

Die feiner bearbeiteten Feuersteinäxte der nordischen Steinzeit sind keine messerähnlichen Steinspäne, sondern von allen Seiten fein behauene und abgesplitterte Steinstücke mit allseitig muschelig gebrochener Oberfläche. Die Schneide wurde meist von beiden Flachseiten her zuerst fein zugebrochen und dann auf das exakteste geschliffen (s. die Abbildungen S. 68). Im rohen, unfertigen Zustande nähern sie sich zum Teil bis zu einem gewissen Grade in Form und Technik den ebenerwähnten kleinen Äxten oder Netzsenkern. Der Mehrzahl nach haben die geschliffenen Feuersteinbeile beiderseits zur Schneide konvex sich zusammenwölbende Seitenflächen, so daß sie für gröbere Holzarbeiten geeignet werden. Im Laufe der Steinzeit erhalten die Steinbeile sehr verschiedene, jeweils bestimmten technischen Zwecken angepaßte Formen. Einige zeigen eine lange, schmalere Gestalt mit einseitig flachgeschliffener Schneide, die andere Flachseite ist gewölbt: es sind das Meißel und Hobel (Schuhleistenkeile); auch konkav ausgeschliffene Hohlmeißel hat man gefunden. Die Feuersteinäxte wurden teils aus freier Hand, teils in einen hölzernen Handgriff gefaßt geführt. Eine Anzahl derartiger geschafteter Steinbeile (s. die Abbildung S. 65) hat

sich aus jener Periode erhalten; vielfach wurden, z. B. in den Pfahlbauten der Alpenländer, die kleineren Steinbeile in eine Hirschhornklammer gefaßt, die erst wieder in den eigentlichen Handgriff eingesetzt wurde (s. S. 80, oben). Da Steinbeile auch zum Schneiden von Leder und anderem Verwendung fanden, so sind viele der gefundenen Fassungen mit Hirschhorn kurze oder längere Griffe zum Führen des Instrumentes aus freier Hand.

Die feinsten Erzeugnisse der alten europäischen Feuersteintechnik sind aber nicht geschliffen, sondern auf der ganzen Oberfläche muschelig, zum Teil in der zierlichsten Weise ornamental, ausgebrochen, so daß namentlich an den Rändern der Handgriffe die kleineren Bruchflächen z. B. ein feines Fischgrätenmuster bilden. Auch für diesen Zweck wurden die Steine erst in roherer Weise zugeschlagen. Solche Stücke finden sich namentlich in den Küchenabfällen der dänischen Steinzeitmenschen und haben wohl schon in diesem rohen Zustande als Lanzenspitzen, Dolche, Schaber und anderes gedient. Bei feinerer Bearbeitung wurden Schneiden und Oberflächen auf das sorgfältigste nicht durch Schlag, sondern durch Druck abgesplittert, wahrscheinlich mittels eines Knocheninstrumentes, in der Weise, wie noch heute Feuerländer und Eskimos bei Herstellung ihrer Lanzen- und Pfeilspitzen aus Feuerstein verfahren. Die Hauptformen dieser feinsten gemuschelten Feuersteingeräte der neolithischen Periode sind mannigfach gestaltete Pfeilspitzen, Dolche (s. die Abbildung S. 69), Lanzenspitzen, halbmondförmige Messer und eigentliche Sicheln.



a Steinaxt der nordischen jüngeren Steinzeit. b Grünsteinaxt aus einem Gräberfunde von England. Vgl. Text S. 67.

Von diesen Formen weichen die mit einem Schaftloch durchbohrten oder mit Schäftungsrillen versehenen Hämmer und Hammeräxte wesentlich ab und bereiten in gewissem Sinne die Formen vor, die eine spätere Kultur aus Metall herzustellen lernte.

Die eben beschriebenen Feuersteingeräte sind die wichtigsten Beweisstücke für die neolithische Steinzeit der nordeuropäischen Feuersteindistrikte. Unter den Geräten und Waffen aus Feuerstein finden sich auch dort wie überall in nicht geringer Anzahl solche aus anderen Steinarten. In feuersteinarmen Gegenden bestanden aber die größeren Stücke fast ausschließlich aus anderen Gesteinssorten; namentlich gilt das für die Beile, Äxte, Hauen, die durchbohrten Hämmer und Hammeräxte. Auch Schaber und Lederschneidemesser wurden aus einem an sich wegen geringerer Härte und Zähigkeit minderwertigen Material hergestellt. Im allgemeinen verwendete man freilich möglichst harte und gleichzeitig zähe Gesteinssorten und bevorzugte schwarze Gesteine, wie Kieselschiefer (Lydit), auch Basalt und grüne Steine; von letzteren finden sich sehr häufig dichte oder schieferige Hornblendegesteine, Amphibolit, Serpentin, Gabbro, Eklogit. Auch dichte dioritische Gesteine und eigentlicher Diorit sowie Diabas wurden verarbeitet. In Gegenden, in denen derartige besser geeignete Gesteine in den Geröllen selten sind oder ganz fehlen, wurden auch Gneis, Granit, Porphyr und zum Teil noch weit minderwertigere Gesteine, wie Trachyt, Phonolith, Kieselton, Tonschiefer (teils schwarz, teils in lichten Färbungen), Sandstein und Jurakalkstücke verwendet.

Besonderes Aufsehen haben die meist sehr schön grün gefärbten kleinen und größeren Beile aus Nephrit, Jadeit und Chloromelanit gemacht, von denen der erstere Stein noch heute in

China und Persien als im Rang eines Halbedelsteines stehender Schmuckstein in hohen Ehren gehalten wird, ebenso in Neuseeland; auch in Südamerika haben ihn die alten Kulturvölker sowie zum Teil heute noch ihre Nachkommen ähnlich hochgeschätzt. In Mitteleuropa sind nur einzelne Fundstellen für Nephrit bekannt geworden; am besten beglaubigt ist der Fund von Nephrit am Zobten bei Jordansmühle in Schlesien. Für Jadeit und Chloromelanit fehlt noch der Nachweis europäischen Vorkommens, so daß man an weite Handelsbeziehungen nach Asien hat denken können, durch welche die Steinzeitmenschen in den Besitz dieser kostbaren Minerale gekommen seien. Das Fundgebiet des anstehenden Nephrits ist vor allem das Kwenlüngebirge in Ostturkistan; in Sibirien hat man zum Teil mächtige Blöcke als Gerölle gefunden. Für Jadeit kennt man als Hauptfundgebiet Burma in Hinterindien, von wo es in Menge nach China eingeführt wird. Der Chloromelanit ist dunkelgrün und namentlich durch hohen Eisengehalt von dem sonst ähnlichen Jadeit verschieden; über sein natürliches Vorkommen scheint noch nichts bekannt zu sein. Roh-Nephrit wurde am Bodensee zweifellos verarbeitet, wie zahlreiche Splitter und Abfälle, zum Teil in Messerform, beweisen; man vermutet einen nahegelegenen Fundort. Härte und Zähigkeit dieser Gesteine ist sehr bedeutend, so daß man begreift, wenn der Steinzeitmensch viel daransetzte, um sie sich zu verschaffen.

Steindolch der nordischen Steinzeit.

Neben größeren Steingeräten aus anderweitigem Steinmaterial finden sich aber stets und überall in der charakteristischen Weise der Messer, Splitter, Schaber, Pfeilspitzen, Lanzenspitzen hergestellte Feuerstein- und Hornsteingeräte. Gelegentlich wird der Feuerstein auch durch Quarz, Quarzit, Jaspis oder Obsidian ersetzt. Aber im allgemeinen war der Feuerstein für alle gewöhnlichen Zwecke des Schneidens, Sägens und Schnitzens, soweit Nephrit und ähnliche hartzähe Gesteine nicht zu Gebote standen, ganz unentbehrlich. Die Feuersteinstücke sind vielfach, z. B. in den neolithischen Höhlengegenden in Nordbayern, auffallend klein, geradezu winzig eolithenähnlich; aber ihre sorgfältige Bearbeitung beweist, wie wertvoll sie für den mannigfachsten Gebrauch waren.

Mit ihrer Hilfe wurden unter Anwendung von Sand und Wasser die größeren Geröllsteine für die feinere Bearbeitung zersägt; mit spitzem Feuerstein, Feuersteinbohrern, wurden zum Teil Steine, Bernstein und ähnliches durchbohrt, und die mit dem Feuersteinbohrer hergestellten Löcher sind gar nicht zu verkennen. Vor allem jedoch dienten die kleinen Feuersteininstrumente zur Bearbeitung von Hirschhorn, Knochen und Holz, weil daraus in neolithischer Zeit vielfach Waffen und Geräte um so zahlreicher geschnitzt wurden, je ärmer an Feuerstein und anderen geeigneten Steinen die Wohnsitze der Steinzeitmenschen waren.

In den schon erwähnten Höhlengegenden Bayerns, der sogenannten Fränkischen Schweiz, überwiegen die aus Hirschhorn und Knochen hergestellten Manufakte die Steinsachen so weit an Anzahl und technischer Vollendung sowie an Vielseitigkeit der Formen und Gebrauchsmöglichkeiten, daß man die neolithische Periode jener Gegenden geradezu als Knochen- und Hirschhornperiode bezeichnen konnte. Die Mehrzahl der Waffen ist aus den beiden letztgenannten Stoffen hergestellt, außerdem aber auch zahllose Geräte, die auf eine verhältnismäßig hohe Ausbildung der technischen Bedürfnisse, namentlich für Spinnen, Weben, Flechten, Netzestricken, Bearbeitung der Tierhäute, Töpferei und ähnliches, hinweisen. Sehr ähnlich sind die Verhältnisse in den Höhlengegenden Polens.

b) Der neolithische Schmuck.

Unter den erhaltenen Schmuckgegenständen der Steinzeit sind vor allem wichtig und charakteristisch durchbohrte Tierzähne von Hunden, Wölfen, Pferden, Ochsen,

Bären, Ebern, auch von kleineren Raubtieren. Wie gesucht derartige Schmuckstücke waren, beweist, daß auch Nachahmungen oder Fälschungen von solchen getragen wurden. Zahlreiche, aus Knochen und Hirschhorn geschnitzte Schmuckgegenstände, waren allverbreitet: Zierplatten und kugelige, körbchenförmige oder viereckige, auch weberschiffartige oder meißelförmige Perlen wurden daraus hergestellt und zu Schmuckketten vereinigt. Andere perlenartige Stücke mögen als Knöpfe oder zu anderen Schmuck- oder auch zu technischen Zwecken, namentlich zum Spinnen und Weben, gedient haben. Aus gebranntem Ton finden sich große, schwarze Perlen, zum Teil von der typischen Form der Spinnwirtel. Neben den Zierplatten aus Knochen und Hirschhorn besitzen wir auch solche aus Stein, z. B. Schiefer und Alabaster. Diese Platten zeigen mannigfache, teilweise recht elegante Formen und sind bisweilen auch auf der Oberfläche hübsch mit Linienmustern ornamentiert. An runden flachen Zierknöpfen finden sich konzentrische Ringvertiefungen um das Mittelloch. Sehr elegant sind die meist aus diluvialen Muschelschalen geschnitzten, perlmutterglänzenden, kleinen Ringe und berlockartigen Perlen, die einst zu Ketten vereinigt waren; aus solchem Perlmutter gibt es ganze Armringe, die man sonst auch aus Stein, zierlich geschliffen, von jener Periode kennt. Andere Perlen bestehen aus Hämatit, Gagat und namentlich im Norden aus Bernstein. Manche dieser Schmuckstücke, wie die Ketten aus Dentalien, ähneln jenen der paläolithischen Periode. Auch den Rötel, tonigen, feingeschlämmten Hämatit, verwendeten die Neolithiker wohl vor allem zur Hautmalerei, aber auch zu anderen Färbezwecken.

Die steinzeitlichen Pfahlbauten der Schweiz enthalten geschickt geschnitzte Ohrgehänge, Nadeln mit Ösen, kleine, zierliche Kämme aus Buchsbaumholz, Haarnadeln, einige mit Knöpfen, andere mit seitlichen durchbohrten Erhöhungen. Reste von Gespinsten, ja selbst feiner geköpertem Gewebe sowie Leder haben die Ausgrabungen der Pfahlbauten jener Periode ebenfalls ergeben, so daß wir uns die Bewohner mit Kleidern verschiedener Art geschmückt zu denken haben.

c) Die Viehzucht der neolithischen Periode.

Das, was den Menschen der jüngeren Steinzeit so weit über den paläolithischen Menschen erhebt, ist der Besitz von Haustieren und die Kenntnis des Ackerbaues. Haustiere jener Periode sind nachweisbar: Hund, Rind, Pferd, Schaf, Ziege und Schwein.

Unter den Tieren, die sich dem Menschen als Haustiere angeschlossen haben, ist wohl ohne Zweifel das erste und älteste der Hund. Er findet sich mit Ausnahme einiger kleinen Inseln über die ganze Erde verbreitet. Bei vielen Völkern war und ist der Hund noch heute das einzige eigentliche Haustier: es gilt das für alle Eskimovölker, für die Mehrzahl der Indianer Nord- und Südamerikas und für das Festland von Australien.

Man hat keine sicheren Fundbeweise dafür, daß schon der paläolithische Mensch den Hund als Haustier besessen habe: im Sommetal, in Taubach und an der Quelle der Schussen fehlen die Knochen des Haushundes. Doch ist man in Höhlen unter diluvialen Tierformen auch mehrfach auf Hundereste gestoßen, die man als solche der direkten Vorfahren des Haushundes angesprochen hat. Der Hund mag sich in verschiedenen Gegenden zu verschiedenen Zeiten an den Menschen angeschlossen haben. In Südamerika wandern mit den fremden nordischen Tierformen Mensch und Hund im geologischen Sinne gleichzeitig während des Diluviums ein; in Australien stehen Mensch und Hund (Dingo) als einander nächststehende animale Wesen einer sonst abweichenden und für die Alte Welt ganz altertümlichen Tierwelt gegenüber, vielleicht sind Hund und Mensch auch zusammen nach Australien gekommen. Aus dem Diluvium kennt man fossile Dingoreste; die Anwesenheit des Menschen aber beweisen während des eigentlichen Diluviums für Australien sichere Funde noch nicht. In der jüngeren Steinzeit findet sich der Hund als Genosse und Begleiter des Menschen schon überall da, wo er in der historischen Zeit vorkommt.

Das Renntier ist jetzt auf die polaren Gebiete der nördlichen Hemisphäre beschränkt, auf Skandinavien, Nordasien und Nordamerika, während es in der paläolithischen Periode sehr zahlreich über Rußland, Sibirien und das gemäßigte Europa bis zu den Pyrenäen und Alpen verbreitet war. Man hat das Renntier in der neolithischen Periode Mittel- und Nordeuropas wohl noch niemals, auch in den Küchenabfällen nicht, sicher nachweisen können, obwohl es nach v. Zittel in Schottland bis ins 11. Jahrh., im Herzynischen Wald bis in die Zeit Cäsars gelebt haben soll. Die älteste Nachricht über das gezähmte Renntier, das heute in Europa bei den Lappen, in Asien bei den Samojeden und Renntiertungusen Herdentier ist, findet sich wohl bei Älian, der von gezähmten Hirschen bei den Skythen redet.

Rinder von der Gattung Bos, Ochse, existieren im wilden Zustande gegenwärtig nirgends, während das Hausrind, Bos taurus, als Haustier über die ganze Erde verbreitet ist und durch Züchtung die verschiedensten Rassen gebildet hat. Im europäischen Diluvium war ein durch seine Größe und seine gewaltigen Hörner ausgezeichnetes wildes Rind, der Ur, Bos primigenius, weitverbreitet, das auch noch während der jüngeren Steinzeit neben dem Hausrind lebte. Auch in den späteren prähistorischen Epochen, ja noch in geschichtlicher Zeit, kommt der Ur als Waldtier vor: im Nibelungenlied wird er unter der Jagdbeute Siegfrieds genannt. Cäsar beschreibt seinen Fang in Gruben bei den Germanen als „eine mühsame Jagd, welche die jungen Leute abhärtet und übt"; die mächtig entwickelten Hörner der Ure seien „bei den Germanen sehr gesucht; man beschlägt sie am Rande mit Silber und gebraucht sie dann bei Gastmählern, wo es hoch hergeht, als Trinkgeschirre". Cäsar berichtet, daß die Germanen Versuche gemacht haben, ganz jung eingefangene Ure zu zähmen, aber, wie ihm mitgeteilt wurde, ohne Erfolg. Den Beweis für die Zähmbarkeit bringt jedoch die eine der steinzeitlichen Hausrindrassen, die damals schon eine weite Verbreitung besaß: die Primigenius- oder Trochoceros-Rasse, die mit dem fossilen Ur eine ausgesprochene Ähnlichkeit hat und offenbar auch von diesem abstammt.

In späteren prähistorischen Epochen (Bronzezeit) hat sich aus der Primigenius-Rasse eine jüngere Rasse, die Frontosus-Rasse, entwickelt. In der jüngeren Steinzeit selbst kommt aber noch eine zweite Rinderrasse vor, die Brachyceros-Rasse mit kurzen, stark gekrümmten, ungestielten Hornzapfen, schmaler, schlanker Schädelform, feiner kurzer Schnauze und stark vorragenden Augenhöhlenrändern. Diese kleine Rasse ist besonders häufig in den Pfahlbauten und stammt wahrscheinlich aus Asien. Nach Nehrings Studien über primitive Zähmung haben wir es, wie das auch für den Hund gilt, bei den kleinen, schwachknochigen Haustieren der jüngeren Steinzeit mit einer Art von Kümmerformen infolge schlechter Haltung zu tun. Es gilt das wohl zum Teil auch für diese kleinen Rinder, die der bis vor kurzem auf den ausgedehnten unfruchtbaren Moorflächen Süddeutschlands unter ärmlichen Ernährungsbedingungen gehaltenen Rasse, den sogenannten „Mooskühen", ähneln.

Auch das Pferd erscheint in Mitteleuropa in der jüngeren Steinzeit nicht mehr allein als Jagdtier, sondern schon gezähmt. Das Pferd, Equus caballus fossilis *Cuv.*, lebte in Herden während des Diluviums in ganz Europa, Nordasien und Nordafrika. Von diesem Diluvialpferd stammt das jetzt über die ganze Erde verbreitete Hauspferd ab. Die diluvialen Wildpferde weisen untereinander schon so erhebliche Unterschiede auf, daß diese nach Nehrings Studien als Anfänge örtlicher Rassenbildung zu betrachten sind. Die frühe Zähmung und Domestikation des diluvialen Wildpferdes, welche für Europa schon für die Steinzeit nachzuweisen ist, hat die spätere Zersplitterung des Hauspferdes in zahlreiche Rassen zur Folge gehabt. Das alte Wildpferd war relativ klein mit großem Kopf; eine ähnliche Form findet sich noch hier und da auf den genannten Moorflächen Süddeutschlands als Moospferd oder, wie das Volk sie nennt, Mooskatze. Heute unterscheidet man von den Hauspferden ähnlich

wie von den Rindern zwei Hauptrassen: eine kleinere, zierlichere orientalische und eine kräftigere und zum Teil größere okzidentalische mit stärker ausgebildeten Gesichtsknochen. Das Pferd der jüngeren Steinzeit Europas ist nur relativ wenig vom Wildpferd unterschieden: es ist meist eine kleine, halbponyartige Form mit großem Kopf, wohl auch ein Kümmerprodukt der primitiven Züchtung unter relativ ungünstiger Haltung. Wild lebende Pferdearten beherbergen noch heute die Steppen des zentralen Asien: Equus hemionus *Pallas* und E. onager *Pallas*. Ersteres findet sich auch fossil im europäischen Diluvium, obgleich nur selten. Ob der Esel, E. asinus *L.*, im Diluvium Europas vorkam, erscheint noch nicht sichergestellt. Der Esel fand sich in der neolithischen Periode Europas bisher nicht.

Die eigentlichen Ziegen (Capra *L.*) bewohnen wild die gebirgigen Teile Asiens und sind von da als Haustiere nach Europa gekommen, wo sie sich in Niederlassungen der jüngeren Steinzeit nicht selten als Haustiere finden. Im Diluvium von Europa ist Capra hircus *L.* noch nicht sicher nachgewiesen. Die ältesten fossilen wirklichen Ziegen (Capra Sivalensis *Lyd.* und andere) erscheinen in den jüngeren Tertiärschichten, im Pliozän von Ostindien und stehen lebenden asiatischen Ziegenarten nahe.

Im europäischen Diluvium finden sich eine oder mehrere Arten von Schafen: aus England und Mähren sind Reste großer, dem Argali nahestehender Formen bekannt. Heute leben wilde Schafe in Gebirgen Asiens, Südeuropas, Nordafrikas und Nordamerikas. Man findet Knochen vom Schaf in zahlreichen neolithischen Fundplätzen; die Skeletteile von Schaf und Ziege sind aber schwer, manchmal gar nicht zu unterscheiden. Über die Herkunft des Hausschafes wissen wir nichts Sicheres. Die Geschichte seiner Rassenbildungen ist vergleichsweise sehr modern; ungepflegte Schafrassen haben ein nur wenig krauses, oft fast nach Ziegenart glattes Fell.

Etwas besser steht es mit unseren Kenntnissen über das Hausschwein. Man hat früher das europäische Wildschwein, Sus scrofa ferus *L.*, das schon im Diluvium von Europa und Asien weitverbreitet war, als einzige Stammart des europäischen Hausschweines betrachtet. Eine verhältnismäßig kleine, aber hochbeinige Form, das Pfahlbauten- oder Torfschwein, Sus palustris *Rütim.*, wurde in der neolithischen Periode, z. B. von den Pfahlbaubewohnern der Schweiz, überall gezüchtet. Nach Nathusius und Rütimeyer stammt aber das Torfschwein nicht vom europäischen Wildschwein, sondern wie die heutigen jüngeren Rassen unseres Hausschweines auch wahrscheinlich von einer indischen (indochinesischen) Stammform, die dem lebenden Sus vittatus *Müll.* von Java und Sumatra nahestand. Nehring zeigt, daß sich die süd- und nordasiatischen Wildschweine, von denen letztere mit unserem Wildschwein identisch sind, untereinander wohl nur als Rassen einer Stammform unterscheiden. Die kleine Torfschweinrasse hält Nehring in ähnlicher Weise für eine Art Kümmerprodukt primitiver Zähmung wie die alten Hausrinder und Hauspferde.

Zahmes Hausgeflügel findet sich in der Steinzeit Europas noch nicht. Auch die Hauskatze fehlt ihr noch.

Der Überblick über die Paläontologie der Haustiere zeigt, daß die letzteren von wilden Diluvialformen abstammen, die meist heute erloschen sind, so daß diese wichtigsten Haustiere jetzt nur noch im zahmen oder verwilderten Zustand existieren. Einige der Haustiere stammen aus Asien und sind von dort nach Europa importiert worden; das gilt für das Torfrind, die Hausziege, das Hausschwein. Für Hauspferd und Hausschaf ist eine asiatische Abstammung zwar möglich, aber nicht erwiesen: das Schaf findet sich außer in Asien auch wild in Südeuropa. In den Steppen Zentralasiens lebt eine dem Wildpferd

sehr ähnliche Pferderasse, der Tarpan, unabhängig vom Menschen in Herden; man hat diese wohl als Stammrasse des Hauspferdes bezeichnet und damit auch für das Pferd den Ursprung aus Asien abgeleitet.

Es ist sicher, daß eine beträchtliche Anzahl von Tierformen, die heute mit dem Menschen in Europa zusammenleben, wie z. B. fast alle Formen unseres Hausgeflügels, die feinen Schweine- und Schafsorten, in Asien ihre Urheimat haben. Unsere Zusammenstellung lehrt ein ähnliches Verhältnis schon für die neolithische Kulturperiode.

d) Der Ackerbau der Steinzeitmenschen.

Im Norden Europas, der uns für die neolithische Kulturschicht die entscheidenden Aufschlüsse geliefert hat, fanden sich bisher als sichere Beweise eines damals schon geübten Ackerbaues und der Zucht zahmer Nutzpflanzen, denen die Kultur der Menschheit nicht weniger verdankt als der Zucht zahmer Nutztiere, weniger Pflanzenreste selbst als steinerne Handmühlen sowie Spinn- und Webegeräte, die auf den Anbau von Getreide und Flachs hinweisen.

Die hauptsächlichste Kenntnis des neolithischen Ackerbaues und der Pflanzenzucht haben die Pfahlbauten, namentlich die der Schweiz, geliefert, die das im Norden gleichsam nur skizzierte Bild der neolithischen Kultur Mitteleuropas bis in feine Züge erhalten haben. Für die jüngere Steinzeit Mitteleuropas sind die folgenden zahmen Nutzpflanzen bisher nachzuweisen, und zwar fanden sich ihre Reste vor allem wohlkonserviert in den steinzeitlichen Pfahlbauten der Schweiz, die in klassischer Weise Oswald Heer beschrieben hat; neuere Untersuchungen über die prähistorischen Pflanzen verdanken wir Hoops. Von Getreidegräsern bestimmte Heer in den reichen steinzeitlichen Pfahlbauten von Wangen am Bodensee und von Robenhausen im Pfäffikonsee drei Weizensorten und zwei Varietäten Gerste (die sechszeilige und die zweizeilige). Außerdem wurde von den Neolithikern Flachs gebaut. Letzterer war, wie es scheint, eine von unserem heutigen Flachs etwas verschiedene, schmalblätterige Varietät, die heute noch in Makedonien und Thrakien wild oder vielleicht nur verwildert vorkommt; man hat Flachs wildwachsend auch in Nordindien am Altai und am Fuße des Kaukasus gefunden. Der in den steinzeitlichen Pfahlbauten vorkommende gemeine Weizen ist eine kleinkörnige, aber mehlreiche Varietät, die Heer Triticum vulgare antiquorum nennt, um sie von der heute gebauten, besser genährten Kulturform zu unterscheiden; doch kommt auch der sogenannte ägyptische Weizen mit großen Körnern vor. Die Getreidepflanzen der Pfahlbauten stimmen mit den an anderen prähistorischen neolithischen Fundplätzen gemachten Entdeckungen überein. Die Pflanzenreste, die Radimsky aus dem berühmten Fundplatze Butmir in Bosnien erhob, hat C. Schröter in Zürich bestimmt. Er fand von Weizen das Einkorn, Triticum monococcum, dieselbe Varietät, die heute noch vielfach in Europa gebaut wird. Das Einkorn ist bis jetzt aus folgenden neolithischen prähistorischen Fundorten bekannt: aus dem Pfahlbau Wangen am Bodensee, in Ungarn aus der Tropfsteinhöhle Baradla bei Aggtelek im Gömörer Komitat, bei Toszeg und Felsö Dobsza, in dem prähistorischen Schanzwerk in Lengyel. Besonders wichtig ist der Nachweis des Einkorns in dem Burghügel von Hissarlik durch Heinrich Schliemann. Die wilde Stammform des Einkorns ist im Orient in Kleinasien und Mesopotamien zu Hause; auch in der Krim, in Griechenland und Serbien soll es wild oder verwildert vorkommen. Von Gerste fand sich Hordeum vulgare, von Weizen außerdem Triticum vulgare variet. compositum, Zwergweizen, der mit kleinkörnigen, heutigen Weizenformen identisch ist,

ebenso wahrscheinlich mit dem kleinkörnigen Pfahlbauweizen von Heer und dem Weizen aus dem Schanzwerke bei Lengyel. Von Linsen wurde in Butmir eine kleinkörnige Form nachgewiesen, Ervum Lens var. microspermum; die gleiche Varietät ergab die Fundstelle Aggtelek in Ungarn. Die Linsen von Lengyel waren größer, ebenso die von der Petersinsel im Bieler See (Bronzezeit). Roggen und Hafer finden sich in den steinzeitlichen Pfahlbauten wie in anderen steinzeitlichen Fundstellen nicht, sie treten erst in den jüngeren Pfahlbauten der Bronzezeit auf; Hanf fehlt gänzlich. Von den übrigen Feldfrüchten fanden sich noch Erbsen und Hirse in den Pfahlbauten der Steinzeit. Bohnen, Linsen, Gartenmohn erscheinen erst in der Bronzezeit, von der Rübe hat man bisher nichts gefunden; es fehlen überhaupt Spuren eines eigentlichen Garten- und Gemüsebaues. Einige Funde scheinen aber auf primitive Baumzucht hinzudeuten: man hat Äpfel und Holzbirnen in Schnitten getrocknet in den steinzeitlichen Pfahlbauten nachgewiesen; von den Äpfeln scheint neben den wild wachsenden Holzäpfeln auch schon eine veredelte Art vorzukommen. Wenn es aber auch vor allem unveredelte, wilde Fruchtbäume sind, deren Fruchtreste gefunden wurden, so dürfen wir uns doch denken, daß schon in der Nähe der Ansiedelungen diese Fruchtbäume gepflanzt worden sind, deren hoher Wert für die Ernährung und Gesunderhaltung neben der Fleischnahrung bei dem Mangel grüner Gemüse noch mehr hervortreten mußte. Die heutigen Polarvölker bereiten sich als Gemüse eine Art Sauerkohl aus Weidenblättern; der Mageninhalt des Renntiers gilt ihnen als Leckerbissen. Verschiedene wilde Kirschen, Pflaumen und Schlehen, von denen in Frankreich schon in der Mas d'Azilstufe veredelte Formen vorkommen, wurden gegessen, ebenso erscheinen Himbeeren, Brombeeren, Erdbeeren, Buchecker und Haselnuß als wilde Nährpflanzen. Auch der Flachs wurde wohl nicht allein als Gespinstpflanze, sondern zum Teil des Nahrungswertes seiner öligen Samenkapseln, der Leinsamen wegen, gebaut. Noch heute dient in Indien der Lein nur zur Ölbereitung, während man die Pflanze selbst nicht verarbeitet. Auch in Abessinien wird sie nur zum Essen verwendet; in Griechenland und Italien wurde die zerstoßene Leinsaat mit Honig eingekocht gegessen. Plinius erwähnt dieses süße Gericht als ein bäuerisches Essen in der Gegend jenseit des Po, wahrscheinlich als eine altkeltische oder altligurische Sitte, die wir wohl auch für die Pfahlbauzeit ansetzen dürfen.

Die Urheimat der wichtigsten Getreidearten, Weizen, Spelz, Gerste, ist Asien, wo sich in der Gegend des Euphrat Weizen, Dinkel und Gerste wild finden. Die echte Hirse, Panicum miliaceum, stammt aus Ostindien; Erbsen wie die anderen urzeitlichen Hülsenpflanzen Europas, Linsen, Bohnen, stammen ebenfalls aus dem Orient, zum Teil aus Ostindien. Abgesehen vom Flachs, der vielleicht eine nördlichere Heimat hat, weisen sonach die eigentlichen zahmen Kulturpflanzen der Steinzeit Mitteleuropas, Getreidegräser, Hirse und Linsen, auf Asien als auf ihre Ursprungsheimat hin, woher sie vielleicht zum Teil über Nordafrika, speziell Ägypten, zu uns gelangten. Das Verhältnis ist ähnlich wie bei den Haustieren.

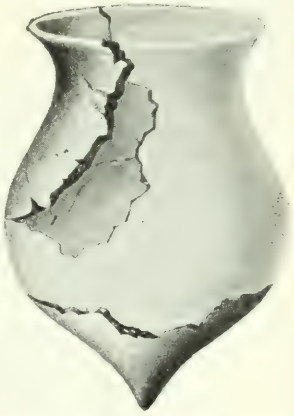
e) Die Töpferei.

Die Kunst der Töpferei war während des Diluviums unbekannt: an keinem der reinen diluvialen Fundplätze haben sich Scherben von Tongefäßen gefunden. Tongefäße und Gefäßscherben erscheinen daher als ein Beweis für eine nachdiluviale Periode.

Dagegen ist in der neolithischen Zeit Europas wie fast der ganzen Welt die Töpferei allgemein verbreitet. Immerhin ist das Bedürfnis nach Tongefäßen auch heute noch nicht bei allen Völkern der Erde allgemein; es gab bis in die Neuzeit herein und es

gibt noch heute topflose Völker und Stämme. Das Verhalten der letzteren beweist, daß auch die europäischen Steinzeitmenschen der Diluvialepoche die Zubereitung ihrer Speisen, vor allem des Fleisches, durch Feuer auch ohne Kochgeschirre ausführen konnten. Die Feuerländer legen das zu bratende Fleischstück auf die glühende Asche eines ausbrennenden Holzfeuers und wenden es mit einem gabelförmigen, gespitzten Zweig um, damit es nicht verbrennt. Das so bereitete Fleisch wird, da es allen Saft behält und nur an der Oberfläche eine Bratrinde entsteht, sehr schmackhaft, und die anhaftende Asche dient in Ermangelung von Salz als Gewürz. Am Kohlenfeuer können nicht nur Fische, auf Holzruten gesteckt, sondern, wie das im Orient den Leckerbissen des Hammelbratens gibt, ganze Schafe ohne weiteres an Holzspießen gebraten werden. Dazu kommt noch eine ganze Reihe anderer Brat- und auch Kochmethoden ohne irdenes (oder metallenes) Geschirr, die teils durch die Ethnographie, teils durch die Altertumskunde erwiesen sind und zum Teil, wie das sogenannte „Steinkochen", noch heute geübt werden.

Obwohl sonach das Tongeschirr kein absolutes Lebensbedürfnis für den Menschen ist, so steht doch fest, daß auch schon jene ärmlich ausgerüstete Fischerbevölkerung, die in der Fichtenzeit Dänemark besiedelte, trotz der überwiegenden Fleischkost, zur Bereitung ihrer Nahrung, vielleicht auch zur Aufbewahrung von Vorräten, Tongefäße allgemein im Gebrauch gehabt hat. Wie oben dargelegt, sind die Reste, die sich in den Küchenabfallhaufen erhalten haben, zeitlich die *ältesten*, die in Dänemark gefunden wurden. So einfach und roh die zahlreich vorkommenden Scherben auch erscheinen mögen, so sind sie doch, wegen ihres hohen Alters, von der hervorragendsten Bedeutung.



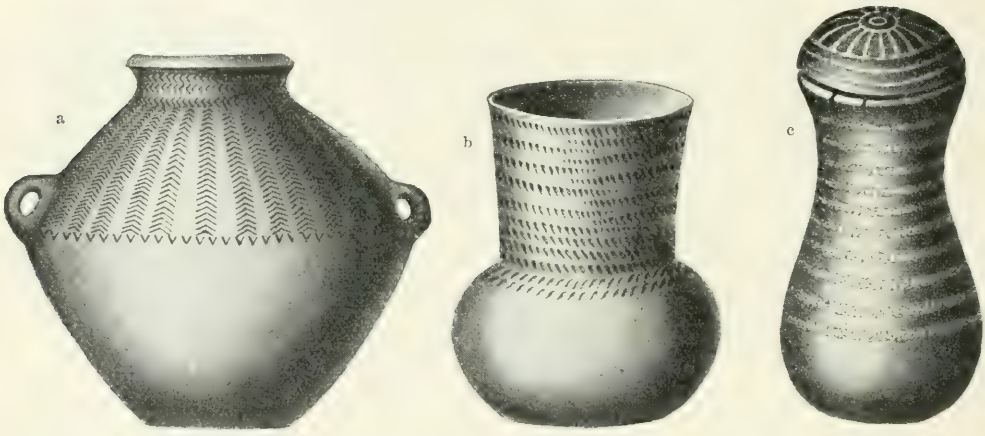
Tongefäß der älteren Steinzeit. 1/5 natürlicher Größe.

Leider ist, wie schon erwähnt, kein einziges vollständiges Gefäß zutage gekommen. Die Scherben sind sehr dickwandig aus rohem Ton mit eingekneteten granitischen Steinstückchen, alle aus freier Hand, ohne Benutzung der Drehscheibe, hergestellt. Die Bruchstücke deuten zum Teil auf große Gefäße, teils mit flachem, teils, was besonders charakteristisch ist, mit zugespitztem Boden hin, so daß das Gefäß nicht ohne weiteres auf den Boden hingestellt werden konnte. Auch kleinere, öfters etwas ovale Schalen mit abgerundetem Boden, die ebenfalls für sich nicht stehen konnten, kamen vor (s. die Abbildung S. 77, oben). Sehr wichtig ist es, daß auf diesen Geschirrtrümmern sich nur spärliche einfache ornamentale *Verzierungen* finden, am häufigsten Einschnitte oder mit den Fingern eingedrückte Vertiefungen am oberen Rande.

Wir werden sehen, wie weit sich diese ältesten steinzeitlichen Topfwaren (s. die obenstehende Abbildung) durch diesen Mangel an Dekoration von denen der vollentwickelten Steinzeit unterscheiden. Aber diese roheste Herstellungsweise der Tongeschirre, die wir hier am Anfang sehen und die zu den höchsten Blüten künstlerischer Vollendung ansteigt, ist nicht nur während des ganzen Steinzeitalters, sondern auch noch in viel späteren Epochen üblich geblieben. Diese dicken, rohen, aus freier Hand gemachten Scherben großer Töpfe mit den eingebackenen Gesteinsfragmenten, verziert durch Einschnitte oder Fingerspitzen- und Fingernageleindrücke, sind zeitlich und räumlich außerordentlich weit verbreitet. Es verhält sich mit diesen rohesten Produkten der Töpferei ähnlich wie mit den einfachsten Formen der Steingeräte, mit den Messern und Splittern und ähnlichen Überbleibseln, die sich durch alle prähistorischen und historischen Epochen in der Urform erhalten haben. Und wie diese Formen der einfachsten Steingeräte auch außerhalb Europas dieselben bleiben,

so ist es ähnlich auch mit den Geschirren: die rohesten Scherben amerikanischer Geschirre z. B. unterscheiden sich vielfach nur dadurch von jenen oben beschriebenen, daß an Stelle der Gesteinsfragmente Stückchen von Muschelschalen in den Ton eingeknetet sind.

In der vollentwickelten neolithischen Zeit Europas sind die Tongeschirre zwar auch alle aus freier Hand ohne Töpferscheibe hergestellt; es kommen immer noch überall jene ältesten und rohesten Formen vor, neben denen sich jedoch eine große Mannigfaltigkeit in Größe, Form und Herstellungsweise der Geschirre zeigt. Der Ton ist vielfach feiner, ja sehr fein bearbeitet und geglättet, die Geschirre dünnwandig, vollkommen durchgebrannt. Jene dickwandigen Scherben sind dagegen meist nur äußerlich, manchmal nur einseitig, so stark gebrannt, daß der Ton eine hellrote Farbe angenommen hat, während die Innenschicht, wenn auch hart, so doch noch grauschwärzlich blieb. Aus der späteren neolithischen Zeit hat man zahlreiche vollkommen erhaltene Geschirre. Sie zeichnen sich durch



a Tongefäß mit Schnittverzierung, b Becher mit Stichverzierung, aus Thüringen; c henkelloser Becher, aus Braunschweig.

eine vielfach künstlerisch vollendet schöne Form aus, und auf ihren Oberflächen finden sich Ornamente eingeritzt oder eingedrückt, selten plastisch aufgesetzt, denen man, obwohl ihr Stil nur geometrisch ist, ein reges Schönheits- und Symmetriegefühl nicht absprechen kann. Die Tongefäße zeigen auch die Anfänge einer farbigen Dekoration. Die eingeritzten Striche und Stiche und anderes sind vielfach mit weißer Masse (meist Kreide oder Gips) ausgefüllt, wodurch sich die Muster von dem schwarzen oder roten Grunde der Fläche ornamental lebhaft abheben. An einigen Orten ist die Töpferei während der neolithischen Periode zur wahren farbigen Bemalung der Geschirre fortgeschritten.

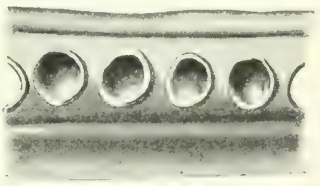
Bei diesen Gefäßen tritt nun auch der Henkel auf, in einfachster Form als warzenförmige oder mehr flache Erhebung der Gefäßwand, entweder undurchbohrt oder senkrecht von oben nach unten oder horizontal durchbohrt mit enger Öffnung, die nur eine Schnur durchziehen läßt. Andere Henkel sind, ganz wie die noch jetzt gebräuchlichen, breit, hoch und weit ausgebogen für das Anfassen mit der Hand. Diese beginnen meist ganz oben am Gefäßrand und ziehen sich von da gegen den Gefäßbauch herunter, während jene erst erwähnten tiefer, öfters um die größte Ausbauchung des Gefäßes herum angebracht sind.

Als Hauptgefäßformen unterscheidet man die Amphoren- und Becherformen. Die Amphoren sind größere, in der Mitte weitbauchige Gefäße mit engerem Hals und etwa

ebenso weitem, flachem Boden, meist mit zwei oder vier an der größten Ausweitung des Bauches ansitzenden engen Henkeln; die Form entspricht oft nahezu zwei annähernd gleichen abgestumpften Doppelkegeln, die sich in der größten Ausbauchung des Gefäßes berühren (s. die Abbildung S. 76, Fig. a). Die Becherform besitzt einen mehr oder weniger kugeligen, unten aber meist abgeflachten Gefäßbauch mit hohem, aber relativ weitem Halse (Fig. b), auch nahezu oder ganz geradwandige Becher kommen nicht selten vor. Meist haben die Becher keine Henkel, zuweilen aber finden sich enge Henkel von der eben angegebenen Form zum Durchziehen von Schnüren am Halse. Manche der Becher hatten einen konvex gewölbten Deckel (Fig. c). Zwischen Becher und Amphora vermittelt die Krugform. Außerdem waren noch Kanne und Topf, seltener Eimer, Näpfe, Schalen, Büchsen, flaschenähnliche Formen und viereckige, wannenartige Tongefäße üblich. Besonders charakteristisch erscheinen noch ziemlich hohe, halbkugelförmige Schalen mit weiter Öffnung und rund gewölbtem Boden (s. die nebenstehende Abbildung), so daß sie, wie jene Gefäße der Küchenabfallhaufen, nicht ohne weiteres stehen konnten.

Tongeschirr, aus dem steinzeitlichen Gräberfeld am Hinkelstein bei Monsheim.

Als Ornamente finden sich auch bei den Gefäßen der vollentwickelten neolithischen Periode noch jene einfachen Tupfen- und Schnittverzierungen, welche die Dänen der Fichtenzeit für ihre primitiven Topfwaren verwendeten. Die Tupfenverzierung besteht darin, daß man mit den Fingerspitzen in gewissen Distanzen sich wiederholende Eindrücke, Tupfen, in die noch weiche Oberfläche des Gefäßes macht (s. die untenstehende Abbildung). Häufig zeigt sich dabei der Fingernagel absichtlich mit abgedrückt. Solche Tupfeneindrücke werden bald unmittelbar auf die Gefäßwände, bald aber auch auf speziell zum Zwecke des Ornaments aufgesetzte plastisch hervortretende Tonbänder eingedrückt. An Stelle der Fingerspitzen bediente man sich zuweilen glatter, unten konvex zugerundeter Stäbchen aus Holz oder Knochen, um derartige tupfenartige Eindrücke (Perlenketten) zu erzeugen; auch längliche Einkerbungen und mondsichelartige Eindrücke treten öfters auf.



Tupfenverzierung, aus Thüringen.

Die Schnittverzierungen sind mehr oder weniger tiefe Einschnitte oder Ritze, hergestellt mit der Schneide eines Feuersteinmessers oder mit der Spitze eines Knochenpfriemens, eines scharfkantig zugeschnittenen Hölzchens und dergleichen in linearer Anordnung. Durch die Zusammenstellung solcher Einschnitte entstehen fischgräten- und feder- oder tannenzweig- und palmblattartige Muster, bei denen gern die Richtung der schräggestellten Einschnittstriche wechselt, indem man sie zuerst nach rechts, dann nach links oder nach oben, dann nach unten verlaufen läßt und dadurch fortlaufende Reihen oder Kränze derartiger eingeschnittener Striche herstellt, die in ihrer Wiederholung oft einen gewissen Parallelismus zeigen. Durch eingetiefte Längsstreifen entstehen Bänder (s. die Abbildung S. 78) oder Reifen, Dreiecke und Quadrate und anderes. Die Dreiecke sind meist durch Einritzungen mehr oder weniger regelmäßig schraffiert, ebenso die Vierecke; letztere sind öfters abwechselnd leer und schraffiert, so daß ein Schachbrettmuster entsteht. Seltener sind diese Bänder konzentrisch angeordnet; manchmal tritt eine Art von Feston oder Spirale auf, eine Form, zu der auch schon größere Dreieckreihen mit schwach gewölbten Außenlinien der Dreiecke hinneigen. Die Bandmotive der Dekoration

pflegt man als Winkelband, Bogenband und Kreisband zu unterscheiden. Eine andere Art der Verzierung ist die Schnurverzierung, die zum Teil wenigstens so hergestellt wurde, daß man eine Schnur, z. B. aus Bast, in die noch weiche Tonmasse eindrückte. Man konnte auf diese Weise leicht Ringe und Ringsysteme, abwechselnd aus schräggestellten Erhöhungen und Vertiefungen bestehend, herstellen, auch Zickzacklinien und andere Linienverbindungen, so daß das Schnurornament eine ziemliche Reichhaltigkeit der Motive zeigt. Direkt an die Schnurverzierung reiht sich die Stichverzierung an: mittels eines fein zugespitzten Stäbchens stellte man Stichstreifen her, die der Schnurverzierung oft sehr ähneln und dann als unechte Schnurverzierung bezeichnet werden.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß diese Tongeschirre im wesentlichen dort gemacht worden sind, wo wir ihre Reste heute finden. Daraus erklärt sich ungezwungen die lokale Besonderheit, durch die sich gewisse Gruppen als näher oder ferner miteinander verwandt abgrenzen lassen. Verschiedene Stilformen sind deutlich lokal und gruppenmäßig zu unterscheiden. Aber das hindert nicht, daß die neolithische Keramik, wo sie uns entgegentritt, ihre Zusammengehörigkeit verrät. Trotz aller Besonderheiten geht durch ganz Europa dieser einheitliche Gesamtstil der Steinzeitkeramik, den wir trotz seiner verschiedenen Verkleidungen doch leicht bestimmen können. In Fundplätzen, die den alten asiatischen Kulturzentren und den Küsten des Mittelmeeres näher liegen, wie z. B. in Butmir, sind die Gefäße zum Teil noch besser gearbeitet, die Ornamente reicher und eleganter ausgeführt, die Spiralen häufiger und regelmäßiger, zum Teil plastisch aufgelegt, zum Teil, wie oben erwähnt, sogar farbig gemalt. Aber der gesamte Charakter bleibt doch unverkennbar neolithisch und läßt sich nicht nur an den europäischen Mittelmeerküsten und auf den Inseln des Griechischen Meeres wie auf dem griechischen Festlande, sondern in gewissen Beziehungen auch in Mesopotamien und Ägypten wiederfinden; das älteste trojanische Topfgerät zeigt unverkennbare Übereinstimmung damit. Solche Übereinstimmung besteht in der senkrechten Durchbohrung, der eigentümlichen Gestalt und Ansetzung der Henkel sowie in der Zeichnung, namentlich der geometrischen, der Ornamente; auch die Urnendeckel, die rinnenförmig durchlochten Griffe, insbesondere die weiß inkrustierten Tiefornamente gewähren Vergleichungspunkte. Diese Übereinstimmung in der steinzeitlichen Keramik geht in Asien bis nach Japan, wo die Muschelhaufen den dänischen in hohem Maß entsprechen und auch in den Topfscherben, trotz ihrer lokalen Besonderheiten, unverkennbare Übereinstimmung zeigen. Daß die ältesten Töpfereierzeugnisse Amerikas das gleiche beweisen, wurde schon oben ausgeführt.

Henkelkrug mit Bandverzierung aus dem Mondsee, Österreich.

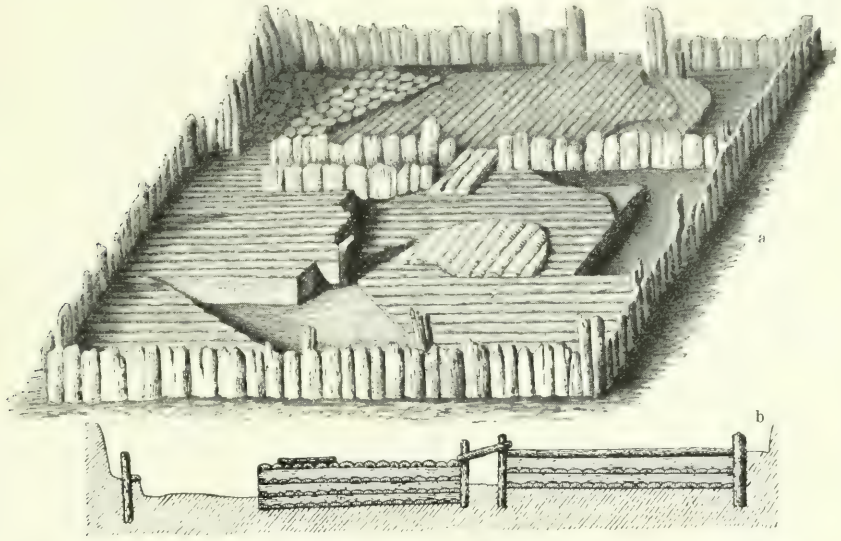
Nicht nur die Steinwaffen und -geräte, sondern, soweit wir das überblicken können, auch die Reste der ältesten Keramik zeigen jene Gleichartigkeit der Kulturentwickelung der neolithischen Periode, die nicht nur auf eine Gleichheit des geistigen Entwickelungsganges der Menschheit, sondern auch auf weithin sich geltend machende Kultureinflüsse hinweist.

D. Die Wohnstätten und das häusliche Leben.

a) Übersicht über den Kulturbesitz der steinzeitlichen Pfahlbauten.

Ein klares Bild der allgemeinen Lebens- und Kulturverhältnisse der mitteleuropäischen Menschheit während der neolithischen Periode geben nach den Forschungsergebnissen der schweizerischen Archäologen die Pfahlbauten in den Alpenvorländern.

Während in Höhlengegenden die Höhlen und Grotten vielfach den Menschen der jüngeren Steinzeit zeitweise, zum Teil auch dauernd als Winterwohnung dienten, baute in den wasserreichen Niederungen der Schweiz die neolithische Bevölkerung ihre Hütten in Seen und Mooren auf Pfahlrosten. In jener Zeit waren die Alpenvorlande noch weithin von Wäldern bedeckt und von wilden Tieren erfüllt; damals boten die auf Pfählen im Wasser

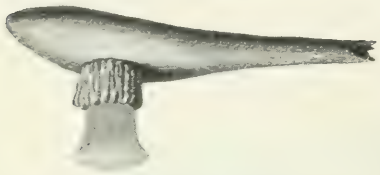


a Reste einer steinzeitlichen Pfahlbauhütte in Schussenried; b der Querschnitt davon.

stehenden Hütten ihren Bewohnern eine Sicherheit, wie sie kaum ein anderer Ort gewähren konnte. Die ersten Bewohner von Pfahlbauniederlassungen in der Schweiz gehören der reinen Steinperiode an. Trotz ihrer Seewohnungen erscheinen diese alten Neolithiker im Besitz fast aller wichtigen Haustiere; sie kannten und übten aber auch den Feldbau. Sie nährten sich von Viehzucht, vom Ackerbau, vom Ertrage der Jagd und Fischerei, von wildem Obst und anderem, was das Pflanzenreich Eßbares freiwillig darbot. Ihre Kleidung bestand teils aus Fellen, teils auch aus Zeugen von Wolle oder Flachs.

Das Bestreben der Ansiedler, in dauerhaften, vor Überfällen gesicherten Heimstätten und in größerer Zahl beisammen zu wohnen, beweist daß ihnen die Vorteile einer seßhaften Lebensweise bekannt waren, und daß wir uns unter den Bewohnern der Pfahlbauten nicht herumziehende Hirten, noch weniger eigentliche Jäger oder Fischer zu denken haben. Die bleibende Vereinigung einer großen Menge von Menschen auf demselben Punkt und von Hunderten von Familien in benachbarten Seebuchten hätte nicht stattfinden können, wenn nicht ein regelmäßiger, wesentlich auf Viehzucht und Ackerbau begründeter Zufluß von Nahrungsmitteln durch alle Jahreszeiten, wenn nicht eine gesicherte

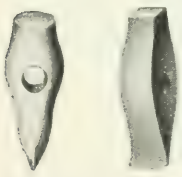
gesellschaftliche Ordnung vorhanden gewesen wäre. Schon die Begründung der Seeansiedelung selbst ist für den einzelnen nicht möglich; hier muß eine größere Gemeinschaft nach einem einheitlichen Plan und Ziel gearbeitet haben. Herodot beschreibt ein Pfahldorf, das Päonen im See Prasias in Thrakien bewohnten und mit Erfolg gegen den persischen Feldherrn Megabazos verteidigten. Mitten im See stand auf hohen Pfählen das zusammengezochte Gerüste, auf dem die Hütten erbaut waren; mit dem Ufer war es nur durch eine einzige, leicht zu entfernende Brücke verbunden. Herodot berichtet: Die Pfähle, auf denen die Gerüste ruhen, richteten in alter Zeit die Bewohner gemeinsam auf; die Vergrößerung der Seeansiedlung erfolgte später je nach Bedürfnis mit der Gründung neuer Familien.



Steinhacke in Hirschhorn und Holz, aus den Schweizer Pfahlbauten.

Nach der großen Anzahl der steinzeitlichen Pfahlbauten in den Alpenvorländern, nach der großen Menge primitiver Industrie-Erzeugnisse, die man dort gefunden hat, müssen Jahrhunderte verflossen sein von dem Augenblick, als die ersten Ansiedler ihre Pfähle einrammten, um darauf Wohnungen zu bauen, bis zum Ende der Steinperiode.

Die Hütten der steinzeitlichen Ansiedelungen waren teils von runder, teils von viereckiger Form und dann, wie die bei Schussenried entdeckte Pfahlbauhütte (s. die Abbildung S. 79), in zwei Abteilungen geteilt, die eine für das Vieh, die andere mit einer Herdanlage aus Steinen für die Menschen. Der Hüttenboden war von Rundhölzern mit Lehmunterlage und wohl auch mit Lehm-Estrich hergestellt; bei der Schussenrieder Hütte waren die Wände zwischen Eckpfosten aus gespaltenen Holzstämmen, senkrecht stehend, die Spaltfläche nach innen gewendet, festgefügt. Die runden Hütten hatten Wände aus grobem Astflechtwerk, außen und innen mit Ton beschlagen; von diesem Tonbewurf mit den Abdrücken der Äste haben sich zahlreiche durch Feuer hartgebrannte Stücke erhalten. Die Pfahlhütten der Seen standen mit dem Wasser durch Block- oder Sprossenleitern in Verbindung. In einer der ältesten Stationen hat sich eine solche Leiter gefunden: sie bestand aus einem langen Pfahl aus Eichenholz, in ziemlich regelmäßigen Abständen mit Löchern versehen, in welchen die Leitersprossen eingefügt waren.

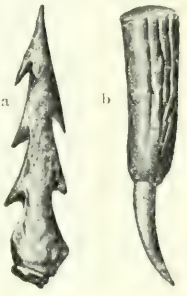


Axthämmer, aus den Schweizer Pfahlbauten.

Die wichtigsten Fundstücke der ältesten Pfahlbaukultur sind die Steingeräte und Waffen von denselben Formen, der gleichen Benutzung und Herstellungsweise, wie sie oben geschildert wurden. Als Material für Beile und Meißel verwendeten die Schweizer Pfahlbaubewohner meist Rollsteine, wie sie überall zur Hand waren: Serpentin, Diorit, Gabbro, wobei grüne Gesteine bevorzugt wurden. Außerdem wurden aber auch die seltenen prächtigen Gesteine Nephrit, Jadeit und Chloromelanit benutzt. Die Steinbeile und Meißel waren meist in einen Handgriff befestigt, und zwar oft zunächst in eine Hirschhornklammer, die dann ihrerseits in den Holzstiel eingefügt wurden (s. die obere Abbildung). Seltener war eine Befestigung der Beile in einen keulenartigen Holzstock oder in einen ganz aus Hirschhorn bestehenden Griff. Erst gegen Ende der Steinzeit scheint man in der Schweiz auf den Gedanken gekommen zu sein, die Axt zur Anbringung des Stieles selbst zu durchlochen, wodurch die typische Form der Hammeraxt entstand (s. die unteren Abbildungen). Es ist nachgewiesen, daß unter Mitwirkung von Wasser und Sand jeder hohle Knochen genügt, um den härtesten Stein zu durchbohren. Manche Stücke zeigen noch den hierbei entstehenden

runden Bohrzapfen aus dem Stein nicht vollkommen herausgeschliffen; auch freie Bohrzapfen, regelmäßig geschliffene kleine Steinzylinder, haben sich gefunden. Man hat aber auch den zu durchlochenden Stein von beiden Seiten her einfach mit einem Bohrer aus Feuerstein durchgeschabt; die Form des Bohrloches ist dementsprechend unregelmäßiger. Auch hierbei zeigt sich die Wichtigkeit der meist relativ kleinen und unscheinbaren, oben beschriebenen Feuersteingeräte; „der Feuerstein ist derjenige Stoff, durch welchen mittelbar oder unmittelbar alles Werkzeug seine Form erhält" (Keller).

Die anderen Gesteine dienten, außer zu den schon genannten, noch zu vielen anderen Zwecken. Man fertigte daraus z. B. Schlagsteine und Hammersteine in allen Formen, Stößel und Mörser, Mühlen-, Schleifsteine und Glättsteine für die Geschirrfabrikation, Spinnwirtel und verschiedene Zieranhängsel. Unter den Feuersteinwaffen ragen Dolche hervor, die aus spitzen, in Griffe gefaßten Feuersteinklingen bestehen. Der Stiel des Griffes ist an einem Ende ausgehöhlt, um das Ende der Dolchklinge aufzunehmen: an dem anderen zeigt er manchmal eine knopfartige Anschwellung. Die Feuersteinklinge wurde zuerst mit Harz befestigt, dann wurde der ganze Stiel mit gehecheltem Flachs oder mit aus Binsen gedrehten Bändern umwickelt; der Griff war vielfach ein Augensproß eines Hirschgeweihes. In solche wurden auch kleine, zum Schneiden dienende Beilchen, z. B. aus Nephrit, befestigt. Die Pfeil- und Speerspitzen aus Feuerstein wurden zum Teil mit viel Sorgfalt gefertigt. Die Mehrzahl der Pfeilklingen und der übrigen Feuersteingeräte erscheint aber in den schon aus der Diluvialzeit bekannten Formen roher Splitter, Messer und Schaber. Zahllose Abfallsplitter beweisen, daß der Feuerstein an Ort und Stelle bearbeitet wurde. Einzelne größere sichelförmige Klingen, den nordischen Feuersteinsicheln ähnlich, hat man auch in den Pfahlbauten der Schweiz entdeckt. Größere sägeförmige Klingen wurden zum Teil so zusammengesetzt, daß kleine, scharfe Feuersteinsplitter mit Harz in der Rinne eines Holz- oder Hirschhornstückes befestigt wurden.



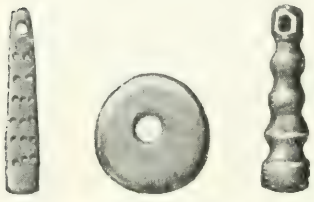
a Harpunenspitze, b Pfriem mit Handgriff, aus den Schweizer Pfahlbauten.

Man hat behauptet, daß damals schon in der Schweiz Feuerstein, z. B. aus den Feuersteingebieten des Nordens, durch Handelsverkehr eingeführt worden sei. Sicherer erscheint es, daß gegen Ende der Steinzeit Bernstein aus den Bernsteingegenden des Nordens in einzelnen Stücken gebracht worden ist.

Die Manufakte aus Hirschhorn und Knochen zeigen eine Fülle von Mannigfaltigkeit. Die Masse des in den Pfahlbauten gefundenen Hirschhorns beweist, daß die Wälder zur Steinzeit mit Hirschen geradezu bevölkert waren, und daß die Jagd auf diese Tiere trotz der uns so ungenügend erscheinenden Mittel keine großen Schwierigkeiten machte.

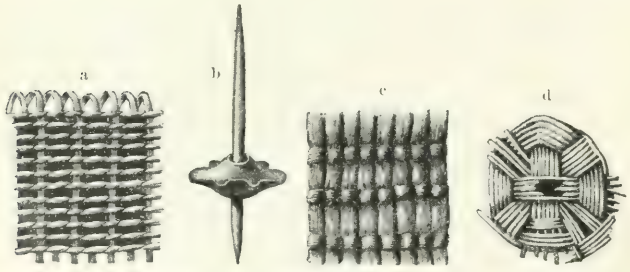
Wie die Paläolithiker an der Schussenquelle aus Renntiergeweih, so schnitzten die Neolithiker in den Schweizer Seedörfern aus Hirschhorn Gegenstände aller Art. Aus den dicksten Teilen des Geweihes, namentlich gern aus dem Rosenstock desselben (s. die Abbildung S. 80, oben), fertigte man für Äxte und Hämmer die mehrfach erwähnten scheidenartigen Zwingen, die in den Holzstiel eingesetzt wurden. Eine Art von Hacke stellte das Geweihende dar, an dem der Augensproß noch festsaß; das mehrspitzige Geweihende selbst, quer durchbohrt, gab eine gefährliche Waffe und eine Art Rechen. Andere Geräte mahnen an Schaufeln und Hauen und werden in der Tat wie jene Hacke zu Ackerbauzwecken gedient haben. Als Fischereiwerkzeuge hat man Angelhaken aus Hirschhorn und vortrefflich gearbeitete Harpunen mit Widerhaken gefunden (s. die obenstehende Abbildung, Fig. a). In verschiedenen Pfahlbauten wurden gut erhaltene Reste von Netzen entdeckt; dabei auch eine Anzahl von noch mit Bindfaden umwickelten Netzsenkern aus Stein, die ohne Zweifel an den Maschen des Netzes befestigt waren, um dasselbe auf den Grund zu senken. Aus Hirschhorn wurden ferner kleine, mit Löchern zum Anhängen versehene Becher geformt, dann Halsperlen und sehr geschickt geschnitzte Ohrgehänge, große, manchmal verzierte Knöpfe, Nadeln mit Ösen, kleine Kämme, Pfeile, Pfriemen und Stecher und eine Auswahl von größeren und kleineren Nadeln, einige mit Knöpfen, andere mit seitlich durchbohrten Ansätzen, offenbar dazu dienend, einen Faden durchzuziehen.

Den noch festeren Knochen, namentlich der Hirsche und Rinder, benutzte man vielfach zur Herstellung von Waffen und Werkzeugen. Aus den am Ende durchbohrten und zu drei und drei mit Bindfaden zusammengebundenen Rippen der Kuh oder des Hirsches verfertigte man Kämme zum Flachshecheln. Auch der größte Teil der Dolche wurde aus Knochen hergestellt. Als Griff diente entweder das natürliche Gelenkende, oder man befestigte die Knochenklinge in einem besonderen Hirschhorngriff; Pfeil- und Lanzenspitzen aus Knochen sind weit häufiger als gut gearbeitete aus Feuerstein. Zur Befestigung der knöchernen Lanzenspitze an den Holzschaft diente eine Umwickelung mit Bindfaden, der dann noch mit einer Lage von Birkenharz umgeben wurde. Aus Knochen findet man auch eine Menge von Pfriemen und Meißeln in allen Größen, deren eines Ende spitz und scharf, deren anderes in einem Griff von Hirschhorn befestigt ist (s. die Abbildung S. 81, Fig. b). Tierzähne, hauptsächlich die des Wolfes, Bären, Hundes und Schweines, wurden durchbohrt, um als Amulette oder Halsketten getragen zu werden (s. die nebenstehenden Abbildungen).



Schmuckstücke aus den Schweizer Pfahlbauten.

Ziemlich viel Holzgegenstände sind aus der Steinzeit der Pfahlbauten bekannt. Ein Joch ähnelt sehr dem noch heute zum Leiten der Rinder üblichen; aus Buchsbaumholz wurden niedliche Kämme gefertigt. Auch Kähne, aus einem einzigen Baumstamm gearbeitet, „Einbäume", haben sich aus jener Zeit erhalten; ein Exemplar war 9,5 m lang und 0,7—0,9 m breit. Als Ergänzung zu den zahlreichen Pfeilen hat man einige Bogen gefunden; ein Exemplar aus Buchsbaumholz ist 1,6 m lang. Aus dem gleichen Material wurde auch ein kleinerer Bogen entdeckt, offenbar zu einem Drehbohrer gehörig, der entweder zur Durchbohrung von Steinäxten, oder noch wahrscheinlicher für die Bewegung eines Feuerbohrers zum Feueranzünden diente. Aus Holz waren ferner Dreschflegel, Speerstangen, Schalen und Tassen, manche mit Henkel versehen, Löffel, Quirle, Hämmer, Schiffchen als Kinderspielzeug und anderes mehr. Im Berner Museum befinden sich sogar Bruchstücke von Tischen, Bänken und Türen aus Pfahlbauten der Steinzeit.



Funde aus den Schweizer Pfahlbauten: a Gespinst, b Spindel mit Wirtel, c Matte, d Korbgeflecht.

Besonders bedeutsam für die Beurteilung der hohen Kultur der steinzeitlichen Pfahlbaubewohner sind die Überreste von Spinn- und Webereigeräten sowie von Gespinsten (s. die obenstehende Abbildung, Fig. a), Geweben, Flechtarbeiten und anderem. Auf den oben als Flachshecheln erwähnten, aus Rippen hergestellten Geräten hat man Flachs aufgewunden gefunden; von der Befestigung der Klingen mit Flachs oder daraus gedrehten Faden war schon die Rede, ebenso von den zahlreichen weiten und engeren aus Faden geknüpften Netzen. Zum Spinnen des Fadens dienten Spindeln, ganz den noch heute gebrauchten ähnlich: ein Spindelstock aus Holz, der in einen aus Stein, Hirschhorn oder Ton hergestellten Spinnwirtel, Aspen in der Sprache der Südbayern, befestigt war (s. Fig. b),

der Spinnrocken war wohl ein einfacher Stock. Einen Webstuhl hat man noch nicht erhalten gefunden, wohl aber zahlreiche Webegewichte, die zum Anspannen des Fadens gedient haben. Es wurden vortreffliche Gewebe, zum Teil geköpert, hergestellt, von denen man viele Reste besitzt. Auch Matten und Körbe verstand man, wie ihre Überreste beweisen, aus den noch heute verwendeten Stoffen zu fabrizieren (s. die Abbildung S. 82, Fig. c und d).

Das Getreide wurde zu einer Art Brot aus grob gemahlenen Getreidekörnern verbacken. Mühlsteine zum Zerreiben des Getreides finden sich zahlreich. Es sind etwas ausgehöhlte, ausgeriebene Steinplatten und dazugehörige kleinere flache, oben abgerundete Steine, mit denen man auf den größeren Platten die Getreidekörner zerquetschte (s. die untenstehende Abbildung). Die Kochgeschirre sehen wir zum Teil schon sehr vervollkommnet. Große und kleine Töpfe zum Aufbewahren, irdene Kochtöpfe und Schüsseln, dann große Löffel und Quirle aus Holz, letztere wahrscheinlich zum Buttern, haben sich erhalten. Seiherartige Gefäße dienten zur Käsebereitung. Es sind Töpfe, in deren Wand und Boden eine Reihe von engen Löchern zum Abfließen der Molke von dem gewonnenen Käse angebracht ist.

Handmühle aus Sandstein: ein größeres, etwas konkaves Stück und ein kleinerer, ovaler Läufer; aus dem steinzeitlichen Gräberfeld am Hinkelstein bei Monsheim.

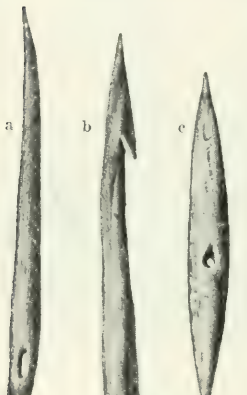
Wir sehen hier in der vollentwickelten neolithischen Periode die Bewohner unserer Länder als eine ansässige, landbauende und viehzüchtende Bevölkerung. Wenn auch noch Jagd und Fischfang einen wichtigen Bestandteil der Nahrung lieferten, so daß man an einigen Stellen unter den Kochresten sogar mehr Knochen vom Hirsch als vom Rind gefunden hat, so bildeten doch Milch, Käse und Butter der Rinder, Schafe und Ziegen, dann das Fleisch von diesen Tieren und namentlich vom Schweine, Mehl, Brot und Früchte schon die Grundlage der Ernährung.

b) Neolithische Höhlenwohnungen und andere Landsiedelungen.

Kaum weniger reich und allseitig als die Ergebnisse der Pfahlbautenstudien sind die der Höhlenforschung für die neolithische Schicht.

Die Höhlenbewohner der jüngeren Steinzeit im Fränkischen Jura waren wie die steinzeitlichen Pfahlbaubewohner der Schweiz im wesentlichen Hirten. Sie besaßen alle wichtigen Haustiere, die jene hatten: Hund, Rind, Pferd, Schaf, Ziege, Schwein, und übten ebenso schon Feldbau, sicher Flachsbau, aus: daneben lieferten Jagd und Fischfang einen wesentlichen Teil der Nahrung. Nicht nur an den Gestaden der Seen auf künstlich eingerammten Pfahlrosten, auch an den Ufern süddeutscher Flüsse wohnte also einst ein Volk, das, noch wesentlich auf Jagd und Fischfang angewiesen, mit ausschließlicher Benutzung von Stein- und Knochenwerkzeugen, aber ohne Metall schon Viehzucht und primitiven Ackerbau trieb und es verstand, die ihm von der Natur gewährten Hilfsmittel des Daseins durch die ersten technischen Künste zu vermehren: durch Zuschlagen und Schleifen von Steininstrumenten, durch Knochenschnitzerei, vor allem aber durch Töpferei, durch Gerberei, durch die Kunst zu nähen, durch Weberei und Flechtkunst.

Die Mehrzahl der Gegenstände sind Schnitzereien aus Knochen, Zähnen und Hirschhorn, Waffen, Geräte, Schmucksachen der verschiedensten Art. Die festen Geweihsprossen des Edelhirsches dienten zur Herstellung von Pfriemen, Nadeln, Pfeilspitzen und gröberen Werkzeugen; manche dieser letzteren sind auch aus Hirschknochen geschnitzt, die sich durch ihre feste Struktur und hohe Polierfähigkeit als zu diesem Zwecke besonders geeignet erwiesen. Neben dem Hirsch lieferte aber vor allem das Rind Röhrenknochen und Rippen als Material zu Knochenwerkzeugen. Die Knochen deuten zum Teil neben dem zahmen Rind auf ein wildes Rind, vielleicht den Wisent (Bison europaeus), der dem Hauptfluß jener Felsgegenden, der Wisent, seinen Namen gegeben hat. Eine Pferdeart von mittlerem Schlag ist unter den Funden durch durchbohrte Zähne, aus Knochen geschnitzte Werkzeuge und Waffen vertreten. Die auf dem Durchschnitt nahezu viereckigen falschen Rippen des Pferdes geben handliche, etwas gekrümmte scharfspitzige Knochendolche und große Nadeln (s. die untenstehende Abbildung, Fig. a). Pferderippen dienten, wie anderswo der Mittelfußknochen des Pferdes, als Kufen für Schlittschuhe. Eberhauer wurden zu Messern mit scharfer Schneide zugeschliffen. Die Eckzähne des Hundes, einer großen jagdhundähnlichen Rasse, lieferten durchbohrt Perlen oder Amulette.



Funde aus der jüngeren Steinzeit der Fränkischen Schweiz. a Nadel mit einem Öhr, b knöcherne Häkelnadel zum Netzstricken, c knöchernes Webschiffchen.

Unter den Steingeräten erscheinen sehr zahlreich Messer, Schaber, Pfeilspitzen und massenhaft Abfallsplitter aus Feuerstein und Hornstein, zum Teil, dem Mangel an geeignetem Material entsprechend, winzig und höchst unscheinbar. Die größeren Formen der Steingeräte, Beile, Äxte, Hämmer, entsprechen denen der Schweiz; aber ihr Material ist teilweise, je nach den lokalen Verhältnissen, viel schlechter. Lange schmale Steingeräte aus Grünstein hält man für eine Art von Pflugscharen zur Bodenbearbeitung.

Wichtig erscheinen für die Beurteilung des Kulturzustandes der neolithischen Felsenbewohner die zahlreichen aus Knochen geschnitzten Gegenstände, die als Instrumente für Weberei und Netzstricken anzusprechen sind. Für letzteren Zweck fanden sich große, fein geglättete knöcherne Häkelnadeln, zum Teil aus der Rippe eines großen Wiederkäuers geschnitzt (s. die nebenstehende Abbildung, Fig. b). Das Handgriffende ist vom Gebrauch geglättet, die Spitze mit dem Haken aus der gleichen Ursache gerundet; mehrfach ist das Ende zum Zweck des Anhängens durchbohrt. Noch zahlreicher fanden sich Weberschiffchen von verschiedener Form. Mehrfach ist unter den Funden die Form des noch jetzt gewöhnlichen Weberschiffchens in verschiedenen Größen vertreten (s. Fig. c). Einige sind undurchbohrt; die meisten zeigen aber im Zentrum der Flachseiten zum Anbinden des ungewickelten Fadens eine oder zwei runde oder ovale Öffnungen nebst rinnenförmig um die Breite herumlaufendem Einschnitt. An Stelle des doppelspitzigen Schiffchens tritt außerdem recht häufig eine entweder flache oder runde, ziemlich lange, an dem einen Ende stumpfspitzige, an dem entgegengesetzten Ende abgerundete und nahe dem runden Ende durchbohrte Flecht- oder Webenadel. Es fanden sich auch flache pfeilspitzenähnliche Weberschiffchen mit einer Durchbohrung des flachen, sich wie ein Schaftansatz verschmälernden Endes. Ein sägeartig ausgezacktes Knocheninstrument mag zum Fadenschlichten, eine schwertähnliche, lange, flache Knochenklinge zum Anschlagen des Fadens im Webstuhl gedient haben. Nach den zahlreich gefundenen tönernen, durchbohrten Webegewichten wird der Webstuhl, wie jener der Pfahlbauebewohner, dem altertümlichen Gerät ähnlich gewesen sein, das noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit auf den Färöerinseln gebräuchlich war. Sehr zahlreich sind die Spinnwirtel, teils flache, zentral durchbohrte runde Knochenscheiben, teils dicke Knochenringe oder große Knochen- und Hirschhornperlen und flache Rosenstöcke von Hirschgeweihen; auch die charakteristischen Formen der in den Pfahlbauten vorkommenden, aus Ton gebrannten Spinnwirtel fanden sich in den Felsenwohnungen des Wisentales. Häufig sind Nähnadeln aus Knochen. Sie sind viel kleiner und schmäler als die Flechtnadeln, zum Teil drehrund, sehr gut gespitzt und geöhrt; zum Nähen der Felle mußten die Löcher aber wohl erst mittels der kleinen, oft gefundenen spitzen Feuersteinahlen vorgestochen werden.

Man hatte früher geglaubt, den neolithischen Europäern habe die Kunst gefehlt, die die Paläolithiker in so hervorragender Weise verstanden, tierische und menschliche Figuren zu gravieren und zu schnitzen. Jetzt haben die Untersuchungen immer mehr Beweise dafür erbracht, daß auch in der jüngeren Steinzeit die Plastik und Gravierkunst nicht

ausgestorben war. Besonders berühmt sind die zum Teil vielleicht einem religiösen Zweck dienenden Schnitzereien der jüngeren Steinzeit aus Bernstein, die aus dem Kurischen Haff bei Schwarzort gehoben wurden (s. die untenstehende Abbildung, Fig. a), und jene aus den Höhlen des polnischen Jurazuges (s. Fig. b), die Figuren aus Butmir und andere.

Wie es im ganzen Alpenvorland im Norden und Süden kaum einen See gibt, in dem nicht Pfahlbauten nachgewiesen wurden, die denen der Schweiz bis ins einzelne entsprechen und zweifellos gleichzeitig mit ihnen sind, so findet sich in allen Höhlengegenden Europas eine große Anzahl von Höhlen und Grotten, in denen sich mit unzweifelhafter Sicherheit eine neolithische Kulturschicht nachweisen ließ, die im einzelnen überall den gleichen Typus zeigt. Besonders gute Untersuchungen haben wir von den neolithischen Höhlen Österreich-Ungarns, Englands, Frankreichs, Norditaliens, Polens und des europäischen Rußland.

In Italien hat sich in der Lombardei und in der Emilia eine andere Gruppe steinzeitlicher Ansiedelungen gefunden, die noch alle Zeichen und den Kulturbesitz der jüngeren Steinzeit bieten und in manchen Beziehungen den Pfahlbauten näher stehen als die Höhlenwohnungen. Es sind das die Terramaren, deren Bewohner aber schon teilweise zur Benutzung der Bronze fortgeschritten waren; eine scharfe Schichtentrennung in rein steinzeitliche und metallzeitliche Bewohnung scheint sich bisher noch nicht sicher ergeben zu haben. Die Hütten standen auf einem Pfahlrost auf trockenem Lande, auf 2—3 m hohen Pfählen; die ganze Ansiedelung war mit Graben und Wall, meist mit Palisaden, befestigt und von länglich-viereckigem oder ovalem Grundriß. Rein steinzeitlich sind in Italien außer vielen natürlichen und künstlichen Höhlen die Wohngruben, fondi di campanne, die einst wohl den Überbau einer Hütte getragen haben. Unter den Schichten der historischen und klassischen Kultur Griechenlands finden sich auf den Inseln wie auf dem Festland die Reste älterer neolithischer steinzeitlicher Bewohnung.

a Schnitzerei aus Bernstein, vom Kurischen Haff bei Schwarzort. b Schnitzerei aus Tropfstein, aus den Höhlen des Jurazuges zwischen Krakau und Tschenstochow.

Wohngruben der Steinzeit scheinen über ganz Europa verbreitet gewesen zu sein. Vielfach hat man bei oder in den Gruben gebrannten Wandbewurf mit Abdrücken des Reisiggeflechts gefunden, die auf Hüttenbau deuten. In Mecklenburg haben sie einen kreisförmigen Grundriß von 10—15 m und sind 1½—2 m tief. Auf dem Boden der Gruben liegen verbrannte und geschwärzte Steine, Herdsteine, Kohlen, Topfscherben, zerschlagene Knochen von Tieren und einzelne Steingeräte, die sich aber in größerer Anzahl meist nur in der Nachbarschaft der Wohnstätten zerstreut finden. In Frankreich gibt es ebensolche kreisrunde Wohngruben der Steinzeit. Im bayrischen Spessart wurden sehr viele kleinere Herdgruben aufgedeckt und Hunderte von Steinbeilen, auch durchbohrten Axthämmern gefunden; einige der ersteren sind sehr schön aus Jadeit gearbeitet.

Während der neolithischen Periode wurden vielfach Wohnungen auf Höhen, auf Hügeln und Bergen angelegt, die, wie es scheint, in jener Zeit zum Teil umwallt und befestigt waren. Zahlreich sind solche Ansiedelungen in ganz Süd- und Mitteldeutschland, in Österreich-Ungarn namentlich im Küstenland, in Italien, Griechenland und Frankreich. Manche dieser Stationen sind rein steinzeitlich. Die Mehrzahl aber war zwar während der Steinzeit schon bewohnt und liefert die aus dem Vorhergehenden bekannten typischen neolithischen Fundstücke, dagegen dauert die Bewohnung auch in den Metallepochen noch

fort und reicht zum Teil bis in die Neu- und Jetztzeit herein. Der Felsen bei Klausen im Eisacktal in Tirol, auf dem das Kloster Säben liegt, war eine mittelalterliche Burg, auch während der Römerzeit stand hier eine befestigte Ansiedelung Sobona, und als man 1895 für Neubauten des Klosters den Boden ausschachtete, kam ein gut geschliffenes Steinbeil der jüngeren Steinzeit zutage. Auf vielen Bergen Mitteldeutschlands finden sich Spuren alter Anwesenheit der Menschen, die hier gewohnt oder vielleicht zu Opferfesten sich versammelt haben. Die Erde ist dort durch organische Einflüsse und Kohlen schwarz gefärbt, und diese „Schwarzerde auf Höhen und Bergen" enthält vielfach die Spuren der Neolithiker. In Italien scheinen manche Funde auf solchen Höhen, z. B. die auf dem kleinen Kastellhügel bei Imola, eine rein-steinzeitliche Stufe zu zeigen, die der beginnenden Metallzeit der Terramaren vorausgeht, ihr aber in allem wesentlichen, mit Ausnahme des Metallbesitzes, entspricht.

Auch in Nordafrika, vor allem in Ägypten, in Griechenland, an den Küsten des Schwarzen Meeres, in Kleinasien, in dem alten Kulturzentrum des Ostens, in den Euphratländern, in China und Japan, in der ganzen alten Kulturwelt finden sich Beweise einer ehemaligen vorgeschichtlichen neolithischen Zeit; auf dieser alten Schicht lagern auch dort die Schichten höherer Kultur. Der Kulturbesitz des Menschen war in diesem weiten Ländergebiet während der entwickelten jüngeren Steinzeit im wesentlichen gleichartig: sie ist die *allgemeine Grundlage der altweltlichen Kultur*.

Feuersteinbeil, aus Neuseeland.

Die allgemeinen Umrisse des Kulturbildes sind überall gleich. Aber das schließt zahlreiche örtliche Schattierungen nicht aus; und wir irren wohl nicht mit der Annahme, daß in den einst so gesegneten Kulturländern des Ostens und an den Küsten des Mittelmeeres, wo Viehzucht und Pflanzenbau ganz anders lohnten, rascher eine höhere Stufe der Lebensführung erreicht wurde als in den Wäldern und Sümpfen Mitteleuropas, wo Jagd, Fischfang und der Kampf mit der unwirtlichen Natur die Kräfte in viel höherem Maße in Anspruch nahm. In *Ägypten* steht die ausgehende Steinzeit *im vollen Lichte der Geschichte*. Die Ausbildung des Staates der Pharaonen sowie ihrer Religion, Wissenschaft und Kunst gehören der neolithischen Periode an, und noch weit vor die Zeit der ersten Pharaonen, in eine auch für Ägypten bisher noch prähistorische Steinzeit, fällt, wie *Eduard Meyer* festgestellt hat, die Erfindung des Kalenders, den alle gebildeten Nationen im wesentlichen noch heute als Grundlage der Zeitrechnung benutzen.

Aber der sich eröffnende Gesichtskreis ist noch weiter. Auch die Vorgeschichte der neuen Welt zeigt eine der europäischen entsprechende neolithische Stufe, die ebenfalls die Grundlage der weiteren Entwickelung der uralten *amerikanischen* Kulturländer darstellt. Wo in Amerika eine höhere Kultur sich nicht autochthon ausbildete, trafen die europäischen Entdecker, ebenso wie in der gesamten *australischen* Welt (s. die obenstehende Abbildung), die neolithische Steinkultur noch aktiv bestehend an. In diesen Ländergebieten, die sich niemals aus eigener Kraft über die Steinzeit erhoben haben, steht somit dieselbe Kulturstufe, die in den alten Kulturländern einer unvordenklichen vorgeschichtlichen Periode angehört, direkt im hellen Lichte geschichtlicher Zeit. *Das Studium der modernen Steinzeitvölker wirft manchen Lichtstrahl auf die Zustände der prähistorischen Steinzeit, und diese läßt uns anderseits die primitiven Kulturzustände jener Völker als eine allgemeine Durchgangsstufe der gesamten Menschheitsentwickelung erkennen.*

c) Die Steinbauten und die Gräber.

Die Pfahlbautenstationen und die diesen ähnlichen Landansiedelungen beweisen ohne weiteres, wie hoch in jener alten Periode, die man sich früher kaum über halbtierische Verhältnisse erhoben dachte, auch die Kultur der alten Einwohner Zentraleuropas schon fortgeschritten war. Derartige Bauten lassen sich ohne Zusammenschluß zu größeren *sozialen Verbänden* nicht ausführen, worauf ja auch schon die Anzahl der Wohnstätten hindeutet, die auf einen vergleichsweise engen Raum zusammengedrängt waren. Zur ersten Einrammung der Pfahlroste war eine größere Menge nach gemeinsamem Plane zusammenarbeitender Genossen unumgänglich notwendig. Das gleiche gilt für die Anlage jener künstlichen, mit Pfahlwerken geschützten und zum Teil auf Pfählen ruhenden Inseln, die von den irischen Archäologen als „Crannoges" bezeichnet werden, oder für die italienischen, ebenfalls einst auf Pfählen ruhenden, durch Gräben geschützten Dörfer, denen man den Namen „Terramaren" gegeben hat. Nach dem Umfang der Pfahlwerke sind wir imstande, die Zahl der einstigen Bewohner der von jenen getragenen Ansiedelungen zu schätzen. Ein nicht weniger anschauliches Bild von der Anzahl der einstigen Bewohner geben die ersten Umwallungen auf der Spitze von Hügeln und Bergvorsprüngen, die ebenfalls schon in der Steinzeit angelegt und besiedelt worden sind.

Dolmen in Südschweden.

Vom Zusammenarbeiten vieler Menschen zu einem gemeinsamen Zweck sprechen auch jene zum Teil mächtigen *Steinbauten*, denen man wegen der Größe der verwendeten Steine den Namen *megalithische* Bauten, Riesensteinbauten, beigelegt hat. Auch sie stammen in Nordeuropa aus der reinen Steinzeit. Der Mehrzahl nach waren sie ursprünglich Grabanlagen; ihr Bauprinzip wiederholt sich öfters auch in weit weniger großartigen Gräbern.

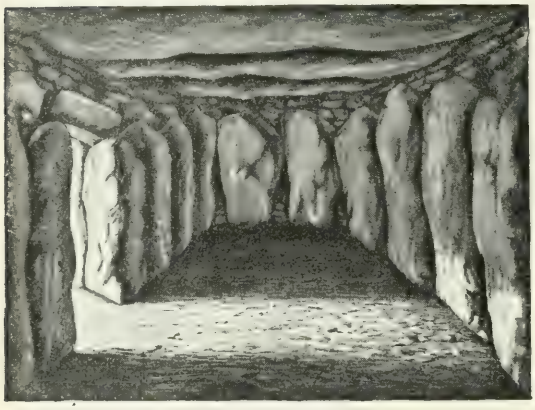
In Norddeutschland werden die megalithischen Bauten vielfach als „Hünenbetten" oder „Riesenbetten" bezeichnet; im skandinavischen Norden heißen sie „Riesenstuben", da sie in ihrer ursprünglichen Anlage in Wahrheit Wohnstätten nachahmen.

Vielfach liegen die Steinblöcke, aus denen diese Riesenbauten getürmt sind, jetzt frei: die Steine treten offen zutage. Auf großen, quergestellten Steinen, welche die Seitenwände einer Kammer darstellen, ruhen als Dach ein oder mehrere, oft geradezu kolossale „Decksteine" (s. die obenstehende Abbildung), für deren Aufrichtung an ihrer jetzigen Stelle ohne die der modernen Baukunst zur Verfügung stehenden technischen Hilfsmittel Menschenkraft zu gering erscheint; in der Volksmeinung konnten solche Bauten nur Riesen fertiggebracht haben. Wirklich sind die Steine zum Teil so groß, besonders die Decksteine so gewaltig, daß die Bauwerke seit Jahrtausenden durch ihre eigene Schwere der Zerstörung getrotzt haben.

In der Zeit ihrer Erbauung waren diese Hünenbetten meist unter Erdhügeln vergraben. Sie waren die Innenbauten großer Grabhügel, in denen die Steinzeitmenschen einst ihre Helden bestatteten. Eine der schönsten *Riesenstuben* ist vielleicht jene bei Öm in der Nähe von Roskilde in Dänemark (s. die Abbildung S. 88). Das Baumaterial bilden lediglich erratische Steinblöcke von mächtiger Größe. Die rohen Blöcke wurden meist ohne jegliche weitere Bearbeitung so nebeneinander aufgestellt, daß sie sich

möglichst einer an dem anderen stützen; dabei sind alle leicht nach innen geneigt, so daß sie durch ihr eigenes Gewicht in ihrer Stellung fester gehalten werden. Die aufgerichteten Steine stehen als Parallelseitenwände des ganzen Baues so weit auseinander, daß ein mächtiger erratischer Block, als Deckstein quer von einer Wand zur andern reichend, als Dach über jene annähernd senkrecht stehenden Wandsteine gelagert werden konnte. Die Entfernung der Seitenwände der Riesenstuben erreicht im Maximum 2,6—3 m; die darauf gelagerten Decksteine sind etwa 3,3—3,6 m lang. Der Druck der Decksteine von oben hilft wesentlich dazu, den ganzen Bau zusammenzuhalten. Um den Druck der Decksteine regelmäßig zu verteilen, wurden die Wandsteine, wo sie auf dem Boden aufstanden, sorgfältig mit kleineren, eingeschobenen Steinen unterlegt. Wie genau man diese Schwereverhältnisse zu beurteilen verstand, beweist, daß diese Bauten aus schweren und unregelmäßigen Steinen, auf ihren natürlichen, verschiedengestaltigen Flächen und Kanten ruhend, bis heute zusammengehalten haben. Die Innenwände der Stuben wurden möglichst sorgfältig hergestellt. Während auf der Außenseite die rauhe und ungeregelte Gestalt des Steinblockes vorsteht, wurde nach innen entweder die von Natur glatte Seite gewendet oder die Rauhigkeit künstlich weggespalten.

Das sind Äußerungen einer wahren Baukunst; sie zeigt sich auch in der regelmäßigen Auskeilung der zwischen den großen Steinen bleibenden Zwischenräume durch kleine Steine. Diese wurden vielfach in regelmäßigen, mauerähnlichen Schichten eingebaut. Oft wurde dazu Sandstein verwendet, der sich leichter in regelmäßige Stücke spalten ließ, wodurch jene Mauerungen ein noch gefälligeres Ansehen erhielten. Die Zahl der zu den Wandseiten verwendeten Steinblöcke schwankt je nach der Größe der Riesenstuben, ebenso die Zahl der Decksteine. Zu kleineren Stuben mit 6—9 Wandsteinen bedurfte man 2—3 Decksteine. Es kommen aber weit größere Steinkammern vor: man hat bis 17 Wandsteine gezählt; solch große Kammern brauchen eine ganze Reihe von Decksteinen nebeneinander. Vielfach zeigt die Türöffnung eine besondere architektonische Berücksichtigung. Die beiden Türpfostensteine sind etwas niedriger als die übrigen Wandsteine; über sie wurde ein Stein horizontal gelegt, der sie auseinanderhielt und den Druck des Decksteines gleichmäßig auf beide Pfosten verteilte. Mehrfach fand sich auch ein Stein als Schwelle. Zur Tür führt ein niedriger, in ähnlicher Weise wie die Kammer, aber aus weit kleineren Steinen hergestellter Gang. Die Höhe des Ganges ist darauf berechnet, daß man ihn nur kriechend passieren konnte, während die Kammer selbst etwa mannshoch ist, so daß man in den meisten frei stehen konnte. Bei größeren Steinstuben fehlt dieser Gang selten, und nach ihm hat man solchen Grabanlagen den Namen „Ganggräber" gegeben. Außer dem Einbauen kleiner Steine diente auch ein äußerliches Verschlagen der zwischen den Steinen noch bleibenden Öffnungen mit Lehm zur Abhaltung des eindringenden Regenwassers; Lehm wurde vielfach auch für die Herstellung eines rohen Estrichs als Kammerfußboden verwendet, wenn der natürliche Boden sich nicht genügend glätten ließ. Häufig findet sich, oft mit Lehm überdeckt, eine dichte Schicht zerkleinerter Feuersteine oder ein förmliches Pflaster von flachen, manchmal zugehauenen oder rundlichen, möglichst genau aneinander gepaßten Steinen.



Inneres einer Riesenstube bei Roskilde.

Wir haben es bei diesen Riesenstuben sonach mit wahren, hohe technische Fertigkeiten voraussetzenden Bauwerken zu tun, in deren Formen uns die gebräuchliche Form der Wohnhäuser jener frühen Zeit erhalten sind. Die Art und Weise, wie die kolossalen Decksteine auf die Seitenwände der Riesenstuben aufgelegt wurden, erscheint als ein noch ungelöstes Problem. Zweifellos waren viele Hände bei solchen Bauten beschäftigt, und die Geschichte der Baukunst lehrt, daß mit richtiger Benutzung der Menschenkraft, wie z. B. im alten Ägypten, auch mit sehr einfachen Werkzeugen, auf Wallausschüttungen mit untergelegten Rundhölzern als Rollen, mit Seilen und Hebestangen mächtige Lasten gehoben und gestellt werden können.

Einige von diesen ursprünglich in Erdhügel eingeschlossenen Riesenstuben sind vortrefflich erhalten. Vielfach war die Kammer äußerlich ganz mit Erde bedeckt; sie bildete dann den Mittelpunkt eines meist kreisrunden Hügels, oft wahrer kleiner Berge von 3,3—4,85 m Höhe und öfters über 29,7 m Umfang. Bei anderen Riesenstuben lagen die Decksteine ganz unbedeckt frei, oder wenigstens ihre obere Fläche blieb ohne Erdschicht. Manche Riesenstuben liegen in einem länglichen Hügel mit einem rechtwinkligen Kranz von großen Steinen um den Fuß des Hügels; bei runden Hügeln fehlt manchmal dieser Steinkranz, oder er besteht aus recht unansehnlichen Steinen.

Stonehenge im 19. Jahrhundert, von Westen gesehen. (Nach Lubbock.)
Der außerhalb des Kreises stehende Pfeiler ist der sogenannte astronomische Stein.

Neben diesen Riesenbauten kommen im Norden in der Steinzeit kleinere, aber sonst ziemlich in der gleichen Weise gebaute Steingräber vor. Andere sind „Rundgräber", vielfach mit einem Kranz großer Steine umgeben; sonst liegt das kleinere Steingrab oder mehrere solcher in einem langen Steingehege von rechtwinkligem Umriß. Als jüngere Formen werden Gräber angesprochen, die eine viereckige, mehr quadratische oder mehr längliche Steinkiste darstellen. Noch einfacher sind Einzelgräber, umsetzt mit Steinen oder ganz frei in der Erde, vielfach im Höhlenboden.

Die Leichen wurden bestattet, nicht verbrannt. Die Lage der Leichen war vielfach, wie schon im Diluvium, hockend oder die eines Schlafenden, seitlich gelagert, mit an den Leib gezogenen Beinen. Die kleineren Gräber sind oft Einzelbegräbnisse, die größeren oder größten meist Erbbegräbnisse, in denen zu verschiedenen Zeiten nacheinander zahlreiche Leichen beigesetzt wurden. Doch findet sich solche mehrfache Benutzung der Gräber auch bei kleineren und auch bei Steinkisten. Nur die letzte Leiche liegt dann in normaler Lage, während durch wiederholtes Öffnen des Grabes und spätere Bestattungen die Lage der früher beigesetzten Leichen angehörenden Skelette gestört oder absichtlich zur Seite geschoben erscheinen.

Die Schädel der in den neolithischen Gräbern bestatteten Leichen sind wohlausgebildet: ihre Größe spricht für eine besonders beträchtliche Gehirnentwickelung. Die Bestatteten waren nicht größer als die heutigen Bewohner derselben Gegenden, die

Kopfbildung entspricht zum Teil, z. B. in Franken und Thüringen, der der noch heute in jenen Ländern eingesessenen Bevölkerung. Auch im übrigen unterscheiden sich die Skelette nicht von denen moderner Menschen.

Im skandinavischen und deutschen Norden gehören die megalithischen Grabbauten der reinen Steinzeit an. Die Verbreitung dieser Bauten läßt sich weit über Europa nachweisen; auch sie sprechen von der Gleichartigkeit des primitiven Kulturbesitzes und Gedankenganges. Die Steingräber finden sich in allen drei skandinavischen Reichen, am seltensten in Norwegen. In Deutschland kommen megalithische Steingräber in verschiedenen, den nordischen gleichen oder nächststehenden Formen auf der ganzen norddeutschen Tiefebene vor. Nach Osten reichen sie bis zur Weichsel, fehlen dagegen in Rußland, ebenso im Innern Europas; südlich gehen ihre Ausläufer bis nach Thüringen. An die westliche norddeutsche Gruppe der Steingräber schließen sich sehr große und zahlreiche derartige Bauten in Holland an. Die großartigste megalithische Anlage in England sind die tempelähnlichen Reste der Stonehenge nördlich von Salisbury (s. die Abbildung S. 89), sonst sind die megalithischen Bauten in England teils ganz ähnlich den nordischen (s. die untenstehende Abbildung), teils weichen sie wesentlich ab. Oft bestehen sie aus mehreren hintereinanderliegenden, durch einen kurzen Gang verbundenen Kammern. Große Decksteine fehlen meist; sie werden durch einen gewölbten Oberbau ersetzt, der aus horizontal lagernden, übereinander staffelförmig vorgeschobenen Steinen gebaut ist. Der diese Bauten bedeckende Hügel ist lang-oval. Die irischen Riesenstuben sind ähnlich eingewölbt, zum Teil von komplizierter Form und besonders mächtiger Größe. Auch die zahlreichen großen Kammern der Bretagne sind mit den englischen verwandt. Außerdem kommen in Frankreich imposante Kammern, meist auch mit gewölbter Decke, vor, die als lange und hohe gleichmäßige Gänge den Grabhügel durchsetzen. In Portugal finden sich den nordischen sehr ähnliche Ganggräber. Die Riesenstuben Spaniens, die namentlich in Andalusien und Granada verbreitet sind, erscheinen zum Teil als wahre mächtige Kunstbauten; eines der berühmtesten dieser Gräber liegt bei dem Dorfe Antequera, nördlich von Malaga. Sein Innenraum mißt in der Länge 26,4, in der Breite fast 6,6, in der Höhe 3,14 m, und eine Reihe von Pfeilern stützen die Decksteine.

Steinkreis aus der jüngeren Steinzeit Englands.

Mit Recht hat man darauf hingewiesen, daß die technisch weit vollendeteren imposanten Grabbauten der Mittelmeerländer und Inseln, wenn auch aus behauenen Steinen erbaut, doch den gleichen Geist atmen wie die megalithischen Gräber aus unbehauenen Steinen und mit letzteren in Parallele gesetzt werden dürfen. So die länglichen Grabbauten auf den Balearischen Inseln, die Kammerbauten der maltesischen Inselgruppe, die turmartigen Nuraghen in Sardinien. Aber auch an die großen Grabformen der alten Kulturländer des Ostens darf erinnert werden, an ihre künstlichen Felsengräber, Steinkammern und Kuppelgräber, ja selbst die Pyramiden Ägyptens bieten Vergleichsmomente dar. Überall ist es der gleiche Gedankengang, der die Errichtung der Kolossalbauten für die Verstorbenen schuf: überall war es der Wunsch, den Toten so sorgfältig wie möglich zu beschützen und den Leib vor Entweihung zu bewahren. Das führte zum Begräbnis in natürliche oder künstliche Felsenhöhlen und in tunlichst festgefügte Steinbauten, die gleichzeitig einen monumentalen Charakter zur Ehrung des Verstorbenen zur Schau trugen. Auch in Algerien, Palästina, Indien fand man den megalithischen Gräbern ähnliche Steinbauten.

Neben den zahlreichen bedeckten Steinbauten gibt es andere, welche die Deck- und

Seitensteine vollkommen frei zeigen. Manche von diesen, wie der oben abgebildete Stonehenge in England, scheinen niemals mit einem Hügel bedeckt gewesen zu sein. Andere sind zweifellos ausgegraben: von jeher reizte die Sage von Schätzen, die in den alten Gräbern niedergelegt sein sollten, die Schatzgräber. Solche *unbedeckte Bauten*, die jetzt in der Regel aus einem oder mehreren unbehauenen Steinkolossen bestehen, hat man früher als heidnische Altäre bezeichnet; in der Bretagne nennt sie das Volk Dolmen (s. die Abbildung S. 87), Steintische: ein Wort, das — wie Cromlech, Steinkreis, und Menhir, langer oder hoher Stein — in die Sprache der Altertumskunde Aufnahme gefunden hat. Die Menhirs sind einzelne große aufgerichtete Steine, die rohen Obelisken entsprechen; manche sind geradezu riesig. Namentlich zahlreich finden sich solche im Departement Morbihan; einer von ihnen ist 19 m hoch und in der Mitte 5 m breit. Auf dem berühmten Felde von Carnac stehen 11000 Menhirs in elf Reihen.

Im Norden Europas und in Deutschland gehören die megalithischen Bauten noch dem reinen Steinzeitalter an, während im Süden und Westen in den Steinkammern vereinzelte Metallgegenstände gefunden werden und anderes, was einer späteren Kulturperiode entstammt.

Auch in *Amerika* wurden von den Urbewohnern der Steinzeit Riesenbauten zum Denkmal und zum Schutz ihrer Toten aufgeführt. Es sind das teils mächtige, aus Steinen und Erde erbaute Hügel, oft ebenfalls wahre kleine Berge, Mounds, teils auch Steinbauten, die an die Riesenstuben erinnern. In Peru und Bolivia finden sich solche uralte Grabgewölbe, *Chulpas*, aus mächtigen Steinen erbaut und mit enormen Steinplatten gedeckt. Neben diesen rohesten Steinkammern kommen auch solche vor, die aus behauenen Steinen zum Teil Kuppelbauten darstellen und in gewissem Sinne an die Nuraghen Sardiniens erinnern. Die Mehrzahl der *Mounds* waren zweifellos im wesentlichen Grabhügel; andere mögen zu anderen heiligen oder auch zu profanen Zwecken gedient haben, z. B. als Tempelberge oder heilige Opferwälle, als Verteidigungswerke oder Observatorien. Besonders im Mississippitale sind solche Hügelbauten außerordentlich häufig, aber auch in den Tälern des Ohio und Scioto, in Wisconsin und Illinois. Die Formen sind teils geometrisch, abgestumpfte Pyramide oder Terrasse, kreisrund, elliptisch, halbmondförmig oder kreuzförmig, teils ahmen die Umrisse der Hügel anscheinend Gestalten von Tieren, manchmal auch von Menschen und anderes nach. Diese Tierhügel dienten, wie man annimmt, vorwiegend religiösen Zwecken. In den eigentlichen Grabhügeln finden sich eingebaute Grabkammern und Grabkisten, teils aus rohen Feldsteinen, teils aus Balken errichtet. Die Grabbeigaben gehören meist der neolithischen Periode an; in der Hauptsache sind es steinerne Waffen und Werkzeuge, teils roh, teils fein bearbeitet und geschliffen. Einige bestehen aus reinem natürlichen Kupfer, das mit Steinhämmern kalt zugeschlagen wurde. Außerdem fanden sich neben Schmuckgegenständen und Tongeschirren als eine amerikanische Besonderheit aus Stein geschnitzte Tabakspfeifen, die zum Teil interessante Darstellungen von Menschen und Tieren geben und zu beweisen scheinen, daß bei den Leichengebräuchen der damaligen Zeit in Amerika auch das Rauchen schon eine Rolle gespielt hat.

Die Gräber der neolithischen Periode sprechen nicht nur von einer gleichartigen Begabung der Menschheit in Beziehung auf die ersten Prinzipien der Baukunst, sie lassen uns auch einen Blick in das *geistige Leben* jener Kulturperiode tun, die in einer mehr oder minder fernen Zeit über die ganze Erde verbreitet gewesen ist. Das Charakteristische ist die schon in der Diluvialperiode zu beobachtende liebevolle Sorge für die Leiche, für deren Schutz keine Arbeit und Mühe zu schwer schien. Dieser Pietät muß ein Glaube an die

Unsterblichkeit der Seele zugrunde gelegen haben, ein Glaube, den wir auch heute noch bei den zurückgebliebensten und verwahrlosesten Wilden antreffen. Diesen Unsterblichkeitsglauben des prähistorischen Steinzeitmenschen beweisen die Beigaben an Schmuck, Waffen, Geräten und Speisen, die den Leichen mit in das Grab gelegt wurden, um dem Toten im Jenseits zu dienen. Gewiß spricht sich in den Bestattungsgebräuchen eine Art Kultus der abgeschiedenen Seelen der Vorfahren aus, der eine so wesentliche Rolle in den religiösen Vorstellungen aller primitiven Völker gespielt hat, noch spielt und damit als eine der ältesten allgemeinen Grundanschauungen der Menschheit nachgewiesen ist.

3. Die Perioden aufdämmernder Geschichte.

Die Entdeckung des Diluvialmenschen, seine Unterscheidung von dem Menschen der jüngeren Steinzeit, die Erforschung der paläolithischen und der neolithischen Kulturschicht der gesamten Erde sowie die darauf gegründete wissenschaftliche Rekonstruktion der ältesten Kulturformen der Menschheit verdanken wir allein der naturwissenschaftlichen Forschungsmethode. Erst als die exakten Methoden der Paläontologie und Geologie auf die Forschung über den vorzeitlichen Menschen von naturwissenschaftlich geschulten Gelehrten mit vollster Strenge übertragen wurden, ergaben sich feste Resultate. Auf diesem gesicherten Fundament baut nun die Geschichtswissenschaft weiter und benutzt dazu auch für die späteren Epochen, soweit geschriebene Nachrichten nicht vorliegen, und zu deren Ergänzung dieselben für die ältesten Stadien der Menschheitsentwickelung so erfolgreich angewandten paläontologischen, naturwissenschaftlichen Methoden.

Zuerst handelt es sich darum, die Überbleibsel der auf die jüngere Steinzeit folgenden Entwickelungsepochen der Kultur selbst zu sammeln und nach ihrer geologischen Schichtenfolge zu sondern, unbeirrt um jene älteren pseudohistorischen Phantasien, durch welche die Vertiefung der Geschichtswissenschaft so lange gehindert gewesen ist. Durch genaue Trennung und Verfolgung der Erdschichten bis in solche, die Reste historisch beglaubigter Zeit darbieten, ist es gelungen, eine relative Chronologie der sogenannten jüngeren vorgeschichtlichen Perioden zunächst für Mitteleuropa festzustellen, deren Ausläufer direkt in die beglaubigte Geschichte übergehen. Indem man in den ältesten Kulturzentren, zuerst der Mittelmeerländer, nach der gleichen Methode Schicht für Schicht paläontologisch durchgrub und, nicht beirrt von historischen Hypothesen, die Ergebnisse nach der gleichen naturwissenschaftlichen Forschungsmethode, die in Mitteleuropa so bedeutungsvolle Resultate geliefert hatte, schichtenweise sonderte, ergaben sich die überraschendsten Übereinstimmungen in der Kulturentwickelung weitentlegener Gebiete. Man fand, daß in den Mittelmeerländern, aber auch in Ägypten und Babylonien Kulturformen schon der Zeit der eigentlichen Geschichte angehören, die zuerst in Mitteleuropa als prähistorische Vorstufen der historischen Schichten erkannt worden sind; damit gelang es auch für jene an Stelle der relativen prähistorischen eine absolute historische Chronologie festzustellen. Für Ägypten ist das, wie oben dargelegt, schon für die ausgehende Steinzeit gelungen.

Damit sind Zeiten, die für Mitteleuropa bis dahin in vorhistorische Nacht gehüllt waren, historisch erleuchtet. Wenn wir auch für Zentral- und Nordeuropa die Völker nicht benennen können, welche die Träger jener Kulturformen waren, wenn wir es auch als verfrüht verschmähen, sie mit hypothetischen Namen zu bezeichnen, so sind doch die Kultur- und

Lebensverhältnisse sowie deren fortschreitende Ausbildung in mannigfacher Berührung und im Austausch mit benachbarten, aber auch mit weit entlegenen historischen Völkern und Perioden aus Jahrtausende altem Dunkel emporgestiegen und die zeitlichen Beziehungen zu diesen erkannt worden.

Damit ist die Vorgeschichte selbst zu Geschichte geworden. Die historische Darstellung jedes einzelnen Ländergebietes hat von nun an zu beginnen mit der Beschreibung der ältesten, von einer Besiedelung durch den Menschen berichtenden Bodenaltertümer des Landes, um durch sie den chronologischen Anschluß an den Werdegang der allgemeinen Menschheitsgeschichte zu gewinnen. Das ist die paläontologische Methode der historischen Forschung. In bewunderungswürdiger Weise hat das zuerst Eduard Meyer in seiner „Geschichte des Altertums" durchgeführt.

Die Paläontologie des Menschen hat die Steinzeit als eine primäre allgemeine Kulturstufe für das gesamte Menschengeschlecht festgestellt. Alle weiteren allgemeinen Kulturfortschritte wurden durch die Entdeckung der *Kunst der Metallbearbeitung*, des Gießens und Schmiedens und der Ausschmelzung der Metalle aus den Erzen bedingt. Den Steinzeitaltern stehen als *die jüngeren und jüngsten Kulturepochen* die Metallzeitalter gegenüber. Nicht die Metallbenutzung an sich, sondern jene ebenerwähnten metallurgischen Künste sind für den Kulturfortschritt über die Grenze der Steinzeit hinaus das Entscheidende. Wo sich, wie in einigen Gegenden Amerikas, gediegenes Kupfer in Massen fand, konnte wohl dieses rote hämmerbare Mineral in derselben Weise wie Stein verarbeitet werden, ohne daß sich daraus irgendein höherer Fortschritt hätte entwickeln müssen. Das gleiche mag für die Benutzung des Meteoreisens gelten, das sich neben Pfeilspitzen aus Stein bei sonst steinzeitlichen kulturarmen amerikanischen Stämmen gefunden haben soll.

In den Kulturländern ist es vor allem der Metallguß und das Schmieden des erhitzten Metalles, wodurch die Herstellung besserer Waffen und Werkzeuge sowie wertvollerer Schmuckstücke ermöglicht worden ist. Die bearbeiteten Metalle sind zuerst *Kupfer*, welches das alte Ägypten durch steinzeitlichen Bergbau aus der Sinaihalbinsel erhielt, dann jene Legierung von Kupfer und Zinn, die den klassischen Namen *Bronze* führt, dazu kommen *Gold* und, in silberreichen Gegenden, z. B. in Spanien, *Silber*. Später wird die Ausschmelzung des *Eisens* aus seinen Erzen und dessen Schmieden entdeckt.

Nach diesem Gang der metallurgischen Fortschritte unterscheidet man als *erste* Metallperiode die *Bronzeperiode*, als deren Anfang eine lokal mehr oder weniger lang dauernde, im wesentlichen noch steinzeitliche Kupferzeit erscheint. Die *zweite*, jüngere Metallperiode ist die *Eisenperiode*, in der wir heute noch leben. Diese hat sich nach und nach durch fortschreitendes Verdrängen der Bronze und des Kupfers aus dem Rang von Werkmetallen für Waffen und Werkzeuge zur jetzigen Stufe ausgebildet.

In Ägypten spielt sich diese ganze Entwickelung im Rahmen der Geschichte ab. Auch die Weltmachtstellung der Pharaonen des neuen Reiches gehört noch der vollen Bronzezeit an. Ebenso fallen die durch rege Beziehungen zu Ägypten historisch festgelegten altägäischen, kretischen und die wunderbar hochentwickelten mykenischen Kulturen mit ihren glänzenden, land- und seegewaltigen Herrschern und hohen zyklopischen goldreichen Palästen, von denen uns die ältesten Teile Homers direkte Kunde geben, aber auch die Vernichtung dieser Glanzperiode der antiken Kultur der griechischen Welt durch die in der dorischen Wanderung Festland und Inseln verheerenden halbbarbarischen Nordstämme noch in die reine Bronzeperiode. Für das prähistorische Mitteleuropa führen uns wieder die Pfahlbauten in den

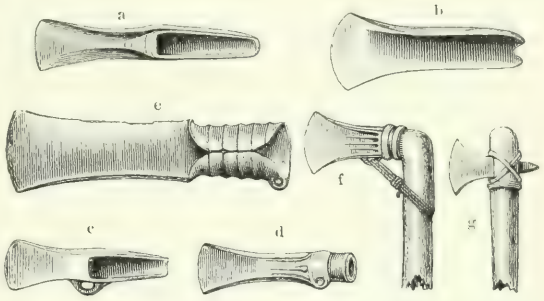
Seen der Westschweiz den Fortschritt der Kulturen von der Steinzeit zur Eisenzeit in besonders klaren und ununterbrochenen Bilderreihen vor. Als Ende der Steinzeit erkennen wir zunächst eine Übergangsperiode, in der man neben fortdauernder vorwiegender Benutzung des Steines anfing, einzelne aus Metall hergestellte Schmuckstücke, Waffen und Werkzeuge zu gebrauchen. Das Metall ist anfangs fast ausschließlich Kupfer, daneben nur sehr wenig Bronze; Eisen fehlt ganz. In der Westschweiz, am ausgedehntesten in der sonst noch steinzeitlichen Pfahlbaustation von Fenel, sind Kupferobjekte nachgewiesen worden. Es sind das der Mehrzahl nach kleine Dolche, nach dem Muster der Feuersteindolche geformt. Einige besitzen schon Vernietungen, um die Klinge an einem Handgriff zu befestigen; außerdem sind es Meißel und kleine Pfriemen in Knochengriff, Perlen und Schmuckblättchen, auch Beile, von der Form der einfachsten Steinbeile, mit ausgehämmerter, verbreiterter Schneide. Eine der eben gegebenen Schilderung entsprechende Kupferzeit wurde für den Pfahlbau im Mondsee sowie an verschiedenen Stellen Nord- und Süddeutschlands, namentlich in Bayern, festgestellt; in Ungarn sind die Reste einer Kupferzeit besonders häufig. Auch an vielen anderen Orten Europas, namentlich auf der Pyrenäenhalbinsel und in den Steinzeitgräbern Kujaviens in Preußisch-Polen, zeigen sich Parallelen. Diese werden um so wichtiger, da sie den in den alten Schichten von Hissarlyk-Troja entdeckten Kulturverhältnissen am nächsten stehen. Weiter ergeben sich unverkennbare Analogien mit sehr altertümlichen kyprischen Funden, auch mit den ältesten bis jetzt bekannten Kulturresten Ägyptens und Babyloniens sowie mit den erwähnten Kupferfunden in der Steinzeit Amerikas.

Damit scheint als Übergangsglied zwischen Stein- und Metallzeit, bei normaler, vollständiger Entwickelung der Kulturfolge, zunächst eine Kupferschicht zu liegen, die naturgemäß jenen Gegenden fehlen muß, die erst in relativ später Zeit aus der Stein- zur Metallkultur durch Anregungen von außen fortgeschritten sind. Das gilt nicht nur für alle modernen Steinzeitvölker, die erst durch die Berührung mit den seit Jahrtausenden in der Eisenperiode lebenden Völkern Europas in der Neuzeit das Metall erhalten haben, sondern merkwürdigerweise auch, wie es scheint, für den größten Teil Afrikas, wo das Eisen schon in prähistorischer Periode verbreitet war.

An die Übergangsperiode der Kupferzeit schließt sich in der Westschweiz ohne eine Lücke in der Entwickelung die eigentliche Bronzeperiode an. Mit Einführung der Bronze wurden alle Lebensverhältnisse im Sinne gesteigerter Kultur höher ausgebildet. Mit den besseren Hilfsmitteln konnten die Stationen der Bronzezeit in größerer Entfernung vom Ufer errichtet werden, oft 200—300 m weit abgerückt; der Raum, den sie einnehmen, ist viel ausgedehnter. Die Pfähle sind nicht nur, da uns die Zeit der Anlage näher steht, entsprechend besser erhalten, sie sind auch besser bearbeitet, oft von viereckiger Form, gespalten und namentlich an den in den Seeboden eingerammten Spitzen besser zugehauen. Die Niederlassungen der Bronzezeit umfassen manchmal mehrere Ar Flächenraum, sie sind nicht mehr relativ ärmliche Dörfer wie in der Steinzeit. Die Pfahlbauniederlassungen der Bronzezeit erscheinen als wohlorganisierte Marktflecken, ja als blühende kleine Städte, wo schon ein gewisser Luxus herrschte. Die Erzeugnisse ihrer Industrie ziert jene Schönheit und Eleganz der Form, wie sie nur eine schon fortgeschrittene Zivilisation hervorzubringen vermag.

Der Stein, das Hirschhorn, der Knochen haben als Werkstoffe der Bronze Platz gemacht und sind nur noch selten im Gebrauch. Der Bernstein, der in den Pfahlbauten der Steinzeit schon auftrat, findet sich jetzt in Menge; Glas und Gold erscheinen in der Komposition der künstlerisch vollendeten Schmuckgegenstände. Auch das Eisen kommt bald dazwischen vor,

aber zunächst noch nicht als Werkmaterial, sondern zuerst als kostbares Schmuckmetall, um Kleinodien, z. B. Luxus- und Prunkwaffen, reicher auszustatten. Die Erzeugnisse der Töpferei zeigen einen großen Fortschritt gegen die vielfach schweren und plumpen Gefäße der Steinzeit der Schweizer Pfahlbauten; und wenn auch das einheimische Fabrikat nicht mit der Keramik der klassischen Periode Griechenlands und Italiens rivalisieren kann, so sind doch die Vasen und Geschirre aus der Bronzezeit, ungeachtet ihrer relativ einfachen, noch aus freier Hand hergestellten Formen, darum kaum weniger elegant und graziös. Auch die Behausungen sind nicht mehr die bescheidenen Lehmhütten der Steinzeit, sondern hölzerne Wohnungen, groß und solid gebaut. Solche sind sicher bezeugt durch die Menge der zwischen den Pfählen übereinander liegenden Holz- und Balkenstücke, von denen manche bis zu 10 m Länge erreichen. Die Wohnungen mußten geräumig sein, um sowohl Menschen als Haustieren zum Obdach zu dienen. Das beweisen die zahlreichen, in der Fundschicht gesammelten Überreste von Rindern, Schweinen, Ziegen, Pferden und Hunden. Um die Wohnungen her erstreckte sich auf dem Pfahlrost ein größerer freier Raum, als öffentlicher Platz dienend und bestimmt für gewisse Arbeiten, die man, wie z. B. den Metallguß der Feuersgefahr wegen, nicht innerhalb der Wohnungen vornehmen konnte. Die Metallarbeiten, Gießen, Härten, Schmieden und andere, wurden auf den Pfahlbauten selbst ausgeführt; zahlreiche Gußformen, Schmelztiegel, Schmelzreste der Bronze, zerbrochene, zum Umguß bestimmte Gegenstände sind auf dem Platze des Pfahlbaues selbst gesammelt worden. Gießplätze wurden in mehreren Stationen der Bronzezeit konstatiert. Hier fanden sich zusammenliegend auf einem Raum von nur einigen Quadratmetern alle Werkzeuge der Erzgießerei.



Kelte. a Bronzepaalstab (Ülzen), b Bronzeflachkelt (Lemmersdorf), c Kelt (Gelp am Niederrhein), d Bronzehohlkelt (Schwachenwalde), e Bronzekelt, f Hohlkeltschäftung, g Flachkeltschäftung. Vgl. Text, S. 96.

Bronzewaffen. a Messer (Dänemark), b Dolch (Irland), c Dolch mit Scheide. Vgl. Text, S. 96.

Im allgemeinen treten in den verschiedenen bronzezeitlichen Pfahlbaustationen der Westschweiz wenig charakteristische Besonderheiten hervor. Meist sind die allgemeinen Typen die gleichen, der Stil wenig modifiziert. Doch heben sich zwei Stationen, Mörigen und Corcelettes, in denen man Eisengegenstände gefunden hat, als jünger heraus.

Man hat in den Pfahlbauten eine Periode des Metallgusses und des Metallschmiedens unterscheiden wollen. V. Groß fand jedoch in den von ihm untersuchten Seeansiedelungen der Bronzezeit ohne Unterschied sowohl gehämmerte als gegossene Gegenstände, und seiner Meinung nach stellt keine dieser beiden Arten der Metallbearbeitung gegenüber der anderen einen eigentlichen Fortschritt im technischen Verfahren dar. Gewisse Zieraten und im allgemeinen alle leichten und zerbrechlichen Gegenstände waren mehr für die Herstellung durch Hämmern geeignet, während man die schweren und massiven Gebrauchsobjekte leichter durch Guß erhielt. Häufig wurden sogar beide

Verfahren kombiniert: ein zuerst gegossener Gegenstand wurde nachher noch mit dem Hammer bearbeitet, um z. B. eine Schneide oder sonst eine Vollendung herzustellen, die der Guß nicht liefern konnte.

Wie in der Steinzeit, so blieb auch noch in der Bronzezeit Mittel- und Nordeuropas das wichtigste Arbeitsgerät, das aber auch als Waffe diente, die Axt, der Kelt (s. die obere Abbildung S. 95, Fig. a bis g). Die primitivsten Axtformen, wie die obenerwähnten Kupferärte, ähneln noch den einfachen Steinbeilen: sie haben wie diese keine spezielle Vorrichtung zur Befestigung des Handgriffes. Bei entwickelteren Beilformen treten solche Vorrichtungen für die Stielbefestigung zuerst als niedrige Randleisten auf, die sich mehr und mehr erheben; schließlich entwickeln sie sich zu wahren Schaftlappen, die sich durch Gegeneinanderbiegen zu zwei nahezu geschlossenen seitlichen Halbkanälen an der Oberseite des Kelts ausbilden. Bei den Hohlkelten ist von vornherein ein einfaches Stielloch gegossen; zur weiteren Befestigung des Stieles diente bei ihnen noch ein Henkel, der übrigens auch bei den Kelten mit Schaftlappen auftritt. Neben Kelt und Axtklinge kommen aus Bronze breite und schmale Meißel verschiedener Form zur Holzbearbeitung vor.

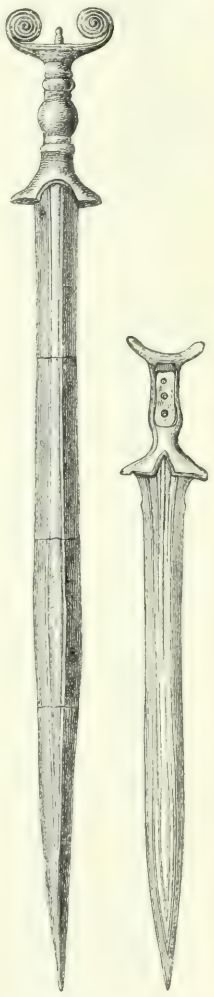
Bronzeschwerter: a Schweiz, b Sylt.

Ein zweiter Haupttypus der Instrumente ist das einschneidige Bronzemesser (s. die untere Abbildung S. 95, Fig. a) mit elegant geschwungenem Rücken und angegossener Griffzunge. Als weitere Schneidewerkzeuge gab es Bronzesicheln, als stechende Geräte Nadeln mit Öhr, Nähnadeln, Stecher und Ahlen; auch Punzen zum Einschlagen von Verzierungen auf Metallflächen haben sich gefunden. Von eigentlichen Waffen aus Bronze gebrauchte man Schwerter (s. die nebenstehende Abbildung), Dolche (s. die untere Abbildung S. 95, Fig. b und c), Lanzen- und Pfeilspitzen. Die Bronzeschwertklingen sind doppelschneidig und ahmen meist die Gestalt eines schmalen Weidenblattes im großen nach. Als Verzierungen zeigen sie erhabene Linien, Fäden, die mit der Schneide parallel laufen. Meist sind die Klingen für sich gegossen, entweder mit oder ohne Griffzunge und dann mit Nietnägeln an dem Griff befestigt; die Griffe und Griffzungen haben verschiedenartige Formen, nach denen verschiedene Schwerttypen unterschieden werden. An dem Griff eines in einem Westschweizer Pfahlbau gefundenen Schwertes zeigte sich eine Reihe kreisförmiger Furchen, in die kleine Eisenlamellen künstlich eingelegt waren; hier erscheint also das Eisen als Schmuckmetall. Das Schwert ist aber auch die erste Waffe, an der in den Pfahlbauten das Eisen für den Waffenzweck selbst Verwendung fand. Eines der von Groß gefundenen Schwerter besitzt eine Klinge aus Eisen und einen Griff aus Bronze, in den ebenfalls feine Eisenlamellen eingelegt sind. Die Form des Schwertes stimmt völlig mit der der Bronzeschwerter überein; die gleichen erhabenen Fadenlinien schmücken die weidenblattförmige Klinge. Ihr Material ist Stahl, der eine gute Schneide annahm; die Fadenlinien, die den Griff schmücken, wurden nach Vollendung der Schmiedearbeit mit dem Grabstichel ausgeführt. Von erhaltenen Schmuckgegenständen aus Bronze sind die großen Nadeln und die schweren Arm- und Fußringe am wichtigsten. Fibeln fehlen.

Die Art, wie nach dem Gesagten das Eisen in den Pfahlbauten gefunden wurde,

zeigt eine sich allmählich entwickelnde Übergangsperiode von der Bronze- zur Eisenzeit. Trotz des Unterschiedes im Stoff, dessen sich die Pfahlbaubewohner zur Herstellung der Waffen und Werkzeuge in den Übergangsperioden bedienten, ahmten sie doch noch die von den Vorfahren überkommenen alten Formen in dem neuen Material nach. Wie die ersten Metalläxte aus Kupfer als Kopien der Steinäxte erscheinen, so bildete man bei dem ersten Bekanntwerden des Eisens aus diesem Metall Waffen, die in der Form den bis dahin gebrauchten Bronzewaffen entsprachen.

Die Pfahlbauten der Westschweiz geben uns auf geographisch engem Raum das Bild einer aus der früh-neolithischen Steinzeit stetig fortschreitenden Kulturentwickelung, die mit dem berühmten Fundplatz der ausgebildeten Eisenzeit bei La Tène bis in die Zeit der Eroberung Galliens durch Cäsar, die La-Tène-Periode, heranreicht. Die Übergangsperiode aus der Bronze- in die Eisenzeit der Schweizer Pfahlbauten, als deren vortrefflicher Typus das Eisenschwert von der Form der Bronzeschwerter erscheint (s. die nebenstehende Abbildung), gehört zu der weitverbreiteten großartigen Kulturgruppe, die in Mitteleuropa nach einem ihrer am frühesten und besten bekannt gewordenen Fundplätze am Hallstätter See als Hallstattperiode bezeichnet wird.



Bronzeschwerter.

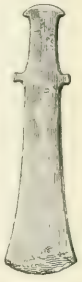
Die Bronzeperiode wurde zuerst als geschlossene Kulturform im Norden Europas, in Norddeutschland und Skandinavien, nachgewiesen. Nun ist es gelungen, sie als Vorstufe der Eisenzeit in örtlich origineller Ausbildung in allen alten Kulturzentren festzustellen. Sehr bemerkenswert ist es, daß auch die Kulturstaaten der Neuen Welt als Werkmetall nur Kupfer und Bronze verwandten. So kannten z. B. die Peruaner das Eisen ebensowenig wie die anderen amerikanischen Völker vor der Berührung mit europäischen Einflüssen. Neben Kupfer und Bronze hatte man Zinn und Blei, Gold und Silber. Die peruanischen Bronzen sind zu 5—10 Prozent silberhaltig. Aus Bronze finden sich Äxte, Kelte, ähnlich wie die rohesten der europäischen ersten Metallanfänge, in der Form den einfachen Steinbeilen entsprechend. Viele der anderen aus der Bronzezeit der Alten Welt bekannten Formen von Geräten und Waffen wurden auch in Amerika aus Bronze oder Kupfer gefertigt: halbmondförmige Messer mit einem Griffe in der Mitte, Lanzen- und Pfeilspitzen, Schwerter und morgensternähnliche Kriegskeulen. Daneben blieben auch noch Steingeräte und Steinwaffen im Gebrauch.

Der Fortschritt in der Alten Welt über die Bronze hinaus ist überall dem Eisen zu verdanken.

Ziemlich das ganze Inventar an Geräten und Waffen aus der ersten Eisenzeit, der Übergangszeit von der ausschließlichen Benutzung der Bronze zu der des Eisens als Werkmetall, hat sich schon in dem berühmten Gräberfeld am Hallstätter See als Grabbeigaben der dort geöffneten mehr als tausend Gräber gefunden. Nach dieser Fundstelle wird, wie erwähnt, für Mitteleuropa die entsprechende prähistorische Kulturgruppe als Hallstattperiode bezeichnet. Die Fundstücke sind in hohem Maße charakteristisch.

Eisenschwert mit Elfenbeinknauf.

Steingeräte kommen nur noch vereinzelt vor: die Waffen sind teils aus Bronze, teils aus Eisen, und zwar überwiegen schon der Zahl nach die eisernen. Dabei besitzen sie aber oft, namentlich die Schwerter, jene Formen, die für die Bronzewaffen älterer Perioden charakteristisch sind. Die typischen Hallstattschwerter (s. die linksstehende Abbildung) zeichnen sich aus durch schwere, breite, doppelschneidige Klingen mit schräg abgeschnittener Spitze. Die Handgriffe schließen in großen Knäufen ab, und unterhalb des Griffansatzes zeigt die Klinge seitliche Einschnitte. Auch Dolche sind häufig, die Klinge fast immer von Eisen, der Griff von Bronze. Einige Schwerter stecken in Scheiden von getriebenem Bronzeblech; charakteristisch sind flügelförmige Ortbänder der Schwertscheiden. Auch einschneidige Dolche kommen vor, andere haben die Form kleiner Schwerter. Ferner bemerkt man kleine Bronzeäxte, die kaum als Waffe oder Werkzeug, wohl nur als Symbole von solchen gedient haben. Zahlreich sind Äxte, Kelte, namentlich eine flache Form aus Eisen, ohne Schaftränder, aber mit zwei seitlich vorspringenden Zapfen da, wo das Blatt an dem Schaft ansitzt (s. die nebenstehende Abbildung); auch die Meißel sind meist von Eisen. Das gleiche gilt von den Lanzenspitzen, die bis auf wenige aus Eisen bestehen (s. die untenstehende Abbildung). Sehr zahlreich fanden sich Messer, hauptsächlich eiserne, aber noch mit dem bei den Bronzemessern gebräuchlichen geschweiften Blatte. Eigentümlich sind der Hallstattkultur große eiserne Hackmesser mit breitem und dickem, etwas gebogenem einschneidigen Blatt und meistens mit eisernem Griff.



Eisenflachkelt.

Unter den Schmucksachen ragen die prächtigen, mit gepunzten oder getriebenen Ornamenten reich ausgestatteten Gürtelbleche von Bronze hervor (s. Tafel „Griechische Werkzeuge, Waffen und Geräte aus der Metallzeit", Fig. 6). Sie scheinen auf Leder oder Zeug befestigt gewesen zu sein. Den Verschluß bildete ein Haken; Riemenschnallen kannte man nicht. Bronzebleche mit getriebenen oder im Tremolierstich gepunzten Ornamenten und figürlichen Darstellungen spielen unter den Schmucksachen dieser Periode überhaupt eine große Rolle, ebenso Ketten und anderes mit Klapperblechen (s. die obere Abbildung S. 99). Zahlreich sind die Armringe, teils hohl aus zusammengebogenem Bronzeblech hergestellt, teils massiv gegossen. Das zugrunde liegende Motiv ist bei letzteren oft eine Schnur mit aufgereihten Perlen oder Kugeln. Aus den Kugeln werden aber häufig Halbkugeln, oft groß, bisweilen jedoch so klein und so dicht zusammenliegend, daß sie in Querrippen übergehen. Statt der bis gegen das Ende der Bronzeperiode als Gewandverschluß verwendeten geraden Nadeln von verschiedener Form kommen nun für diesen Zweck und als Zierstücke Fibeln, Sicherheitsnadeln, in Verwendung, und zwar in zwei Hauptformen, in Brillenspiralfibeln und Bügelfibeln (s. die untere Abbildung S. 99). Namentlich letztere zeigen sehr verschiedenartige Modifikationen. Man unterscheidet einfache Bogenfibeln, Kahnfibeln, Schlangenfibeln, Paukenfibeln, Armbrustfibeln und andere. Zahlreich sind große und kleine Bronzegefäße, teils in Eimerform *(Situlae)* mit einem oder mehreren Henkeln, teils zylindrische quergerippte Zysten (s. die Abbildung S. 100); aber auch Vasen und Flaschen gab es, tassenförmige Gefäße, Schalen, flache Schüsseln und anderes. Diese Gefäße sind sämtlich aus gehämmertem Bronzeblech gefertigt: kein einziges ist gegossen, wie das bei den schönen Bronzegefäßen der nordischen Bronzezeit so häufig der Fall ist. Die Hallstätter Bronzegefäße bestehen aus mehreren Blechplatten, die mit großem Geschick zusammengebogen und zusammengenietet sind. Die Tongefäße, Urnen, Vasen, Tassen, Schalen, oft von sehr hübscher Form, aus feinem Ton und geglättet, sind stets noch aus freier Hand gearbeitet; einige sind mit Graphit geschwärzt, andere farbig bemalt. Die Ornamente: Linien, Kreise und figürliche Darstellungen, sind eingedrückt oder mit Farbe aufgesetzt.

Lanzenspitzen. a Bronze, b Eisen.

Alle Funde der Hallstattperiode Mitteleuropas zeigen eine technisch und industriell hochentwickelte Kultur mit Vorliebe für Pracht und äußeren Glanz.

Griechische Werkzeuge, Waffen und Geräte aus frühgeschichtlicher Zeit.

Erklärung der umstehenden Tafel.

1–5. Gewandnadeln.
1. Fibel. 1/2 wirkl. Größe.
2. Gewandnadel. 1/2 w. Gr.
3. Gewandnadel. 1/3 w. Gr.
4. Fibel. 2/5 w. Gr.
5. Schlangenfibel. 1/3 w. Gr.

6. Stück eines verzierten Gürtelblechs. 1/2 w. Gr.

7. Zweischneidige Säge aus Feuerstein. 1/2 w. Gr.

8. Kupferne Spange. 1/6 w. Gr.

9. Gefäß mit eingeritzter Verzierung. 1/6 w. Gr.

10 und 11. Nadeln.
10. Nadel aus Elfenbein. 1/3 w. Gr.
11. Nadel aus Knochen mit durchbohrtem Kopfende. 3/8 w. Gr.

12. Kupfernes Kinderarmband. 1/2 w. Gr.

13. Durchbohrte polierte Axt. 1/6 w. Gr.

14. Mit der Hand gemachte Vase. 1/9 w. Gr.

15–17. Tonscherben.
15. Glänzendrote Tonscherbe mit eingepreßtem Ornament. 2/3 w. Gr.
16 und 17. Bruchstücke von Tongefäßen. 1/3 w. Gr.
Die Verzierungen sind mit weißer Kreide gefüllt.

18–20. Pfeilspitzen aus Olympia. 1/2 w. Gr.

21 und 22. Lanzenspitzen aus Olympia.
21. Lanzenspitze. 2/5 w. Gr.
22. Lanzenspitze. 1/6 w. Gr.

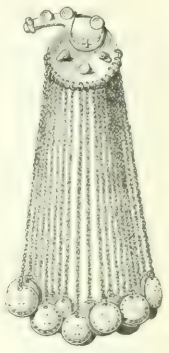
23. Schwertklinge aus Olympia. 1/6 w. Gr.

24. Kupfernes Messer. 1/5 w. Gr.
Die beiden Löcher am unteren Ende waren für die Nägel bestimmt, womit das Messer im Heft befestigt war.

25. Rücken eines altgriechischen Panzers, in Privatbesitz auf Zante. 1/4 w. Gr.

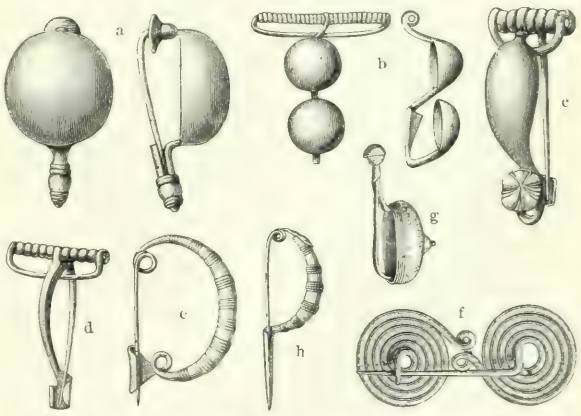
1–6, 18–23, 25 nach Furtwänglers „Bronzen von Olympia"; 7–17, 24 nach Schliemanns „Ilios".

Auch ein ausgebildeter Verkehr mit Nah und Fern ist zu erkennen. Nach dem Süden weisen z. B. für das Hallstätter Gräberfeld selbst das Elfenbein an Schwertgriffen, dann Glasgefäße und Muscheln aus dem Mittelmeer, nach dem Norden der reichlich vertretene Bernstein. Einige figürliche Darstellungen auf getriebenen Bronzeblechen stammen aus dem Orient, wie die schön gezeichneten geflügelten Tiere auf dem Deckel eines Bronzegefäßes. Auf anderen, z. B. auf einem bei Watsch in Österreich gefundenen, der Hallstattkultur angehörenden Bronzegefäß sind Aufzüge und anderes von Menschenfiguren dargestellt, deren Gegenstücke wir in Italien und Griechenland finden. Dasselbe gilt für die Tierfiguren aus Bronze und Ton, Ochsen und Kühe mit geschweiften Hörnern, Pferde und Reiter sowie für die Vögel, die teils Tauben, teils Enten oder Schwäne darstellen sollen.



Bronzefibel mit Klapperblechen.

Die Ausgrabungen in Olympia lehren uns, daß die nachweisbar ältesten Weihgeschenke dem in Mitteleuropa zuerst festgestellten Kulturkreise der ersten Eisenzeit, d. h. der Hallstattperiode, angehören. Dasselbe gilt für die Beigaben in den vorrömischen „etruskischen Gräbern" in Italien. Sich ergebende Verschiedenheiten erscheinen im wesentlichen nur als örtliche Sonderausbildungen des gleichen allgemeinen Typus. Die Funde lieferten für die älteste Zeit Olympias an Waffen: Bronzeschwerter mit breiter Griffzunge (s. Fig. 23 der beigehefteten Tafel), Lanzen- und Pfeilspitzen (s. Fig. 18, 21 u. 22), letztere zum Teil mit Widerhaken (s. Fig. 19 u. 20), Streithämmer, Doppelbeile, Gürtelbleche (s. Fig. 6) und Panzer, auch Beinschienen, mit Linien- und Figurenornament, die beide den zentraleuropäischen Hallstattformen entsprechen. Die verzierten Bleche erscheinen zum Teil auch als Diademe für den Kopf und Schmuck für andere Körperteile. Auch Hängeschmuck verschiedener Art, wie Klapperbleche und radförmige Anhänge, haben sich gefunden, dann Nadeln, Pinzetten, Kämme und andere Toilettenstücke. Zahllos sind die rohen Tierfiguren (Weihfiguren) aus Bronze, teils gegossen, teils aus Blech ausgeschnitten, teils auch aus Ton hergestellt, wie sie überall dem Hallstatttypus entsprechen. Ähnliches gilt für die Schmuckringe, von denen Arm- und Halsringe und anderes vorkommen. Vor allem aber die Fibeln (s. Fig. 1—3) kennzeichnen den Hallstattkulturkreis am schärfsten. Besonders häufig erscheinen in Olympia die Schlangenfibeln (s. Fig. 5), einfache Bogenfibeln, halbkreisförmige Fibeln, Kahnfibeln, Blutegelfibeln und die für Hallstatt selbst typischen Brillenspiralfibeln (s. Fig. 4). Die Bronzegefäße entsprechen, wenn auch nicht in der Form, die örtliche Einflüsse zeigt, so doch in Technik und Verzierung denen der Hallstattperiode.



a bis h Bronzefibeln (Bügelfibeln): a Paukenfibel, Hallstatt; b bis d Armbrustfibeln (b und d Certosa, c Hallstatt).

Der Hauptunterschied zwischen Olympia und den zentraleuropäischen Hallstattfundplätzen besteht darin, daß, wie nach der Ortslage zu erwarten war, die orientalischen

Einflüsse noch weit reicher und ausgesprochener als z. B. in Hallstatt selbst hervortreten. Auch dort waren solche nachzuweisen, aber in Olympia treten sie in Masse auf. Namentlich die Ornamentierung ist vielfach orientalisch: geflügelte Greife und andere geflügelte Mischwesen, bald mehr menschlich, bald mehr tierisch gestaltet, dann Doppelwesen, die an die Doppeltiere der Heraldik erinnern, außerdem Löwen, Sphinxe, Stiere. In Olympia fanden sich unter den figürlichen Ornamenten, wie in den Hallstattfundplätzen Mitteleuropas und Norditaliens, Darstellungen aus dem täglichen Leben, Jäger und Krieger in Kampfszenen zwischen Tieren und Menschen. Auf einem Bronzepanzer zeigt sich als figuraler Schmuck Apollo mit den Musen und ihnen entgegentretend drei anbetende Männer (s. Fig. 25). Die Art dieser Darstellungen entspricht den Figurengruppen auf den Bronzeblechen und Bronzegefäßen (Situlen) der Hallstattperiode.

Mit diesen Entdeckungen ist für Griechenland die Hallstattperiode der Prähistorie entrückt und der Historie angegliedert. Dieselben Kulturverhältnisse, die uns in jener frühen historischen Periode in Griechenland entgegentreten, finden sich gleichzeitig in den europäischen Mittelmeerländern und in Zentraleuropa. Das Kulturleben der Barbaren ruht demnach auf denselben Elementen wie das der Hellenen.

Bronzeeimer (Zyste). Vgl. Text S. 98.

Es ist auch schon eine prähistorische Stelle gefunden und vollkommen nach der Methode der paläontologischen Forschung und mit allen Hilfsmitteln der archäologischen und historischen Wissenschaft untersucht worden, wo sich in geologischen Schichten übereinander die Zeugnisse fortschreitender Kulturentwickelung von der ausgehenden Steinzeit an bis in die Glanzzeit griechisch-römischer Geschichte gefunden haben. Dort hat man zuerst den chronologischen Anschluß nicht nur für die Metallperioden, sondern auch für die ausgehende neolithische Periode festgestellt. Diese wichtigste Fundstelle ist Troja, der Burgberg von Hissarlyk, durch dessen Ausgrabung Heinrich Schliemann sich unsterblichen Ruhm erworben hat.

Der Burgberg von Troja (Hissarlyk) schließt nach Furtwängler einen Höhenzug ab, der sich vom Ida her nach Westen annähernd parallel zum Hellespont vorschiebt und steil in die trojische Ebene, in das Tal des Skamander, abfällt. Der natürliche Hügel selbst ist nicht sehr hoch; es überlagerten ihn aber gewaltige Schuttschichten, entstanden aus zerstörten Gebäuden und Maueranlagen, die ihn nicht nur beträchtlich erhöht, sondern auch verbreitert haben. Schicht auf Schicht liegen übereinander, so daß sich die Geschichte der Besiedelung dieses ehrwürdigen Platzes aus diesen Schichten, die Schliemann und Dörpfeld aufschlossen, wie aus den Blättern eines Buches von den ältesten Zeiten her ablesen läßt. Der Urboden des Hügelplateaus liegt jetzt etwa 20 m über der Ebene, die durch Anschwemmungen seit dem „Trojanischen Kriege" sich etwa um 5—7 m erhöht haben mag. Die auf dem Urboden des Hügels lagernde Gesamtschuttschicht, die Schliemann durchgraben hat, beträgt etwa 16 m. Schliemann hat 7 bzw. 8 verschiedene Schichten unterschieden; diese entsprechen ebensovielen Städten, die nacheinander, eine auf dem Schutt der anderen, auf diesem Hügel erbaut waren.

Die unterste, direkt auf dem Urboden liegende Schicht ist die der ältesten, ersten Stadt auf dem Burghügel von Troja. Diese Niederlassung gehört etwa in die erste Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr.; möglicherweise könnte sie wohl auch noch in das 4. Jahrtausend reichen. Die Bewohner gebrauchten neben Steinwerkzeugen auch schon Geräte von Kupfer (s. Fig. 8, 12 und 24 der Tafel S. 99). Ihre ganze Kultur steht im engsten Zusammenhang mit der, die in Mitteleuropa während der „Kupferzeit" herrschte; Tongefäße der „Kupferzeit" aus dem Mondsee in Österreich stimmen mit denen der ersten trojanischen Stadt vollkommen überein. Wir haben oben die „Kupferzeit" als den Ausgang der neolithischen Periode und als den Beginn der Metallzeitalter kennen gelernt. In der ersten trojanischen Stadt ist der Metallbesitz noch außerordentlich gering: die Äxte, Beile, Messer, Sägen bestehen noch aus Stein von den bekannten mitteleuropäischen Typen und aus den gleichen Stoffen; namentlich Nephrit ist häufig.

Daneben sind Serpentin, Diorit, Porphyr, Hämatit, Feuerstein (s. Fig. 7 der Tafel) und anderes verwendet. Die Formen entsprechen jenen der europäischen jüngeren Steinzeit (s. Fig. 13). Auch in Technik, Formen und Ornamenten (s. Fig. 9 und 14) schließen sich die Tongefäße vielfach noch dem Charakter der europäischen Steinzeit an; besonders scheinen die steinzeitlichen Fundplätze von Butmir in Bosnien und ähnliche in Siebenbürgen Analogien zu bieten.

Die Zerstörung der ersten Stadt häufte eine mächtige Schuttschicht auf, die für den Bau der zweiten Stadt nur planiert wurde, so daß diese hoch über der ersten stand. Wir dürfen die zweite Stadt wenigstens in die zweite Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. setzen. Schliemann hielt die zweite Stadt für die Stadt des Priamos. Jedenfalls bezeichnet sie die erste Glanzzeit Trojas. Mächtige Mauern, die in drei Bauperioden immer weiter hinausgerückt und verstärkt, mit stattlichen Torbauten und Propyläen, schützten die Burg. Der dritten Periode dieser zweiten Stadt gehört die Königsburg, ein großer Saalbau mit Vorhalle, an, die eine gewaltige Feuersbrunst zerstörte. Schliemann fand in dem oberen, aus Lehmziegeln bestehenden Teile der Burgmauer den Goldschatz, den er als Schatz des Priamos bezeichnet hat. Die Geräte der zweiten Stadt sind noch zum Teil aus Stein, zum Teil von Bronze, gehören aber einer frühen Bronzezeit an. Das Vorkommen einzelner auf der Scheibe gedrehter Töpfe, namentlich flacher Schüsseln, weist in das Gebiet der alten Kulturländer, denn die Töpferscheibe war damals noch in ganz Europa, wohl mit einziger Ausnahme Kretas, wo sie schon während des alten ägyptischen Reiches Eingang gefunden hatte, unbekannt, während sie in Ägypten und Babylonien schon lange in Gebrauch war.

Nach dem Brande der zweiten Stadt folgte für den Burghügel von Troja eine langdauernde, auch noch bronzezeitliche Periode des Niederganges. Die ärmlichen Bauten der dritten, vierten und fünften Stadt aus Lehmziegeln und kleinen Steinen liefern in ihrem Schutt zwar noch immer die gleichen Gefäßformen und Spinnwirtel wie früher, aber es zeigt sich kein Fortschritt, kein Beweis eines regeren Verkehrs mit der ringsum im Gebiete des Ägäischen Meeres, wie in Thera, in Kypern usw., erblühenden Kultur, die in Kreta und auf dem griechischen Festland in der mykenischen Periode jene wunderbare Glanzzeit feierte, von der die Homerischen Gesänge berichten. Die sechste Stadt gehört der mykenischen Periode an. Wie in Kreta, Tyrins und Mykene herrschten mächtige, reiche Fürsten auch in der troischen, aus großen geglätteten Blöcken gemauerten Hochburg, die mit ihren Terrassen, Türmen und Toren weit über den Umfang der alten Städte, auch der zweiten, hinausgriff, so daß Tempel und andere Prachtbauten mit weiten großen Sälen auf dem Burghügel erstanden. Nun hatte sich auch, wie die Funde erweisen, der so lange schlummernde Verkehr mit den schon länger in die aufsteigende Kulturbewegung hineingezogenen Gebieten der Griechenwelt und mit den Zentren der ältesten historischen Kultur, Ägypten und Babylonien, belebt. Nun werden alle Tongefäße auf der Töpferscheibe hergestellt, noch meist unbemalt. Aber auch jene wundervollen, mit glänzenden Firnisfarben bemalten Gefäße, welche die höchste Stufe der mykenischen Kunstepoche charakterisieren, werden nach Troja eingeführt und hier, wenn auch in minderwertiger Weise, nachgeahmt. Diese reiche, mächtige, glänzende Stadt ist das Troja Homers, seine Glanzzeit fällt in die zweite Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. Auch diese sechste Stadt wurde wie die zweite zerstört, verbrannt und dann vollkommen aufgegeben. Da die über ihren Ruinen zutage tretenden ärmlichen Siedelungsreste der siebenten und achten Stadt jüngeren Kulturstufen angehören, so muß die sechste Stadt gegen das Ende der mykenischen Periode zerstört worden sein. Der Verkehr mit den griechischen Inseln und dem Festland, die aus jener Glanzepoche durch die verwüstende Flut der dorischen Wanderung wieder in halbbarbarische Zustände zurückgesunken waren, hörte auf; einen vollen Ersatz dafür boten die erkennbaren Beziehungen zu den kleinasiatischen Küsten, die nun von Griechen besetzt waren, nicht. Auch die äolische Besiedelung von Troas brachte keine Besserung. Die stolzen Namen Ilion und Troja hafteten an dem Burgberg und dem ziemlich kümmerlichen Ort, der zu keiner rechten Blüte mehr gelangte, selbst nicht, als Alexander die Stätte besucht und ihre Wiedererhebung beschlossen hatte. Erst Lysimachos führte Alexanders Pläne aus: Mauern umschlossen wieder eine wirkliche Stadt mit dem schönen Tempel der Athene, und nun kam die Zeit, in der sich Rom seiner troischen Ahnen erinnert und den Königssitz des Priamos wieder zu altem Glanz erhob.

So erzählt die geologisch-archäologische Methode, gestützt auf die Monumente des Bodens Geschichte. Die Vorgeschichte hat hier ihr Ziel erreicht, sie ist zur Geschichte geworden.

II. China, Japan, Korea
und neueste Geschichte Ostasiens.

Von **Max von Brandt,**
vormaligem deutschen Ministerresidenten in Japan und Gesandten in China.

Ostasien.

Einleitung.

Was der Deutsche politisch und zum größten Teil auch geographisch als Ostasien, der Engländer als „The Far East" und der Franzose als „L'Extrême Orient" bezeichnet, umfaßt das Gebiet der Reiche China, Japan und Korea, d. h. ungefähr 12 Millionen Quadratkilometer, die sich vom 75.° bis 145.° östl. L. und vom 50.° bis 19.° nördl. Br. erstrecken, teils von der Westküste des Stillen Meeres aus weit in das Innere Asiens hineinragen, teils im westlichen Teile dieses Ozeans selbst liegen. Über elf Zwölftel dieses Flächeninhalts entfallen auf das unregelmäßige ungeheure kontinentale Viereck, das China, d. h. das Reich der 18 Provinzen mit seinen Außenländern, der Mongolei, Mandschurei und seit 1905 auch Tibet umfaßt, während der Rest zu einem Drittel auf das von der Südmandschurei weit nach Süden ins Meer vorspringende Korea, zu zwei Dritteln auf das Inselreich Japan kommt, das sich in einem flachen Bogen von der Südspitze Koreas nordnordöstlich der Festlandsküste nahe vorlegt. Bewohnt sind diese Gebiete von einer Bevölkerung, in der sich Tungusen, Turkstämme, Mongolen, Mandschuren, Koreaner, Aino, Chinesen und Malaien mischen, verschieden durch ihre Abstammung und Rasseneigentümlichkeiten, vielleicht auch durch die Einwirkungen, die die Gestaltung des Bodens, den sie Jahrtausende bewohnten, auf sie ausgeübt hat.

Der Nordchinese, der Bewohner der großen Ebene, die sich vom Jangtsekiang bis zum Hochplateau der Mongolei erstreckt, auf dem die Kultur und die Kraft des Reiches beruht, repräsentiert die Zähigkeit und das Beharrungsvermögen des Ackerbauers, der im Kampf mit dem Boden und den räuberischen Nachbarn, zum Teil mit letzteren durchsetzt, zu ringen, auszuhalten und zu siegen gelernt hat. Der dem Malaien näherstehende Südchinese, den seine mit Buchten und vorliegenden Inseln reichlich versehene Küste frühzeitig aufs Meer gelockt hat, zeigt einen anderen Typus; er ist ebensosehr Seemann wie Ackerbauer und klebt nicht so am Boden wie sein nördlicher Nachbar; seine Schiffe gingen vor Jahrhunderten nach Indien und bis in den Persischen Golf; er bevölkert und kolonisiert Hinterindien und die Sundainseln und wandert nach Amerika und

Australien aus. Wie der Angehörige aller südlichen Völker ist er leichtlebiger und leichter erregbar als seine nördlichen Stammverwandten. Er bildet das liberalere und revolutionäre Element gegenüber dem konservativeren Nordchinesen.

Charakteristisch für die ganze geschichtliche Entwickelung Chinas ist aber die Tatsache, daß sich das Reich gewissermaßen von innen heraus nach allen Seiten hin gleichmäßig entwickelt hat. Von Honan, wo wir die Chinesen zu Beginn der geschichtlichen Zeit im Besitze eines festgegliederten Staatswesens finden, dringen sie unter fortwährenden Kämpfen mit den angesiedelten Stämmen nach Süden, Osten und Südwesten vor, nach Norden und Nordwesten im Kampfe gegen die Nomadenvölker Nord- und Hochasiens. Als China als Sieger aus diesen Kämpfen hervorgeht, fluten die stärksten der zurückgedrängten Völker nach Westen zurück: die Hiung nu (Hunnen), bis sie im letzten Viertel des 4. Jahrh. n. Chr. nach Europa gelangen, wo sie erst in der Mitte des 5. Jahrh. jenseit des Rheins auf den Mauriazensischen Gefilden endgültig zum Stehen gebracht und zurückgeworfen werden; die Türken, bis sie, von den Mongolen immer weiter nach Westen gedrängt, Kleinasien überschwemmen und 1453 dem oströmischen Reich ein Ende bereiten, auf dessen Gebiet sie heute noch sitzen. Wenn China so, wenngleich nur mittelbar, auf die Geschicke Europas einwirken konnte, hatte es keinen Teil an dem größten der asiatischen Eroberungszüge nach Westen, dem der Mongolen, die gegen das Ende der ersten Hälfte des 13. Jahrh. Armenien und Persien unterwarfen, Rußland tributpflichtig machten und bis nach Mähren und Ungarn vordrangen, während sie gleichzeitig im Osten China unterjochten.

In Japan macht sich der Einfluß südlicher (malaiischer) Elemente viel stärker geltend als in China. Der Japaner besitzt die Verschlossenheit, die Verschlagenheit und den Fanatismus der Malaien, die nur äußerlich durch die Wirkungen fremder, chinesischer und europäischer, Kultur übertüncht worden sind. Wie er sich mit Vorliebe an der südlichen zerrissenen und zerklüfteten Küste seines Landes niedergelassen hat, ist er der geborene maritime Freibeuter oder, wenn man will, das Ebenbild der Konquistadoren, ohne den religiösen Fanatismus derselben.

Der Koreaner ist schwerer zu definieren. Körperlich übertrifft er die anderen Asiaten an Größe und Aussehen; vor zwei Jahrtausenden war er der Lehrer Japans, das durch ihn die Weisheit Chinas und Indiens, die Lehren des Kung fu tsze und Buddha empfing; noch vor wenigen Jahrhunderten war seine Kunst der der Japaner gleich, vielleicht in manchen Zweigen (Keramik) ihr überlegen; er war ein guter Soldat und Seemann, aber heute scheint die Rasse alle Fähigkeiten eingebüßt zu haben, außer der, schweigend zu dulden.

Die Geschichte der drei Reiche China, Japan und Korea mußte man getrennt behandeln, solange ihre Beziehungen zu- und untereinander lose waren und jedes seine eigene Entwickelung hatte, ohne einen maßgebenden politischen Einfluß auf seine Nachbarländer auszuüben. Seit 1844 haben sich jedoch diese Beziehungen so eng verwoben, daß nur eine einheitliche Geschichte Ostasiens den neuen Verhältnissen Rechnung trägt; die gegenwärtige Lage, wenn auch kaum in den ersten Stadien der Entwickelung begriffen, beeinflußt doch schon die Geschicke eines Weltteils, wenn nicht der Welt.

1. China.

A. Der Name.

Die älteste von den Chinesen selbst für ihr Land angewendete Bezeichnung ist wohl „Tien Hia", Unter dem Himmel; „Sz' Hai", (alle innerhalb) der vier Meere, und „Tschung Kwoh", das Reich der Mitte, sind ebenfalls alte Namen. Himmlisches Reich ist die Übersetzung von „Tien Tschau", d. h. himmlische Dynastie oder das Land, über das die vom Himmel eingesetzte Dynastie herrscht. „Tschung Hwa Kwoh", das blumenreiche Land der Mitte, wird besonders literarisch verwendet und ist darauf zurückzuführen, daß die Chinesen sich für die gebildetste (Hwa) Nation der Erde halten. „Nui ti", das innere Land, im Gegensatz zu den äußeren Barbaren, wird hauptsächlich in diesem Sinne gebraucht. „Li Min", die schwarzhaarige Rasse, ist ein häufig für das Volk angewendeter Ausdruck. Auch der Name „die hundert Familien" findet sich. Das Volk wird weiter als „Tschung Kwoh jin" (Leute des Reiches der Mitte) und als „Han jin" oder „Han tsze" (Männer oder Söhne Hans) bezeichnet. Schon unter der Tschin-Dynastie, 221 v. Chr., scheint die Sitte aufgekommen zu sein, das Land und die Bewohner nach der Dynastie zu nennen; die Dauer dieser Dynastie war aber kurz und der Haß gegen ihren Gründer zu groß, um die Bezeichnung zu einer bleibenden werden zu lassen. Dagegen haben die Namen anderer Dynastien: der Han-, der Tang- und der mandschurischen Tsching-Dynastie, sich mehr eingebürgert: „Tang jin", Männer von Tang, und „Tsching jin", Männer von Tsching, wird oft angewendet. Die letzte Dynastie nannte das Reich nach ihrer eigenen Bezeichnung „Ta Tsching Kwoh", das große, reine Reich; auch „Tsching Tschau", die reine Dynastie, wird oft gebraucht. „Hwa Hsia", die herrlichen Hsia, ist ein auf die alte Hsia-Dynastie (2205—1766 v. Chr.) zurückzuführender, aber wohl erst später angewandter Name. Das „Kitai" der Russen und „Kathai" der Perser stammt von den Kitan-Tataren, die unter dem Namen der Liau- (Liao-) Dynastie von 937—1125 in Nordchina herrschten.

Die indischen Buddhisten nennen China „Khin tan", Morgendämmerung; Manzi, Manji, ist Südchina, und seitdem die Sung-Dynastie von den Mongolen aus dem Norden vertrieben als südliche Sung-Dynastie 1227 n. Chr. ihre Residenz in Hangtschau aufschlug, auch die Bezeichnung für ganz China; Kolumbus suchte Manzi. „Tung tu", das Land des Ostens, findet sich nur bei mohammedanischen Schriftstellern.

Woher der (zuerst 1539) gebrauchte europäische Name China kommt, ist zweifelhaft. Daß er bloß auf die Tschin-Dynastie zurückzuführen sei, ist besonders nach Ferd. Freiherrn v. Richthofen unwahrscheinlich. Mit dem „Sinim" des Propheten Jesaias, dem altpersischen „Matschin", dem großen „Tschin", das im Mittelalter allerdings für China angewendet wurde, und dem im Gesetzbuche des Manu und im Mahabharata vorkommenden „Tschina" hat es, nach Richthofen, ebenfalls keinen Zusammenhang. Dagegen war China den verschiedensten Völkern des Altertums als Jin, Chin, Tsin, Tschin, Tschina und Tziniſtan bekannt. Richthofen glaubt, daß der Name, der allen diesen Bezeichnungen zugrunde gelegen habe, auf dem Seewege verbreitet worden sei, und führt ihn auf „Ji nan", südlich von der Sonne, zurück, mit dem die Chinesen im Altertume Tongking und Kotschinchina, vielleicht auch noch Kambodscha bezeichneten; daß Marco Polo das bei Zayton (Tschwang tschau fu,

CHINA u. JAPAN.
Chines. Reich
Japan. Reich
Maßstab 1:8500000
Semipalatinsk
Tomsk
Barnaul
Transbaikalien
Irkutsk
Jakutsk
Amur
Sachalin
OCHOTSKISCHES MEER
Semipalatinsches
Tarbagatai
Dsungarei
Kuldscha
Tien Schan
Hami
Turfan
Hochebene von Hami
Barkul
Urumtsi
Kuku Noor
Tsaidam
Tsaidam Sümpfe
Nan Schan
Ala Schan
Hochebene von Tsaidam
Hochebene von Tibet
Lhasa
Schigatse
Tschamdo
Tengri Nor
Brahmaputra
Himalaya
Mount Everest
Kanchinjinga
Bhutan
Sikkim
Kaschmir
Buchara
Ost-Turkestan
Mongolei
Gobi
Chalkha
Urga
Kiachta
Selenga
Orchon
Tola
Ingoda
Schilka
Argun
Nertschinsk
Chingan
Hsing-an-ling
Mandschurei
Mukden
Kirin
Ninguta
Tsitsikar
Nonni
Sungari
Liao-ho
Peking
Tientsin
Tsi-nan
Hoang-ho
Gelbes Meer
Hoang-ho Mündung
Schan-tung
Nan-king
Kiang-su
Ostchinesisches Meer
Yang-tse-kiang
Tsche-kiang
Hankau
Han-kiang
Kiukiang
Poyang See
Kan-kiang
Kuang-tung
Kanton
Südchinesisches Meer
Tong King Bai
Hainan
Formosa
Japanisches Meer
Honsiu
Hondo
Yeso
Tokio
Kiautschou
Kiautschou Bucht
Kalkutta
Bai von Bengalen
Siam
Staaten
Kanton
Macao

zwischen Amoy und Futschau) gelegene Meer das von Tschin nennt, scheint dafür zu sprechen. — Die den Römern gebräuchliche Bezeichnung „Seres“ dürfte auf ßze, ße, ßer (chinesisch = Seide) zurückzuführen sein.

B. Land und Leute.

a) Der Boden.

Das ungeheure Reich, das mit seinen drei Außenländern, der Mandschurei, der Mongolei (Dsungarei, Ili und Ostturkistan) und Tibet (seit 1905), 11 138 880 qkm umfaßt, von denen 5 369 100 auf das eigentliche China einschließlich des Neuen Gebiets (Sin-tsiang), 942 000 auf die Mandschurei, 3 543 000 auf die Mongolei und 2 109 000 qkm auf Tibet kommen, liegt im östlichen Teile von Asien zwischen 50° und 19° nördl. Br. und 75° und 132,5° östl. L. Seine östliche Grenze bildet mit Ausnahme der Stelle, wo die Halbinsel Korea ansetzt und die russische Küstenprovinz Ostsibirien sich vorlegt, das Stille Meer, das dort, von Süden nach Norden, die Namen Chinesisches, Ost- und Gelbes Meer führt. Im Norden und Nordwesten grenzt China an Rußland, im Südwesten an Nepal, das britische Indien, Bhutan, im Süden an Tongking und Siam (s. die beigeheftete Karte „China“).

Die Gebirge haben in der Entwickelungsgeschichte des Landes nur insofern eine Bedeutung besessen, als ein Ausläufer des Himalaja, der Nan-ling (Südkette), der durch Jünnan streicht, Kwangtung und Kwangsi nördlich begrenzt, durch Tschekiang geht, das Meer erreicht und in den Tschusan- und andern dort gelegenen Inseln verläuft, Südostchina durch einen schroffen Riegel, über den nur wenige Pässe führen, von dem übrigen China trennt; daher die längere Unabhängigkeit und Abgeschlossenheit dieser Landstriche. Im allgemeinen senkt sich der Boden Chinas von Westen nach Osten: das Bergland liegt westlich von dem Kantoner Meridiane bis an die Grenzen von Tibet, das Hügelland östlich von demselben und südlich vom Jangtsekiang; nordöstlich von diesem Strome liegt die große Ebene, der fruchtbarste Teil des Landes. In Tschili, Schansi, Schensi und Kansu herrscht Löß vor, jener eigentümliche gelbe Lehm, der, zuerst 1864 von Pumpelly beschrieben, auf Niederschläge aus Süßwasserseen zurückgeführt wurde; aber mit Richthofen ist anzunehmen, daß, abgesehen von den Stellen, wo er als Niederschlag in Salzsteppenbecken (Seelöß) auftritt, der Löß sich unter der Atmosphäre niedergeschlagen habe. Die oft viele hundert Fuß tiefen, senkrechten Schluchten des Löß erschweren die Verbindung ungemein; doch bieten sie der Bevölkerung insofern einen Vorteil, als in die Wände zahlreiche Wohnungen, oft ganze Dörfer eingeschnitten sind. Wo genug Regen fällt, ist der Löß außerordentlich fruchtbar, dafür fehlt dem Bewohner fast jede Möglichkeit künstlicher Bewässerung.

Wichtiger als die Berge sind für China die Flüsse geworden, besonders die drei großen, das Reich von Westen nach Osten durchströmenden: der Hoangho, der Jangtsekiang und der Tschukiang. Der Hoangho („Gelbe Fluß“), wegen seiner häufigen Dammbrüche und der dadurch verursachten Überschwemmungen, die angeblich neunmal von einer vollständigen Veränderung seines unteren Laufes begleitet waren, auch „Chinas Kummer“ genannt, entspringt südlich vom Kwenlungebirge in der Ebene von Odontala, durchfließt Nordchina in einer Länge von über 4800 km und hat ein Bewässerungsgebiet von annähernd 1 211 700 qkm. Dem Laufe des Hoangho sind wahrscheinlich die ersten Einwanderer gefolgt, deren Nachkommen wir heute Chinesen nennen; in seinem Tale hat sich ein großer Teil der alten und mittleren Geschichte Chinas abgespielt. Seit 1852 ergießt sich der Hoangho in den Golf

von Petschili, während er vorher südlich von der Halbinsel Schantung in das Gelbe Meer floß. Für die Schiffahrt ist er der Strömungsverhältnisse wegen fast ohne Bedeutung. Der Jangtsekiang (nur im unteren Laufe von Nanking an, wegen Jangtschau, so bezeichnet) heißt in seinem oberen Laufe Kin scha kiang (Fluß des goldenen Sandes), im mittleren nur Kiang oder Takiang (Fluß oder Großer Fluß) und von Wutschang an gewöhnlich Tschangkiang (Langer Fluß). Er entspringt auf der Tanglakette, kaum 160 km von den Quellen des Hoangho und dem Kwenlun, und durchströmt in einer Länge von reichlich 5100 km die Mittelchina bildenden Provinzen von Sz'tschwan, Hupeh, Anhui und Kiangsu. Sein Wasserbecken schließt über 1 402 000 qkm ein. Er ist der bedeutendste Verkehrsweg Chinas; an ihm liegen Städte wie Nanking, Hankau, Wutschang, Itschang und Tschungking. Seine Wassertiefe gestattet großen Dampfschiffen bis Hankau zu gehen, und wohl noch weiter, wenn einmal ein Kanal die Stromschnellen zwischen Itschang und Tschungking umgeht. Der Tschukiang (Perlfluß), der aus Jünnan kommt und sich aus dem Ost-, Nord- und Westflusse zusammensetzt, von denen der letzte, der Sikiang, der bedeutendste ist, durchströmt Südchina und erreicht unterhalb Kantons das Meer; seine Bewässerungsfläche wird auf mehr als 332 000 qkm geschätzt.

b) Die Bevölkerung.

Über den Ursprung des chinesischen Volkes ist nichts Sicheres bekannt. Für seinen Zusammenhang mit dem babylonischen Turmbau fehlt ebenso die Begründung wie für die von Terrien de la Couperie und Robert K. Douglas aufgestellte Behauptung, wonach es auf Grund angeblicher Ähnlichkeiten zwischen Keilschrift und der ältesten chinesischen Schrift von den Akkadern abstammen soll. Wahrscheinlicher erscheint Richthofens Ansicht, daß der ursprüngliche Wohnsitz der nach China Einwandernden das Tarimbecken gewesen sei, wo sie mit akkadischer und indischer Kultur in Berührung gekommen wären. Für die großen Verschiedenheiten der Chinesen von allen anderen Völkern Asiens (z. B. für das Fehlen eines Priester- und Soldatenstandes) und noch mehr für die Ähnlichkeiten (z. B. das anscheinende Vorhandensein bestimmter astronomischer Kenntnisse in ältester Zeit, so unter der Hsia-Dynastie) gäbe aber auch diese Heimat keine Aufklärung. Ebensowenig ist eine solche auf ethnographischer Grundlage zu finden.

Nach E. v. Baelz ist Ostasien der Hauptsache nach (der größte Teil von China, Japan, Korea, Formosa, die Mongolei und Tibet) von der etwa 500 Millionen zählenden mongolischen Rasse bewohnt, wozu die hinterindischen Völker mit den Malaien kämen; eine grundsätzliche Unterscheidung zwischen diesen und den Mongolen sei kaum durchführbar. In Nordasien, der Mandschurei, im Gebiete des Sungariflusses, einem Teile von Korea und in einem Stück der japanischen Westküste lebe der mandschu-koreanische Typus; in China treffe man sodann noch die Miaotsze und die wenig bekannten Lolo an; in Südchina und Japan lasse sich polynesisches Blut nachweisen, während Spuren der wollhaarigen Negrito selten beigemengt seien; die eigentlichen Mongolen überwögen in Mittel- und Südchina, weiter südwärts trete der malaiische Typus mehr hervor, gegen Norden herrschten die Mandschu-Koreaner.

Das ist alles unzweifelhaft richtig; aber damit wird weder das Rätsel der Herkunft der Chinesen, noch das der Stämme, die sie bei ihrer Wanderung nach Osten vorfanden, erklärt. Und solcher unabhängigen Stämme, die von den Chinesen teils ausgerottet, teils aufgenommen wurden, muß es eine große Anzahl gegeben haben, wenn auch jeder einzelne vermutlich nicht sehr zahlreich gewesen ist.

Der San Miau wird im Schuking, dem Buche der Geschichte zur Zeit Jaos und Jüs (2145—2046 und 2255—2206 v. Chr.) Erwähnung getan; und in der Rede, die König Wu von Tschau (1134—1116

v. Chr.) vor der Schlacht von Mu gegen Tschau hsin von Schang hält, wendet er sich an acht Hilfsvölker: die Jung, Schu, Tschiang, Mao, Wei, Lu, Phang und Pho. Später werden im 8.—7. Jahrh. v. Chr. acht Stämme der Dsung (Jung), Westbarbaren in Schantung, Tschili, Honan, Schansi, Schensi und an den Grenzen des Reiches erwähnt; die Ti, Nordbarbaren, wohnten in Schansi und Tschili, die I-Barbaren von Schantung bis zum Hanfluß und die Man am mittleren und oberen Jangtse, hauptsächlich auf dem rechten Ufer. Aber die Zahl der damals noch nicht unterworfenen Stämme muß viel größer gewesen sein; finden sich doch noch heute, über 2600 Jahre später, in den südlichen und westlichen Provinzen des Reiches zahlreiche, ganz oder teilweise unabhängige Stämme von Ureinwohnern. Daß sich solche auf Formosa und auf Hainan, wie die Li (Limin oder Limu; angeblich Abkömmlinge der Miaotsze, denen Kublai Khan [Schi Tsu] 1292 einen Teil der Insel angewiesen haben soll) sich noch im Inneren gehalten haben, ist weniger wunderbar als daß auch in Provinzen des Festlandes, wo China seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden herrscht, noch heute ganze Stämme der Ureinwohner ihre Unabhängigkeit bewahrt haben.

Die Miaotsze, die in jung (wilde) und schuh (zahme) eingeteilt werden, je nachdem sie etwas oder nichts von der chinesischen Kultur angenommen haben, leben in reichlich 80 verschiedenen Stämmen in Kwangtung, Kwangsi, Hunan, Jünnan und Kweitschau; man sieht in ihnen Verwandte der Siamesen und Burmanen, und vielleicht gehören die Hakkas, Fremde, die angeblich zur Zeit der Mongolen-Dynastie 1206—1368 von Kiangsu oder Schantung in die beiden Kwang eingewandert sein sollen, derselben Rasse an. Erst nach 1730 kamen die Miaotsze in Jünnan und Kweitschau unter chinesische Oberhoheit; in Kwangsi gibt es dagegen noch heute unabhängige Stämme. Die Jao oder Jau jin, die auch zu den Miaotsze gehören sollen, lebten bis zum 12. Jahrh. in Kwangsi und wanderten dann nach der Halbinsel Lientschau aus, wo sie eine halb unabhängige Stellung einnehmen; 1832 wurde ein von ihnen versuchter Aufstand nur mit Mühe unterdrückt. Die andere große Gruppe der Ureinwohner, die sich erhalten hat, sind die Lolo in Sz'tschwan und Jünnan, in denen man Verwandte der Kakjen, Schan und Burmanen finden will; auch sie zerfallen in solche, die sich den Chinesen wenigstens dem Namen nach unterworfen haben, und solche, die den Chinesen keinen Eintritt in ihre Berge gestatten, von denen aus sie Raubzüge in die Umgegend unternehmen.

Auch die jüngsten archäologischen Untersuchungen, die der Engländer Aurel Stein und die Deutschen Albert Grünwedel und Albert v. Le Coq im Neuen Gebiet, letzterer besonders bei Turfan, vornahmen, haben in dieser Beziehung nichts ergeben, da die Funde nur aus der Zeit von 200—700 n. Chr. stammen. Jedenfalls hat sich aber herausgestellt, daß in dem durchforschten Gebiet an der alten Handelsstraße nach Indien sich damals blühende Städte befanden, in denen eine große Anzahl Angehöriger von ganz oder teilweise unbekannten Stämmen lebte und der Buddhismus in hoher Blüte stand.

Bei diesem Mangel an bestimmten Anhaltspunkten erscheint es geraten, sich für die Beurteilung des Bildungsgrades, den die Vorfahren des das heutige China bewohnenden Mischvolkes bei ihrer Einwanderung besessen haben mögen, nach anderen Quellen umzusehen. Das zuverlässigste Zeugnis dürfte die älteste, nachahmende (hieroglyphische) Klasse der chinesischen Schrift bilden, welche die Zeichen (angeblich 608, in Wirklichkeit mehr) umfaßt, die Bilder der auszudrückenden Gegenstände waren; bei ihnen ist die Ähnlichkeit zwischen der ursprünglichen Form und dem darzustellenden Gegenstande deutlich zu erkennen. Die Erfindung dieser Schrift reicht in sagenhafte Zeit hinauf, aber bereits vor dem 4. Jahrh. v. Chr. hatten die hieroglyphischen Zeichen aufgehört, Bilder der Gegenstände zu sein, und an ihre Stelle waren konventionelle Zeichen getreten.

Die ältesten Zeichen sind besonders in den Zusammensetzungen mit Westen, Schaf, Kuh und Frau bedeutsam. Westen und zurückkehren bedeutet: als Richter urteilen; Westen und Erde: Opfer des Herrschers;

Westen und Frau: wünschen, suchen; Westen und wertvoll: kaufen oder verkaufen (westliche Wertsachen?); Schaf und groß: gut, ausgezeichnet; Schaf und ich: Selbstgefühl, Selbstachtung (der Besitz des Schafes ein Zeichen des Ansehens); Schaf und Mann: falsch (Schafdieb?); Schaf und Fürst oder Weiser: eine Herde, Menge (Fürst als Herdenbesitzer); Schaf und Worte: genau untersuchen, über etwas reden; Schaf und Flügel: schweben, zurückschauen, würdig, ernst (geflügelte Widder?); Schaf und krank: jucken, kratzen; Kuh und bedecken: Gewahrsam, Gefängnis; zwei Kühe: Freund; Kuh und selbstsüchtig: wegnehmen (Rinderdieb?); Frau und Wahrheit: einschmeichelnd, überredend, wohlbewandert im Sprechen; eine Frau über der anderen: schön; Hände über Frau: sicher, fest, ruhig; Dach über Frau: Ruhe, Frieden, beruhigen; zwei Frauen nebeneinander: zanken, streiten; Getreide über einer Frau: unter einer schweren Last sich beugen, Last oder Amt tragen, schicken um etwas zu tun; Frau neben Schmutz: Gattin, gehorchen; Frau und nehmen: heiraten; Mann und Feld: ein Mann.

Versucht man, sich aus den hieroglyphisch dargestellten Gegenständen sowie aus den vorstehenden Zusammensetzungen ein Bild der Zustände zu machen, die zu den Zeiten der Bildung dieser Zeichen geherrscht haben mögen, so darf man auf ein von Westen her eingewandertes und noch manche, wenn auch unklare Erinnerungen an die alte Heimat bewahrendes Volk schließen oder auf ein Volk, dem von Westen gekommen war, was es an Kultur besitzt, ein Volk, das sich im Übergange vom Nomadenleben zu Ackerbau und festeren Wohnsitzen befindet. Noch aber besteht der Reichtum hauptsächlich in großen Herden: ihr Besitz gewährt Macht und Einfluß; Schaf- und Rinderdiebstahl sind die gewöhnlichsten Verbrechen, der Gesundheitszustand, das Verlaufen eines Tieres hauptsächlicher Gegenstand des Interesses. Die Frau, die der Mann vielleicht noch mit Gewalt raubt, wird als ein untergeordnetes, neidisches, eifersüchtiges Geschöpf betrachtet, das in strenger Zucht gehalten werden muß; ihr liegen der Haushalt und die niedrigen Geschäfte ob. Der Mann bebaut das Feld; ihm gehören Freiheit und Ansehen, der Frau Arbeit und Zurückgezogenheit. Ein ausgebildeter (Geister- oder Ahnen-) Kultus scheint zu bestehen; wenigstens deuten die zahlreichen, in derselben Form vielfach bis auf den heutigen Tag erhaltenen Opfergefäße auf umfassende, bis ins kleinste geregelte Gebräuche.

C. Die mythische Zeit.

Nach der Ansicht der Chinesen hat sich die Welt aus dem eiförmigen Chaos entwickelt, aus dem zuerst die lebendige Kraft, der große Odem, das Leben (Tai Tschi) hervorgeht, durch dessen Einfluß der vorhandene Keim anschwillt und sich in das männliche und das weibliche Prinzip (Jin und Jang) teilt. Rein, licht und leicht steigt das Männliche empor und bildet den Himmel; das unreine, dunkle und schwere Weibliche sinkt nieder und bildet die Erde; beide sind heute noch, zerstörend und erneuernd, fortwährend tätig. Aus ihnen entsteht Panku, der oft mit Hammer und Meißel dargestellt wird, als die Erde bildend; doch wird auch erzählt, daß nach seinem Tod aus seinen Körperteilen und Emanationen die Welt und aus dem auf ihm lebenden Ungeziefer die Menschen entstanden seien. Er ist der Stammvater des ersten Herrschergeschlechts, der himmlischen Kaiser, auf die irdische und menschliche folgen und zahlreiche andere, die durch ihr Beispiel bildend auf die Menschen einwirken.

Im achten Zeitalter erzeugt Suijen, der chinesische Prometheus, Feuer durch Reibung zweier Hölzer; auch soll er eine Art Knotenschrift erfunden haben, während Jütschao die Menschen Wohnstätten zu bauen lehrte, als sie von der reinen Pflanzenkost zur Fleischnahrung übergegangen waren und sich so die bis dahin friedlichen Tiere zu Feinden gemacht hatten. Im neunten wird Fuh(s)i geboren (angeblich 2852—2738 v. Chr.) mit dem Körper einer Schlange und einem Ochsen- oder Menschenkopfe mit zwei hörnerartigen

Auswüchsen; er lehrt die Menschen fischen sowie die sechs Haustiere (Schaf, Huhn, Rind, Pferd, Hund, Schwein) züchten und zum Lebensunterhalte verwenden; ihm bringt das Drachenpferd auf seinem Rücken die Schrift des Lo-Flusses, die zur Erfindung der acht Diagramme (Pakwa) führt. Fuhi soll in Gemeinschaft mit Tsangki, den andere freilich 600 Jahre später setzen, die erste Buchstabenschrift erfunden haben; ihm wird auch die Einführung von Familiennamen und musikalischen Instrumenten zugeschrieben. Sein Nachfolger Schen nung (Jen Ti; angeblich 2737—05), der göttliche Ackerbauer, mit Menschenleib und Ochsenkopf, erfindet den Pflug, dessen Gebrauch er nebst der Kenntnis der fünf Getreidearten (Weizen, Bohnen, Gerste, Hirse, Hanf) dem Volke beibringt, entdeckt die medizinischen Eigenschaften der Pflanzen und führt Märkte und Tauschhandel ein. Seit diesem Zeitalter vererbt sich die Herrschergewalt in der Familie. — Die Dauer der mythischen Zeit, d. h. bis Huang Ti (2704 v. Chr.), wird von einigen chinesischen Schriftstellern 2 264 777 Jahre, von anderen eine Million Jahre mehr gerechnet.

D. Die sagenhafte Zeit.

Die sagenhafte Zeit geht nach einigen bis Jü, d. h. bis zum Beginne der Hsia-Dynastie, 2205 v. Chr., nach anderen bis zum Anfange der Tschau-Dynastie, 1122 v. Chr., doch gehen die Angaben über Daten auch bei den Chinesen weit auseinander; Übereinstimmung tritt erst mit dem Jahre 850 v. Chr. ein.

Die Herrscher dieser Zeit sind: Huang Ti, 2704—2595 v. Chr., in Tschili; Scha Hao, 2594—11, sein Sohn, in Schantung; Tschan hsü, 2510—2433, Neffe des vorigen, in Tschili; Ti Ku, 2432—2363, sein Neffe, in Honan; Ti Tschi, 2362—58, Sohn des vorigen, wird abgesetzt; Jao, 2357—2258, sein Bruder, in Schansi; Schun, 2258—06, Schwiegersohn Jaos, in Schansi. Fu hi, Schen nung, Huang Ti, Jao und Schun werden häufig gemeinsam als die „Fünf Kaiser" bezeichnet.

Die Entwickelung des Volkes schreitet nur langsam vor; es muß, selbst nach Ansicht der Chinesen, auf einer sehr niedrigen Stufe gestanden haben, da unter Huang Ti die Benutzung bemasteter ausgehöhlter Baumstämme zu Booten als etwas Neues aufgeführt wird und derselbe zuerst die fünf Farben (Grün oder Blau, Rot, Schwarz, Gelb und Weiß) nach denen der Vögel und Blumen bestimmt haben soll. Als Beginn einer lang andauernden staatlich-sozialen Ackerbauwirtschaft wichtig ist die Einteilung des Ackerlandes in je neun Felder, jedes zu hundert Mau (675,68 Ar).

Von diesen Feldern, die in drei Reihen zu je drei Feldern # liegen, sind die acht äußeren für das Volk, das mittlere für die Regierung bestimmt, die ihre Interessen, wie die Aufsicht über die Volksfelder, durch besondere Beamte ausüben läßt. Ein solches Feld hieß ein Lin, 3 Lin = 1 Ping, 3 Ping = 1 Li, 5 Li = 1 J, 10 J = 1 Du, 10 Du = 1 Schi, 10 Schi = 1 Tschau; aus dem Tschau (Bezirk oder Provinz) scheinen sich die späteren Lehnsfürstentümer entwickelt zu haben.

In die Regierungszeit Schuns fallen die Arbeiten Jüs, die den Inhalt eines „der Tribut von Jü: Jü Jükung" betitelten Abschnittes (III. 1) des Schuking, bilden. Von vielen sind sie mit den chinesischen Erklärern als die Erzählung von einer großen Flut und der von Jü unternommenen Arbeiten zu ihrer Ableitung aufgefaßt worden, von Richthofen und anderen nach ihm als ein Abschnitt von besonderer, wenn nicht ausschließlich geographischer Bedeutung. Jü, der es verstanden hatte, sich durch seine Tätigkeit das Wohlwollen Kaiser Schuns zu erwerben, erhielt von ihm seine beiden Töchter zu Gemahlinnen, wurde, da der Sohn des Kaisers sich als unwürdig erwies, sein Nachfolger und schlug seine Residenz in Schansi auf. Er war der erste Kaiser der Hsia-Dynastie, die mit 17 rechtmäßigen Herrschern von 2205—1766 regierte. Die Zwischenzeit von 2118—2079, während deren der Usurpator

Han Tscho herrschte, ist das bewegteste Stück dieses Zeitalters. Der Enkel Jüs, Tai Kang, ein ausschweifender Fürst, wurde nach 29jähriger Regierung 2160 abgesetzt; ihm folgte sein jüngerer Bruder, Tschung kang. Dessen Sohn Ti Hsiang wurde 2119 von Han Tscho besiegt, der alle Angehörigen der Jü-Familie ermorden ließ. Die Kaiserin aber entfloh und gebar auf der Flucht einen Sohn, Schao Kang, der nach vielfachen Abenteuern 2079 den Usurpator tötete. Der letzte Kaiser dieser Dynastie, Ti Kwei (Tschie), und seine Gemahlin Mei hi werden als ausschweifende Tyrannen geschildert, deren Herrschaft tatsächlich bereits 1783 Lü, Prinz von Schang, ein Nachkomme Huang Tis, ein Ende machte. Doch erst 1766 bestieg Lü als Tscheng Tang und erster Kaiser der Schang- (seit 1401 auch Jin genannten) Dynastie, die bis 1122 regierte, den Thron. Auch über die 28 Fürsten dieser Dynastie, von denen in den Annalen meistens nur die Namen aufgeführt werden, ist wenig zu berichten. Tscheng Tang (1766—54), der in Honan residierte, war ein kräftiger und gerechter Herrscher. Unter seinen Nachfolgern wurde die Residenz häufig verlegt: nach verschiedenen Plätzen in Honan, nach Schantung, Tschili und Schensi.

Der letzte Kaiser Tschau hsin (1154—22), wie der Letzte der Hsia ein grausamer Tyrann, dem ebenfalls eine entartete Fürstin, Tan ki, zur Seite stand, wurde durch Wu wang von Tschau entthront. Die Feindseligkeit zwischen beiden Familien scheint schon lange bestanden zu haben, zum mindesten seitdem Tan fu, der „alte Herzog" (Ku kung), seinem Gebiete 1327 den Namen Tschau beigelegt hatte. Sein Enkel Wen wang (König Wen) oder Hsi po (Häuptling des Westens) versuchte, nach chinesischen Quellen, vergeblich den Kaiser auf bessere Wege zurückzuführen; er starb 1135. Sein Sohn Wu wang endlich stand gegen Tschau hsin auf und besiegte ihn bei Mu 1122, worauf sich der Kaiser mit seinen Weibern und Schätzen in seinem Palaste verbrannte. Wu wang bestieg den Thron 1122; mit ihm begann die Tschau-Dynastie (bis 249 v. Chr.). Der Beginn der geschichtlichen Zeit wird gewöhnlich in das Jahr 875 gesetzt wegen einer in diesem Jahr am 29. August beobachteten Sonnenfinsternis, der unter der Regierung des Kaisers Jü wang Erwähnung geschieht, weil man damit ein Datum genau feststellen kann; es liegt aber kein Grund vor, nicht bereits mit der Tschau-Dynastie die geschichtliche Zeit anfangen zu lassen.

E. Die Religion, die Philosophie und die Kultur der alten Chinesen.

a) Die Religion.

Die altchinesische Religion, über deren Ursprung nichts bekannt ist, kennt ein höchstes Wesen, den Himmel, Tien, verkörpert als höchsten Herrscher, Schang Ti.

Sie ist indessen weit von einem reinen Monotheismus entfernt; vielmehr ist die ganze Natur von himmlischen, irdischen und menschlichen Geistern belebt, die als solche Einfluß ausüben und Verehrung genießen. Zu den ersten gehören Sonne, Mond, Planeten und einzelne Sternbilder, zu den zweiten Berge, Meere, Ströme, Flüsse, Quellen, Bäume und anderes mehr; außerdem gibt es einen besonderen Schutzgeist des Reiches und die Geister des Bodens: früher für jedes einzelne Fürstentum, jetzt für jede einzelne Stadt und Örtlichkeit, Schutzgeister des Ackerbaues, der Saaten, des Herdes usw. Zu den dritten endlich gehören die Geister der Verstorbenen in ihren Beziehungen zur Familie, d. h. die Ahnen, und die Geister hervorragender Menschen. Einen Priesterstand besaß und besitzt die Religion nicht: der Kaiser ist ihr Hoherpriester, der einzelne Handlungen wie die Gebete im Himmelstempel nur persönlich vollbringen, bei anderen sich zeitweilig oder dauernd durch Beamte vertreten lassen darf. In der doppelten Eigenschaft als Kaiser und als Vater des Volkes übernimmt er dem Himmel gegenüber die Verantwortlichkeit für das Verhalten seiner Untertanen und erblickt in Landplagen die Folgen eigener Fehlerhaftigkeit.

b) Die Philosophie.

Neben der Religion, die nur durch den Ahnendienst und die damit verbundenn Gebräuche mit dem Volke zusammenhängt, bestehen seit alter Zeit zwei philosophische Richtungen: eine beschaulich metaphysisch-theosophische, aus der sich der Taoismus entwickelt hat, und eine ethisch-politische, die als Konfuzianismus bekannt geworden ist. Aber weder Lao tsze noch Kung fu tsze (latinisiert Confucius; vgl. S. 113 u. 118) sind die Schöpfer der ihnen zugeschriebenen oder nach ihnen benannten Lehren; beide haben im Gegenteil stets ausdrücklich betont, daß sie nur Verkünder und Erklärer der Lehren früherer Weisen seien. Für den Konfuzianismus ist der Beweis dafür außerdem dadurch erbracht, daß seine sogenannten klassischen Werke, die gemeinhin als die „Fünf King" und „Vier Schu", oft auch als die „Dreizehn King" bezeichnet werden, einer viel älteren Zeit als Kung fu tsze angehören.

Die großen klassischen Werke sind nach dieser Einteilung: 1) das Jking (Buch der Verwandlungen), dazu bestimmt, die für Wahrsagezwecke gebrauchten, aus ganzen und gebrochenen Linien zusammengesetzten acht Trigramme und die daraus weiter entwickelten 64 Hexagramme zu erklären; diese Zeichen, die in die mythische Zeit (vgl. S. 108) hinüberreichen, sind unzweifelhaft älter als das 13. Jahrh. v. Chr. Wen wang von Tschau, der Vater, und Tschau kung, der Bruder des ersten Kaisers dieser Dynastie, sollen die im Jking bewahrten Erklärungen dieser Zeichen gegeben haben; die weiteren zehn Abteilungen des Werkes werden, wohl irrtümlich, Kung zugeschrieben. 2) Das Schu king (Buch der historischen Aufzeichnungen) enthält die von 2357 bis 627 v. Chr. reichenden Überreste einer einst viel umfangreicheren Sammlung geschichtlicher Vorgänge und Zeugnisse. Die Zusammenstellung dieses Werkes wird ebenfalls Kung zugeschrieben; aber die erste Erwähnung seiner Verfasserschaft findet sich erst 350 Jahre nach seinem Tod. Überhaupt hat Kung während seines Lebens durchaus nicht die Rolle gespielt, die ihm nach seinem Tode hauptsächlich nach dem Vorgehen Schi Huang Tis (220—210; vgl. unten, S. 121) zugefallen ist, als die Literaten eine Fahne brauchten, um die sie sich scharen konnten. In seinem Geburtsfürstentume Lu wurden ihm nach seinem Tod auf Befehl des Herzogs Tempel errichtet, in denen vierteljährliche Opfer gebracht wurden; doch erst 1 n. Chr. verlieh ihm Kaiser Ping Ti aus der älteren westlichen Han-Dynastie nachträglich einen Ehrentitel, und erst 57 n. Chr. wurden Opfer für ihn in allen kaiserlichen und Landesschulen eingeführt. Bis 609 n. Chr. teilte er diese Ehren mit Tschau Kung, dem Herzog von Tschau, und erst 628 wurden ihm außerhalb Lus eigene Tempel geweiht; keine Dynastie hat aber so viel für seine Ehrung getan, wie die bis 1912 regierenden Mandschu. 3) Das Schi king (Buch der Lieder) enthält 305 Lieder, am besten wohl als Volkslieder zu bezeichnen, und Festgesänge für verschiedene Gelegenheiten aus der Zeit von 1765—585 v. Chr. Auch das Schi king wird wohl unberechtigterweise Kung zugeschrieben; jedenfalls haben ein Schi, wie auch ein Schu lange Zeit vor ihm bestanden. 4) Das Tschauli, die Staatseinrichtungen (Staatskalender) der Tschau-Dynastie, angeblich aus dem 12. Jahrh. v. Chr., ging wie die meisten anderen Bücher unter der Tschin-Dynastie verloren und wurde erst 40 n. Chr. wieder entdeckt. 5) Das Jli (Buch der Zeremonien) besteht in seiner heutigen Form aus zwei im 2. Jahrh. n. Chr. wieder aufgetauchten Texten. Erwähnt wird ein Jli durch Meng tsze; doch hat ein solches jedenfalls schon zu Zeiten Kungs, wenn nicht vor ihm, bestanden. 6) Das Liki (auch: Buch der Zeremonien) ist wahrscheinlich eine Arbeit aus dem 2. Jahrh. n. Chr., das ältere Erklärungen über die im Jli behandelten Fragen enthält. In ihm befindet sich der sogenannte Kalender der Hsia-Dynastie, der, wäre er echt, astronomische Daten gäbe, die 2000 Jahre älter wären als die christliche Zeitrechnung. 7 bis 9) Das Tschun tschiu (Chronik des Kung fu tsze), eigentlich Herbst und Frühling, d. h. Jahrbuch, enthält die Chronik des chinesischen Reiches von 722—484 v. Chr., nach den Fürsten von Lu geordnet. Das Werk, von Meng tsze Kung zugeschrieben, ist eine trockene und unvollständige Arbeit, ein Knochengerüst, das erst durch die Zusätze der drei Erklärer Tso tschiu ming, Kung jang und Ku liang Fleisch und Blut erhalten hat. 10) Das Lun Jü, die Gespräche des Kung fu tsze, enthält Aussprüche des Weisen, von seinen Schülern gesammelt. 11) Die Werke des Meng tsze, nach einigen ein Werk des Philosophen selbst, der von 371—289 v. Chr. lebte, nach anderen von seinen Schülern verfaßt, bietet ebenfalls eine Zusammenstellung von Aussprüchen dieses Meisters. 12) Das Hsiao king (Buch der kindlichen Liebe), angeblich von Kungs Enkel Tsze sze, nach Gesprächen Kungs mit einem seiner Schüler, behandelt die Frage der Erfüllung der Pflichten der kindlichen Liebe, die auch

die zwischen Herrn und Diener umfassen. 13) Das Wörterbuch Urhja, aus dem Jahre 500 v. Chr., enthält angeblich bis in das 13. Jahrh. zurückgehende Teile. 14) Das Tahio (große Lehre), ebenfalls dem Enkel Kungs zugeschrieben, lehrt Tugend zu betätigen, das Volk zu erziehen und in der Vollkommenheit zu beharren. 15) Das Tschung jung (unveränderliche Mitte), ein Werk des Enkels Kungs, lehrt, daß das, was der Mensch vom Himmel empfangen habe, seine Natur sei; daß, wer in Übereinstimmung mit ihr handle, auf dem Pfade der Pflicht wandle, und daß der Mensch diesen Pfad durch Unterweisung zu gehen lerne. Jeder, besonders aber der Fürst, müsse durch sein Beispiel wirken und, um dadurch Einfluß ausüben zu können, selbst nach Vollkommenheit streben; der Weg nach diesem Ziele liege aber in der Mitte. 16) Das Tschu schu (Bambusbücher), das 279 n. Chr. im Grabe des 319 v. Chr. gestorbenen Königs von We gefunden wurde. Die mit mehr als 100 000 Zeichen beschriebenen Bambustäfelchen, aus denen dasselbe bestand, enthielten außer den Jahrbüchern von Tschin und We eine Abschrift des Iking und dreizehn anderer, zum Teil sehr phantastischer Werke. — Ein unechtes, aber wegen seiner großen Menge von Überlieferungen geschätztes Werk ist das aus dem 3. Jahrh. n. Chr. stammende Kung tsze kiaju (Aussprüche des Kung fu tsze im Kreise seiner Schüler).

Die meisten der aufgeführten Werke sind, mit Ausnahme des Iking, der Werke des Meng tsze und des Urhja, bei der Zerstörung der Bücher unter Schi Huang Ti (vgl. S. 121) verloren gegangen und teilweise erst nach längerer Zeit wieder zum Vorschein gekommen: vielfach nur unvollständig oder in verschiedenen, nicht übereinstimmenden Texten. Der Fleiß der Sammler und Erklärer hat dann hergestellt, was herzustellen war; aber die chinesische Kritik hält selbst viele der amtlich als echt anerkannten Stellen für zweifelhaft oder gefälscht. Trotzdem müssen die klassischen Werke der Chinesen, wie sie heute vorhanden sind, als ein treues Bild der Zeiten angesehen werden, in denen sie entstanden sein sollen, oder wenigstens wie sie den späteren Chinesen erschienen sind.

Von der anderen Richtung, dem Taoismus, bestehen keine älteren Werke als das dem halb sagenhaften Lao tsze (s. die Abbildung S. 113) zugeschriebene Tao teh king, das Buch des Weges und der Tugend. Li R, wie der eigentliche Name Lao tszes (des alten Knaben) gelautet hat, soll 604 v. Chr. geboren und 517 nach einer (kaum geschichtlichen) Zusammenkunft mit Kung fu tsze verschwunden sein. Vielfache im Tao teh king mit den Worten „Ein Weiser", „Ein Alter" eingeschaltete Anführungen beweisen, daß die Lehren Lao tszes ebenfalls nicht neu gewesen sein können. Was Lao tsze als das Ergebnis der Weisheit früherer Zeiten empfiehlt, ist vollständige Enthaltung und Beschaulichkeit. Die Bedeutung des Wortes „Tao" ist nie ganz aufgeklärt oder verstanden worden; wie das hellenistische „Logos" ist es Ursache und Wirkung zugleich. Es mag daran erinnert werden, daß auch im Neuen Testament die Bezeichnung „der Weg" für die Lehre gebraucht wird.

Lao tsze sagt vom Tao: „Es war unbestimmt und vollkommen, vorhanden vor Himmel und Erde. Ruhig war es und nicht greifbar, allein und unwandelbar, alles erfüllend und unerschöpflich, die Mutter aller Dinge. Ich weiß seinen Namen nicht, und ich bezeichne es als Tao. Ich suche nach seinem Namen, und ich nenne es das Große. Groß fließt es für immer; es entfernt sich und kehrt zurück. Darum ist das Tao groß." Eine andere Stelle hat die Vermutung hebräischer Einflüsse hervorgerufen. „Wir schauen nach dem Tao, und doch sehen wir es nicht: es ist farblos; wir horchen nach ihm, und wir hören es nicht: es ist tonlos: wir versuchen, es zu ergreifen und können es nicht fassen: es ist körperlos. Was farb-, ton- und körperlos ist, kann nicht beschrieben werden; darum nennen wir es: Eins." Die Tatsache, daß farblos, tonlos und körperlos in dem chinesischen Texte ji, hi, wei lauten, hat Abel Rémusat, Viktor v. Strauß und Joseph Edkins auf den von fast allen anderen Sinologen bekämpften Gedanken gebracht, daß Lao tsze damit habe den hebräischen Jehova ausdrücken wollen. Wahrscheinlicher ist, daß allerdings auch nicht nachweisbare indische Einflüsse auf die Entwickelung dieser Beschaulichkeitslehre eingewirkt haben.

Kosmogonisch steht Lao tsze auf dem alten chinesischen Standpunkte: „Das Tao brachte Eins hervor; Eins Zwei und Zwei Drei. Drei brachte alles hervor. Alles läßt hinter sich die Dunkelheit, aus der es kam, und geht vorwärts zum Lichte, während der Odem der Leere

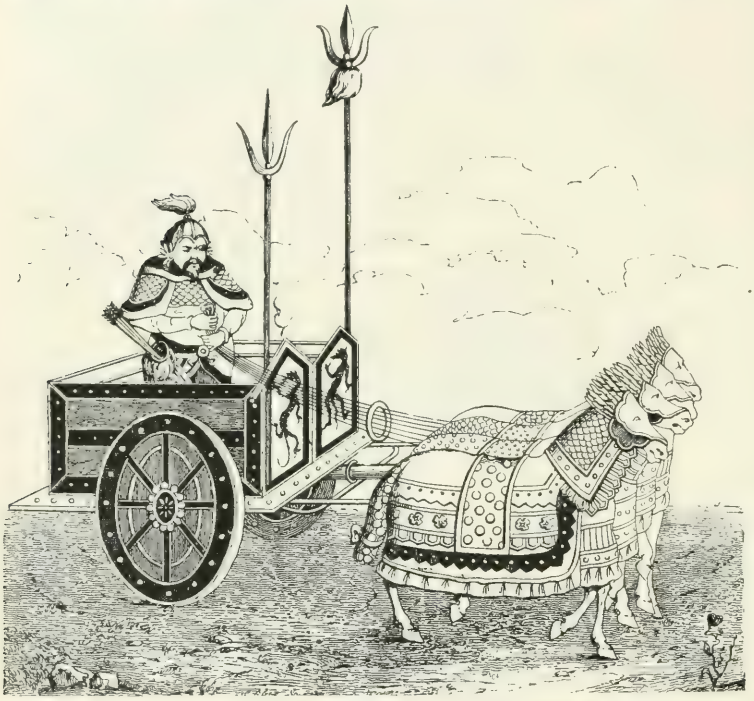
es vervollkommnet"; d. h. aus dem Urchaos, das alle Keime enthält, aber, weil unkörperlich, als Leere bezeichnet wird, entwickelt sich die hier zweigeteilte, männliche und weibliche Kraft, welche die tote Form schafft, dargestellt durch ihre drei höchsten Erscheinungen Himmel, Erde und Mensch, denen der Odem das Leben gibt.

Die weitere Entwickelung der Tao-Lehre läßt sich dahin zusammenfassen, daß ihre Höhezeit die des Kampfes gegen den Konfuzianismus und der scharfen Kritik

Lao tsze. Nach M. G. Pauthier, „La Chine." I (Paris o. J.). Typisches Bild aus der Tang-Zeit.

Kung fu tszes war; Tschwang tsze, Lieh ju kan (lateinisch Licius) und vielleicht auch Tschang Tschu, bei dem Epikureismus und Zynismus etwas zu scharf hervortreten, stehen als Denker hoch über Kung fu tsze und auch über Meng tsze (Meng ko, Mencius, 371—288 v. Chr.), der selbst seinen Meister weit übertrifft. Aber schon zur Zeit des Meng tsze tritt die alchimistisch-nekromantische Richtung, die immer im Taoismus gelegen zu haben scheint, schärfer hervor und gewinnt allmählich ganz die Oberhand; mit der sich daraus ergebenden zunehmenden Verflachung der Lehre wenden sich die Tao-Priester immer mehr von der Beschäftigung mit der Philosophie ab und der Ausbeutung des Aberglaubens zu. Wo sie trotzdem Einfluß auf Fürsten und Staatsmänner erworben haben, ist er stets der gesunden Entwickelung nachteilig gewesen.

Im Gegensatze zu diesem Herabgehen des geistig ursprünglich höher stehenden Taotums hat sich die trockene Weltweisheit Kungs und seiner Schule auf ihrer alten Stufe behauptet und übt bis auf den heutigen Tag ihren Einfluß auf die Chinesen unvermindert aus. Was der Konfuzianismus lehrt, ist die Kunst, ein guter Hausvater, Beamter, Minister, Landesherr und Kaiser zu werden, die Pflichten der eignen Stellung zu erfüllen und darauf zu sehen, daß die Untergeordneten, Kinder und Volk wie Beamte, dies auch ihrerseits tun. Mit der Liebe des Kindes zu seinem Vater beginnend und mit der des Kaisers zu seinem Volk endigend, umfaßt die Philosophie dieser Schule die ganze Stufenleiter der menschlichen Beziehungen: zwischen Fürst und Minister, Vater und Sohn, Ehemann und Ehefrau, älterem und jüngerem Bruder, Freund und Freund, und hat damit einen Halt über die Lebensführung des einzelnen und der Gesamtheit erworben, den bisher nichts zu erschüttern vermocht hat.

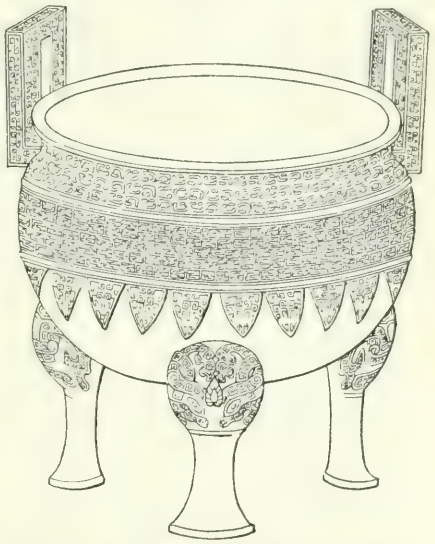


Kriegswagen eines chinesischen Feldherrn in alter Zeit. Nach M. G. Pauthier, „La Chine." I (Paris o. J.).

c) Der Kulturzustand der alten Chinesen.

Selbstverständlich hat eine so hohe geistige Entwickelung, wie Taoismus und Konfuzianismus sie aufweisen, und wie sie nach dem Zeugnisse der großen Erklärer dieser Lehren und den in den klassischen Werken enthaltenen Belegen schon lange vor der Zeit des Lao tsze und Kung fu tsze bestanden haben muß, nur auf dem Boden einer allgemeinen Bildung und einer verhältnismäßig hohen Kultur stattfinden können. Im Tschau li, I li und Li ki finden wir Beweise für eine streng durchgebildete Verwaltung. Die Rechte und Pflichten aller Schichten des Volkes sind bis auf das kleinste vorgezeichnet. Jede Jahreszeit hat ihre bestimmten Aufgaben. Die bei Begräbnissen, Empfängen, Einweihung von Tempeln, Festmahlen und Trinkgelagen, Bogenschießen usw. zu beobachtenden Handlungen sind genau vorgesehen. Die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern und die von diesen gegenüber jenen zu beobachtenden Formen sind geregelt. Der Bewaffnung und den Bewegungen der Truppen, denen die Befehle durch Signale erteilt werden, wird große Aufmerksamkeit geschenkt. Mit ein, zwei, drei und vier Pferden nebeneinander bespannte offene und bedeckte zweiräderige Wagen (s. die obenstehende Abbildung) sind im Gebrauche; für den Krieg dienen meistens mit zwei Pferden bespannte

Wagen, die drei Personen tragen: den Wagenlenker, einen Lanzenträger und einen Bogenschützen; der Kaiser zieht mit 10000 Wagen ins Feld. Reiterei scheint in den ältesten Zeiten nicht verwendet worden zu sein; aber schon im 2. Jahrh. n. Chr. finden sich Abbildungen von Reiterkämpfen. Die Waffen sind Spieß, Hellebarde, Schwert, Keule und Axt, Bogen und Pfeile sowie Armbrüste; Schutzwaffen scheinen ein kleiner Schild und ursprünglich wohl aus Leder gefertigte Harnische gewesen zu sein, denen bald Ketten- und Plattenpanzer folgen. Auch in den Künsten des Friedens hatten die Chinesen tausend Jahre vor der christlichen Zeitrechnung schon bedeutende Fortschritte gemacht. Die Bronzegefäße, angeblich aus der Hsia-, Tschang- und Tschau-Dynastie, von denen einzelne wohl bis auf die heutige Zeit erhalten sind (im Po ku tu lu, dessen erste Ausgabe 1119—26 entstand, und im Si tsing Kan kien, dem auf Befehl des Kaisers Kien lung 1759 herausgegebenen Werk über seine Sammlung von Altertümern, befinden sich zahlreiche Abbildungen davon), zeigen vortreffliche Arbeit und reiche, oft Tiergeschlinge darstellende Ornamente; auch größere und kleinere Glocken und Schellen finden sich vielfach. Schöne Nephritarbeiten, besonders Opfergefäße (s. die nebenstehende Abbildung), Teller und Endstücke für Wagendeichseln, sind ebenfalls in großer Anzahl vorhanden. Die Seidenweberei muß weit vorgeschritten gewesen sein, und die Aufmerksamkeit, die ihr auch an den Höfen des Kaisers und der Fürsten entgegengebracht wurde, hat ihre Entwickelung sicherlich vorteilhaft beeinflußt. Über Töpferei ist wenig bekannt. Aus dem 2. und 3. Jahrh. v. Chr. liegen bestimmte Beweise für die Herstellung tönerner Gefäße, auch zur Mitgabe in Gräber, und namentlich Dachziegel vor; aber zweifellos wurde irdene Ware schon viel früher angefertigt. Porzellan dagegen stammt erst aus dem 6. oder 7. Jahrh. unserer Zeitrechnung (vgl. S. 160).



Chinesisches Gefäß aus der Zeit der Tschang-Dynastie (1766—1123 v. Chr.). Nach M. G. Pauthier, „La Chine." I (Paris o. J.).

Über die Erfindung der Schriftzeichen ist nichts Bestimmtes bekannt. Aus dem wohl dem 12. Jahrh. v. Chr. entstammenden Tschau li geht hervor, daß in jedem neunten Jahre die Geschichtsschreiber der verschiedenen Fürstentümer zur Vergleichung der Aussprachen und Schriftzeichen in der Reichshauptstadt zusammenkamen. Nach einem Lexikographen des 12. Jahrh. n. Chr., Tai tung, haben die ersten kraftvollen Fürsten der Tschau-Dynastie in dieser Beziehung Ordnung und Einheit geschaffen; und in der aus dem 5. Jahrh. v. Chr. stammenden „Unveränderlichen Mitte" wird erwähnt, daß es nur dem Kaiser gebühre, die Gebräuche anzuordnen, die Maße festzusetzen und die Zeichen zu bestimmen: jetzt hätten durch das ganze Reich alle Wagen Räder von derselben Form, und alle Schrift werde mit denselben Zeichen geschrieben.

Durch Riemchen zusammengehaltene Täfelchen aus Bambus dienten bis nach Kungs Zeiten zum Schreiben; in diese wurden die Zeichen zuerst eingeschnitten, später mit einer lackähnlichen Flüssigkeit aufgemalt. Die Erfindung oder wenigstens Verallgemeinerung des Haarpinsels stammt erst aus der Zeit nach 220 v. Chr. Später kamen Seide und andere billigere Stoffe zur Verwendung. Papier aus

Baumrinde, Hanf und alten Netzen stammt von 105 n. Chr., solches aus Lumpen erst aus dem 4. bis 5. Jahrh. n. Chr.; indessen ist auch Seide nachweisbar noch bis 418 n. Chr. benutzt worden.

Von ganz besonderem Interesse für unsere Kenntnis der alten Kultur der Chinesen sind die in Schantung an verschiedenen Orten noch vorhandenen Überreste der *inneren Beläge von Grabkammern*. Die beiden hauptsächlichsten Fundstellen befinden sich am Wu tsze schan und am Hiao tang schan, aber auch in Honan und Sz'tschwan sind ähnliche Grabstellen gefunden worden. Sie stammen aus dem 2. Jahrh. n. Chr., hauptsächlich von 147—169 und 125—137; doch kann es nach literarischen Angaben keinem Zweifel unterliegen, daß bereits im 2. Jahrh. v. Chr. die Kunst, flache Reliefs darzustellen, in China weit verbreitet gewesen ist. Die auf den inneren Belägen der vorerwähnten Grabkammern dargestellten Szenen, deren Kenntnis uns namentlich Edouard Chavannes vermittelt hat, sind fast ausschließlich den klassischen Werken entnommen; aber sie geben in ihrer Mannigfaltigkeit, bei der Darstellung von Wagen, Reitern, Kampf, Jagd und Fischfang, kaiserlichen Empfängen und feierlichen Aufzügen mit Elefanten, Kamelen und Affen ein charakteristisches Bild von Altchina (s. die beigeheftete Tafel „Altchinesisches Steinrelief").

Einige Abbildungen von *Palästen* mit reichem äußeren Schmucke finden eine vervollständigende Erklärung in einem von *Wang Wenkao* in der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr. verfaßten Gedicht über den „Palast der übernatürlichen Klarheit", den König Kung, Sohn des Kaisers King (154—140 v. Chr.), in der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. v. Chr. zu Lu in Schantung hatte errichten lassen. Wang beschreibt ihn:

„Ganz oben befinden sich in großer Anzahl Barbaren auf den oberen Balken; sie scheinen die Regeln des Anstandes zu beobachten, indem sie niederknien, und sie sehen sich einer den anderen an; sie haben große Köpfe und den stieren Blick des Geiers; sie haben ungeheure Köpfe mit tiefliegenden Augenhöhlen und machen die Augen weit auf; sie machen den Eindruck von Leuten, die sich an einem gefährlichen Platz befinden und Furcht haben; von Schrecken ergriffen, runzeln sie die Augenbrauen und sind voller Unruhe. Göttliche Wesen sind ganz oben auf dem First; eine Frau aus Nephrit sieht das Fenster an und blickt nach unten. Plötzlich wird der Blick getrübt durch die Menge der Geräusche und Formen, als wenn Dämonen und Geister dort wären. Man hat alle Arten und die Menge der Wesen dargestellt, die im Himmel und auf der Erde sind, die verschiedensten Gegenstände, die merkwürdigsten Wunder, die Götter der Berge, die Geister der Meere. Man hat ihre Bilder dargestellt. Mit roten und blauen Farben hat man die tausend Figuren und die zehntausend Verwandlungen dargestellt. Jedes Ding hat seinen Platz und seine Art; dank der Farbe sieht jedes seiner Gattung ähnlich, durch die Kunst hat man ihr Wesen ausgedrückt. Oben geht man zurück bis zu der großen Trennung (der beiden Elemente aus dem Chaos) und bis zum Anfang des ältesten Altertums; da sind die fünf Drachen mit zwei Flügeln, Dschen hoang mit seinen neun Köpfen, Fu hi mit seinem schuppenbedeckten Körper; Niu kwa und sein Oberkörper, der in eine Schlange ausläuft. Das Chaos ist groß und unförmlich; sein Aussehen ist roh und unbearbeitet. Und hier erscheinen, glänzend von Licht, Hoang ti, Tang und Jü; sie haben den Wagen hien und den Hut nien; ihre Mäntel und ihre Kleider sind verschiedene Kleidungsstücke. Unten kommt man zu den drei Dynastien (den Hsia, Jü und Tschau); hier sind die kaiserlichen Lieblingsfrauen und die Häupter der Aufstände, die treuen Untertanen und die frommen Söhne, die hervorragenden Männer und die tugendhaften Frauen; die Weisen und die Dummen, die Sieger und die Besiegten; es gibt niemand, der nicht vorhanden wäre. Die bösen Beispiele sind da, um die Welt vom Schlechten abzuwenden, die guten, um die Nachwelt zu lehren."

Die auf den Tafeln der Grabkammern abgebildeten Paläste zeigen Vögel (Pfauen, Fasanen, Trappen, Eulen, Reiher, Krähen) und spielende Affen, auch einen auf einen Hasen stoßenden Falken auf den Firsten der Dächer und auf den breiten, dachförmigen Bedeckungen anscheinend freistehender Säulen; andere Tafeln enthalten Darstellungen fabelhafter Wesen aus der mythischen Zeit sowie Bilder der alten Kaiser und Helden, die den von Wang beschriebenen ähneln.

Altchinesisches Steinrelief: Flachornamente auf dem sechsten Steine der vorderen Grabkammern der Familie Wu in Schantung, um 150 n. Chr. $^1/_7$ natürl. Grösse.

Nach dem von Ed. Chavannes in seiner „Sculpture sur pierre en Chine“ wiedergegebenen Abklatsch gezeichnet von Dr. Franz Etzold.

Erklärung des altchinesischen Steinreliefs.

Am Fuße des Höhenzuges Wu tsche schan (Ts'e jun schan) im Bezirke von Kia siang (Schantung) befindet sich die umfangreiche und für unsere Kenntnis der altchinesischen Steinbildhauerei überaus wichtige Grabanlage der Familie Wu, die im 2. Jahrhundert n. Chr. geblüht hat.

Wu ting (Kao Tsung, 1324—1266); 20. Kaiser der Schang-Dynastie, angeblicher Ahnherr der Familie Wu

Wu N. N.

Wu Sche kung — Wu Suei tsung (Leang) † 151 n. Chr. — Wu King hing — Wu Kai ming, General in der Provinz Wu

Wu Tschung tschang — Wu Ki tschang — Wu Ki li ? Wu Tse-Kiao

Wu Siuen tschang (Pan) * 115, † 145 als Befehlshaber von Tuenhang (Kansu) — Wu slan ho (Jung) † 169

Die von den 4 Söhnen dem gemeinsamen (ungenannten) Vater 147 n. Chr. und dem frühverstorbenen Wu Pan gesetzten Denkmäler sind wegen ihrer Basreliefs, die das Leben und Treiben unter der späteren oder östlichen Han-Dynastie getreulich wiedergeben, auch den neueren Chinesen selbst interessant erschienen: 1786 sind von den Flachornamenten Abklatsche durch Hoang J (Siao sung) genommen worden, ergänzt 1789 durch Li Ko tscheng und Liu Tschao jung und zuletzt 1820.

Über die Beschaffenheit dieser Reliefs sagt Edouard Chavannes: „Die Personen und die Gegenstände sind flach, erheben sich aber ungefähr 2 mm über die Außenseite des Grundes; man könnte sagen, sie seien mit dem Ausschneideeisen ausgeschnitten und dann auf eine gleichmäßige Fläche aufgeklebt. Die Schatten und die Einzelheiten sind durch Hohlrisse angedeutet." Vgl. auch den Abschnitt über „La pierre sculptée" in Paléologues ‚L'art chinois' (Paris 1887).

Die umstehend wiedergegebenen Basreliefs befinden sich auf dem 6. Steine der vorderen Grabkammern, der eine Länge von 2 m und eine Höhe von 0,8 m hat. Die Darstellung zerfällt in zwei Bänder von ungleicher Größe.

Oberes Band. Die zwei letzten Wagen links sind, wie die Inschriften bezeugen, die des Schreibers und des militärischen Befehlshabers. Am äußersten Rande links befinden sich drei Edle auf Pferden, von denen das eine, kühn-ungeschickt gezeichnet, den Kopf rückwärts dreht. Rechts (auf unserer Wiedergabe nicht mehr sichtbar) hält eine Person einen Schild und ein Schwert, eine zweite eine Armbrust; eine kniende Frau scheint um Gnade zu bitten.

Unteres Band. Ein Kampf, der gleichzeitig zur ebenen Erde, auf einer Brücke und auf einem Flusse mit Booten geführt wird. Zur Rechten (bei uns nur zum kleinsten Teile noch sichtbar) befinden sich, wie die Inschriften sagen, die Wagen des Polizeihauptmanns, des Steuereintreibers und des Schreibers, zur Linken die des Hauptsteuereinnehmers und des Schriftmeisters.

Zum größten Teile nach Edouard Chavannes, La sculpture sur pierre en Chine au temps des deux dynasties Han (Paris 1893).

F. Die ältere Geschichte Chinas.

a) Die Tschau-Dynastie (1122—249 v. Chr.).

Die Vorfahren der Tschau haben ursprünglich in der Nähe des jetzigen Pintschau am mittleren Laufe des Tsching-Flusses gesessen, eines linken Nebenflusses des Wei, der sich selbst wieder in den Hoangho ergießt. Von den Ti-Barbaren (S. 107) bedrängt, die er weder durch Geschenke noch durch Tributzahlungen hatte gewinnen können, hatte sich der erste Herzog von Tschau, Tan fu (S. 110), 1327 v. Chr. südlich auf dem halben Wege zwischen Tsching und Wei, auf den Tschi-Bergen (Tschi schan), niedergelassen. Sein Sohn Wen wang verlegte dann die Residenz noch weiter südlich auf das rechte Ufer des Wei an den Feng, in die Gegend des heutigen Singanfu in Schensi. Die Annahme, daß Volk und Dynastie der Tschau tatarischen Ursprungs gewesen seien, hat manches für sich, so besonders das in ihrer Zeit zu beobachtende Eindringen schamanischer Einflüsse in die Staatsreligion. Hexen und Zauberer nehmen unter den Tschau eine amtliche Stellung ein; sie sind die ständigen Begleiter der Fürsten, und es geschieht kaum etwas in Staat oder Familie, ohne daß sie nicht vorher befragt worden wären. Ebenso dürften die Menschenopfer (bei Begräbnissen), die im Schiking, im Li ki, bei Meng tsze erwähnt werden und bis in die Anfänge der Mandschu-Dynastie (Mitte des 17. Jahrh.) vorkommen, auf tatarische Einflüsse zurückzuführen sein.

α) Die Schicksale der Tschau bis 600 v. Chr.

Die Schaffung einer großen Anzahl von Lehensstaaten durch den ersten und zweiten Herrscher der Dynastie läßt sich vielleicht auf das doppelte Bedürfnis zurückführen, einerseits durch die Belehnung von Verwandten und Dienern die eigene Macht zu stärken, anderseits sich Freunde unter den vorhandenen Großen zu erwerben.

So werden neben 15 Brüdern des ersten Herrschers auch den Nachkommen der fünf Kaiser, anderer Herrscher und verdienter Staatsmänner Lehen, im ganzen 55, verliehen; außerdem aber besteht noch oder wird geschaffen eine große Anzahl (angeblich bis 1800) von kleineren und größeren Reichsunmittelbaren. Die Größe der Lehen wurde nach dem Range der Beliehenen geregelt und scheint zwischen 100 Li für Fürsten und Grafen und 50 für einfache Edle geschwankt zu haben. Von den größeren Lehen, von denen 125 mit Namen erhalten sind, lagen Tschi, Lu, Tsao in Schantung, Jen in Tschili beim heutigen Peking, Tsin, von dem sich später Tschao, Han und We abzweigten, in Schansi, alle nördlich vom Hoangho; südlich davon in Honan: Tschen, Tscheng (zuerst in Schensi), Sung, Tsai, Wei: in Schensi, westlich von dem großen Bogen des Hoangho: Tschin (Tsin); am mittleren Jang tsze in Hutuang: Tschu: endlich Wu im heutigen Kiangsu und Jue in Tschekiang.

Die Schaffung dieser Lehensstaaten legte aber auch den Grund zum Untergange der Dynastie; denn mit dem Niedergange der kaiserlichen Gewalt wuchs die Macht der großen Territorialherren, die zuerst ihren Ausdruck in Familienzwistigkeiten innerhalb der Fürstentümer selbst, dann in Kämpfen zwischen den verschiedenen Lehensstaaten fand.

Das erste Zeichen in dem Wechsel der Beziehungen zwischen Kaiser und Fürsten war ein Aufstand in Lu und die Thronbesteigung Tsis, des Mörders seines Bruders (1039), ohne daß der Kaiser Tschao wang eingegriffen hätte. Mu wang (1001—946) spielt eine große Rolle in der späteren taoistischen Literatur; vermutlich auf Grund eines tatsächlich von ihm ausgeführten Kriegszuges gegen einen Stamm der Dschung wird erzählt, daß er der Si Wang mu, der westlichen königlichen Mutter, die im Kwenlun ihren Wohnsitz gehabt haben soll, einen Besuch abgestattet habe, den die Bambusbücher mit vielen Einzelheiten phantasievoll schildern. Li wang (878—827) wurde 842 wegen seines schlechten Lebenswandels vom Volke verjagt, während seine Minister die Regierung weiterführten. Sein Sohn Hsüan wang (827

bis 782) unternahm eine Anzahl von Feldzügen, besonders gegen die während der Regierung seines Vaters von China abgefallenen Grenzvölker, und unterwarf sie wieder.

Mit seinem Sohne Ju wang (781—771) beginnt die „geschichtliche" Zeit. In seine Regierung fällt die Erzählung vom schönen Mädchen von Pao, Pao ße, das, von dem Fürsten des kleinen Vasallenstaates Pao, den er bekriegen wollte, als Geschenk übersandt, es bald verstand, ihn vollständig in seine Fesseln zu schlagen. Die chinesischen Geschichtsschreiber erzählen, daß er, um seiner Geliebten ein Lächeln abzulocken, eines Tages die Signalfeuer habe anzünden lassen, die bestimmt gewesen seien, die Truppen der Lehensstaaten zur Hilfe herbeizurufen. Die genarrt zu sehen, habe sie wirklich lachen gemacht; als aber einige Jahre später wirklich ein Einfall der Dschung stattgefunden habe, seien die Fürsten trotz des gegebenen Zeichens nicht herbeigeeilt, und der Kaiser sei mit seiner Geliebten von den Feinden erschlagen worden. Sein Sohn und Nachfolger Ping wang (770 bis 720) verlegte die Residenz nach der schon von Tscheng wang, Wu wangs Sohn (1115), gegründeten östlichen Hauptstadt Tung tu in Lo jang. Mit ihm beginnt das Zeitalter der Tung Tschau, d. h. der östlichen Tschau. Die weitere Geschichte Chinas ist mehr die der Kämpfe zwischen den verschiedenen Lehensstaaten als die des kaiserlichen Hauses, innerhalb dessen viel Unordnung herrschte.

Kung fu tsze. Aus der Tang-Zeit stammendes Bild. Nach M. G. Pauthier, „La Chine." I (Paris o. J.).

β) Kung fu tsze.

Unter Ling wang (571—544) ward Kung fu tsze (Konfuzius; s. die nebenstehende Abbildung) aus einer Seitenlinie des Kaiserhauses Schang 550 in Lu geboren. Bereits in jungen Jahren erhielt er, vermutlich durch den Einfluß der Familie Ki, einer der drei größten des Fürstentums, zu der er in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse gestanden zu haben scheint, ein Amt, vertauschte es aber gegen 517 mit der Lehrtätigkeit, indem er eine Anzahl junger Leute aus den großen Familien um sich versammelte, mit denen er im Lande umherzog und auch die damalige Reichshauptstadt besuchte. Dort soll er, einer späteren Überlieferung nach, mit dem viel älteren Lao tsze zusammengetroffen sein, der Aufseher der Schatzkammer war. Nachdem er nach Lu heimgekehrt war, brachen dort zwischen den drei mächtigsten Familien des Fürstentums, Ki, Schuh und Mang, Streitigkeiten aus; als dabei der Herzog vertrieben ward, folgte ihm Kung in das benachbarte Fürstentum Tse. Da er dort keine Anstellung fand, kehrte er wieder nach Lu zurück; indessen dauerte es auch hier 15 Jahre, ehe er ein Amt erhielt, zuerst als erster Beamter der Stadt Tschung tu, dann als Gehilfe des Oberaufsehers der öffentlichen Bauten und schließlich als Justizminister. In allen drei Stellungen soll er Bedeutendes geleistet haben, schließlich aber den Machenschaften seiner Gegner unterlegen sein, die in dem Geschenke von 60 schönen Tänzerinnen und Sängerinnen an seinen Herzog ihren wirkungsvollsten Ausdruck gefunden hätten. Wahrscheinlicher ist.

daß die Familie Ki, die ihm die Stellungen verschafft hatte, ihn auch wieder gestürzt hat, als sie sah, daß Kung versuchte, die Macht der großen Lehensträger im Fürstentume zu brechen und ihre befestigten Städte zu zerstören. Dem Einflusse dieser Familie wird es auch zuzuschreiben sein, daß Kung, nachdem er jahrelang im Reiche herumgezogen war, ohne eine Anstellung zu erlangen, erst 483 als gebrochener Greis nach Lu zurückkehren durfte. Hier ist er 478 v. Chr., 73 Jahre alt, verbittert durch das Fehlschlagen aller seiner Hoffnungen, gestorben. Seine letzten Worte waren: „Kein weiser Herrscher erscheint, niemand im ganzen Reich will mich zu seinem Berater machen; es ist Zeit für mich, zu sterben."

Kung war ein echter Sohn seiner Zeit und seines Landes; gerade dies Vermeiden eines Heraus- oder Hinübergehens über die alltäglichen Beziehungen des Lebens dürfte ihm den dauernden Einfluß auf seine Landsleute gesichert haben.

Einer seiner neueren Erklärer sagt von ihm: „Konfuzius sprach mit Vorliebe von dem Gewöhnlichen, Regelrechten und nicht von dem Ungewöhnlichen, Außerordentlichen; er sprach von dem, was man durch Tätigkeit und darauf beruhende Kraft, und nicht von dem, was man durch überlegene Macht erreichen kann; er sprach von Zuständen der Ordnung und nicht von anarchischen Zuständen mit ihren Intrigen; er sprach von menschlichen und nicht von überirdischen Dingen. Er lehrte das Verständnis der in den Schriften der Alten enthaltenen Grundsätze, und in Gemäßheit derselben zu handeln, die Moralität des Herzens und wie den ethischen Prinzipien treu zu bleiben." Wenn er auf die Frage eines seiner Schüler, ob es kein Wort gäbe, das als Regel für das Verhalten während des ganzen Lebens angesehen werden könne, erwidert: „Ist nicht Gegenseitigkeit ein solches Wort?" und dann, auf die Vorhaltung eines anderen Schülers, ob man nicht Böses mit Gutem vergelten solle, fortfährt: „Und womit soll man dann Gutes vergelten? Vergeltet Böses mit Gerechtigkeit und Gutes mit Gutem", so stand er damit ebenso auf dem Standpunkte der großen Menge (Lao tsze im Tao teh king vertritt schon die goldene Regel), wie wenn er die in China damals und noch lange herrschende Blutrache ausdrücklich bestätigte.

In der Lehrtätigkeit des Kung fu tsze und seinem Herumziehen von einem Fürstenhofe zum anderen etwas Besonderes sehen zu wollen, wäre falsch: lange vor ihm und nach ihm sind in China Leute herumgezogen, meistens mit einem starken, oft mehrere Tausende betragenden Gefolge von Schülern und Anhängern, die vielleicht mit den jüdischen Propheten, mit den brahmanischen und buddhistischen Weisen und den griechischen Philosophen zu vergleichen wären. Halb Rhetoren, halb Politiker, suchten sie an den Fürstenhöfen Beschäftigung und Anstellung; wegen ihrer Anmaßung, ihrer Überhebung und ihrem Besserwissen, mehr vielleicht noch wegen ihrer materiellen Ansprüche nirgends gern gesehen, den Fürsten und oft auch der Bevölkerung eine Last und den zünftigen Staatsmännern ein Greuel, konnten sie sich meistens, auch wo sie anfänglich Anerkennung und praktische Verwendung gefunden hatten, nicht lange halten und unterlagen den Ränken der eingeborenen Adels- und Beamtenfamilien, die sich in jedem der kleineren Staaten um die Macht stritten. „Nach dem Tode des Kung fu tsze", heißt es in der Geschichte der früheren Han-Dynastie (206 oder 202 v. Chr. bis 8 n. Chr.), „war es mit seiner Lehre zu Ende, und nachdem seine 70 Schüler (damit sind wohl die hauptsächlichsten gemeint) hingegangen waren, wurde sie entstellt. Es gab eine große Anzahl verschiedener Texte des Schu king, des Schi king und des I king; während der Unordnungen und Fehden zur Zeit der kämpfenden Staaten lagen Wahrheit und Falsch noch mehr im Streit, und in den Lehren der verschiedenen Gelehrten herrschte große Verwirrung."

γ) Meng tsze.

In dieser Zeit des Niederganges der Lehre und des Reiches trat Meng tsze (Mencius; s. die Abbildung S. 120) auf. Im Jahre 371 ebenfalls in Lu geboren als ein Abkomme

einer der drei großen Familien, die sich zur Zeit des Kung fu tsze in die Herrschaft des Fürstentums geteilt, dann aber ihre Stellung eingebüßt hatten und verarmt waren, hat er eine der seines Vorbildes ähnliche Laufbahn gehabt. In seinem heimatlichen Staate sammelte er bereits früh eine Anzahl Schüler um sich, die nach der Sitte der Zeit je nach ihren Mitteln zu seinem Lebensunterhalte beitrugen; aber bereits 331 gab er dieses ruhige Leben auf und zog mit seinen Schülern aus, um eine politisch-reformatorische Tätigkeit an den Höfen der kleineren Fürstentümer zu beginnen. In Tse bekleidete er bis 323 ein unbedeutendes Staatsamt, anscheinend ohne besonderen Erfolg, zog dann weiter nach Sung, Su, Tsao, Tang, Leang und schließlich wieder nach Tse, bis er endlich 309 entmutigt und enttäuscht nach Lu zurückkehrte. Hier lebte er zurückgezogen und starb, vergessen und unbeachtet, 289 v. Chr.

Obgleich Meng tsze unzweifelhaft ein viel bedeutenderer und tatkräftigerer Mann als Kung fu tsze gewesen ist, hat es doch über 1300 Jahre (bis 1088 n. Chr.) gedauert, ehe er eine offizielle Anerkennung und einen Platz, wenn auch nur als vierter unter den Schülern in den Tempeln des Kung fu tsze, erhalten hat und seine Werke unter die klassischen (S. 111) aufgenommen wurden. Diese amtliche Mißachtung, die wenig mit der Beachtung übereinstimmt, die ihm seit dem 2. Jahrh. n. Chr. durch literarische Kreise geworden war, ist wohl darauf zurückzuführen, daß, während Kung streng an der Oberherrlichkeit und Herrschaft des Kaiserhauses festhielt, auch jede Überschreitung der enggezogenen Grenzen des Zeremoniells durch einen der Reichsfürsten als eine unberechtigte Anmaßung verurteilte, Meng bereits die Unhaltbarkeit der bestehenden Dynastie, die in der Tat 40 Jahre nach seinem Tode zusammenbrach, eingesehen hatte und für den Gedanken eintrat, daß das Kaisertum dem Würdigsten gehöre. Außerdem war ihm in seinen Lehren das Volk alles. „Das Volk", sagt er, „ist das Wesentlichste in einem Lande; die Gottheiten des Ackerlandes und Getreides kommen dann, der Herrscher ist das Unwichtigste." Bei der Erklärung der Stelle im Schuking: „Der Himmel sieht, wie mein Volk sieht; der Himmel hört, wie mein Volk hört", sagt Meng, daß der Himmel nicht spreche. Wenn der, dem die Herrschaft zugefallen sei, sie gut führe, so sei das ein Beweis, daß der Himmel sie ihm übertragen habe; führe er sie schlecht, so werde schon jemand aufstehen, der sie ihm nähme. So habe der Gründer der Tschau-Dynastie den letzten unwürdigen Herrscher der Schang-Dynastie gestürzt und sich dadurch als ein Werkzeug des Himmels gezeigt; und Meng fordert sogar den König Süen, bei dem er sich befindet, auf, dasselbe zu tun und die Tschau zu stürzen, die sich des Thrones unwürdig gezeigt hätten. Selbstverständlich haben solche Grundsätze den Mann, der sie so offen aussprach, bei den Herrschern seiner und späterer Zeiten nicht beliebt machen können; die von ihm verkündeten Grundsätze sind aber ein wesentliches Gegengewicht gegen absolutistische Gelüste der chinesischen Herrscher geblieben. Mengs Erörterungen über die Frage, ob die Natur des Menschen gut oder schlecht sei, gegen die Forderung der damaligen Sozialisten, daß jeder, besonders der

Meng tsze. Bild aus der Tang-Zeit. Nach M. G. Pauthier, „La Chine." I (Paris o. J.).

Fürst, sich seines Leibes Nahrung selbst beschaffen, d. h. säen, ernten und zubereiten müsse, gegen Mi Tihs Lehre von der „allgemeinen Liebe", d. h. dem Wohlwollen gegen alle, gegen den Grundsatz des Taoisten Tschan Tschu, „Jeder für sich selbst", seine philosophischen Auseinandersetzungen über Vorausbestimmung, kindliche Liebe, leidenschaftliche Natur und anderes mehr beweisen, wie rege das geistige Leben in China zu seiner Zeit gewesen sein muß. Vielleicht hat dort, wie in Deutschland, dieselbe Kleinstaaterei, die den politischen Gesichtskreis des Volkes und der Fürsten beschränkte, die wissenschaftliche Entwickelung gefördert.

δ) Der Ausgang der Tschau (600—249).

Außer den Kämpfen zwischen den Fürsten des Reiches wurde die Macht des Kaisertums durch Familienzwistigkeiten und oft mit Aufstand und Mord verbundene Erbfolgestreitigkeiten so geschwächt, daß es überhaupt nicht mehr imstande war, in die fortwährenden Kämpfe zwischen den Vasallen des Reiches einzugreifen. Die Ergebnisse der Kämpfe, die mit dem 5. Jahrh. v. Chr. begannen und 221 v. Chr. endigten, läßt die nachstehende, aus den Arendtschen Tabellen geschöpfte Übersicht erkennen.

Sung erobert Tsao 487; von Tschi erobert 286 (Tschi von Tschin erobert 221).
Tschu erobert Tschen 478; Tsai 447; Tschi 445; Jue 334; Lu 249; von Tschin 223 erobert.
Jue erobert Wu 473; von Tschu 334 erobert (Tschu von Tschin erobert 223).
Han teilt Tsin mit Tschao und We 376; erobert Tscheng 375; von Tschin 230 erobert.
Tschao (später Tai) teilt Tsin mit Han und We 376; 228 von Tschin erobert; Tai 222 ebenso.
We teilt Tsin mit Han und Tschao 376; von Tschin erobert 225.
Tschi erobert Sung 286; von Tschin 221 erobert.
Tschin erobert Han 230; Tschao 228; We 225; Tschu 223; Tai und Jen 222; Tschi 221; annektiert Wei 209.

b) Die Tschin-Dynastie (220—206 v. Chr.).

Der Staat, der schließlich aus diesem Kampf aller gegen alle als Sieger hervorging und auch dem Kaiserhause der Tschau das Ende bereitete, war der wohl auch stark tatarischen Einflüssen unterworfene der Tschin (Tsin). Der Ahnherr des Geschlechts, Fei tsze, war der Aufseher der Pferde des Kaisers Hsiao (909—895) der Tschau-Dynastie gewesen und von ihm mit dem Gebiete von Tschin belehnt worden. Sein Sohn regierte als Graf von Tschin von 857—848; Po (847—845) war der erste Herzog, Hui wen (337—311) der erste König von Tschin. 256 v. Chr. trat Nan wang, der letzte Herrscher von Tschau, die Herrschaft an Tschao Hsiang von Tschin ab; sein zweiter Nachfolger Tschuang Hsiang (249—247) setzte 249 den Regenten der östlichen Tschau, den letzten Sprossen der kaiserlichen Familie, ab und machte damit der Dynastie ein Ende. Sein Nachfolger in Tschin unterwarf von 246—221 die bis dahin noch unabhängigen Staaten Han, Tschao, We, Tschai, Tai, Jen und Tschi und bestieg 220 v. Chr. unter dem Titel Tschin Schi Huang Ti, erster (erhabener) Kaiser der Tschin-Dynastie, den Thron des geeinigten Reiches (s. die Abbildung S. 122).

Schi Huang Ti, einer der größten Fürsten Chinas, hat bei seinen Landsleuten einen sehr schlechten Ruf hinterlassen, wofür vor allen Dingen zwei Gründe maßgebend gewesen sind: die „Verbrennung der Bücher" und die Erbauung der Großen Mauer. Sze ma tsien (163—85 v. Chr.) hat in seinen „historischen Aufzeichnungen" eine dramatische Schilderung von den Vorgängen gegeben, die der 213 v. Chr. angeordneten Vernichtung der Klassiker (der nur die Bücher über Arznei- und Wahrsagekunst sowie den Ackerbau und die des Meng tsze entgangen sein sollen) vorhergegangen sind. In Wirklichkeit dürfte der Kaiser, um den fortwährenden, sich auf die Überlieferungen der alten Zeiten berufenden Kritiken

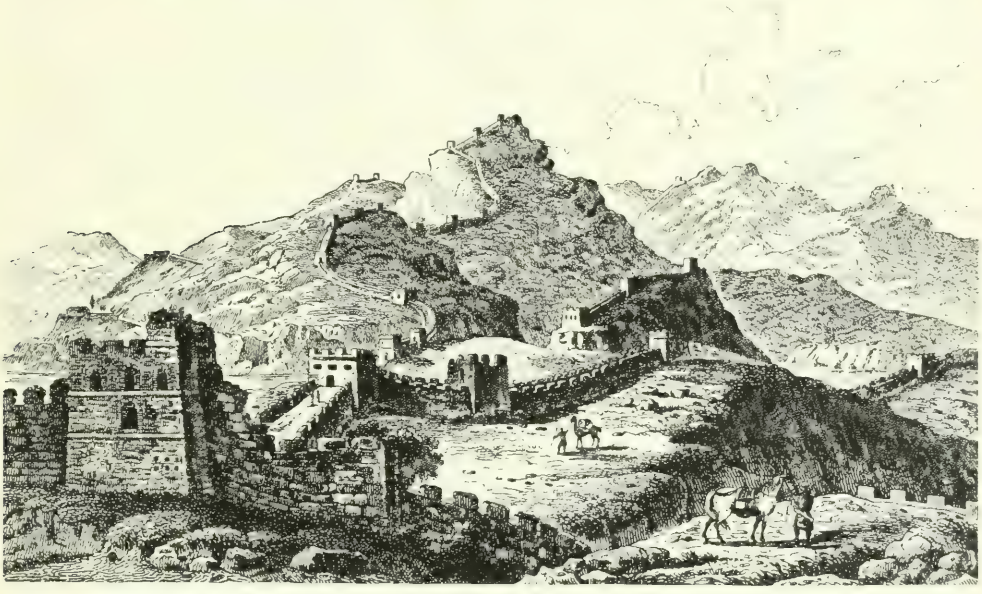
der Literaten ein Ende zu machen, zuerst die Vernichtung der diese Überlieferungen enthaltenden Werke befohlen und, nachdem diese Maßregel sich als ungenügend erwiesen, die Hinrichtung der schuldigen Literaten selbst angeordnet haben. Über 460 Gelehrte, die solche Werke, statt sie zur Zerstörung abzuliefern, zurückbehalten, und über den Kaiser böse Reden geführt hatten, wurden lebendig begraben und die Gesetze mit der größten Strenge gegen alle Verdächtigen in Anwendung gebracht. Der Befehl, der auf Veranlassung des Ministers Li Sze erlassen worden war, lautete dahin, daß alle Chroniken, mit einziger Ausnahme derer des Hauses Tschin, sowie alle Abschriften des Schi king, des Schu king und der Bücher der 100 Schulen verbrannt werden sollten; wer sie nicht ablieferte, wurde gebrandmarkt und zur Arbeit an die Große Mauer geschickt. Daß dem Manne, der eben erst mit gewaltiger Faust das Lehenswesen unterdrückt und das Reich, das ohne seine Familie und ihn in Trümmer gefallen wäre, geeint hatte, die Lobredner vergangener Zeit lästig waren und vielleicht gefährlich erschienen, ist erklärlich; andere ähnliche Maßregeln hatten schon früher in China Eroberer und Usurpatoren ergriffen, wenigstens hinsichtlich der Annalen der von ihnen unterworfenen Fürstentümer.

Tschin Schi Huang Ti. Bild aus der Tang-Zeit. Nach M. G. Pauthier, „La Chine." I (Paris o. J.).

Schon Vorfahren Schi Huang Tis hatten seit den letzten Jahren des 4. vorchristlichen Jahrhunderts einzelne Befestigungen gegen die Hu, die Fürsten von Tschao und Jen ähnliche an anderen Stellen gegen dieselben und die Dschung angelegt, die nun unter dem Namen der Hiung nu auftraten. Schi Huang Ti hat wohl nicht mehr getan, als diese einzelnen Stücke zur Großen Mauer zu verbinden, die dann in der Form eines Erdwalles als hinreichender Schutz gegen die Einfälle berittener Räuber in einer Länge von annähernd 2500 km von Mintschau, östlich von Luntschaufu in Kansu, bis nach Tschili hinein ging, vielleicht bis ans Meer, wo eine spätere Mauer jetzt bei Schanhaikwan endigt (s. die Abbildung S. 123). Er schritt aber zu diesem Bau erst, nachdem er die Hiung nu mit einem großen Heere zurückgetrieben hatte: die Herstellung der Großen Mauer war daher ebenso ein Siegeszeichen wie eine Abwehr; und aus der späteren Erstarkung Chinas und seinen Vorstößen gegen die im Norden und namentlich im Westen vorhandenen nomadischen Stämme ist deren Ausweichen nach Westen und damit die Überflutung Westasiens und Osteuropas durch sie besser zu erklären als aus dem Vorhandensein der Mauer. Die Gerüchte von den fabelhaften Menschenmassen, die bei dem Bau Verwendung gefunden, dürften kaum Glauben verdienen, aber es ist bezeichnend für die Auffassung des Volkes, daß in seiner Erinnerung die Zeit der Erbauung der Großen Mauer als die einzige lebt, in der die Geburt einer Tochter mit Freuden begrüßt worden sei, da eine solche nicht an die Mauer zur Arbeit hätte geschickt werden können.

Schi Huang Ti (220—210) hat ferner in Hsien jang bei Singanfu ein Schloß, das berühmte Ofangkung, gebaut, in dessen Haupthalle im oberen Stocke Raum für 10000 Personen gewesen sein soll, und in dessen unteren Räumen 50 Fuß hohe Fahnen aufgestellt werden konnten. Um diese Räume herum liefen Galerien; ein als Weg dienender Hochbau führte von dort auf der einen Seite zum Kamme des südlich gelegenen Gebirges, ein anderer über den Fluß Wei nach der Hauptstadt. Ein Tor des Palastes soll aus Magnetstein

bestanden haben: suchte ein Krieger im Eisenpanzer oder auch nur jemand mit einer heimlichen Waffe durch das Tor zu gehen, sei er durch den Stein auf der Stelle festgebannt worden. Eine ähnliche, die Wirkung des Magnetsteins auf das Eisen erwähnende Sage findet sich später in der Geschichte des volkstümlichen Helden Tschu ko liang (181—234) und ist dort wohl auf indische Einflüsse zurückzuführen; wenn die sich auf Schi Huang Ti beziehende Sage nicht ebenfalls aus jüngerer Zeit stammt, so könnte sie auf die Maßregeln zurückzuführen sein, die er zur allgemeinen Entwaffnung des Volkes getroffen hat. Aus den bei der Gelegenheit eingesammelten Waffen sollen Glocken und zwölf Standbilder von Barbaren angefertigt worden sein; von den letzteren sind angeblich einige bis über das 3. Jahrh. n. Chr. erhalten geblieben.



Ein Teil der Großen Mauer in China, Nordtschili. Bild aus der Ming-Zeit. Nach M. G. Pauthier, „La Chine.“ I (Paris o. J.).

Zur Befestigung und Erhaltung der Dynastie der Tschin und des von ihrem ersten Kaiser geschaffenen Werkes hätte es einer Reihe von bedeutenden Männern bedurft; doch Schi Huang Ti, der seine Residenz in der Nähe von Singanfu gehabt hatte, starb bereits 210. Bei seinem Begräbnis wurde eine Anzahl seiner Frauen und Diener und der bei den Arbeiten beschäftigten Handwerker ihm mit in das Grab gegeben. Da sein älterer Sohn Fusu beseitigt worden war, bestieg der jüngere als Örhschi Huang Ti, zweiter Kaiser, den Thron. Aber sofort erhoben sich in allen von seinem Vater unterworfenen Lehensstaaten neue Prätendenten, gegen welche die kaiserlichen Heere zuerst erfolgreich, dann aber unglücklich kämpften. Endlich (207 v. Chr.) ermordete der Eunuch Tschao Kao den Kaiser und setzte dessen Neffen Tsze Jing auf den Thron; dieser aber übergab schon nach 64 Tagen die Herrschaft an Liu Pang, Herzog von Pei, einen früheren Beamten und späteren ersten Kaiser der Han-Dynastie. So endete ruhmlos 206 die Tschin-Dynastie.

c) Die frühere westliche Han-Dynastie (206 oder 202 v. Chr. bis 8 n. Chr.).

Die Zeit der Han-Dynastie darf als die der literarischen, und wenn man den tatarischen Ursprung der vorhergehenden Dynastie oder wenigstens ihre tatarische Beeinflussung

berücksichtigt, auch als die der politischen, nationalen Reaktion gegen fremde Herrschaft und Einflüsse bezeichnet werden. Es bedurfte aber harter Kämpfe, bis es dem Gründer der Dynastie gelang, Ruhe und Ordnung im Reiche herzustellen. In allen 36 Bezirken des Reiches waren Prätendenten, Könige, aufgestanden, die zum mindesten Unabhängigkeit von der Zentralgewalt erstrebten. Liu Pang, ursprünglich ein Bauer aus dem heutigen Kiangsu, hatte sich an der Spitze eines Haufens von Aufständischen zum Herzoge von Pei gemacht und zusammen mit Hsiang Tschi (s. die untenstehende Abbildung), dem „Tyrannen oder König-Protektor" des westlichen Tschu (Honan und Nord-Anhui) und Neffen des 206 verstorbenen Hsiang Liang, der sich bereits 209 v. Chr. gegen das Haus Tschin erhoben hatte, das meiste zu dessen Sturze beigetragen. Der letzte Tschin, Tsze Jing, hatte ihm die Abzeichen des Reiches übergeben; aber Hsiang Tschi gegenüber, der 206 das ganze Heer der Tschin (200000 Mann), das sich ihm ergeben hatte, angeblich hat niedermachen lassen, war Liu Pang nicht mächtig genug: er ließ sich von Hsiang Tschi zum Könige von Han ernennen. Erst als Hsiang Tschi oder „Pa wang" zuerst Tsze Jing und 205 v. Chr. auch den dann von ihm eingesetzten Schattenfürsten I Ti (Prinzen Huai von Tschu) ermorden ließ, erhob sich Liu Pang gegen ihn und besiegte ihn nach langem Kampfe. 202 beging Pa wang Selbstmord, und Liu Pang bestieg als erster Kaiser der Han-Dynastie den Thron unter dem Namen Kao Tsu (oder Kao Ti).

Hsiang Tschi. Aus der Tang-Zeit. Nach M. G. Pauthier, „La Chine." I (Paris o. J.).

a) Von Kao Tsu bis Tsching Ti.

Kao Tsu (202—195; s. die Abbildung S. 126) soll ein gerechter und milder Fürst gewesen sein; doch hatte auch er fast fortwährend gegen aufständische Große, denen er im Gegensatze zur Politik der Tschin wieder eigene Gebiete angewiesen hatte, zu kämpfen und starb an den in einem solchen Feldzug erhaltenen Wunden. Was unter seiner Regierung Ungerechtes und Grausames geschehen ist, wird auf die Rechnung seiner Gemahlin, der Kaiserin Lü hau, gesetzt. Deren Sohn Hui Ti (194—188) folgte seinem Vater; aber unter ihm und seinem Nachfolger, seinem Adoptivsohn Schao Ti, wie unter dem Prinzen Hung von Hengschan, den die Kaiserin nach der Entthronung Schao Tis zum Nachfolger eingesetzt hatte, regierte die Kaiserin unumschränkt: sie ist die einzige Frau, die in den chinesischen Herrscherlisten als Kaiserin unter dem Namen Lü hau oder Kao hau (187—180) aufgeführt wird. Ihr Bestreben scheint gewesen zu sein, ihrer Familie den Thron zu sichern; aber nach ihrem Tode wurde Prinz Hung abgesetzt und der Sohn einer Beischläferin Kao Tsus, der als Prinz von Tsai zurückgezogen gelebt hatte, durch Tschau Po, einen alten Anhänger Kao Tsus, nach der Niedermetzelung aller Mitglieder der Lü-Familie, als Wen Ti auf den Thron gesetzt.

Wen Ti (179—157) scheint viel für das Wohl des Volkes getan zu haben. Er hob das Bücherverbot, das schon Kao Tsu nicht mehr durchgeführt hatte, auf, schaffte eine Art allgemeiner Wehrpflicht ab, die die Leute zwischen 23 und 56 Jahren zum Dienst an der Grenze verpflichtet hatte, und legte Militärkolonien an der Großen Mauer an. Statt der „fünf Strafen": Brandmarken, Nasenabschneiden, Verstümmelung, Entmannung und Tod, die seit der Tschau-Dynastie in Gebrauch gewesen waren, führte er Haarabschneiden und Prügel ein

und behielt nur für die schwersten Verbrechen die Todesstrafe bei; auch hob er die Bestimmung auf, durch welche bei gewissen Verbrechen die Familie des Schuldigen mit bestraft wurde. Unter Wen Tis Nachfolger, seinem Sohne Tsching Ti (156—141), brach 155 ein großer Aufstand der hauptsächlichsten Lehensträger aus, der nur mit Mühe unterdrückt wurde. Mit dem mächtigsten dieser Großen, Tschao To, der seit dem Sturze der Tschin-Dynastie als Fürst von Süd-Yuëh in Kwangtung und Kwangsi herrschte, war es schon früher wiederholt zu Zwistigkeiten gekommen, die aber immer wieder beigelegt worden waren. 196 v. Chr. erkannte Tschao To die Oberherrschaft des Kaisers Kao Tsu an; eine Erhebung unter der Kaiserin Lü hau fügte seinen Besitzungen Hunan hinzu. Er starb 137 v. Chr. über hundert Jahre alt; sein Enkel, der ihm nachfolgte, wurde von Wu Ti, dem Sohn und Nachfolger Tsching Tis, unterworfen.

β) Wu Ti.

Wu Ti (140—87) ist wohl der bedeutendste Herrscher dieser Dynastie, obgleich er vollständig in den Händen der Taoisten gewesen zu sein scheint, die damals schon ganz Alchimisten und Nekromanten geworden waren. Auf der anderen Seite tat er viel für die Entwickelung der chinesischen Literatur, indem er die Schriftsteller durch Einrichtung öffentlicher Prüfungen, Gründung einer Akademie und Bibliothek, Erörterung und Neuordnung der einen wesentlichen Teil der chinesischen Bildung ausmachenden Zeremonien unterstützte. Er führte auch die Sitte der Jahresdevisen (nien hao) ein, d. h. die Bezeichnung einer längeren oder kürzeren Reihe von Jahren mit besonders als glückbringend angesehenen Namen, wie „Ewiger Frieden", so daß die Vorfälle, die sich in einer solchen Jahresreihe ereignet haben, als im ersten, zweiten usw. Jahre vom „Ewigen Frieden" vorgekommen bezeichnet werden. Während in alten Zeiten diese Devisen häufig wechselten (Wu Ti hatte deren bei einer Regierungsdauer von 53 Jahren elf), haben seit der Ming-Dynastie die Kaiser während ihrer Regierungszeit nur ein Nien hao gehabt und sind, wenigstens den Fremden, nur unter diesem bekannt, so z. B. Jung lo, Wan li (Ming), Kang Hsi, Kien Lung, Kwang Hsü (Mandschu).

Die gewöhnliche Zeitrechnung der Chinesen erfolgt nach Kreisen von 60 Jahren, von denen jedes durch einen aus zwei Zeichen (Wörtern) zusammengesetzten Namen bezeichnet wird: eins von ihnen ist den zehn Zeichen der Himmelssäfte, das andere einem der zwölf Erdzweige entnommen. Diese werden der Reihe nach zusammengesetzt, so daß die ersten zehn Himmelssäfte mit den ersten zehn Erdzweigen zusammengestellt werden, dann der erste der ersteren mit dem elften der zweiten, der zweite der ersteren mit dem zwölften der zweiten, dann der dritte der ersteren mit dem ersten der zweiten usw., bis die zehn Himmelssäfte sechsmal, die zwölf Erdzweige fünfmal verbraucht sind und so die Zahl von 60 Zusammenstellungen erreicht ist. Die Erfindung dieses zuerst ausschließlich für Wahrsagezwecke verwandten Systems wird Ta Nao, einem Beamten Huang Tis, im Jahre 2697 v. Chr. zugeschrieben; doch der wohl zurückgerechnete erste Kreis beginnt erst mit 2637 v. Chr. Für chronologische Zwecke (Jahresbezeichnung) sollen diese Zyklen zuerst unter der Han-Dynastie von dem Usurpator Wang Mang (33 v. Chr. bis 23 n. Chr.) eingeführt worden sein; doch gehen Spuren älterer Anwendung viel weiter zurück: die beiden ältesten so bestimmten Tage fallen in die Jahre 1753 und 1122 v. Chr. Die Verwendung der zwölf Zeichen des Tierkreises für chronologische Zwecke, d. h. für einen zwölfjährigen Zyklus, scheint tatarischen Ursprunges und zuerst unter der Tang-Dynastie (618 [628]—907) in Gebrauch gekommen, aber erst unter der Mongolen-Dynastie (1206 [1280]—1368) allgemein geworden zu sein; chinesische Geschichtsschreiber wollen indessen Spuren dieser Kreise auch schon unter der Han-Dynastie entdecken. Man spricht so von einem im Jahre der Ratte usw. geschehenen Ereignisse. Die Zeichen des chinesischen Tierkreises sind: Ratte, Ochse, Tiger, Hase, Drache, Schlange, Pferd, Ziege, Affe, Hahn, Hund und Schwein.

Der Befestigung seiner Herrschaft scheint Wu Ti besondere Aufmerksamkeit zugewendet zu haben; er brach aufs neue die Macht der großen Vasallen und setzte 106 v. Chr. an die Stelle der 74 Bezirke, worein das Reich allmählich geteilt worden war, 13 Provinzen:

1) Sy li Tschiao Wei: der nordwestliche Teil des heutigen Schansi; 2) Jü: Honan; 3) und 4) Tschi und Jen: Teile von Schantung und Tschili; 5) Hsü: Teile von Schantung und Kiangsu; 6) Tsing: der östliche Teil von Schantung; 7) Tsching: Hupeh und Hunan; 8) Jang: Kiangsu, Kiangsi und Anhui; 9) J: Teile von Hupeh und Sz'tschwan; 10) Liang: Teile von Schensi und Kansu; 11) Ping: Kansu; 12) Ju: Teile von Tschili und Liaotung; 13) Tschiao: Kwangtung, Kwangsi und Tongking. Die Aufstellung ergibt, daß der bevölkertste und darum wichtigste Teil des Reiches damals an beiden Seiten des unteren und mittleren Laufes des Hoangho gelegen haben muß. Chinesische Quellen geben das von der älteren Han-Dynastie beherrschte Gebiet auf 145136405 Tsching (1 Tsching = 100 Mau) an, von denen 8270536 Tsching Ackerland gewesen sein sollen; hierzu sei angemerkt, daß eine Schätzung von 1874 nur 7368050 Tsching und die letzte vor dieser Zeit gemachte 8150188 Tsching Ackerland, beide also erheblich weniger als zwei Jahrtausende vorher ergeben haben. Die hauptsächlichste Einnahmequelle der Regierung war schon damals die Grundsteuer, die allgemein auf ein Fünfzehntel des Bodenertrages festgesetzt war; manchmal wurde sie zeitweilig auf ein Dreißigstel ermäßigt, auch in Notjahren oder in Gegenden, durch die der Kaiser auf seinen Reisen gekommen war, ganz erlassen. Die Steuerdeklaration erfolgte von den Besitzern selbst; auf falscher Angabe stand der Tod. Die Zahlung erfolgte in Naturalien, unter der späteren Han-Dynastie in Baumwollentuch und Seide. Die 13 Provinzen standen unter ebenso vielen reisenden Überwachern, den Vorläufern der späteren Gouverneure.

Kaiser Kao Tsu. Nach „The Russo-Japanese War" (Tokio 1904 ff.).

Auch nach außen hin suchte Wu Ti die Macht des Reiches zu mehren. Verschiedene Züge gegen die Hiung nu (123, 121 und 110) waren erfolgreich, weniger ein solcher 99; 108—107 wurde Korea unterworfen und wenigstens ein Teil davon China zeitweilig einverleibt. Die Bemühungen des Kaisers, den Einfluß Chinas nach W e s t e n hin auszudehnen, scheinen zur Entsendung verschiedener Boten geführt zu haben, deren bekannteste General Tschang kien war, der zu den mit den Hiung nu fortwährend im Kriege liegenden Juetschi (Jueh Ti = Geten?) geschickt, aber von den Hiung nu gefangengenommen und viele Jahre zurückgehalten wurde. Endlich freigelassen, wurde er wieder mit einem diplomatischen Auftrage nach Ta Jüan (Ferghana) entsendet und 122 nach Si Jü (Turkestan). Durch seine Vermittelung wurde bereits 115 ein diplomatischer und Handelsverkehr mit 36 in jenen Gegenden gelegenen Staaten angeknüpft. In An hsi und Ta tsin, die seit dieser Zeit häufiger erwähnt werden, erblickt Friedrich Hirth Parthien und Syrien (Hauptstadt Antu = Antiochien).

γ) Von Tschao Ti bis Ju tsze Jing.

Wu Ti, der seine gesetzmäßige Gemahlin und den Thronerben wegen angeblicher Verschwörung gegen sich hatte hinrichten lassen, ernannte den Sohn einer seiner Beischläferinnen zu seinem Nachfolger, nachdem er dessen Mutter zum Selbstmorde gezwungen hatte, um sie zu verhindern, eine zweite Lü hau zu werden. Von den s p ä t e r e n Kaisern dieser Dynastie: Tschao Ti (86—74), Hsüan Ti (73—49), Jüan Ti (48—33), Tscheng Ti (32—7), Ai Ti (6—1 v. Chr.), Ping Ti (1—5 n. Chr.) und Ju tsze Jing (6—8 n. Chr.), ist wenig zu sagen. Familien-,

Nachfolge- und Haremsstreitigkeiten, die oft zu Aufständen führten, füllten die Zeit aus im Innern; nach außen scheint dagegen der Einfluß Chinas zu wachsen: wenigstens stellten sich Gesandtschaften der Hiung nu häufiger und regelmäßiger bei Hofe ein. Die Mutter des Kaisers Tscheng Ti gehörte der Wang-Familie an, deren Mitglieder sich allmählich ganz der Gewalt bemächtigten, bis Wang Mang 8 n. Chr. den sechsjährigen letzten Vertreter des westlichen Han absetzte und sich als Kaiser unter der Bezeichnung „Hsin" (Neue Dynastie) ausrufen ließ.

b) Das Wirken der westlichen Han auf den Gebieten der Literatur und Baukunst.

Die Bemühungen der Kaiser aus der früheren Han-Dynastie um die Wiedererweckung der chinesischen Literatur (vgl. S. 124) scheinen von Erfolg gewesen zu sein: von den klassischen Werken allein befanden sich 294 Sammlungen (Stücke, Teile?) des I king, 412 des Schu king, 416 Bände des Schi king, 555 Sammlungen des Li ki, 165 des Buches über Musik, 948 über Geschichte, 229 des Lun Jü, 836 der rechtgläubigen Gelehrten und anderes mehr in der kaiserlichen Bibliothek. In gleicher Weise taten die Kaiser, namentlich Wu Ti, viel, um das Interesse an der Literatur zu beleben und zu erhalten.

Aber auch auf anderen Gebieten darf man das Zeitalter der westlichen Han als besonders glänzend bezeichnen; selbst wenn man von den Beschreibungen, welche die chinesischen Berichterstatter von den Palästen und Gärten der Kaiser dieser Zeit geben, recht viel abzieht, bleibt immer noch genug zum Staunen übrig. War schon unter der Tschin-Dynastie in Bauten Großes geleistet worden (vgl. S. 122), so übertrafen sie die Han-Kaiser, und besonders Wu Ti, bei weitem. Kaiser Kao Tsu ließ zu Anfang des 2. Jahrh. v. Chr. in Tschangan eine Palaststadt anlegen, die 65 Li (ungefähr 33 km) Umfang, 12 Tore und 16 Brücken besessen hat und von einem 35 Fuß hohen Erdwall umgeben gewesen sein soll. Die Stadt bestand bis 582 n. Chr. und wurde dann von dem Kaiser Wen Ti der Sui-Dynastie verlassen, der nach Singanfu übersiedelte; der Erdwall besteht zum Teil noch. In dieser Stadt lag ein Palast der Kaiserin Tschao Jang, der früher als Tschao Fei jen (Tschao, die fliegende Schwalbe) bekannten Tänzerin, die Kaiser Tscheng Ti 18 v. Chr. in seinen Harem aufnahm und 16. v. Chr. zu seiner Gemahlin machte; die inneren Gemächer seien, so erzählte man, zinnoberrot bemalt, die Decken rot lackiert, die einzelnen Teile der Wände mit kupfernen, vergoldeten Klammern zusammengehalten und die Treppen aus Marmor gewesen. Auf den Balken wären Drachen und Schlangen geschnitzt und die Wände mit Perlen, Edelsteinen und den (blauen) Federn des Königsfischers sowie mit goldenen Ampeln geschmückt. Alle Vorhänge hätten aus Perlen und die Fenster und Türflügel aus Glas bestanden. Ein großer, von Wu Ti gebauter Palast soll verschiedene, über 500 Fuß hohe Gebäude enthalten haben, die durch brückenartige Hochbauten so verbunden waren, daß er über Stadtmauer und Stadtgraben von einem zum anderen fahren konnte. Auf den Dächern der Paläste, Tempel und Tore befanden sich große kupferne, zum Teil vergoldete Standbilder von Männern, Phönixen (als Wetterfahnen?) und Ungeheuern; auch sonst wird von bronzenen und steinernen Figuren von Menschen, Einhörnern und anderen Tieren, astronomischen Instrumenten, großen Glocken berichtet und von einem aus Stein gehauenen, 30 Fuß langen Walfisch in einem künstlichen See, den der Kaiser für die Übungen seiner Soldaten und zu Lustfahrten für die Frauen seines Harems hatte herstellen lassen.

d) Die Zeit des Usurpators Wang Mang und der Anarchie (9—24 n. Chr.).

Wang Mang, ein Neffe der Gemahlin des Kaisers Jüan Ti, war 6 v. Chr. zum Generalissimus ernannt worden. Beim Tode des Kaisers Ai Ti 1 v. Chr. übertrug ihm die als Regentin eingesetzte Witwe die Regierung, und im folgenden Jahr erhielt er den Titel als Herzog-Protektor des Hauses Han. 3 n. Chr. vermählte er seine Tochter mit dem unmündigen Kaiser Ping Ti, und nachdem er 5 n. Chr. diesen vergiftet hatte, veranlaßte er sie, die kinderlos war, einen zweijährigen Ururenkel des Kaisers Hsüan Ti (vgl. S. 126) an Kindes Statt anzunehmen. 8 n. Chr. setzte er ihn ab und erklärte sich selbst zum Kaiser. Als solcher griff er auf die alte Bodenverteilung der Tschau in neun Felder (S. 109) zurück und schaffte die Sklaverei ab; die dadurch erregte Unzufriedenheit wurde durch einen großen Kriegszug

gegen die Hiung nu und die deswegen erhöhten Steuern noch vermehrt. Ein 19 n. Chr. ausgebrochener Aufstand wurde unterdrückt; ein neuer, an dessen Spitze zwei Abkömmlinge des Han-Hauses, Liu Hüan und Liu hsiu, standen, war erfolgreicher. Wang Mang wurde nach verschiedenen Niederlagen 23 von seinen eigenen Truppen ermordet.

e) Die spätere, östliche Han-Dynastie (25—220 n. Chr.).

Unter den Aufständischen und anderen Prätendenten brachen Streitigkeiten und Kämpfe aus; Liu Hüan, der sich nach dem Tode Wang Mangs zum Kaiser erklärt hatte (nach anderen regierte er für den Prinzen von Huai Jang, den er zum Kaiser gemacht hätte), dankte zwei Jahre später zugunsten Liu hsius ab. Dieser, ein Nachkomme des Kaisers Han Tsching Ti (156—141), trat 25 n. Chr. als erster Kaiser der späteren, östlichen Han-Dynastie die Regierung an. Ein großer Teil der Regierungszeit dieses „Schi Tsu" (oder Kwang Wu Ti; 25—57) war mit Kämpfen gegen die anderen Thronprätendenten angefüllt; erst 37 wurde Lu fang, der letzte der inneren Gegner, besiegt, später (41) ein Einfall des Herrschers von Kotschinchina siegreich zurückgewiesen. Die zweite Hälfte der Regierung dieses Kaisers scheint so friedlich gewesen zu sein, daß der Kaiser seiner Dankbarkeit dafür durch feierliche Opfer auf dem Taischan, einem der fünf heiligen Berge (s. die obenstehende Abbildung), in Schantung Ausdruck gab. Unter seinem Sohne Ming Ti (58—75) fand, besonders auf Veranlassung seines jüngeren Bruders Jing, der Buddhismus Eingang in China (vgl. unten).

Tempelanlagen auf dem Taischan, einem der fünf heiligen Berge, China, Provinz Schantung. Nach einer Photographie von Robert Liep, Leipzig.

Von den Kaisern dieser Dynastie ist wenig zu berichten; die meisten von ihnen: Schang Ti (106), An Ti (107—125), Tschung Ti (145), Tschi Ti (146), Huan Ti (147—167), Ling Ti (168—189) und Schao Ti (189), bestiegen den Thron als Kinder unter der Regentschaft ihrer Mütter, was natürlich Haremsränken Vorschub leistete. Als die Eunuchen 189 den jungen Kaiser Schao Ti und seinen Bruder aus der Hauptstadt entführten, eilte ihnen der General Yüan Schao nach und rottete sie, angeblich, vollständig aus. Innere Streitigkeiten und Kämpfe gegen die Hiung nu, wie gegen die Man und andere Grenzvölker gaben ehrgeizigen Soldaten Gelegenheit, Macht und Einfluß auf die Regierung zu gewinnen, die sie im eigenen Interesse mißbrauchten, so daß die zweite Hälfte der Regierungszeit der Dynastie

fast ganz mit Handlungen usurpierender Minister und Erhebungen gegen diese ausgefüllt ist. Während der ersten Zeit der Dynastie geschah viel für die Literatur: 175 wurden die festgestellten Texte der fünf Klassiker in Stein gehauen und zu Lojang in Honan, der Residenz der Dynastie (die erste Han-Dynastie hatte in Tschangan Hof gehalten), aufgestellt. Mit Hsien Ti (189—220) endete die spätere Han-Dynastie. Aber schon lange vor seiner Absetzung hatte die Empörung der Aufrührer mit den „gelben Turbanen" und das Entstehen der drei Reiche Schu (westliches Südchina) unter Liu Pei, We (Wei; Nordchina) unter Tsao Tsao und Wu (östliches Südchina) unter Sun Tschüan seiner Herrschaft ein tatsächliches Ende bereitet (vgl. S. 134).

G. Der Buddhismus in China.

a) Die geschichtliche Entfaltung der Buddhalehre in China.

Das für die sittliche Entwickelung Chinas wichtigste Ereignis unter den Han-Dynastien war die Einführung der Buddhalehre. Nach unverbürgten Nachrichten sollen schon 217 v. Chr. indische Missionare in China eingetroffen und 222 v. Chr. soll von einem bis hinter Jarkand geführten chinesischen Vorstoß ein goldener Buddha mitgebracht worden sein. Seit dieser Zeit wurden die Beziehungen zu Indien häufiger; Nachrichten von der fremden Lehre trafen ein, und 61 n. Chr. sandte Kaiser Ming Ti, wie die Sage berichtet, auf Grund eines Traumes, Boten nach Indien, um buddhistische Bücher und Priester zu holen. Einer der letzteren, Kaschiapmadanga, übersetzte in Lojang eine Sutra. Gegen Ende des 2. Jahrh. n. Chr. übersetzte ein anderer Inder in Tschangan den „Lotus des guten Gesetzes".

Das Buddhatum scheint sich anfänglich ziemlich langsam entfaltet zu haben; erst zu Anfang des 4. Jahrh. haben angeblich Chinesen buddhistische Mönchsgelübde abgelegt; 355 erlaubte dies ein Prinz des Tschau-Hauses zur Zeit der östlichen Tsin seinen Untertanen, und 381 erbaute Kaiser Hsiao Wu Ti eine Pagode in seinem Palast in Nanking. Gleichzeitig wurden in Nordchina große Klöster errichtet, und neun Zehntel des gewöhnlichen Volkes sollen damals dort der buddhistischen Lehre angehangen haben. Der Hauptsitz des Buddhatums war, wie es scheint, das Reich von Tsin (das südliche Schensi und Kansu), wo 405 eine neue Übersetzung der heiligen buddhistischen Bücher angeordnet wurde; hierzu wurden indische Gelehrte angeblich durch ein nach Indien entsandtes Heer nach Tschangan gebracht, um dort gemeinschaftlich mit 800 anderen Priestern unter persönlicher Leitung des Kaisers die Arbeit vorzunehmen. Damals wurde der Verkehr zwischen China und Indien sehr lebhaft; zahlreiche Reisende begaben sich nach dem Süden, brachten Sagen und Bücher zurück und beschrieben ihre Reisen; so schilderte Fa hien den blühenden Zustand des Buddhatums in der Tatarei, bei den Uiguren, den Stämmen westlich vom Kaspischen Meer, in Afghanistan, am Indus, in Mittelindien und auf Ceylon, woher er über See nach 15jähriger Abwesenheit 414 nach Tschangan zurückkehrte; er widmete sich dann mit Hilfe eines indischen Gelehrten der Herausgabe der mitgebrachten Werke.

Im Jahre 420 fiel die Tsin-Dynastie, die im Norden hauptsächlich durch die tatarischen We, im Süden durch die eingeborenen Sung ersetzt wurde. Die Fürsten der beiden neuen Dynastien zeigten sich anfänglich dem Buddhismus abgeneigt: in We wurde die Errichtung von Tempeln und Bildsäulen streng verboten, ja 426 die Vernichtung von Büchern und Bildern angeordnet; die Priester wurden verfolgt, viele hingerichtet. Nach dem Tode des ersten Kaisers wurden diese Befehle wieder rückgängig gemacht, und 451 wurde gestattet, in jeder Stadt einen buddhistischen Tempel zu errichten, worin 40 oder 50 der Einwohner Priester werden durften; der Kaiser selbst schor einigen derselben den Kopf. Auch die Sung-Herrscher galten als dem Buddhismus besonders geneigt: aus Ceylon und von Kapilawastu (dem Geburtsorte Schakjamunis) kamen Gesandtschaften, die sich alle

auf die Gleichheit der Religion beriefen und den Ruhm des Sungkaisers vom Reiche Jautschen (Kiangnan mit Teilen von Honan) priesen.

Die Pflege, die dem Buddhismus zuteil wurde, gab den Konfuzianisten vielen Grund zur Klage und Veranlassung zu Angriffen gegen die neue Lehre. Schon unter den Sungkaisern wiesen Beamte darauf hin, daß die frühere Reinheit des Buddhatums verloren gegangen sei. Prunksucht und Eifersüchteleien hätten die Stelle von Einfalt und Reinheit eingenommen; neue Tempel würden mit größter Pracht errichtet, aber niemand stelle die alten wieder her. Darum sei amtliche Aufsicht notwendig, und niemand solle ein Götterbild aufsetzen dürfen ohne obrigkeitliche Genehmigung. Eine 458 entdeckte Verschwörung, bei der ein buddhistischer Priester die Hauptrolle spielte, gab die Veranlassung zur Verwirklichung dieses Gedankens. Eine kaiserliche Verordnung führte aus, daß sich unter den Priestern viele Leute befänden, die vor Strafe geflohen seien, die Gelübde nur zu ihrer persönlichen Sicherheit abgelegt hätten und den angenommenen Charakter als Deckmantel neuer Verbrechen benutzten; die Behörden sollten daher die Führung der Mönche scharf untersuchen und die Schuldigen mit dem Tode bestrafen. Ein späterer Erlaß ordnete an, daß die Mönche, welche die Gelübde der Enthaltsamkeit und Armut nicht beobachteten, zu ihren Familien und früheren weltlichen Beschäftigungen zurückkehren sollten; zugleich wurde den Nonnen verboten, den Palast zu betreten und mit den Frauen des Kaisers zu sprechen.

Auch zu öffentlichen Disputationen gaben die Unterschiede zwischen Buddhisten und Konfuzianisten Veranlassung. 483 vertrat bei einer solchen ein Staatsminister Tse Liang die buddhistische Seite; der Hauptbeweis des Konfuzianisten wende sich gegen die Auffassung, daß der gegenwärtige Zustand des Menschen auf die Vergeltung der während eines früheren Daseins begangenen guten oder schlechten Taten zurückzuführen sei. „Die Menschen sind wie die Blüten an den Bäumen", sagt er, „sie wachsen gemeinsam auf ihnen und werden von demselben Wind abgebrochen und zerstreut; einige fallen auf Vorhänge und Teppiche, wie die Menschen, die in Palästen geboren werden, während andere zwischen Schmutzhaufen fallen, ähnlich denen, die in niedrigem Stande geboren werden" Reichtum und Armut ließen sich daher auch ohne die Lehre von der Vergeltung recht gut erklären. Außerdem verhalte sich die Seele zum Körper wie die Schärfe zum Messer; die Seele könne ebensowenig nach der Zerstörung des Leibes fortbestehen, wie die Schärfe ohne das Messer.

Im Jahre 518 wurde Sun jün durch den Kaiser Hsiao ming Ti von Pei We nach Indien gesandt und kehrte nach längerem Aufenthalt in Kandahar und Udjana mit 75 Werken zurück. 526 kam der 28. der buddhistischen Patriarchen, Ta mo (Bodhidharma), über See nach China; der Niedergang des Buddhatums in dem Lande seiner Entstehung war wohl für ihn, wie für viele seiner Landsleute (in China, in Lojang, sollen zu Anfang des 6. Jahrh. 3000 Inder gelebt haben) die Veranlassung, eine neue Heimat aufzusuchen. Eine Zusammenkunft in Nanking mit Wu Ti, dem ersten Kaiser der Liang-Dynastie (502—549), war für beide Teile wenig befriedigend. Ta mo begab sich daher nach Lojang, wo er in schweigender Beschaulichkeit neun Jahre ohne zu sprechen mit dem Gesicht nach der Wand des Zimmers gesessen haben soll, was ihm beim Volke den Namen des „auf die Wand schauenden Heiligen" einbrachte; er starb an Altersschwäche, nachdem fünfmal der Versuch gemacht worden war, ihn zu vergiften, und hinterließ die Patriarchenwürde einem Chinesen, dem zweiten der sechs östlichen Patriarchen.

Kaiser Wu Ti wurde zum Schlusse seines Lebens Mönch. Sein Sohn Tschien Wen Ti begünstigte den Taoismus und versuchte diesen mit dem Buddhismus zu verbinden. Die Taoisten, die sich dagegen sträubten, wurden hingerichtet. 558 wurde auch Kaiser Wu Ti aus der Tschen-Dynastie Mönch. Unter dem ersten Kaiser der Sui-Dynastie, Wen Ti (581—604), wurde dem Buddhismus volle Duldung zuteil: gegen Ende seiner Regierung verbot er jede Zerstörung von Heiligtümern und Bildern der Buddhisten oder Taoisten. Auch die Tang-Kaiser, die sich bei Beginn der Dynastie (618) dem Buddhismus nicht freundlich erwiesen, wandten ihm bald ihre Gunst zu. Besonders der zweite Herrscher der Dynastie, Tai Tsung (627—649), unter dem 639 auch die syrischen Christen nach China kamen, erwies sich ihm günstig: als Hiuen Tsang 629 ohne kaiserliche Erlaubnis nach Indien ging und nach 16jähriger Abwesenheit zurückkehrte, empfing ihn der Kaiser freundlich und beauftragte ihn, in Tschangan die 637 mitgebrachten Werke zu

überſetzen. Damals ſollen in China 3716 Klöſter beſtanden haben. 714 brach eine ſtarke Verfolgung der Buddhiſten aus: 10000 Prieſter und Nonnen mußten in ihre Familien zurückkehren; trotzdem behielten einzelne Prieſter Staatsämter, und Inder wurden mit der Feſtſtellung des Kalenders betraut. Unter den ſpäteren Kaiſern der Tang-Dynaſtie, beſonders Su Tſung (756—762), Tai Tſung (763—779) und Hſien Tſung (806—820), machte der Buddhismus große Fortſchritte; und als 819 unter dem letzteren Han Jü (Han Wen kung) gegen die Überführung einer buddhiſtiſchen Reliquie in den kaiſerlichen Palaſt Einſpruch erhob, wurde er vom Hofe verbannt und als Gouverneur nach dem damals noch ganz barbariſchen Tſchaotſchau in Kwangtung geſchickt.

Im Jahre 845 fand unter dem Kaiſer Wu Tſung eine dritte, beſonders ſcharfe Verfolgung ſtatt: 4600 Klöſter mit 40000 kleinen Gebäuden wurden zerſtört, der eingezogene Beſitz der Tempel zur Errichtung von Regierungsgebäuden verwendet, die Glocken und Bildſäulen eingeſchmolzen, um Käſch (runde durchlöcherte Münzen) daraus zu machen, und über 260000 Prieſter und Nonnen mußten ins Volk zurückkehren. Aber ſchon unter Wu Tſungs Nachfolger Hſüan Tſung durften neue Klöſter errichtet werden, wenn er auch einige Jahre ſpäter den Eintritt neuer Mönche unterſagte. Kaiſer Ji Tſung (860—873) war ein ebenſo eifriger Buddhiſt wie ſeine Nachfolger und die Herrſcher der ſpäteren Tang-Dynaſtie (923—936). Unter der kurzen ſpäteren Tſchau-Dynaſtie (951—960) wurden ebenfalls viele Tempel aufgehoben und nur 2694 beibehalten; auch wurde den Prieſtern unterſagt, ſich ſelbſt zu martern und zu verſtümmeln. Die erſten Kaiſer der nördlichen Sung-Dynaſtie (960—997) waren dem Buddhismus weniger günſtig, ihre Nachfolger deſto mehr, wenn ſie auch oft eigenmächtig eingriffen. Auch unter dieſer Dynaſtie fand viel Verkehr mit Indien ſtatt, und der Einfluß des indiſchen Buddhatums auf das chineſiſche fuhr fort, recht erheblich zu ſein.

Eine weſentliche Unterſtützung fand der Buddhismus unter der Mongolen-(Jüan-) Dynaſtie (1280—1368). Kublai Khan (Schi Tſu 1280—94) war dem Buddhismus ſehr zugetan; die der alten nationalen Religion der Chineſen gewidmeten Tempel wurden in buddhiſtiſche verwandelt, während der Taoismus verfolgt wurde. Kublai wird dabei allerdings mehr an ſeine Mongolen als an die Chineſen gedacht haben: ſchon bevor er das chineſiſche Reich unter ſeinem Zepter vereinigte, hatte er ſeinen Landsleuten Unterricht durch Kwoſchi, nationale Unterweiſer, erteilen laſſen. Seine Nachfolger folgten ſeinem Beiſpiel. Eine gegen das Ende des 13. Jahrh. aufgenommene Schätzung ergab 42318 buddhiſtiſche Tempel und 213148 Mönche in China. Auch Überſetzungen aus dem Tibetaniſchen werden häufig erwähnt und fanden Anwendung, ebenſo, d. h. nur bei den Mongolen, die unſittlichen, aus dem brahmaniſchen Schiwadienſt in den tibetaniſchen Buddhismus übergegangenen Darſtellungen. Dagegen ſcheinen die chineſiſchen Buddhiſten auch damals noch Belehrung und Eingebung in Indien geſucht zu haben. Ein chineſiſcher Prieſter, Tau wu, zog zu Lande nach Indien und brachte von dort, über See zurückkehrend, eine Anzahl Werke nach China zurück. Dies Beiſpiel, aus der erſten Zeit der Mongolenherrſchaft, iſt das letzte ſeiner Art.

Die nationale Erhebung der Chineſen gegen die Mongolen, die mit der vollſtändigen Ausrottung ihrer Herrſchaft endete, brachte keine ähnliche Erſcheinung auf religiöſem Gebiete hervor; im Gegenteil erwieſen ſich auch die erſten Herrſcher der national-chineſiſchen Ming-Dynaſtie den Buddhiſten durchaus freundlich. Erſt 1426 wurden Maßregeln ergriffen, um dem Überhandnehmen des Mönchsweſens entgegenzutreten. Leute, die in die Klöſter eintreten wollten, mußten ſich einer Prüfung unterwerfen, und 1450 wurde beſtimmt, daß kein Kloſter mehr als 60 Mau Grundeigentum beſitzen dürfe, eine Maßregel, wie ſie ähnlich auch ſchon unter den Mongolen ſtattgefunden hatte. Unter Schi Tſung (1522—66) wurden Verſuche der Konfuzianiſten, eine Verfolgung der Buddhiſten herbeizuführen, von der Regierung zurückgewieſen; ſie erreichten nur die Zerſtörung des im kaiſerlichen Palaſte befindlichen Tempels.

Von der bis 1912 regierenden Mandſchu-Dynaſtie war der erſte Herrſcher, Schi Tſu (1644—61), ein Freund der Buddhalehre; aber ſchon ſein Nachfolger Scheng Tſu wandte ſich wohl aus politiſchen Gründen dem Konfuzianismus zu. Aus ähnlicher Urſache haben er und ſeine Nachfolger dem lamaiſtiſchen Gottesdienſt ihrer tibetaniſchen und mongoliſchen

Untertanen besondere Förderung zuteil werden lassen; die Errichtung lamaistischer Tempel und Klöster in Peking stammt aus dieser Zeit.

b) Der Einfluß des Buddhatums auf die chinesische Kultur.

Wenn man sich über die Wirkung klar werden will, die der Buddhismus und seine Priester auf China ausgeübt haben, so kommt man zu dem Ergebnisse, daß sie, abgesehen von dem politischen persönlichen Einfluß von Anhängern und Verkündern der indischen Lehre auf einzelne Kaiser und Staatsmänner, hauptsächlich auf philologischem und philosophischem Gebiete zu suchen sei. Hervorragend ist jedenfalls der verdienstvolle Versuch, für die Silbensprache und Schrift der Chinesen ein Alphabet einzuführen: im 3. Jahrh. begann man mit 16 Symbolen und machte im 6. Jahrh. unter der Liang-Dynastie mit 36 ein Ende. Der Erfinder dieser letzten Reihe, der Priester Schen kung, und seine Nachfolger haben die Chinesen gelehrt, die Laute ihrer Sprache mit ihren eigenen Zeichen zu schreiben: ein nicht geringzuschätzendes Verdienst, wenn es auch nach einigen Jahrhunderten infolge von Veränderungen in der Sprache viel an praktischem Wert eingebüßt hat. Auch in literarischer Beziehung hat sich der Buddhismus befruchtend erwiesen; es gab eine Zeit, da buddhistische Werke zahlreicher als konfuzianistische waren: so werden in der Geschichte der Sui-Dynastie (589—618) 1950 verschiedene buddhistische Werke aufgeführt. Der Einfluß buddhistischer Anschauungen und Lehren auf die philosophische Entwickelung der Chinesen ist ebenfalls, namentlich was die Kosmogonie betrifft, bedeutend gewesen; er tritt besonders bei dem größten der modernen Erklärer der alten klassischen Lehren, Tschu hi (1130—1200), hervor, dessen Werke noch heute die maßgebende Grundlage für den sozusagen offiziellen Konfuzianismus (S. 143) sind. In den letzten 150 Jahren hat sich allerdings eine schärfere Kritik unter den Chinesen selbst gegen den letzteren bemerkbar gemacht, hauptsächlich wohl wegen der in ihm zutage tretenden buddhistischen Einflüsse; trotzdem blieb seine offizielle Anerkennung davon unberührt. Für die große Masse ist die mit allen möglichen eigenen und fremden, taoistischen und chinesischen Sagen und Persönlichkeiten vermischte Lehre, in der vom ursprünglichen Buddhismus wenig übriggeblieben ist, im wahrsten Sinne des Wortes Volks- oder Aberglaube geworden. Konfuzianismus, Taoismus und Buddhismus spielen dieselbe Rolle im Leben des ganzen Volkes; aber der Buddhismus hat seinen Einfluß vor allem bei dem Ausgang aus diesem Leben bewahrt: bei dem Begräbnisse des Kaisers wie des ärmsten Untertanen stehen buddhistische Gebräuche und das Lesen der heiligen Bücher im Vordergrunde.

II. Der Islam in China.

Als das Jahr der Ankunft des ersten mohammedanischen Sendboten in China wird gewöhnlich 628 n. Chr. angenommen. Ein Onkel Mohammeds mütterlicherseits, Wahl-Abi-Kabcha (alias Kos Kasim), soll als Abgesandter seines Neffen mit Geschenken für den Kaiser (damals Tai-Tsung der Tang-Dynastie) in Kanton eingetroffen sein und sich nach der Hauptstadt Singanfu begeben haben. Jedenfalls wird ihm die Errichtung von einer oder zwei der noch in Kanton vorhandenen Moscheen zugeschrieben, es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß schon früher wie später vielfach arabische Händler über See nach China gekommen sind. Eine andere zahlreichere Einwanderung von Mohammedanern hat über Land durch ein von dem Khalifen Abu Giafar 755 nach China bei der Unterdrückung eines

Aufstandes zu Hilfe gesandtes Heer stattgefunden. Den 4000 Soldaten desselben wurde später gestattet, sich in Jünnan anzusiedeln, wo sie sich mit den Töchtern des Landes verheirateten. Sie werden als der Grundstock der mohammedanischen Bevölkerung im Westen des Reiches angesehen. Später, zur Zeit der Eroberungszüge Dschengis Khans, Anfang des 13. Jahrh., kamen zahlreiche Scharen von Uiguren in diese Gegenden, und noch später erhielten die chinesischen Mohammedaner weitere Zuzüge aus den mohammedanischen Staaten Zentralasiens. Heute wird die Zahl der Mohammedaner im Gebiet nördlich vom Jangtse auf über 10 Millionen angegeben, im Süden ist sie geringer, aber man irrt wohl nicht, wenn man, die Ausländer mit eingerechnet, die Gesamtzahl auf 18—20 Millionen veranschlagt. In Jünnan sollen 3—4 Millionen Mohammedaner leben, in Kansu 8350000, in Schensi 3500000, und Peking allein zählt über 200000 Mohammedaner. Moscheen findet man überall, oft vier und mehr in einer Stadt. Die Mohammedaner, denen man ihren Ursprung vielfach ansieht, sind Uhrmacher, Juwelen- und Kuriositätenhändler, Hammelschlächter (nach mohammedanischem Ritus), Gastwirte, die in ihren Gebäuden kein Schweinefleisch zubereiten lassen, und betreiben auch andere kaufmännische Geschäfte.

Wegen ihrer Religion sind sie von der chinesischen Regierung nie beunruhigt worden; in ihren Moscheen befindet sich wie in den buddhistischen und taoistischen Tempeln die Tafel mit der Inschrift: „Möge der Kaiser zehntausend Jahre herrschen", die als die Anerkennung der politischen Oberhoheit desselben angesehen wird und den Ansprüchen der Regierung genügt. Trotzdem haben besonders in der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. an verschiedenen Orten im Westen des Reiches Aufstände der mohammedanischen Bevölkerung stattgefunden, die in ihrem weiteren Verfolg oft religiöse Färbung annahmen und zu blutigen Wiedervergeltungen seitens der Chinesen führten. In Jünnan, in dem sich seit der ersten Hälfte des 19. Jahrh. die mohammedanische Bevölkerung sehr stark vermehrt hatte, auch durch Übertritte von Chinesen, scheinen 1817—34 zahlreiche lokale Unruhen stattgefunden zu haben; der große Aufstand der Panthais dort (nach Sir Thomas Wade vom chinesischen Puntai, Eingeborene oder älteste Bewohner des Landes), der 1856 in den Bergwerksdistrikten ausbrach, war anfänglich auf wirtschaftliche Fragen zurückzuführen. Der Versuch der chinesischen Provinzialbehörden, ihn durch Niedermetzelung der mohammedanischen Bevölkerung in einigen Distrikten zu unterdrücken, führte zu einem allgemeinen Aufstande, bei dem aber ein Teil der Mohammedaner zur Regierung hielt, wie auch einer der erfolgreichsten kaiserlichen Führer ein Mohammedaner war. Die Erhebung, die zur Errichtung eines mohammedanischen Sultanats in Talifu geführt hatte, wurde schließlich mit furchtbarem Blutvergießen unterdrückt.

Anders entstand der mohammedanische Aufstand, der 1862 in Kansu, der Dsungarei und in Chinesisch-Turkistan ausbrach und erst 1878 unterdrückt wurde. Dort waren verschiedene Faktoren tätig. Eine sehr zahlreiche mohammedanische Bevölkerung, die Dunganen (auch Tunganen; nach Vambéry aus dem Türkischen: „Bekehrte"), saß dort und hatte der chinesischen Regierung schon seit dem 17. Jahrh. mannigfache Schwierigkeiten bereitet. Trotzdem war sie gewissermaßen eine Stütze derselben; die Dunganen waren gute Soldaten, noch bessere Polizisten und erfreuten sich auch als Kaufleute eines ausgezeichneten Rufes. Unruhen in einem Dorfe waren schnell unterdrückt worden und die Ruhe wiederhergestellt, als plötzlich ein allgemeiner Aufstand gegen die „Khitai", die Chinesen, ausbrach, dem sich auch die Tarantschi, d. h. die ackerbauende Bevölkerung, anschloß, und der sehr schnell die Form eines Vernichtungskriegs gegen die Chinesen annahm. Es war wohl hauptsächlich ein Kampf der Nationalitäten, der nur dadurch eine gewisse religiöse Färbung erhielt, daß die Leitung besonders bei den späteren munizipalen und staatlichen Einrichtungen hauptsächlich in der Hand der Mollas, der Gesetzgelehrten, lag. In unglaublich kurzer Zeit waren die Chinesen und ihre Herrschaft in Kansu und einem Teil von Schensi ausgerottet, die Bewegung sprang dann nach Hamil, Urumtsi, Turfan, Manas, Korla, Karaschar und Kutsch über und erstreckte sich gegen Westen bis nach Aksu. Überall entstanden kleine Fürstentümer, an deren Spitze ein Molla oder ein Rat von Mollas oder ein Abkömmling der alten ölöthischen Fürsten stand. Einen ausgesprochen religiösen Charakter nahm die Bewegung erst mit dem Einfall der Khokander an, deren nominelles Haupt Busurk Khan, dessen Seele Jakub Beg war. Als letzterer schließlich auch die nominelle Herrschaft an sich gerissen hatte (1868), ging er an die Eroberung des aufständischen Gebietes (nur Kuldscha, wo auch eine Empörung gegen die Chinesen ausgebrochen war, wurde von den Russen besetzt),

nahm den Titel „Atalik-Ghasi" („Verteidiger des Glaubens") an, führte das Schariat, das geistliche Gesetz, ein und hielt auf dessen strenge Beobachtung, kurz er fühlte sich und handelte ganz als mohammedanischer Herrscher im Sinne der strengeren zentralasiatischen Richtung gegenüber dem laxeren Mohammedanismus der Dunganen. Mit seinem Tode 31. Mai 1877 ging auch das von ihm gegründete Reich in Trümmer und fiel wieder unter chinesische Herrschaft.

In den letzten Jahrzehnten ist wiederholt von Konstantinopel aus versucht worden, mit den in China ansässigen Glaubensgenossen in nähere Beziehungen zu treten. Ob mit Erfolg, muß dahingestellt bleiben. Solange die zentralasiatischen Khanate als selbständige Mächte bestanden, hätten die chinesischen Mohammedaner im Bunde mit ihnen oder mit ihrer Unterstützung eine politische Rolle spielen können, heute würde ein Erfolg der letzteren nur ein Einschreiten Rußlands, eventuell Englands, zur Folge haben.

J. Die mittlere Geschichte Chinas.

a) Die „drei Reiche" (216 oder 220—265).

Die Zeit der drei streitenden Reiche, für den Historiker eine der schwierigsten im ganzen Verlaufe der chinesischen Geschichte, ist unzweifelhaft diejenige, die im Geiste des chinesischen Volkes die lebhaftesten Eindrücke hinterlassen hat, nicht am wenigsten wegen des berühmten historischen Romans San kuo tschi, der „die Geschichte der drei Reiche" in 120 Abschnitten behandelt. Einer der Helden des Buches und der Geschichte, Kwan Jü, der geschworene Bruder und 219 n. Chr. verstorbene General Liu Peis, ist später, im 12. Jahrh., kanonisiert und 1594 als Kwan Ti zum chinesischen Kriegsgott erhoben worden, während Tschu ko liang (Kung Ming), ein anderer General Liu Peis, heute noch der volkstümlichste Held und das Vorbild jedes chinesischen Staatsmannes ist und in einem Dutzend Dramen die Hauptrolle spielt.

Die Empörung der Aufständischen mit den gelben Turbanen (Hiuang tschin tsei), die das ganze Reich überrannten (S. 129), war die indirekte Veranlassung zum Sturze der späteren Han-Dynastie; diese wäre aber wohl auch so den Ränken der Staatsmänner und Generale erlegen, die sich aus den Fetzen des Reiches eigene Gebiete zu schaffen suchten. Einer der erfolgreichsten dieser Emporkömmlinge war Tsao Tsao, der Sohn eines niedrigen Offiziers, der sich 184 gegen die gelben Turbane auszeichnete und sich 192 zum Statthalter des heutigen Schantung machte. In der Zwischenzeit hatte er sich mit Jüan Schao (vgl. oben, S. 128) verbunden und bekriegte mit ihm den General Tung Tscho, der den Kaiser Schao Ti 189 abgesetzt und an seiner Stelle ein anderes Kind, Hsien Ti, auf den Thron gesetzt hatte. Tung Tscho ließ, nachdem er die Kaiserinwitwe und den abgesetzten Kaiser hatte ermorden lassen, Lojang, das einen Umfang von 80 km gehabt haben soll, mit allen Palästen und sonstigen Gebäuden niederbrennen und verlegte die Residenz nach Tschangan; bald darauf wurde er 192 von einem seiner Offiziere ermordet. Tsao Tsao benutzte diese Gelegenheit; nachdem er Lü Pu, einen Anhänger Tung Tschos, besiegt hatte, bemächtigte er sich 195 der Regierung und ernannte sich selbst zum Generalissimus des Reiches; 213 nahm er den Titel eines Herzogs von We an.

Bei diesem Versuche waren ihm indessen aus früheren Genossen Gegner entstanden. Liu Pei, ein Nachkomme des Prinzen Tsching von Tschung schan, eines Sohnes des 141 v. Chr. gestorbenen Kaisers Tsching Ti, seines Zeichens ein Verkäufer von Strohschuhen, hatte sich 185 ebenfalls an der Spitze von Freiwilligen im Kampfe gegen die gelben Turbane ausgezeichnet. Er focht später gegen Tung Tscho, erhob sich aber bei Tsao Tsaos Versuchen, sich

der höchsten Gewalt zu bemächtigen, gegen ihn und erklärte sich beim Untergange der Han-Dynastie 220 zum Kaiser der kleineren (Schu-)Han-Dynastie, ohne freilich für den Augenblick mehr als das Fürstentum Schu zu besitzen.

Ein dritter erfolgreicher militärischer Führer war Sun Tsch, der durch Tsao Tsao zum Marquis von Wu gemacht worden war. Nach seinem Tode (200) folgte ihm sein Bruder Sun Tschüan, der sich von Tsao Tsao lossagte und dessen wie seines Schwagers Liu Peis Angriffe siegreich zurückwies. Doch in der Schlacht von Ho Fei unterlag er jenem und mußte nach langen weiteren Kämpfen 221 Tsao Tsaos Oberhoheit anerkennen; 229 machte er sich aber wieder auch dem Namen nach unabhängig, nahm als Ta Ti gleichfalls den Kaisertitel an und gründete die Dynastie von Wu.

So bestanden in den zwanziger Jahren des 3. Jahrh. drei Reiche: We, das die ganze nördliche Hälfte des heutigen China einnahm, mit der Hauptstadt Jië, dem heutigen Tschang te fu in Honan; Wu, der östliche Teil von Südchina mit der Jangtsemündung, dessen Hauptstadt Nanking (damals Tschien jië) war, und Schu, die westliche Hälfte Südchinas, besonders die jetzige Provinz Sz'tschwan, mit Itschau als Hauptstadt, dem heutigen Tscheng tu fu. Die Zeit der drei Reiche ist ganz durch gegenseitige Kämpfe ausgefüllt: 263 vernichtete We Schu und 280 Wu. In We selbst ward die regierende Familie 265 durch Sze ma Jen (Tsin Wu Ti), einen Enkel des Generals Sze ma I (gest. 251), der in den ersten Kämpfen zwischen den drei Staaten eine große Rolle gespielt hatte, entthront. Sein Sohn Sze ma Tschao war als Minister des dritten Herrschers der We-Dynastie, Fei Ti (240—253), zum Prinzen von Tsin ernannt worden; unter dieser Bezeichnung gründete nun dessen Sohn 265 eine neue Dynastie.

b) Die westliche und die östliche Tsin-Dynastie (265—316 und 317—420).

Unter den Kaisern des Hauses Tsin, von denen die westlichen in Lojang, die östlichen in Nanking residierten, entstanden überall im Reiche kleinere unabhängige Staaten, zum Teil unter fremden, tatarischen Herrschern („Zeit der 16 Staaten"). Karl Arendt führt folgende 18 auf.

1) Han, seit 319 Tschao, später Tschien Tschao (das frühere Tschao) in Schansi (304—329);
2) Tscheng, seit 338 Han oder Tscheng Han in Sz'tschwan (304—347), mit der Hauptstadt Tscheng tu;
3) Liang oder Tschien Liang (das frühere Liang) in Kansu (317—376 und 386—387);
4) Hou Tschao, 319—352 (350—352 von dem Prätendenten Jan [oder Schi] Min, auch We genannt);
5) Jen oder Tschien Jen (das frühere Jen; 345—370);
6) Tschin, Ta Tschin oder Tschien Tschin (351—394);
7) Tai (338—376) im nördlichen Schansi, unter dem Hause To pa (To ba) der Hsien pi-Tataren (Tunguſen), die 386 das nördliche We gründen;
8) Hou Jen (das spätere Jen), 384—407; vgl. Nr. 18;
9) Hsi Jen (das westliche Jen) in Schensi (384—394);
10) Hou Tschin (das spätere Tschin) in Kansu (384—417), gegründet durch Jao Tschang in Pei ti (Tsching jang fu);
11) Hsi Tschin (das westliche Tschin) in Kansu (385—400 und 409—431), gegründet durch Tschi ju Kwojen in Lung jo (Min schou);
12) Hou Liang (das spätere Liang) in Kansu (386—403); von ihm zweigten sich ab:
13) Nan Liang (das südliche Liang) in Kansu (397—404 und 408—414), gegründet 397 durch die Familie Tu fo der Hsien pi-Tataren, und
14) Pei Liang (das nördliche Liang) in Kansu (397—439), gegründet von Tuan Jie, seit 401 beherrscht von dem Hiung nu Tschü tschü Meng hsün;
15) Nan Jen (das südliche Jen) in Honan (398—410), gegründet durch Mu jung Te in Hua tai;

16) Hsi Liang (das westliche Liang) in Mittelasien um Tun huang (400—421), außerhalb der Nordwestecke der Großen Mauer;
17) Hsia oder Ta Hsia (das große Hsia) in Kansu (407—431), von dem Hiung nu Ho lien Po po errichtet;
18) Pei Jen (das nördliche Jen), 407—436, aus Hou Jen (Nr. 8) hervorgegangen (Gründung Kao Jüns).

Diese wie die Pilze hervorsprießenden und ebenso schnell untergehenden Staaten beweisen die Schwäche der Zentralgewalt unter den Tsin. Tatsächlich ist deren ganze Geschichte, kaum die ersten Herrscher ausgenommen, von inneren Zwistigkeiten und Kämpfen mit den neu entstehenden Staaten ausgefüllt, an deren Spitze bald Kaiser, bald Könige stehen, die sich untereinander ebenfalls befehden.

Im Jahre 304 gründet Liu jüan das Königreich Han; 308 nimmt er den Kaisertitel an. 310 folgt ihm Liu tsung, der 311 den Tsin-Kaiser Huai Ti gefangen nach seiner Hauptstadt Ping jang in Schansi abführen läßt. 313 läßt Liu tsung den Kaiser ermorden und setzt Min Ti an dessen Stelle, der 316 ebenfalls nach Ping jang gebracht und dort ermordet wird. Jüan Ti, der erste Kaiser der östlichen Tsin-Dynastie (317—322), verlegt die Residenz nach Nanking. 350 erobert Mj Tschün, seit 349 Kaiser von Tschien Jen, Tschi scheng, das jetzige Peking und erhebt es zu seiner Hauptstadt. 371 erklärt sich der Prinz von Kwei schi, der den seit 366 regierenden Tsin-Kaiser Ti Ji vom Throne stößt, als Tschienwen Ti selbst zum Kaiser. 403 bemächtigt sich der Empörer Huan Hsüan des Thrones, den der von ihm abgesetzte östliche Tsin-Kaiser An Ti (397 bis 418) nach der Ermordung des Usurpators wieder besteigt. Doch auch er wird 418 von Liu Jü ermordet, der An Tis jüngeren Bruder Te Wen auf den Thron setzt; 420 dankt Kung Ti (früher Te Wen) zugunsten Liu Jüs ab. Dieser, ursprünglich wie Liu Pei ein Verkäufer von Strohschuhen, der es durch militärische Tüchtigkeit zum General gebracht, sich beim Vorgehen gegen Huan Hsüan ausgezeichnet hatte und von An Ti zum ersten Minister ernannt worden war, besteigt 420 den Thron als der erste Kaiser der Sung-Dynastie.

c) Die Zeit der Teilung zwischen Norden und Süden 420—581 (589).

α) Der Süden.

Es dauerte bis 439, ehe der letzte der bei der Thronbesteigung des sich nun Wu Ti nennenden Gründers der Sung-Dynastie aus dem Hause Liu noch vorhandenen fünf selbständigen Staaten zu bestehen aufhörte; die letzten: Pei Jen und Pei Liang, wurden 436 und 439 dem aus dem Staate Tai hervorgegangnen Pei (Nord-)We einverleibt, das sich seit 386 immer weiterer Gebiete in Nordchina bemächtigt hatte, bis es annähernd den Umfang des zur Zeit der „drei Staaten" bestehenden We erlangte. Die Sung-Dynastie, die in der kurzen Zeit von 420—479 acht Kaiser aufzuweisen hatte, ging an inneren Streitigkeiten zugrunde; vier dieser Kaiser wurden ermordet, der vorletzte, Tsang wu wang oder Fei Ti, 477 durch den Feldmarschall Hsiao Tao tscheng, der den von ihm auf den Thron gesetzten Schun Ti 479 erst zur Abdankung zwang, dann ihn und seine ganze Familie hinrichten ließ.

Hsiao Tao tscheng, der 479 zum Prinzen von Tschi befördert worden war, wurde damit als Kao Ti der Begründer der Tschi-Dynastie (479—502). Von deren sieben Kaisern, die besonders blutdürstige Tyrannen gewesen zu sein scheinen, wurden vier ermordet, der letzte, Ho Ti, durch Hsiao Jen, der 502 als erster Kaiser der Liang-Dynastie (502 bis 557) die Herrschaft an sich riß. Die Hauptstadt dieser Dynastie war ebenfalls Nanking. Wu Ti, früher Hsiao Jen (502—549), war ein kräftiger Kaiser, der zu Anfang seiner Regierung viel für den Konfuzianismus, später noch mehr für den Buddhismus tat und sich der Angriffe Wes kräftig erwehrte. Die letzten Jahre seiner Regierung wurden aber auch durch innere Unruhen gestört, die 557 mit der Absetzung seines fünften Nachfolgers, Tsching Ti (ermordet 558), ihren Abschluß finden.

Der siegreiche Empörer Tschen Pa hsien besiegt 557 als erster Kaiser der Tschen-Dynastie den Thron. Ein seit 550 bestehender Staat Hou Liang in Honan und Hupei dauerte auch unter der neuen Dynastie fort, neben der seit 581 in Schensi die ersten Anfänge der späteren Sui-Dynastie beginnen. Auch die Tschen-Dynastie ging an Familien- und Erbfolgestreitigkeiten und dem liederlichen Leben ihrer Fürsten zugrunde; 587 besetzte Jang Tschien Hou Liang und stürzte 589 die Tschen-Dynastie, deren letzten Kaiser, Hou Tschu, er gefangen nahm; damit besiegt er als erster Kaiser der Sui-Dynastie unter dem Namen Wen Ti oder Kao Tsu den Thron und vereinigte das ganze Reich unter seinem Zepter.

β) Der Norden.

Die Pei We-Dynastie (386—534) war tatarischen Ursprungs; aber je mehr die Völkerschaften seßhaft wurden, die ihr untertan waren, desto schärfer spitzten sich die Gegensätze zu den anderen noch nomadisch lebenden tatarischen Stämmen zu, so daß sich Ming jüan Ti (409—423) entschloß, gegen deren Einfälle einen großen, 900 km langen Wall zu erbauen. Später scheinen sich die Verhältnisse zu den verwandten Stämmen besser gestaltet, ausgedehnte Handelsbeziehungen nach Norden und Westen bis an den Obi und den Baikalsee sich entwickelt zu haben. Abwechselnd dem Taoismus und dem Buddhismus zugetan, schützten die Kaiser die Anhänger dieser beiden Sekten bald, und bald verfolgten sie sie; Streitigkeiten und Kämpfe gegen den Süden nahmen Zeit und Kräfte des Staates vielfach in Anspruch, und Familienzwistigkeiten schwächten die Macht des zuletzt in Greueln erstickenden Kaiserhauses.

Im Jahre 534 empörte sich Kao Huan, der Statthalter einer der Provinzen des Reiches; der Kaiser Hsiao wu Ti floh nach Tschang an (Si ngan fu) in Schensi, das nun die Hauptstadt von Hsi We, dem westlichen We (535—557), wurde, als dessen erster Herrscher Wen Ti 535 erscheint, nachdem Hsiao wu Ti Ende 534 vom Premierminister Jü wen Tai vergiftet worden war. Kao Huan ernannte 534 in Lojang Jüan Schan tschien als Hsiao tsching Ti zum Kaiser des östlichen We, Tung We (534—550); die Hauptstadt des neuen Reiches (Pei We verschwindet ganz) wird Tschang te fu in Honan. Wenige Jahre später (550) gründete ein Sohn Kao Huans, Kao Jang, auf Tung Wes Trümmern Pei Tschi (550—577), das nördliche Tschi. 557 entstand an Stelle von Hsi We das nördliche Tschau oder Pei Tschau (557—581), unter Jü wen Tschio, der in demselben Jahr ermordet ward; der Mörder Jü wen Hu setzte Ming Ti auf den Thron. 576 wurde Kaiser An te wang von Pei Tschi durch Wu Ti von Pei Tschau gefangen genommen, und 577 ging Pei Tschi in Pei Tschau auf. 581 traf Pei Tschau dasselbe Schicksal durch Wen Ti, womit nach der Einverleibung von Hou Liang (587; vgl. oben) 589 die Einigung des Reiches unter der Sui-Dynastie erfolgte.

d) Die Sui-Dynastie (581 oder 589—617 oder 619).

Wen Ti oder Kao Tsu (581—604) ließ eine Vermessung des Reiches vornehmen und richtete insofern eine neue Verwaltung ein, als er die einzelnen Verwaltungsbezirke voneinander abhängig machte. Er beschützte die Literatur und den Handel und machte einen vergeblichen Versuch, das indische Kastenwesen in China einzuführen. Ein gegen Korea zu Wasser und zu Lande unternommener Feldzug mißlang vollständig. 604 wurde er, angeblich von seinem Sohne Kwang, ermordet, der ihm als (Sui) Jang Ti (605—617) nachfolgte. Tschangan in Schensi, Lojang in Honan und Tschiangtu (Jangschou) in Kiangsi waren die drei Hauptstädte des Reiches. Jang Ti war ein prachtliebender Fürst, der die

Finanzen des Reiches durch prachtvolle Bauten, kostspielige Reisen und unglückliche Feldzüge gegen Korea ruinierte. Bereits 613 standen in verschiedenen Teilen des Reiches „Kaiser" neuer kleiner Staaten auf. Li Jüan, Herzog von Tang, oder richtiger sein Sohn Li Schi min, setzte 617 gegen den Kaiser Jang Ti, der sich immer wüsteren Ausschweifungen hingegeben hatte, Kung Ti I. (Jo) auf den Thron und nach ihm Kung Ti II. (Tung), der 619 ermordet wurde. Li Schi min machte darauf seinen Vater zum ersten Kaiser der Tang-Dynastie unter dem Namen Kao Tsu.

Kaiser Kao Tsu, Begründer der Tang-Dynastie. Nach M. G. Pauthier, „La Chine." I (Paris o. J.).

e) Die Tang-Dynastie (618—907).

Die Regierung Kao Tsus (618—626; s. die nebenstehende Abbildung) war fast ganz mit Kämpfen gegen die mehr als 20 Usurpatoren angefüllt, die entweder noch aus der Zeit der Sui-Dynastie her bestanden oder sich unter der neuen Regierung an verschiedenen Stellen des Landes erhoben und sich zu unabhängigen Königen (Wangs) oder Kaisern erklärten. Der letzte dieser „Königlein", Schi tu, der sich bereits 617 zum Herrscher von Liang gemacht hatte, wurde erst 628 besiegt. Damit war die Tang-Dynastie im ganzen Reich anerkannt.

Kao Tsu, der Regierung müde, dankte 626 ab, und sein Sohn Li Schi min herrschte nun unter dem Namen Tai Tsung (627—649; s. die untenstehende Abbildung). Unter ihm, einem der bedeutendsten Herrscher, war überall Ruhe. Die noch an der Südküste vorhandenen freien Stämme wurden dem chinesischen Reich einverleibt, dessen Grenzen im Westen bis an das Kaspische Meer reichten. Im heutigen chinesischen Turkistan wurden vier Statthaltereien errichtet, und noch über die äußerste, Kaschgar, hinaus, erkannten viele Stämme die Oberhoheit Chinas an, die in der Errichtung von 16 Befehlshaberstellen ihren Ausdruck fand. Chinesischer Einfluß reichte bis nach Sogdiana, Khoraßan und Nepal; 643 schickte der griechische Kaiser Theodosios eine Gesandtschaft nach Tschangan. Kao Tsu und sein Sohn taten viel für die Literatur und Bildung des chinesischen Volkes: sie richteten Schulen und Prüfungen ein, und Tai Tsung verfaßte ein Gesetzbuch für seine Beamten.

Kaiser Tai Tsung (627—649). Nach M. G. Pauthier, „La Chine." I (Paris o. J.).

Gegen Ende seiner Regierung unternahm er einen Zug gegen Korea, den erst sein Sohn glücklich zu Ende führte. Kao Tsung (650—683) war ein schwacher Wollüstling, in dessen Leben und nach dessen Tode seine Gemahlin Wu Hau, die Kaiserin Wu (s. Fig. 2 der beigehefteten Tafel „Helden und Heldinnen der chinesischen Geschichte"), eine große Rolle spielte. Ursprünglich eine der niedrigeren Beischläferinnen Tai Tsungs, zog sie sich nach dessen Tod (649) in ein buddhistisches Nonnenkloster zurück. Als Kao Tsung unter den Einfluß einer seiner Palastdamen zu geraten schien, erinnerte sich seine Gemahlin der früheren Geliebten ihres Schwiegervaters und zog sie an den Hof. Hier nahm Wu Tschao (ihr ursprünglicher

Helden und Heldinnen der chinesischen Geschichte.

Oben links: 1. **Tschiao kuo fu dschen,** die heldenmütige Anführerin einer Freiwilligenschar gegen Ende des 6. Jahrh. n. Chr.

Unten links: 2. **Wu Tse tien,** berühmte Kaiserin (625—705).

Unten rechts: 3. **Jo Fei,** Nationalheld und großer Patriot (1103—41).

Oben rechts: 4. **Hu Tahai,** der Führer der Vorhut und treue Freund des Gründers der Ming-Dynastie (2. Hälfte des 14. Jahrh. n. Chr.).

4

1

2

3

Helden und Heldinnen der chinesischen Geschichte.

(Nach origin. chinesischen Malereien auf Seidenpapier.)

Name) bereits 654 den ersten Platz ein. Bald gelang es ihr auch, die echte Kaiserin zu verdrängen und ganz zu verderben, und 674 wußte sie die Ernennung ihres Neffen Wu Tschengtsze zum Herzog von Tschau durchzusetzen, während ihr Gemahl (seit 655) und sie den Titel Kaiser und Kaiserin des Himmels annahmen. Nach dem Tode des Kaisers (683) setzte sie zuerst zwei Söhne, Tschung Tsung und Jui Tsung, auf den Thron, übernahm aber noch in demselben Jahre selbst die Regierung. Von 684—705 hat sie mit großer Grausamkeit und Willkür, aber mit solchem Erfolg geherrscht, daß sie, von dem aus der Verbannung herbeigeholten Tschung Tsung abgesetzt, bis zu ihrem kurz danach erfolgten Tode mit Auszeichnung behandelt wurde. Sie ist am besten unter dem Namen Wu Tse tien bekannt.

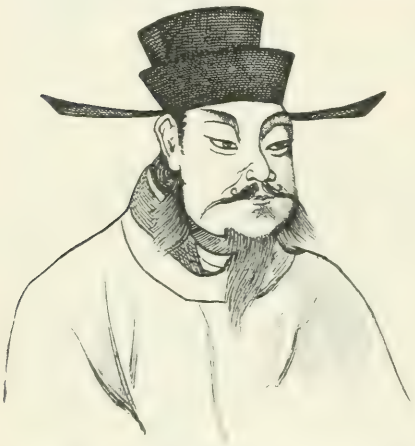
Li Tai peh. Aus A. Forke, „Blüten chinesischer Dichtung" (Magdeburg 1899).

Tschung Tsung, der während seiner langen Verbannung seine geistigen Fähigkeiten fast ganz eingebüßt hatte, war ein Spielball in den Händen seiner ehrgeizigen und wollüstigen Gemahlin, der Kaiserin Wei Hou, die ihn 710 vergiftete und seinen Sohn Tschung Mao auf den Thron setzte; auch dieser wurde nach kurzer Zeit entfernt und durch den ebenfalls wieder aus der Verbannung geholten Jui Tsung (710—712) ersetzt. Dessen Sohn Lung tschi erhob sich darauf, erstürmte den Palast, tötete die Kaiserin Wei und wurde von seinem Vater als Kaiser anerkannt.

Unter Hsüan Tsung (auch Tang Ming Huang; 712—756) herrschte am Hof und im Reiche die größte Unordnung. Der Kaiser lag vollständig in den Banden seiner Geliebten Jang Kwei Fei (Kwei Fei ist der nächste Titel nach dem der Kaiserin), deren drei Schwestern er ebenfalls in seinem Harem aufgenommen hatte; sie und ihre Verwandten überhäufte er mit Gunstbezeigungen. Unter seinen männlichen Günstlingen nahm An Lüh schan, ein Tatar, der ursprünglich A la schan hieß, die erste Stelle ein; an die Spitze eines großen, gegen die Turk- und tatarischen Stämme bestimmten Heeres gestellt, erklärte er sich 755 für unabhängig und wandte sich gegen die Hauptstadt. Auf der Flucht wurde der Kaiser

von seinen empörten Soldaten gezwungen, Jang Kwei Fei durch seinen Lieblingseunuchen (und Minister) Kao Li tsze erdrosseln zu lassen, während die Soldaten einen Bruder und eine Schwester der Geliebten öffentlich hinrichteten. Dieser Zwischenfall hat zu einigen der schönsten chinesischen volkstümlichen Balladen Veranlassung gegeben. Überhaupt war die Zeit der Tang-Dynastie und besonders die Hsüan Tsungs die der höchsten Blüte der chinesischen Dichtkunst. Unter ihm lebte und starb der berühmteste Lyriker Chinas, Li Tai peh (s. die Abbildung S. 139), der bald als der „chinesische Anakreon", bald als der „chinesische Lord Byron" bezeichnet wird. An Lüh schan wurde im Augenblicke seines Erfolges von einem seiner Söhne ermordet; seine Nachkommen, von denen einer immer durch die Hand des anderen fiel, hielten sich in den Grenzgebieten, bis 763 mit der Ermordung des letzten die kaiserliche Herrschaft auch dort wiederhergestellt wurde.

Su Tsung (756—762) war ein schwacher Fürst, der ganz in den Händen einer seiner Geliebten, Tschang Liang ti, war, die durch den Einfluß eines Eunuchen, Li Fu kuo, zur Kaiserin erhoben wurde. Als die beiden sich entzweiten, benutzte Li den Tod des Kaisers, um auch die Kaiserin ermorden zu lassen. Unter Tai Tsung (763—779) erfreute er sich anfänglich ebenfalls großen Einflusses, wurde aber dann mit anderen Eunuchen hingerichtet. Ein Aufstand der Grenzvölker, der von unzufriedenen Chinesen angestiftet worden war, wurde 765 besonders durch die Bemühungen des Generals Kwo tsze i unterdrückt, der schon unter dem vorigen Kaiser eine hervorragende militärische Rolle gespielt hatte. Te Tsung (780—805), dem es nicht an Willen, wohl aber an Ausdauer und Kraft fehlte, seine Absichten durchzuführen, versuchte in der Verwaltung des Reiches verschiedene Änderungen einzuführen, namentlich die Macht der Statthalter der Provinzen (in jedem der zehn Tao gab es oft mehrere), die sich teilweise zu erblichen Herren der Gebiete gemacht hatten, zu brechen; aber er mußte flüchten und konnte erst nach längeren Kämpfen wieder in seine Hauptstadt zurückkehren. Auch in anderen Reformen war er nicht glücklicher; der Versuch des Ministers Jang Jen, die Grundsteuer, die Fronarbeit und die Entrichtung von Naturalabgaben aufzuheben und durch eine halbjährlich zu entrichtende Geldsteuer zu ersetzen, endete 781 mit der Hinrichtung des Reformators. In den letzten Regierungsjahren des Kaisers herrschte die größte Unordnung in allen Zweigen der Verwaltung, und die Ämter wurden dem Meistbietenden zugesprochen.



Kaiser Tai Tsu (960—975). Nach M. G. Pauthier, „La Chine." I (Paris o. J.).

Von dieser Zeit an geht es mit der Tang-Dynastie abwärts; die Herrscher stehen entweder ganz unter dem Einflusse taoistischer Schwindler oder sind in den Händen der Eunuchen, die verschiedene von ihnen absetzen oder ermorden. Die Versuche der Statthalter, sich selbständig zu machen, führen zu immer neuen Aufständen, die nur mit Mühe unterdrückt werden. 880 bemächtigte sich Huang Tschao der Hauptstadt Tschangan und erklärte sich zum Kaiser; erst 884 wurde er, und nur mit Hilfe von tatarischen Grenztruppen, besiegt; Tschu Tschüan tschung, einer der Anhänger Huang Tschaos, der zu den Kaiserlichen übergegangen war und ein Kommando im Heer erhalten hatte, begann eine große Rolle zu spielen. Die

Eunuchen, die viele Prinzen des kaiserlichen Hauses ermordeten, versuchten den Kaiser Tschao Tsung zu entführen; Tschu führte ihn wieder nach Tschangan zurück, wo er ihn 904 ermordete und seinen Sohn Tschao hsüan Ti auf den Thron setzte. Nachdem Tschu alle Beamten und Prinzen, von denen er Widerstand gegen seine Pläne befürchten konnte, aus dem Wege geräumt hatte, setzte er 907 den Kaiser ab. Damit hatte die Tang-Dynastie ihr Ende erreicht, und Tschu Tschüan tschung ward als Tai Tsu der erste Herrscher der späteren (Hou-)Liang-Dynastie.

f) Die fünf Dynastien (907—960).

Schon vor dem Falle der Tang-Dynastie hatten sich an verschiedenen Stellen des Reiches unabhängige Staaten gebildet. Zu diesen kamen später andere, in denen sich Anhänger der Tang-Dynastie erfolgreich gegen die Usurpatoren der Hou-Liang-Dynastie und der nachfolgenden verteidigten. Häufig bezeichnen die Chinesen dies Zeitalter der „späteren fünf Dynastien" auch als das der „zehn Staaten"; von diesen lagen (Tschien) Schu in Sz'tschwan, Wu in Kiangsu, Min in Fukien, Wu Jüe in Tschekiang, Nan Han in Kwangtung (Kanton), Tschu in Hunan, Tsching nan in Hupei. Außerdem bestanden Tschi in Schensi und Kansu und Jen in Tschili (Peking) als besondere Staaten. Im Norden und Westen hatten sich zwei tatarische Stämme, die Khitan (Liao) und die Hsia, weiterer Gebiete bemächtigt und bildeten, die ersteren seit 937, die anderen seit 1031, eigene Reiche.

Von den fünf Dynastien herrschte als erste die spätere (Hou-) Liang-Dynastie (907—923), die tatsächlich nur in Honan und Schantung Geltung hatte; ihr zweiter Kaiser, Mo Ti, erlag einem Usurpator aus dem Fürstentum Tsin, Li Tsun hsü, von Turkabstammung. Dieser gründete 923 als Tschuang Tsung die spätere (Hou-) Tang-Dynastie, die bereits 936 nach einer unrühmlichen Regierung von vier Kaisern zu Ende ging, deren letzter, Fei Ti, von den Khitan belagert, sich in Lojang mit seinem Palast verbrannte. Die von den Khitan eingesetzte spätere (Hou-) Tsin-Dynastie, die ihnen tributpflichtig war, wurde auch durch sie zerstört: 946 eroberten sie die Hauptstadt Kai feng fu in Honan und führten den Kaiser Tschu Ti gefangen weg. Nach einem kurzen Interregnum bestieg Liu Kao als Kao Tsu, erster Kaiser der späteren (Hou-) Han-Dynastie, 947 den Thron; es gelang ihm, die Khitan zum Abzuge zu bewegen. Aber schon sein Sohn Jin Ti erlag 950 dem General Kuo Wei, der, von seinen Soldaten zum Kaiser ausgerufen, als Tai Tsu, erster Kaiser der späteren (Hou-) Tschan-Dynastie, 951 den Thron bestieg. Doch schon sein Enkel Kung Ti wird von dem durch sein Heer zum Kaiser gemachten General Tschao Kwang jin 960 entthront.

Diese Kämpfe haben sich fast ausschließlich im Tale des Hoangho abgespielt; in den südlichen und westlichen Teilen Chinas herrschte damals verhältnismäßig Ruhe.

g) Die nördliche Sung-Dynastie (960—1127).

Tai Tsu (960—976; s. die Abbildung S. 140), der erste Herrscher der nördlichen Sung-Dynastie, bewährte sich, obgleich er von seinen Soldaten betrunken aus seinem Zelte gezogen und mit dem kaiserlichen Gewande bekleidet worden war, als ein tüchtiger Mann, der nach langen, heftigen Kämpfen im Reich Ordnung und Ruhe wiederherstellte. Tsching nan, einer der zehn Staaten, unterwarf sich 963, Hou Schu 965, Nan Han 971, Nan Tang 975, Wu Jüe 978, Pei Han 979; nun war das ganze Reich, mit Ausnahme der von den Khitan und den Hsia beherrschten Gebieten, in der Hand Tai Tsungs (976—997) vereinigt. Die Regierungen von Tschen Tsung (998—1022) und Jen Tsung (1023—63) waren

ebenfalls für das Land glücklich, obgleich der letztere von den Khitan einen schimpflichen Frieden erkaufen mußte. Erfolgreicher war er den bei Ning hsia in Kansu ansässigen Hsia gegenüber, die wenigstens dem Namen nach seine Oberhoheit anerkannten; dies dauerte indessen nur bis 1038, wo der Hsia Wang Tschao Jüan hao den Kaisertitel annahm. Während einer Erkrankung Jen Tsungs wie in den ersten Jahren seines Nachfolgers Jing Tsung spielte die Kaiserin Tsao (Tsao Hau) als Regentin eine bedeutende Rolle, mußte aber auf das Drängen namentlich des berühmten Staatsmannes Han Ki zurücktreten.

In die Zeit Schen Tsungs (1068—85) fallen die interessanten Reformversuche, die der Minister Wang An schih, selbst ein bedeutender Gelehrter und Schriftsteller, auf die Vorschriften und Gebräuche der alten Tschau-Dynastie (1200 v. Chr.) begründete. Es handelte sich dabei im wesentlichen um eine bis in die kleinsten Einzelheiten gehende, gewissermaßen väterliche Einmischung der Regierung in die Angelegenheiten der Ackerbauer; für die ganze Bevölkerung wurde das System der Zehntschaften mit gegenseitiger Verantwortlichkeit der Mitglieder wieder eingeführt und ein Milizsystem mit allgemeiner Dienstpflicht bezirksweise eingerichtet. Den Bauern wurden im Frühjahre jedes Jahres Vorschüsse aus der Staatskasse gegeben, die im Herbste nach der Ernte mit 20 Prozent Zinsen zurückerstattet werden mußten; auch die Frondienstpflichtigen hatten ihre Leistungen mit Geld abzukaufen. Die Einwendung, die einige der höchsten Staatsbeamten (Han Ki, Tsze Ma kwang, Su Schih u. a.) dagegen erhoben, war: die Unzuverlässigkeit und Bestechlichkeit der Beamten würden ihre Ausführungen unmöglich machen; wirklich sind sie hauptsächlich aus diesem Grunde mißlungen. Die Kämpfe zwischen den beiden Parteien dauerten mit wechselndem Erfolg unter verschiedenen Herrschern fast 40 Jahre: endlich siegten die Altkonservativen: Wang An schih, der kanonisiert worden war und dessen Tafel einen Platz in den Tempeln des Kung fu tsze gefunden hatte, wurde lange nach seinem 1086 erfolgten Tod aller nachträglichen Ehren entkleidet und lebt noch heute im Gedächtnis des chinesischen Volkes als der „schändliche" Minister.

Auch in anderer, namentlich philosophischer und antiquarisch-literarischer Richtung war die Zeit reichbewegt. Aber maßgebend für den Staat war doch seine militärische Stärke; und in der Beziehung erwies sich auch diese Dynastie nach der ersten ruhmreichen Zeit als durchaus unzureichend. Schließlich ist sie dem Ansturme der an ihren Grenzen vorhandenen und sich bildenden tatarischen Reiche unterlegen. Im Jahre 907 hatte Apaotschi, der Häuptling eines wahrscheinlich tungusischen Stammes, der über den Amur und den Liaofluß bis an die Nordostgrenze Chinas vorgedrungen war, dort das Reich der Khitan und 916 als Tai Tsu die Liao-Dynastie (916—1125) gegründet, deren Reich sich allmählich vom Amur bis nach Nordtschili und vom Golfe von Liaotung bis an die Wüste Gobi (Schamo) ausdehnte; in häufigen langen Kämpfen hatten sie China geplündert, gedemütigt und zur Tributzahlung gezwungen, bis ihnen endlich in den Kin-Tataren (Nü tschen, Nü tschi), den Vorfahren der später in China herrschenden Mandschu, ein zuerst ebenbürtiger, bald übermächtiger Gegner erstand. Von den Liao bedroht, wendete sich der Kaiser Hui Tsung (1101—25) an Akuta, den Fürsten der Kin, um Hilfe gegen die Liao, mit denen dieser selbst im Kriege lag. Akuta, der unter dem Namen Tai Tsu (1115—22) den Titel eines „Kaisers von Kin" angenommen hatte, kam diesem Wunsche nach; sein Bruder und Nachfolger Tai Tsung stürzte 1125 das Reich der Liao, indem er deren Hauptstadt nahm und den letzten Kaiser, Tien tsu Huang ti, gefangen wegführte. Te Tsung (Jie lü Ta schi), ein Mitglied der kaiserlichen Familie, floh westwärts und gründete in Mittelasien das Reich der Kara Khitai, der schwarzen Khitan, oder die Dynastie der Hsi Liao (westlichen Liao), die 1201 vom Khan der Naiman-Mongolen zerstört wurde. Die Chinesen gewannen nichts durch die Vernichtung der Liao; denn die Kin erwiesen sich als viel gefährlichere Feinde. Nachdem diese China zur Abtretung von Gebiet und Zahlung eines Tributs gezwungen hatten, brachen sie 1125 aufs neue über die Grenze, nahmen 1127 Lojang und führten den Kaiser Tschin Tsung (1126—27)

als Gefangenen mit sich weg. Ihr Reich, dessen Hauptstadt zuerst Jen (Peking) gewesen war, erstreckte sich bis Honan, wo zuerst Kai feng fu, später das südlich gelegene Jun ning fu ihre Hauptstadt wurde. Der von ihnen unter dem Titel Kaiser von Tschu 1127 eingesetzte Tschang Pang tschang, ursprünglich ein Beamter, dankte noch in demselben Jahr ab, und Kao Tsung, der neunte Sohn Hui Tsungs, bestieg als erster Kaiser der südlichen Sung-Dynastie den Thron.

h) Die südliche Sung-Dynastie (1127—1279).

Die fortwährenden Einfälle der Kin zwangen Kao Tsung (1127—62), seine Residenz, die er zuerst in Nanking aufgeschlagen hatte, bereits 1138 nach Lin an (Hang tschau) in Tschekiang zu verlegen. Die Chinesen kämpften gegen die Kin nicht immer unglücklich. Namentlich zeichnete sich General Joh Fei gegen sie aus; aber seine Versuche, den Kaiser zu einem entschlossenen Angriffe gegen die Reichsfeinde zu bestimmen, wurden durch den anscheinend von den Kin bestochenen Minister Tsin Kwei vereitelt; schließlich wurden Joh Fei und sein Sohn ins Gefängnis geworfen und 1141 hingerichtet. 1179 freilich ist Joh Fei kanonisiert worden, während sein Gegner noch heute vom Volke wie von den chinesischen Geschichtsschreibern verabscheut wird.

In der Geschichte der südlichen Sung-Dynastie, die aus einer Reihe von Kämpfen zuerst gegen die Kin, dann gegen die Mongolen besteht, tritt erfreulich nur der Aufschwung des philosophischen Studiums hervor, das seinen Höhepunkt in der exegetischen Schule Tschu his (1130 bis 1200; S. 132) fand. Seine Arbeiten über die klassischen Werke, wie die seiner Schüler Tschau Tun i, Tscheng Teh schiu und anderer, sind noch heute maßgebend für die orthodoxe Auffassung.

Die Kämpfe gegen die Kin, denen China dem Namen nach, meist auch tatsächlich tributpflichtig war, erschöpften die Kraft des Reiches, bis seit dem Anfange des 13. Jahrh. die Kin genug damit zu tun hatten, sich selbst der Angriffe der Mongolen zu erwehren. Ein Vertrag, den Kaiser Li Tsung (1225—64) 1233 mit Ogotai, dem Nachfolger Dschengis Khans, abschloß, brachte, obgleich die chinesischen Truppen einen großen Sieg über die Kin davontrugen, den Mongolen mehr Vorteile: sie bemächtigten sich Tsaitschaus (Jun ning fus), wobei Ali Tsung und Mo Ti, die beiden letzten Kaiser der Kin-Dynastie, ihr Leben verloren. Alle Versuche der Chinesen, mit den Waffen oder durch Unterwürfigkeit das Vordringen der Mongolen aufzuhalten, waren vergeblich; 1276 eroberte der mongolische General Bajan (Po jen) Hang-tschau, nahm den Kaiser Kung Ti mit fast allen Mitgliedern der kaiserlichen Familie gefangen und schleppte sie nach dem Norden. Der älteste Sohn Tu Tsungs (1265 bis 1274), Tschao Schi, dem es gelungen war, sich vor den Feinden zu retten, wurde neunjährig in Futschau unter dem Namen Tuan Tung zum Kaiser ausgerufen; er mußte aber bald vor den nachdrängenden Mongolen nach Kwangtung fliehen, wo er 1278 starb. Sein jüngerer Bruder Ti Ping flüchtete mit seinen letzten Begleitern nach der Insel Jai schan; 1279 wurden auch sie von den Mongolen angegriffen. Als die Schlacht verloren war, sprang der Minister Lu Hsiu fu mit dem neun Jahre alten Kaiser auf dem Rücken ins Meer und ertränkte sich mit ihm: ein Beispiel, das eine Anzahl der Hofleute des jungen Kaisers nachgeahmt haben soll, um nicht in die Hände der Mongolen zu fallen. So endete die südliche Sung-Dynastie zugleich mit der Unterjochung des chinesischen Volkes durch die Mongolen.

i) Die mongolische Jüan-Dynastie, 1206 (1260 oder 1280) bis 1368.

Temudschin, besser bekannt als Dschengis Khan, war 1155 als der Sohn eines der Häuptlinge der Nirun-Mongolen geboren; in langen Kämpfen machte er sich zum Oberhäuptling dieses Stammes

und wurde, nachdem er 1203 seinen hauptsächlichsten Nebenbuhler Ong tschan besiegt hatte, zum Oberhaupt aller mongolischen Stämme gewählt. Er nahm seinen Sitz in Karakorum und zog von dort zur Eroberung der Welt aus, unterwarf 1209 die Uiguren, 1220 die Khwarismier und schlug 1223 die mit den Kumanen verbündeten Russen an der Kalka. Auf einem Zuge gegen die Tanguten starb er 1227, dem Jahre des Unterganges der westlichen Hsia-Dynastie, auf dem Berge Lu pan schan in Kansu. Auf China wirkte er nur indirekt durch die Bedrängung der Kin-Dynastie. Sein Titel als Kaiser und der chinesische Name Tai tsu (seit 1206: s. die untenstehende Abbildung) sind wohl nur spätere Ehrenbezeigungen. Nach einer kurzen Reichsverweserschaft seines Sohnes To lei (Tuli; 1227—29) folgte ihm sein dritter Sohn, Ogotai Khan (Wokwo tai; chinesisch Tai Tsung), 1229—41. Unter ihm wurden durch die Vernichtung der Kin-Dynastie die Mongolen unmittelbare Nachbarn der Chinesen. Auch nach Westen hin dehnte sich das Reich der Mongolen immer weiter aus; ihre Züge gegen Nordrußland bis in die Gegend von Nowgorod (1237—38), gegen Südrußland bis nach Wolynien und Podolien (1240), gegen Polen, Schlesien und Mähren (1240—41), gegen Ungarn (1241—42) trugen den Schrecken der mongolischen Waffen weit nach Osteuropa hinein und brachten auch die Kenntnis von China dorthin. Die drei großen in Asien gegründeten Reiche: Persien, Turkistan und das der Goldenen Horde an der Wolga, erkannten, wenn vielleicht auch nur dem Namen nach, die Oberhoheit Chinas an, wie das auch später durch Timur, den Eroberer Indiens, geschehen ist. Die Herrscher der drei Reiche erhielten chinesische Jahrgelder und empfingen ihre Ernennungen und Siegel von dort; Kriegsgefangene bildeten die Leibgarde des Kaisers von China: so wurde 1330 ein Regiment aus Russen gebildet, und zahlreiche Gesandtschaften der unterworfenen Fürsten brachten Tribut.

Tai tsu. Nach M. G. Pauthier, „La Chine." I (Paris o. J.).

Nach Ogotais Tod übernahm seine Gemahlin Nai ma tschen, die sechste Königin, die Regentschaft, bis sein ältester Sohn, Kujuk Khan (Kwei ju; chinesisch Ting Tsung), 1246 den Thron bestieg; doch starb dieser bereits 1248. Wieder übernahm die Kaiserin Wo wu li haimi schi in Karakorum die Regentschaft bis zum Eintreffen von Tu lis Sohn Mangu Khan (Meng ko; chinesisch Hsien Tsung; 1251—1259); dieser weilte meistens in Schang tu (Xanadu) in der südöstlichen Mongolei, der Sommerresidenz, und starb auch dort. Seine Regierung war mit Kämpfen gegen die südliche Sung-Dynastie angefüllt.

Ihm folgte sein jüngerer Bruder Kublai Khan (Hu pi lie; chinesisch Schi Tsu; 1260 bis 1294), der als erster chinesischer Kaiser angesehen werden kann. Sein erster Kampf war gegen einen Prätendenten seiner eigenen Nation, Arikbuga (Allipuko), der in Karakorum gegen ihn aufstand, aber, 1261 geschlagen, zur Flucht gezwungen wurde und sich 1264 unterwarf. In demselben Jahre wurde Peking unter der Bezeichnung Tschung tu (mittlere Residenz) zur Hauptstadt erklärt, und 1271 nahm Kublai für sein Haus die Bezeichnung der Jüan-Dynastie an. Von Korea aus, das sich schon vorher den Mongolen unterworfen hatte, machten diese einen (von den Japanern vereitelten) Versuch, sich auf Kiusiu festzusetzen; diplomatische Verhandlungen mit Japan, die zur Unterwerfung desselben führen sollten, verliefen erfolglos, und ein großes Geschwader, das Kublai 1281 gegen Japan entsandte, wurde durch einen furchtbaren Sturm fast ganz vernichtet. Trotz dieses Mißerfolgs haben unter Kublai Ruhe und Ordnung in dem in zwölf Provinzen geteilten Reiche geherrscht, bei dessen Verwaltung die Gewohnheiten der Chinesen möglichst berücksichtigt wurden. Der schon unter der Sui-, der Sung- und der Kin-Dynastie teilweise begonnene große (Kaiser-) Kanal wurde weitergeführt und vollendet; auch in anderer Beziehung entwickelte sich das Land vorteilhaft. Die Berichte Marco Polos, der 1275—92 mit seinen beiden Oheimen

Nicolo und Maffeo am Hofe des Großkhans und in den verschiedensten Teilen des Reiches weilte und viel von seinem Reichtum und Schätzen (Papiergeld) zu erzählen wußte („Marco Millione"), haben indirekt zur Entdeckung Amerikas beigetragen, da Kolumbus auszog, „um über den Westen nach dem Osten zu segeln", d. h. Manzi, Südchina, zu entdecken.

Kublais Nachfolger Timur (Tie murh; chinesisch Tscheng Tsung; 1295—1307) führte die frühere Verehrung des Kung fu tsze wieder ein, dessen Lehren seine Vorgänger geduldet, aber nicht geachtet hatten; seine Nachfolger folgten seinem Beispiel und interessierten sich lebhaft für die klassische Literatur, ohne dadurch den Herzen ihrer Untertanen näher zu kommen. Im allgemeinen regierten die mongolischen Herrscher nicht schlecht und waren stets bemüht, die Lasten des Volkes zu mildern — aber die Erinnerung an die Schrecken der mongolischen Einfälle war noch zu frisch. Jedes Naturereignis, das das Land traf, wurde von den Literaten wie vom Volk als eine Strafe des Himmels angesehen und bezeichnet. Bei Hofe spielten die Eunuchen freilich auch eine Rolle: der Kaiser Schotepala (Jing Tsung) wurde 1323 von seinem Kämmerer Tie schi ermordet; aber die Familienzwiste, die so viel zum Untergange früherer Dynastien beigetragen hatten, fehlten fast ganz. Erst 1328, nach dem Tode des Kaisers Jesun Timur (Tai ting Ti), kam es zu solchen. Wen Tsung oder Tup Timur, ein Sohn Wu Tsungs (1328—32), bemächtigte sich des Thrones und vertrieb Asu tschipa (Altschakpa), einen Sohn Jesun Timurs, der ebenfalls den Kaisertitel angenommen hatte, aus Schang tu; der ältere Bruder Ho schi la (Ming Tsung) wurde 1328 von Tup Timur als der berechtigte Thronerbe anerkannt und bestieg den Thron in der Mongolei, starb aber bereits 1229 bei einem Besuche des jüngeren Bruders, wie man glaubt, von ihm vergiftet. Wen Tsung regierte dann bis 1332 und starb in Schang tu.

Ji lin tschi pan, ein siebenjähriger Sohn Ho schi las, wurde auf den Thron gesetzt, starb aber noch in demselben Jahre; sein ältester Bruder To huan Tie murh (Schun Ti; 1333—68) folgte ihm nach, der letzte Herrscher der mongolischen Dynastie. Die Regierung Schun Tis wurde durch Erdbeben, Blutregen und andere Erscheinungen eröffnet, die nebst Mißernten und Überschwemmungen das Volk in Aufregung versetzten. Namentlich die zur Regulierung des Hoangho erlassenen Befehle und die infolge ihrer Ausführung notwendige Erhöhung der Abgaben machten viel böses Blut. Im Jahre 1348 brachen die ersten Unruhen aus; 1351 erhob sich ein Gegenkaiser Hsü Schou hui in Hupei und 1353 ein anderer, Tschang Schi tscheng, in Kiangsu. Hsü Schou hui wurde bereits 1360 durch Tschen Jo liang, der sich Kaiser von Han nannte, beseitigt, während sich der zweite 1363 zum König von Wu erklärte und 1367 durch Tschu Jüan tschang ersetzt wurde. In Anhui trat 1355 Han Lin örh als Kaiser von Sung, 1363 Ming Jü tschen in Sz'tschwan als Kaiser von Hsia auf.

Der bedeutendste aller dieser Prätendenten war Tschu Jüan tschang, der, aus ärmlichsten Verhältnissen hervorgegangen, zuerst buddhistischer Priester wurde und dann in die Dienste Kwo Tze Kings trat, der sich 1353 zum Fürsten von Tschu jang in Anhui gemacht hatte. Nach dem Tode seines Schwiegervaters wurde Tschu, der an der Spitze eines Teiles der von diesem gesammelten Streitkräfte 1355 Nanking erobert und sich 1367 zum König von Wu aufgeworfen hatte, der hauptsächlichste Gegner der Mongolen. Den Kaisertitel nahm er 1368 an mit der dynastischen Bezeichnung Ming; in demselben Jahre eroberten seine Generale (s. Fig. 4 der Tafel bei S. 138) Peking, aus dem der letzte Mongolen-Kaiser Schun Ti floh und sich durch den Nankau-Paß in dieselben Steppen flüchtete, aus denen seine Vorfahren einst über China hereingebrochen waren.

K. Die Anfänge des Christentums in China (635—1368).

a) Das nestorianische Bekenntnis.

Wenn der Inschrift auf dem 1625 in Singanfu aufgefundenen Denkmale voller Glaube beigemessen werden darf, so wäre der erste christliche Missionar, ein Nestorianer, 635 nach China gekommen. Auf dem Denkmale wird er „Olopön" genannt, vielleicht nur eine Verdrehung des chinesischen Ausdrucks für Mönch, und die Religion, von der ein ziemlich unbestimmter Inbegriff gegeben wird, als das edle Gesetz von Ta tsin (Syrien; vgl. S. 126) bezeichnet. Die von Olopön gebrachten Bücher seien mit kaiserlicher Erlaubnis übersetzt und die öffentliche Verkündigung der Lehre gestattet worden; der Tang-Kaiser Tai Tsung habe 638 ausdrücklich die Lehre gebilligt und den Bau einer Kirche erlaubt, in der sein Bild aufgestellt worden sei. Auch Kao Tsung (650—683) habe die Lehre begünstigt. Später seien die Zeiten schwerer geworden; aber Hsüan Tsung (712—756) habe sich wieder freundlich erwiesen, und ein neuer Missionar, Kiho, sei eingetroffen. Unter Te Tsung (780—805) endlich sei das Denkmal 781 errichtet worden. Die Inschrift, in chinesischer Sprache, zum Teil in poetischer Form, abgefaßt, enthält Zusätze in syrischer Sprache (Estrangelo), aus denen hervorgeht, daß viele nestorianische Priester (eine Angabe enthält 67 Namen) schon damals in China tätig gewesen sind; sie haben unter mehreren bischöflichen Vikaren gestanden, deren erster als Papst von Zinstan (Zinistan, China) bezeichnet wird. Nach späteren Nachrichten haben auch noch weitere Beziehungen zwischen den Nestorianern und der Mutterkirche in Syrien bestanden, bis ihnen die Fortschritte des Islam ein Ende machten. Im Jahre 845 wurden die Priester von Ta tsin, angeblich 3000 Köpfe stark, von dem Erlasse Wu Tsungs betroffen, der ihnen wie den buddhistischen befahl, zu weltlichen Beschäftigungen zurückzukehren. Trotzdem hielten sich die Nestorianer in Mittelasien (Presbyter Johannes, als solcher wohl eine fabelhafte Persönlichkeit, scheint mit Ong Khan, dem Rivalen Temudschins [vgl. S. 143], identifiziert zu sein) und China; sie besaßen eine größere Anzahl von Gemeinden und Kirchen im ganzen Reiche, wie sie auch am Hofe der mongolischen Fürsten und Kaiser eine gewisse Rolle gespielt und namentlich Frauen wie einzelne höhere Beamte bekehrt haben. Sie gingen mit der Mongolen-Dynastie unter, ohne Spuren von ihrer Wirksamkeit zu hinterlassen.

b) Das römisch-katholische Bekenntnis.

Zur Zeit der Mongolen-Dynastie gelangten auch die ersten römisch-katholischen Priester nach China, zuerst in der Eigenschaft von diplomatischen Sendboten der Päpste und weltlichen Fürsten. Die Erfolge der Mongolen in Westasien und Osteuropa und die in immer bedrohlicherer Weise zunehmende Macht des Islam in Syrien und Ägypten hatten die Aufmerksamkeit der führenden Päpste und der an den Kreuzzügen beteiligten Fürsten auf die Möglichkeit einer Verbindung mit den Mongolen gegen den gemeinsamen Feind, den Islam, gerichtet. Die Berichte der päpstlichen und anderen Sendboten, die über Land nach der Mongolei und China zogen, bieten viel des Interessanten.

Papst Innozenz IV. schickte zuerst noch vor dem Zusammentritte des Konzils von Lyon (1245) eine aus Dominikanern bestehende Gesandtschaft unter Nicolas Anselin (Anselm aus der Lombardei) in den Osten; im August 1247 stieß sie in Khwarezm auf das Heer des Generals Batschu Noian, der sie mit zwei tatarischen (mongolischen) Gesandten und der Aufforderung an den Papst, sich zu unterwerfen, zurücksandte (1248). Innozenz hatte mit der ersten Mission auch zwei Franziskaner abgeordnet: Lorenz von Portugal und Johann von Plano Carpini, der von Breslau aus mit Benedikt von Polen die Reise antrat.

Die letzteren gelangten zuerst zu Batu, der sie weiter nach dem Lager Ogotais schickte, wo sie gerade zur Zeit der Thronbesteigung Kujuks im Juli 1246 ankamen. Sie fanden dort russische und ungarische Priester und einen Goldschmied, namens Kosmos: Kujuk selbst, der Sohn einer Nestorianerin, hatte unter den Frauen seines Harems und seinen höchsten Beamten Christen, denen er die Ausübung ihrer Religion gestattete. Im November wurden die Gesandten mit einem Antwortschreiben des Großkhans entlassen, nachdem sie klug die Begleitung tatarischer Gesandten abgelehnt hatten, damit diese nicht die Zwistigkeiten der christlichen Fürsten sähen und dadurch zu weiteren Einfällen ermutigt würden. Die Rückreise war beschwerlich: sie erreichten den Papst erst Ende 1247.

Inzwischen hatte König Ludwig IX. von Frankreich Anfang 1247 eine Aufforderung Batschus erhalten, sich zu unterwerfen, die unbeantwortet blieb; 1248 erreichten den König in Cypern Abgesandte Iltschikadais, des Nachfolgers des verstorbenen Batschu, die ihm ein Bündnis gegen die Mohammedaner antrugen und erzählten, daß Iltschikadai und der Großkhan selbst Christen seien. Als Antwort auf diese Mitteilung schickte Ludwig 1249 von Nikosia aus eine aus Dominikanern bestehende Gesandtschaft unter Andreas von Longjumeau an den Großkhan, um verschiedene Reliquien zu überbringen und ihn zum Ausharren in der christlichen Religion aufzufordern. Die Gesandtschaft, die über Persien ging, um Iltschi zu sprechen, fand im Lager des Großkhans Kujuk gestorben (1248); die Regentin Ogul Haimisch' (Wo wu li hai mi schi; 1248—51) nahm die Sendung als Tribut an und schickte die Gesandten mit Geschenken zurück, ohne daß diese über die angebliche Bekehrung Näheres zu erfahren vermochten. Sie kehrten 1251 zum König nach St.-Jean-d'Acre zurück.

Trotz des Mißvergnügens über die falsche Auslegung seiner Gesandtschaft schickte Ludwig im Mai 1253 neue Boten, die Franziskaner Wilhelm von Rubruquis und Bartholomäus von Cremona, unter dem Vorwande der Bekehrung ab. Sie erreichten im Juli das Lager von Tschagatai, von dem sie an Sartak Khan, den Sohn Batschus, drei Tagemärsche jenseit der Wolga, geschickt wurden; dieser aber wollte ihnen nicht auf eigene Verantwortung die Erlaubnis zum Aufenthalt und Lehren im Lande geben und sandte sie zu Mangu. An dessen Hofe fanden sie im Dezember 1253 viele nestorianische Priester, die den Vortritt vor den mohammedanischen Imans und den Bonzen hatten; ihrem Gottesdienste wohnte Mangu mit seiner Familie bei, wohl mehr aus Gleichgültigkeit: er selbst war sehr abergläubisch und unternahm nichts, ohne vorher das Schulterblattorakel (vgl. S. 163) befragt zu haben. Sie begleiteten Mangu nach Karakorum, wo sie einen Pariser Goldschmied, Guillaume Boucher, fanden. Dort hatten sie auf Befehl Mangus eine Disputation mit Priestern anderer Religionen. Mangu entließ schließlich Rubruquis (Bartholomäus blieb zurück, da er nicht wieder durch die Wüste reisen wollte) mit einem Schreiben an König Ludwig, worin er den Titel Sohn des Himmels und höchster Herr annahm, die Mitteilungen der Gesandten Iltschikadais und Ogul Haimischs widerrief und den König anwies, den Befehlen Dschengis Khans nachzuleben. Rubruquis traf nach einem Marsche von zwei Monaten Sartak, der sich in das Lager Mangus begab und sich, wie sein „Kaplan" berichtete, eben hatte taufen lassen. Im September 1254 langte Rubruquis im Lager Batschus an, der ihn einen Monat mit sich führte; schließlich kehrte er über den Kaukasus, Armenien und Syrien zurück und traf im August 1255 in Tripolis ein, von wo er König Ludwig in Acre seinen Bericht zugehen ließ.

Auch die Päpste blieben nicht müßig, wenn sie auch jetzt mehr religiöse als politische Interessen verfolgten. Nikolaus III. schickte 1278 an den Großkhan fünf Mönche, über deren Verbleib nichts bekannt geworden ist. Der 1289 abgegangene Franziskaner Johann von Montecorvino traf 1292 über See in Südchina ein und begab sich nach Kambaluk (Peking), von wo er 1305 und 1306 über günstige Erfolge berichten konnte; 1307 wurde er Erzbischof von Kambaluk. In diesem Jahr und 1312 wurde ihm eine Anzahl von Weihbischöfen und anderen Priestern nachgeschickt, von denen scheinbar nicht alle eintrafen. In Peking, Zaitun (Tschangtschau oder Tschintschiu) und Zangtschau bestanden Bischofssitze, Kirchen (in Peking drei) und Gemeinden; und als Johann von Montecorvino 1328 starb, waren die Aussichten der Minoritenmission ersichtlich günstig, obgleich Andreas von Perugia, Bischof von Zaitun, sich 1326 darüber beklagte, daß unter Mohammedanern und Juden keine Bekehrungen erzielt würden und viele von den getauften Heiden nicht auf den Pfaden des Christentums wandelten. Dagegen herrsche vollständige Glaubensfreiheit, und der Lehrtätigkeit der Missionare werde kein Hindernis in den Weg gelegt.

Der Mönch Odorich von Pordenone, der in den zwanziger Jahren des 14. Jahrh. über See nach China kam, sich drei Jahre dort aufhielt und über Tibet zurückkehrte, hat eingehend auch über die religiösen Zustände berichtet. Die letzten Mitteilungen von und über China stammen von Johann Marignolli, der 1342—46 als päpstlicher Legat in Peking weilte. Dann hören alle Nachrichten auf. Zwar versuchte Urban V. 1370 durch die Entsendung eines päpstlichen Legaten, eines Erzbischofs und einiger achtzig Geistlichen für Peking diesem Übelstand abzuhelfen; aber von keinem ist je wieder eine Nachricht eingelaufen. Die katholische Mission verschwand in den mit dem Untergange der mongolischen Dynastie verknüpften Unruhen ebenso wie die nestorianische; die Feindschaft der nationalen Ming-Dynastie in China gegen alle Fremden, der wachsende Einfluß des Islam in Mittelasien und der Übertritt der Herrscher und Völker zu diesem reichen kaum aus, diese betrübende Erscheinung ganz zu erklären: auch der Haß des Volkes gegen die fremde Lehre und ihre Lehrer wird zu ihrer Ausrottung beigetragen haben.

Tai Tsu, Gründer der Ming-Dynastie. Nach M. G. Pauthier, „La Chine." (Paris o. J.)

L. China im Übergange von der mittleren zur neueren Zeit: die Ming-Dynastie (1368—1644).

Die ersten Jahre des ersten Herrschers aus dem Hause der Ming (Ta Ming, Großen Ming), Tai Tsu (nach der Devise[1] seiner Regierung von Fremden gewöhnlich als Hung wu bezeichnet; 1368—98; s. die nebenstehende Abbildung), waren der gänzlichen Vertreibung der Mongolen und der Unterwerfung der Prätendenten im Lande gewidmet. Ming Scheng, der Kaiser von Hsia (oder Schu) unterwarf sich 1371; in demselben Jahre wurde ein Sohn des letzten Mongolenherrschers, der sich in Sz'tschwan und Jünnan bis dahin gehalten hatte, besiegt. Schun Ti selbst (S. 145), der sich in die nördliche Mongolei geflüchtet hatte, wurde von den Chinesen verfolgt und starb, in Jingtschang belagert; seinem Sohne gelang es, nach dem Falle der Stadt (1370) zu entkommen. Die nationale Erhebung der Chinesen brachte auch im Ausland Erfolge: Korea und Anam sandten Tribut, und die Japaner, die seit dem Eindringen der Mongolen aus Rache von Zeit zu Zeit die Küsten Chinas verheert hatten, wurden durch einen — angeblichen — Seesieg der Chinesen bei den Liu kiu-Inseln vorläufig beruhigt. Ein Aufstand in Jünnan wurde 1381 unterdrückt. Der Kaiser, der in Nanking residierte, ließ sich die Neuorganisation des Landes und der Verwaltung angelegen sein: er teilte das Reich in 13 Provinzen (Schansi Ost und West, Schantung, Honan, Hukwang, Sz'tschwan, Jünnan, Kweitschau, Kwangsi, Kwangtung, Fukien, Kiangsi und Tschekiang) und jede wieder in Fu, Tschau und Hsien (Präfekturen, Bezirke und Unterbezirke), wie dies heute noch der Fall ist.

Tai Tsus Enkel Hui Ti (Tschien wen) folgte ihm, wurde aber bereits 1403 von seinem Oheim Tai Tsung (Jung lo; 1403—24), bis dahin als König von Jen in Peking, in ein buddhistisches Kloster geschickt. Tai Tsung richtete eine doppelte Regierung mit doppelten Ministerien usw. ein: in Peking, wo er selbst residierte, und in Nanking. Unruhen, die gegen

[1] Die Devise vgl. S. 125 wird von jetzt ab in Klammern beigefügt werden.

ihn als Usurpator ausbrachen, unterdrückte er rücksichtslos; aber er hob zugleich das Ansehen Chinas im Auslande. Von 1406—11 bekriegte er Tongking, erzielte jedoch nur zeitweilige Unterwerfung des Landes, und 1419 wurden die Japaner, die in Liaotung einfielen, geschlagen. Expeditionen (Gesandtschaften?) gingen unter den Eunuchen Tscheng ho und Ma Huan nach Siam, Ceylon, Java, Sumatra, Bengalen und bis in das Rote und Persische Meer. Chinesischer Einfluß scheint tatsächlich damals in manchem dieser Länder bestanden zu haben und maßgebend gewesen zu sein; Ceylon erkannte während mehr als fünfzig Jahren auch die politische Oberhoheit Chinas an, und aus Aden kam 1422 eine Gesandtschaft nach China, wie später aus Ägypten (1441) und aus Samarkand (1481). Die Hauptsorge des Kaisers waren aber die fortwährenden Einfälle der Mongolen, die auch die Verlegung der Residenz nach Peking und die Verstärkung der Großen Mauer zwischen der Hauptstadt und Kalgan veranlaßten. Er selbst führte eine Anzahl von Feldzügen gegen die Mongolen, stets siegreich, aber ohne dauernden Erfolg, und starb auf einem solchen.

Tai Tsu, gewöhnlich als Begründer der Mandschu-Tsing-Dynastie bezeichnet. Nach M. G. Pauthier, „La Chine." I (Paris o. J.).

Tai Tsungs Nachfolger hatte gegen dieselben Feinde zu kämpfen. Jing Tsung (Tscheng tung; 1436—49) wurde von den Mongolen geschlagen, gefangen genommen, weggeführt und erst 1457 gegen ein großes Lösegeld freigelassen; er übernahm dann wieder die Regierung bis 1464 (Devise: Tien schun). Unter seinem Nachfolger Hsien Tsung (Tschenghua; 1465—87) dauerten die Einfälle der Mongolen fort und nötigten die Regierung zur Anlage weiterer ausgedehnter Befestigungen. Auch im Inneren brachen, besonders im Gebiete der Miao und Jao von Kwangsi und Kweitschau (vgl. S. 107), Aufstände aus, die erst nach längeren Kämpfen 1467 unterdrückt wurden. Unter Hsiao Tsung (Hung tschi; 1488—1505) erneuerten die Mongolen ihre Einfälle mit wechselndem Erfolge; dazu kamen unter Schi Tsung (Tschia tsching; 1522—66) wiederholte schwere Angriffe der Japaner im Jangtsze-Gebiet 1550 und in Fukien. Bei Kanton waren 1516 auch die Portugiesen erschienen, deren erster Gesandter 1520 in Peking eintraf und, nach Kanton zurückgeführt, dort mit dem Leben für die Missetaten seiner Landsleute büßte, die als Seeräuber mit den Behörden und der Bevölkerung in Streit geraten waren.

Unter Schen Tsung (Wan li, 1573—1620), einem der tatkräftigeren Kaiser dieser Dynastie, traten drei Ereignisse ein, die für China und das ganze Ostasien von der größten Bedeutung wurden. Im Jahre 1581 kam der erste Jesuit über See nach China; 1618 fielen die Mandschu, die Nachkommen der 1234 von den Mongolen vernichteten Kin-Dynastie unter Aisin Gioro, später Tai Tsu (s. die obenstehende Abbildung) genannt, in die jetzige Mandschurei ein und setzten sich zuerst in Hsing tsching, dann in Mukden (Schingking) fest, ohne daß die Chinesen sie hätten vertreiben können; und von 1592—98 dauerte die japanische Herrschaft über Korea (vgl. S. 190), in der China seinem Tributstaate militärische Hilfe leistete, weil es sich durch die Japaner in seiner eignen Sicherheit bedroht sah. Dieser Unterstützung, die der zähen koreanischen Verteidigung zu Hilfe kam, gelang es, den Japanern solche Schwierigkeiten in den Weg zu legen, daß nach wechselnden Kämpfen und vergeblichen diplomatischen Unterhandlungen der sterbende Hidejoschi sein Heer nach Japan zurückrief.

Trotz dieses Erfolges ging es seit dieser Zeit mit der Ming-Dynastie immer weiter abwärts. Das Eunuchen- und Haremswesen, das in Peking stets geherrscht hatte, nahm unter den schwächeren Kaisern immer mehr zu. Es fehlte an Truppen und Geld; und die Einfälle der Mandschu wurden immer häufiger und erfolgreicher: 1623 befanden sie sich bereits im Besitze von ganz Liaotung, 1629 streiften sie bis Peking und Tientsin und ließen sich nur mit vieler Mühe zurücktreiben. Die Regierung hatte sich 1622 nach Macao gewendet und dort ein 400 Mann starkes Korps portugiesischer und chinesischer, teilweise mit Gewehren bewaffneter Freibeuter gegen die Mandschu angeworben, die aber schließlich, wohl aus Furcht, daß sie sich gegen die Regierung wenden könnten, nicht verwendet wurden. Im Reiche gärte es überall; in Schansi, Hupei, Sz'tschwan brachen zum Teil durch Hungersnöte hervorgerufene Aufstände aus. Und während General Wu San kwei mit Mühe die Nordgrenze gegen die andrängenden Mandschu verteidigte, die seit 1627 unter Tai Tsung (1627 bis 1643) standen, zog der aufständische Li Tsze tscheng gegen Peking, das nach kurzer Belagerung 1644 fiel. Huai Tsung (Tschung tscheng, seit 1628), ein wohlwollender, aber schwacher Mann, gab sich selbst den Tod, nachdem er seine Gemahlin und Tochter getötet hatte. Mit ihm endete die Ming-Dynastie; Li Tsze tscheng rief sich zum Kaiser aus, mußte aber nach kurzer Zeit vor den herandrängenden Mandschu, mit denen sich Wu San kwei vereinigt hatte, die in Ruinen liegende Hauptstadt verlassen.

M. Das zweite Zeitalter des Christentums in China (seit 1581).

a) Die Blütezeit der jesuitischen Mission.

Auf Veranlassung Franz Xavers, der nach seiner Tätigkeit in Japan sich selbst nach China zu begeben beabsichtigte, aber auf der Fahrt dorthin 1552 auf der Insel Sancian starb, und des Jesuiten Alexander Valignani, der Macao besucht hatte, entsandte der Provinzial von Indien 1579 zwei Jesuiten, Ruggiero und Matthias Ricci, nach China. Sie erreichten 1581 von Macao aus Kanton und errichteten nach unendlichen Schwierigkeiten Missionsstationen in Kwangtung, Kwangsi und später auch in Nanking. Im Jahre 1601 kam Ricci nach Peking, wo er sich allgemeine Achtung erwarb. Er war der Ansicht, daß bei dem Bekehrungswerke die Anschauungen der Chinesen möglichst geschont werden müßten. Aber schon sein von ihm selbst (gest. 1610) bestellter Nachfolger Nicolas Longobardi teilte diese Auffassung nicht und legte damit den Grund zu den Zwistigkeiten, die den katholischen Missionen ein Jahrhundert später so verderblich wurden. Die schnellen Fortschritte der Missionare erregten bald die Eifersucht und den Haß der Beamten und Literaten, und bereits 1616 erging von Peking aus der Befehl, alle Missionare zu verhaften; aber nur dort und in Nanking wurde diese Maßregel ausgeführt. Als die Einfälle der Mandschu 1618 begannen, wurden die Missionare wieder zurückberufen, um die Regierung mit Rat und Tat zu unterstützen und besonders, um Kanonen zu gießen. Diese Zeit war die glücklichste für die Missionare, die bis 1627 in sieben Provinzen des Reiches 13000 und zehn Jahre später über 40000 Bekehrte zählten. Auch der Sturz der Ming-Dynastie änderte nichts an der Stellung der Missionare; der erste Kaiser der Mandschu-Dynastie Schi Tsu (Schun tschi) ernannte das damalige Haupt der Mission, Adam Schall aus Köln, 1645 zum Präsidenten des Astronomischen Amtes und bewahrte ihm bis zu seinem Tode (1661) sein Wohlwollen. Aber während der Minderjährigkeit seines Nachfolgers Scheng Tsu (Kang hsi) griffen die Regenten zu scharfen Maßregeln gegen die Missionare; erst nach der Übernahme

der Regierung durch den Kaiser selbst wurde 1671 ein gegen die Missionare erlassener Verbannungsbefehl rückgängig gemacht. Der Aufstand Wu Sankweis in Jünnan (1673/74) gab dem Nachfolger Schalls, Ferdinand Verbiest, Gelegenheit, sich durch Gießen von Geschützen nützlich zu machen. Der Einfluß der Missionare bei Hofe wuchs durch diese und andere Dienste so, daß, als die Provinzialbehörden von Tschekiang 1691 anfingen, die fremden Priester und eingeborenen Christen zu verfolgen, der Kaiser im nächsten Jahre durch einen Erlaß die Duldung des christlichen Glaubens aufs neue gewährleistete.

b) Der Niedergang der christlichen Missionen in China.

Französische Ränke und die Streitigkeiten der verschiedenen christlichen Orden und Missionare untereinander haben den Untergang der Mission herbeigeführt. Der päpstliche Patronat in Indien, zu dem China gehörte, war der Krone Portugal übertragen; mit dem wachsenden Interesse Frankreichs an Hinterindien und Ostasien überhaupt schien dies unvereinbar. Der Pater Alexander de Rhodes aus Avignon und die Herzogin von Aiguillon, unterstützt von der französischen Regierung, setzten es in Rom durch, daß Papst Alexander VII. drei französische Bischöfe für Siam, Tongking und China ernannte. Da kein fremdes Schiff zu finden war, das bereit gewesen wäre, sie an ihre Bestimmungsorte zu bringen, gab dies die Veranlassung zu der Gründung der Compagnie des Indes, der später (seit 1698) die verschiedenen Compagnies de la Chine folgten. Zugleich wurden, um die Geistlichen für die in Aussicht genommenen Missionen zu gewinnen, 1663 die Missions étrangères in Paris gegründet; bereits 1685 ging auf Colberts Veranlassung eine Anzahl ihrer ausgebildeten Schüler nach China ab. Zweifellos haben die französischen Missionare schon damals auch für China Handel und politischen Einfluß in den Vordergrund gestellt, und dies erklärt den späteren Argwohn gegen sie.

Den Anstoß zur Unterdrückung des Christentums in China gaben jedoch Streitigkeiten religiöser Art unter den Missionaren selbst. Auch unter den Jesuiten gingen ja (vgl. S. 150) die Ansichten über die Behandlung gewisser Fragen auseinander, hauptsächlich bei den Gebräuchen bei der Verehrung des Kung fu tsze und der Ahnen. Da Ricci und die meisten Jesuiten darin nichts Götzendienerisches erblickten, hatten sie sie zugegeben, während die zelotischeren Dominikaner, später Lazaristen und Priester der Missions étrangères diese Auffassung bekämpften. Die Päpste schwankten in ihrem Urteil: Innozenz X. (1644 bis 1655) erklärte sich für die Dominikaner, Alexander VII. 1656 für die Jesuiten, und Innozenz XI. (1676—89) erklärte die Zeremonien für zulässig, soweit sie nur als bürgerliche angesehen würden. Schließlich verbot Bischof Maigrot von den Lazaristen 1693 die Gebräuche, indem er die von den Jesuiten an den päpstlichen Stuhl gerichteten Vorstellungen in vielen Punkten als unwahr bezeichnete. Die Jesuiten verweigerten die Unterwerfung unter diese Entscheidung und baten 1699 den Kaiser Kang hsi um eine Erklärung, die ganz in ihrem Sinne ausfiel. In Rom hatte sich inzwischen die Kongregation der Inquisition gegen die Jesuiten ausgesprochen, was Klemens XI. 1704 bestätigte. Zugleich war der Patriarch von Antiochien, Tournon, nach Peking geschickt worden, um dort eine Verständigung herbeizuführen. Er wagte nicht, das päpstliche Dekret zu veröffentlichen; aber Kang hsi erfuhr, wohl durch die Jesuiten, die sich seiner unzweifelhaft bedienten, um ihre Pläne durchzusetzen, das Vorgegangene und griff um so schärfer ein, als Maigrot ihm gegenüber erklärte, daß er den Kaiser nicht als Richter in einer Sache anerkennen könne, die allein der heilige Stuhl zu entscheiden habe. Kang hsi verbannte Maigrot und befahl Tournon, China

zu verlassen: da der letztere sich noch immer scheute, den päpstlichen Erlaß als solchen kundzutun, faßte er die Bestimmungen zusammen und veröffentlichte sie als seine eigene Anordnung. Kang hsis Antwort darauf war seine Verhaftung: er wurde nach Macao geführt; hier mußten ihn die Portugiesen ins Gefängnis werfen, in dem er 1710 starb.

Klemens XI. erließ nun 1718 die Bulle „Ex illa die", die jeden mit der größeren Exkommunikation bedrohte, der die päpstliche Konstitution von 1704 nicht befolge, und sandte einen neuen Legaten, den Patriarchen von Alexandrien, Mezzabarba, nach Peking, der 1720 dort eintraf. Kang hsi jedoch wollte nichts von weiteren Verhandlungen wissen, sondern erklärte, Mezzabarba möge die alten Missionare in China lassen, alle anderen aber wieder nach Rom mitnehmen, wo ihnen der Papst befehlen könne, was er wolle; den Chinesen, denen er allein zu befehlen habe, sei verboten, die päpstlichen Erlasse zu befolgen. Mezzabarba veröffentlichte darauf die Bulle des Papstes mit Zusatzbestimmungen, welche die untersagten Gebräuche gestatteten, wenn sie als rein bürgerliche angesehen würden; aber dieser Mittelweg befriedigte weder in Peking noch in Rom. Mezzabarba erhielt vom Kaiser den bestimmten Befehl, China zu verlassen und die mitgebrachten Missionare wieder mitzunehmen; Papst Benedikt XIII. verleugnete seinen Legaten und bestätigte die Entscheidung Klemens' XI. durch die Bulle „Ex quo singulari", deren Bestimmungen noch heute maßgebend sind.

So hatte in dem Streite zwischen weltlicher und geistlicher Macht jene gesiegt, und sie blieb Siegerin während der nächsten hundert Jahre. Ob die Methode der Jesuiten zu größeren Erfolgen oder gar zur Christianisierung Chinas geführt haben würde, bleibe dahingestellt; jedenfalls hat das Vorgehen ihrer Gegner in China und Japan den Ausbruch des Kampfes beschleunigt und diesen selbst wesentlich verschärft. Schon unter Kang hsis Nachfolger Jung tscheng (1723—35) nahm die Verfolgung zu; und obgleich Kien lung (1736—95) den in Peking selbst nach der Aufhebung des Ordens (1773) verbliebenen Jesuiten persönlich viel Wohlwollen bewies, so dauerten doch auch unter ihm und Kia king (1796—1820) die blutigen Verfolgungen gegen die eingeborenen Christen und die sich heimlich im Lande aufhaltenden Missionare fort.

c) Das Wiederaufleben der christlichen Missionen in China.

Erst die Jahre 1845 und 1846 brachten hierin eine Änderung, als der Kaiser Tao kwang (1821—50) auf Anträge des kaiserlichen Kommissars Kijing, die dieser infolge der Bemühungen des französischen Gesandten de Lagréné stellte, die Ausübung der christlichen Religion seinen Untertanen gestattete und befahl, daß im Innern angetroffene Missionare nur ihren Behörden in den geöffneten Häfen zugeführt werden sollten. Die Verträge von 1858 und 1860 erlaubten den Missionaren sogar Besuch und dauernden Aufenthalt im Innern. Außerdem verlieh der von 1860 durch eine von den französischen Dolmetschern begangene Fälschung das Recht, dort Grundeigentum zu erwerben und zu besitzen. Seit dieser Zeit hat sich die katholische Mission in China, abgesehen von örtlichen Verfolgungen, ungestört entwickeln können. Sie zählte 1908 in 44 apostolischen Vikariaten und Präfekturen 1346 europäische Missionare, 1071920 eingeborne Christen und 424321 Anhänger.

Die älteste protestantische Mission in China war die holländische, die, wie sie 1624 auf Formosa mit der Festsetzung der Niederländisch-Ostindischen Gesellschaft begann, mit deren Vertreibung 1662 einging. Die letzten überlebenden holländischen Gefangenen wurden 1684 freigelassen; mit ihnen verschwand jede Spur der Tätigkeit dieser Mission

auf der Insel. Andere protestantische Missionen, besonders englische, amerikanische und deutsche, sind erst nach der Erwerbung Hongkongs durch England (1841) und dem Frieden von Nanking (1842) in Tätigkeit getreten. Sie haben wie die katholischen unter vielfachen Anfeindungen der Behörden, der Literaten und der Bevölkerung zu leiden gehabt. Im Jahre 1908 zählten die protestantischen Missionen in China in 36 amerikanischen, 23 englischen, 10 europäisch-festländischen und 2 internationalen Missionen 830 ordinierte, 744 nichtordinierte männliche Missionare, 1134 Missionar-Frauen und 1061 unverehelichte Missionarinnen, 191985 Abendmahlsgäste und 136126 Anhänger. 236 Ärzte und 164 Ärztinnen waren in den Missionen tätig.

N. Die neuere Geschichte Chinas.

a) Die Mandschu-(Ta Tsching-)Dynastie 1644—1820.

Ob und welche Abmachungen zwischen den Mandschu und Wu San kwei stattgefunden haben, ist schwer festzustellen. Von chinesischer Seite wird oft behauptet, daß die Mandschu sich der Herrschaft über China nur durch Vertragsbruch bemächtigt hätten; auf der anderen Seite steht aber fest, daß sie nicht allein bei Wu San kwei, sondern auch bei einer Menge anderer chinesischer Führer volle Unterstützung bei der Unterwerfung des Landes gefunden und diese mit anfänglich lehenartigem Besitze belohnt haben. Nach der Einnahme von Peking, wo Fu lin als Schi Tsu (Schun tschi; 1644—61) den Thron bestiegen hatte, wurden nach allen Teilen des Landes von Mandschufürsten und chinesischen Generalen befehligte Heere entsandt, um die Anhänger der Ming-Dynastie und sonstige Prätendenten, die überall aufstanden, zu unterwerfen. Li Tsze tscheng wurde allmählich bis Sz'tschwan zurückgedrängt und gab sich dort den Tod. Prinz Fu, der in Nanking den Kaisertitel angenommen hatte, wurde 1647 besiegt; in Fukien, wo Prinz Tang, in Tschekiang, wo Prinz Lu, und im Westen, wo Prinz Kwei zu Kaisern ausgerufen worden waren, wurde mit wechselndem Erfolge gekämpft; aber schließlich siegten die Mandschu überall. Mit Ausnahme von Jünnan und Kweitschau war 1659 die Ruhe im Reiche hergestellt, und die dort noch kämpfenden Banden (der Prätendent war nach Burma geflohen und von dort ausgeliefert worden) überwältigte man im Laufe der nächsten Jahre.

Nur auf Formosa hielt sich der Sohn des unter dem Namen Koxinga bekannten Freibeuters noch. Sein Großvater Tscheng Tschi lung hatte lange Zeit als Seeräuber die südlichen Küsten Chinas beunruhigt und sich dann in dem Kampfe gegen die Mandschu auf die Seite der Ming gestellt; nach anfänglichen Erfolgen wiederholt geschlagen, hatte er sich den Mandschu ergeben, während sein Sohn Tscheng Tscheng kung, aus Amoy vertrieben, sich nach Formosa gewendet und dies den Holländern abgenommen hatte. Der Vater wurde 1661 in Peking hingerichtet; der von den Portugiesen Koxinga genannte Sohn starb 1662 auf der Insel, die sein Sohn Tscheng Ko tschwang erst 1683 den Mandschu übergab.

Nach der Besitznahme des Reiches wurden die chinesischen Verbündeten reich bedacht: Wu San kwei wurde erblicher Fürst von Jünnan und Sz'tschwan, während Schang Ko hi in Kwangtung und Keng Ki mau in Fukien dieselbe Stellung erhielten. Als Wu San kwei sich 1673/74 empörte, blieben die Fürsten von Kwangtung und Fukien den Mandschu treu; aber ihre ältesten Söhne, Schang Tschin si und Keng Tsing tschung, schlossen sich dem Empörer an. Wu San kwei starb 1678; wenige Monate später war der Aufstand im Westen unterdrückt und 1680 die Ruhe überall hergestellt. Kaiser Schi Tsu war bereits 1661 gestorben; ihm folgte

sein zweiter, achtjähriger Sohn als Scheng Tsu (Kang hsi; 1662—1722). Während Wu San kweis Aufstand waren auch in der Mongolei, hervorgerufen durch Zwistigkeiten zwischen Galdan (Go Erh dan; auch Kaldan), Häuptling der Ölöthen, und Tsi Wang, Häuptling der Khalka, Unruhen ausgebrochen, die das Einschreiten der Chinesen nötig machten. Nach zwei Feldzügen, an denen Kang hsi teilweise persönlich teilnahm, wurde Galdan 1696 geschlagen; er tötete sich selbst. Sein früherer Gegner Tsi Wang brach später in das unter chinesischem Schutze stehende Tibet ein und wurde erst nach mehrjährigen Kämpfen 1721 besiegt. Auch mit den in Sibirien vordringenden Russen geriet Kang hsi in Streit; seine Truppen eroberten das von jenen angelegte Albazin, und erst der Friede von Nertschinsk machte 1689 den Feindseligkeiten ein Ende. Kang hsi tat viel für das Wohl des Landes und war der chinesischen Literatur ein eifriger Schützer: unter ihm wurden das nach ihm benannte große Wörterbuch und die Enzyklopädie „Tschinting tuschu tschi tscheng" in 5020 Bänden von kaiserlichen Kommissionen herausgegeben, auch ist er der Verfasser des „heiligen Edikts", das aus 16 vom Volke zu beachtenden Verhaltungsregeln besteht und unter seinen Nachfolgern vielfach erläutert wurde.

Sein Nachfolger war sein vierter Sohn, Schi Tsung (Jung tscheng; 1723—35), unter dem die Verfolgung der Christen besonders harte Formen annahm: über 300 Kirchen wurden zerstört und durch die Verbannung aller Missionare, mit Ausnahme der in Peking und Kanton befindlichen, mehr als 300000 eingeborene Christen ihrer Seelsorger beraubt. Auch unter diesem Kaiser kam es wiederholt zu Streitigkeiten mit den Mongolen und den erst 1734 unterworfenen Bewohnern von Turkistan. Versuche, die Miao tsze in Jünnan und Kweitschau unter chinesische Verwaltung zu bringen, waren nur zum Teil erfolgreich. Dem plötzlich verstorbenen Kaiser folgte sein ältester Sohn Kao Tsung (Tschien oder Kien lung; 1736—95), unter dem Reich und Dynastie die höchste Blüte erreichten. Aufstände in Hunan und Kwangsi, später in Sz'tschwan, wurden nach fast dreijährigen Kämpfen 1749 unterdrückt. Unruhen in der Mongolei, die infolge von Erbstreitigkeiten 1745 ausbrachen, nahmen längere Zeit in Anspruch, besonders nachdem Amursana (Amu sa na), der sich zuerst auf die Seite der Chinesen gestellt hatte, nach der Niederlage von Davatsi (Tse wan da schi) ebenfalls die Fahne des Aufstandes erhob, weil nur ein Teil des Gebietes der Besiegten ihm zuerteilt worden war; er wurde 1757 besiegt und floh auf russisches Gebiet, wo er bald darauf an den Blattern starb. Da die Fürsten von Khokand, Kaschgar und Jarkand Amursana unterstützt hatten, gingen die chinesischen Heere gegen sie vor und eroberten Ende 1759 diese Gebiete. 1769 wurde Burma nach mehrjährigen Kämpfen besiegt und tributpflichtig gemacht; 1787—89 geschah dasselbe mit Anam. Ein Aufstand in Formosa wurde 1787 unterdrückt, ein früherer der Miao tsze in Sz'tschwan erst nach mehrjährigen Kämpfen, in denen diese Eingeborenen fast ausgerottet wurden. Endlich (1787—92) drang ein chinesisches Heer in Nepal ein und zwang die Gurkha 1791 ebenfalls zur Tributpflicht; die Ursache dieses Zuges waren die Einfälle der Gurkha in Tibet und ihre Versuche gewesen, es zur Tributzahlung zu zwingen.

Diese Kriege und die zahlreichen Reisen, die der Kaiser im Lande unternahm, trugen, wenn sie auch seinen Ruhm erhöhten, wesentlich zur Zerrüttung der Reichsfinanzen bei; sicher sind ihr und der dadurch nötig gewordenen Erhöhung der Steuern die Unglücksfälle zuzuschreiben, die unter den nächsten Kaisern die Dynastie bedroht haben. Ein Interesse für das Wohl des Volkes ist Kien lung wie seinen Vorgängern nicht abzusprechen. Die Verwaltung war geordnet und wurde durch die Einteilung des Reiches

in 18 statt 13 Provinzen erleichtert. Bei dieser Gelegenheit wurden aus Schansi-Ost Schensi, aus Schansi-West Schansi und Kansu, aus Hukwang Hunan und Hupei, aus dem Gebiete von Peking Tschili (die Hauptstadt selbst bildet den besonderen Regierungsbezirk von Schun tien fu) und aus dem von Nanking Kiangsu und Anhui: eine Einteilung, die bis jetzt beibehalten ist. Kien lung dankte Ende 1795 ab, um nicht länger als sein Großvater Kang hsi (60 Jahre) zu regieren, und starb 1799.

Unter seinem Nachfolger Jen Tsung (Tschia tsching oder Kia king; 1796—1820) brachen in verschiedenen Provinzen des Reiches (wohl von geheimen Gesellschaften angestiftete) Aufstände aus, die nur mit Mühe und großen Kosten unterdrückt wurden; zweimal unternahmen Mitglieder der Sekte der „Weißen Lilien" Attentate gegen das Leben des Kaisers, und die südlichen Küsten des Reiches wurden von Seeräubern beunruhigt und geplündert. Wie dies oft im Osten der Fall zu sein pflegt, wuchs mit der abnehmenden Macht der Regierung ihre Anmaßung. Unter Kien lung war der englische Gesandte George Viscount Macartney (der spätere Kap-Gouverneur) 1793 sehr höflich behandelt worden, wenn er auch sonst nichts erreichte; unter Kia king wurde der Russe Graf Jurij A. Golowkin 1806 an der Grenze zurückgewiesen, weil er den Kotau vor einem mit einem gelben Tuche bedeckten Tische verweigerte, und William Pitt Baron Amherst 1816 aus Peking ausgewiesen, weil er es ablehnte, sich sofort nach seiner Ankunft in Reisekleidern vor den Kaiser schleppen zu lassen.

b) Die Mandschu-Dynastie 1821—94.

α) Vom Opiumkriege bis zu den Pekinger Verträgen.

Bis zur Regierung des Kaisers Hsuan Tsung (Tao kwang; 1821—50) war China wohl mit Fremden überhaupt, aber, wenn man die verschiedenen Gesandtschaften der Portugiesen, Spanier, Holländer, Russen und Engländer abrechnet, mit den Mächten jenseit der Meere weder in freundliche noch in feindliche Berührung gekommen. Die Fremden, die China besuchten, waren entweder unruhiges Raubgesindel gewesen, die Gewalt übten und Gewalt zu leiden hatten, oder Kaufleute, die des Gewinnes wegen sich viel von den Beamten und dem Volke Chinas gefallen lassen mußten. Die Tatsache, daß die Kaufleute, die sich in Kanton, dem einzigen seit langer Zeit dem Handel geöffneten Hafen, aufhielten, nicht durch Regierungsbeamte, sondern durch Kaufleute, und auch die Engländer nur durch die Agenten der Ostindischen Gesellschaft vertreten wurden, erhöhte die Mißachtung der Chinesen, da auch dem chinesischen Kaufmanne die niedrigste Stelle unter den Bewohnern angewiesen wird. Als das Monopol der Ostindischen Gesellschaft für den Handel in China 1834 ablief und die englische Regierung an die Stelle der Gesellschaft trat, war es klar, daß der bestehende Zustand der Rechtlosigkeit der Fremden nicht fortdauern konnte. Der Versuch der Chinesen, den Opiumhandel zu verhindern, war der Vorwand, nicht die Veranlassung zu Englands erstem Kriege, der 1840 ausbrach und nach nicht unrühmlichem Widerstande der Chinesen 1842 zum Frieden von Nanking führte; seitdem sind die Fremden in China aus dem Zustande bloßer Duldung in den eines rechtlich anerkannten Schutzes getreten. Zugleich wurden dem fremden Handel fünf Häfen: Kanton, Amoy, Futschau, Ningpo und Schanghai, geöffnet und die schon 1841 erworbene Insel Hongkong förmlich an England abgetreten. Verträge mit Frankreich und den Vereinigten Staaten folgten 1844; in Verbindung mit dem französischen wurden Zugeständnisse in Ausübung der christlichen Religion erlangt (vgl. S. 152).

Hatte somit der Ausgang des ersten Kampfes mit einer europäischen Macht dem Ansehen der Dynastie erheblichen Schaden zugefügt, so war die Regierung Tao kwangs auch sonst nicht besonders glücklich; Aufstände auf Formosa, auf Hainan, der Miao tsze, der nur mit Mühe unterdrückt wurde, und Dschihangirs in Turkistan (1825—28), der China ebenfalls große Anstrengungen auferlegte, trugen dazu bei, die finanzielle Lage der Regierung und damit des Landes zu verschlechtern. Dies und daneben wohl auch eine gewisse patriotische Entrüstung über die Schwäche der Regierung den Fremden gegenüber, dazu Klanstreitigkeiten in Kwangsi haben unter Tao kwangs Nachfolger Wen Tsung (Hsien feng oder Hien fung; 1850—61) den Aufstand der langhaarigen Empörer (Tschang mao oder Taiping, nach der Devise ihres späteren Kaisers) hervorgerufen. Der Aufstand brach 1850 unter Führung eines gewissen Hung Tsiu tsuen aus, der kurze Zeit in Kanton den Unterricht eines amerikanischen Missionars Roberts genossen hatte und sich für den jüngeren Sohn Gottes und Bruder Christi erklärte. In raschem Siegeslaufe zog er von Kwangsi bis an den Jangtsze, eroberte im März 1853 Nanking und erklärte sich dort zum Kaiser. Bereits im Mai setzte ein Teil der Taiping über den Jangtsze und marschierte nach Norden. Nach wechselnden Kämpfen bemächtigte er sich Tsinhais am Kaiserkanal, wo ihn bald kaiserliche Truppen, zu denen ein Aufgebot von Mongolen gestoßen war, belagerten. Im April 1854 näherte sich ein Entsatzheer der Taiping; es erreichte seinen Zweck, wurde jedoch trotz einzelner Erfolge über die Kaiserlichen im Mai über den Hoangho zurückgedrängt. Mit dem Mißlingen dieses Vorstoßes war das Schicksal des Aufstandes im großen entschieden. Die Züge der Taiping-Heere waren nun nur noch Plünderungen; und das Ende wäre wohl früher eingetreten, wäre nicht die Regierung in Schwierigkeiten mit den Fremden gekommen.

Chinas Versuche, die Ausführung der Verträge zu umgehen, und besonders die Nichtzulassung der Fremden in die Stadt Kanton (s. die Abbildung S. 157 und die Tafel bei S. 160) veranlaßten 1857 einen zweiten Krieg Englands gegen China; Frankreich, das sich über die Ermordung eines Missionars zu beklagen hatte, schloß sich an. Die Einnahme der Takuforts und die Besetzung von Tientsin führten zu Verhandlungen und dem Abschlusse von Verträgen (im Juni 1858), durch die weitere Häfen geöffnet und fremde Vertreter zeitweilig in Peking zugelassen wurden. Als aber die Gesandten Englands und Frankreichs im Juni 1859 vor Taku erschienen, um sich zur Ratifikation der Verträge nach Peking zu begeben, wurde ihnen die Zulassung verweigert und ein Versuch, sie zu erzwingen, mit großem Verluste zurückgewiesen. So kam es zu einem dritten Krieg Englands und Frankreichs gegen China. Am 20. August 1860 wurden die Takuforts genommen, am 18. September die Chinesen bei Tschang kia wan, am 21. bei Pa li kiao durch Cousin de Montauban („Graf von Palikao") geschlagen und am 13. Oktober Peking besetzt. Nachdem am 18. Oktober das kaiserliche Lustschloß Juen ming juen zur Strafe für die verräterische Gefangennahme und grausame Behandlung der englischen Parlamentäre von den Engländern zerstört worden war, wurden am 24. und 25. Oktober die neuen Verträge in Peking unterzeichnet, in denen die dauernde Anwesenheit fremder Vertreter in der Hauptstadt zugestanden wurde. Die verbündeten Truppen räumten Peking, behielten aber bis zur Ausführung der Abkommen Tientsin, die Takuforts, Schanghai und Kanton besetzt.

β) Die Wirren bis 1894.

Hien fung war bei der Annäherung der Verbündeten nach Jehol geflohen und starb dort am 22. August 1861. Als seine Witwe und die Mutter seines einzigen Sohnes im September

Vier einflussreiche Chinesen des ausgehenden 19. Jahrhunderts.

Erklärung zu den umstehenden Bildnissen.

Links oben: Ji-Sin, **Prinz von Kung**, geb. 11. Januar 1833 als Bruder des Kaisers Hienfeng (1850—61), 1861 Minister des Auswärtigen, nach dem Tode seines Bruders Regent für den unmündigen Tungtschi (geb. 5. September 1855), duldsam und reformfreundlich, 1884 seiner Würden beraubt, 1894 wieder als Präsident des Tsung-li-Jamen berufen, gest. 2. Mai 1898.

Nach einer von Day & Son lithographierten Photographie des Signor Beato in Robert Swinhoes „Narrative of the North China Campaign of 1860" (London 1861).

Links unten: **Tschung Hou**, der erste wirkliche chinesische Gesandte in Europa, 1870/71 in Frankreich, schloß 1879 zu Livadia den ungünstigen Vertrag über Kuldscha, den erst Marquis Tseng abgeändert hat (1881).

Nach einer Photographie aus dem Jahre 1868.

Rechts oben: J Jung, erblicher **Marquis** K. T. Gear Khan **Tseng**, geb. 1839 in der Provinz Hunan aus einer der ältesten Familien Chinas, 1879 Botschafter beim russischen Hofe, erlangte 1881 die Rückgabe von Ili durch Rußland, 1882—85 Botschafter zu London und Paris, 1885—86 zu London und St. Petersburg, Mitglied des Tsung-li-Jamen, gest. 12. April 1890 in Peking.

Nach einer Photographie aus dem Ende der 1870er Jahre.

Rechts unten: **Li Hung Tschang**, geb. 14. Februar 1821 im Dorfe Hweilung im Hofei-Distrikte der Provinz Anhui, 1848 in der Akademie der Hanlin, 1853 Sekretär Tseng Kwo Fans, des Generalgouverneurs der beiden Kiang und Vaters des Marquis Tseng, 1861 Provinzialrichter in Tschekiang, danach Gouverneur von Kiangsu, erhält den erblichen Adel, 1864 Generalgouverneur der beiden Kiang, 1870 Generalgouverneur von Tschili und Handelssuperintendent der Nördlichen Häfen, 1872 Großsekretär, führte 1895 die Friedensverhandlungen mit Japan (Attentat in Schimonoseki), 1896 als Vertreter des Kaisers in Moskau zur Krönung des Zaren (anschließend Reise durch Europa und die Vereinigten Staaten), 1899 Oberkommissar für Handelsangelegenheiten, darauf Generalgouverneur der Kiwangprovinzen, 1900 mit Prinz Tsching zum Generalbevollmächtigten zu den Verhandlungen mit den Mächten ernannt, starb er zwei Monate nach Unterzeichnung des Vertrags mit den Mächten (7. September) am 6. November 1901 an Altersschwäche.

Nach einer mit der Hand übermalten Photographie von See Tay in Schanghai.

nach Peking zurückkehrten, stürzten sie im Vereine mit zwei Brüdern des verstorbenen Kaisers, den Prinzen von Kung (gestorben Ende April 1898, s. die beigeheftete Tafel, Fig. 1) und Tschun, den angeblich vom Kaiser eingesetzten Regentschaftsrat und machten sich selbst zu Regentinnen; die Mutter des jungen Kaisers Mu Tsung (Tung tschi; 1862—75) ist die später oft genannte (westliche) Kaiserinmutter Tsze hsi, aus dem Klan Jehonala, die, 1851 als Konkubine niederen Ranges in den Palast aufgenommen, nach der Geburt ihres Sohnes

Kanal in Kanton. Nach Photographie.

zur Konkubine ersten Ranges und dann zur (zweiten) Kaiserin ernannt worden war. Bei Übernahme der Regierung fanden die Regentinnen das Reich von Aufständen zerrissen. Noch residierte der Taipingkaiser in Nanking; seit 1860 verheerten die Nienfei, berittene Räuber, den Norden des Reiches; in Jünnan, wo 1856 ein mohammedanischer Aufstand ausbrach, gab es unter Sultan Sulaiman ibn-i Abd ur-Rachman in Talifu ein selbständiges Reich; in Chinesisch-Turkistan und Ili herrschte Jakub Khan, während Kansu und Schensi fast ganz in den Händen mohammedanischer Empörer waren. Nach harten Kämpfen, an denen in der Umgegend von Schanghai die Amerikaner Ward und Burgevine und der englische Major Ch. G. Gordon als Führer der „immer siegreichen (chinesischen) Armee" und in und bei Ningpo der Kommandant des englischen Kriegsschiffes „Encounter" Roderich Dew und die französischen Marineoffiziere Le Brethon, Tardif und Giquel

beteiligt waren, fiel Nanking 1864, nachdem der Taipingkaiser kurz vorher durch Selbstmord geendet hatte, und ein Jahr später waren die letzten Haufen der „langhaarigen" Empörer besiegt; 1868 sah das Ende des Nienfei-Aufstandes; 1872 fiel Talifu und ein Jahr später die letzte Feste der dortigen Aufständischen, und 1878 war nach dem am 31. Mai 1877 erfolgten Tode Jakub Khans der Aufstand in Turkistan durch Tso Tsung tang unterdrückt, nachdem er 1873 schon in dem eigentlichen China beendet gewesen war. Ili (Kuldscha), das die Russen während der Unruhen in diesen Gebieten besetzt und 1879 in dem zu Livadia mit Tschung Hau (oder Hou; s. die Abbildung S. 157, Fig. 2) abgeschlossenen Vertrag zugesprochen erhalten hatten, wurde durch den Petersburger Vertrag des Marquis Tseng (s. die Abbildung S. 157, Fig. 3) 1881 gegen eine Entschädigung und Grenzregelung China zurückgegeben.

Leider erlaubten schwierige Auseinandersetzungen mit dem Auslande der chinesischen Regierung nicht, ihr Augenmerk ausschließlich auf die inneren Verhältnisse zu lenken. Japan bemächtigte sich 1880 der an China tributpflichtigen Liukiu-Inseln. Das französische Vorgehen in Tongking und Anam führte 1883—85 zu Feindseligkeiten zwischen Frankreich und China, die mit der Anerkennung des französischen Protektorats über diese bisher China tributpflichtigen Länder endigten, und 1886 besetzte England das in ähnlichen Beziehungen zu China stehende Burma.

Tiefer berührten chinesische Verhältnisse Zerwürfnisse mit Japan. Das ebenfalls China tributpflichtige Korea hatte mit Japan 1876 einen Vertrag abschließen müssen, der einige Häfen des Landes dem japanischen Handel öffnete. Auf das Zureden Chinas erfolgte 1882 der Abschluß weiterer Verträge mit dem Auslande; doch schon im Juni dieses Jahres brach ein hauptsächlich gegen die Japaner gerichteter Aufstand aus, den die Chinesen unterdrückten. Die mit den Japanern verbündeten Radikalen erhoben sich 1884 in Söul; und wieder wandte sich das Volk schließlich gegen die Japaner. Diese ebenfalls von China geschlichteten Unruhen hatten weitere Verhandlungen zwischen ihm und Japan zur Folge; 1885 kamen beide Mächte dahin überein, ihre Truppen aus Korea zurückzuziehen und, falls ein Einschreiten später dort notwendig werden sollte, den anderen Teil rechtzeitig zu benachrichtigen: ein Abkommen, das für einige Jahre die beiderseitigen Beziehungen besserte.

Das Jahr 1891 brachte eine der von Zeit zu Zeit wiederkehrenden, gegen eingeborene Christen und fremde Missionare gerichteten Bewegungen, diesmal im Jangtsetal; angeblich von einer geheimen Gesellschaft, der Kolao hui, angestiftet, nahm sie bald größere Ausdehnung an. Durch das vereinte Vorgehen der fremden Gesandtschaften wurde die Bewegung schließlich unterdrückt; aber die Gelegenheit, die chinesische Regierung von dem Ernst und der Einigkeit der fremden Mächte zu überzeugen, wurde leider nicht benutzt: der Keim zu weiteren, sich aus der Fremden- und Missionarfrage ergebenden Schwierigkeiten war damit gelegt.

6. Rückblick.

China ist das einzige große Reich der bewohnten Erde, das aus uralter Vergangenheit in die Neuzeit hinüberragt. Jünger als Ägypten und die westasiatischen Reiche, kann es doch auf eine beglaubigte ununterbrochene Geschichte von mehr als 2500 Jahren zurückblicken, während für weitere 1500 Jahre genügender Stoff zu dem Schlusse berechtigt, daß das Land sich auch damals bereits einer verhältnismäßig hohen Zivilisation erfreut hat. Auf Überlieferungen aus alter Zeit aufgebaut, ward die

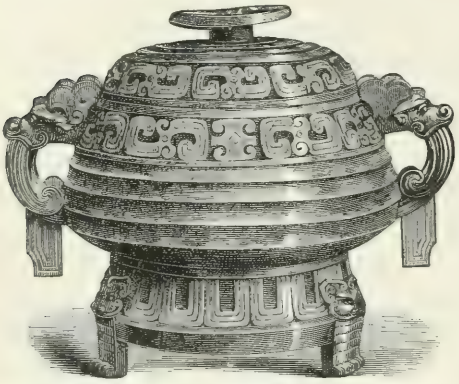
konfuzianische Weltweisheit 600 Jahre v. Chr. die Grundlage derselben chinesischen Sittlichkeit und politischen Philosophie, wie wir sie noch heute finden. Die väterliche Gewalt, der Einfluß der Familie und des Geschlechts (Klans) bestehen in China heute, wie vor 2500 und mehr Jahren. Weder die philosophisch und poetisch viel höherstehenden Lehren des mit dem Konfuzianismus ungefähr gleichalterigen Taotums, noch der 600 Jahre später nach China gebrachte Buddhismus haben die sittlichen Begriffe des chinesischen Volkes wesentlich beeinflußt: sie sind beide zu Aberglauben herabgesunken und darin aufgegangen, während der Konfuzianismus noch heute die Grundlage des inneren und äußeren Lebens aller Volksklassen bildet. Der einzelne Mensch ist in China nicht wertlos: schon die Tatsache, daß, theoretisch unbestritten und vielfach wirklich, nur persönliches Wissen die Möglichkeit oder fast die Gewißheit des Erfolges gewährt, beweist dies; aber er ist trotzdem nicht von der Familie und dem Geschlechte losgelöst zu denken: Jahrtausende alte Vorschriften und Gebräuche halten ihn in den Banden fest, die, wenn sie nach der einen Seite schützend und stützend wirken, nach der andern jede freie Entwickelung hindern.

Auch politische Einflüsse haben sich der alteingewurzelten Sitte gegenüber machtlos erwiesen. Wohl lassen sich Anschauungen und Gebräuche nachweisen, die ihr Bestehen der Herrschaft fremder Dynastien, der Einwirkung fremder Lehren und Beispiele verdanken; der Schamanismus und die Menschenopfer bei Begräbnissen, die bis zur Mitte des 17. Jahrh. immer wiederkehren, sind solche Erscheinungen; dennoch hat es die chinesische Kultur stets verstanden, die fremden Eindringlinge sich zu unterwerfen und einzugliedern. Die Dynastien tatarischen, mongolischen und mandschurischen Ursprunges, die China zeitweilig teilweise oder ganz beherrscht haben, sind alle dem Banne der chinesischen Kultur unterlegen und haben zum Teil mehr zu deren Erhaltung beigetragen, als dies von national-chinesischer Seite geschehen ist. Das Vorhandensein dieser Dynastien, das Eindringen der Buddhalehre in China und die Anwesenheit zahlreicher Mohammedaner im Reiche sind ebenso viele Beweise gegen die weitverbreitete Ansicht von der Unbeweglichkeit der chinesischen Kultur; mittelasiatische, indische, teilweise sogar japanische und seit dem 17. Jahrh. auch europäische Einflüsse haben sich in Religion, Philosophie, Literatur und Kunst, besonders im Kunstgewerbe, geltend gemacht. Unbeweglich sind nur die Grundlagen der Familie und des Staates, damit die der Erziehung und Verwaltung geblieben, ebenso wie die Gebräuche der alten Staatsreligion und der mit ihr und dem Konfuzianismus verknüpften Verehrung der Ahnen.

Die Geschichte des chinesischen Reiches bietet kein erfreuliches Schauspiel, unterscheidet sich aber in nichts von dem, was uns die Geschichte anderer asiatischen Völker in Vergangenheit wie Gegenwart zeigt. Die Vielweiberei mit ihrem Gefolge von Harems- und Eunuchenwirtschaft ist der Fehler, an dem alle Dynastien zugrunde gehen. Ein kräftiger Mann bemächtigt sich der Herrschaft, besiegt seine Wettbewerber und gewinnt das Reich oder einen Teil davon, seine ersten Nachfolger treten in seine Fußtapfen und vermehren oder erhalten den Besitz. Dann setzt die Entartung ein. Eunuchen werden die Ratgeber, vielfach auch die ausführenden Beamten der Fürsten; die Verwandten der Lieblingsfrauen werden mit Besitz, Titeln und Ämtern überhäuft; Statthalter und Generale machen sich mehr oder weniger unabhängig, bis einer von ihnen sich selbst zum Generalissimus und Reichsverweser ernennt und an Stelle des vom Throne gestürzten Fürsten eine neue Dynastie gründet. In den herrschenden Familien selbst ist der Mord an der Tagesordnung: im Laufe der Jahrtausende dürfte fast ein Drittel der Herrscher das Ende auf gewaltsame

Weise gefunden haben. Auf die Männer scheint die Haremswirtschaft in schlimmerem Maße entartend eingewirkt zu haben als auf die Frauen; wenigstens findet man trotz der niederen Stellung, die Sitte und Gesetz dem chinesischen Weib in Familie und Gesellschaft anweisen, eine ganze Anzahl fürstlicher Frauen, die als Vormünder ihrer Söhne wie als Regentinnen des Reiches Bedeutendes geleistet haben (s. die Tafel bei S. 138, Fig. 1 und 2). Wenn sie vielfach der Unenthaltsamkeit beschuldigt werden, so mag das auf höfische Verleumdung oder auf die Tatsache zurückzuführen sein, daß ein Überwiegen männlicher Eigenschaften bei der Frau häufig mit dem Verluste der Tugend verbunden zu sein scheint.

Dem Auslande gegenüber machte sich die Zerfahrenheit und der Verfall der verschiedenen Regierungen weniger bemerkbar; vielmehr nötigten Größe und Einheit des Reiches Achtung ab. Das Elend schwacher Regierungen verschwindet dem Fernerstehenden vor dem überwältigenden Eindruck, den ein kraftvoller und glücklicher Herrscher hervorbringt; die weiten Entfernungen und die Seltenheit der Verbindung umgaben das Land, das für ganz Ostasien das gewesen ist, was Griechenland und Rom für Europa waren, mit einem Glanze, der oft zu einer falschen Beurteilung der tatsächlichen Verhältnisse geführt hat. Solche Irrtümer gehören nicht nur den älteren Zeiten an; mehr als alles andere haben die Berichte der katholischen Missionare aus dem 17. und 18. Jahrh. zur Überschätzung Chinas beigetragen. Eigentlich haben erst die Ereignisse der Jahre 1894—95 darin Wandel geschaffen, wobei freilich die Grenze wieder nach der anderen Seite überschritten worden ist.



Bronzegefäß der Tschau-Dynastie, aus der Sammlung Richthofen.

Ähnlich hat es sich mit einer Anzahl von Erfindungen verhalten, die den Chinesen zugeschrieben worden sind. Von dem Schießpulver z. B., das sie erfunden haben sollen, haben sie die ballistischen Eigenschaften erst von den Fremden zu Anfang des 15. Jahrh. kennen gelernt, wenn ihnen dasselbe vielleicht auch schon im 5. oder 6. Jahrh., ebenfalls durch Fremde, für andere Zwecke bekannt geworden ist. Die Herstellung des Porzellans datiert erst aus dem 7. Jahrh. n. Chr.; und ob die Chinesen den Gebrauch der Magnetnadel, die sie, auf Wagen südwärts zeigend, angewendet haben sollen, auf Schiffen nicht auch erst von Fremden gelernt haben, ist fraglich. Dagegen haben sie das Drucken von Holzplatten 500 Jahre gekannt (922), ehe es in Europa erfunden wurde; auch bewegliche Typen sind in China, wenn auch nur sehr vereinzelt, seit Anfang des 11. Jahrh. in Gebrauch gewesen. Die Benutzung der Steinkohle ist in China viel älter als in Europa; bei den Salzquellen in Sz'tschwan mit ihren einfach hergestellten, bis 700 m tiefen Bohrlöchern, kommt seit Jahrhunderten natürliches Gas für Feuerung zur Verwendung. Hängebrücken, von Bambusseilen, Draht und Ketten getragen, von 100 m Länge, sind nicht selten; Deiche, Hunderte von Kilometern lang, schützen tiefer gelegene Gegenden gegen Verheerungen durch Flüsse und Meer, und manche der Tempel, Pagoden und Paläste (s. die beigeheftete Tafel „Chinesische Residenzen zu Kanton") erregen mit Recht auch die Bewunderung der Fremden. Der Bronzeguß stand bereits 1200 Jahre v. Chr. in hoher Blüte (s. die obenstehende Abbildung); chinesische Seidenstoffe waren schon in Rom und Byzanz berühmt, und was die chinesische Kunstindustrie in Porzellan, Zellenschmelz, Email, Lack und hundert anderen Dingen geleistet hat, ist bekannt. Erst der Taipingaufstand hat der Blüte dieser Industrien ein Ende gemacht; wie die Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges Deutschland tiefe Wunden schlugen, so leidet auch China noch heute an den Schäden, die es in dem erst 1865 beendeten Aufstande davongetragen hat.

Sogenannter „Tempel des Himmels“, zweidachig; bei Anwesenheit des Kaisers in Kanton dessen Aufenthaltsort.

Empfangsraum (Gartenhaus) der Sommerresidenz des Tatarengenerals, erbaut auf verwittertem Granitfelsen.

Chinesische Residenzen zu Kanton.

Erklärung der umstehenden Bauten.

In der chinesischen Baukunst tritt der Mangel an monumentaler Größe und Festigkeit nicht nur in der Leichtigkeit des Holz- und Ziegelmaterials hervor, das, wie bei den polynesischen Naturvölkern, nur in den mächtigen Terrassen- und Treppenunterbauten monumentalen Quadern Platz macht, sondern er zeigt sich auch in dem kleinen Maßstabe der ganzen Formensprache, die selbst in Tempeln und Kaiserpalästen die räumliche Größe nur durch die Vervielfältigung und Nebeneinanderstellung kleinerer Einzelbauten in gemeinsamer Umfriedung erreicht. Ein freies Walten künstlerischer Einbildungskraft wird in der chinesischen Baukunst schon durch die engherzigen und nüchternen obrigkeitlichen Bauvorschriften unmöglich gemacht, die jedem Hausbesitzer eine bestimmte, seinem Rang entsprechende Säulenzahl vorschreibt, die Verhältnisse aller Teile zueinander ziffermäßig feststellt und höchstens in dem den Augen der Vorübergehenden entzogenen Teile des Grundstücks der Laune des Baumeisters einigen Spielraum gestattet.

Die chinesische Baukunst verwendet die Wölbung, von Unterbauten abgesehen, nur für Tor- und Brückenbauten; und auch bei diesen tritt die unechte Wölbung durch Vorkragung noch oft an die Stelle der echten Keilwölbung. Den Kuppelbau verschmäht sie fast ganz; Ansätze zu eigentümlich ausgestalteten Kuppelbauten finden sich, freilich in sehr spärlicher Anzahl, in den Kultusstätten des Himmels. Der hölzerne Dachstuhl aller Gebäude, der im Innern manchmal offen bleibt, manchmal durch Kassettenfelder verdeckt wird, trägt das vorspringende und nach außen geschweifte Ziegeldach, wird selbst aber von einem hölzernen Stützengerüst getragen, dessen Formen in den Hauptteilen natürlich durch die Gesetze der Tektonik, in manchen Teilen aber auch durch die Gesetze des aus dem Flechtwerk hervorgewachsenen Gitterwerks bedingt werden. Die Mauer zwischen diesem Stützgerüst trägt nur ihre eigene Last. Sie ist, wie Semper sagt, „genau genommen nur eine in Ziegeln ausgeführte spanische Wand, ein Tapetengerüst", das so wenig tragendes und stützendes Glied sein soll, daß sie überall sorgfältig „als etwas Bewegliches, seitwärts Eingespanntes, von der Last des Daches vollkommen Unabhängiges" symbolisiert wird. Die in der Regel runden, meistens hölzernen, nur an Kaiserpalästen wohl einmal marmornen Säulen des Stützgerüstes können daher bald vor, bald hinter, bald in die Mauer gestellt werden. Im ersten Falle bilden sie eine Veranda vor dem Gebäude, im zweiten Falle sind sie von außen gar nicht, im dritten nur als Halbsäulen sichtbar. Ihre Fußstücke pflegen aus einfachen Rundwulsten zu bestehen; ihre Kopfstücke zeigen oft nur, wie in Indien, konsolenartige Armstützen, die manchmal die Gestalt des Drachens, des Sinnbildes des chinesischen Himmels und der chinesischen Kaisermacht, oder anderer symbolischen Fabeltiere annehmen. Im übrigen aber bildet, um abermals mit Semper zu reden, das Gitterwerk die Grundlage der Ornamentik der chinesischen Baukunst: als eigentliches feines Bambusgitterwerk in der Bekleidung des unteren Teiles der inneren Wände, als stärkeres Schrankenwerk mit zierlich wechselndem, manchmal verschnörkeltem geometrischen Gemuster im äußeren Abschluß von Gartenhäuschen und sonstigen luftigen Gebäuden, als tektonische Holzkonstruktion, mit Pfahl- und Astwerk wechselnd, besonders in den Geländern, die den leichten Oberbau der Gebäude dem massigen Unterbau vermählen.

Für den künstlerischen Eindruck der sich hauptsächlich in wagerechter Richtung entfaltenden Gebäude aber bleibt die Vorherrschaft des weit über die Mauerflächen hinausragenden, hohl (konkav) geschweiften Daches maßgebend. Das gleiche Dach, das in der Regel Walmdach ist und nur in Ausnahmefällen Giebelansätze zeigt, stets durch einander deckende Hohlziegel gerippt erscheint, auf den Firsten und an den Firstenden aber manchmal tönerne Schlangen-, Drachen- oder andere Tiergestalten neben reichdurchbrochenem und mit Drachenzähnen verbrämtem Balkenwerke trägt, krönt Tempel, Hütten, Paläste, Türme und Tore und fehlt in schlichtester, balkenloser Gestaltung sogar auf den einfachen Umfriedungsmauern nicht. Zu den größten Eigenheiten der chinesischen Baukunst aber gehört es, daß dieses Dach, um seine Wirkung zu erhöhen, nicht selten in der Höhenrichtung verdoppelt oder gar verdreifacht wird, so daß die Gebäude verschiedene Dachstockwerke übereinander zeigen. Ja, die bekannten, Stadt und Land beherrschenden chinesischen Türme, Pagoden, erheben sich in neun bis fünfzehn Stockwerken, deren jedes durch den vorspringenden Teil eines Daches begrenzt wird; und manchmal verschwinden die senkrechten Linien dieser Stockwerke in solchem Maße hinter den Dachansätzen, daß eher Dächer, an deren Rändern Glocken hängen, als wirkliche Geschosse übereinander getürmt zu sein scheinen. Die oft ausgesprochene Ansicht, daß die chinesische Dachform eine Nachbildung des tatarischen Zeltes sei, hat Fergusson mit dem Hinweis auf die vorherrschend konische Form dieser Zelte entkräftet. Vielmehr sieht der englische Forscher in ihr eine dem chinesischen Geschmack angepaßte besonders praktische Gestaltung, um zugleich die Regengüsse und die Sonnenstrahlen abzuhalten. Maßgebend für den Gesamteindruck aller chinesischen Gebäude, der höchsten wie der niedrigsten, bleibt daneben das überaus reiche, oft grelle Farbenkleid, das, abgesehen von dem massiven steinernen Unterbau, die ganzen Gebäude einhüllt. Mit farbigem Stuckbewurfe sind die Backsteinwände bekleidet; mit bunten Farben sind die Holzteile der Bauten bemalt, manchmal obendrein lackiert; die Anwendung gelb und grün glasierter Dachziegel scheint aber ein Vorrecht der Tempelbauten und kaiserlichen Anlagen zu sein.

Größtenteils nach Karl Woermann, Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker, I. (Leipzig 1905).

Der Verkehr mit dem Auslande hat China manchen Schaden in materieller Beziehung zugefügt. Rußland hat 1845 das ganze rechte Ufer des Amur an sich gerissen, 1860 weiteres Gebiet am Ussuri und Songtscha, das es früher gemeinschaftlich mit China besessen hatte, 1864 Grenzgebiete in der westlichen Mongolei, 1861 den westlichen Teil von Ili, 1893 den größten Teil des chinesischen Pamir erworben, und das ganz abgesehen von allen sonstigen politischen und Handelsvorteilen, die es sich in der Mandschurei und Mongolei, in Kansu und dem neuen Gebiet (Chinesisch-Turkistan) zu sichern wußte. England hat 1842 Hongkong, 1860 einen Teil des demselben gegenüberliegenden Festlanddistrikts von Kaulun erworben, sich 1843 durch gewaltsame Besetzung und darauf folgenden Vertrag Vorzugsrechte auf den Tschusan-Archipel und 1887 ebenso auf Port Hamilton gesichert, 1886 das tributpflichtige Burma von China losgerissen, 1889 dasselbe mit Bhutan, 1891 mit Hunza-Nagar und Kanjut und 1894 mit Tschitral und einem Teil der tributpflichtigen Schanstaaten getan. Frankreich hat 1885 das tributpflichtige Anam erobert, Japan 1878 die China tributpflichtigen Liukiu-Inseln einfach annektiert, und selbst Portugal hat es verstanden, sich 1888 Macao, das es bis dahin nur gepachtet gehabt hatte, abtreten zu lassen. Daß alle diese Abtrennungen ihren Stachel im Herzen der chinesischen Regierung zurückgelassen und sie mit Argwohn gegen weitere Pläne der fremden Mächte erfüllt haben, kann nicht wundernehmen.

---

2. Japan.

A. Land und Leute.

a) Der Schauplatz.

Zwischen den japanischen Inseln Kiuschiu (Tschoschiu, Saikaidô), Honschiu (Hondo), Jeso (Hokkaidô) und Sachalin (Karafuto, Krasto) im Süden und Osten und dem Festland Ostasiens von der Südspitze Koreas bis zur Amurmündung im Westen und Norden liegt das als die Japanische See bekannte große Mittelländische Meer Ostasiens, das mit dem Stillen Ozean und seinen Teilmeeren nur durch wenige enge Straßen in Verbindung steht. Im Norden trennt die von Europäern erst seit 1850 als solche festgestellte Newelski- oder Tatarische Straße Sachalin vom Festland; im Süden bildet die Verbindung zwischen der Japanischen See und dem Chinesischen Ostmeer die zwischen Korea und Honschiu durchführende, durch die Tsuschima-Inseln und Iki(-schima) in drei Teile geteilte Koreastraße. Im Osten vermitteln die Tsugarustraße zwischen Honschiu und Jeso und die Lapérouse-Straße zwischen Jeso und Sachalin die Verbindung zwischen dem Stillen Ozean und der Japanischen See. Aber dieses große Mittelländische Meer hat bis jetzt mehr getrennt als verbunden. Falls es nicht in vorgeschichtlicher Zeit eine oder zwei Einwanderungen von dem asiatischen Festland aus über Sachalin und Jeso nach der japanischen Hauptinsel gegeben hat, haben nur in neuester Zeit unbedeutende Mengen von Giljaken die kaum 8 km breite Straße überschritten und die Aino aus dem nördlichen Teile von Sachalin verdrängt. Auch für eine Einwanderung von Korea nach Honschiu liegen Beweise erst im 2. Jahrh. n. Chr. vor, obgleich dieser Weg sicher schon früher benutzt worden ist.

Die langgestreckten japanischen Inseln, die von 24° 20′ bis 54° 20′ nördl. Breite reichen, sind vulkanischen Ursprungs; die hohen Bergketten im Inneren, die meistens von Südwesten nach Nordosten oder Südsüdwesten nach Nordnordosten streichen, tragen zahlreiche

augenblicklich erloschene und eine größere Anzahl noch tätiger Vulkane. Überall im Lande stößt man auch sonst vielfach auf Spuren noch andauernder vulkanischer Tätigkeit in der Form von Solfataren und heißen Quellen, einer Tätigkeit, die merkwürdigerweise auf die japanische Kosmogonie wie auf die Mythologie im einheimischen Schintoismus ohne jeden Einfluß geblieben zu sein scheint. Eine wichtige Rolle spielt die unter dem Namen des „schwarzen Stroms" (Kuro schiwo) bekannte dunkler gefärbte, warme Strömung, die ihren Ursprung zwischen Luzon und Formosa nimmt und mit ihrem Hauptarme die südöstliche Küste von Kiusiu, Schikoku und Honschiu bespült, ihr subtropischen Reiz und entsprechend große Fruchtbarkeit verleiht. Das Klima der Nordwestküste Honschius ist weniger warm, obgleich auch hier der sonst gewöhnlich bei 36° nördl. Breite aufhörende Teestrauch bis beinahe 39° nördl. Breite angebaut wird; aber die von Süden und Norden in die Japanische See eindringenden warmen und kalten Strömungen erzeugen vielen Nebel und machen sie unwirtlich und gefährlich. Von weit größerem Einfluß auf die Geschichte des Landes ist aber die Gestaltung der Küsten (s. die beigeheftete Karte „Japan und Korea") gewesen. Während diese auf der südöstlichen Seite der Hauptinsel, auf Schikoku und Kiuschiu meist steil ins Meer abfallen und den Fischern und Schiffern in unzähligen größeren und kleineren Buchten und Häfen sichere Zufluchtsorte bieten, ist die Nordwestküste Honschius vielfach flach, mit Geröll und Sand bedeckt und fast ohne Häfen. Daraus ergab sich von selbst die frühere und stärkere Besiedelung der Südostküste.

Ainos-Familie. Nach einer Photographie von M. v. Brandt, Weimar.

b) Die Bevölkerung.

Über die ältesten Bewohner Japans liegen keinerlei zuverlässige Nachrichten vor. An verschiedenen Stellen auf Jeso und den Kurilen sind Aushöhlungen des Bodens 1—2 m tief und mit einer Seitenlänge oder einem Durchmesser von 5—6 m häufig, bis zu 1000 beieinander liegend, gefunden worden, die von den Aino einem Koko-pok-guru

DIE ALTE
POLITISCHE EINTEILUNG JAPANS.
Landstraßen od Dô.
Saikai
Sanin
Tosan
Sanyo
Gokinai
Tokai
Nankai
Hokuroku
Hokkai
JAPAN
UND
KOREA (CHO-SEN).
Maßstab 1:8 000 000
Kilometer
Landes u. Provinz-Hauptstädte sind schwarz, Vertragshäfen rot unterstrichen
Eisenbahn
Kabel
JESO
SIBIRIEN
KÜSTEN
MANDSCHUREI
JAPANISCHES
MEER
Tatarischer Golf
SACHALIN (KARAFUTO)
OCHOTSKISCHES MEER
YESSO (HOKKAIDO)
Sapporo
Hakodate
Kil-dschu
Wladiwostok
Wön-san (Gen-san)
Broughton-Bai
Peter d. Großen-Bai (Victoria-B)
Sendai
Sado

Bibliographisches Institut in Leipzig.

(„Vertiefungen habende Leute", „Höhlenbewohner") oder Koschito („Zwerge") genannten Volke zugeschrieben werden, das vor den Aino die Inseln bewohnt haben und von diesen ausgerottet worden sein soll.

Über die Herkunft der Koko-pok-guru wie die der Aino (Ainu, Ebisu, Emischi; s. die Abbildung S. 162) ist nichts bekannt; wahrscheinlich sind beide zu verschiedenen Zeiten von Norden her eingewandert und, wenigstens die Aino, bis in die Nordhälfte Honschius, vielleicht noch weiter nach Süden vorgedrungen. Von den einen werden die Aino zu den Mongolen gerechnet, von anderen als von den Polynesiern abstammend angesehen; Baelz zählt sie zu den kaukasoiden Völkern und glaubt an ihre Verwandtschaft mit den großrussischen Bauern, den Muschiks, denen sie, wenigstens in höheren Lebensjahren, allerdings auffallend ähnlich sind. Es leben vielleicht noch 20000 Aino auf Jeso, in dem südlichen Teile von Sachalin und auf den Kurilen. Ihr Kulturzustand ist, wo sie sich rein erhalten haben, heute kaum höher als zu der Zeit, da sie mit den Japanern zuerst in Berührung kamen.

Auch die Herkunft der Japaner ist in Dunkelheit gehüllt. Der Versuch, die Frage auf anthropologischem Wege zu lösen und die heutigen Japaner als ein Mischvolk aus Aino, Koreanern, Chinesen und Malaio- (Süd-) Chinesen darzustellen, ist insofern als gelungen zu bezeichnen, als alle diese Stämme unzweifelhaft zu der Bildung des in der Gegenwart Japan bewohnenden Volkes beigetragen haben; aber er gibt keinen Aufschluß darüber, welchem Stamme die Hauptmasse der Einwanderer angehört haben mag, die wahrscheinlich schon lange vor dem 7. Jahrh. v. Chr. in Japan eingedrungen sind.

Einen besseren Erfolg versprechen ethnologische Vergleiche.

Die Skapulamantik (Omoplatoskopie), d. h. das Wahrsagen aus den Schulterknochen eines getöteten Tieres, und die Sitte, gestorbenen Fürsten Diener und Pferde als Begleiter mitzugeben, die nicht getötet und mit ihnen begraben, sondern gewissermaßen wie eine lebendige Schutzhecke aufrecht um den Grabhügel teilweise eingegraben wurden, scheinen bei den Japanern bis in älteste Zeit zurückzugehen. Für die Skapulamantik bedienten sie sich der Schulterknochen des Hirsches, da das in Nordasien gewöhnlich für diesen Zweck gebrauchte Schaf in Japan nicht vorkommt.

Über die Begräbnisgebräuche schreibt das Nihongi: „Der Bruder des Kaisers Suinin (29 v. Chr. bis 70 n. Chr.) starb und wurde zu Musa begraben. Dabei wurden die versammelt, die in seinem unmittelbaren Dienste gestanden hatten, und alle aufrecht um seinen Grabhügel herum lebendig begraben. Für viele Tage starben sie nicht, sondern jammerten und klagten Tag und Nacht. Schließlich starben sie und verwesten. Hunde und Krähen versammelten sich und fraßen sie auf." Der Kaiser, der das Jammern mit angehört hatte, befahl, dem Gebrauch ein Ende zu machen; und vom Jahre 3 n. Chr. an sollen statt der Menschen tönerne Figuren, von denen man noch häufig Stücke findet, um die Grabhügel oder darin vergraben worden sein. Dieser Befehl ist aber häufig nicht befolgt worden. So berichten die chinesischen Jahrbücher der Wei-Dynastie, daß bei dem 247 n. Chr. erfolgten Tode der Königin Himeko (nach den japanischen Listen: Dschingo kogu) ein großer Hügel über ihrem Grab errichtet worden und mehr als tausend ihrer männlichen und weiblichen Diener ihr in den Tod gefolgt seien. Es ist eben schwer, Gebräuche, die in Fleisch und Blut eines Volkes übergegangen sind, auszurotten, namentlich wenn im Laufe der Jahrhunderte aus dem erzwungenen Opfer ein freiwilliges, eine Ehrensache geworden ist. Im Jahre 646 n. Chr. erließ der Mikado einen Befehl, daß mit allen Gebräuchen (sich selbst oder andere zu töten, um dem Verstorbenen zu folgen, dessen Pferd zu töten, Schätze zum Besten der Toten zu begraben, sich das Haar abzuschneiden, sich in den Schenkel zu stechen oder um den Toten laut zu wehklagen) aufgehört werden solle; doch beinahe tausend Jahre später mußten Jiejas und seine Nachfolger den Samurai verbieten, sich auf dem Grabe ihres Herrn zu töten oder zu verstümmeln.

Beide Gebräuche, die Skapulamantik und das Töten des Gefolges am Grabe des Herrn, sind unzweifelhaft nordasiatischen, tatarischen Ursprungs. In China haben sie auch bestanden: Kungfutsze erwähnt die zweite Sitte als der Vergangenheit angehörig, wie den Ersatz der Lebenden durch hölzerne Figuren, und das letzte bekannte Beispiel stammt noch aus den Zeiten der mandschurischen Dynastie nach der Thronbesteigung Kanghsis (1662); sie lassen sich auf den Einfluß tatarischer Dynastien

zurückführen. Auch der obszöne Charakter der schintoistischen Mythologie und der volkstümliche Phallusdienst, der bis gegen das Ende der 1860er Jahre in Japan ganz offen geübt wurde, sprechen für einen tatarisch-schamanistischen Ursprung. Endlich, und das ist wichtig, verlegt die schintoistische Mythologie ihre ersten Hauptereignisse nicht nach Kiusiu, was für eine Einwanderung von Westen oder Süden spräche, sondern nach Idsumo, Jamato und Setzu, was auf eine Einwanderung von Norden her schließen läßt. Nach chinesischen Berichten wäre Korea durch einen Anhänger der Schan-Dynastie, Kitsze, bei ihrem Untergange 1122 v. Chr. erobert und zivilisiert worden; eine Auswanderung von dort nach Japan hätte also vor dieser Zeit stattfinden müssen, da die in Frage kommenden Einwanderer sicher nicht mit chinesischer Kultur in Berührung gekommen waren. Nichts schließt aber aus, daß diese Einwanderung ihren Ausgangspunkt in einem der nördlich von Korea, in der eigentlichen Mandschurei, gelegenen Staaten, wie z. B. in Juju, gehabt habe, dessen Bewohner nach chinesischen Quellen manche mit altjapanischen übereinstimmende Anschauungen und Gewohnheiten besessen zu haben scheinen. So würde denn der alte Engelbert Kämpfer recht behalten, der 1712 in seinen „Amoenitates Exoticae" schrieb: „Latuerunt diu obscuro nomine e Datz (vgl. Taz oder Tadz, Mandschuren?) seu Tartaria hospites in Japonia et per provincias disseminati incultam ichtyophagorum vitam vixerunt" („Lange sind unter dunkelm Namen Fremde aus Datz oder der Tatarei in Japan verborgen geblieben und haben, in die Provinzen verstreut, das rohe Leben von Fischessern gelebt").

Amateraju Omikami, Sonnengöttin, göttliche Ahnherrin Japans. Nach „The Russo-Japanese War" (Tokio 1904).

B. Die Götter- und Heroenzeit (bis zur angeblichen Aufrichtung des Reiches 660 v. Chr.).

Die japanische Götter- und Heroenzeit umfaßt in ihren zwei Abteilungen, den sieben Generationen der himmlischen und den fünf der irdischen Geister, viele 100000 Millionen Jahre. Im Anfange war das eiförmige, wellenschlagende Chaos; die leichten, reinen Teile steigen auf und bilden den Himmel, die groben, festeren schlagen sich nieder und bilden die Erde; zwischen beiden entsteht der erste Gott, der Herr des ewigen Reiches. Er wie seine beiden Nachfolger, die sich selbst erzeugen, regieren jeder während eines Zeitraumes von 100000 Millionen Jahren. Die nächsten drei Götterpaare, bei denen das Weib bereits getrennt vom Mann erscheint, und die ihre Nachfolger dadurch erzeugen, daß sie sich in gegenseitiges Anschauen versenken, herrschen während 600000 Millionen von Jahren, und zwar, wie ihre beiden Vorgänger, durch die Kraft je eines Elementes, des Wassers, Feuers, Holzes, Metalls und der Erde. Die letzte, siebente Generation der himmlischen Geister umfaßt den männlichen Isanagi no mikoto und die weibliche Isanami no mikoto; diese vereinigen sich zuerst körperlich, erzeugen die acht Länder, d. h. Inseln und Provinzen Japans (acht ist die überall wiederkehrende heilige Zahl der Schintoreligion), das Meer, die Flüsse, die Berge, den Urbaum und die Urpflanze, die Göttinen der Sonne und des Mondes, den Meergott Jebis und den Gott der Stürme und kehren darauf in den Himmel zurück. Mit ihnen schließen die sieben Generationen der himmlischen Geister ab.

Die fünf Generationen der irdischen Geister bilden gewissermaßen die Heroenzeit der japanischen Geschichte. Das Böse, Sosan, der Gott der Winde und der Stürme, nach den japanischen Erklärern der verkörperte Winter, wird durch den belebenden Einfluß der Sonnengöttin Amateraju (s. die obenstehende Abbildung) besiegt, und die Erde wird dadurch fruchtbar gemacht. Sosan unterwirft sich und steigt zur Erde hinab, wo er in der Provinz Idsumo eine Tochter des ersten Menschenpaares von einem Drachen befreit und ehelicht. Nachdem er einen Sohn mit ihr gezeugt hat, verläßt er sie und zieht nach dem wüsten Südosten Japans, der ihm schon früher von seinen Eltern als Wohnsitz angewiesen worden war. Der

Enkel der Sonnengöttin, Amatsu, soll darauf zum Herrscher des irdischen Reiches gemacht werden, und verschiedene Götterſöhne begeben ſich auf die Erde hinab, um die böſen Geiſter zu vertreiben und alles zur Ankunft des Gottes vorzubereiten; aber anſtatt den Auftrag auszuführen, laſſen ſie ſich auf der Erde nieder und verbinden ſich mit dem Sohne Sosans. Zwei neuen Götterboten, ſelbſt Göttern (Kami), gelingt es endlich, die Widerſpenſtigen zum Gehorſam zurückzuführen: ein Teil der irdiſchen Kamis unterwirft ſich, ein anderer wird vernichtet; Amatsu ſteigt zur Erde herab und übernimmt die Regierung der Provinz Hiuga auf Kiuſchiu. Sein Sohn und ſein Enkel folgen ihm nach; mit ihnen ſchließt die Reihe der irdiſchen Geiſter. Damit beginnt, nach den Japanern, die geſchichtliche Zeit.

Dſchimmu Tenno, der mythiſche erſte Kaiſer Japans. Nach „The Russo-Japanese War“ (Tokio 1904).

Der jüngſte Sohn des letzten irdiſchen Geiſtes und der Tochter des Drachengottes Riojiu, in dem die japaniſchen Erklärer einen Herrſcher der Liukiu-Inſeln ſehen wollen, Jhauriko, folgt als der fähigſte ſeinem Vater in der Regierung von Hiuga nach: 667 v. Chr. zieht er im Alter von 45 Jahren mit ſeinen drei Brüdern aus, um das ganze Reich zu erobern; er unterwirft zuerſt Tſukuſchi (das heutige Tſchikuzen und Tſchikugo), dann Kibi (d. h. Bizen, Bitſchiu und Bingo) auf Kiuſchiu und Aki auf Honſchiu. Nach dreijähriger Rüſtung ſchifft er mit ſeiner Flotte längs der Küſte nach Naniwa (Oſaka) und landet. Bei Kuſageſaka in Jamato und Kumano in Kii wird er aber geſchlagen und muß ſich wieder auf ſeine Flotte zurückziehen. In einem Sturme verliert er den größten Teil ſeiner Schiffe; der Reſt wird nur dadurch gerettet, daß zwei ſeiner Brüder ſich ins Meer ſtürzen und ſo den Zorn der Götter beſänftigen. Mit friſchen Truppen kehrt er nach Jamato zurück und gewinnt hier, zum Teil durch Verrat, 660 v. Chr. die Herrſchaft über die kleinen unabhängigen Häuptlinge, die durch die Übergabe der bisher in verſchiedenen Händen geweſenen Reichskleinodien: Schwert, Spiegel und Kleinod (Perle?), beſtätigt wird; er erbaut ſeine Reſidenz, halb Palaſt, halb Tempel, d. h. Ahnenhalle, auf dem Berg Untſchi in Jamato und überträgt die Regierung des Reiches vier Miniſtern, von denen einer der Stammvater des berühmten Geſchlechts der Fujiwara wird. Der Name Dſchimmu (Kriegsgeiſt), unter dem der erſte Tenno (himmliſcher König) von Japan bekannt iſt (ſ. die obenſtehende Abbildung), iſt nach dem Tode verliehen. So die japaniſchen Berichte.

Wenn ſich aus dieſen Überlieferungen überhaupt ein glaubhafter Kern herausſchälen läßt, ſo dürfte es der ſein, daß die Provinzen Jdſumo, Jamato und Setzu, die auch ſpäter mit Jamaſchiro und Kawatſchi zuſammen als Gokinai (die fünf Stammprovinzen) den Mittelpunkt des Reiches bildeten, als der Hauptſitz der Einwanderer anzuſehen ſind: von dort aus iſt die Eroberung der weſtlichen und ſüdlichen Teile erfolgt; wahrſcheinlich hat es ſich bei dem Zuge Dſchimmus um die Geltendmachung tatſächlicher oder angeblicher älterer Rechte gehandelt: er ſoll mit der Tochter des Herrſchers von Jdſumo vermählt geweſen ſein. Kämpfe ſcheinen zwiſchen Angehörigen desſelben Stammes ſtattgefunden zu haben. Ob die ſpäter als auf Kiuſiu anſäſſig erwähnten Takeru und Kumaoſo (Kumaſo) dieſelben

gewesen sind, ob sie zu den Eingewanderten gehört haben, ob und wie weit sie mit Malaiochinesen oder Koreanern vermischt gewesen sind, muß dahingestellt bleiben. Die erste koreanische Einwanderung soll, nach japanischen Quellen, 59 n. Chr. stattgefunden haben; koreanische Gesandtschaften sollen aber schon früher, zuerst 33 v. Chr., eingetroffen sein. Im Nordosten haben die Einwanderer wohl nur mit den Ainо zu kämpfen gehabt, wenngleich ihrer Gegner dort unter verschiedenen Namen Erwähnung geschieht.

C. Die sagenhafte Zeit (bis zur Einführung der Buddhalehre 552 n. Chr.).

a) Die äußeren Geschicke.

Die große Schwierigkeit, die sich dem Verständnis und der Beurteilung der älteren japanischen Geschichte in den Weg stellt, ist, daß es für sie bis zum 8. Jahrh. n. Chr. an allen eigenen schriftlichen Quellen fehlt. Bis zum 6. Jahrh. n. Chr. besaßen die Japaner überhaupt keine Schrift und von da an bis zur Erfindung des Katakana (9. Jahrh.) nur die chinesischen Zeichen. Das älteste vorhandene Geschichtswerk, das Kojiki, das Buch der alten Überlieferungen, ist 711 und 712 geschrieben worden; zwei angeblich ältere Werke aus den Jahren 620 und 681 sind verloren gegangen. Das Kojiki enthält die Schöpfungs-, Götter- und Heldengeschichte und die der Mikados bis 628 n. Chr.; es ist zum ersten Male zwischen 1624 und 1642 gedruckt worden. Das zweitälteste Werk, das Nihongi (Geschichte Japans), stammt aus dem Jahre 720 n. Chr. und behandelt dieselben Gegenstände wie das Kojiki, nur führt es die Jahrbücher der Kaiser bis 699 fort. Beide Werke, die schon deshalb nur mit großer Vorsicht benutzt werden können, sind außerdem stark von chinesischen und koreanischen, buddhistischen und konfuzianischen Lehren beeinflußt. Selbst die in ihnen gegebenen Herrscherlisten stimmen vielfach nicht mit denen in chinesischen Werken (z. B. Matuanlin) enthaltenen überein; sie tragen außerdem in sich selbst den Stempel der Unwahrscheinlichkeit. So hat Dschimmu nach ihnen ein Alter von 127 Jahren erreicht, und unter seinen 16 ersten Nachfolgern, von denen der letzte 399 n. Chr. stirbt, werden 13 über 100 Jahre alt; einer, Suinin, der Solon der japanischen Geschichte, lebt 141 Jahre und herrscht 99 davon. Übrigens beruht die lange Reihe der Mikados (der regierende, Joschihito, ist der 124.) nach unseren Begriffen nicht auf direkter Abstammung, sie ist auch nach japanischen Quellen durch sieben Kaiserinnen und vielfache Adoptionen durchbrochen.

Wo gleichzeitige chinesische und koreanische Berichte vorliegen, und das ist bei den Geschichten der einzelnen Dynastien und Staaten in diesen Ländern vielfach der Fall, erweisen sich die japanischen Angaben meistens als ganz unhaltbar. So z. B. mit Bezug auf die Kaiserin Dschingo Kogu (201 bis 269) und der angeblich unter ihr 202 (200) erfolgten Eroberung von Schiraki (Silla) in Korea, die von dem Verfasser des Nihongi mit allem Möglichen und Unmöglichen ausgeschmückt worden ist. Abgesehen von den Gründen (Erwähnung von nachweisbar erst aus späteren Zeiten stammenden Namen usw.), die gegen einen geschichtlichen Kern der Erzählung sprechen, erwähnen die chinesischen und koreanischen Jahrbücher japanische Angriffe gegen Silla nur in den Jahren 209, 233 und 249; der erste war ein ganz unbedeutendes Vorkommnis, während bei den beiden letzten die Japaner mit großem Verlust an Schiffen und Menschen zurückgeschlagen wurden. Vom Jahre 247 erwähnen die Jahrbücher der chinesischen Wei-Dynastie, daß die Königin Himeko, d. h. die „Fürstin" (Dschingo Kogu), gestorben und nach einem Bürgerkriege, worin nicht weniger als 100000 Menschen umgekommen seien, ein dreizehnjähriges Mädchen ihre Nachfolgerin geworden sei: eine viel wahrscheinlichere Angabe als die, daß Dschingo Kogu nach dem Tode ihres Gemahls noch 68 Jahre regiert habe.

W. G. Aston stützt auf diese und ähnliche Unterschiede zwischen chinesischen und koreanischen Berichten auf der einen und japanischen auf der anderen Seite seine Überzeugung, daß nicht nur bis 400 und 500 n. Chr., sondern auch während des 6. Jahrh. die japanischen Angaben keinen unbedingten Glauben

verdienten. Die erste erweislich richtige Angabe in der japanischen Chronologie falle auf das Jahr 461; eine japanische Geschichte, die den Namen verdiene, habe nicht vor 500 n. Chr. bestanden und die Einführung chinesischer Kultur in Japan 120 Jahre später, als von den Japanern angegeben, 397 statt 277 n. Chr., stattgefunden. Auch die moderne japanische Kritik hat die Glaubwürdigkeit des Nihongi bezweifelt: Tatschibana Riohei hat bereits 1889 eine große Anzahl darin enthaltener Angaben aufgeführt, die die Unzuverlässigkeit der Arbeit bewiesen. Jamato dake, der Nationalheld der Japaner, stirbt nach dem Nihongi im 43. Jahre des Kaisers Keiko, d. h. 114 n. Chr.; sein Sohn Tsinai wird aber, nach dem Nihongi, im 19. Jahre der Regierung Seimus (150) geboren, also 36 Jahre nach dem Tode seines Vaters. Prinz Oho usu no mikoto ist der Zwillingsbruder Jamato dakes; letzterer war 16 Jahre alt, als er 98 n. Chr. gegen die Kumasos zu Felde zog, so daß beide Brüder 83 n. Chr. geboren sein müssen. Von Prinz Oho wird aber im Nihongi erzählt, daß er im Jahre 75, d. h. acht Jahre vor seiner Geburt, die Tochter eines Adligen verführt habe. Es werden noch zahlreiche ähnliche Beispiele von Unzuverlässigkeit von Tatschibana angeführt.

Demnach hat man sich für die japanische Geschichte von der Begründung des Reiches (660 n. Chr.) bis zur Einführung der Buddhalehre auf das zu beschränken, dessen Richtigkeit sich aus anderen als japanischen Quellen nachweisen läßt, da diese, im besten Fall eine willkürliche Zusammenstellung unbeglaubigter Überlieferungen, wahrscheinlich mit der Absicht niedergeschrieben sind, eine Unterlage für die späteren Zeiten entstammenden Ansprüche der herrschenden Dynastie zu schaffen. So kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß noch lange nach Dschimmu Tenno die drei ursprünglichen *Hauptsitze* der Einwanderer, Jamato, Idsumo und Tsukuschi (Nordkiuschiu), *unabhängig nebeneinander* bestanden haben. Noch in den Jahrbüchern der Han-Dynastie (25—220 n. Chr.) wird japanischer Gesandtschaften Erwähnung getan, die nur von Teilfürsten abgesandt gewesen sein können. Die chinesischen von Matuanlin im 13. Jahrh. zusammengestellten Berichte über die Japaner zeigen, auf welch niedriger Stufe diese zur Zeit der Abfassung dieser Berichte standen.

Die *Jahrbücher* der späteren Han sagen, daß im Südosten von Korea eine gebirgige Insel sei, die in mehr als hundert Gebiete zerfalle. Seitdem Wuti (140—86 v. Chr.) Korea erobert habe, hätten 32 dieser Völkchen, die ihre erblichen Herrscher Könige nennen, mit den Behörden der Han durch Boten verkehrt. Der Herrscher von Groß-Wo (Wa, Japan) residiere in Jamato. Die Sitten seien denen der Provinz Tschekiang, die Wo gegenüberliege, ähnlich. Der Boden sei für die Kultur von Getreide, Hanf und Maulbeerbäumen günstig. Sie verständen die Kunst, zu weben. Das Land bringe weiße Perlen und grünen Nephrit hervor. In den Bergen gäbe es Zinnober. Das Klima sei mild, und Gemüse könnten im Winter und im Sommer gezogen werden. Sie hätten keine Ochsen, Pferde, Tiger, Leoparden oder Elstern. Ihre Soldaten führten Lanzen und Schilde, hölzerne Bogen und Pfeile, die manchmal Spitzen aus Knochen hätten. Die Männer tätowierten alle ihre Gesichter und machten sich Zeichnungen auf den Körper. Die Rangunterschiede würden durch die Größe und Stellung der Zeichnungen angegeben. Die Kleider der Männer würden in der Breite durch Knoten befestigt und beständen aus einem Stücke Stoff. Die Weiber bänden ihr Haar in einen Knoten, und ihre Kleidung erinnere an unsere chinesischen Kleider von der Dicke eines Stückes; sie zögen sie über den Kopf. Sie gebrauchten rote und Purpurfarbe, um sich die Körper damit zu beschmieren, wie wir (in China) Reispuder gebrauchen. Sie hätten mit Palisaden versehene Forts und Häuser. Vater und Mutter, ältere und jüngere Brüder lebten getrennt; aber wenn sie zusammenkämen, werde kein Unterschied zwischen den Geschlechtern gemacht. Sie nähmen ihr Essen mit der Hand, aber legten es auf Teller von Bambus und hölzerne Platten (s. die Abbildung S. 168). Sie gingen alle barfuß; Achtung erwiesen sie dadurch, daß sie sich hinhockten. Sie liebten starke Getränke sehr. Sie seien eine langlebige Rasse, und Leute von 100 Jahren seien sehr gewöhnlich. Die Weiber seien zahlreicher als die Männer; alle Männer von hohem Range hätten vier oder fünf Frauen, die anderen zwei oder drei. Die Weiber seien treu und nicht eifersüchtig. Diebstahl komme nicht vor, und gerichtliche Streitigkeiten seien selten. Die Frauen und Kinder von Verbrechern würden eingezogen, und für schwerere Verbrechen würde die Familie des Verbrechers vernichtet. Die Trauer daure nur zehn Tage; so lange weinten und wehklagten die Mitglieder der Familie, während ihre Freunde kämen, sängen,

tanzten und Musik machten. Sie trieben Wahrsagekunst, indem sie Knochen (über dem Feuer) brännten und dadurch (zuvor) Glück und Unglück feststellten. Sie bestellten einen Mann, den sie den „Trauerhaltenden" nännten; der dürfe sein Haar nicht kämmen, sich nicht waschen, kein Fleisch essen und sich keiner Frau nähern. Wenn es ihnen, den Hinterbliebenen, gut gehe, machten sie ihm wertvolle Geschenke; träfe sie aber Unglück, so gäben sie dem „Trauerhaltenden" die Schuld, weil er seine Gelübde nicht beobachtet habe, und töteten ihn alle zusammen: eine Sitte, die durch japanische Quellen bestätigt wird.

Weiter wird berichtet: „Zwischen 147 und 190 war Wo in einem Zustande großer Verwirrung, und Bürgerkriege dauerten viele Jahre, während welcher Zeit kein Herrscher war. Dann trat ein Weib Pimihu (Himeko) auf. Sie war alt, unverheiratet und hatte sich der Zauberei ergeben, so daß sie das Volk betrügen konnte. Das Volk kam überein, sie als Königin anzuerkennen. Sie hat 1000 Dienerinnen; aber wenige nur sehen ihr Gesicht, außer einem Manne, der ihre Mahlzeiten aufträgt und die Verbindung mit ihr aufrecht erhält. Sie wohnt in einem Palaste mit luftigen Hallen, der von Palisaden umgeben ist und durch eine Wache von Soldaten geschützt wird."

Leben des Japaners in alter Zeit. Nach „The Russo-Japanese War" (Tokio 1904). Vgl. Text, S. 167.

Gesandtschaften von Japan nach China werden seit dem 3. Jahrh. n. Chr. als Geschenke (Tribut) bringend und um die Verleihung von Titeln und Siegeln nachsuchend häufig erwähnt. Mag auch manche von diesen Nachrichten der Eitelkeit der Chinesen zuzuschreiben sein, so ist es doch wahrscheinlich, daß sich die japanischen Halbbarbaren dieser Zeit durch die Verleihung von auswärtigen Auszeichnungen geschmeichelt gefühlt haben mögen, wenngleich ihre Nachkommen eine gewisse Abhängigkeit ihres Vaterlandes von China, von der sich Spuren bis in die Zeit des großen mongolischen Einfalles 1270 finden, natürlich leugnen.

Häufigere und engere Beziehungen haben seit dem letzten Jahrhundert v. Chr. zwischen Japan und den Staaten im Süden der koreanischen Halbinsel Peh tsi (Péktschĕ, Hiak'sai, Kudara), Schinra (Schiragi, Silla, Sinlo), Kara und Kaja (Mimana), Kokuli (Konia, Korai) stattgefunden. Es ist schwer zu unterscheiden, was bei den verschiedenen Gesandtschaften, Einfällen und größeren Zügen vom Staat oder von Privaten ausgegangen sein mag; jedenfalls aber hat es sich bei vielen berichteten feindlichen Landungen von Japanern an der koreanischen Küste ebensooft um bloße Seeräubereien wie um die Unterstützung koreanischer Parteipolitik gehandelt. Der japanische Staat war damals zu locker zusammengefügt, als daß er stets hinter den verschiedenen Ereignissen gestanden haben könnte. E. H. Parker, der die Beziehungen Chinas und Japans zu Korea besonders untersucht hat, sagt darüber: „Die Chinesen haben Korea zweimal überlaufen, einmal im 3. Jahrh. v. Chr. und einmal im 7. Jahrh. n. Chr. In beiden Fällen war ihre direkte Herrschaft nur von kurzer Dauer,

und ihre vizekönigliche Herrschaft erstreckte sich niemals über die nördliche Hälfte von Korea hinaus, für einige Zeit sogar nicht über die Bergkette hinaus, die den nördlichen Teil in eine östliche und eine westliche Hälfte teilt. Die Japaner haben nie einen Fuß in den Teil von Korea gesetzt, der unter tatsächlichem chinesischen Einflusse stand, mit Ausnahme von einigen Monaten zur Zeit Hidejoschis am Ende des 16. Jahrh. Sie haben niemals wirklich über irgendeinen Teil von Korea geherrscht; möglicherweise haben sich jedoch einzelne Überbleibsel der japanischen Rasse in den ersten Jahrhunderten n. Chr. im äußersten Süden der Halbinsel befunden. Unzweifelhaft waren die Japaner bis zum zweiten chinesischen Eindringen in dem südwestlichen Teil einflußreich, später nur noch als Seeräuber, bis Hidejoschi auf den Gedanken verfiel, China über Korea anzugreifen. Dagegen scheinen sie von sehr alten Zeiten her bis auf die neuesten immer wenigstens eine Niederlassung im äußersten Süden Koreas, in oder bei Fusan, besessen zu haben."

b) Die innere Entwickelung.

Die japanischen Quellen erwähnen vielfache Kämpfe mit den Kumaso auf Kiuschiu, die bald in ihrer Heimat aufgesucht und bekämpft werden, bald selbst hervorbrechen und die westlichen Provinzen der Hauptinsel bekriegen. Der ersten Kämpfe gegen die östlichen Nachbarn wird unter Keiko Tenno (71—130 n. Chr.) Erwähnung getan, dessen Sohn Jamato dake, der Kriegerfürst, den Ruhm der japanischen Waffen wohl nur vorübergehend bis in die Gegend hinter dem spätern Jedo in die Gebirge von Nikko getragen haben soll. Im übrigen beschränken sich die Nachrichten auf die allmähliche, sehr langsame Entwickelung im Inneren, die natürlich auf Rechnung einzelner Kaiser gesetzt wird. Sujin Tenno, der zehnte Kaiser (97—30 v. Chr.), soll die ersten Wasserbehälter für die Bewässerung der Reisfelder angelegt haben; sein Nachfolger Suinin (29 v. Chr. bis 70 n. Chr.) hat diese Arbeiten fortgesetzt und durch Kanäle erweitert, wie er auch den nationalen Kami- (Gottes-) Dienst befördert haben soll. Er scheint auch die erste Besteuerung seiner Untertanen, in erster Linie zu gottesdienstlichen Zwecken, eingeführt zu haben. Unter dem zwölften Mikado, Seimu (131—190), fand der Zug gegen die Aino im Osten statt und unter dem 15., der Kaiserin Dschingo Kogu (201 bis 269), die fabelhafte Fahrt nach Korea. Ihr Sohn, den sie damals unter dem Herzen trug, und der wohl aus diesem Grunde später als Kriegsgott, Hatschiman, verehrt worden ist, folgte ihr als Odschin Tenno (270—310); er soll sich ganz besonders um die Gewerbe, wofür er Lehrer aus Korea kommen ließ, und um den Handel verdient gemacht haben, was auch von seinen Nachfolgern berichtet wird. Wir treten damit in die Zeit der Einführung westlicher Kultur in Japan, wenn auch viele Angaben wesentlich später gesetzt werden müssen.

Die Beziehungen der Einwanderer zum Kaiser scheinen während dieser ganzen Zeit ziemlich locker gewesen zu sein. Wenn Tokuzo Fukuda diese „Jamato" schon in den ältesten Zeiten aus drei Unterstämmen: den Tenson (Enkeln des Himmels), Tenjin (himmlischen Göttern) und Tschiji (irdischen Göttern), je nach ihrem Verwandtschaftsgrade zur Sonnengöttin, zusammengesetzt sein läßt, so greift er damit wahrscheinlich einer späteren Entfaltung vor; solche Unterschiede pflegen erst dann stärker hervorzutreten, wenn sich das Bedürfnis herausstellt, die Grenze nach oben und unten schärfer zu ziehen, was bei der Bildungsstufe der Einwanderer 660 v. Chr. kaum notwendig gewesen sein dürfte. Die Entwickelung zur Priesterherrschaft muß aber, auch nach den japanischen Berichten, sehr langsam gewesen sein: man darf das stärkere Hervortreten des Ahnendienstes, an das sich die schärfere Scheidung nach oben und unten angeschlossen haben wird, späteren konfuzianischen Einflüssen zuschreiben.

Jedenfalls war der in Mitteljapan (und nicht viel weiter) herrschende Stamm aus einer größeren Anzahl von Geschlechtern, Uji, zusammengesetzt, von denen jedes aus einer Familie hervorgegangen war. Ähnlich ist es in Griechenland, in Rom, in Deutschland und bei den Indianern Nordamerikas, in Japan und in China zugegangen; diese Geschlechtsverfassung verleiht merkwürdigerweise den Gemeinwesen, in denen sie das erste Alter staatlicher Entwickelung überlebt, etwas ungemein Dauerhaftes und Stetiges. In Japan bildete jedes Geschlecht unter seinem Haupt ein abgeschlossenes Ganze, das des Kaisers unter dessen persönlicher Führung das zahlreichste und mächtigste. Die Verehrung gemeinsamer Ahnen war das Band, das jedes einzelne Uji zusammenhielt, die der Sonnengöttin das Band zwischen dem Kaiser und den anderen Geschlechtern. Die Neuschaffung von Ujis, besonders aus Kriegsgefangenen, Sklaven (Tomobe), scheint ein Vorrecht des Kaisers gewesen zu sein, der diese dann zur Verstärkung seiner Hausmacht seinem eigenen Uji angegliedert haben dürfte. Wahrscheinlich haben innerhalb der Uji anfänglich, solange sie noch klein waren, Gemeinschaft der Erträge von Jagd, Fischfang, Ackerbau und endlich Erwerbsgemeinschaft, aus der sich handwerksgildenartige Formen entwickelt haben dürften, bestanden; trat ja doch auch nach außen hin das Uji als Ganzes auf, gewissermaßen als juristische Person. Ämter lagen in der Hand des Geschlechts und waren in ihm erblich; die Männer folgten der Frau in ihr Geschlecht, dem auch die Kinder angehörten. Diese Sitte, die eine merkwürdige Übereinstimmung z. B. mit denen der Irokesen zeigt, entstand vielleicht in Zeiten, wo Frauen selten waren und der Besitz eines Mädchens einem Geschlechte daher besonders wertvoll erschien. Die Gewalt der Geschlechtshäuptlinge scheint den Mitgliedern gegenüber sehr groß, der römischen patria potestas ähnlich gewesen zu sein; die Beziehungen der einzelnen Uji zum kaiserlichen dagegen sehr locker. Tokuzo führt an, daß sie hauptsächlich in der Anerkennung des Kaisers bei dem Kultus der gemeinsamen Hauptahnengöttin als Oberpriesters, bei der Vertretung der gemeinsamen Interessen nach außen als Kriegsherrn und bei Streitigkeiten der Uji untereinander als obersten Richters bestanden hätten. Ein Recht auf das Land oder den Erwerb der Uji habe der Kaiser nicht besessen.

D. Der Buddhismus in Japan von seiner Einführung 552 n. Chr. bis auf die Gegenwart.

Dem Buddhismus ist in Japan die Rolle zugefallen, in die sich im Westen das klassische Altertum und das Christentum teilten: er hat den Japanern eine bessere Religion und die chinesische Kultur gebracht. Über Zeit und Art seiner Einführung gehen die Angaben auseinander. Das Wahrscheinliche ist, daß ein König von Kudara in Korea 552 dem Kaiser Kimmei (540—571) einige buddhistische Heiligenbilder schickte, und daß die neue Lehre auf guten Boden fiel. Ganz ohne Schwierigkeiten scheint sie aber doch nicht Fuß gefaßt zu haben: infolge des Ausbruchs einer Krankheit sei sie unter dem Kaiser Bindats (572—585) verfolgt und verboten worden. Einen wesentlichen Einfluß auf die Verbreitung des Buddhatums scheint Prinz Schotoku, ein Sohn der Kaiserin Suiko, gehabt zu haben, der 587 einen großen Tempel baute und die milden Stiftungen und wohltätigen Einrichtungen förderte. Eine Art offizieller Anerkennung erhielt die Lehre dadurch, daß Kaiser Sinmu, 715—731, die Errichtung eines Tempels in jeder Provinz des Reiches anordnete.

Chinesische und koreanische Einflüsse mögen dann den Zerfall auch des japanischen Buddhismus in eine größere Anzahl (sechs) von Sekten veranlaßt haben; zugleich machten sich die Widersprüche und Feindseligkeiten zwischen Buddhismus und Schintoismus immer mehr geltend; merkwürdigerweise sagte den Kaisern die fremde, ihren göttlichen

Der Daibutsu in Kamakura in Japan.
Kolossalstatue des Amida Buddha aus der Mitte des 13. Jahrhunderts.
Nach einer Photographie im Besitz von M. v. Brandt, Weimar.

Erklärung der umstehenden Tafel.

Diese Tafel veranschaulicht das Standbild des Daibutsu (d. h. des großen Buddha) in Kamakura (Japan). Der in seiner Zeit berühmte Bronzegießer Ohno Gorojemon, der in der Provinz Kadzusa lebte, hat es auf Wunsch des Schogun Minamoto Joritomo im Jahre 1252 geschaffen. Die Höhe des ganzen Standbildes beträgt 13,37 m, die des Gesichtes 2,58 m.

Ursprung bedrohende Lehre sehr zu. So mag auf beiden Seiten eine Verschmelzung des alten und des neuen Glaubens herbeigesehnt worden sein. Kaiser Kwammu verlegte 794 seine Residenz von Nara nach dem heutigen Kioto; gleichzeitig begannen die Reisen japanischer Buddhisten nach China, um dort an der Quelle der neuen Lehre Unterricht und Erleuchtung zu suchen. Dengio ging nach China und gründete, von dort zurückgekehrt, 798 die Tendaisekte, als deren Ausgangs- und Mittelpunkt er auf dem Hieizan das Kloster Enriakuji erbaute.

Einen noch bedeutenderen Einfluß auf die Entfaltung des religiösen und auch wissenschaftlichen Lebens übte Kukai (Kobodaischi; 774—835) aus, der ebenfalls China besuchte und, heimgekehrt, 816 die Schingonsekte stiftete; er gründete auf dem Kojaberge das Kloster Kougaji, das mit Unterstützung des Kaisers Saga der Hauptplatz der buddhistischen Lehre in Japan wurde. Kobodaischi erfand das japanische Alphabet Iroha, aus 47 Zeichen bestehend, und damit die erste japanische Schrift, das Katakana; bis dahin waren nur die chinesischen Zeichen in Gebrauch gewesen, die auch dies für alle wissenschaftlichen Werke weiterhin blieben. Das größte Werk Kobodaischis aber war der für lange Zeit erfolgreiche Versuch einer Verschmelzung der Buddhalehre mit dem Schintoismus; die alten Gottheiten wurden in den japanischen Himmel aufgenommen und für Inkarnationen Buddhas erklärt, während den vergöttlichten Helden und Kriegern als „Gongen" allgemeine oder wenigstens örtliche Verehrung zuteil wurde. Er hat also den Buddhismus japanisiert; ihm ist es unzweifelhaft zuzuschreiben, daß auch die Kaiser sich rückhaltlos der fremden, nunmehr national gewordenen Lehre hingaben. Seit seiner Zeit haben mehrere Jahrhunderte lang die meisten Kaiser nach kurzer Regierung abgedankt, sich den Kopf geschoren und ihr Leben als buddhistische Mönche beschlossen. Auch die Einführung der Feuerbestattung ist auf ihn zurückzuführen; sogar einige Kaiser haben sich dazu verstanden.

Während der Kämpfe zwischen den Taira und Minamoto wuchs das Ansehen und die Macht der buddhistischen Priesterschaft; und mit dem Siege Joritomos über seine Nebenbuhler 1186 und der Verlegung der Residenz des Schoguns, des Kronfeldherrn (der Titel bestand seit dem 1. Jahrh. v. Chr.), nach Kamakura beim heutigen Jokohama, wo noch die gewaltigste Buddhastatue Japans „Der Daibutsu von Kamakura" steht (s. die beigeheftete Tafel), beginnt die Glanzzeit des japanischen Buddhatums, was die Zahl der Sekten und seinen politischen Einfluß betrifft. Jeisai gründete 1191 die Riuzaisekte und Schinran 1220 die Schinsekte, die Rationalisten unter den Buddhisten Japans. Schinran erlaubte den Priestern seiner Sekte den Fleischgenuß und Heirat und verlegte die Tempel von den Bergen und Einöden in die Städte, um so der Entfremdung der Priester vom Volke vorzubeugen. Entgegen dem Gebrauche der anderen Sekten sind die Schriften der Schinsekte im japanischen Alphabet abgefaßt; sie sind auch unter den Namen Ikko (von dem Anfangswort ihres Hauptwerkes, des Buches des dauernden Lebens) und Monto (Diener des Tores, wegen der Einheit ihrer Organisation) bekannt. Nicht unpassend heißen sie die Protestanten Japans; sie verwerfen Ehelosigkeit und Enthaltsamkeit von gewissen Speisen, aber auch Bußübungen, asketisches Leben, Pilgerfahrten und Klöster und lehren die Rechtfertigung durch den Glauben an Buddha; die Priesterschaft ist bei ihnen erblich. Die Jodosekte wurde von Daghiu 1227 gegründet und 1261 von Nitschiren die nach ihm benannte Sekte, die den Gegensatz der Schinsekte bildet und dem Gefühl der Notwendigkeit eines solchen vielleicht ihre Entstehung verdankt. Wie ihr Gründer, der durch das wunderbare Zerspringen des Schwertes an seinem Halse dem von Hodscho Tokijori verhängten Todesurteil entging, hat sich die Sekte stets durch Unduldsamkeit und Fanatismus ausgezeichnet und so auch in den Kämpfen gegen die Christen eine Hauptrolle gespielt. Ihr gehörte der durch die Berichte der Jesuiten berüchtigte Christenverfolger Kato Kijomasa zu Anfang des 17. Jahrh. an; und ihr Wahlspruch: „Namu mio ho ren ge kio" („Ehre sei dem Erlösung bringenden Buche des Gesetzes"), das sie für das alte „Namu Amida Buddha" („Ehre dem heiligen Buddha") annahm, stand auf dem Feldzeichen manches Heerführers. Die letzte der großen Sekten, Ji („Jahreszeiten"), wurde 1288 von Jippen gegründet.

Während der Kämpfe, die das Land zwischen 1332 und 1602 zerfleischten, waren die Priester die Bewahrer von Wissenschaft und Literatur; aber sie nahmen auch entschiedenen Anteil an den politischen Streitigkeiten der Zeit, und mancher Abt ritt bewaffnet an der Spitze seiner Mönche und Lehnsträger in den Streit. So konnte es nicht ausbleiben, daß der erste bedeutende Mann, Ota Nobunaga, der es sich zum Ziel setzte, Ruhe und Ordnung wieder herzustellen und dem Kaiser, freilich zu seinen eigenen Gunsten, Gehorsam zu verschaffen, sich gegen die Klöster wandte. Im Jahre 1571 ließ er die schlimmste dieser geistlichen Burgen, das Kloster der Schingonsekte auf dem Hieizan, zerstören und alle Insassen

niedermachen; einige Jahre später traf den großen Tempel Hongwandschi der Schinsekte in Osaka dasselbe Schicksal. Die dortigen Priester hatten Räubern, wohl auch politischen Gegnern Nobunagas Asyl gegeben; nach wochenlangen Kämpfen wurden drei der fünf Befestigungen des Klosters genommen. Auf das Einschreiten des Mikado hin wurde den Überlebenden (20000 Mann der Besatzung sollen gefallen sein) freier Abzug gestattet. Aber die buddhistische Priesterschaft hat sich nie von diesen beiden Schlägen erholt; und wenn es auch später noch notwendig wurde, die eine oder andere der Hochburgen des politischen Buddhatums zu brechen, so hatte doch Nobunaga nach dieser Richtung hin die schwerste Arbeit bereits getan.

Unter den Tokugawa war die Jodosekte die angesehenste. Bezeichnenderweise waren die Schogune dieser wenigst gebildeten Dynastie jener Sekte besonders günstig. Ihre Priester hielten an den Hauptregeln der indischen Buddhalehre fest und lehrten, daß das Heil der Seele mehr von Gebeten und strenger Befolgung äußerer Gebräuche und frommer Vorschriften abhänge, als von sittlicher Reinheit und Vervollkommnung. So konnte das Schogunat ihr die religiöse Leitung des Volkes anvertrauen, ohne fürchten zu müssen, daß sie einen seinen Plänen entgegengehenden Einfluß auszuüben versuchen würde. Die Priester dieser Sekte versahen auch den Dienst in den Begräbnisplätzen der Schogune in Schiba und Nikko (s. die Tafel „Die Grabstätten und Tempelhaine von Nikko“ bei S. 198); ebenso gehörte ihnen der in dem erstern gelegene, 1874 abgebrannte Tempel Zozoji. Wie alle Zweige des öffentlichen Dienstes war der zur Staatsreligion gewordene Buddhismus in der letzten Zeit des Schogunats heruntergekommen; er versagte daher auch in dem Entscheidungskampfe des Schogunats gegen den Mikado vollständig. Wenn die Anhänger des Schogunats, nachdem der Schogun selbst den Kampf bereits aufgegeben hatte, noch zuletzt versuchten, den in dem Tempel Tojeisan in Ugeno residierenden Oberpriester der Tendaisekte, Riunoji no mia, einen kaiserlichen Prinzen, als Gegenmikado aufzustellen, so hatte das mit dem Buddhismus nichts zu tun; es war das wohl wenig mehr als eine historische Erinnerung an die Gründe, die die Schogune der Tokugawa-Dynastie in dem Haupte dieser Sekte, der bei ihrer Gründung durch einen kaiserlichen Prinzen der Kaiser Kwammu beigetreten war, eine Waffe gegen den Mikado in der Hand sehen ließen.

Nach dem Ende der Tokugawa-Dynastie zeigte sich bei den Siegern eine doktrinäre Gereiztheit gegen den Buddhismus, die zu seiner Verfolgung führte. Es war dies um so natürlicher, als die literarische Tätigkeit der Schintoisten und der Schriftsteller, die sich für solche ausgaben, seit dem 18. Jahrh. wesentlich zur Vorbereitung des Sturzes des Schogunats 1868 beigetragen hatte. Der Mikado erließ ein Dekret, das eine scharfe Trennung zwischen buddhistischem und schintoistischem Gottesdienst anordnete, den buddhistischen Priestern die Ausübung der bisher erlaubten schintoistischen Zeremonien untersagte und alle Tempel, in denen bis dahin beide Lehren vereinigt waren, den Schintoisten zusprach. Zugleich wurde ein besonderes schintoistisches Kultusministerium eingerichtet, das Schingaikwan, das durch die Ausbildung und Benutzung von Missionaren für die Ausbreitung der Schintolehre sorgen sollte. Im Jahre 1870 wurde aus diesen Missionaren gewissermaßen eine politische Körperschaft gemacht, zu der auch die Präfekten und andere Verwaltungsbeamten gehörten; und 1871 wurden die Beziehungen zwischen Buddhismus und Regierung ganz abgebrochen. Das buddhistische Heiligtum des kaiserlichen Hauses wurde geschlossen, das buddhistische Fest des Kaisers aufgehoben und das Standbild Buddhas aus dem kaiserlichen Palast entfernt. Gleichzeitig wurden alle Ehrentitel der Tempel abgeschafft und ihr Grundeigentum mit Beschlag belegt. Die Regierung nahm 1872 den Priestern die geistlichen Titel und Würden und zwang sie, ihre Familiennamen wieder anzunehmen. Zugleich wurden die gegen Ehelosigkeit und Fleischnahrung gerichteten Verbote aufgehoben, alle Tempel ohne Priester und Gemeinden eingezogen und den Priestern untersagt, sich an die Mildtätigkeit der Gläubigen zu wenden. Im Jahre 1874 endlich wurde die Feuerbestattung verboten. Die Bedeutung dieser Maßregeln zeigt der Umstand, daß sich 1872 unter einer Gesamtbevölkerung von etwas über 33 Millionen 75925 buddhistische Priester und 9621 Nonnen befanden, zu denen noch ungefähr 126400 Novizen, Studierende und Familienangehörige der Schinsekte kamen, und daß die Zahl der im Besitze der sieben hauptsächlichsten Sekten befindlichen Tempel über 67000 betrug.

Die Bemühungen der Regierung, auf diese Weise den Buddhismus zu unterdrücken und dem Schintotum zum Aufschwung zu verhelfen, blieben indessen vergeblich und mußten es bleiben, da der Schintolehre alles fehlt, was ihr eine erfolgreiche religiöse Propaganda ermöglichen könnte. Das Schingaikwan wurde also aufgelöst, und die religiösen Fragen wurden dem Kultusministerium unterstellt, das nun den staatlichen Missionaren die drei Sätze

verordnete: Achtung vor den Göttern und Vaterlandsliebe zu verbreiten, die Gesetze der Natur und der guten Sitte zu erklären, dem Kaiser zu dienen und seinen Befehlen zu gehorchen. Die Regierung ernannte zugleich in jeder buddhistischen und schintoistischen Sekte ein Haupt dieser amtlichen Missionare und gestattete den Angehörigen aller buddhistischen Sekten freie Lehrtätigkeit unter der Bedingung, daß sie nichts verbreiteten, was gegen die drei Vorschriften verstieße. Als auch dies nicht den erwünschten Erfolg hatte, hob die Regierung 1884 die Einrichtung der amtlichen Missionare auf und überließ den von ihr zu ernennenden Häuptern der verschiedenen Sekten die Regelung der Missionarfrage; 1889 endlich erkannte die neue Verfassung die religiöse Duldung als Grundsatz an. Der Entwurf eines die Frage der buddhistischen, schintoistischen und christlichen Sekten regelnden Gesetzes wurde 1899 von der Ersten Kammer nicht angenommen. Das greifbare Ergebnis der Einmischung der Regierung in die religiöse Frage und der Verfolgung der Buddhalehre dürfte darin bestehen, daß, mit Ausnahme der Schinsekte, die im Kampf ums Dasein neue Kräfte geschöpft zu haben scheint, alle buddhistischen Sekten finanziell mehr oder weniger schwer geschädigt worden sind, daß aber der Lehre selbst mehr Nutzen als Schaden aus dieser Zeit der Prüfung erwachsen ist.

E. Die Umgestaltung der Regierung.

a) Die Herrschaft der Fujiwara.

Wenn man den japanischen Jahrbüchern Glauben schenken könnte, so hätte Dschimmu Tenno sofort nach der Gründung des Reiches die Regierung vier Ministern, unter denen sich auch einer der Ahnen der Familie Fujiwara befunden habe, übergeben. Wahrscheinlich darf man in dieser Nachricht nur den 1000 Jahre jüngeren Wunsch dieser mächtigen Familie erblicken, ihre nun tatsächliche Machtstellung durch eine möglichst weit zurückliegende Unterlage zu rechtfertigen. In Wirklichkeit werden die Verhältnisse wohl während langer Zeit derart gewesen sein, daß die Oberhäuptlinge (Kaiser; Sumera Mikoto) des siegreichen Stammes, denen erst spätere Zeiten den chinesischen Titel Tenno gaben, selbst ihre schwankende Oberhoheit zu verteidigen und zu vermehren trachten mußten. Wie sie versuchten, ihre Hausmacht zu stärken, so taten die Häuptlinge der anderen Uji dasselbe; im Laufe der Jahrhunderte ist es nachgewiesenermaßen mehr als einmal zum Kampfe zwischen dem Kaiser und unbotmäßigen Ujihäuptlingen gekommen, der dann meistens durch das Eingreifen anderer Häuptlinge zugunsten einer der streitenden Parteien, nicht immer des rechtmäßigen Herrschers, entschieden wurde. Solche Streitigkeiten fanden vielfach bei Thronfolgefragen statt, da das Erstgeburtsrecht erst unter Kwammu (782—806) eingeführt worden ist, und zwar mehr in der Theorie als in der Praxis.

Hand in Hand mit diesem Streben nach Macht und Herrschaft ging der Verfall der alten Geschlechterverfassung. Die Ursachen davon werden in der Vermehrung der Zahl der Einwohner und damit der Mitglieder der einzelnen Uji zu suchen sein, sowie in der dadurch hervorgerufenen Notwendigkeit angestrengterer Arbeit zur Ernährung der einzelnen, also im Übergange von Jagd und Fischfang zum Ackerbau. So erschien das Aufgehen der Familie und des einzelnen im Geschlecht allmählich als eine Gefahr nach oben wie nach unten; nach oben, weil die Ujiverfassung die sehr gewachsene Zahl der Angehörigen eines solchen dem aufrührerischen Vasallen zur beliebigen Verfügung überließ, nach unten, weil das Geschlecht nicht mehr genügend für das Wohl seiner Mitglieder Sorge tragen konnte. In diesen Schwierigkeiten bot die chinesische Verfassung ein Mittel, das von

den Kaisern oder ihren Ratgebern begierig ergriffen wurde. In dem großen Nachbarreiche war die Person des Herrschers für die Masse der Bevölkerung längst unnahbar geworden: er regierte nur durch seine Beamten, von denen er allein die höchsten sah; alles im Lande, Menschen wie Grund und Boden, war sein Eigentum, über das ihm die freie Verfügung zustand, die er in der Hauptstadt durch seine Minister, in den Provinzen durch seine Statthalter ausübte. In ähnlicher Weise wurde nun die Verfassung des japanischen Reiches umgestaltet. Der Mikado trat dem Namen nach an die Spitze der Regierung; doch wurde er, nicht rechtlich, aber tatsächlich, in das Innere seines Palastes verwiesen und im Laufe der Zeit immer mehr seinen Untertanen entfremdet; schließlich wurde er das, was er bis 1868 geblieben ist: eine mythische Persönlichkeit, um deren Besitz die streitenden Parteien miteinander kämpften, weil sie allein ihren Maßnahmen den Stempel der Gesetzmäßigkeit aufdrücken konnte, die aber die Mittel, dem eigenen Willen Nachdruck zu verschaffen, nur insoweit besaß, als einer ihrer Diener sie ihr in seinem Interesse und für persönliche Zwecke zur Verfügung stellte. Die Regierungsgewalt lag in den Händen der nach chinesischem Muster umgewandelten Zentralverwaltung, an deren Spitze der stand, der sich durch List oder Gewalt zum Herrn der Lage gemacht hatte. Aus den Häuptlingen der Geschlechter wurde ein Hofadel, die Kuge, geschaffen, aus denen die oberen Beamten der Zentralverwaltung und die Statthalter der Provinzen wie der Bezirke genommen wurden.

Die Geschlechter als solche verloren nun die politische und die wirtschaftliche Bedeutung, die sie bisher besessen hatten, und ihr Besitz hörte auf, gemeinsam zu sein. An ihre Stelle trat die Familie, Ko, die ihren Mitgliedern mehr Bewegungsfreiheit gab. Dagegen wurde, ebenfalls nach chinesischem Muster, die solidarische Haftpflicht der Mitglieder des „Ko" der Regierung gegenüber eingeführt und dadurch verstärkt, daß mehrere Ko (fünf) gemeinschaftlich für ihre Mitglieder haften mußten: eine Anordnung, die in der Schaffung ähnlicher Verbände von zehn, zwanzig usw. Familien eine weitere Kräftigung gefunden zu haben scheint. Nur einigen der größten Geschlechter, wie den Fujiwara, den Taira und Minamato, blieb der Einfluß erhalten, den früher die Uji besessen hatten, wenn auch der Zusammenhang unter ihren Mitgliedern fehlte, der die Grundlage der Macht der Uji gewesen war. Man darf aber annehmen, daß diese Geschlechter und besonders die Fujiwara zu diesen Umwandlungen die Hauptveranlassung gewesen sind. Dies hat insofern auf die ganze innere Entwickelung Japans nachgewirkt, als die Kämpfe der nächsten 800 Jahre fast ausschließlich zwischen und in solchen Geschlechtern stattgefunden haben.

Daß sich diese Umwandlung nur langsam vollzog, ist selbstverständlich. Chinesische und buddhistische Einflüsse werden sie angeregt und unterstützt haben; doch zu ihrer Durchführung bedurfte sie des Zerfalles des Bestehenden, der dadurch herbeigeführten Stärkung der Stellung der Kaiser, vor allen Dingen aber tatkräftiger Räte. Bereits 603 schuf die Kaiserin Saiko einen Adelsstand in zwölf Stufen; 647 gab ihm Kaiser Kotoku eine neue Einteilung in 30 Abstufungen. Hierin ist wohl der Ursprung des Hofadels, der Kuge, zu sehen. Gleichzeitig mit der ersten Maßregel wurden acht Ministerien des kaiserlichen Palastes, der Verwaltung und Erziehung, der Zeremonien, der Finanzen und der Volkszählung, des Krieges, der Justiz, des Schatzes und des kaiserlichen Haushaltes geschaffen, während der „Rat der Götter des Himmels und der Erde" (Dschingi kwan), der früher die höchste Behörde gewesen war, wegen der Fortschritte des Buddhatums sein Ansehen einbüßte. Im Jahre 786 wurde der Daijo kwan, die oberste Regierungsbehörde, die aus vier Ministern (Prinzen und höchsten Kuge) bestand, geschaffen: dem Daijo daijin (Großen Manne der

großen Regierung), dem Sadaijin und dem Udaijin (Großen Männern der Linken und der Rechten) und dem Naidaijin (Inneren großen Manne), in deren Hand die ganze Verwaltung lag; das Jahr 889 endlich sah die Schaffung der erblichen Kwambaku- oder Regentenwürde.

Anderes griff tiefer in die Verhältnisse des Volkes ein. Unter dem Kaiser Kotoku (645 bis 654) trennte eine Reihe von Maßregeln, die nach der Ära („Taikwa") benannt werden, die Ämter von den Uji und bestimmte, diese sollten fortan nur brauchbaren Personen verliehen werden; die Angehörigen der Uji wurden Untertanen des Kaisers, das Land in Provinzen (Kuni) und Kreise (Kori) geteilt, deren Bewohner von nun an dem Kaiser gegenüber zur Zahlung von Naturalabgaben und Leistung von Frondiensten verpflichtet sind. Die „Taiho"-Gesetzgebung folgte 689, d. h. die schriftliche Niederlegung des gesamten Gesetzstoffes.

Das Wesentlichste darin war die Einführung der in China seit unvordenklichen Zeiten bestehenden Verteilung des nunmehr dem Kaiser gehörenden Ackerlandes zur zeitweiligen (sechs- oder zwölfjährigen) Nutznießung an die Familien, je nach der Zahl ihrer Mitglieder, wofür Dienste und Abgaben zu leisten waren. Wald, Weide usw. blieben Gemeindeland; auf neu urbar gemachtes Land erhielt der Bauer ein längeres abgabenfreies Nutzungsrecht, das er sogar mit obrigkeitlicher Bewilligung weiter verkaufen durfte. Dies Haudensystem trug später wesentlich zur Bildung des Feudalstaates bei, als die Territorialherren die Stelle des Kaisers dem Nutznießer gegenüber beanspruchten, die Abgaben für das Ackerland von 3 bis auf 50 vom Hundert hinaufschraubten, sich des Gemeindelandes bemächtigten und von den gesetzlichen Bestimmungen überhaupt nur die achteten, die ihrem Nutzen entsprachen. Auch der Besitz der Tempel und Klöster wuchs durch dieses System ungemein schnell; zu dem Lande, das sie durch Urbarmachung erwarben, kamen trotz wiederholter Verbote reiche Geschenke und Legate, die den Priestern erlaubten, in den Kämpfen der kommenden Jahrhunderte eine ihrem Armutsgelübde wenig entsprechende Rolle zu spielen.

Im Jahre 669 erhielt Nakatomi no Kamatari von dem ihm befreundeten Kaiser Tensi den Familiennamen „Fujiwara" (Glyzinenfeld; nach seinem Geburtsorte). Die Familie war von göttlicher Abstammung: Amano kojane no mikoto war ihr Ahnherr; und einer ihrer Vorfahren hatte Dschimmu auf seinem Zuge begleitet und war von ihm mit der Tochter eines unterjochten Fürsten vermählt worden; unter dem Mikado Kimmei (540 bis 571) hatte ein anderer den Familiennamen Nakatomi erhalten. So waren und blieben die Fujiwara neben der Familie des Mikados das älteste und vornehmste Geschlecht des Landes. Von den 155 Familien des Hofadels (Kuge) leiten die 95 ersten ihre Abstammung von Kamatari her, und aus den fünf ersten unter diesen, den Gosekke, durfte der Mikado allein seine Gemahlin wählen. Von 888—1868 war das Amt des Regenten, ebenso wie das des Daijo daijin, in dieser Familie erblich. Die zahlreichen Verschwägerungen mit dem Mikadohause, dessen Töchter meistens ebenfalls in diese Familie heirateten, trugen dazu bei, ihren Einfluß zu erhöhen. Aber gerade diese fast allmächtige Stellung, die sich die Familie erwarb, führte zum Verlust ihrer politischen Macht. Die Mikados waren in der Hand der Fujiwara nur noch Puppen, meist Kinder, oft in den zartesten Lebensaltern. Die Gouverneure der Provinzen blieben ruhig in Kioto und ließen ihre Posten durch Stellvertreter wahrnehmen; und wurde bei einem Aufstande der Ainо oder eines Gouverneurs ein Schogun ernannt, so überließ er die Arbeit anderen und fuhr fort, am Hofe den Freuden zu leben, die sich dort nach jeder Richtung hin boten. War die Zeit der Fujiwara die der höchsten Blüte der japanischen Literatur, die ihren Sitz am Hofe des Mikado hatte, so war sie unzweifelhaft auch die des freiesten Lebensgenusses und der größten Sittenlosigkeit.

b) Die Kämpfe der Taira und der Minamoto (bis 1185 n. Chr.).

So kam es, daß die wirkliche Macht allmählich in die Hände von den Leuten überging, die die Arbeit taten; neben dem immer mehr verweichlichten Hofadel kam eine stärkere Kaste

auf, die Buke, die wohl als Schwertadel bezeichnet werden können. Sie fanden ihre hauptsächlichsten Vertreter in zwei Familien, den Taira und den Minamoto. Jene leiteten ihre Abstammung von Takamotschi, dem Urenkel des Kaisers Kwammu (782—806), ab, die anderen von Tschunemoto, einem Enkel des Kaisers Seiwa; beide gehörten ursprünglich ebenfalls dem Hofadel an, unter dem noch 1868 fünf Familien ihre Abstammung auf die Taira, 17 auf die Minamoto zurückführten. Die erste ernsthafte Gefahr, die die Fujiwara zu bestehen hatten, war eine auf dem ränkevollen Felde des Hofes auszufechtende Rangstreitigkeit gegen die beinahe ebenso alte Kugefamilie Sugawara, die mit der Niederlage des Vertreters dieser letzteren, Mitschizune, endete, der unter Daigo Tenno (898—930) gestürzt und in die Verbannung geschickt wurde. Der Aufstand eines Taira, der sich unter dem Mikado Schujaku (931—946) im Kwanto als Gegenkaiser erhob und auch bei einzelnen Fujiwara Unterstützung fand, war bedenklicher; er wurde indessen nach blutigen Kämpfen unterdrückt. Ungeschwächt behauptete sich der Einfluß der Fujiwara in Kioto bis zum angehenden 12. Jahrh. Die Taira waren im Süden und Westen tätig, die Minamoto im Norden und Osten, wo sie großen Kriegsruhm ernteten und Scharen tapferer, beutelustiger Krieger um sich sammelten. Kämpfe mit den Aino im Norden und den in Kiuschiu einfallenden Koreanern im Süden gaben beiden hinreichende Beschäftigung.

Indessen fingen die Taira wie die Minamoto an, auch in der Hauptstadt selbst eine Rolle zu spielen. Ein Günstling des Kaisers Toba, Taira no Tadamori, erzeugte mit einer Nebenfrau seines Herrn, oder einer Palastdienerin, die er später ehelichte, 1118 einen Sohn, den er Kijomori (s. die Abbildung S. 177) nannte. In den Erbfolgestreitigkeiten, die nach dem Tode des Kaisers Konoje 1155 ausbrachen, standen sich hauptsächlich zwei Prätendenten gegenüber: der frühere Mikado Siutoku, der 1141 abgedankt hatte und den Kaisertitel für seinen Sohn beanspruchte, und einer der Söhne des Kaisers Toba, der 1123 abgedankt hatte; auf der Seite des ersteren befanden sich fast alle Minamoto, auf Seite des anderen fast alle Taira. Letztere setzten die Ernennung ihres Kandidaten als Go Schirakawa Tenno durch; ihm bot Kijomori, der alle Würden und Ämter seines Vaters geerbt hatte, seine Unterstützung an. In dem Kampfe zwischen den beiden Parteien focht auch ein Minamoto, Joschitomo, bei den Taira. Die Minamoto unterlagen: ihr Führer Jorinaga gab sich den Tod, ein anderer, Tametomo, berühmt als Bogenschütze, wurde gefangengenommen und verbannt. Dem Sieger wurde die Stelle als Daijo daijin zum Lohne; nun herrschte er ebenso, wie die Fujiwara es bisher getan hatten. Sein Haß galt namentlich den Minamoto. Er verfolgte sie so, daß sich endlich 1159 Minamoto no Joschitomo, der bisher zu ihm gestanden hatte, gegen ihn erklärte. Aber er wurde schnell überwunden und auf der Flucht ermordet. Der Sieg machte Kijomori zum unumschränkten Herrscher. Sein Schwiegervater, der Mikado Go Schirakawa, der bereits 1158 abgedankt hatte (s. die beigeheftete Tafel „Die Entführung Go Schirakawas im Jahre 1159"), wurde in die Verbannung geschickt und der Vernichtungskampf gegen die Minamoto fortgesetzt. Joritomo, der vierte Sohn Joschitomos, entging durch die Fürbitte der Söhne Kijomoris dem Schicksal seiner Brüder und wurde verbannt. Ebenso entrannen drei seiner Halbbrüder, darunter Joschitsune, dem Tode; ihre schöne Mutter Tokiwa, von Geburt eine kluge Bäuerin, die die Beischläferin Joschitomos gewesen war, rettete sie, nachdem ihr jeder Weg zur Flucht abgeschnitten worden war, indem sie sich selbst dem Sieger preisgab. Joritomo, der sich mit der Tochter des Mannes, dem er zur Bewachung übergeben worden war, Hodscho Tokimassa, vermählt hatte, erhob die Fahne des Aufstandes gegen die Taira. Der erste Versuch

Die Entführung Go Schirakawas, gewesenen Kaisers von Japan, durch Fujiwara no Nobujori im Jahre 1159.

Die bildlichen Darstellungen zu dem Buche Heidschi-monogatari, d. h. „Erzählungen aus dem Jahre Heidschi", sind teilweise verloren gegangen. Das hier wiedergegebene Bild ist ein Teil der zu dem Abschnitte Sandschoden Jakinti, die Zerstörung des Schlosses Sandschoden durch Brand, gehörigen Illustration. Am 9. Tage des 12. Monats des Jahres Heidschi (1159 n. Chr.) überfiel um Mitternacht Fujiwara no Nobujori das Schloß Sandschoden, wo der ehemalige Kaiser Go Schirakawa residierte, mit 500 Reitern unter dem Feldherrn Minamoto no Yoschitomo. Der Kaiser ergriff erschrocken die Flucht, aber Nobujori, Yoschitomo, Mitsujasu, Mitsunaga und Suetane brachten ihn in seinem Wagen mit Gewalt in den kaiserlichen Palast zurück. Über den Mönch Keion, der dieses Bild gemalt hat, gibt es nur sehr mangelhafte Angaben, doch dürfte er nicht später als zwanzig Jahre nach dem „Heidschi-Aufstande" geboren sein.

Aus dem 14. Hefte der durch Jamamoto im Auftrage der Gesellschaft Kokkura-scha in Tokio herausgegebenen Monatsschrift „Kokkura" (Flora des Landes) übersetzt von Dr. Kitasato in Berlin.)

Die Dr. Kitasato hinzufügt, sind die Unruhen des Jahres Heidschi aus folgenden Ursachen entstanden. Der Kaiser Go Schirakawa, der seit 1156 regiert hatte, entsagte 11 s. dem Thron und übergab ihn seinem kleinen Sohn Nidscho (1156—[illegible]), behielt aber als Regent die Regierung in Händen und lebte bis 1192. In diese Zeit fiel ein politischer Zwist zwischen zwei Hofbeamten Schinsei und Nobujori aus der hochadligen Familie der Fujiwara. Nobujori griff aus Eifersucht weil Go Schirakawa Schinsei bevorzugt hatte, den Kaiser in seinem Schlosse Sandschoden an, brachte ihn als Gefangenen in den kaiserlichen Palast und ermordete seinen Gegner Schinsei. Dieser Aufstand wird die „Heidschi-Empörung" genannt. Als Verfasser des Heidschi-monogatari wird ohne Sicherheit Hamura Tokinaga, der im 15. Jahrhundert lebte, angegeben.

Die Entführung Go Schirakawas, gewesenen Kaisers von Japan, durch Fujiwara no Nobujori im Jahre 1159.

Die bildlichen Darstellungen zu dem Buche Heidschi-monogatari, d. h. „Erzählungen aus dem Jahre Heidschi", sind teilweise verloren gegangen. Das hier wiedergegebene Bild ist ein Teil der zu dem Abschnitte Sandschoden-Jakiuti (die Zerstörung des Schlosses Sandschoden durch Brand) gehörigen Illustration. Am 9. Tage des 12. Monats des Jahres Heidschi (1159 n. Chr.) überfiel um Mitternacht Fujiwara no Nobujori das Schloß Sandschoden, wo der ehemalige Kaiser Go Schirakawa residierte, mit 500 Reitern unter dem Feldherrn Minamoto no Joschitomo. Der Kaiser ergriff erschrocken die Flucht; aber Nobujori, Joschitomo, Mitsujasu, Mitsumoto und Suesane brachten ihn in seinem Wagen mit Gewalt in den kaiserlichen Palast zurück. Über den Mönch Keion, der dieses Bild gemalt hat, gibt es nur sehr mangelhafte Angaben; doch dürfte er nicht später als zwanzig Jahre nach dem „Heidschi-Aufstande" geboren sein.

(Aus dem 14. Hefte der durch Jamamoto im Auftrage der Gesellschaft Kokkura-scha in Tokio herausgegebenen Monatsschrift „Kokkura" [Flora des Landes] übersetzt von Dr. Kitasato in Berlin.)

Wie Dr. Kitasato hinzufügt, sind die Unruhen des Jahres Heidschi aus folgenden Ursachen entstanden: Der Kaiser Go Schirakawa, der seit 1156 regiert hatte, entsagte 1158 dem Thron und übergab ihn seinem kleinen Sohn Nidscho (1159—65), behielt aber als Regent die Regierung in Händen und lebte bis 1192. In diese Zeit fiel ein politischer Zwist zwischen zwei Hofbeamten, Schinsei und Nobujori aus der hochadligen Familie der Fujiwara. Nobujori griff aus Eifersucht, weil Go Schirakawa Schinsei bevorzugt hatte, den Exkaiser in seinem Schlosse Sandschoden an, brachte ihn als Gefangenen in den kaiserlichen Palast und ermordete seinen Gegner Schinsei. Dieser Aufstand wird die „Heidschi-Empörung" genannt. Als Verfasser des Heidschi-monogatari wird, ohne Sicherheit, Hamura Tokinaga, der im 13. Jahrhundert lebte, angegeben.

Taf. 46. Die Entführung des Kaisers Goshirakawa aus seinem Palaste.

Nach einem Gemälde Sumiyoshi Keions im Museum zu Boston.

mißglückte; aber er entkam nach dem Kwanto, sammelte bald ganze Scharen um sich und setzte sich in Kamakura fest, wo ihn die Taira nicht anzugreifen wagten. Bald darauf (1181) starb Kijomori; seine letzten Worte an seine Familie waren, daß man an seiner Leiche die Beobachtung der gewöhnlichen Totengebräuche unterlassen und nur den Kopf Minamoto no Joritomos vor seinem Grabhügel aufpflanzen möge.

Seinem Sohne Munemori fehlten die Fähigkeiten und vor allem die blutige Tatkraft des Vaters. Er verlor kostbare Zeit mit Beratungen, während seine Feinde im Norden jeden Tag neue Kräfte sammelten; ihnen schloß sich alles an, was noch von den Minamoto übrig war, daneben nahmen auch viele Fujiwara, die Priester des Hieizan und der verbannte Go Schirakawa für sie Partei. Der erste Zusammenstoß fand zwischen einer Armee der Taira und Minamoto no Joschinaka, dessen Vater ebenfalls ein Opfer Kijomoris gewesen war, in den Gebirgen des Nakasendo statt; die Taira wurden 1182 vollständig geschlagen, und Munemori floh mit dem jungen Mikado Antoku aus Kioto. Der alte Go Schirakawa begrüßte dort den Sieger. Antoku wurde für abgesetzt erklärt und Go Toba an seiner Stelle zum Kaiser gewählt. Dieser ernannte Joschinaka zum Schogun, der damit in Gegensatz zum Haupte der Familie Joritomo trat. Minamoto no Joritomo sandte seine jüngeren Brüder, Joschitsune und Norijori, gegen ihn; sie schlugen ihn 1184 am Biwasee, und Joschinaka nahm sich das Leben. Joschitsune benutzte den errungenen Vorteil und nahm die Verfolgung Munemoris auf; nach verschiedenen Gefechten, von denen nicht eines für die Taira glücklich verlief, kam es 1185 bei Dannoura, in der Nähe von Schimonoseki, zur Entscheidungsschlacht. Trotz tapferster Gegenwehr wurden die Taira in dem Seegefechte vollständig besiegt. Die Witwe Kijomoris ertränkte sich mit dem fünfjährigen Mikado Antoku; was von den Taira nicht in der Schlacht fiel, starb durch eigene Hand oder wurde auf der Verfolgung erschlagen. So wurde die Vernichtung, mit der die Taira einst den Minamoto gedroht hatten, jetzt ihnen selbst durch die früheren Besiegten zuteil.

Taira Kijomori. Nach „The Russo-Japanese War“ (Tokio 1904).

Die Kämpfe der Taira und Minamoto sind nicht unpassend mit denen der Weißen und der Roten Rose in England (vgl. Bd. VI, Abschnitt VII) verglichen worden; selbst die Feldzeichen der japanischen Parteien trugen zufällig diese gleichen Farben: die Minamoto hatten weiße, die Taira rote Fahnen als Feldzeichen erwählt. Die Vorgänge in diesen Kämpfen bilden den Gegenstand der berühmtesten japanischen Novellen, die unter dem Namen Heike (chin. für Taira, Friede) und Genge (chin. für Minamoto, Quelle) -Monogatari noch heute das Entzücken der Jugend und der Erwachsenen in Japan bilden.

F. Die Minamoto, die Hodscho und die Asikaga (1186—1573).

Die nächsten vier Jahrhunderte der japanischen Geschichte sind mit den Kämpfen aller gegen alle ausgefüllt. Weder Recht noch Gesetz herrschen, Verrat und Mord sind an der Tagesordnung; und wenn die Treue des niederen Lehensträgers gegen seinen Herrn oft wohltuend berührt, erscheint die Unzuverlässigkeit des Höheren dem Mikado, dem Schogun und dem Regenten gegenüber dafür desto verächtlicher. Jeder ist nur auf seinen Vorteil bedacht, und sucht ihn auf alle Weise zu erreichen; versöhnend wirkt allein, daß der Besiegte, der als Sieger kein Mitleid kennt, mit stoischem Mute zu sterben weiß; er fällt, wie der Römer der alten Zeit, in das eigene Schwert.

Schon zu Beginn der Herrschaft der Fujiwara im 8. Jahrh. hatte sich, vermutlich durch die Verweichlichung einzelner Schichten der Bevölkerung, das Bedürfnis herausgestellt, eine besondere Soldatenklasse (die Samurai) zu schaffen; früher war jeder Soldat und zog ins Feld, wenn er dazu gerufen wurde, jetzt wurde dieser Landsturm durch Leute ersetzt, die aus dem Kriegsdienst ein Handwerk machten. Wenn angegeben wird, daß es ursprünglich Leibeigene gewesen seien, aus denen sich die militärische Gefolgschaft größerer Herren zusammengesetzt habe, so mag das für vereinzelte Fälle zutreffen; im großen und ganzen war dies aber gewiß nicht der Fall. Vielmehr hat, wie in anderen Ländern, z. B. in Deutschland, die Not der Zeiten den freien Bauern und oft auch den kleinen Adligen bewogen, sich unter den Schutz eines Mächtigeren zu stellen und seine Freiheit gegen die Sicherheit umzutauschen, die dieser ihm bieten konnte. Dafür spricht auch, daß von den Japanern selbst bei Gelegenheit der Frage der Kapitalisierung der Einkünfte der Samurai 1870 stets behauptet wurde, daß diese, d. h. die zweischwertige Adelsklasse, im 8. Jahrh. aus dem Bauernstande hervorgegangen sei und wieder dahin zurücktreten müsse. Die hörigen Bauern wie die, die sich freiwillig unter den Schutz eines Herrn begaben, waren eben nunmehr diesem, nicht mehr dem Kaiser, zum Kriegsdienste verpflichtet, und bei den gar nicht mehr abbrechenden Kämpfen erwies es sich schließlich für beide Teile, den Herren wie den Bauern, als vorteilhafter, eine schärfere Scheidung zwischen dem Wehr- und dem Nährstande eintreten zu lassen.

Mit der Entstehung der großen Lehen wird es ähnlich gegangen sein. In den Zeiten, da Macht vor Recht ging, wird von den Regenten, Kronfeldherren oder, wer immer die Macht in Händen hatte, das Eigentum der Besiegten entweder in eigenen Besitz genommen oder an Anhänger verteilt worden sein; später, als die Zahl derer sich mehrte, die sich aus dem angeblichen Besitztume des Kaisers ein eigenes mit dem Schwerte zurechthieben, als größere und kleinere Herren sich in die Fetzen des Landes teilten, war der tatsächliche Besitz neun Zehntel des Rechts, wenn nicht das ganze — gleichgültig, ob er durch die Schenkungsurkunde einer der dem Namen nach zu Recht bestehenden Gewalten verbrieft war oder nicht. Was das Schwert gewonnen hatte, konnte nur das Schwert erhalten. So kam es, daß, als die Verhältnisse zu Anfang des 17. Jahrh. eine festere Form annahmen, aller Grund und Boden im Besitze der größeren und kleineren Landesherren war, die ihn theoretisch vom Mikado direkt oder durch den Schogun zu Lehen hatten; dies wurde zur Wahrheit, als nach der Wiederherstellung des Mikadotums der Grund und Boden wie alle Einwohner des Reiches von der Regierung als kaiserliches Eigentum angesprochen wurden.

Für die Zeit von dem Siege der Minamoto über die Taira bis zu dieser Wiederherstellung (1868), d. h. in fast sieben Jahrhunderten, sind für die inneren Beziehungen

Schogun Minamoto Joritomo, einer der bedeutendsten japan. Feldherrn (auf dem Schlachtross).

Aus „The Russo-Japanese War" (Tokio 1907).

Japans zwei Tatsachen maßgebend; zuerst die, daß, während bisher Kioto der Schwerpunkt des Landes auch in politischer Beziehung gewesen war, dieser nun weiter nach Nordosten, zuerst nach Kamakura, einer Schöpfung Joritomos, später nach Jedo, einer solchen des Jiejas, verlegt wurde; dann die nicht weniger wichtige, daß während des größten Teils dieser Zeit nicht die Träger der verschiedenen Amtstitel: Mikado, Schogun und Regent, meist Kinder, manchmal Säuglinge, die tatsächliche Gewalt ausübten, sondern daß diese sich in den Händen von Verwandten und anderen hinter den Kulissen stehenden Persönlichkeiten befand. Nur in sehr seltenen Fällen haben die Titulare selbst eine andere Rolle als eine leidende gespielt, und das zu einer Zeit, in der es in Japan sicherlich nicht an entschlossenen und tatkräftigen Männern gefehlt hat.

a) Joritomo (s. die beigeheftete farbige Tafel).

Gleich nach dem Siege bei Dannoura kam es im Schoße der Familie Minamoto zu ernsten Zerwürfnissen, die wohl die Eifersucht Joritomos auf die kriegerischen Erfolge seines Halbbruders Joschitsune verschuldete; letzterer wurde nicht lange nachher auf Befehl Joritomos ermordet. Um die Person dieses sympathischsten aller Minamoto hat sich ein Kranz von Sagen gebildet; nach den einen wäre er zu den Ainо entflohen und habe lange unter ihnen gelebt, andere wollen ihn in dem großen Dschengis Khan wiedererkennen, der die Mongolen zur mächtigsten Nation Asiens machte. Das Wahrscheinlichste ist, daß er, nachdem er sein Weib und seine Kinder getötet hatte, Harakiri (das Bauchaufschneiden) beging, und daß sein Haupt nach Kamakura gebracht wurde, um dem Bruder als Beweis für die Ausführung seines Befehls vorgelegt zu werden. Joritomo selbst, der 1192 die Ernennung zum Sei-i Tai Schogun („Großen, die Barbaren unterwerfenden General") erhielt, starb 1199. Er schuf im Kwanto, seinem Erbland, eine geordnete Regierung: das „bak' fu" („hinter dem Vorhange", der das Zelt des Feldherrn umgibt), gewissermaßen die militärische Verwaltung des Kronfeldherrn, und setzte an Stelle der unfähigen Statthalter der Provinzen seine tüchtigsten Unterführer. Kamakura wurde unter ihm eine große und schöne Stadt, von der freilich heute nur noch ein paar stattliche Tempel, ein großer Buddha (der Daibuz) und das einfache Grabdenkmal ihres Erbauers vorhanden sind (s. die Tafel „Der Daibutsu von Kamakura" bei S. 171).

b) Die Schattenschogune und die Hodscho.

Nach Joritomos Tod führte sein Schwiegervater Hodscho Tokimassa zusammen mit der Witwe Masago die Vormundschaft über den achtzehnjährigen Joriije, der nach vierjähriger Regierung 1203 abgesetzt, verbannt und ein Jahr später ermordet wurde. Ihm folgte sein elfjähriger Bruder Sanetomo, der 1219 durch seinen Neffen Kokio, den Sohn Joriijes, den Tod fand. Mit ihm erlosch die direkte Nachkommenschaft Joritomos. Die Hodscho hatten jetzt die Macht in Händen. Sie nahmen nicht selbst den Titel Schogun an, sondern begnügten sich mit dem der Schikken (Regenten) von Kamakura und zogen es vor, Kinder zuerst aus der Familie Fujiwara, dann aus dem kaiserlichen Hause zu Schogunen zu ernennen und unter ihren Namen zu regieren. Von den acht Schogunen, die der Zeit von 1220—1338 angehören, waren sechs bei ihrer Ernennung zwischen 3 und 16 Jahre alt; alle sind abgesetzt und zwei nachweisbar ermordet worden. Auch in der Regentenfamilie sah es nicht besser aus: von 1205—1326 regierten acht und in dem kurzen Zeitraume von 1326—33 drei oder vier; dann ging die Familie unter.

In Kioto war man mit der Übernahme der Herrschaft durch die Hodscho wenig zufrieden. Die drei Exmikados Go Toba und seine Söhne Tsutsi und Dschuntoku sowie der seit 1222 regierende Sohn des letzteren, Tschukio Tenno, leisteten Widerstand, wurden aber besiegt; die drei Exmikados wurden in die Verbannung geschickt und dort ins Gefängnis geworfen, der regierende abgesetzt. Die ersten der Hodscho Schikken oder ihre Berater waren tüchtige Leute. Jositoki (1205—24), Jasutoki (1225—42) taten ihr Bestes, um Ruhe im Lande zu halten, hatten aber gegen die Parteien in Kioto und die buddhistischen Priester, namentlich in Jamato, zu kämpfen, die die Landbevölkerung gegen sie aufhetzten. Tsunetoki regierte nur drei Jahre (1243—46) und dankte zugunsten seines jüngeren Bruders, Tokijori (1246—56), ab. Auch dieser tat viel, namentlich für die Gerechtigkeitspflege. Das größte Verdienst um Japan erwarb sich aber Tokimune (1257—84). Nach der Eroberung von China sandte Kublai Khan durch die Koreaner an den Mikado Go Uda (1275—87) ein Schreiben, worin er von Japan die Anerkennung seiner Herrschaft und Tributzahlung verlangte; Tokimune wies dies mit Entrüstung zurück. Weitere chinesische Gesandtschaften kamen, aber ohne besseren Erfolg. Da bemächtigten sich die Mongolen von Korea aus der Inseln Tsuschima und Iki und versuchten vergeblich 1275 auf Kiuschiu festen Fuß zu fassen. Im Jahre 1279 kamen aufs neue chinesische Gesandte mit der Aufforderung zur Unterwerfung nach Nagasaki, wurden aber auf Befehl aus Kamakura enthauptet. Endlich (1281) erschien eine gewaltige mongolische Flotte an der Küste von Kiuschiu. Die japanischen Jahrbücher sind voll von Berichten über einzelne Heldentaten; das Wahre wird wohl sein, daß die zwischen 3000 und 4000 Segel zählende Flotte, die 100 000 Krieger, darunter 10 000 Koreaner, an Bord gehabt haben soll, fast ganz durch einen Taifun vernichtet wurde, und daß die Japaner den geretteten Rest der Besatzung schonungslos niedermachten.

Dieser Erfolg und die unumschränkte Gewalt, die sie im Reich ausübten, scheint die Hodscho veranlaßt zu haben, alle Grenzen, die Vernunft und Vorsicht ihnen hätten ziehen sollen, zu überschreiten. Hatten sie vorher mit eiserner Hand regiert, die Mikado und Schogune nach Belieben ein- und abgesetzt, so waren sie wenigstens um die Wohlfahrt des Volkes besorgt gewesen; jetzt aber begannen sie und ihre Beamten die unteren Schichten in furchtbarer Weise zu unterdrücken, um sich die Mittel für ihr ausschweifendes Leben zu verschaffen. Die Aufregung und Entrüstung wuchs im Lande, bis endlich Go Daigo, seit 1287 der fünfte Mikado und selbst von den Hodscho eingesetzt, 1330 die Fahne des Aufstandes erhob. Schon 1327 hatte ein Sohn von ihm, Morijoschi, versucht, das Joch, das auf dem Kaiserhause und dem Lande lag, abzuschütteln, sein Plan war aber entdeckt und er ins Kloster gesteckt worden; der Vater war jetzt nicht glücklicher: er wurde besiegt, abgesetzt und in die Verbannung geschickt. Kusunoke Masahige, der sich in Kawadzi erhoben hatte, wurde ebenfalls geschlagen, entkam aber.

Die Ketten schienen jetzt fester geschmiedet als je zuvor; aber die Rettung sollten die Minamoto bringen. Zwei Enkel von Minamoto Joriije, dem Urgroßvater Joritomos (bekannt in der japanischen Geschichte als Hatschiman taro, d. h. ältester Sohn des Kriegsgottes, der die Macht seiner Familie in dem von ihm zum Teil erst eroberten Kwanto geschaffen hatte), hatten in Nita und Asikaga zwei Familien gegründet, die sich jetzt gegen die Hodscho erhoben. Nita Joschisada, der früher in den Diensten der Regenten gestanden hatte, setzte sich 1333 mit Morijoschi (jetzt Otonomija) in Verbindung, sammelte dessen Anhänger und die seiner Familie und rückte binnen 14 Tagen nach Kamakura. Der für die letzten Kinderregenten tatsächlich die Regierung führende Takatoki, der als Regent 1326

abgedankt hatte, wurde vollständig überrascht. Das Schloß von Kamakura wurde nach kurzem Widerstande genommen; Takatoki und viele seiner Anhänger entleibten sich, alle anderen wurden von den Siegern oder den Bauern, die aufstanden, niedergemacht. Gleichzeitig hatte Asikaga Takauji zusammen mit Kusunoki die Macht der Hodscho in Kioto gebrochen. Auch dort wurden alle ihre Anhänger, deren man habhaft werden konnte, getötet. Das Andenken der Hodscho ist noch heute in Japan mit Haß und Schmach beladen.

c) Die Asikaga.

Nach dem Siege seiner Freunde kehrte der Exmikado Go Daigo aus der Verbannung zurück und bestieg aufs neue 1334 den Thron; er ernannte seinen Sohn Morijoschi zum Schogun von Kamakura und belehnte Asikaga Takauji mit Hitaschi, Musaschi und Schimosa, Kusunoki Masahige mit Settsu und Kawadzi und Nita Joschisada mit Kodsuke und Arima, während viele andere kleinere Besitzungen erhielten. Aber die Einigkeit dauerte nicht lange. Go Daigo in Kioto und Morijoschi in Kamakura führten ein selbst für die damalige, sehr nachsichtige Zeit zu lockeres Leben; ein früherer buddhistischer Priester zog an der Spitze eines Haufens von Gesindel unter dem Vorwande, nach Anhängern der Hodscho zu suchen, raubend und mordend im Kwanto umher, bis ihn Takauji kreuzigen ließ. Das gab zu heftigen Beschwerden Morijoschis bei seinem Vater Veranlassung, bis endlich ein jüngerer Bruder Takaujis, Todojoschi, aufstand und einen neuen Schogun ausrief; zuerst auf verschiedenen Seiten kämpfend, vereinigten sich die beiden Brüder endlich, rückten zusammen auf Kamakura und vertrieben Morijoschi. Takauji erklärte sich nun selbst zum Schogun. Go Daigo rief seine Anhänger, besonders Nita Joschisada, zum Kampfe gegen ihn auf; aber diese wurden nach einigen ersten Erfolgen bei Takenosch'ta am Hakonepaß geschlagen. Takauji zog nun auf Kioto, Go Daigo flüchtete mit den Abzeichen der Herrschaft nach dem festen Tempel Müdera auf dem Hieizan, wurde aber auch von dort vertrieben. Unterdessen hatten sich seine Anhänger wieder gesammelt und warfen Takauji aus Kioto und Müdera heraus, unterlagen aber endlich am Minatogawa bei Hiogo; auch Kusunoki Masahige, der die Truppen des Mikados befehligt hatte, fiel. Go Daigo flüchtete wieder nach Müdera, und Takauji ernannte 1337 einen jüngeren Sohn von Go Fuschimi (1299—1301) zum Mikado unter dem Namen Komijo Tenno. Schließlich verständigten sich die streitenden Parteien: die Mikadowürde sollte in zehnjährigen Zwischenräumen zwischen den Nachkommen Go Daigos und Go Fuschimis abwechseln. Go Daigo gab die Herrschaftsinsignien zeitweilig heraus, und Komijo wurde gekrönt. Takauji wurde Großschogun und residierte als solcher in Kioto, während sein Sohn Josinori als Schogun in Kamakura blieb. Unter letzterem leitete ein Schikken von Kioto aus die Angelegenheiten der westlichen, ein Kwanrei (Gouverneur) von Kamakura aus die der östlichen Provinzen. Lange dauerte der Frieden indessen nicht: Go Daigo erklärte sich noch in demselben Jahre (1337) wieder für den allein rechtmäßigen Mikado, seinen Gegner für einen unechten, und sammelte seine Anhänger, besonders Kusunoki Masajuki, den Sohn Masahiges, und Nita Joschisada um sich.

Von diesem Zeitpunkt an bis gegen Ende des Jahrhunderts gab es in Japan zwei Mikados, im Süden und im Norden, von denen die ersteren für echt galten, die anderen aber die tatsächliche Macht besaßen. Indessen fiel einer nach dem anderen von den Verteidigern der südlichen Mikados, und 1392 kam es unter denselben Bedingungen wie 1337 zu einer Verständigung: Go Kamejama, der zweite der südlichen Kaiser, der seit 1366 dem Namen nach regiert hatte, dankte ab und übergab seinem Gegner die Reichsabzeichen.

Takauji war 1358, 53 Jahre alt, gestorben. Ihm folgte sein Sohn Josinori, der 1367 abdankte; sein Enkel Josimitsu, der 1393 ebenfalls abdankte, lebte bis 1409 und bewahrte einen großen wohltätigen Einfluß auf die Regierung. Unter ihm kam das Reich freilich nur für kurze Zeit zur ersehnten Ruhe. Bald brachen aufs neue Streitigkeiten unter den verschiedenen Familien aus, die in den Kämpfen der letzten Jahrhunderte zu Macht und Ansehen gelangt waren; die Hosokawa, Takeda, Ujesugi (s. die untenstehende Abbildung), Tokugawa, Ota, Odawara im Norden und in der Mitte des Landes, die Mori im Westen, Satzuma, Hisen, Bungo auf Kiuschiu lagen fortwährend im Krieg unter sich und mit ihren Nachbarn, ohne daß die schwachen Asikaga Ruhe schaffen konnten, bis endlich den letzten von ihnen, Josiaki, 1573 Ota Nobunaga absetzte. Das Land war in einem furchtbaren Zustand: überall nur Ruinen einst blühender Städte und Dörfer und verwüstete Felder. Kioto selbst lag fast vollständig in Trümmern; wer die Hauptstadt verlassen konnte, war längst geflohen und hatte Schutz in dem Feldlager eines der großen Landesherren gesucht. Das Ansehen des Mikados war so gesunken, daß 1500 der Leichnam Go Tsutsi Tennos vierzig Tage lang an den Toren des Schlosses stand, weil die Mittel zu seiner Beerdigung fehlten. Der Bauernstand war fast ganz ausgerottet; wer kräftig genug war, war Soldat geworden oder machte als Seeräuber die Küsten Chinas, Koreas und des eigenen Landes unsicher. Es war ein Zustand, wie er in Deutschland während des Dreißigjährigen Krieges herrschte; und wie die deutschen Fürsten damals Anlehnung und Schutz beim Auslande suchten und fanden, erbat und erhielt Josimotsi, vielleicht richtiger sein Vorgänger Jorimitsu für ihn, zu Anfang des 15. Jahrh. von dem Kaiser Jung lo der chinesischen Mingdynastie den Titel eines „Königs von Japan“ gegen das Versprechen von 1000 Unzen Gold jährlich.

Ujesugi Kenschin. Nach „The Russo-Japanese War“ (Tokio 1904).

G. Das Christentum und die Fremden in Japan (1543—1624).

a) Der geschichtliche Verlauf der Beziehungen Japans zum Christentum.

In den Schluß der traurigen Asikagazeit fällt die erste Berührung zwischen Europäern und Japanern. Das Jahr (zwischen 1530 und 1545) steht nicht fest; auch über die Namen der ersten Besucher besteht keine Übereinstimmung. Gewöhnlich nimmt man 1543 an; das schlösse allerdings, wenn Fernand Mendez Pinto, der „Vater der Lügen“, der es dennoch verdient, daß man sich ernstlich mit ihm beschäftige, seine Abenteuer überhaupt in

zeitlicher Reihenfolge erzählt hat, ihn von der beanspruchten Ehre aus, einer der drei ersten Fremden in Japan gewesen zu sein. Jedenfalls haben aber diese ersten Besucher zu den Abenteurern gehört, die damals auf eigene Faust oder als Genossen chinesischer Freibeuter die ostasiatischen Meere und Küsten unsicher machten. Bald nach der Entdeckung Japans und den ersten Berichten über die guten Aussichten, die sich dem fremden Handel dort böten, muß ein ziemlich starker Zusammenfluß von Fremden stattgefunden haben.

Nach dem Kaufmann kam der Missionar. Franziskus Xavier traf 1549 in Kagosima ein und ging, da er dort keine freundliche Aufnahme fand, weil der Fürst (König, wie es in den Berichten heißt) von Satzuma über das Ausbleiben der portugiesischen Schiffe während des letzten Jahres erzürnt war, nach Nagato und Bungo und von da nach Kioto, wo er wegen der Unruhen ebenfalls wenig Erfolg hatte. Er verließ Japan 1551, um nach Indien zurückzukehren und dort Missionare für Japan zu werben, starb aber auf dem Wege dorthin. An Arbeitern sollte es indessen auf dem neuen Felde nicht lange fehlen. Bereits 1564 bestanden sieben Kirchen und Kapellen in den Vorstädten von Kioto und eine Menge kleiner christlicher Gemeinden im Südwesten von Japan, besonders auf der Insel Kiuschiu. Bis 1581 war die Zahl der Kirchen in Japan auf mehr als 200 und die der eingeborenen Christen auf 150000 gestiegen; und bis zu dem im nächsten Jahr erfolgten Tode Nobunagas, der die Christen offen begünstigte, vielleicht um in ihnen ein Gegengewicht gegen die ihm feindliche buddhistische Priesterschaft zu finden, ging das Bekehrungswerk ohne Störungen weiter. Die christlichen Fürsten von Bungo, Arima und Omura auf Kiuschiu sandten 1583 eine aus vier jungen Edlen bestehende Gesandtschaft an den Papst, angeblich um sich zu Vasallen des Heiligen Stuhles zu erklären; 1591 kehrte diese nach Japan zurück, nachdem sie von Sixtus V. und König Philipp II. empfangen worden war, und brachte 17 jesuitische Missionare mit.

Im Jahre 1587 hatte sich aber bereits die erste Wolke über dem Haupte der fremden Glaubensboten zusammengezogen in der Form eines Verbannungsbefehls, den vermutlich der Wunsch Taikosammas, sich in den Kampf um die Oberherrschaft die Unterstützung der Buddhisten zu sichern, veranlaßt hatte. Die Jesuiten, die es in Ostasien stets verstanden haben, den ihnen und ihrem Werke drohenden Gefahren durch scheinbaren äußeren Gehorsam auszuweichen, schlossen ihre Kirchen und hörten auf, öffentlich zu predigen; die Bekehrungen nahmen aber ununterbrochen und ungestört ihren Fortgang mit solchem Erfolge, daß sich in den drei folgenden Jahren 30000 Japaner taufen ließen. Taikosamma (Hidejoschi) schien anfänglich mit der äußeren Unterwerfung unter seinen Willen zufriedengestellt; vielleicht mochte er auch fürchten, bei zu scharfem Vorgehen des aus dem Handel mit dem Ausland entspringenden Vorteils verlustig zu gehen oder die christlichen Fürsten auf Kiuschiu zum Abfalle von seiner Sache zu treiben. Aber das Auftreten der spanischen Bettelmönche, die in großer Menge von den Philippinen herüberkamen und seinen Befehlen Trotz boten, indem sie ihre geistlichen Gewänder trugen und öffentlich predigten, führte zu weiteren Maßregeln. Das Ausweisungsdekret wurde erneuert; einige Kirchen und den Missionaren gehörige Häuser wurden zerstört und endlich 1596 sechs Franziskaner, drei Jesuiten und siebzehn japanische Christen nach Nagasaki gebracht und dort gekreuzigt.

Aber auch diesmal schien die Gefahr infolge des klugen Verhaltens der Jesuiten vorübergehen zu sollen. Nach Taikosammas Tode zeigte sich Ijejas, der mächtigste der um die Herrschaft kämpfenden Führer, anfänglich den Missionaren nicht abgeneigt; er versuchte sogar die spanischen Mönche zur Herstellung direkter Handelsbeziehungen zwischen seinem Erblande, dem Kwanto (Gebiet um Jedo) und den Philippinen zu benutzen. Bald aber mußte auch er Stellung gegen die fremden Missionare und die einheimischen Christen nehmen. Was ihn dazu veranlaßte, war wohl deren Benehmen selbst. Einerseits fuhren die spanischen Bettelmönche fort, den Befehlen der Regierung offen Trotz zu bieten und auch ihre Bekehrten dazu aufzustacheln; anderseits gab an vielen Stellen die Unbotmäßigkeit der letzteren zu ernsten Bedenken Veranlassung. Während der Blüte des Bekehrungswerkes waren in manchen der von christlichen Fürsten beherrschten Gebieten, besonders auf Kiuschiu, wenn nicht auf Anraten, so doch mit der Billigung der Missionare, wie aus ihren Berichten klar hervorgeht, grausame Buddhistenverfolgungen ins Werk gesetzt worden. In Omura wurden z. B. nach der 1562 erfolgten Bekehrung des Fürsten alle Tempel und Götzenbilder im Lande durch Truppen zerstört; in Amak'sa ließ der Fürst 1577 seinen Untertanen nur die Wahl zwischen Bekehrung oder Auswanderung, und auch in manchen anderen Gebieten wurde, wer sich weigerte, die neue Lehre anzunehmen, gleich welches Standes, von Haus und Hof vertrieben. Als infolge der Siege von Taikosamma und Ijejas' gerade im Süden, wo sich ihre hauptsächlichsten Gegner befanden, vielfach

eine neue Einteilung und Besetzung der Fürstentümer stattgefunden hatte und die heidnischen Fürsten nunmehr begannen, ihre christlichen Untertanen, wie einst ihre Vorgänger die heidnischen, zu verfolgen, zeigte sich namentlich unter der bäuerischen Bevölkerung ein Geist der Auflehnung und des Widerstandes, wie man ihn auf Japan in diesen Klassen nicht gewohnt war; dies rief neue Maßregeln gegen Missionare und Christen, ja bald gegen alle Fremden hervor. Im Jahre 1606 wurde das Christentum verboten und 1613, vielleicht infolge einer 1611 auf der goldreichen Insel Sado, wohin Tausende von eingeborenen Christen zur Strafarbeit verbannt worden waren, angeblich entdeckten Verschwörung, für staatsgefährlich erklärt, die Zerstörung aller Kirchen sowie die Ausweisung aller Missionare angeordnet und ausgeführt. Im Jahre 1614 wurden 22 Franziskaner, Dominikaner und Augustiner, 117 Jesuiten und einige hundert japanische Priester und Katecheten mit Gewalt an Bord von drei Dschunken gebracht und fortgeschickt, so daß die in Japan lebenden 600000 (nach japanischen Quellen 2 Millionen) eingeborenen Christen auf einen Schlag ihre Seelsorger verloren. Der Sieg des Jjejas über Hidejori, den Sohn Taikosammas, in der Schlacht von Sekigahara, in der die christlichen Fürsten auf der Seite des Besiegten gestanden hatten, verschlechterte die Lage der Christen noch mehr.

Vor allen Dingen aber veranlaßten die fortwährend wiederkehrenden Versuche fremder Priester, heimlich Eingang in das Land zu erlangen, die japanische Regierung zu immer schärferem Vorgehen. Hidetada, der Sohn und seit 1616 (oder 1605) Nachfolger des Jjejas, verhängte 1617 nun auch gegen fremde, in Japan gefundene Priester die Todesstrafe, die bisher nur einmal (1596) gegen sie zur Anwendung gebracht worden war. Der fremde Handel wurde 1617 auf Hirado und Nagasaki beschränkt, 1621 allen Japanern verboten, das Land zu verlassen, und 1624 wurden alle Fremden, mit Ausnahme der Holländer und Chinesen, des Landes verwiesen: eine Maßregel, die indessen erst 15 Jahre später ganz ausgeführt wurde. Inzwischen ging die Verfolgung gegen die eingeborenen Christen ihren Weg. Tausende wurden gekreuzigt, verbrannt, ertränkt oder sonst zu Tode gemartert, ohne daß jedoch, wie es sich nach mehr als 200 Jahren herausstellt, das Christentum ganz ausgerottet worden wäre.

Im Dezember 1637 brach auf Kiuschiu ein Aufstand aus, der, wenn auch nur mittelbar mit dem Christentume zusammenhängend, die Verfolgung erneuerte und verschärfte. Es handelte sich in erster Linie wohl um eine Erhebung der durch die Auferlegung immer neuer Steuern und sonstige Bedrückungen zur Verzweiflung gebrachten Bauern von Arima, denen sich aber bald alle Christen der Umgegend anschlossen. Die Aufständischen trugen nach zeitgenössischen holländischen Berichten leinene Kleider, waren kahl geschoren, verwüsteten die heidnischen Tempel und hatten als Feldgeschrei Sankt Jago gewählt. Sie setzten sich nach vergeblicher Bestürmung eines Schlosses des Fürsten von Amak'sa auf der Halbinsel Simabara fest und verteidigten sich dort heldenmütig gegen die Fürsten von Arima und Amak'sa und die Regierungstruppen, bis sie nach heftigen Kämpfen am 16./17. April 1638 der Übermacht unterlagen. 17000 Köpfe sollen als Siegeszeichen aufgesteckt worden sein, und von den angeblich 35000 Aufständischen sind wohl nur wenige mit dem Leben davongekommen. Am 25. April wurden die Vorsteher der portugiesischen Faktoreien gefangen gesetzt, da man ihnen wohl eine Mitschuld an dem Aufstande zuschrieb. Am 22. August wurde den portugiesischen Galeotten unter Androhung der Todesstrafe die Fahrt nach Japan verboten, und am 2. September wurden die letzten Portugiesen mit ihren beiden bis dahin gefangen gehaltenen Vorstehern ausgewiesen. Am 11. Mai 1641 erhielten die Holländer, die letzten Fremden in Japan, den Befehl, nach Nagasaki überzusiedeln, wohin auch die Chinesen geschickt wurden. So endete für den Augenblick nach kaum hundert Jahren die erste Berührung der Japaner mit Europa und dem Christentum.

b) Die Ursachen für das schnelle Heimischwerden und den schnellen Niedergang des Christentums in Japan.

Die Schnelligkeit der anfänglichen Erfolge der religiösen und der Handelsbeziehungen erklären die in Japan seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. bis 1615

herrschenden inneren Zustände. Das Land war von Zwistigkeiten und Kämpfen zerrissen, in denen der materielle Wohlstand der mittleren und unteren Klassen der Bevölkerung zugrunde gegangen war. Die beiden einheimischen Religionen brachten keinen Trost: der Schintoismus war längst eine Mythe geworden und hatte nie einen Halt an Herz oder Gemüt des Volkes besessen; auch der Buddhismus hatte seine belebende Kraft eingebüßt und sie durch die Lehre ersetzt, daß nur Gebete und Priester Hilfe und Errettung von den Gefahren der Seelenwanderung bringen könnten. Außerdem beteiligten sich die Priester an den politischen Tagesfragen zu lebhaft, um ein Ohr und ein Herz für die Leiden des kleinen Mannes haben zu können. Daher fanden die christlichen Missionare bald zahlreichen Zulauf; sie versprachen den Armen und Elenden sofort nach dem Tode die Freuden des Paradieses, die die Buddhisten erst nach langen Prüfungen in Aussicht stellten, und durch die Pracht des Gottesdienstes, zahlreiche Zeremonien und Mysterien, an denen die Bekehrten selbst Anteil nehmen durften, schlugen sie die Gegner auf ihrem eigenen Felde.

Wesentlich für den ersten Erfolg war es wohl auch, daß die Einleitung der Beziehungen in den Händen der Jesuiten lag, während ein großer Teil der Schuld am Zusammenbruche des Bekehrungswerkes auf die Bettelorden fällt. Durch die Bulle vom 28. Januar 1585 hatte Papst Gregor XIII. den Jesuiten das ausschließliche Recht zugesprochen, Missionare nach Japan zu entsenden. Klemens VIII. erteilte am 12. Dezember 1600 den Bettelorden dasselbe Recht, vorausgesetzt, daß sie sich in Portugal einschifften und über Goa nach Japan gingen; und am 11. Juni 1608 hatte Papst Paul V. dies Recht auch auf die Bettelmönche ausgedehnt, die sich über die Philippinen nach Japan begeben würden. Die Mitglieder der Bettelorden hatten aber in den meisten Fällen überhaupt nicht auf die Erteilung der nachgesuchten Erlaubnis gewartet, sondern waren auch ohne sie nach Japan gegangen, obgleich darauf die excommunicatio major ipso facto incurrenda stand. Dies Verfahren gab in mehr als einer Beziehung nicht nur zu unziemlichen Streitigkeiten zwischen den Missionaren selbst Veranlassung, sondern es untergrub auch ihr Ansehen in den Augen unfreundlich gesinnter Japaner. Außerdem war die Art, wie die Bettelorden bei ihrem Bekehrungswerk verfuhren, sehr verschieden von der der Jesuiten: während die letzteren sich den Anschauungen, Wünschen und Befehlen der japanischen Machthaber so weit wie möglich anpaßten, legten die Franziskaner, Dominikaner und Augustiner ersichtlich Wert darauf, ihnen trotzig entgegenzutreten und für den zu erreichenden Zweck auch keine Äußerlichkeit zu opfern.

Zu gleicher Zeit bestand zwischen Portugiesen und Spaniern ein politischer Gegensatz, den die Vereinigung der beiden Königreiche (1580) eher vermehrt als vermindert hatte. Seit der ersten Berührung der Fremden mit Japan war Portugals Macht und damit das Ansehen seiner Sendlinge sehr zurückgegangen; der Aufstand der spanischen Niederlande, die Kriege zwischen England und Holland, der Niedergang der spanischen Macht unter Philipp II. und III. erlaubten den japanischen Machthabern, im 17. Jahrh. zu wagen, wozu sie im 16. nicht imstande gewesen wären. Außerdem war das Betragen der fremden Kauf- und Seeleute nicht derart, ihnen Zuneigung oder Achtung der Japaner zu erwerben. Zwar brachte der fremde Handel auch den Fürsten des Landes reichlichen Gewinn; aber er war zugleich eine fortwährende Quelle der Eifersucht und Besorgnis unter ihnen, da jeder von ihnen den größten Anteil an sich zu reißen suchte. Nachdem eine starke Zentralgewalt, das Schogunat des Jiejas, hergestellt worden war, versuchte diese natürlich, sich des Handels ganz zu bemächtigen und ihre bisherigen Nebenbuhler und jetzigen Untertanen davon auszuschließen. Die Haltung der verschiedenen in Japan anwesenden Nationalitäten: Portugiesen, Spanier, Holländer und Engländer, die sich bei den Japanern gegenseitig anschuldigten und verleumdeten, die Klagen, die sie bei ihnen wegen weggenommener Güter und Schiffe vorbrachten, schadeten ebenfalls ihrem Ansehen. Auch die fortwährenden Händel unter den in Japan anwesenden Fremden, wie ihre Überhebung den Eingeborenen gegenüber, lassen die Abneigung erklärlich erscheinen, die unter den stolzen Japanern im Laufe der Jahre gegen sie entstand.

Gleichzeitig gab der Sklavenhandel, den alle Fremden, besonders die Portugiesen, in Japan trieben, den Japanern Vorwand und Grund zur Unzufriedenheit. Die inneren Kriege und der Zug gegen Korea, wie die Verarmung der niederen Klassen hatten so viel Ware auf den Markt geworfen, daß, wie Bischof Cerqueira erzählt, sich selbst die

malaiischen und schwarzen Diener der portugiesischen Kaufleute japanische oder koreanische Sklaven kaufen konnten, um sie nachher in Macao wieder zu verkaufen. Dieser Handel in Menschenfleisch, den die Behörden in Macao wie die geistlichen Behörden (Bischof Cerqueira 1598 und seine Vorgänger vor ihm) vergeblich zu unterdrücken versucht hatten, bilden unzweifelhaft eine der berechtigtsten Beschwerden der Japaner, die bereits 1621 die Ausfuhr von gemieteten oder gekauften Japanern ohne besondere Erlaubnis untersagten und später unter den härtesten Strafen ganz verboten.

c) Die Art des Vorgehens der Japaner gegen die Fremden.

So kam es, daß, als die bis dahin in Japan unbekannte Aufsässigkeit der Landbevölkerung die Machthaber mit Besorgnis erfüllte und diese hinter den religiösen Zwecken der Missionare politische Absichten vermuteten, der von jenen gefaßte und ausgeführte Beschluß, mit dem Christentum auch den Verkehr mit den Fremden zu vernichten, im Land ungeteilten Beifall fand. Die Regierung hatte außerdem im Laufe der Jahre durch eine Anzahl von Maßregeln die Fremden in den Augen der Bevölkerung herabzusetzen und ihres Einflusses zu berauben gewußt. Es wurde 1635 den Portugiesen verboten, sich Sonnenschirme von Japanern nachtragen zu lassen oder mehr als eine Kleinigkeit Almosen zu geben; gleichzeitig wurde ihnen befohlen, bei dem Betreten eines Rathauses ihre Schuhe auszuziehen; in demselben Jahre wurde ihnen, mit Ausnahme ihrer Vorsteher, verboten, Waffen zu tragen, und sie mußten ihre alten Diener entlassen und neue annehmen. Die Holländer durften sich nur innerhalb ihrer Häuser von japanischen Dienern bedienen lassen. Ein holländischer Bootsmann wurde 1638 enthauptet. Alle mit Holländern oder Engländern lebenden japanischen Frauen wurden 1639 ausgewiesen, und den Japanerinnen wurde verboten, mit Holländern eheliche Verbindungen einzugehen; 1640 wurde ein Bottelier von den Japanern wegen Ehebruchs mit einer Japanerin hingerichtet. Auf dem Schiffe „Die Gracht" hatte man zwei weiße Kaninchen nicht auf die Liste gesetzt, die alle lebenden Tiere aufzählen mußte: der Kapitän ward seines Amtes enthoben. Die holländische Faktorei in Hirado ward nach Kirchengerätschaften untersucht und den Holländern befohlen, alle Gebäude niederzureißen, an deren Giebeln sich eine Jahreszahl befände.

Der kaiserliche Befehl lautete: „Seine Kaiserliche Majestät (d. h. der Schogun) haben sichere Nachricht, daß ihr ebenso wie die Portugiesen Christen seid. Ihr feiert den Sonntag, ihr schreibt das Datum von Christi Geburt an die Dächer und Giebel eurer Häuser, ihr habt die zehn Gebote, das Vaterunser, das Kredo, den Kelch und die Verteilung von Brot, die Bibel, das Testament, Moses, die Propheten und die Apostel, in Summa, ein Werk. Die Hauptsache bleibt; die Verschiedenheiten zwischen beiden halten wir für gering. Daß ihr Christen seid, ist lange vorher bekannt gewesen; aber wir meinten, daß es ein anderer Christus sei. Worauf Seine Majestät Euch durch mich befehlen läßt" usw.

Und 1641 erfolgte der Befehl, daß die Toten der Holländer nicht mehr begraben, sondern 4—5 Meilen von der Küste im Meere versenkt werden sollten. Am 29. August wird dieser Befehl zum erstenmal ausgeführt, „weil eine Christenleiche nicht der Erde wert sei". Im nächsten Jahre ward auch der frühere Begräbnisplatz der Holländer in Hirado zerstört. Wenn man den Holländern und Chinesen trotzdem gestattete, in Nagasaki zu bleiben, so geschah dies, weil man ohne sie gewisse Waren, deren man bedurfte, nicht hätte erhalten können, und weil man auf sie angewiesen war, um von etwaigen Anschlägen der anderen Mächte gegen Japan rechtzeitig unterrichtet zu werden. Im übrigen wurden die Angehörigen beider Nationen wenig besser als wie Gefangene behandelt.

d) Die Lage seit der Wiedereröffnung Japans.

Als Japan 1854—58 dem fremden Handelsverkehr geöffnet worden war, fanden die katholischen Missionare, die auch diesmal dem Kaufmann auf dem Fuße folgten, bei Nagasaki, namentlich im Dorf Urakami, Überreste der früheren christlichen Gemeinden, die man durch die lange und grausame Verfolgung ganz ausgerottet glaubte. Unvorsichtigkeiten der Missionare lenkten auch die Aufmerksamkeit der japanischen Regierung auf den Fall; 1867 wurden 78 dieser eingeborenen Christen verhaftet, und man versuchte, sie durch Drohungen zur Abschwörung ihres Glaubens zu veranlassen. Den Bemühungen der fremden Vertreter, besonders des französischen Gesandten M. Roches, gelang es, die Freilassung der Leute gegen das Versprechen zu erlangen, daß die Missionare außerhalb der Niederlassungen von aller Proselytenmacherei Abstand nehmen würden. Kaum war aber der Mikado 1868 zur Regierung gelangt, als die Verfolgung gegen diese Leute und ihre Glaubensgenossen wieder aufgenommen und die Verbote gegen die schlechte Sekte der Christen erneuert wurden. Über 4000 eingeborene Christen wurden verhaftet und trotz allen Einschreitens der fremden Vertreter in kleinen Gruppen an verschiedene Landesfürsten zur Strafarbeit verteilt. Erst 1873 erreichte man ihre Freilassung und setzte die Aufhebung der Verbote gegen die christliche Lehre durch. Seit dieser Zeit ist der Tätigkeit der Missionare innerhalb der allen Fremden zum freien Verkehre zugewiesenen Grenzen kein Hindernis in den Weg gelegt worden. Deren Bemühungen scheitern aber hauptsächlich an dem stark entwickelten Nationalgefühle der Japaner; unzweifelhaft ist außerdem in weiten Kreisen eine Abneigung gegen den fremden Missionar vorhanden, der oft nur als ein politischer Agent seines Heimatlandes angesehen wird. Namentlich ist die Überstellung von Gott, Jesus, dem Papste, der Kirche und der Bibel über den Mikado der Hebel, womit das japanische Selbstbewußtsein, auch als Neuschintoismus, verletzt wird. Jedenfalls hat sich dieser nach Gefühl und Bekenntnis der einzelnen mehr oder weniger ausgesprochene „Japano-Zentrismus" bis jetzt als das größte Hindernis für die Ausbreitung des Christentums erwiesen; ihm sind die verschiedenen erfolgreichen Versuche auch japanischer Christen zuzuschreiben, sich von dem Einfluß fremder Missionsgesellschaften und der Verbindung mit ihnen frei zu machen. Will man an eine Christianisierung Japans glauben, so wird man sie daher auf japanischer Grundlage suchen müssen (vgl. unten, S. 210).

II. Die Zeit der Emporkömmlinge (1573—1600).

a) Nobunaga.

Den Sturz der Asikagafamilie hatte einer ihrer eigenen Anhänger, Ota Nobunaga, herbeigeführt (S. 182). Der Knabe stammte von einem Enkel Taira no Kijomoris ab, den seine Mutter auf der Flucht vor den Soldaten der Minamóto bei dem Schulzen des Dorfes Tsuda verborgen hatte; dieser trat ihn kurze Zeit darauf an einen Schintopriester aus Ota in Etzisen ab, der ihn als Sohn annahm. Der Knabe wuchs heran, wurde wie sein Pflegevater Schintopriester und gründete eine Familie, der beinahe 400 Jahre später, 1533, Nobunaga entsprang. Die unmittelbaren Vorfahren des letzteren hatten an den Wirren der Zeit tätigen Anteil genommen; und sein Vater Ota Nobuhide (gest. 1549) hinterließ ihm nicht unerhebliche Besitzungen, die der Sohn im Dienst der Asikaga vergrößerte, bis er sechs Provinzen und die Hauptstadt besaß. Unter ihm dienten Kinoschita Hidejoschi und Tokugawa Jjejas (Minamoto), zwei Männer, die in der Geschichte Japans noch große Rollen

spielen sollten. Nobunaga überwarf sich 1574 mit den Asikaga, zog gegen sie, schlug den Schogun Josiaki, nahm ihn gefangen und setzte ihn ab. Das war das Ende der Asikaga-Dynastie. Er selbst übernahm als Naidaijin die Reichsregierung, da er, als nicht von den Minamoto abstammend, nicht Schogun werden konnte. Von seinen Kämpfen gegen die buddhistischen Mönche und seiner Bevorzugung der Christen war bereits die Rede (S. 183). Aber während der kurzen Dauer seiner Herrschaft (1574—82) gelang es ihm nicht, Ruhe im Lande herzustellen. Die Kämpfe gegen die mächtigen Fürsten im Westen Honschius und auf Kiuschiu dauerten fort; und während Hidejoschi mit dem größten Teile der Truppen seines Herrn gegen Mori im Westen kämpfte, fiel Nobunaga einem Verrate zum Opfer.

Er hatte einen seiner Generale, Akeschi Mitsuhide, beleidigt; dieser machte, als er mit dem Reste der Truppen auf einen anderen Zug entsandt wurde, vor den Toren von Kioto halt, forderte seine Soldaten zur Empörung auf, kehrte mit ihnen in die Stadt zurück und umzingelte den Tempel von Honnoji, worin sich Nobunaga befand. Überrascht und durch die Anwesenheit so vieler Soldaten beunruhigt, öffnete Nobunaga ein Fenster, um sich persönlich vom Stande der Lage zu überzeugen; ein Pfeilschuß verwundete ihn am Arme; sich verloren sehend, tötete er sich selbst, nachdem er die ihn begleitenden Frauen zur Flucht aufgefordert und den Tempel in Brand gesteckt hatte. Der Verräter nahm den Schoguntitel an, wurde aber zwölf Tage später von dem herbeieilenden Hidejoschi besiegt und fiel auf der Flucht.

b) Hidejoschi (s. die Abbildung S. 189).

Hidejoschi, der Sohn eines Bauern, war 1536 zu Nakamura in Owari geboren. Er trat jung unter dem Namen Kinoschita Tokitschiro als Soldat in die Dienste Nobunagas; unter ihm zeichnete er sich schnell durch Tapferkeit und militärische Kenntnisse aus und stieg zu seinem besten und vertrautesten Heerführer auf. Bei dem Angriff auf Nobunaga stand er mit dessen Sohne Nobutaka den Truppen Moris gegenüber; ein schnell mit diesem abgeschlossener Vergleich erlaubte ihm, um Nobunaga zu rächen (s. oben), nach Kioto zurückzukehren. Von den drei Söhnen seines früheren Herrn war der eine gestorben und hatte einen Sohn hinterlassen, der als Sanhosi von 1582—86 dem Namen nach die Herrschaft seines Großvaters weiterführte; ein zweiter befand sich bei Ijejas, der sich verpflichtet hatte, ihn ruhig zu halten. Der dritte, Nobutaka, verbündete sich mit einem Schwager seines Vaters, Schibata, der Etzisen hielt, vermochte aber Hidejoschi nicht zu widerstehen. Er wurde geschlagen, und auch der Bundesgenosse erlag dem nachdringenden Feind in Etzisen.

Die Erzählung von dem Tode Schibatas ist eine der packendsten Einzelheiten in der an solchen Ereignissen überreichen Geschichte Japans. In seinem Schlosse zu Fukui eingeschlossen und ohne Hoffnung auf Entsatz, beschloß Schibata zu sterben; er lud alle seine Freunde und Begleiter zu einem Fest ein, an dessen Ende er seiner Gattin, der Schwester Nobunagas, seinen Entschluß mitteilte und ihr freistellte, das Schloß zu verlassen und so ihr Leben zu retten. Aber die stolze Frau lehnte es ab, davon Gebrauch zu machen, und verlangte, das Schicksal ihres Gemahls zu teilen. So töteten Schibata und seine Genossen ihre Frauen und Kinder, die ihnen dafür dankten, mit ihnen sterben zu dürfen, und begingen dann Harakiri; sie alle wurden von den Trümmern des vorher angezündeten Schlosses begraben.

In seinen Bemühungen, Ruhe und Ordnung im Lande herzustellen, war Hidejoschi, wenn auch nach schweren Kämpfen, erfolgreich. Im Kwanto, womit er selbst ihn belehnt hatte, herrschte Ijejas, der sich in Jedo eine Hauptstadt gebaut hatte, wie man sagt: auf den Rat Hidejoschis, dem es vielleicht wegen politischer Rückerinnerungen und Anklänge nicht erwünscht scheinen mochte, den mächtigen Minamoto, der sich erst nach längeren Kämpfen unterworfen hatte, in Odawara, dem Sitze der Schogune nach der Zerstörung von Kamakura, residieren zu sehen. Zwischen Ijejas und Hidejoschi bestand ein allgemeines, freilich stark mit Argwohn vermischtes Einvernehmen: jener weigerte sich z. B.,

nach Kioto zur Audienz beim Mikado zu gehen, bevor Hidejoschi, der sich dort aufhielt, ihm nicht seine Mutter als Geisel übergeben hätte. Der wichtigste Fürst des Westens, Mori von Nagato, hatte sich gleichfalls Hidejoschi unterworfen; und der mächtigste Fürst auf Kiuschiu, Schimadzu von Satzuma, der nach langen Kämpfen mit Riuzogi von Hizen und Otomo von Bungo fast alleiniger Herr der Insel war, wurde nach einem wechselvollen Feldzuge (1586—87), in dem Hidejoschi schließlich selbst die Führung übernahm, besiegt. Warum Hidejoschi diesen mächtigsten und unruhigsten Gegner nicht vollständig vernichtete, ist unklar. Daß er ein so altes Haus nicht ausrotten wolle, wie er selbst als Grund für seine Milde angab, als er dem Sohne des Besiegten, der abdanken und den Sieger als Geisel nach Kioto begleiten mußte, im Besitze seiner Erblande ließ, ist bei einem Realpolitiker, wie Hidejoschi es war, kaum anzunehmen; vielmehr mochte er hoffen, durch diese Milde die Dankbarkeit des Fürsten von Satzuma und des Vaters zu erwerben und sie als Gegengewicht gegen die anderen Fürsten des Südens und Westens zu benutzen.

Tojotomi Hidejoschi. Nach „The Russo-JapaneseWar“ (Tokio 1904).

Nachdem im Reiche Ruhe hergestellt war, ging Hidejoschi an die Ausführung seines Lieblingsplanes, den er seit früher Jugend mit sich herumgetragen haben soll, die Eroberung Koreas und Chinas. Schon 1582 hatte er den König von Korea aufgefordert, die früher üblichen Tributgesandtschaften nach Japan wieder aufzunehmen; als dies und das spätere Verlangen: Korea solle ihm bei seinem Kriege gegen China, wo die Mingdynastie herrschte, als Vorhut dienen, erfolglos blieben, entsandte er im Frühjahr 1592 ein annähernd 200000 Mann starkes Heer gegen Korea. Die ersten Erfolge waren schnell und groß: 18 Tage nach der Landung bei Fusan fiel Söul in die Hände der Japaner; bald standen diese am Tatung (Tai-dongg) und bemächtigten sich des am Nordufer des Flusses gelegenen Pingan (Phjöngjang). Hier aber kam der Vormarsch zum Stehen, zum Teil wegen der Schwierigkeiten der Ernährung, hauptsächlich aber, weil die japanische Flotte, die den weiteren Vormarsch decken sollte, der koreanischen unterlegen war. Bald darauf erschienen auch die Chinesen, an die sich die Koreaner mit der Bitte um Hilfe gewendet hatten; Eifersüchteleien unter den japanischen Befehlshabern, von denen der eine, der Christ Jukinaja Konischi, an der Spitze einer ganz aus Christen gebildeten Abteilung stand, während der andere, Kato Kijomassa, ein christenfeindlicher Buddhist war, begünstigten die Pläne der Chinesen. Beinahe ein Jahr nach der Einnahme von Söul mußten die Japaner die Stadt räumen, die ein japanisches Heer erst 300 Jahre später (1894) wieder betrat.

Kriegerische Ereignisse und Verhandlungen zwischen Kioto und Peking füllten die Zeit bis Ende 1596. Als die letzteren ergebnislos verliefen, sandte Hidejoschi 1597 weitere Verstärkungen nach China, während auch die Chinesen ein neues Heer abschickten, das weit

über Söul hinaus gelangte. Zu Anfang drangen die Japaner im Oktober wieder bis dicht vor Söul vor; aber ein zweiter Sieg der vereinigten chinesisch-koreanischen Flotte und ein drohender Vorstoß der Chinesen nötigten zum Rückzug, wobei sie die Gegend, die sie durchzogen, furchtbar verwüsteten. Die Chinesen folgten dem weichenden Feinde bis Urusan, wo das geschlagene japanische Heer Zuflucht fand; die Chinesen versuchten vergeblich, sich der Festung zu bemächtigen, bis nach einigen Wochen, am 13. Februar 1598, eine japanische Abteilung ihre eingeschlossenen Landsleute entsetzte. Damit war der große Krieg beendigt. Einzelne kleinere Zusammenstöße fanden noch statt; aber Hidejoschi, der am 8. September 1598 starb, rief mit seinem letzten Atemzuge die Expedition zurück. Als sichtbarer Erfolg blieb nur der Mimizuka (Ohrenhügel), ein bei Kioto errichtetes Denkmal, unter dem die Nasen und Ohren von 185 738 erschlagenen Koreanern und von 29 014 Chinesen vergraben sein sollen.

Ob Hidejoschi bei dem Unternehmen gegen Korea wirklich nur den von ihm angegebenen Zweck verfolgte, oder ob er damit nicht auch die Absicht verband, einerseits die Unruhigen im Lande zu beschäftigen und anderseits die militärische Macht der Christen möglichst zu schwächen, muß dahingestellt bleiben; er hat zahlreiche Verbote gegen die christlichen Lehrer und Bekenner erlassen, aber er hat auch die Politik Nobunagas gegen die buddhistischen Mönche fortgesetzt und unter anderem deren Kloster zu Kumano zerstört. Jedenfalls ist er in der japanischen Geschichte eine der bekanntesten Erscheinungen, noch heute von allen Klassen des Volkes verehrt, wozu seine Koreafahrt nicht am wenigsten beigetragen hat. Aber auch in anderen Beziehungen war seine Regierung für das Land segensreich. Im Namen des Kaisers sorgte er für Recht und Gerechtigkeit, schuf in vielen Zweigen der Verwaltung Ordnung und trug auch durch neue Gesetze und Verordnungen wesentlich zu deren Verbesserung bei. Ohne ihn wäre voraussichtlich der Versuch seines Nachfolgers Ijejas, dauernd geordnete Zustände im Lande zu schaffen, vergeblich gewesen. Wenn es auch heute Sitte geworden ist, den Stein auf die Dynastie der Minamoto-Schogune zu werfen, so darf man doch nicht vergessen, daß sie dem seit Jahrhunderten von dem Kampf aller gegen alle zerrissenen Reich über 250 Jahre des Friedens gegeben haben.

Hidejoschi erscheint in der japanischen Geschichte unter verschiedenen Namen. Dessen, unter dem er zuerst in die Dienste Nobunagas trat, ist bereits Erwähnung geschehen (S. 188); als Heerführer hieß er Haschima, und später verlieh ihm der Mikado den Namen Toiotomi. Am bekanntesten ist er aber als Taiko samma, unter dem Titel, den die Kwambaku zu führen pflegten, nachdem sie ihr Amt niedergelegt hatten. Da er nicht aus der Minamotofamilie stammte, deren Angehörigen seit beinahe 400 Jahren der Titel Schogun ausschließlich verliehen worden war, konnte er diesen nicht erhalten; er ließ sich aber in reiferem Alter von einem der Familie Fujiwara angehörigen Kuge adoptieren und konnte so Kwambaku (Premierminister) werden. Wie jedem großen Mann sind ihm Spottnamen nicht erspart geblieben: er wurde Momen Tokitschi, d. h. Baumwolle Tokitschi, genannt, da er, wie die Baumwolle, zu allem brauchbar sei, und wegen seiner Häßlichkeit, nachdem er die Kwambakuwürde erlangt hatte, Saru kwanja, der gekrönte Affe. Trotz seiner hohen Stellung und der ihm dargebrachten Verehrung ist der Platz, wo er in Kioto begraben liegt, nicht genau bekannt.

c) Der Sieg des Ostens (Ijejas; s. die Abbildung S. 191).

Nach japanischer Sitte hatte Hidejoschi 1591 die Kwambakuwürde niedergelegt und sie seinem Sohn übertragen, übte aber auch weiterhin die tatsächliche Herrschaft aus; vor seinem

Tode vermählte er seinen sechsjährigen Sohn (oder Adoptivneffen?) Hidejori mit einer Enkelin des Jjejas, um ihm die Unterstützung dieses mächtigsten der Reichsfürsten zu sichern. Zu Regenten ernannte er fünf Staatsräte; tatsächlich lag die Regierung aber wohl in der Hand der Mutter des Erben, einer Frau von seltener Schönheit und Tatkraft. Der Friede blieb indessen nicht lange erhalten. Wer ihn zuerst gebrochen hat, ist schwer festzustellen; der Ehrgeiz des Jjejas, der wie andere Große sich vor den Vorzügen des Vaters hatte beugen können, aber den Sohn verachtete, mag die Veranlassung gewesen sein, wie anderseits die Furcht vor den wirklichen oder angeblichen Plänen des Jjejas die Regentin dazu getrieben haben mag, den ja doch unvermeidlichen Kampf zu eröffnen. Die Tatsache, daß die mächtigsten Fürsten des Westens und Südens, besonders die von Mori und Schimadzu (S. 189), auf seiten Hidejoris standen, wird außerdem Jjejas, den Vorkämpfer des Ostens, unter die Waffen gerufen haben.

Jjejas, Begründer des Tokugawa-Schogunats. Nach einer japanischen Hängerolle.

Nach längeren Vorbereitungen und verschiedenen Zusammenstößen, bei denen Jjejas sich als der stärkere und auch nachsichtigere erwies, kam es 1600 zum vollständigen Bruch. In der Schlacht bei Sekigahara am Biwasee, nicht weit von Kioto, besiegte Jjejas die Verbündeten zum Teil durch Verrat und nutzte den Erfolg mit beispielloser Tatkraft aus. Osaka, Fuschimi, der durch Taiko samma stark befestigte Schlüssel von Kioto, und die Hauptstadt selbst fielen schnell hintereinander in die Hand des Siegers. Viele der feindlichen Führer begingen Harakiri; andere, die wie Konischi als Christen Selbstmord zu begehen verschmähten, wurden öffentlich hingerichtet, die feindlichen Fürsten unterworfen und die befreundeten mit Jjejas durch Belehnungen und Heiraten noch fester verbunden. Trotz dieser Erfolge beließ Jjejas Hidejori im Besitze seiner Stellung und Würden und sorgte nur dafür, seine Einkünfte durch die Auferlegung kostbarer Bauten und anderer kostspieliger Unternehmungen zu schmälern, während ihm selbst die neuentdeckten Goldminen auf Sado reiche Mittel für seine weiteren Pläne lieferten. Jjejas wurde 1603 Schogun, dankte indessen bald ab und ließ 1605 seinem Sohn Hidetada die Würde verleihen, behielt aber die

tatsächliche Macht. Hidetada residierte in Jedo, während Jjejas von Suruga aus die Gegner überwachte. Wohl infolge der wachsenden Beliebtheit Hidejoris kam es 1614 zu einem neuen Zusammenstoß. Jjejas und Hidetada griffen Osaka, die Residenz Hidejoris, anscheinend erfolglos, an und zogen nach Abschluß eines Abkommens wieder nach dem Kwanto zurück, machten dann aber plötzlich kehrt, warfen sich aufs neue auf Osaka und eroberten es nach kurzem Kampf, angeblich durch Verrat. Hidejori verschwand bei der Erstürmung der Feste; Jjejas selbst, der dabei verwundet wurde, starb im Mai 1616. Aber der Osten hatte endgültig über den Westen *gesiegt* und bewahrte den so errungenen Erfolg bis zur Wiederherstellung des Mikadotums (1868; vgl. S. 206).

J. Die Entstehung und Entwickelung des Feudalstaates.

a) Bis zum Jahre 1615.

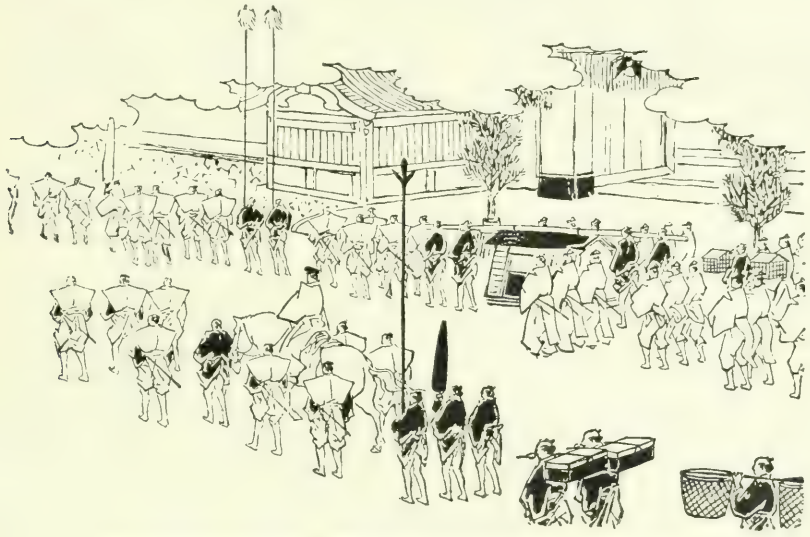
Der Beginn des *Feudalwesens* in Japan wird meist in das Jahr 1192 verlegt, in dem Joritomo die bisher den Kuge entnommenen kaiserlichen Zivilgouverneure (Kokuschu) durch Militärgouverneure (Schugo, Beschützer) ersetzte, die zu den Buke gehörten. Indessen dürften die wirklichen Anfänge schon in die Zeiten fallen, in denen seit dem Ende des 9. Jahrh. an Stelle des Kubundenbesitzes der Bauern (des durch die Taikwareform geschaffenen steuerpflichtigen Lehngutes; vgl. S. 175) der steuerfreie Großgrundbesitz von Schojen und Denjenbesitzern trat. Die ersteren verdankten ursprünglich Rodungen und Schenkungen, die letzteren der weniger gesetzmäßigen Aneignung von Regierungsland durch die Gouverneure und diesen unterstellte Beamte ihren Ursprung. Vom 10.—12. Jahrh. nahmen, wie Fukuda sagt, die Schojen den größten Teil von allem Grund und Boden ein; das Land war reines Sondereigentum ihrer Inhaber geworden, der Gewalt der Provinzialstatthalter nicht unterworfen und steuerfrei. Die Besitzer wurden als Rjoschu (Besitzherren) oder Honjo (Stammgutherren) bezeichnet; sie wohnten meistens in Kioto oder auf ihrem Stammsitz und ließen ihre Ländereien durch Schosi, Meier, verwalten. Die den Gouverneuren unterstehenden Ländereien (Kokuga) entwickelten sich ähnlich. Diese Beamten und ihre Untergebenen wie auch die Kuge von Kioto zogen Bauerngüter ein, kauften Kukundenbesitz auf und bemächtigten sich der Gemeindewälder und Wiesen, was dann alles als Denjen in Privatbesitz überging. Die Gerichtsbarkeit folgte meistens dem Besitz; damit wurden bald nicht allein die Einnahmen des Kaisers, d. h. der Regierung, sondern auch deren richterliche Befugnisse erheblich geschmälert, und was sie verlor, ging auf die Großgrundbesitzer über.

Diese Zustände erfuhren in den folgenden, mit Bürgerkriegen angefüllten Jahrhunderten eine weitere Ausdehnung. Gegen Ende des 16. Jahrh. befand sich das ganze Land in den Händen von Großgrundbesitzern, aus dem Soldatenstande hervorgegangenen größeren und kleineren Landesherren, denen statt dem Kaiser der Bauer Steuern zahlte und Frondienste leistete. Wo einzelne bedeutende Persönlichkeiten große Macht besaßen, wurden die innerhalb ihres tatsächlichen Besitzes oder ihres Machtkreises gelegenen kleineren Landesherren von ihnen abhängig. Somit hatte sich zu Beginn des 17. Jahrh. ein *doppeltes Lehensverhältnis* herausgebildet: das theoretische der großen Landesherren dem machtlosen Kaiser gegenüber und das tatsächliche der kleineren Landesherren zu ihren mächtigeren Genossen. An dieses letztere schlossen sich die Beziehungen der Mitglieder der Samurai- (Soldaten-, Adels-) Klasse zu ihren Herren, die sich wieder danach unterschieden, ob der Betreffende mit Land belehnt war oder nur Sold, meistens in

Gestalt von Reis, empfing; je nach dem Range diente er dann allein oder mit einem persönlichen Gefolge, zu Pferd oder zu Fuß. Der Dienst zu Pferde war, wie in allen Feudalstaaten, auch in Japan der angesehenere und zog die Auszeichnung nach sich, auch in Friedenszeiten reiten zu dürfen.

b) Unter Jiejas und seinen Nachfolgern.

So lagen die Verhältnisse, als Jiejas die Grundzüge seiner Verwaltung schuf: er änderte im allgemeinen wenig, sondern paßte das Gegebene den Bedürfnissen seiner Regierung namentlich auch dadurch an, daß er zahlreiche Verschiebungen im Besitzstande der Landesherren vornahm: unter Vermehrung oder Verminderung ihrer Einkünfte versetzte er sie, je nach Verdienst oder Schuld, von einer Provinz in die andere. Nur die Reichs-



Daimio-Prozessionen. Nach „The Russo-Japanese War" (Tokio 1904).

unmittelbaren waren von dieser Maßregel ausgenommen. Hierin hatte ihm Hidejoschi durch die Einteilung der Landesherren in drei Klassen vorgearbeitet: die Kokuschu, die mindestens eine Provinz besaßen; die Rioschu (Besitzherren), die Land besaßen, das ihnen jährlich 100000 Koku (zu je 1,8 Hektoliter) Reis oder mehr abwarf, und die Joschu (Schloßherren), deren Besitz weniger als 100000 Koku jährlich eintrug; die Landesherren wurden als Daimio (großer Name, Landesherr; s. die obenstehende Abbildung) bezeichnet, ein Titel, der indessen rechtlich nur den beiden ersten Klassen zustand. Die Kokuschu waren die Militärgouverneure Joritomos, die nach dem Sturze der Hodschofamilie (um 1333) die frühere Bezeichnung für die Zivilgouverneure wieder erhalten hatten, ohne daß dadurch an ihrer Stellung dem Kaiser gegenüber etwas geändert worden wäre. Es handelte sich damals, als die Regierung während kurzer Zeit dem Kaiser und den Kuge wieder zufiel, nur um ein scheinbares Entgegenkommen gegen jene.

Zu den drei vorhandenen Klassen schuf Jiejas zwei weitere: die Hatamoto und die Gokenin. Die Hatamoto, wahrscheinlich 2000 an der Zahl, hatten verschiedene Stellungen und Einkünfte: einige waren kleine Landesherren mit Grundbesitz, andere erhielten vom Schogun nur ein jährliches Einkommen in Reis; sieben von den ersteren waren den Daimios insofern gleichgestellt, als sie abwechselnd in Jedo

und auf ihren Besitzungen residieren mußten, während alle anderen sich dauernd in Jedo aufzuhalten hatten. Die Gokenin, deren es ungefähr 5000 gab, erhielten ein geringes Einkommen und standen als niedere Beamte im Dienste des Schoguns. Auf diese folgten die gewöhnlichen Samurai.

Bei den größeren Landesherren bestanden ähnliche Zustände, da auch sie eine Anzahl direkter Lehnsträger unter sich hatten. Zunächst besaßen die Karo, meist als Minister bezeichnet, wohl immer Land im Gebiet ihrer Herren, denen sie mit Gefolge zum Kriegsdienst verpflichtet waren. Bei einer Anzahl von Landesherren scheint Jjejas die Karos ernannt und in das Gebiet geschickt zu haben, vermutlich um so eine Aufsicht über und, falls erforderlich, einen Druck auf den Landesherrn auszuüben. Die Samurai erhielten entweder Land und waren dann angesehener, oder sie bekamen nur Reis. Sie hatten ihren Wohnsitz meist in der Residenz des Fürsten in der nächsten Umgebung seines Schlosses. Während viele der Landesherren bei ihrer Versetzung einen großen Teil ihrer Gefolgschaft mitzunehmen pflegten, fanden sie oft auch an Ort und Stelle zahlreiche Samurai vor, die ihren früheren Herren, die vielleicht abgesetzt, verbannt oder getötet worden waren, nicht hatten folgen können. Aus diesen Leuten (Goschi) wurde dann eine Art von Landmiliz gebildet, in der der älteste Sohn den Namen, Rang und Landbesitz seines Vaters erbte, während die anderen Kinder gewöhnliches Volk wurden. Der Goschi durfte mit Genehmigung des Landesherrn Namen, Stellung oder Land verkaufen; geschah dies nur mit einem Teile des letzteren, so behielt er Namen und Stellung; verkaufte er aber sein ganzes Besitztum, so verlor er beides. Sie durften Pferde besitzen und reiten und waren oft Leute von Einfluß und Stellung; ihre Diener aber waren gewöhnliche Bauern. Bei der Wiederherstellung der Mikadowürde waren sie die einzigen, die ihren Grundbesitz behielten, da angenommen wurde, daß sie ihn nicht von den Tokugawa erhalten hätten, sondern von alter Zeit her besäßen (vgl. oben, S. 178). Zwischen den Samurai und den gewöhnlichen Bauern standen noch die Kukaku, ebenfalls eine Art niedrigen Landadels, die einen jährlichen Betrag an Reis erhielten, zwei Schwerter trugen, aber nicht reiten durften und an den Grenzen der Residenzstadt oder auf dem Lande wohnten.

Die Bauern bezahlten die Steuern an den Landesherrn, den Karo oder den Samurai, dem ihr Land zugewiesen war; der Karo oder der Samurai hatte dann aber seinerseits für sie keine Abgaben an den Landesherrn zu entrichten. Die Bauern scheinen nicht unbedingt an die Scholle gebunden gewesen zu sein, da sie einerseits bei grober Nachlässigkeit aus ihrem Besitz entfernt werden und anderseits diesen unter gewissen Bedingungen verkaufen konnten; im Kriege dienten sie nur als Arbeiter oder Lastträger. Die Einheit für den Bauer war das Dorf, Mura, das gewöhnlich aus 50 Männern (Familien) bestand, die zehn Verbänden von je fünf angehörten. Die Steuern wurden nicht für den einzelnen ausgeschrieben oder von ihm bezahlt, sondern für das ganze Dorf, dessen Bewohner gemeinsam hafteten. Jeder Bauer besaß sein eigenes Hausgrundstück und Feld; aber Bergland, d. h. Weide und Hutung, gehörte der Gemeinde, während Wälder und Heide meistens Eigentum der Landesherren waren.

Als Jjejas die Regierung übernahm, waren 18 Kokuschu vorhanden (er vermehrte sie um zwei, die Fürsten von Kii und Owari), 32 Rioschu und 212 Joschu. Er traf aber auch noch eine andere Einteilung der Landesherren. Von den Tosamma, den neben den Fürsten genannten (gewissermaßen den früheren Reichsunmittelbaren), gab es 75. Alle anderen wurden als Fudai (lange Zeit höflich oder alte Diener) bezeichnet; sie hatten ihre Besitzungen vom Schogun zum Lehen und konnten oder mußten wohl Regierungsstellungen annehmen. Jjejas selbst führte für diese Einteilung an, daß die Gofudai die Landesherren gewesen seien, die schon vor der Einnahme des Schlosses von Osaka, 1603, zu ihm gehalten hätten, während die Tosamma sich ihm erst später unterwarfen.

Wichtiger noch als diese Einteilungen waren die der Landesherren, Hatamoto und Beamten nach den Ratskammern, in denen sie, vom Schogun zusammenberufen, getrennt beratschlagten. Die Namen dieser Ratskammern nach dem Namen ihrer Gemächer und ihre Zusammensetzung waren die folgenden: 1) Oroka: 9 Fürsten aus der Familie Tokugawa und der Fürst von Kaga, der reichste und mächtigste der Kokuschu. 2) Chiroma: 12 Fürsten aus der Familie Tokugawa und 17 Kokuschu. 3) Tamarinoma: die 7 vornehmsten Gofudai; davon 6 aus der Familie des Minamoto no Joritomo und einer, Ikamon no Kami, aus der Familie Fujiwara. 4) Ganaginoma: 75 Tosamma. 5) Tekanoma: 67 Gofudai. 6) Ganoma: 43 Gofudai. 7) Kitunoma: 31 Gofudai. 8) Fudsionoma: die Hatamoto und Beamten vom Range der Bunjo, Gouverneure. 9) Nakanoma: Beamte, denen vom Mikado der Titel Hoii, der sechste der Ränge am Kaiserhofe, verliehen worden war. 10) Kikionoma: niedere Beamten. 11) Takiminoma: niedere Beamte bis zum Range der Kumi jassira; Vizegouverneure und Narui, Vizeinspektoren. Diese Kammern wurden bei allen wichtigen Fragen einberufen; sie stimmten abgesondert und nach Stimmenmehrheit,

und die Entscheidung erfolgte nach dem Ausspruche der Mehrzahl der Kammern. Indessen scheint die Regierung besonderen Wert auf die Ansichten der Tamarinoma und der aus den Hatamoto und Beamten zusammengesetzten Kammern gelegt zu haben. Die laufenden Geschäfte besorgten Ausschüsse, die aus den in Jedo anwesenden Mitgliedern der einzelnen Kammern bestanden.

Das Verhältnis zum Kaiser und zu den Kuge wurde in der Weise geregelt, daß ihnen alle Titel und Ehrenrechte belassen, Einfluß und Macht aber genommen wurden. Die Einkünfte des kaiserlichen Hofes und der Kuge wurden auf das äußerste beschränkt, der Verkehr mit der Außenwelt fast ganz verhindert. 137 Kuge mit 5 Titeln zweiten und 27 dritten Ranges hatten eine jährliche Einnahme von etwa 42500 Koku, während 263 Buke, den Schogun mit einbegriffen, bei 30 Millionen jährlicher Einkünfte nur einen Titel zweiten und vier dritten Ranges besaßen. Die Einkünfte des kaiserlichen Hofes wurden 1615 auf 10000 Koku festgesetzt und allmählich bis auf 120000 im Jahre 1706 erhöht. Im Jahre 1632 betrugen die jährlichen Einkünfte aller Landesherren 18,7 Millionen Koku, während sich die des Schogunhauses aus seinem unmittelbaren Besitz auf 11 Millionen beliefen. Ijejas hat besonders in den sogenannten 18 und 100 Gesetzen, von denen die ersteren sich hauptsächlich auf die Beziehungen des Schoguns zum Kaiserhofe, die letzteren auf die zwischen dem Schogun einer- und den Landesherren, Samurai und Volk anderseits bezogen, darauf hingewiesen, daß den größeren Einkommen der Buke auch größere Leistungen an den Staat gegenüberständen, während die Kuge ihr allerdings geringeres Einkommen ausschließlich für ihre persönlichen Zwecke verwenden könnten. Außerdem waren die Buke nach Maßgabe der Hälfte ihrer Einkünfte zur Stellung von Reitern verpflichtet, und zwar kamen auf je 1000 Koku fünf, so daß z. B. ein Landesherr von 200000 Koku jährlichen Gesamteinkommens im Kriegsfalle 500 Reiter zu stellen hatte.

Die Art, wie die tatsächliche Beseitigung des Kaisers und der Kuge und die Übertragung der Regierungsgewalt an den Schogun und die Buke von dem Urheber der Maßregel begründet wurde, ist sehr bezeichnend für die japanische Auffassung und die damaligen Zustände. „Nach einer alten Lehre des Götterlandes (Japan) sind die Götter die Genien des Himmels und die Kaiser die der Erde. Die Genien des Himmels und der Erde sind der Sonne und dem Monde vergleichbar. Und aus demselben Grunde, aus dem Sonne und Mond ihren Lauf vollziehen, soll der Kaiser sein erhabenes Herz unversehrt erhalten. Deshalb wohnt er auch in seinem Palaste wie im Himmel: er heißt ja, den neun Himmeln entsprechend, neunfache Wohnung und hat 12 Tore und 80 Gemächer; ferner sind seine Kennzeichen die zehn Tugenden, und er gebietet über 10000 Wagen (in China zog der Kaiser mit 10000 Streitwagen in den Krieg). Jeden Tag soll er zum Himmel flehen, daß er durch Menschenfreundlichkeit, Liebe zu den Eltern, Scharfsinn und Sparsamkeit dem Land als Muster vorherrsche; auch soll er in der Pflege der Wissenschaft und Schreibkunst nicht nachlässig sein. Dadurch offenbart sich die erhabene Tugend des Kaisers, daß auf den Gesichtern der Untertanen die Farbe des Kummers nicht erscheint und überall zwischen den vier Mauern Ruhe und Friede herrscht." (18 Gesetze, Nummer 1.) „Nachdem das Amt des Aufsehers der beiden Hofschulen in Kioto (der unter anderem auch die Etikette am Kaiserhofe regelte) dem Schogun übertragen worden ist, stehen die drei Schinno (kaiserlichen Prinzen), die Sekte (die Familien, in denen die höchsten Würdenstellen erblich waren), die Kuge und Landesherren sämtlich unter seiner Herrschaft. Er ordnet durch seine Befehle alle Leistungen an den Staat an und braucht in Angelegenheiten der Regierung nicht die Genehmigung des Kaisers einzuholen. Wenn das Land zwischen den vier Meeren nicht ruhig ist, so trägt der Schogun die Schuld daran." (18 Gesetze, Nummer 2.) „In alten Zeiten pflegten die Kaiser nach verschiedenen Tempeln zu wallfahren, und zwar geschah dies eigentlich deshalb, damit sie auf dem Wege die Leiden des Volks kennen lernten. Der Kaiser hat aber jetzt die Regierung reformiert und den Buke anvertraut. Sollten diese die Leiden des Volkes nicht kennen, so trifft den Schogun die Schuld. Darum soll der regierende Kaiser seinen Palast nicht mehr verlassen, ausgenommen, wenn er sich zum Besuche des abgedankten Kaisers in dessen Palast begibt." (18 Gesetze, Nummer 4.) „Mit Minamoto no Joritomo, der als Hao (Gehilfe des Kaisers) die Regierung führte, ist die Herrschaft über Japan in die Hände der Buke übergegangen. Weil nämlich die Kuge die Regierung lässig führten und nicht imstande waren, die Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten, blieb nichts anderes übrig, als daß die Buke vom Kaiser den Befehl erhielten, die uralte Regierung zu übernehmen. Mit geringen Einkünften aber ist es unmöglich, das Land zu regieren, das Volk zu ernähren und die öffentlichen Dienstleistungen auszuführen. Die Kuge würden nun ein großes Unrecht begehen, wenn sie die Buke geringschätzen wollten. Dem alten Worte gemäß, ‚alles Land unter dem Himmel gehört dem Kaiser', hat der Kaiser vom Himmel den Auftrag erhalten, das Volk zu ernähren und zu erziehen: deshalb befiehlt er den Beamten und Kriegern, für die Ruhe und das Wohl des Landes Sorge zu tragen. Mit diesem Amte hätten auch die Kuge

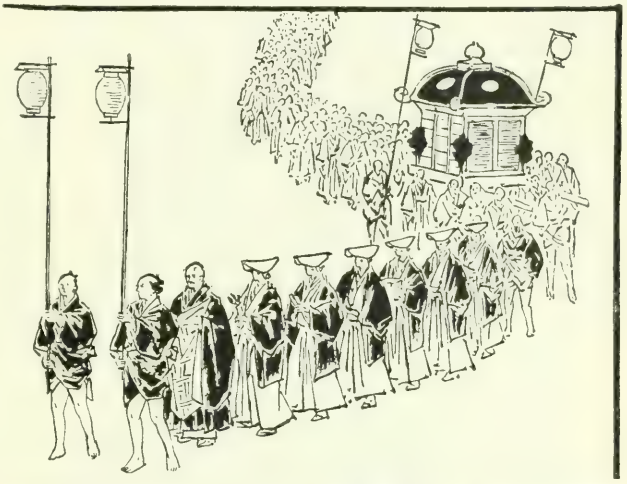
beauftragt werden können; aber weil dies dem Volke nicht gefällt, hat der Kaiser es den Buke übertragen. Da, wenn das Land nicht ruhig ist, die Unterschiede zwischen hoch und niedrig schwinden und Aufruhr entsteht, so sollen die Buke ihre Amtspflichten gewissenhaft erfüllen." (18 Gesetze, Nummer 15.) „Wenn die fünf Feldfrüchte nicht reifen, so ist die Regierung des Tentschi (Himmelssohnes, Kaisers) schlecht; wenn aber in dem Reiche viele Strafen vollzogen werden müssen, so müßt Ihr wissen, daß die Kriegerfähigkeit des Schoguns unzureichend ist. Bei jeder Angelegenheit sollt Ihr (meine Nachfolger) Euch daher selbst prüfen und nicht lässig sein." (100 Gesetze, Nummer 89. Vgl. Kempermann in den „Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens", Tokio 1873—1904.)

Die sonstige Stellung des Schoguns war zu Anfang namentlich den Kokuschu gegenüber wenig mehr als die eines primus inter pares; erst allmählich nahm sie auch hier die eines Herrschers an. Ursprünglich waren die Kokuschu nicht wie die Landesherren verpflichtet, abwechselnd jedes zweite Jahr in Jedo und das andere in ihrem Gebiete zuzubringen, während ihre Familien überhaupt Jedo nicht verlassen durften; aber schon unter dem dritten Schogun wurde ihnen auch in dieser Beziehung dieselbe Behandlung wie den kleineren Fürsten zuteil. Der einzige Vorzug, den sie besaßen, war, daß sie als Reichsunmittelbare theoretisch Lehnsträger des Mikado waren und von ihm ihre Bestallungen empfingen; doch auch für sie ging der Weg zum Mikado nur über den Schogun, der für die Verleihung der Titel durch den Kaiser an die Landesherren sorgte. Jeder direkte Verkehr mit dem Kaiserhofe war den Landesherren streng verboten. Selbst auf den Reisen von ihren Gebieten nach Jedo oder zurück durften sie die Hauptstadt nicht berühren; wenn sie diese und die Umgegend besuchen wollten, bedurften sie dazu einer besonderen Erlaubnis des Schoguns, und selbst dann durften sie sich dem Kaiserpalaste nur bis auf eine bestimmte Entfernung nähern. Eine eheliche Verbindung zwischen dem Mitgliede einer Bukefamilie mit demjenigen einer Kugefamilie mußte ebenfalls der Schogun ausdrücklich genehmigen; und der Fall, daß Redereien über die Zustände am kaiserlichen Hofe vorkämen, war als schweres Verbrechen mit Strafe bedroht.

Auch sonst geschah alles, um die Landesherren in Abhängigkeit zu erhalten. Abgesehen davon, daß bei der Neueinteilung der Gebiete Freunde und frühere Gegner so untergebracht worden waren, daß die ersteren die letzteren überwachen konnten, lag der Besitz des Schoguns im ganzen Lande zerstreut, so daß er überall mühelos einschreiten konnte. Außerdem befanden sich starke Garnisonen in Kioto und Fuschimi sowie in mehreren Plätzen in Suruga; alle Pässe, die nach dem Kwanto führten, waren mit Wachen versehen, und die hauptsächlichsten Handels- und sonstigen Plätze (Osaka, Sakai, Nagasaki; 18 an der Zahl) befanden sich in seiner Hand. Die früheren, alle 5 oder 7 Jahre vorgenommenen Besichtigungsreisen von Abgesandten des Mikado nahmen nunmehr Beamte des Schoguns vor; und wo die hohe Stellung der Landesherren, wie bei den Kokuschu, solche Überwachung unmöglich machte, betraute man Freunde und mutmaßliche Gegner zur gegenseitigen Überwachung mit denselben Aufgaben: z. B. wurde die Verteidigung der Insel Kiusiu Satzuma und seinem alten Gegner Hizen übergeben, die sich jedes Jahr abzulösen hatten. Außerdem wurde das ganze Land mit einem Netze von Beamten und Spionen des Bak'fu (s. oben, S. 179) überzogen. Von seiten des Ijejas und seiner ersten Nachfolger geschah daher alles, um die Landesherren im Zaume zu halten. Dies System ist schließlich weniger äußeren Angriffen unterlegen, als weil gerade die nach der Annahme seines Schöpfers am meisten zu seiner Unterstützung Berufenen es zuerst untergruben und dann stürzten. Das Schogunat fiel, weil es diejenigen verließen, die eigentlich das größte Interesse an seiner Erhaltung hätten haben sollen.

K. Die Tokugawa (1603—1868).

Hatte schon die Regelung der Beziehungen zum Kaiser, den Kuge und den Landesherren dem Gründer der Dynastie Schwierigkeiten bereitet, so scheint das mit der des Familiengrundgesetzes und des Erbfolgerechtes in noch höherem Maße der Fall gewesen zu sein. Jjejas hinterließ fünf Söhne: die Fürsten von Etzisen, Kii, Owari, Mito und den zweiten, Hidetada, den er schon bei seinen Lebzeiten zum Nachfolger ernannt und eingesetzt hatte. Er bestimmte, daß die Nachfolge in der direkten Nachkommenschaft Hidetadas stattfinden, und falls dort kein Erbe vorhanden sei, ein solcher aus den Häusern Kii oder Owari gewählt werden solle. Diese Häuser und das Hidetadas wurden als die drei großen Häuser „Gosanke" bezeichnet; später ging diese Benennung auf die Häuser Kii, Owari und Mito über, ohne daß das letztere dadurch nachfolgefähig geworden wäre. Dagegen erhielt der Fürst von Mito das Recht, in gewissen Fällen die Absetzung eines Schoguns, der sein Amt nicht gebührend wahrnähme, zu beantragen oder auszusprechen, während dem Prinzen von Etzisen unter anderen Voraussetzungen die Stellung eines Regenten eingeräumt wurde. Der Fürst von Mito war aus diesem Grund auch der einzige Landesherr, der direkt mit dem Kaiser verkehren durfte.



Feierlicher Leichenzug in der Tokugawa-Periode. Nach „The Russo-Japanese War" (Tokio 1904).

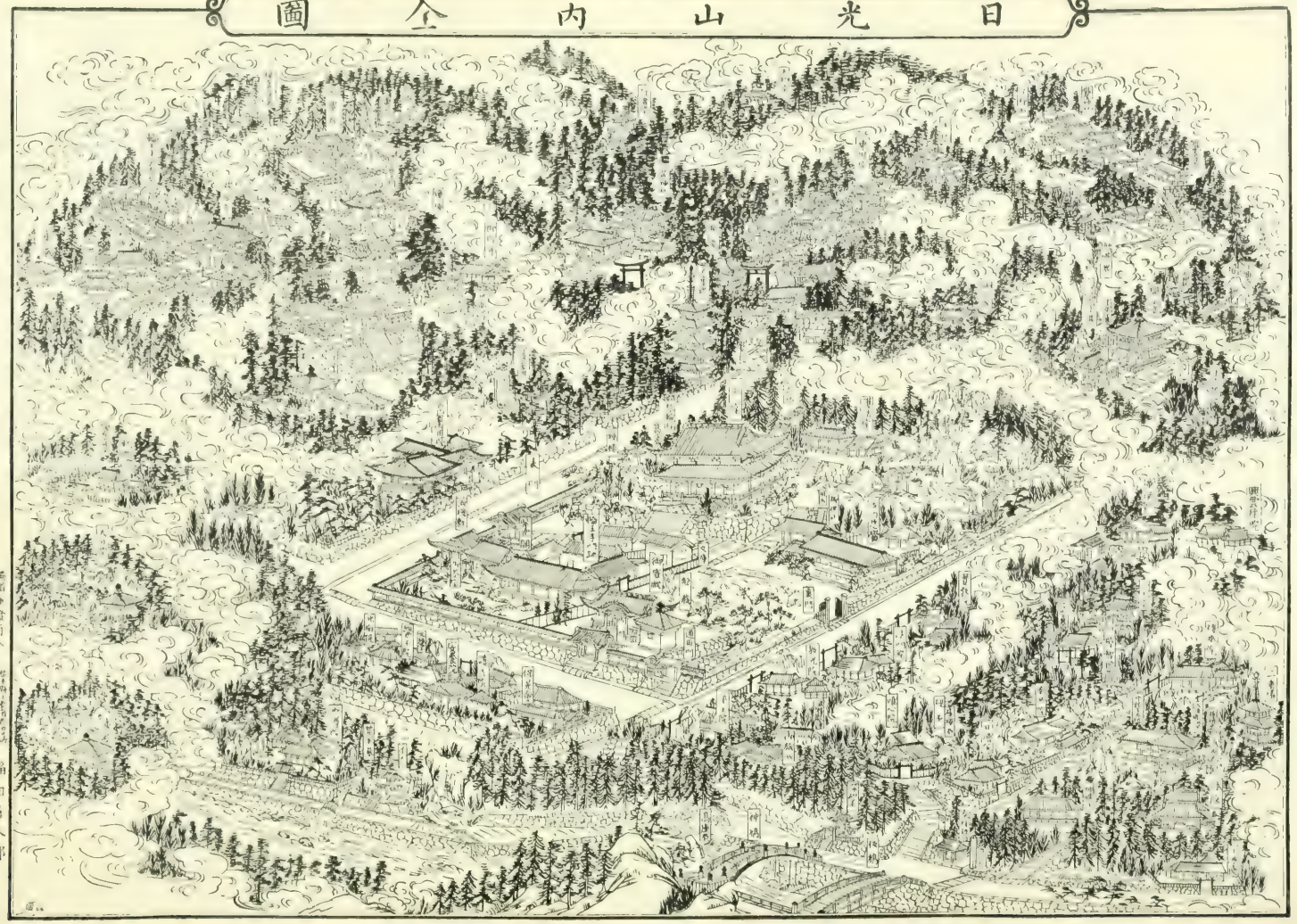
Warum Etzisen, der älteste Sohn, und Mito, der jüngste, von der Nachfolge ausgeschlossen wurden, ist nicht recht klar; der erstere sei ursprünglich von Hidejoschi adoptiert gewesen und habe damit nach japanischen Begriffen aufgehört, zur Familie seines Vaters zu gehören, während der letztere sich mit der Tochter eines früheren Gegners vermählt habe. Jjejas selbst soll seinen Sohn Mito als eine sehr bedeutende, aber äußerst gefährliche Persönlichkeit bezeichnet und ihn mit einem scharfen Schwerte verglichen haben, das unschädlich sei, solange es sich in der Scheide befinde, aber Schaden bringe, sobald es diese verlassen habe. 250 Jahre später sollte sich die Voraussicht des Gründers der Dynastie bestätigen: jedenfalls hat das Haus Mito zum Sturze des Schogunats wesentlich beigetragen.

War die Nachfolgefrage schon so ziemlich verwickelt gewesen, so wurde sie es noch mehr dadurch, daß, als 1715 die direkte Nachkommenschaft Hidetadas ausstarb, der zum Schogun gewählte Prinz von Kii sich beeilte, seinen zweiten, dritten und vierten Sohn zu Fürsten von Taiassu, Schimidzu und Hitotsubaschi zu ernennen und zu bestimmen, daß aus diesen drei Familien, denen er die gemeinsame Bezeichnung „Gosankio" (die drei hohen Herren) gab, im Falle des Aussterbens der direkten Nachkommenschaft seines ersten Sohnes der Nachfolger gewählt werden solle. Auch diese Maßregel erwies sich als nachteilig: nun konnte ein jüngerer Sohn des Hauses Mito, der von einem Fürsten von Hitotsubaschi adoptiert worden war, zum Schogun gewählt werden; als der Letzte der langen Reihe hat er in wenig ehrenvoller Weise die Herrschaft eingebüßt.

Ijejas starb zu Sumpu in Suruga im Mai 1616 und wurde seinem Wunsche gemäß ein Jahr später in Nikko beigesetzt, einem ungefähr 160 km nördlich von Jedo gelegenen, an Naturschönheiten aller Art reichen Waldgebirge, wo sich seit den letzten Jahren des 8. Jahrh. je ein von dem heiligen Schodo Schonin errichteter buddhistischer und schintoistischer Tempel befanden. Der Feier wohnten ein Vertreter des Mikado und des Schoguns sowie eine große Anzahl von Kuge, Landesherren und alten Kampfgenossen des Verstorbenen bei, dem bei dieser Gelegenheit vom Mikado besondere Ehrentitel beigelegt wurden (s. die Abbildung S. 197). Der Tote wurde zum Scho-itschi-i, To-scho, Dai Gongen, d. h. zum Edlen der ersten Klasse des ersten Ranges, Großen Lichte des Ostens, zur großen Inkarnation Buddhas, ernannt. Nach dem Tode des früheren Abtes und der Amtsniederlegung seines Nachfolgers wurde 1654 der fünfte Sohn des Mikado Go Midzuno unter der Bezeichnung Riunoji no mija Oberpriester von Nikko. Er und seine Nachfolger, stets Prinzen des kaiserlichen Hauses, residierten für gewöhnlich zu Jedo in dem Tempel von Ujeno und besuchten Nikko jährlich dreimal; den letzten dieser Prinzenpriester, der später als Kita Schirakawa no mija in Deutschland erzogen wurde, hatte während des Bürgerkrieges 1868 die nördliche Partei entführt und als Gegenmikado aufgestellt, aber er mußte sich bald nachher den siegreichen Südlichen ergeben. Außer Ijejas ist nur noch sein zweiter Nachfolger, Ijemitzu (1623—51; gestorben 1652), in Nikko begraben worden: alle anderen Schogune sind zu Jedo, teils in den Tempelgründen von Ujeno, teils in denen von Schiba, beigesetzt. Die Tempelanlagen von Nikko (s. die beigeheftete Tafel „Die Grabstätten und Tempelhaine von Nikko in Japan") sind wohl die größten, schönsten und reichsten in Japan, gleich ausgezeichnet durch die künstlerische Vollendung der Bauten und inneren Ausschmückung wie durch die landschaftliche Schönheit der Gegend. Auch die zahlreichen Weihgeschenke, die sich in und bei ihnen befinden, und die aus allen Teilen des Landes, zum Teil auch aus Korea, stammen, erhöhen das Interesse des Ortes und der Anlagen.

Offizier und Soldaten gegen Ende des Tokugawa-Schogunats.
Aus „The Russo-Japanese War" (Tokio 1904).

Der erste Nachfolger des Ijejas, Hidetada, hielt streng an dem von seinem Vater Eingeführten fest. Erst der Enkel des Gründers, Ijemitzu, unbedingt der bedeutendste in der Reihe der 14 Schogune nach Ijejas, griff mit starker Hand ein, zwang die großen



Die Grabstätten und Tempelhaine von Nikko in Japan.

Nach einem japanischen Holzschnitte.

Landesherren, ihn auch äußerlich als über ihnen stehend anzuerkennen, und machte sich und seine Nachfolger zu den wirklichen Herren Japans. Ein Besuch, den er 1623 in Kioto dem Mikado abstattete, war der letzte, den bis 1863 ein Schogun dort gemacht hat. Unter ihm wurden 1641 die Holländer und Chinesen nach Nagasaki, alle anderen Fremden aus dem Lande verwiesen und den Japanern verboten, es zu verlassen. Münzen, Maße und Gewichte wurden geregelt, die Aufnahme der Grenzen begonnen und durchgeführt, Karten und Pläne von den Gebieten und Schlössern der Landesherren angefertigt, deren Stammbäume festgestellt und dabei alle Namen ausgemerzt, mit denen unliebsame politische Erinnerungen oder Ansprüche hätten verbunden werden können. Ferner wurden die beiden Staatsräte, der obere und der untere, eingerichtet. Endlich machte Jjemitzu seine Residenzstadt Jedo nicht nur zur schönsten, sondern auch zur reinlichsten und sichersten Stadt des Reiches, deren Schloß mit seinem dreifachen Gürtel von Mauern und Wassergräben damals für unüberwindlich galt und auch jetzt noch die Bewunderung der Besucher erregt. Jjemitzu war es auch, der zuerst im Verkehr mit dem Auslande, d. h. Korea, aus eigener Machtvollkommenheit für sich den Titel „Taikun" (Großer Herr) einführte.

Von seinen Nachfolgern ist nur Joschimune (1716—45) zu erwähnen, der letzte direkte Nachkomme des Jjejas; er hat viel für die Hebung der Industrie und des Ackerbaues getan und das Verbot der Zulassung europäischer Bücher beseitigt, solche ausgenommen, die die christliche Religion behandelten. Von den übrigen kann man nur sagen, daß sie sich wenigstens äußerlich im Rahmen der ihnen gestellten Aufgabe hielten, daß ihnen aber der Beamtenschaft gegenüber, die sich immer mehr der Verwaltung bemächtigte, die Selbsttätigkeit ganz verloren ging. Damit trat in den Regierungskreisen die Versumpfung ein, die schließlich zum Sturze des Schogunats führte.

Wenn Tokuzo Fukuda die Herrschaft der Tokugawa als die Zeit des unumschränkten Polizeistaates bezeichnet, so trifft dies wohl nur für die zweite Hälfte der Regierung der Schogune zu und auch dann nur insoweit, als die Verwaltung das Bestehende aufrecht zu erhalten und Neuerungen abzuwenden strebte, die der Beamtenschaft in Japan wie überall als gefährliche Bedrohungen des staatlichen Daseins erschienen. Ein vollständiges Stillstehen der Entwickelung hat selbst der härteste Druck stets nur auf kurze Zeit erreicht; auch in Japan hat es unter dem Schogunate weniger einen Stillstand gegeben als einen Kreislauf, bei dem sich die bestehenden Verhältnisse nach der einen oder anderen Richtung hin verschoben. Am sichtbarsten war das bei der Rolle, die dabei die Städte, vielleicht richtiger die Kaufmannschaft, gespielt haben.

Die kraftvolle Regierung der ersten Schogune, besonders des dritten, hatte den Landesherren die Überzeugung gegeben, daß die Dynastie der Tokugawa die Herrschaft dauernd behaupten könnte, und daß Angriffe gegen sie auf die Urheber zurückfallen würden; sie hatten aber zugleich aus den Maßnahmen der Schogune, namentlich in betreff des Erbrechtes in den großen Familien, die Gewißheit gewonnen, daß deren Fortbestand nicht allein nicht gefährdet, sondern sogar gesicherter sei als früher. Sie konnten sich daher in aller Ruhe der Entfaltung ihrer Gebiete zuwenden. Schlimmer daran waren die gewöhnlichen Samurai (vgl. oben, S. 194), besonders soweit sie nur ein jährliches Gehalt in Reis erhielten. Ihr Geschäft war der Krieg; jede andere Beschäftigung war ihnen verboten. Da nun das Gehalt meist unzureichend war, so geriet im Laufe der Zeiten ein großer Teil der Samurai immer tiefer in Schulden, legte entweder zeitweilig oder ganz die Schwerter ab und ergriff eine andere Beschäftigung oder schied unter Beibehaltung der Schwerter aus dem Dienst

ihrer Landesherren aus und trat zu der Klasse der herrenlosen Samurai, den Ronin, über, die nicht allein ein Schrecken und eine Gefahr für den ruhigen Bürger, sondern auch für die Regierung wurden (s. die Abbildung S. 198). Was die Bauern (vgl. oben, S. 194) betrifft, so war die Stellung derer, die sich im Gebiete des Schoguns befanden, im allgemeinen der der Bauern in den Gebieten der Landesherren vorzuziehen. Während jene Milde und Rücksicht erfuhren, waren diese fast schutzlos den Erpressungen der fürstlichen Beamten ausgesetzt. Der Besitz des Bauern war durchschnittlich klein: das Mindestmaß betrug ungefähr einen Hektar und wird selten überschritten worden sein; die Wirtschaft war daher meistens eine Gartenwirtschaft.

Fukuda ist der Ansicht, daß die Städte sich aus und an den festen Schlössern der Landesherren entwickelt hätten, weil die Städtebildung in Japan aus der kriegerischen Zeit nach dem 12. Jahrh. stamme. Das trifft wohl nur in gewissem Sinne zu. Bei einem Jahrtausende alten staatlichen Dasein müssen sich doch an besonders für den Verkehr geeigneten Punkten größere Ansammlungen von Menschen und Häusern gebildet haben. Selbstverständlich wählten dann die neuentstehenden Landesherren solche Plätze mit Vorliebe zu Mittelpunkten ihrer Macht, ließen sich dort nieder und errichteten dort ihre befestigten Schlösser; natürlich schlossen sich die Bewohner dann enger an das schützende Schloß an, und vielleicht haben sich im Laufe der Zeiten zwei oder drei Dörfer zu einer größeren Gemeinde vereinigt. Allerdings haben die Städte in Japan niemals staatliche Selbständigkeit besessen, nicht einmal unabhängige Gemeinwesen gebildet, und ihr Wachstum und ihre Blüte rühren hauptsächlich aus der Zeit nach Jjejas her. Jahrhundertelange Kriege sind eben keine günstigen Zeiten für Kaufleute und Handwerker, aus denen sich doch die Bevölkerung der Städte meistens zusammensetzt. Das Kastenwesen, das in Japan herrschte, hinderte ebenfalls die Entfaltung des Kaufmannsstandes. Der Kriegerstand war der erste; ihm waren, wenn auch nicht rechtlich, doch bis zu einem gewissen Grade tatsächlich die Gelehrten, Ärzte, Künstler, Priester und andere angeschlossen; dann folgten der Ackerbauer, der Handwerker und als letzter der Kaufmann. Unter diesen standen die Unehrlichen (Schauspieler, Gaukler, Tänzerinnen usw.) und die Unreinen (Schinder, Gerber, Scharfrichter usw.).

Je nach der Entstehung lagen die Städte entweder im Gebiete der Landesherren, wo ihr Wachstum wesentlich von deren Launen und Ansichten abhing, oder im Gebiete des Schoguns, der sich der wichtigsten Handelsplätze Jedo, Osaka, Kanagawa, Nagasaki, Sakai, Hakodate und Niegata bemächtigt hatte. Damit war das Schogunat vor die Aufgabe gestellt, seinem Handel Ausdehnung und dessen Vermittlern Anerkennung zu verschaffen. Schon während der Anwesenheit der Fremden waren die Schogune bestrebt gewesen, den Vorteil aus dem Verkehre mit jenen möglichst ganz an sich zu ziehen; mit der Verweisung der Holländer und Chinesen nach Nagasaki (1641) war dieses Ziel erreicht. Gleichzeitig wurden Einfuhr und Ausfuhr so geregelt, daß sich die Bilanz für Japan möglichst günstig stellte. Die Preise für die fremden Waren wurden so hoch, daß nur die reichsten Leute sie kaufen konnten, während die Ausfuhr von allem, was das Land brauchte oder zu brauchen schien, beschränkt oder ganz untersagt wurde. So wurde 1752 die schon früher wiederholt beschränkte Ausfuhr von Gold durchaus verboten; 1685 wurde die Ausfuhr von Silber, das zur Deckung der Wareneinfuhr diente, auf 2000 Pfund, 1790 auf 500 Pfund herabgesetzt, 1685 die Ausfuhr von Kupfer auf 2000 Pikuls (ungefähr 1000 kg) beschränkt. Von 1715 an durften jährlich nur zwei, seit 1790 nur ein holländisches Schiff nach Japan kommen. Der Verkehr mit den Chinesen wurde in ähnlicher Weise beschränkt.

Dagegen wurde dem Binnenhandel möglichst große Aufmerksamkeit und Förderung zuteil, besonders seitdem (1694) in Osaka und Jedo Gilden (Kumiai), zuerst je 10, entstanden waren, die sich in den 1720er Jahren auf einige 20 an beiden Plätzen vermehrten. Sie waren freie Vereinigungen, die kaufmännische Geschäfte und Reederei betrieben und ihren Hauptverdienst anscheinend aus dem Verkaufe des in den Gebieten der Landesherren Erzeugten zogen. Es war daher ein besonders harter Schlag für sie, als in der Mitte des 18. Jahrh. die Landesherren die Erlaubnis verlangten und erhielten, ihre Erzeugnisse an den größeren Handelsplätzen durch eigene Händler verkaufen zu lassen. Vielleicht hat diese Maßregel die Regierung veranlaßt, 1813 die Gilden auf anderer Grundlage wieder herzustellen. Sie wurden jetzt kaufmännische und gewerbliche Zwangsgilden, deren Anzahl und Mitgliederzahl gesetzlich festgesetzt wurde, die keine neuen Mitglieder aufnehmen, sondern bei dem Ausscheiden einzelner nur deren Blutsverwandte zulassen durften, und die das Monopol des Handels mit den von ihnen vertriebenen Artikeln erhielten. Diese Einrichtung wurde 1841 ob vieler Klagen über die dadurch veranlaßte Verteuerung der Preise aufgehoben, 1851 aber wieder eingeführt, voraussichtlich, weil die Regierung die durch die Gilden geübte Überwachung nicht entbehren zu können glaubte.

Im übrigen blieben die Verhältnisse unter der Herrschaft der Tokugawa dieselben, wie sie vorher gewesen waren. Der Ahnendienst, die väterliche Gewalt in der Familie, die Verantwortlichkeit des Familienhauptes für die Handlungen der Familienmitglieder, die Erbschaftsordnung, die dem ältesten Sohn eine ungewöhnlich bevorzugte Stellung gab, die Erblichkeit der meisten Stellungen im Dienste des Schogunats wie der Landesherren, die von der Sitte auferlegte Verpflichtung des Sohnes, der Nachfolger des Vaters auch in seinem Geschäft oder Handwerk zu werden, und die außerordentlich große Schwierigkeit, aus einem Stand in den anderen überzutreten, hemmte jede freie Entwickelung des einzelnen und damit jeden Fortschritt der Allgemeinheit.

L. Der Sturz des Schogunats.

a) Die letzten Tokugawa-Schogune.

Nach dem Übergange des Schogunats an die Tokugawafamilie machte sich in deren Schoße sehr bald eine gewisse Gegnerschaft gegen die Anmaßung geltend, die den Mikado seiner Rechte beraubt hatte. Sie war und blieb für lange Zeit ausschließlich literarisch und fand ihre hauptsächlichsten Vertreter und Beschützer unter den Fürsten des Hauses Mito. Die älteste Geschichte dieses Hauses bietet ein gutes Beispiel für die Art, wie die Geschicke der landesherrlichen Häuser während der Zeitalter wechselten, die der endgültigen Beruhigung des Reiches vorhergingen.

Nachdem seit dem 10. Jahrh. Abkömmlinge der Tairafamilie in der Gegend des späteren Fürstentums geherrscht hatten, wurden sie 1427 durch Jedo Mitschifusa besiegt; dieser führte zuerst den Namen Mito ein. Im Jahre 1590 wurden die Jedo durch die Satake vertrieben; von diesen wurde Joschinobu, der sich auf die Seite Hidejoris gestellt hatte, von Jjejas 1602 nach Akita versetzt. An seiner Stelle wurde zuerst der fünfte, nach dessen auf der Reise nach Mito erfolgtem Tode der zehnte und, nachdem dieser 1609 nach Suruga versetzt worden war (um zehn Jahre später Fürst von Kii zu werden), der elfte, 1603 geborene Sohn des Jjejas, Jorifusa, zum Fürsten von Mito ernannt (vgl. S. 197).

Jorifusa starb 1661, und sein zweiter Sohn, Mitsukuni, wurde sein Nachfolger. Dieser versammelte Gelehrte um sich, darunter angeblich eine Anzahl von Chinesen, die vor den Mandschus nach Japan geflohen waren, und gab mit ihrer Hilfe neben anderem das „Dainihonschi" heraus (die Geschichte von Groß-Japan von Dschimmu Tenno bis 1393, in 240 Büchern), das noch heute als das

maßgebende Werk für die Geschichte Japans angesehen wird, und das „Reigiruiten" (Über die Zeremonien am Kaiserhofe, in 510 Büchern). Diese Arbeiten und eine große Sammlung chinesischer und japanischer Bücher, die der Fürst bis zu seinem Tode (1700) zusammenbrachte, trugen viel dazu bei, die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf die älteste Geschichte Japans zu lenken, so daß Mitsukuni mit Recht als der Vater und Urheber der Bewegung angesehen werden darf, die, gemeinhin als die Wiedererweckung der reinen Schintolehre bezeichnet, unzweifelhaft die Wiederherstellung der Mikadowürde wirksam vorbereitet hat. Die Männer, die nach dieser Richtung hin am meisten gewirkt haben, waren Kada (gestorben 1736), Mabuschi (gestorben 1769) und Motoori (gestorben 1801); der letzte hat das Kojikiden, d. h. Erklärungen zum Kojiki, herausgegeben, die das größte Aufsehen nicht nur unter den Gelehrten, sondern auch besonders unter den Landesherren erregten. Auch das „Dainihonschi" wurde von den Fürsten von Mito fortgesetzt und 1851 gedruckt, nachdem es lange handschriftlich in Umlauf gewesen war. Die Nachfolger Mitsukunis waren, wie er, Beschützer der Literatur und gute, sparsame Verwalter ihres Landes, so daß die Fürsten von Mito im Gegensatze zu den Schogunen sich den Ruf vortrefflicher Herrscher gewannen. 1829 wurde Nariaki, der Bruder seines Vorgängers Narinaga, Fürst; er war berufen, eine ausschlaggebende Rolle in dem Kampfe gegen das Schogunat zu spielen.

Die Verarmung der Samurai, die bureaukratische Versumpfung der Regierung der Schogune, die weitere Verbreitung der Kenntnis ausländischer Gedanken und das mit der Abnahme der Macht der Schogune wieder erwachende Streben der Landesherren nach größerer oder gänzlicher Unabhängigkeit fanden ihren Ausdruck in Machenschaften am Kaiserhofe wie an dem der Schogune. Außerdem wurde die Lage gespannter, seitdem durch das wiederholte Erscheinen fremder Schiffe an den japanischen Küsten (zuerst 1792 ein russisches Geschwader vor Jeso) die Besorgnis vor einem feindlichen Angriffe wuchs. Als 1842 die Regierung des Schoguns wegen ähnlicher Befürchtungen die Landesherren aufforderte, für die Befestigung der Küsten zu sorgen, stieß sie auf wenig Entgegenkommen, dagegen überall auf Klagen über Geldmangel und Unterstützungsgesuche.

b) Die Eröffnung Japans.

In Mito kam es einige Jahre nach der Ernennung Nariakis zu Zusammenstößen zwischen den politischen Schulen (Sekten) des Landes, von denen die eine für den Mikado, die andere für den Schogun war, während die dritte, die der (schwankenden) Weiden, sich neutral verhielt. Die Unruhen führten zu offenem Aufstande gegen die Regierung des Schoguns, der zwar verhältnismäßig leicht unterdrückt wurde, aber doch nach so langer Ruhe ein sehr bedenkliches Anzeichen bildete: die Gegensätze, die in Mito vorhanden waren, bestanden in allen Fürstentümern. In diese Zeit der Gärung fiel 1853 die Ankunft des Kommodore Mathew Calbraith Perry, der im Namen der Vereinigten Staaten von Nordamerika die Eröffnung Japans forderte. Während der Erörterungen, die sein Erscheinen im Schoße der Regierung wie unter den Landesherren veranlaßte, starb der Schogun Ijeyoschi, angeblich ermordet. Mit ihm verlor das Reich einen tatkräftigen und klugen Fürsten, den der erbliche Regent, Ikamon no kami, der für den unmündigen Ijesada die Regierung übernahm, nicht zu ersetzen vermochte. Da Ikamon, der Vornehmste der Gofudai Daimios, die alte Schogunatsverfassung aufrecht erhalten wollte und den alten inneren Gegnern keinen äußeren Feind gesellen durfte, schloß er am 31. März 1854 mit Kommodore Perry den Vertrag von Kanagawa, der die Häfen Simoda und Hakodate den Nordamerikanern öffnete.

Damit aber gab er dem Mikado und dessen Anhängern ein gemeinsames Feldgeschrei: „Joi" („Fort mit den Fremden"), das in Wirklichkeit allerdings mehr gegen das Schogunat als gegen jene gerichtet war. Während neue Verhandlungen mit dem Ministerresidenten

der Vereinigten Staaten von Amerika, Townsend Harris, über den Abschluß eines weiteren Vertrages schwebten, starb 1859 der junge Schogun, angeblich ebenfalls, und zwar auf Betreiben des Fürsten von Mito, ermordet. Diesmal hätte eine Veranlassung dazu vorgelegen. Nach dem Reichsgesetze hätte nun einer der drei Gosankio zum Schogun gewählt werden müssen, und der Fürst von Hitotsubaschi war ein Sohn Nariakis. Aber Jikamon zeigte sich noch einmal als der Stärkere und setzte die Wahl des zwölfjährigen Fürsten von Kii durch. Der Fürst von Mito wurde zu strenger Einschließung in seinen Palast verurteilt, und die Fürsten, die auf seiner Seite zu stehen schienen, teils zur Abdankung genötigt, teils mit Gefängnis bestraft. Der Regent schien allen Widerstand gebrochen zu haben. Aber im März 1860 wurde er durch Ronine von Mito angegriffen und ermordet. Seinen Nachfolger in der Leitung der Geschäfte, Ando Tsuschima no kami, traf ein ähnliches Schicksal: er wurde ein Jahr später ebenfalls angegriffen, entkam schwer verwundet, legte aber bald darauf sein Amt nieder.

Inzwischen waren 1858 Verträge, durch die Kanagawa, Nagasaki und Hakodate dem fremden Handel geöffnet, die Eröffnung weiterer Häfen in Aussicht genommen, diplomatische Vertreter in Jedo, Konsuln in den geöffneten Häfen zugelassen und die fremden Untertanen der Gerichtsbarkeit ihrer Konsuln unterstellt wurden, mit Nordamerika, England, Frankreich, Rußland und Portugal, 1861 mit Preußen abgeschlossen und damit dem Mikado und den Landesherren neue Gründe zur Unzufriedenheit mit dem Schogun wie zu Feindseligkeiten gegen die Fremden gegeben worden. Die durch den sich schnell entwickelnden Ausfuhrhandel veranlaßte Steigerung der Preise aller Artikel erregte die Samurai und gab den Anstoß zu der Ermordung einer Anzahl von Fremden. Ein russischer Versuch, sich 1861 der Tsuschima-Inseln zu bemächtigen, trug, obgleich Englands Einspruch die Russen zum Aufgeben der Inseln zwang, dazu bei, das Feuer zu schüren. Am 5. Juli 1861 wurde die englische Gesandtschaft in Jedo von einer Bande von Roninen angegriffen. Der englische Gesandte Rutherford Alcock konnte die verlangte Genugtuung nicht erlangen; zugleich erklärte die Regierung des Schoguns, daß die Stimmung im Lande es ihr nicht erlaube, die anderen in Aussicht genommenen Plätze zu öffnen. Alcock kehrte nach England zurück, gefolgt von einer japanischen Gesandtschaft; aber die japanische Regierung konnte die Bedingungen nicht erfüllen, die von englischer Seite an die Gewährung der erbetenen Frist zur Ausführung der eingegangenen Vertragsverpflichtungen geknüpft worden waren. Inzwischen hatten am 26. Juni 1862 in der englischen Gesandtschaft Leute der japanischen Schutzwache die Posten der englischen Seesoldatenwache angegriffen; und am 14. September 1862 waren einige Engländer auf dem Tokaido von Leuten aus der Begleitung Schimadzu Saburos, des Vaters des Prinzen von Satzuma, angegriffen, verwundet und einer (Richardson) ermordet worden.

Während dieser Vorgänge in und bei Jedo waren die Gegner des Schoguns in Kioto nicht müßig gewesen; große Scharen herrenloser Samurai hatten sich dort zusammengefunden, angeblich um den Mikado zu schützen und etwas gegen die Fremden zu unternehmen; den Landesherren von Satzuma, Tschoschiu (Nagato, Familie Mori) und Tosa, die sich dorthin begeben hatten, wurde vom Mikado die Leitung der Bewegung gegen seine Gegner übertragen. Das Zusammenwirken dieser drei Fürsten, das in den nächsten Jahren eine große Rolle spielte, bezeichneten die Japaner nach den Anfangssilben der drei Namen als „Sat-tscho-to". Der alte Nariaki war im September 1861 gestorben; doch der Mikado fand bei den vorgenannten Fürsten und dem von Etzisen eifrige Unterstützung für alle seine Pläne. Am 1. Januar 1863 wurde die auf dem Gotenjama in Jedo neu errichtete

englische Gesandtschaft durch Ronine niedergebrannt, weil der Mikado verboten hatte, daß sie den Engländern ausgehändigt werde, und diese sich weigerten, ihr Recht auf den Platz aufzugeben. Unterdes hatten die Verhandlungen über die England für die Ermordung Richardsons und den zweiten Angriff auf die Gesandtschaft zu gewährende Genugtuung ihren Fortgang genommen. Die japanischen Behörden hatten dadurch, daß sie im Mai einen Auszug der gesamten japanischen Bevölkerung aus Jokohama anordneten oder erlaubten, versucht, einen Druck auf den englischen Geschäftsträger, Oberst Edward Saint-John Neale, und die anderen Fremden auszuüben, und erst, nachdem dieser und andere Winkelzüge mißlungen waren, sich am 24. Juni zur Zahlung der geforderten Entschädigung entschlossen. Am folgenden Tage hatten sie aber auf Befehl des Mikado die Schließung Jokohamas verlangt, eine Forderung, die trotz der ablehnenden Haltung der fremden Vertreter am 25. Oktober erneuert wurde. Für dieses merkwürdige Vorgehen hatte die japanische Regierung insofern eine Entschuldigung, als in dem Schreiben des Präsidenten Millard Fillmore (1850—53), das Kommodore Perry überbracht hatte, die Eröffnung Japans ausdrücklich als ein Versuch bezeichnet worden war: eine Erklärung, die der Unterhändler des Vertrags von 1858 wiederholt hatte.

Am 30. September 1863 machten die in Kioto befindlichen Tschoschiuleute den Versuch, sich der Person des Mikado zu bemächtigen; jedoch konnten die Truppen des Schoguns den Anschlag vereiteln, ohne daß ein Tropfen Blut vergossen wurde; die Tschoschiuleute räumten die Stadt und zogen sich mit den sieben Kuge, die sich an der Sache beteiligt hatten, in das Gebiet ihres Herrn zurück; zwei der Kuge, Sawa und Iwakura, sind noch später nach der Wiederherstellung des Mikadotums als Minister der auswärtigen Angelegenheiten und als Ministerpräsident wichtig geworden. Wenige Tage vor diesem Vorgang eröffneten die Batterien des Fürsten von Tschoschiu in der Straße von Schimonoseki das Feuer auf einen dort vor Anker liegenden amerikanischen Handelsdampfer und 14 Tage später auf den französischen Aviso Kientschan und die niederländische Korvette Medusa, die vorüberfuhren: der Fürst versuchte so dem Befehle des Mikado, die Fremden zu vertreiben, nachzukommen. Ein Eingreifen amerikanischer und französischer Schiffe zerstörte zwar einige Schiffe und Batterien des Fürsten, war aber nicht imstande, die Straße dem Verkehr wieder zu eröffnen. Die Vertreter Englands, Frankreichs, der Vereinigten Staaten und der Niederlande traten daher am 25. Juli 1863 in Jokohama zusammen. Daraufhin begab sich Oberst Neale mit dem englischen Geschwader nach Kagoschima, um dort von dem Landesherrn Genugtuung für die Ermordung Richardsons zu verlangen. Die Weigerung führte am 15. August zur Beschießung von Kagoschima, die, wenn auch kein militärischer Erfolg, doch den maßgebenden Persönlichkeiten in Satzuma die Überzeugung von der Notwendigkeit gab, sich mit England zu verständigen. Am 11. Dezember 1863 bezahlten Abgesandte des Fürsten in Jokohama die geforderte Entschädigung. Versuche der französischen Regierung, die Eröffnung der Straße von Schimonoseki durch ein Abkommen mit einer zu anderen Zwecken an sie abgeschickten japanischen Gesandtschaft herbeizuführen, schlugen fehl; ebenso vergeblich waren die persönlichen Bemühungen von zwei jungen, aus Europa zurückgeeilten Tschoschiuleuten, Ito und Inouje, die beide noch berufen sein sollten, später eine große Rolle in Japan zu spielen. In den ersten Tagen des Septembers 1864 zerstörte endlich ein vereinigtes Geschwader der vier Mächte die Befestigungen in der Straße und zwang den Fürsten, sich den Forderungen der Fremden zu unterwerfen.

Mutsuhito, Kaiser von Japan (geb. 3. November 1852, gest. 29. Juli 1912) und seine Gemahlin Haruko.

Nach Gemälden in der Kaiserlich Japanischen Gesandtschaft in Berlin.

c) Der Sturz des Schogunats.

Gleichzeitig mit diesen Vorgängen, die trotz der europäischen Beteiligung nur Glieder in der Kette der Kämpfe der westlichen und südlichen Fürsten gegen den Schogun waren, entwickelten sich die Dinge in Kioto weiter. Am 20. August versuchten die wieder in die Nähe der Stadt gerückten Tschoschiuleute aufs neue, sich der Person des Mikado zu bemächtigen; es kam zum Kampf in den Straßen der Stadt, wobei diese zum großen Teil in Flammen aufging. Aber die Truppen des Schoguns, denen sich die über das eigenmächtige Vorgehen Tschoschius entrüsteten Satzumaner anschlossen, schlugen den Angriff ab. Wer von den Angreifern nicht fiel, beging Harakiri; der Fürst von Tschoschiu wurde als Empörer in den Bann getan und die Fürsten des Reiches gegen ihn aufgeboten. Die Verhältnisse hatten sich also günstig für den Schogun gestaltet; doch es fehlte ihm an Geld, Mannschaften, Entschlossenheit und vor allen Dingen in seiner Partei und Familie an Treue und Einigkeit. Mito, Kii, Owari und Echisen waren zum mindesten lau, und nur bei den nördlichen Fürsten konnte der Schogun auf tatkräftige Unterstützung rechnen. So entwickelte sich der Streit immer mehr zu einem solchen zwischen *Süden und Westen* einerseits, *Osten und Norden* anderseits; es wiederholte sich (vgl. S. 191) der Daseinskampf zwischen den beiden Reichsteilen, in dem bis dahin stets der nördliche gesiegt hatte.

Der Widerstand des Mikado gegen die Anwesenheit der Fremden und die ihnen in den Verträgen gemachten Zugeständnisse hatte bisher die Hauptschwierigkeit für die Europäer in ihren Beziehungen zum Lande gebildet; die Anerkennung der Verträge durch den Mikado erschien also als eine politische Notwendigkeit. Dieser Erfolg wurde durch ein gemeinsames Vorgehen im November 1866 erreicht, ohne daß sich dadurch die Stimmung im Lande gegen die Fremden wesentlich verbessert hätte. Im September 1866, bald nachdem die Truppen des Schoguns von denen Tschoschius besiegt worden waren, starb der Schogun Iiemotschi und im Januar 1867 der Mikado Komei; jenem folgte *Hitotsubaschi*, diesem der bis 1912 regierende *Mikado Mutsuhito* (s. die beigeheftete Tafel). Der Wechsel der Persönlichkeiten veränderte indessen die politische Lage nicht: die Gegensätze platzten vielmehr immer schärfer aufeinander. Zwischen Satzuma und Tschoschiu kam es, besonders durch Vermittelung des als Nationalhelden gepriesenen älteren Saigo, zu einer Verständigung, die ihrerseits zu immer schärferem Druck auf den schwachen und unentschlossenen Hitotsubaschi führte. Am 16. November 1867 legte dieser endlich sein Amt als Schogun für das Innere nieder, behielt sich aber die Leitung des Äußeren vor und verlangte, daß die ganze Frage einer einzuberufenden Versammlung der Landesherren vorgelegt werde. Seine Gegner wollten davon nichts hören und bemächtigten sich am 3. Januar 1868 der Person des Mikado. Der Schogun, der sich bis dahin in Kioto aufgehalten hatte, verließ die Hauptstadt, begab sich nach Osaka und unternahm Ende Januar 1869 einen Vorstoß auf Kioto; am 30. bei Fuschimi, teilweise durch Verrat, besiegt, floh er zuerst auf ein amerikanisches Kriegsschiff auf der Reede von Osaka und von dort an Bord eines japanischen nach Jedo. Zum Empörer erklärt, *unterwarf er sich* ohne Schwertstreich den auf Jedo vordringenden Truppen des Mikado. Sein Leben wurde geschont, aber der Tokugawa-Klan fast aller seiner Einkünfte beraubt und auf das Gebiet um Sumpu beschränkt.

Was sich von Tokugawa-Leuten und solchen der *nördlichen* Daimios in Jedo befand, wurde 4. Juli bei der Erstürmung von Ujeno besiegt; der dort residierende kaiserliche Prinz wurde aber nach dem Norden entführt und von den dortigen Fürsten als eine

Art von Gegenmikado aufgestellt. Am 6. November war auch hier der Widerstand mit der Einnahme des Schlosses von Wakamatz, der Residenz des Fürsten von Aidzu, gebrochen. Unentschlossen hatte sich die Flotte des Schoguns weder an den Kämpfen beteiligt, noch sich dem Mikado unterworfen. Am 4. Oktober verließ sie mit einigen Landtruppen die Bai von Jedo und begab sich unter Führung des Admirals Enomoto nach Jeso: die hauptsächlichsten Plätze im Süden der Insel wurden schnell erobert und eine Republik ausgerufen. Es dauerte ziemlich lange, bis sich die Streitkräfte des Mikado gegen Jeso in Bewegung setzten; doch nach einigen Gefechten übergab Enomoto am 26. Juni 1869 das letzte Bollwerk der Verteidiger, das Fort von Kamida bei Hakodate, den Truppen des Mikado. Auch sein Leben wurde geschont.

So fiel, wenig ehrenvoll und fast ohne Widerstand, die Dynastie der Tokugawa-Schogune, die während eines Vierteljahrtausends dem Lande Ruhe und Frieden gegeben hatte. Sie ging an der eigenen Schwäche und Erbärmlichkeit zugrunde, wie daran, daß sie von denen verlassen wurde, die — zum eigenen Vorteil — die Pflicht gehabt hätten, sie zu stützen. Ihr und ihren Anhängern fehlte die Entschlossenheit, die ihre Gegner, die Fürsten des Südens und Westens, auszeichnete. Wie in allen früheren Kämpfen auf Japan siegte die Partei, der es gelang, sich der Person des Mikado zu bemächtigen. Jedenfalls ist es eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte, daß der moralische Einfluß eines Herrschergeschlechts, das seit 700 Jahren keine eigene Macht besessen hatte, und dessen Häupter seit 250 Jahren tatsächlich von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten gewesen waren, einen so wesentlichen Einfluß auf die Entscheidung ausüben konnte. Tatsächlich hatte mehr der Südwesten über den Nordosten als der Mikado über den Schogun gesiegt.

M. Die neue Zeit.

a) Die Wiederherstellung des Mikadotums.

Die Erhebung gegen das Schogunat hatte mit dem Rufe „Weg mit den Fremden!" begonnen; sicherlich entsprach dieser Ruf dem Wunsche der Mehrzahl derer, die an der Bewegung teilnahmen. Der Zufall wollte es, daß gleich zu Beginn die Fremden durch Angriffe in Mitleidenschaft gezogen wurden. Am 4. Februar feuerte eine Anzahl durch Kobe marschierender Bizenleute auf die dem Schauspiel zusehenden Fremden, am 8. März wurden elf französische Kriegsschiffsmatrosen in Sakai verräterisch von Tosaleuten ermordet, und am 22. März griffen in Kioto zwei Soldaten von der Leibwache des Mikado den englischen Gesandten mit seinem Gefolge auf dem Wege zur Audienz an. Diese Vorfälle hatten ein doppeltes Ergebnis: sie zwangen die fremden Vertreter, die vielleicht nicht alle derselben Ansicht gewesen waren, sich zu gemeinsamer Abwehr zusammenzuschließen, und nötigten die Ratgeber des Mikado vor und hinter den Kulissen, Farbe zu bekennen. Zur Ehre der letzteren muß es gesagt sein, daß die meisten sich nicht scheuten, für gute Beziehungen zu den Fremden und die Annahme westlicher Zivilisation nicht allein ihre Beliebtheit, sondern sogar ihre persönliche Sicherheit einzusetzen. Wie in den vorhergehenden Jahren Fremde das Ziel der Angriffe von Unzufriedenen gewesen waren, so wurden dies nun die Ratgeber des Mikado: mehr als einer hat mit dem Tod oder mit schweren Wunden für das gebüßt, was die Anhänger der Joïpartei als einen Verrat am Vaterland ansahen. Die Aufgabe der Ratgeber des Mikado war in der Tat schwer. Ihr erster Schritt war gewesen, die (Taikwa-)Konstitution des Jahres 786 n. Chr. (vgl. S. 175) wieder einzuführen.

Bald danach, Anfang April 1868, leistete der Mikado in Gegenwart seines ganzen Hofes einen feierlichen Eid, daß eine beratende Versammlung einberufen werden solle; wenige Tage darauf nahm er in Osaka eine Besichtigung der Truppen und der Flotte vor, und am 5. Januar 1869 empfing er zu Jedo die fremden Vertreter.

Obwohl mit dieser Herausreißung des Mikado aus der alten Abgeschlossenheit ein ungeheurer Schritt vorwärts geschehen war, blieb die Lage sowohl im Inneren wie nach außen gespannt und gefährlich. Bereits 1867 hatte auf Anordnung von Kioto aus die Regierung des Schoguns eine Verfolgung eingeborener Christen in der Umgegend von Nagasaki, verborgen gebliebenen Überbleibseln der alten Christengemeinden, eingeleitet; diese wurde in verstärktem Maß aufgenommen, nachdem der Mikado wieder zur Regierung gekommen war, und es bedurfte langer Bemühungen der fremden Vertreter, bis 1873 die Aufhebung der alten Verbote gegen das Christentum gelang. Noch schwieriger gestalteten sich die Beziehungen der Regierung zu den Reaktionären im Lande. Die kaiserliche Leibgarde (Schimpei) weigerte sich, als sich Mutsuhito von Kioto wieder nach Jedo, das nun in Tokio (östliche Hauptstadt) umgetauft worden war, begeben wollte, in der alten Hauptstadt zurückzubleiben: sie begleitete den Mikado nach Tokio, wo ihre Anwesenheit bald zu fremden- und fortschrittfeindlichen Auftritten Veranlassung gab; nur mit vieler Mühe gelang es der Regierung, sie wieder aus Tokio zu entfernen, aber nicht, ohne daß der Kriegsminister, der den Rückmarsch leitete, unterwegs von seinen eigenen Leuten als fremdenfreundlich ermordet worden wäre. Auch in den Versammlungen von Abgeordneten der Samuraiklasse, von denen die erste im April 1869, eine zweite im Juni 1870 zusammentrat, fand die Regierung keine Unterstützung: sie erwiesen sich vielmehr als unerfahren und jedem Fortschritt abgeneigt.

Dennoch schritt das Reformwerk vorwärts, und zwar in einer Weise, wie es die meisten der Urheber und Teilnehmer an der gegen den Schogun gerichteten Bewegung wohl kaum erwartet hatten. Im März 1869 richteten die Fürsten von Satzuma, Tschoschiu, Tosa und Hizen, die Häupter des südwestlichen Bundes, an den Mikado eine Eingabe, worin sie ihm ihre Gebiete und Untertanen zur Verfügung stellten. Das Anerbieten wurde angenommen, nachdem sich ihm die Mehrzahl der anderen Landesherren nach einigem Zögern angeschlossen hatte; die Landesherren wurden zuerst zu kaiserlichen Statthaltern ihrer Gebiete (Han) ernannt, im August 1871 aber ihrer Ämter enthoben und mit ihren Familien nach Tokio berufen. Gleichzeitig erfolgte die Einteilung des Landes in Provinzen (Ken), die kaiserlichen Präfekten unterstellt wurden. Den Landesherren war schon bei ihrer Ernennung zu Gouverneuren der größte Teil ihres Einkommens für Verwaltungszwecke genommen worden; jetzt wurden die Beträge festgestellt, womit ihre früheren Einkünfte und die der Samurai abgelöst werden sollten. Den letzteren (nach der Zählung von 1872 bei einer Gesamtbevölkerung von etwas über 33 Millionen: 634761 Männern und etwas mehr Frauen) wurden die erblichen Einkünfte mit dem sechsfachen, die zeitweiligen mit dem vierfachen Betrage kapitalisiert und teils in bar, teils in achtprozentigen Obligationen ausgezahlt; obwohl später notgedrungen etwas vorteilhaftere Bedingungen gestellt wurden, sind die meisten Samurai dadurch finanziell ruiniert worden. Mit dem Aufhören der Landeshoheit der Fürsten verschwanden selbstverständlich auch die persönlichen Beziehungen, die zwischen ihnen und ihrer Gefolgschaft bestanden hatten; den Samurai wurde gestattet, die Schwerter abzulegen und jede beliebige Beschäftigung zu ergreifen. Gleichzeitig verschwanden die Unterschiede, die bisher zwischen den verschiedenen Klassen der Bevölkerung

(Unehrliche und Unreine einbegriffen) bestanden hatten, und ein neuer Adel wurde geschaffen, der aber nur Ehrenrechte bekam. Der Besitz der Bauern wurde persönliches Eigentum, die bisher gesetzlich vorgeschriebene Fruchtfolge 1871 aufgehoben. Der Verkauf des Grundeigentums wurde 1872, 1875 seine Teilbarkeit erlaubt. Für den Kaufmann und den Handwerker wurde dem Namen nach der Gildenzwang aufgehoben, Handel und Gewerbe für alle freigegeben. Auch die Haftpflicht des Familienhauptes und der Familienglieder untereinander wurde abgeschafft; mit den Pflichten des Familienhauptes kamen natürlich auch viele Rechte in Wegfall.

Daß sich so tiefgehende Änderungen nicht ohne vielfache Reibungen und Mißstimmungen durchführen ließen, ist selbstverständlich. An Stelle der Regierung des Schoguns war in Wirklichkeit nicht die des Mikado getreten, der fortfuhr, ein allgemein verehrtes Symbol der Herrschaft zu bleiben, sondern die der südwestlichen Fürsten oder vielmehr ihrer Hintermänner. Die neue Regierung wurde sehr bald eine Klanregierung: an ihrer Spitze standen einzelne Persönlichkeiten, die Mittel und Macht ihrer Klans zur Durchführung ihrer Pläne benutzten. Außer ihnen war eine Anzahl von Kuge, die ebenso wie die Mitglieder des Schwertadels mediatisiert worden waren, an der Regierung beteiligt. Unter den beiden mächtigsten Klans, Satzuma und Tschoschiu, kam es 1871 wegen der Verteilung der Posten in der neuen Verwaltung, bei der Satzuma sich benachteiligt glaubte, zu Streitigkeiten, die nach ihrer Beilegung zur Schaffung eines eigenen kaiserlichen Heeres führten. Bauernaufstände fanden in Bungo, Schinano, Etzigo und anderen Orten statt. Eine Verschwörung wurde 1871 in Tokio entdeckt, an deren Spitze einige Kuge standen; 1874 kam es zu einem Aufstande der Samurai in Hizen unter Leitung des früheren Justizministers Eto Schimpei, und das Jahr 1877 sah den erst nach achtmonatigen Kämpfen bewältigten Aufstand in Satzuma, dessen Führer der frühere General und Staatsrat Saigo (S. 205) war, das Muster aller Samurai. Als ein Opfer dieses Antagonismus fiel auch der Minister Okubo von Mörderhänden.

Trotz dieser Schwierigkeiten schritt die Reform besonders auf den Gebieten des Unterrichtswesens, der Rechtspflege, des Heerwesens unaufhaltsam weiter: die Klassenunterschiede, die früher bestanden hatten, wurden aufgehoben, die allgemeine Dienstpflicht eingeführt, eine allerdings sehr beschränkte Preßfreiheit gewährt und am 11. Februar 1889 die früher versprochene Verfassung verkündet, die der Bevölkerung einen freilich engbegrenzten Anteil an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zugestand. Sie ist bis heute die Regierungsform des Landes.

Werden schnellen Zusammenbruch des Feudalwesens aus inneren Gründen zu erklären unternimmt, darf nicht vergessen, daß die Erblichkeit wenn nicht aller, so doch der meisten Ämter im Gebiete des Schoguns wie der einzelnen Landesherren sehr dazu beigetragen hatte, die Fähigkeiten der Inhaber bedeutend herabzusetzen. Die wirkliche Macht lag seit langem in den Händen von Mitgliedern des kleinen Adels, die hinter der Bühne die Drähte zogen, an denen sich auf ihr die Puppen bewegten; diese Männer haben die Revolution gemacht, aus ihr Nutzen gezogen und leiten heute noch offen die Geschäfte des Reiches. Die Revolution hatte daher auch von vornherein, obgleich sie von der Adelsklasse ausging, einen demokratischen, ja demagogischen Zug. Sie räumte nach dem Sieg über den Schogun schnell mit den Landesherren und dem Hofadel wie mit den Vorrechten der Samuraiklasse auf; und wenn sie den Mikado schonte, so geschah es wohl hauptsächlich, weil sie nun einmal seinen Einfluß nicht entbehren konnte. Aber schon damals sind Stimmen laut geworden,

die eine Republik empfahlen. Die Landesherren haben im allgemeinen durch ihr Mittelbarwerden gewonnen; für eine Scheingewalt, welche die meisten nur innerhalb der Mauern ihres Schlosses und in den Fesseln der beengendsten Zeremonien genießen konnten, haben sie ein reichliches Einkommen, einen Adelstitel und die Freiheit zur Arbeit wie zum Genuß eingetauscht.

Am schlimmsten ist die große Klasse der Samurai gefahren, die bei der Revolution ihr Einkommen, ihren Einfluß, wenn und wo sie solchen besaß, und ihre Beschäftigung eingebüßt hat. Es kann darum nicht wundernehmen, daß gerade in dieser Klasse die Unzufriedenheit mit dem Verlaufe der Bewegung, von der die meisten etwas ganz anderes erwartet hatten, sehr groß war; daher hat das Bedürfnis, diese Klasse zu beschäftigen, die, als gewandteste, auch am meisten zu Gewalttätigkeiten neigte, wesentlich die äußere Politik der Regierung beeinflußt und namentlich zur Fahrt nach Formosa wie zum Kriege gegen China beigetragen. Auch heutzutage ist diese Klasse noch am einflußreichsten und die Führerin der neuen sozialen Entwickelung auf geistigem wie auf materiellem Gebiet. Teils durch eigne Kraft, teils mit Unterstützung der Regierung, die selbst aus früheren Samurai besteht, stehen Samurai (jetzt Schizoku genannt) an der Spitze der meisten wirtschaftlichen Unternehmungen wie fast der ganzen Tages- und sonstigen Presse. Kaufmanns-, Handwerker- und Bauernstand sind, allgemein genommen, zurückgeblieben und befinden sich auch gegenwärtig mehr auf dem Standpunkte des alten als dem des neuen Japan.

Man begeht daher keine Ungerechtigkeit, wenn man die jüngste Entwickelung als auf verhältnismäßig kleine Kreise beschränkt bezeichnet, die es allerdings verstanden haben, vieles Fremde sich selbst einzugliedern und dem Land aufzuzwingen. Japan hat nie eine eigene Zivilisation von irgendwelcher Bedeutung besessen; die Annahme der chinesischen brachte dem Lande die Taikwa-Reform, d. h. die Regierung der kaiserlichen Zentralgewalt, die allmählich bis auf den Namen im militärischen Feudalismus unterging; die Annahme der westlichen Kultur brachte den Sturz des Feudalwesens, die Wiederherstellung der kaiserlichen Gewalt dem Namen nach, die Klanregierung, aus der sich bis jetzt weder eine freie noch eine Parteiregierung zu entfalten vermocht hat, und seit 1889 den Parlamentarismus: alles Dinge, deren weitere Entwickelung bis jetzt nicht vorauszusehen ist. Im Grunde ist in Japan trotz der sichtbaren äußeren Veränderungen vieles beim alten geblieben. Weder in der Familie noch im Verkehr hat die neue Gesetzgebung einschneidende Änderungen geschaffen. Die Familie ist noch immer die Einheit, nicht der einzelne, ja der einzelne ist außerhalb seiner Familie auch heute noch undenkbar. Die als offizielle Monopolbesitzerin bestehende Gildenschaft ist aufgehoben worden; aber private Vereinigungen der Gewerbe- und Handeltreibenden bestehen noch heute mit denselben Pflichten und wahrscheinlich, wenn auch nicht ausdrücklich anerkannt, denselben Rechten. Auch in der ländlichen Bevölkerung hat sich wenig verändert: es fehlt ihr noch immer wie früher an Selbständigkeit; und ist auch der Fünf-Familienverband in Wegfall gekommen, so hat man ihn durch andere auf privatem Eingreifen beruhende, aber amtliche Verpflichtungen besitzende Vereinigungen ersetzt.

Nur in einem Punkt unterscheidet sich die Gegenwart wesentlich von der Vergangenheit. Während in den niederen Klassen, besonders in der ländlichen Bevölkerung, der alte Glaube und Aberglaube trotz amtlicher Versuche, beide zu zerstören, fast unverändert weiterbestehen, ist in den sogenannten höheren Klassen eine vollständige religiöse Teilnahmlosigkeit an Stelle des früher aus dem Buddhismus, dem Schintoismus und dem Konfuzianismus zusammengesetzten offiziellen Kultus getreten. Der Buddhismus ist zum Teil durch die Regierung selbst in Mißachtung geraten; der Schintoismus ist, nachdem

er durch die Wiederbelebung des kaiserlichen Gedankens seine politische Aufgabe erfüllt hatte, in sein religiöses Nichts zurückgesunken, und der Gleichgültigkeit des modernen Japaners entspricht kaum noch die konfuzianische Sittenlehre. Nur der mit ihr und dem Schinto-Glauben eng verbundene Ahnendienst besitzt noch einige Lebenskraft und bildet sozusagen die Grundlage der japanischen Ethik. Ob das Christentum dereinst berufen sein wird, an die Stelle aller dieser zerfallenden Lehren zu treten, scheint zweifelhaft; jedenfalls wird es nie das europäische oder amerikanische Christentum sein, sondern ein besonders zurechtgelegtes, national-japanisches mit einer starken Hinneigung zum Rationalismus.

b) Japans äußere Politik 1874—1893.

Auch ihre äußere Politik brachte der Regierung vielfache Verlegenheiten. Das durch ein Abkommen mit China beendigte Unternehmen auf Formosa 1874 hinterließ eine Mißstimmung zwischen den beiden Staaten, die 1880 die Einverleibung der Liukiu-Inseln, die seit 1372 Tribut an China und seit 1609 gleichzeitig an Satzuma gezahlt hatten, in China noch erhöhte.

Die koreanische Frage indessen rief die wesentlichsten Schwierigkeiten zwischen den beiden Mächten hervor. Bald nach der Wiederherstellung des Mikadotums hatte die japanische Regierung von der koreanischen die Wiederaufnahme der Tributzahlungen verlangt; Hohn war die Antwort. Die Erregung darüber war groß in Japan, und man hatte, teilweise um sie zu beruhigen, die Fahrt nach Formosa unternommen. Als im September 1875 Matrosen eines mit Vermessungsarbeiten an der Küste beschäftigten japanischen Kriegsschiffes angegriffen wurden, flammte der Nationalstolz aufs neue auf, obgleich das Fort, zu dem die Angreifer gehörten, am nächsten Tage gestürmt und fast die ganze Besatzung niedergemacht worden war. Ein japanischer Gesandter wurde nach Peking geschickt, um sich über die Stellung der chinesischen Regierung zu Korea zu vergewissern, und als diese jede Verantwortung für die Vorgänge dort ablehnte, wurde eine japanische Expedition nach Korea gesandt. Aber statt zu Kämpfen kam es zu Verhandlungen: am 27. Februar 1876 wurde ein Vertrag unterzeichnet, durch den Japan tatsächlich die Unabhängigkeit Koreas, das dem japanischen Handel drei Plätze öffnete, anerkannte. Der friedliche Verlauf des Unternehmens war mit eine der Hauptursachen des Aufstandes in Satzuma (S. 208). Es dauerte bis 1882, ehe die Vereinigten Staaten, bald darauf England und Deutschland, dem Beispiele Japans folgend, Verträge mit Korea abschlossen. Im Juli 1882 brach in Söul ein Aufstand aus, der von dem Vater des Königs, dem Tai wen kun, angestiftet und gegen den König und die Japaner gerichtet war: die japanische Gesandtschaft mußte flüchten, kehrte aber einige Wochen später zurück; und in dem Vertrage von Tschemulpo erhielt Japan das Recht, zum Schutze seiner Gesandtschaft Truppen nach Söul zu legen. Chinesische Truppen befreiten den König und nahmen nach einiger Zeit den Tai wen kun gefangen; nach China gebracht, durfte er indessen nach einigen Jahren auf die Bitte des Königs, seines Sohnes, wieder nach Korea zurückkehren. Das Jahr 1884 brachte neue Unruhen in Söul, die, diesmal von der radikalen, mit den Japanern in Verbindung stehenden Partei angestiftet, den Zweck verfolgten, sich der Person des Königs zu bemächtigen und die Königin, die Seele der Regierung, zu beseitigen. Die japanische Regierung entnahm aus diesen Vorgängen die Veranlassung, Ito als Gesandten nach China zu entsenden. Dieser unterzeichnete am 18. April 1885 mit Li Hung tschang in Tientsin ein Abkommen, durch das sich beide Teile verpflichteten, ihre Truppen aus Korea zurückzuziehen und für den

Fall, daß sie sich durch die Verhältnisse genötigt sehen sollten, solche wieder dorthin zu senden, dem anderen Teil rechtzeitig Nachricht davon zu geben. Die nächsten Jahre verliefen ruhig, obgleich der Wettbewerb der beiden Mächte in Korea die Spannung unterhielt und das Drängen der Opposition in Japan, wo seit 1889 eine Verfassung und eine parlamentarische Vertretung eingeführt worden waren, auf ein entschlosseneres Auftreten dem Auslande gegenüber, die Regierung mehr als einmal in Verlegenheit brachte. Das rücksichtslose Vorgehen des 1893 zum Gesandten in Söul ernannten radikalen Abgeordneten Oischi hätte einen Bruch herbeigeführt, wenn nicht Li Hung tschang noch vermittelt hätte.

In den Beziehungen zwischen Japan und den Vertragsmächten sind dadurch erhebliche Veränderungen eingetreten, daß die alten Verträge, die auf der Grundlage der Exterritorialität der Fremden beruhten, durch neue ersetzt wurden, durch welche die Fremden den japanischen Gerichten unterstellt wurden. Sofort nach der Übernahme der Regierung durch den Mikado hatten die Bemühungen, eine Änderung der Verträge nach dieser Richtung hin zu erlangen, begonnen. Eine hierzu 1871 nach den Vereinigten Staaten und Europa entsandte Gesandtschaft kehrte erfolglos zurück; die Verhandlungen, während deren einer der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Okuma, durch ein Attentat ein Bein einbüßte, schleppten sich ergebnislos hin, während die Aufregung und die Angriffe gegen die Regierung in Japan sich mehrten, bis sich England 1894 zum Abschluß eines Vertrages entschloß, der die Wünsche der Japaner erfüllte. Die anderen Mächte folgten. So ist seit 1899 der neue Grundsatz in Kraft, wonach die Fremden der japanischen Gerichtsbarkeit unterstellt sind und Japan, wenige vertragsmäßig festgesetzte Artikel ausgenommen, freie Hand in der Zollgesetzgebung gelassen ist. Diese Bestimmung hat 1911 zu einer sehr erheblichen Erhöhung der meisten Positionen des Einfuhrtarifs geführt, und eine gewisse Tendenz, fremde Waren, die nicht absolut notwendig sind, von der Einfuhr auszuschließen, läßt sich nicht verkennen.

---

3. Korea.

A. Land und Leute.

Korea, nach dem alten Korai (Koali) so benannt, ist während eines großen Teils seiner Geschichte der Zankapfel und der Schauplatz streitender Nachbarnationen gewesen. Vom Festland Ostasiens springt über eine Ausdehnung von 12 Grad fast direkt von Norden nach Süden gehend eine schmale, an wenigen Stellen mehr als 2 Grad breite Halbinsel vor, die nordwestlich vom Jalu, nördlich vom Tumen ula begrenzt wird. Ihre westliche Küste wird von dem Gelben, ihre östliche vom Japanischen Meere bespült, während sie im Süden nur durch eine enge, von verschiedenen Inseln fast zur Hälfte geschlossene Straße von Japan getrennt ist (s. die Karten bei S. 105 und 162). Den Europäern durch die Portugiesen als Coria bekannt, wurde das Land von den Arabern im 9. Jahrh. n. Chr. als Sila (Sinra, nach einem der koreanischen Königreiche jener Zeit) bezeichnet; die Chinesen nennen es Tung kwo, das östliche Königreich; der einheimische Name ist Tschosen (Morgenruhe; daher oft „Land der Morgenruhe" genannt).

Eine von dem in der Mandschurei gewissermaßen den nördlichen Grenzwall Koreas bildenden Gebirge ausgehende Kette, die mit vielen Windungen von Norden nach Süden

streicht, teilt Korea in zwei ungleiche Teile, von denen der östliche, gebirgige eine steile, fast fluß-, hafen- und inselloſe Küſte hat, während der westliche, nach dem Gelben Meere zu abfallende die einzigen größeren Flüſſe, an der zerklüfteten Küſte viele Häfen und in dem flachen Meere zahlloſe Inſeln aufweiſt. Der Natur des Bodens entſprechend, iſt der Weſten der bevölkertſte, darum kommerziell und politiſch der wichtigere Teil des Landes; nur drei Provinzen liegen jetzt öſtlich von dem Mittelgebirge, während fünf mit der Hauptſtadt Söul (ſ. die untenſtehende Abbildung) ſich auf der weſtlichen Seite befinden. Das Klima bewegt ſich in großen Gegenſätzen; während im Frühjahre die Berge mit blühenden Azalien bedeckt ſind und der Sommer tropiſch heiß wird, iſt der Winter ſehr kalt, und der Tiger, der dann aus den ſchneebedeckten höheren Teilen des Landes in die Ebenen herabſteigt, zeigt den dicken Pelz ſeines mandſchuriſchen Vetters.

Tor zu dem Palaſt in Söul, Korea. Nach einer Photographie aus „Philologie und Altertum“, II, 3.

Das ungefähr 218 650 qkm umfaſſende Gebiet Koreas ſoll 7—8, nach einigen ſogar über 10 Millionen Einwohner zählen, die nach Baelz (vgl. S. 106 und 163) dem mandſchukoreaniſchen Typus angehören, der den reinſten mandſchuriſchen darſtelle (ſ. die beigeheftete Tafel ſowie die Abbildungen S. 213 und 215). In Wirklichkeit hat wohl auch in Korea eine ſtarke Vermiſchung nordoſtaſiatiſcher Raſſen, unter denen auch die Aino (vgl. S. 163) nicht fehlten, ſtattgefunden. Auffallenderweiſe hat der dort beſonders ſtark vertretene Typus häufig etwas Semitiſches. Aber auch für Korea wie China und Japan iſt Sicheres weder über ſeine älteſten Bewohner und die Herkunft ſpäterer Einwanderer noch über die Zeit dieſer Einwanderung bekannt. Nach chineſiſchen Quellen wäre 1132 v. Chr. Ki Tſze, ein Anhänger der kurz vorher geſtürzten Schang-Dynaſtie (S. 110), mit 5000 Begleitern nach Tſchoſen, das wohl damals hauptſächlich den Süden der heutigen Mandſchurei einnahm, eingewandert, hätte die Eingeborenen unterworfen und ziviliſiert. Dieſe Sage wird auch von koreaniſcher Seite amtlich als der Beginn der Beziehungen zu China anerkannt. Ob etwas Wahres daran iſt, oder ob Ki Tſze vielleicht die ihm für Tſchoſen zugewieſene Rolle in dem nördlich

Koreaner und koreanisches Haus mit Bewohnern.

Nach Photographien im Besitze von M. v. Brandt, Weimar.

davon gelegenen Fudschu gespielt haben könnte, das wenigstens frühzeitig eine der ältesten chinesischen ähnliche Zivilisation besessen zu haben scheint, ist nicht festzustellen; ebensowenig kann ein bestimmter Zeitpunkt für das Eindringen chinesischer, besonders konfuzianischer Kultur angegeben werden. Konfuzianismus aber und Buddhismus sind von Korea nach Japan gelangt.

B. Die ältere Geschichte Koreas.

Die ältesten Beziehungen Koreas zu China können bis zum Beginne des zweiten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung als eine Reihe von Kämpfen zwischen dem häufig als das Reich von Dschen bezeichneten chinesischen Norden und dem nördlichen Korea, das zeitweilig nach Westen weit über seine heutigen Grenzen hinausging, bezeichnet werden. Im eigentlichen Korea lagen nördlich Tschosen (Korai) und südlich davon zwei Gebiete, das westliche Ma han, das östliche Schin han genannt, beide von unabhängigen, anscheinend teilweise stark mit chinesischen Flüchtlingen vermischten Stämmen bewohnt. Als die frühere Han-Dynastie in China zur Regierung gelangte (vgl. S. 123), machte sie ihr Recht auf Dschen geltend und eroberte es 206 v. Chr. Flüchtlinge von dort kamen nach Tschosen, wo ihr Führer We men den König stürzte und sich selbst 194 v. Chr. des Reiches bemächtigte; seine Hauptstadt Wang hien lag östlich vom Ta tung. König Ki dschun von Tschosen floh nach Ma han, wo er, von dem Stamme der „hundert Familien" (Hiakfai) freundlich aufgenommen, später dessen Häuptling wurde. Da dieser Stamm später in Ma han maßgebend war, so erhielt das dort sich bildende Reich den Namen Hiakfai (auch Kudara und Petsi). Nach dem Sturze der Tschin-Dynastie (206 v. Chr.) sollen Chinesen auch nach Schin han geflüchtet sein und dort den Grund zu dem spätern Reiche Sinra (Sila, Sinlo) gelegt haben. Unter We mens Enkel Dschu kio kam es 108 zwischen Tschosen und China zum Kriege, der 107 mit der vollständigen Niederlage der Koreaner, der Einnahme der Hauptstadt, dem Tode des Königs und der Besitznahme des Reiches durch die Chinesen endete. Erst mit dem Sturze der Han-Dynastie (S. 127) hörte diese Herrschaft auf.

Hoftracht. Nach einer Photographie im Besitz von M. v. Brandt, Weimar.

C. Koreas mittlere Geschichte.

Inzwischen war nördlich von Tschosen und südlich von Fudschu ein neues Reich, Kokorai, entstanden, das zu Anfang unserer Zeitrechnung mit den Chinesen in Berührung, bald auch in Streit geriet. Aber diese Beziehungen, wie die des später an seine Stelle tretenden Puhai haben das Schicksal Koreas weniger beeinflußt. Bedeutungsvoller waren

die Kämpfe zwischen den drei auf der Halbinsel selbst entstandenen Staaten, Hiaksai, Sinra und Korai. Hiaksai war der erste dieser Staaten, auf den Konfuzianismus und Buddhismus Einfluß ausübten: gegen Ende des 4. Jahrh. n. Chr. hatten beide Lehren dort festen Fuß gefaßt. Kämpfe gegen Kokorai, Korai und Sinra füllen eine großen Teil der Geschicke dieses Staates, den China 660 unterwarf. Zehn Jahre später erhob ein buddhistischer Priester die Fahne des Aufstandes gegen die Chinesen und machte mit Hilfe der Japaner einen Sohn des früheren Königs, Hoscho, zum Fürsten des Landes; aber Hiaksai wurde besiegt, und ein großer Teil der Bevölkerung wanderte nach Korai und Japan aus. Korai, das verschiedene Angriffe erfolgreich zurückgewiesen hatte, unterlag den Chinesen schließlich auch, so daß von den drei Königreichen nur Sinra eine Art Unabhängigkeit bewahrte.

Sinra unterhielt während der Dauer der Tang-Dynastie (618—907; vgl. S. 138) enge Beziehungen zu China, und seine Hauptstadt Kion tschiu war der eigentliche Sitz sino-koreanischer Kultur und des Buddhatums. Dort wurde das koreanische Nido-Alphabet erfunden, das vielleicht dem ein Jahrhundert später angenommenen japanischen als Vorbild gedient hat. Sinra nahm allmählich die ganze östliche Hälfte des Reiches ein; ein auf Veranlassung der Chinesen gegen Puhai 733 unternommener Krieg verlief allerdings unglücklich; aber im ganzen bewahrte das Reich seine Stellung, bis 912 ein buddhistischer Priester, Kung wo, gegen den schwachen König aufstand. Kung wo wurde allerdings bald durch den General Wang ken aus dem Wege geräumt; dieser erklärte sich selbst zum Herrscher und machte Phjöng jang und Kai tschau zu Sitzen seiner Regierung. In kurzer Zeit unterwarf er die ganze Halbinsel und gründete ein einheitliches Reich unter dem Namen Korai (er soll ein Abkömmling der Fürsten des alten Korai gewesen sein). Wang ken schlug nun sein Hoflager in dem mehr in der Mitte gelegenen Sunto (heute Kaiseng, ungefähr 50 km von Söul) auf und starb 945. Sein Nachfolger erklärte sich wieder dem nach langen inneren Kämpfen unter der nördlichen Sung-Dynastie (S. 142) geeinten China tributpflichtig.

Ansprüche, die der König von Korai auf Grund seiner Verwandtschaft mit den Fürsten von Kokorai und Puhai auf Liaotung erhob, führten zum Zusammenstoße mit den damals mächtigen, in Nordchina angesessenen Khitan-Tataren (Liao-Dynastie; vgl. S. 142). Die Koreaner wurden 1012—14 von den Khitan wiederholt geschlagen, und nur durch ein Bündnis mit den Nütschi-Tataren (Kin) erwehrten sie sich der mächtigen Feinde. Als um 1230 die Mongolen das Reich der Kin vernichteten, unterwarf sich auch Korea dem Sieger; aber die Ermordung eines mongolischen Gesandten (1231) veranlaßte 1240 einen Einfall der Mongolen in Korea. Nach langem Widerstand unterwarf sich der König und begab sich 1256 an den Hof Mangu Khans, um dessen Oberhoheit persönlich anzuerkennen.

Der Nachfolger Mangus, Kublai Khan, machte Korea zur Grundlage seiner gegen Japan geplanten Unternehmungen (vgl. S. 180 und 144); sicher haben die den Mongolen von 1266—81 durch die Koreaner geleistete Hilfe, die Verluste, welche die Koreaner bei diesen Unternehmungen durch die Japaner erlitten, und die Verwüstungen, die japanische Seeräuber an den koreanischen Küsten in den folgenden Jahrhunderten anrichteten, wesentlich zur Entfremdung zwischen beiden Nationen beigetragen. Korea war der Lehrmeister Japans in fast allen Künsten und Wissenschaften gewesen und während langer Zeit geblieben; ohne Zweifel hat sich Korea selbst einer hohen Zivilisation erfreut: noch aus dem 17. Jahrh. befinden sich in Japan koreanische Bronzearbeiten, die dies beweisen. Aber heute ist in Korea von diesen Künsten nichts mehr vorhanden, was lebensfähig wäre; selbst die Überbleibsel alter Kunst sind verschwunden.

D. Korea im Übergang aus seinem mittleren zum neueren Zeitalter.

a) Die Vorherrschaft der Ming.

Nach dem Sturze der Mongolen-Dynastie in China (1368) forderten die Ming von Korea die Erneuerung des bisherigen tributpflichtigen Verhältnisses, was der König von Korea, der zweiunddreißigste der Wang-Dynastie, verweigerte. Aber sein Heer wollte nicht gegen die Chinesen ziehen; der König wurde abgesetzt, und Ni Taidscho, der Führer der Aufständischen, gründete 1392 die bis vor kurzem noch in einer Nebenlinie herrschende Dynastie. Die neue Herrscherfamilie lehnte sich vollständig an China an: Kalender und Zeitrechnung, Verwaltung und Tracht der Chinesen wurden angenommen, so daß Korea gegenwärtig, mehr als ein Vierteljahrtausend nach dem Untergange der Ming-Dynastie, noch ein treues Bild von dem China bietet, wie es unter jener Regierung war. Ni Taidscho war ein tatkräftiger Herrscher. Er verlegte den Sitz der Regierung von Sunto nach Han jang am Han, jetzt als Söul (d. h. Hauptstadt) bekannt, und teilte das Reich in die acht Provinzen: Ham gjöng, Kang wön, Kjöng-sang, von Norden nach Süden am Japanischen Meer, Tschöl la, Tschhung tschhöng, Kjöng kwi, Kwang hai und Phjöng an, von Süden nach Norden am Gelben Meer gelegen. Der Buddhismus wurde fast vollständig unterdrückt: unter anderem durfte kein Priester Söul betreten; an seine Stelle trat ein starrer Konfuzianismus, der fast zur Staatsreligion wurde. Der neuen Dynastie wird auch die Abschaffung der ursprünglich tatarischen, angeblich bis dahin geübten Sitten des Menschenopfers und des Lebendigbegrabens von Dienern usw. bei vornehmen Begräbnissen zugeschrieben. Die ersten Nachkommen Ni Taidschos waren tüchtige Leute, die die Zentralisation der Verwaltung verstärkten und für das Wohl des Volkes sorgten; politisch lehnten sie sich an die beiden mächtigen Nachbarreiche China und Japan an, indem sie an beide regelmäßig Gesandtschaften schickten, die mit mehr oder weniger Recht als tributbringend angesehen wurden. Die inneren Kämpfe in Japan während der zweiten Hälfte des 15. und der ersten des 16. Jahrh. (S. 182), der Niedergang der Schogunats unter den Asikaga, an die diese Gesandtschaften geschickt zu werden pflegten, und die durch die japanischen Seeräuber hervorgerufene Unsicherheit der Verbindungen waren die Ursachen, warum diese Sendungen seit 1460 unterblieben.

Koreanische Beamte. Nach einer Photographie von Professor Dr. Hans Meyer.

b) Hidejoschis Angriffspolitik.

Diese Haltung der koreanischen Regierung wird voraussichtlich ebensoviel wie Hidejoschis phantastischer Wunsch einer Unterwerfung Chinas zu dem Einfalle der Japaner in Korea 1592 (vgl. S. 189) beigetragen haben. In raschem Siegeslauf eroberten die Japaner am 25. Mai Fusan und bereits 18 Tage später Söul, aus dem der König und der Hof nach Pingan (Phjöng jang) geflohen waren. Im Juli erreichten die Japaner den Ta tung (Tai dongg), überschritten ihn nach einem siegreichen Gefecht und nahmen Pingan. Der König floh nach Andschu (Anju). Der weitere Vormarsch der Japaner wurde dadurch gehemmt, daß die Koreaner ihre Flotte, die sie mit Vorräten usw. unterstützen sollte, bei Fusan fast vollständig vernichteten. Jetzt griffen auch die von den Koreanern zu Hilfe gerufenen Chinesen ein. Ihre Vorhut erstürmte am 27. August die Vorstädte von Pingan, wurde aber in der Stadt selbst von den Japanern fast ganz vernichtet. Es dauerte bis zum Februar 1593, ehe die Hauptmacht der Chinesen, mit der sich die Reste der koreanischen vereinigt hatten, wieder vor Pingan erschien; am 10. erstürmte sie die Stadt, und der Führer der Japaner, der Christ Jukinaja Konischi, den die weiter südlich stehenden Befehlshaber im Stiche ließen, mußte nach Söul zurückkehren. Hier vereinigte er sich mit dem anderen Hauptführer, dem Buddhisten Kijomassa Kato. Im März kam es dort zur Schlacht; die besiegten Chinesen zogen sich nach Pingan zurück, von den Japanern, die auch sehr gelitten hatten, nur schwach verfolgt.

Beide Teile begrüßten daher die Wiederaufnahme schon früher angeknüpfter Friedensverhandlungen, deren hauptsächlichster Vermittler der Chinese Tschin J kei war, mit Freuden. Trotz des Widerspruchs der Koreaner und Katos wurde ein Vertrag abgeschlossen, durch den die drei südlichsten Provinzen Koreas an Japan abgetreten, die koreanische Tributpflichtigkeit Japan gegenüber, die Wiederaufnahme der alten Handelsbeziehungen zwischen China und Japan, die Vermählung des Taiko samma mit einer Tochter des Kaisers von China und seine Anerkennung als gleichstehend mit diesem vereinbart wurden. Bis zum Gültigwerden dieses Vertrags sollten die Japaner sich an die Küste bei Fusan zurückziehen und dort zwölf Plätze besetzt halten. Am 23. Mai 1593 räumten die Japaner Söul und traten den Rückmarsch an, auf dem ihnen die Verbündeten langsam folgten; es kam dabei zu neuen Zusammenstößen, die den Wiederausbruch des Krieges herbeigeführt hätten, wären nicht Konischis Friedensbemühungen erfolgreich gewesen. Die Chinesen zogen sich nach Norden zurück; ein Teil der japanischen Truppen schiffte sich nach Japan ein, und teils hier, teils in Peking wurde diplomatisch weiter verhandelt. Im Oktober 1595 kam endlich eine chinesische Gesandtschaft nach Japan und wurde von dem Taiko am 24. in Fuschimi empfangen; aber das von ihr überbrachte Schreiben des Kaisers Schen Tsung enthielt nur die Bestallung des Taiko zum „Könige von Japan", wie sie früher den Schogunen der Asikaga-Familie erteilt worden war.

Der Krieg brach aufs neue aus. Tschin J kei, dessen Rolle nie ganz klar gewesen war, wurde von seinen Landsleuten gefangen genommen und hingerichtet; beide Teile sandten Verstärkungen nach Korea. Im Januar 1597 schlugen die Japaner die koreanische Flotte und drangen siegreich bis in die Nähe von Söul vor. Aber die Vernichtung ihrer Flotte durch die vereinigte chinesisch-koreanische zwang sie wiederum zum Rückzuge bis an die Seeküste; dabei verwüsteten sie das Land furchtbar und zerstörten auch die altehrwürdige frühere Hauptstadt von Sinra, Tschhöng dschu (Kion tschiu). Diesem Verfahren ist der Haß mit

zuzuschreiben, der seit dieser Zeit das koreanische Volk gegen die Japaner erfüllt (vgl. oben, S. 214). Im Süden drehte sich der Kampf um die von den Verbündeten belagerte Festung Urusan, in die sich nach heftigen Gefechten ein großer Teil der japanischen Truppen geworfen hatte. Als die Not darin aufs höchste stieg, schlug ein japanisches Heer am 9. Februar 1598 die ihm entgegenziehenden Chinesen und Koreaner und entsetzte am 13. den Platz. Mit diesem letzten Erfolge der Japaner war der große Krieg zu Ende. Es hat zwar noch eine Anzahl kleinerer See- und Landgefechte stattgefunden; aber kurz vor seinem am 8. September 1598 erfolgten Tode berief der Taiko seine Leute nach Japan zurück.

Korea ging aus dem Kriege siegreich, doch furchtbar geschwächt hervor. Die Beziehungen zu Japan wurden erst 1623 wieder aufgenommen, nachdem das geeinte und erstarkte Japan unter Iyemitzu, dem zweiten Schogun der Tokugawa-Dynastie, die Absendung von Tributgesandtschaften mit Erfolg gefordert hatte; die erste erschien 1624 in Jedo. Die Schogune fanden aber bald die Kosten dieser Gesandtschaften, die keine tatsächliche Bedeutung hatten, zu erheblich und ließen sie einstellen. Seitdem beschränkte sich der Verkehr zwischen beiden Ländern auf Fusan, wo unter strenger Aufsicht Handel möglich war, auf Tsuschima, dessen Fürst (angeblich koreanischer Abstammung) stets die Aufgabe gehabt hatte, die Beziehungen aufrechtzuerhalten, und auf Satzuma, wohin während des Zuges nach Korea koreanische Gefangene gebracht worden waren, die als Töpfer Verwendung fanden, und das von Zeit zu Zeit koreanische Dschunken besuchten.

E. Die neue Zeit.

Zu den chinesischen Nachbarn blieben die Beziehungen Koreas freundschaftlich. Als 1616 die Mandschu begannen, die Ming-Dynastie zu bedrohen, verwüstete diese, um den Einfällen der Gegner zu begegnen, in Übereinstimmung mit der koreanischen Regierung einen Landstrich am rechten Ufer des Jalu, ungefähr 100 km breit und 480 km lang: die vorhandenen Dörfer wurden zerstört, die Bewohner ausgetrieben und dieser Grenzsaum auf der chinesischen Seite durch hölzerne Palisaden und eine doppelte und dreifache Reihe von Forts befestigt. Als die Einfälle der Mandschu dann häufiger wurden, forderte die chinesische Regierung die Unterstützung ihres Vasallenstaates; sie wurde bereitwillig gewährt. Darauf fielen die Mandschu 1627 in Korea ein, schlugen die verbündeten Chinesen und Koreaner und belagerten Söul, bis der König, der nach der Insel Kang hwa geflohen war, sich den Mandschu unterwarf. Kaum aber waren diese abgezogen, ward er seinen Versprechungen untreu. Ein neuer Einfall der Mandschu fand statt, und 1637 mußte sich der König in einem Vertrage ganz von den Ming lossagen, Geiseln stellen, seine Tributpflicht anerkennen, die Errichtung eines Marktes an der Grenze von Liao tung zusagen und versprechen, jährlich eine Gesandtschaft zur Entrichtung des festgesetzten Tributs zu senden. Nach der Eroberung Pekings wurde dieser Tribut verschiedene Male erniedrigt, bis er als Betrag jede Bedeutung verlor, während die ihn überbringenden Gesandtschaften nur noch alle drei Jahre erscheinen mußten.

In das Ende des 16. Jahrh. scheint das Eindringen des Christentums in Korea zu fallen. Der erste fremde Missionar soll aber erst 1791, und dann vergeblich, versucht haben, in das Land zu gelangen; gleichzeitig habe die erste Verfolgung eingeborener Christen stattgefunden. Erst 1835 gelang es einem französischen Missionar der Missions étrangères de Paris, P. Maubant, und unmittelbar danach auch anderen, in Korea einzudringen; aber noch in demselben Jahre wurden drei Missionare mit 130 eingeborenen Christen

hingerichtet. Weitere Missionare gelangten 1842 nach Korea; doch auch die Verfolgungen dauerten fort: im März 1866 erlitten neun französische Missionare den Märtyrertod; nur drei, darunter Bischof Ridel, entkamen. Von französischer Seite wurde die Angelegenheit aufgenommen und, da man in Peking jede Verantwortung ablehnte, eine Expedition nach Korea entsandt, die im Oktober 1866 einige Forts zerstörte, dann aber nach einer ihr von den Koreanern zugefügten Schlappe ohne Erfolg abziehen mußte. Dieser französischen folgte 1871 eine amerikanische Expedition, die Erkundigungen nach dem Schicksal eines Schoners „General Sherman" und dem Verbleib seiner Mannschaft einziehen und versuchen sollte, mit den Koreanern in Verbindung zu treten. Von den Koreanern angegriffen, zerstörte sie eine Anzahl im Han-Fluß gelegener Befestigungen und kehrte dann heim.

König Tschul tschong und König I höng von Korea. Nach einer Photographie im Besitze von M. v. Brandt, Weimar.

Glücklicher waren die Japaner. Bald nach ihrer Wiederherstellung (1868) forderte die Regierung des Mikado die Wiederaufnahme des tributpflichtigen Verhältnisses, was Korea mit Verachtung ablehnte. Als nun Soldaten eines koreanischen Forts im September 1875 Matrosen eines japanischen Kriegsschiffes angriffen, entsandte die japanische Regierung eine Expedition nach Korea; und am 27. Februar 1876 ward ein Vertrag unterzeichnet, durch den der Hafen Fusan sofort, zwei andere, Gensan und Ninsen (Tschemulpo), 1880 geöffnet und diplomatische und konsularische Vertreter zugelassen wurden, während Japan die Unabhängigkeit Koreas anerkannte. Da die sich an dieses Ereignis anschließende Eröffnung Koreas auch für andere Mächte (1882), die Unruhen von 1882 und 1884, der chinesisch-japanische Vertrag von Tientsin 1885 schon oben (S. 158) behandelt worden sind, die Ereignisse seit 1894 aber unten im Zusammenhange geschildert werden, so ist hier nur auf die inneren Verhältnisse Koreas einzugehen, soweit sie diese Zustände hervorgerufen haben oder deren Folge gewesen sind.

Mit dem Jahre 1864 erlosch die direkte Nachkommenschaft des Gründers der Dynastie Ni. König Tschul tschong (Tschöl tschong) starb nach 31jähriger Regierung ohne Erben (s. die

Abbildung S. 218); die älteste seiner drei hinterbliebenen Gemahlinnen bemächtigte sich der Regierung und ernannte den 13jährigen Sohn des Prinzen Ni kung zum Nachfolger Tschultschongs. Ni kung riß aber die Gewalt an sich und führte sie bis 1873 als Tai wen kun (Tai in kun; Herr des großen Hofes; s. die untenstehende Abbildung) rücksichtslos und grausam. Ihm, dem Feind aller Fremden und jedes Fortschrittes, waren die Verfolgungen gegen das Christentum und die Abschließung gegen das Ausland zuzuschreiben. Erst mit dem Regierungsantritt des jungen Königs I höng (vorher Li schi; 1873) trat hierin eine Änderung zum Bessern ein, die wohl auf Rechnung der 1866 ihm vermählten Königin, eines Mädchens aus dem Adelsgeschlechte der Min, zu setzen ist. Die ganze weitere innere Geschichte Koreas ist ausgefüllt durch den zwischen der Königin und dem Tai wen kun erbittert geführten Kampf, der mit ihrer durch den japanischen Gesandten Miura am 8. Oktober 1895 veranlaßten Ermordung endigte. Aber auch der Tai wen kun starb wenige Jahre später, ein machtloser, gebrochener Mann. Die Rolle, die Japan und die Japaner in den inneren Wirren des Reiches gespielt haben, ist unerfreulich: daß die fortschrittliche Partei in Korea sich ihnen anschloß und ihre Unterstützung suchte, lag in der Natur der Dinge; aber daß bei den verschiedenen Aufständen und politischen Mordtaten Japaner bald direkt, bald indirekt eine so große Rolle gespielt haben, wirft kein gutes Licht auf Japans Methoden, seiner Zivilisation Eingang in Korea zu verschaffen. Die ehrgeizigen Streitereien unter den großen Adelsfamilien, den Min, Kim, Li, Ni und anderen, und die sich daraus ergebenden Kämpfe sind zu allen Zeiten der Fluch des Landes gewesen und haben auch in der Neuzeit wesentlich zu seiner Verarmung und zu der Möglichkeit fremder Einmischung in die inneren Verhältnisse beigetragen.

Tai wen kun, Vater des Kaisers von Korea und langjähriger Regent. Nach einer Photographie im Besitze von R. v. Brandt, Weimar.

4. Neueste Geschichte Ostasiens.

A. Der Krieg zwischen China und Japan 1894/95.

Die koreanische Frage und die sich aus derselben ergebenden Mißhelligkeiten zwischen Japan und anderen Mächten leiten die neue Zeit ein. Im Jahre 1894 brach in Korea ein Aufstand der Tonghaks, einer fanatischen Sekte, aus. Die Regierung wandte sich in ihrer Not an China; dieses sandte ihr eine kleine Truppenabteilung zu Hilfe und benachrichtigte die japanische Regierung davon. Japan erwiderte sofort, daß es die von China gebrauchte Bezeichnung Koreas als eines tributpflichtigen Staates nicht anerkennen könne und seinerseits Truppen nach Korea senden werde. Die ersten chinesischen Truppen landeten bei Asan an der Ostküste Koreas am 8., die ersten japanischen in Tschemulpo am 12. Juni 1894. Der Aufstand der Tonghaks wurde schnell unterdrückt; aber auf die chinesische Mitteilung davon sowie von der Absicht, die Truppen zurückzuziehen, erfolgte die Antwort Japans

es beabsichtige die seinen nicht eher aus Korea zurückzuberufen, als es sich mit China über die dort einzuführenden Reformen verständigt habe.

Auf die Weigerung Chinas, sich darauf einzulassen, wurde am 25. Juli der englische Dampfer „Kowshing", da sich die chinesischen Truppen, die er für Assan an Bord hatte, nicht ergeben wollten, ohne Kriegserklärung von einem japanischen Kriegsschiff in den Grund gebohrt; und am 28. Juli wurden die chinesischen Truppen bei Assan von den Japanern angegriffen und geschlagen. Die Japaner benutzten die ersten Vorteile mit großer Entschlossenheit; ein aus ihren Anhängern in Söul zusammengesetztes Ministerium schloß ein Bündnis mit Japan ab und forderte die Japaner auf, die Chinesen aus dem Lande zu vertreiben. Am 15. September nahmen die Japaner Phjöng jang; am 17. wurde die chinesische Flotte an der Mündung des Jalu geschlagen, und am 25. Oktober überschritten die Japaner diesen Fluß und schlugen die Chinesen zum zweitenmal. Während das Heer, das diese Erfolge erreicht hatte, in die Mandschurei vordrang, wo der Feldzug allerdings während des Winters zum Stehen kam, landete Ende Oktober ein zweites japanisches Heer an der Ostküste der Halbinsel Liaotung, besetzte am 2. November Talienwan und erstürmte am 21. Port Arthur. Diese Niederlagen nötigten die chinesische Regierung zur Eröffnung von Friedensverhandlungen; doch wiesen die Japaner zwei Gesandtschaften im November 1894 und Februar 1895 wegen angeblich mangelnder Vollmachten zurück. Ende Januar 1895 setzte ein japanisches Korps nach Weihaiwei in Tschili über; am 30. wurden die Festlandforts dieses Kriegshafens genommen, und am 14. Februar ergaben sich, vom Wasser und Land aus angegriffen, der Hafen und die darin eingeschlossene chinesische Flotte den Japanern.

Jetzt entschloß sich die chinesische Regierung, Li Hung tschang als Unterhändler nach Japan zu entsenden; nach längerem Zögern erklärten sich die Japaner bereit, ihn zu empfangen. Li traf am 18. März 1895 in Schimonoseki ein, erwartet vom Ministerpräsidenten Ito und dem Minister des Auswärtigen Munemitsu Mutsu, dem geistigen Urheber des Krieges. Die ersten Forderungen der Japaner, die für die Bewilligung eines Waffenstillstandes die Übergabe der Takuforts, Tientsins und der Bahn von Schanhaikwan-Tientsin verlangten, schienen jede Verhandlung unmöglich zu machen. Doch als Li am 24. März von einem japanischen Mörder verwundet worden war, bewilligte der Mikado einen Waffenstillstand auf der Grundlage des augenblicklichen Besitzstandes. Am 17. April wurde zu Schimonoseki der Friede unterzeichnet, durch den China die Unabhängigkeit Koreas anerkannte, Formosa, die Pescadores und Liaotung an Japan abtrat und sich verpflichtete, eine Entschädigung von 200 Millionen Tael (650 Millionen Mark) zu zahlen. In Europa hatten inzwischen die Fortschritte und Forderungen der Japaner ernste Besorgnisse erregt: der Besitz von Liaotung machte Japan tatsächlich zum Herrn von China und störte damit das politische Gleichgewicht in Ostasien. Rußland, Deutschland und Frankreich traten zusammen (England, zur Beteiligung aufgefordert, lehnte ab) und empfahlen in Tokio Mäßigung; so gestand Japan die Rückgabe von Liaotung am 5. Mai gegen eine Erhöhung der Entschädigung um 30 Millionen Tael zu. Der Vertrag von Schimonoseki wurde von beiden Teilen urkundlich vollzogen und Formosa, dessen Gouverneur sich für unabhängig und zum Haupte der formosanischen Republik erklärt hatte, mit leichter Mühe von den Japanern besetzt.

In Korea entwickelten sich die Verhältnisse für die Sieger weniger vorteilhaft. Noch während des Krieges waren an verschiedenen Stellen Aufstände gegen die Japaner ausgebrochen, und nach dem Friedensschlusse machte sich die Erbitterung gegen die Eingriffe

der Japaner in die Verwaltung besonders stark in den Hof- und höheren Regierungskreisen bemerkbar. Der Versuch, durch die am 8. Oktober 1895 auf Anstiften des japanischen Gesandten Miura durch Japaner im Verein mit radikalen Koreanern erfolgte Ermordung der Königin, zu der wohl auch der Tai wen kun aus persönlicher Feindschaft gegen sie getrieben haben mag, die Lage zu ändern, mißlang: am 11. Februar 1896 entflohen der König und der Kronprinz aus dem königlichen Palast, flüchteten in die russische Gesandtschaft und blieben hier bis zum 20. Februar 1897. Während dieser Zeit trafen im Mai 1896 in Söul und im Juli desselben Jahres in Petersburg *Japan und Rußland Vereinbarungen*, die jeder der beiden Mächte gestatteten, 1000 Mann Truppen in Korea zum Schutz ihrer Interessen zu unterhalten; sonst verpflichteten sie sich, sich nicht in die inneren Angelegenheiten des Landes zu mischen. Der Krieg zwischen China und Japan hatte daher, was Korea betraf, den Erfolg gehabt, dort an Stelle des ohnmächtigen China das mächtige Rußland zu setzen, obgleich für die japanische Militärpartei das hauptsächlichste Ziel des Krieges gerade gewesen war, Rußland in Ostasien zuvorzukommen und es zurückzudrängen. Es war also nur natürlich, daß Japan die Rüstungen zur Erreichung des ursprünglichen Zieles weiter fortsetzte, mit fieberhafter Eile, aber so geheim, daß sie auch den fremden Militärattachés in Tokio entgingen und man selbst in Rußland nur mit den im Rahmen der alten Heeresorganisation aufzubringenden Streitkräften rechnen zu müssen glaubte.

B. China und die fremden Mächte.

An China, das in dem Kriege nach jeder Richtung hin am schlechtesten abgeschnitten hatte und nur durch die russisch-deutsch-französische Intervention vor den schlimmsten Folgen seiner militärischen Hilflosigkeit bewahrt worden war, schienen die Ereignisse und Erfahrungen der Jahre 1894 und 1895 spurlos vorüberzugehen; nur im Süden, besonders in Kanton, regte es sich, und es waren Kantonesen, von denen die einzigen Anklagen gegen die Unfähigkeit der chinesischen Staatsmänner und Generale kamen. Wahrscheinlich hätten auch diese keine Erfolge gehabt, wenn nicht das Gebaren der fremden Mächte selbst ihnen zu Hilfe gekommen wäre. In Petersburg beeilte man sich, die dreiseitige Verständigung in chinesischen Sachen aufzugeben und durch eine zweiseitige, russisch-französische, zu ersetzen. Von deutscher finanzieller Seite war angeregt worden, daß das für die Bezahlung der Kriegsschuld und die Einführung der notwendigsten Reformen erforderliche Geld durch ein internationales Syndikat, aus russischen, deutschen, englischen und französischen Banken bestehend, aufgebracht werden solle; ein Vorschlag, der in den betreffenden Kreisen allgemeine Billigung fand, aber durch das Vorgehen der russischen Regierung unmöglich gemacht wurde, die eine russische finanzielle Beteiligung an diesem Projekt verbot und auf Grund eines angeblichen, mit dem dazu nicht autorisierten chinesischen Gesandten in Petersburg abgeschlossenen Übereinkommens es in Peking durchzusetzen wußte, daß der für die Bezahlung der ersten Quote der Kriegsentschädigung notwendige Betrag nur durch eine russisch-französische Anleihe aufgebracht wurde (Vertrag vom 15. Juni 1895). Von diesem Zeitpunkt an datiert die in ihrem Zielpunkt, der Erlangung eines eisfreien Ausgangspunktes am Meere, durchaus richtige und zielbewußte russische Politik, die trotzdem durch die unberechtigte Überschätzung der eigenen Machtstellung und die Verkennung der Lage in Ostasien der Katastrophe entgegentrieb, die in den Niederlagen des Krieges mit Japan ihren Gipfelpunkt fand. Wieviel der Schuld an den Ereignissen einer mangelhaften Berichterstattung der russischen Diplomatie in Ostasien, wieviel dem mangelnden Verständnis in

Petersburg zuzuschreiben war, läßt sich heute noch nicht feststellen, man wird aber wohl nicht weit fehlgehen, wenn man annimmt, daß die erstere einen wesentlichen Anteil an dem letzteren gehabt hat.

Der erste Erfolg der russischen Diplomatie war im Januar 1896 die Gründung der russisch-chinesischen Bank, deren Kapital dieselben französischen und russischen Banken aufbrachten, welche die Anleihe für die Zahlung der ersten Quote der Kriegsentschädigung übernommen hatten. Der zweite war der Abschluß eines Vertrags zwischen dieser Bank und der chinesischen Regierung, durch den eine östliche chinesische Eisenbahngesellschaft geschaffen wurde, welcher der Bau einer von Onon in Sibirien durch die Nordmandschurei nach Nikolajewsk führenden Bahn übertragen wurde. Abgesehen von der Erleichterung für den Ausbau des östlichsten Teiles der transsibirischen Linie, die sich aus der Konzession für diese über 1500 km lange Strecke durch chinesisches Gebiet ergab, wurden der Gesellschaft eine große Anzahl Rechte mit Bezug auf den Abbau von Kohlenbergwerken und das Betreiben von Handels- und industriellen Geschäften sowie für die Unterhaltung einer eigenen Polizeitruppe für den Schutz der Bahnstrecke erteilt. Die Entscheidung in allen mit der Konzession zusammenhängenden Fragen blieb dem russischen Finanzminister für die ganze Dauer der Konzession (80 Jahre) vorbehalten, auch selbst für den Fall, daß die chinesische Regierung von ihrem Rückkaufsrechte, 36 Jahre nach der Fertigstellung der Bahn, Gebrauch machen sollte.

Diese ersten Erfolge der Russen reizten die französische und russische Gesandtschaft in Peking zu weiteren Bemühungen, neue Zugeständnisse zu erlangen, ein Treiben, an dem sich bald die britische und belgische Gesandtschaft sowie eine ganze Anzahl von Privatspekulanten beteiligten. So entstand eine wilde Jagd nach Eisenbahn- und Bergwerkskonzessionen und Anleihen sowie nach Zugeständnissen in Missionarfragen, Grenzregulierungen und Gebietsabtretungen, die im Falle eines Erfolges dann wieder Ersatzansprüche für angebliche oder tatsächliche Schädigungen, wie z. B. durch die Abtretung eines Teiles des Schanstaates Kiang-Hung an Frankreich seitens anderer Mächte, zeitigten. Die deutsche Regierung beteiligte sich an diesen Bemühungen nicht, wohl aber machte sie, als Li Hung tschang 1896 auf der Rückreise von Moskau, wo er der Krönung des Kaisers Nikolaus II. beigewohnt hatte, Berlin besuchte, denselben darauf aufmerksam, daß die Lage in Ostasien einen maritimen Stützpunkt dort für Deutschland dringend notwendig mache, und daß man bereit sei, über die Gewährung eines solchen mit China in Unterhandlungen einzutreten. Li versprach, seiner Gewohnheit gemäß, alles, tat aber, nach Peking zurückgekehrt, nichts, und auch die chinesische Regierung schien die Sache totschweigen zu wollen. Da wurden im Herbst 1897 zwei Missionare der unter deutschem Schutz stehenden katholischen Steyler Mission in Südschantung von einer chinesischen Bande ermordet, und dies Ereignis wurde nicht der Vorwand, aber die Veranlassung zur Besetzung von Kiautschau durch die an Ort und Stelle befindlichen deutschen Kriegsschiffe. Bereits 1895, während der Dauer der Verhandlungen über die Rückgabe Liaotungs, waren Missionare dieser deutschen Mission von chinesischen Banden bedroht worden, und die deutsche Regierung hatte damals der chinesischen mitgeteilt, daß, wenn sie nicht die Macht besäße, die Mission zu schützen, Deutschland selbst diese Pflicht übernehmen werde. Die Besetzung Kiautschaus war die Konsequenz dieser Erklärung. Im Laufe der Verhandlungen wurde auf das Verlangen der deutschen Regierung der Gouverneur von Schantung, Li Ping hang, seines Amtes entsetzt, und schließlich wurde durch Vertrag vom 6. März 1898 das Gebiet von

Tsingtau (s. die untenstehende Abbildung) auf 99 Jahre an Deutschland verpachtet, und demselben wurden zugleich in den umliegenden Distrikten der Provinz gewisse Eisenbahn- und Bergwerksrechte zuerkannt. Diese Erwerbung Deutschlands nahmen die anderen Mächte als Vorwand, um neue Forderungen an China zu stellen. Rußland forderte und erlangte, daß ihm das Liaotunggebiet (Port Arthur und Talienwan) verpachtet und das Recht erteilt würde, von dort eine Eisenbahn zur Verbindung mit der ostchinesischen Bahn zu bauen (27. März 1898); England ließ sich das von den Japanern nach Empfang der letzten Quote der Kriegsentschädigung zu räumende Weihaiwei und den noch übrigen Teil des Kaulungebiets, gegenüber von Hongkong, zuerteilen, während es gleichzeitig Zugeständnisse für seine

Blick auf die Stadt Tsingtau vom Wasserberge aus. Nach einer Photographie des Reichsmarineamts.

Schiffahrt auf den inneren Gewässern und die Zusicherung erlangte, daß der Leiter des fremden Seezollwesens stets ein Engländer sein sollte. Frankreich beanspruchte und erhielt den Hafen von Kwangtschauwan auf der Halbinsel Leitschau sowie die Zusicherung, daß die an Tongking grenzenden Provinzen und die Insel Hainan niemals an eine andere Macht abgetreten werden dürften. Japan verlangte und erhielt eine ähnliche Zusicherung für die Provinz Fokien, und schließlich beanspruchte Italien die Abtretung der Sanmunbai in Tschekiang, was aber von der chinesischen Regierung entschieden zurückgewiesen wurde.

Auf die Bevölkerung im allgemeinen machten diese Bedrohungen der Integrität des chinesischen Reiches keinen Eindruck, anders in Peking, wo sich eine Reformpartei gebildet hatte, an deren Spitze bald ein Kantonese, Kang Dschu wei, trat. Dieser hatte schon seit 1888 durch seine Denkschriften und sonstigen Veröffentlichungen, in denen er die Ungerechtigkeit und Landgier der Fremden angegriffen und als Rettungsmittel für das Reich eine Erstarkung des Chinesentums auf Grundlage des Konfuzianismus unter Benutzung westlicher

Hilfsmittel nach dem Beispiel Peters des Großen und Japans empfohlen hatte, die Aufmerksamkeit und den Beifall vieler der höchsten Würdenträger auf sich gezogen. Auf Veranlassung eines derselben, des Lehrers des Kaisers, der nach chinesischen Begriffen demselben gegenüber in loco parentis steht, Wen Tung ho, wurde er nach Peking berufen und dort in persönliche Berührung mit dem Kaiser gebracht, über den er bald vollständige Gewalt gewann. Leider waren weder er noch der Kaiser Kwang hsü sich über die Grenzen der Möglichkeiten klar, in denen sich die Reformen zu halten hätten; in überstürzter Eile folgten sich die wundersamsten kaiserlichen Edikte aufeinander, so daß in allen Beamtenkreisen, auch unter den meisten früheren Freunden Kangs, die Besorgnis vor einer vollständigen Desorganisation der Verwaltung immer weiter um sich griff. In der richtigen Erkenntnis, daß die Persönlichkeit der früheren Kaiserinregentin und Adoptivmutter des Kaisers, Tsze hsi, die seit der Mündigkeitserklärung des Kaisers anscheinend von den Geschäften zurückgezogen auf ihrem Lustschloß Wan tschau schan bei Peking lebte, das größte Hindernis für seine Pläne sei, versuchte Kang Dschu wei sie zu beseitigen, aber die alte Kaiserin kam ihm zuvor. Sie kehrte am 20. September 1898 unerwartet nach Peking zurück, erklärte, daß sie wieder die Regentschaft übernähme, internierte den Kaiser und befahl die Verhaftung der Mitglieder der Reformpartei. Einigen derselben gelang es, sich rechtzeitig zu retten, unter ihnen Kang Dschu wei, und mit englischer und japanischer Hilfe Japan und englische Kolonien zu erreichen, aber manche wurden ergriffen und hingerichtet. In wenigen Tagen war die Sache zu Ende, und die Tatsache, daß sich weder in Peking noch in den Provinzen eine Hand für die Reformatoren rührte, ist der beste Beweis dafür, wie wenig Wurzeln ihre Bestrebungen im Volke gefaßt hatten. Ob Kang Dschu wei und seine Genossen auf japanische Unterstützung gerechnet hatten, muß dahingestellt bleiben; jedenfalls befand sich der frühere japanische Premierminister Ito (s. die Abbildung S. 225) zur Zeit des Staatsstreichs der Kaiserinregentin in Peking, von wo er nach demselben schnell verschwand; aber es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß die Reformatoren im Falle des Gelingens ihrer Pläne auf die Sympathien und vielleicht auf die Unterstützung Japans hätten zählen können.

Auch die Kaiserinregentin konnte sich der Bedenken über die Absichten und Pläne der fremden Mächte um so weniger entschlagen, als die europäische Presse, die englische voran, in der offensten Weise die Möglichkeit und Tunlichkeit einer Aufteilung Chinas unter die Vertragsmächte erörterte und dadurch den chinesischen Besorgnissen eine greifbare Grundlage gab. Dieser Gefahr gegenüber griff die Kaiserinregentin zu einem in der Geschichte Chinas öfter angewandten und manchmal wohl erfolgreichen Mittel. Sie rief eine Art Landsturm ins Leben, indem sie der Bevölkerung befahl, sich zusammenzuschließen und in den Waffen zu üben. Gleichzeitig beschloß sie die Nachfolgefrage zu regeln und damit eine Quelle der Beunruhigung zu beseitigen, die um so größeren Einfluß auf weite Kreise ausübte, als man dem durch die Wahl Kwang hsüs zum Kaiser begangenen Verstoß gegen die zeremoniellen Regeln alle Unglücksfälle zuschrieb, die seitdem die Dynastie getroffen hatten. Kwang hsü gehörte nämlich derselben Generation an wie sein Vorgänger Tungtschih und konnte demselben daher nicht die vorgeschriebenen Totenopfer bringen. Jetzt wurde ein Großneffe Hienfengs, Prinz Putschün, der Enkel des fünften Prinzen (von Tun), eines Bruders Hienfengs, am 24. Januar 1900 zum Thronfolger ernannt. Sein Vater, Prinz Tuan, ein Feind der Fremden, wurde zum Leiter des Tsungli Jamen bestimmt, vielleicht in der Hoffnung, ihn durch die Herstellung näherer Beziehungen von seiner Animosität gegen die Fremden zu heilen, wie das früher wiederholt mit hohen Beamten, die ähnliche Gesinnungen

gehegt hatten, mit Erfolg geschehen war. In diesem Falle mißlang der Versuch indessen, und Prinz Tuan muß vielmehr eine wesentliche Schuld an den weiteren Ereignissen zugeschrieben werden.

Während sich dies in Peking abspielte, hatten sich die Verhältnisse in Schantung in einer Art entwickelt, welche die ernstesten Besorgnisse hervorrufen mußte. Die Provinz war immer wegen der Banden, die sie unsicher machten und neben ihrem Räuberhandwerk Patriotismus und Christen- und Fremdenhaß trieben, berüchtigt gewesen; jetzt hatten die Hetzereien des früheren Gouverneurs Li Ping heng, der sich nach seiner Entlassung dicht an der Grenze der Provinz niedergelassen hatte, und die eines anderen früheren Gouverneurs von Schantung, Jühsien, der wegen eines Streites mit amerikanischen Missionaren auf Veranlassung der amerikanischen Gesandtschaft nach Schansi in gleicher Eigenschaft versetzt worden war, ebenso wie mehrere schlechte Ernten den Banden viele Leute zugeführt, und als 1900 die Frühjahrsregen ausblieben, und die Priester, besonders die Taoisten, dies als eine Folge der Anwesenheit der Fremden erklärten, durch deren Vertreibung die Götter besänftigt werden könnten, wälzte sich die ganze Masse dieser Banden, zu denen zahlreiche Landleute gestoßen waren, unter Morden, Brennen und Plündern von Schantung auf Peking zu. Nicht wenig zur Popularität und zum Erfolg dieser Banden trug bei, daß ihre Führer behaupteten, unverwundbar zu sein und ihren Leuten durch ihre Zaubersprüche dieselbe Eigenschaft mitteilen zu können.

Fürst Ito. Nach „The Russo-Japanese War“ (Tokio 1904).

In Peking wurden in den Kreisen der Europäer die Nachrichten von diesem Aufstande der Boxer, wie sie von den Engländern irrtümlicherweise genannt wurden — sie waren Mitglieder der Gesellschaft der „Großen Faust“ —, mit immer steigender Besorgnis aufgenommen, und das diplomatische Korps machte seit dem 24. Januar 1900 nicht nur der chinesischen Regierung wiederholte ernste Vorstellungen, sondern wandte sich auch am 10. März 1900 an die heimischen Regierungen mit der Bitte, einige der in den chinesischen Gewässern stationierten Kriegsschiffe jeder Nation zu einer Demonstration vor den Takuforts zusammenziehen zu dürfen. Dieses Ansuchen hatte keinen Erfolg, da die Vereinigten Staaten sich weigerten, zu einer solchen Maßregel ihre Zustimmung zu geben, und man in London zu froh war, so einen Vorwand zu haben, dasselbe zu tun. Bereits 1891, nach den Christen- und Fremdenverfolgungen im Jangtsetal, hatten die fremden Vertreter in Peking einen gleichen Antrag bei ihren Regierungen gestellt, und derselbe war in ähnlicher Weise erfolglos geblieben. Es würde also irrtümlich sein, der diplomatischen Vertretung in China die Schuld an den weiteren Ereignissen zuzuschreiben. Inzwischen waren die Boxer in Paotingfu, der Hauptstadt

von Tschili, eingetroffen und von da an der Eisenbahn nach Peking weitergezogen, hatten jeden Fremden, dem es nicht gelungen war, zu entfliehen, ermordet oder ins Gefängnis geworfen, und die Ruinen von Eisenbahnstationen, Kirchen und Kapellen bezeichneten ihren Weg. Das Näherkommen der Gefahr veranlaßte die fremden Vertreter, Schutzwachen für die Gesandtschaften kommen zu lassen, wie das schon 1898 der Fall gewesen war. Nachdem der Widerstand der chinesischen Regierung gegen diese Maßregel überwunden war, trafen die internationalen Wachen in Stärke von zusammen etwas über 450 Mann am 1. Juni in Peking ein. Bald wurde es klar, daß diese Macht nicht genügen könne, um den Gesandtschaften und ihren Bewohnern Schutz zu gewähren, und es ergingen Bitten um weitere Unterstützung nach Tientsin, die nach längerem Zögern und Anfragen bei den heimischen Regierungen am 10. Juni in Form einer internationalen Truppe in Stärke von 2300 Mann unter dem englischen Admiral Sir E. Seymour von Tientsin nach Peking aufbrachen. Dem Gang der Ereignisse vorgreifend, mag hier gleich erwähnt werden, daß Admiral Seymour auf der Eisenbahn bis Fangfang, ungefähr 70 km von Peking, gelangte, dort das Gleis zerstört fand, nach vergeblichen Versuchen, dasselbe wiederherzustellen, und nach wiederholten Gefechten gegen Boxer, bei denen der Verlust des Expeditionskorps ein ganz minimaler war, am 18. den Rückmarsch nach Tientsin antrat, auf dem das Korps nun auch von regulären chinesischen Truppen angegriffen wurde. Nach großen Strapazen und schweren Verlusten erreichte es am 23. das befestigte Arsenal von Peitsang, 16 km von Tientsin, das es erstürmte, und in dem es sich festsetzte. Es wurde dann am 25. Juni durch ein ihm von Tientsin entgegengesandtes Korps aus seiner prekären Lage befreit und erreichte an demselben Tage die fremde Niederlassung dort. Dem Führer der Expedition kann der Vorwurf nicht erspart bleiben, seine Aufgabe nicht richtig aufgefaßt und an der Bahn geklebt zu haben, die von den Gegnern auch in seinem Rücken zerstört wurde, während er sich in vergeblichen Versuchen erschöpfte, sie vor sich wiederherzustellen.

In Peking, wo man die Ankunft des Seymourschen Korps erwartete, wurde der Kanzler der japanischen Gesandtschaft, der den Truppen am 11. Juni bis zum Bahnhof entgegengefahren war, dort in der grausamsten Weise von den mohammedanischen Truppen (aus Kansu) des Generals Tung Fuh siang ermordet, und die Boxer bemächtigten sich der chinesischen Stadt vor Peking, wo sie alles, was mit den Fremden irgendwelche Beziehungen unterhalten hatte, niedermachten. Am 14. brachen sie in die Tatarenstadt ein, in der sich die Gesandtschaften befinden, und begannen sofort die Niedermetzelung der chinesischen Christen wie die Zerstörung der katholischen und protestantischen Kirchen und Kapellen, Hospitäler, Missionsanstalten usw. Ein Teil der bedrohten Christen wurde durch Fremde der drohenden Gefahr entrissen und in den Gesandtschaften oder in der Nähe derselben untergebracht, eine größere Anzahl auch in den Baulichkeiten und auf dem Terrain des Peitang, der nördlichen katholischen Kathedrale, die durch die Missionare in Verteidigungszustand gesetzt und wohin von der französischen und italienischen Gesandtschaft ein Teil ihrer Schutzwachen entsendet worden waren. Am 19. erhielten die Gesandtschaften in Peking eine Note des Tsungli Jamen, durch die sie aufgefordert wurden, die Stadt innerhalb 24 Stunden zu verlassen, da die fremden Streitkräfte die Takuforts anzugreifen beabsichtigten. Dieser Aufforderung nachzukommen, war unmöglich; die Fremden würden auf dem Rückwege nach Tientsin unbedingt von den Boxern angegriffen worden sein, denen die geringen zur Verfügung stehenden Streitkräfte auf freiem Felde keinen Widerstand entgegenzusetzen imstande gewesen sein würden; anderseits stand es außer Frage, die bisher geborgenen einheimischen

Christen mitzuführen oder sie in Peking hilflos den Boxern zu überlassen. Der deutsche Gesandte Freiherr von Ketteler, der sich am 20. Juni nach dem Tsungli Jamen begeben wollte, um einen letzten Versuch zu machen, die chinesische Regierung auf andere Wege zu lenken, wurde auf dem Wege dorthin ermordet, der ihn begleitende Dolmetscher Cordes verwundet, und am Abend desselben Tages eröffneten die chinesischen Truppen und Boxer den Angriff auf die Gesandtschaften. — Daß es der kleinen Schar der Verteidiger gelang, die Gesandtschaften, von denen die französische, deutsche, amerikanische, russische und englische besetzt blieben, bis zum 14. August, dem Tage des Entsatzes, zu halten, läßt sich nur daraus erklären, daß die chinesischen Befehlshaber, die in ihren politischen Zielen wohl weit auseinandergingen, nie gemeinsam einen Angriff à fond gegen die geringe Anzahl der fremden Verteidiger unternahmen, die über eine große Entfernung verteilt, nur so imstande waren, den häufig sehr heftigen, teilweisen Angriffen zu widerstehen. Namentlich Jung lu und auch wohl Prinz Tsching scheinen nach dieser Richtung hin hemmend gewirkt zu haben.

Während dieser Vorgänge in Peking hatten sich in und bei Tientsin Ereignisse abgespielt, die auf die ganze Entwickelung der chinesischen Frage von maßgebendem Einfluß wurden. Seit dem 15. Juni waren die Boxer tatsächlich im Besitz der chinesischen Stadt gewesen, und da die wenigen fremden Kanonenboote, die sich im Peiho aufwärts von den Takuforts befanden, zu bemerken glaubten, daß der Kommandant der Forts den Versuch mache, den Fluß zu sperren, wurde er zur Übergabe aufgefordert, und da er dieselbe verweigerte, wurden in der Nacht vom 17. Juni nach einem heftigen Geschützkampf die Forts mit stürmender Hand genommen. Es war diese Tatsache oder die Drohung mit derselben, welche die chinesische Regierung, die sich nun im Kriege mit den fremden Mächten glaubte, zu der Note vom 19. an die Gesandtschaften und dazu veranlaßte, sich nun offen auf die Seite der Boxer zu stellen. Erst von dieser Zeit an haben sich chinesische Truppen an dem Kampf gegen die Fremden beteiligt. Nach Tientsin, das von den Fremden nur schwach besetzt war und sich von den Boxern ernsthaft bedroht sah, wurde schleunigst geschickt, was auf den auf der Takureede liegenden Kriegsschiffen entbehrt werden konnte, und auch von englischer, russischer, japanischer, französischer und amerikanischer Seite wurden Landtruppen herbeigeschafft, aber es dauerte vom 1. bis zum 13. Juli und bedurfte harter Kämpfe, bis die Chinesenstadt gestürmt und die Chinesen zum Rückzug gezwungen waren, und bis die fremde Niederlassung von den Schrecken der Beschießung erlöst wurde, die fast 14 Tage gedauert hatte. Nachdem die ersten Nachrichten, daß sich die Gesandtschaften in Peking noch hielten, in Tientsin angekommen waren, wurde alles aufgeboten, ihnen möglichst bald Hilfe zu bringen. Trotzdem konnte erst am 5. August eine Kolonne von ungefähr 15000 Mann, aus Japanern, Russen, Engländern, Amerikanern und Franzosen bestehend, den Vormarsch auf Peking antreten. Die chinesischen Truppen, die sich demselben zu widersetzen suchten, wurden wiederholt geschlagen, und am 14. August wurde Peking von Norden her mit stürmender Hand genommen, während die Engländer von Süden her durch ein in der Mauer befindliches Wassertor ohne Gefecht eindrangen und zuerst die dicht bei demselben gelegenen Gesandtschaften erreichten. Von deutschen Truppen war kein Mann an diesen Waffentaten beteiligt gewesen, man hatte dort an dem Glauben festgehalten, daß die Sommerregen den Marsch auf Peking vor dem Herbst unmöglich machen würden, und daß es zu einem solchen, nach Admiral Seymour, 40000 Mann bedürfe.

Nach englischem und wohl auch allgemeinem Kriegsgebrauch wird eine mit Sturm genommene Stadt während einiger Zeit der Plünderung preisgegeben. Dies geschah auch

in Peking, aber dort dehnte sich die Zeit über Wochen aus, und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß von Angehörigen aller Nationen manches geschehen ist, was im Interesse des moralischen Ansehens der Fremden besser unterblieben wäre.

Die Kaiserinregentin, der Kaiser, der Hof und die Minister waren am Tage vor der Einnahme der Stadt aus derselben entkommen und hatten sich nach Singanfu in Schansi, einer der früheren Hauptstädte des Reiches, zurückgezogen, wo sie sich vor Verfolgung sicher glaubten. Mit dem Eintreffen der inzwischen von allen Seiten anlangenden Verstärkungen von Truppen aller Nationen kam die Diplomatie auch wieder zu ihrem Recht: die Vertreter der Vertragsmächte traten in Peking zusammen, um über die für das Geschehene zu fordernde Sühne und die Neuordnung der chinesischen Verhältnisse zu beraten. Was die erstere anbelangt, so wurde, man muß sagen leider, in die Forderungen manches, wie z. B. die Befestigung der Gesandtschaften, aufgenommen, was sich nach wenigen Jahren mehr als eine Last denn als ein Vorteil erweisen mußte, während in betreff des zweiten Punktes die günstige Gelegenheit versäumt wurde und eigentlich nichts geschah. Rußland, das die Gelegenheit von wohl mehr gefürchteten als tatsächlichen Unruhen in seinen Grenzgebieten und einigen wirklichen in der Mandschurei benutzt hatte, um die wichtigsten Plätze in letzterer zu besetzen, zog sich bald aktiv von den allgemeinen Verhandlungen zurück; Japan, das im August 1900 einen mißlungenen Versuch gemacht hatte, sich in Amoy festzusetzen, verhielt sich beobachtend, während England das Eingehen auf wirtschaftliche Verhältnisse ablehnte, da es dieselben allein mit China regeln wollte. Es mag hier gleich erwähnt werden, daß der englisch-chinesische Handelsvertrag vom 5. September 1902, der dies tun sollte, in seinen wichtigsten und meisten Bestimmungen bis heute unausgeführt geblieben ist. So kam es, daß, als das Schlußprotokoll der Gesandtenkonferenz in Peking am 7. September 1901 unterzeichnet wurde, nichts geschehen war, um die chinesische Regierung zu den Reformen zu verpflichten, welche die wirtschaftlichen und missionaren Fragen dringend forderten. In vorstehendem ist der Tätigkeit des Feldmarschalls Grafen von Waldersee, dem nominell der Oberbefehl über die fremden Streitkräfte übertragen worden war, und der verschiedenen Züge dieser letzteren keine Erwähnung geschehen, weil sie auf den Gang der Ereignisse keinen Einfluß ausübten. Mit der Eroberung von Peking und der Flucht des Hofes war der Sieg entschieden, es kam nur darauf an, ihn zu dauernden Erfolgen auszunützen, und das ist nicht geschehen.

Dagegen hatte die Krisis des Jahres 1900 eine Veränderung der Lage insofern hervorgebracht, als seitdem der Gegensatz zwischen Rußland und Japan die Lage in Ostasien ausschließlich beherrschte. In der Mandschurei wie in Korea hatte Rußland, in letzterem seit dem Frieden von Schimonoseki 1895, in ersterem seit dem Boxeraufstande, seine Stellung sehr verstärkt und dadurch die Besorgnis vor seinen weiteren Plänen in Japan vermehrt. In Korea war freilich der Versuch gemacht worden, eine Verständigung über die gegenseitigen Rechte und Ansprüche herbeizuführen, welche die dortigen Verhältnisse dringend notwendig erscheinen ließen. Durch den Vertrag von Schimonoseki hatte China die Unabhängigkeit und Selbständigkeit Koreas anerkennen müssen, die von Japan schon in dem ersten mit Korea abgeschlossenen Vertrag 1878 als Grundprinzip aufgenommen worden war. Der Vorwand der Einführung allerdings notwendiger Reformen hatte dem japanischen Vertreter in Korea schon während des japanisch-chinesischen Krieges Veranlassung gegeben, in häufig das Gefühl und die Gewohnheiten der Koreaner verletzender Weise in den Gang der Verwaltung einzugreifen, nach dem Kriege geschah dies in noch schärferer Weise seitens seines

Nachfolgers (Miura), und da man die Königin wohl mit Recht als die Seele des Widerstandes gegen die japanischen Machenschaften ansah, wurde sie auf Anstiften des Gesandten von Japanern im Verein mit koreanischen Radikalen am 7. Oktober 1895 in ihrem Palais in grausamster Weise ermordet. Die Radikalen bemächtigten sich trotz der allgemeinen Entrüstung mit Hilfe der Japaner der Regierung und hielten den König Lihsi im Palais gefangen, bis es demselben am 11. Februar 1896 gelang, sich mit dem Kronprinzen in die russische Gesandtschaft zu flüchten, was einen Volksaufstand gegen die Radikalen und Japaner hervorrief. Die dadurch geschaffene Lage machte eine Verständigung zwischen den beiden Mächten doppelt notwendig; nach verschiedenen Verhandlungen kam es zu einer solchen in Söul (14. Mai 1896), die in Moskau (9. Juni 1898) durch den Prinzen Labanof und den Marschall Jamagata bestätigt wurde. Das Abkommen gab beiden Regierungen das Recht, eine kleine Truppenmacht (je 1000 Mann) zum Schutz ihrer Gesandtschaften und wirtschaftlichen Anlagen in Korea zu unterhalten und gemeinsam bei der koreanischen Regierung für die Einführung von Reformen zu wirken. In dem so geschaffenen Kondominium hatte Rußland, dank dem persönlichen Einflusse seines Vertreters in Söul, von Waeber, die stärkere Stellung, aber der langsame, sichere Fortschritt genügte den Heißspornen der russischen Diplomatie nicht, und mit einem anderen Vertreter kam auch in Söul eine Politik zur Geltung, die auf schnellere Erfolge hindrängte. Die Interessen und Befürchtungen der Japaner wurden rücksichtslos ignoriert und verletzt, wie z. B. durch die Festsetzung einer russischen Gesellschaft am Jalu auf koreanischem Gebiet und der von den Japanern allerdings verhinderten Anlage einer Flottenstation in Masampho.

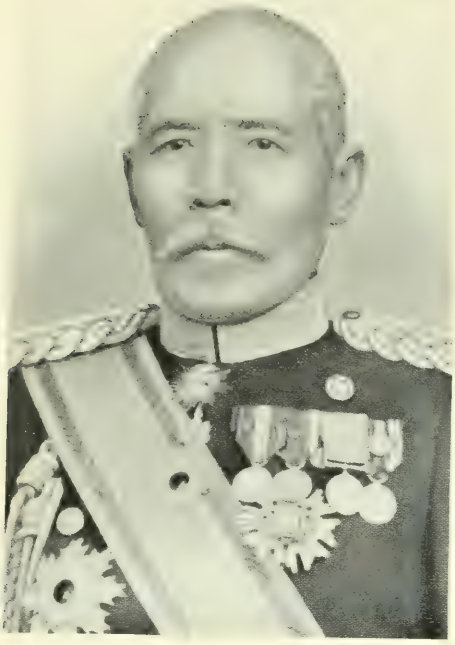
In ähnlich rücksichtsloser Weise ging Rußland in der Mandschurei vor, da es auch den dem fremden Handel geöffneten Hafen Niutschwang fortdauernd besetzt hielt und sich dort ganz als Herr gebärdete. Verschiedene Versuche, von der chinesischen Regierung eine Anerkennung dieser Zustände zu erwirken, mißlangen, weniger wegen der Abneigung derselben gegen ein solches Zugeständnis, als wegen des Widerstandes, den andere Mächte (England, die Vereinigten Staaten, Japan) einem derartigen Abkommen in Peking entgegensetzten. Einen besonderen gegen Rußland gerichteten Schritt tat die englische Regierung, indem sie am 30. Januar 1902 mit Japan ein Abkommen schloß, durch das sich beide verpflichteten, den allgemeinen Frieden in Ostasien sowie die Unabhängigkeit Chinas und Koreas aufrechtzuerhalten und, wenn eine von ihnen wegen dieser Fragen mit einer anderen Macht in Krieg geriete und eine dritte sich einmischen wolle, dann ihrem Bundesgenossen zu Hilfe zu kommen. Der Zweck dieses englischen Schrittes war unzweifelhaft, Indien, wie man sagte, in Ostasien zu verteidigen und den russischen Plänen Halt zu gebieten, ohne in erster Linie die Gefahr eines eigenen Konfliktes mit demselben. Rußland antwortete darauf mit der Veröffentlichung eines am 20. März zwischen ihm und Frankreich getroffenen Übereinkommens, durch welches die beiden Mächte erklärten, ebenfalls den status quo in Ostasien aufrechterhalten und die Unabhängigkeit Chinas und Koreas gewährleisten zu wollen. Wenn irgend etwas von seiten dritter Mächte in China geschähe, was die Integrität dieses Reiches in Frage stelle und dadurch die Interessen der kontrahierenden Mächte bedrohe, so behielten sich dieselben vor, sich über weitere Maßnahmen zu verständigen. Das englisch-japanische Abkommen scheint die russische Regierung veranlaßt zu haben, den Abschluß einer Verständigung mit der chinesischen Regierung zu beschleunigen. Wenigsten kam ein solches am 8. April 1902 zustande, in dem in sehr verklausulierter Weise die allmähliche Zurückziehung der russischen Truppen aus der Mandschurei innerhalb der nächsten 18 Monate

zugesagt, sonst aber alle Rechte, die sich Rußland in mehr oder weniger eigenmächtiger Weise in der Mandschurei angeeignet hatte, durch die chinesische Regierung anerkannt wurden. Der schlechte Eindruck, den dieses Abkommen und mehr noch seine verzögerte und unvollständige Ausführung seitens der russischen Behörden machte, wurde durch die am 30. Juli 1903 erfolgte Ernennung des Admirals Alexejef zum kaiserlichen Statthalter des Amur- und Kwangtung-(Liaotung-) Gebietes noch verstärkt, da man darin den Ausdruck des Willens der russischen Regierung sah, auf dem eingeschlagenen Wege fortzufahren. Fast gleichzeitig mit dieser Ernennung, aber etwas vor ihr, am 28. Juli, beauftragte das Auswärtige Amt in Tokio, durch die Erregung der öffentlichen Meinung dazu veranlaßt, seinen Gesandten in Petersburg, Kurino, dort die Mitteilung zu machen, daß Japan in der Lage in der Mandschurei eine Bedrohung der Integrität Chinas sähe, sowie daß die Unabhängigkeit Koreas von der größten Wichtigkeit für Japan sei: es sei bereit, sich über diese Fragen mit Rußland zu verständigen. Von russischer Seite wurde dieser Antrag dilatorisch behandelt mit dem Ergebnis, daß man noch Anfang Januar 1904 zu keiner Verständigung über die Hauptpunkte gekommen war. Rußland gestand die größeren Interessen Japans in Korea zu, aber weigerte sich, irgendeine Erklärung in betreff der Mandschurei abzugeben, da es darüber nur mit China verhandeln könne. Am 13. Januar endlich richtete der japanische Gesandte eine Note an das russische Auswärtige Amt, in der er die Forderung stellte, daß Rußland sich verpflichte, die Integrität des chinesischen Reiches auch in betreff der Mandschurei anzuerkennen, am 26. Januar wurde die Bitte um schleunige Antwort auf diese Note erneuert, und da auch am 5. Februar dieselbe noch nicht eingetroffen war, erklärte Kurino im Auftrage seiner Regierung die Verhandlungen für beendet und die diplomatischen Beziehungen für abgebrochen.

Die russische Regierung hatte wiederholt und noch kurz vor diesem Ereignis bekanntgegeben, daß es zu keinem Kriege kommen werde, sie hatte das unzweifelhaft in gutem Glauben und in der Überzeugung getan, daß niemand es wagen werde, Rußland anzugreifen. Derselben Überzeugung muß zugeschrieben werden, daß weder die Befestigungen Port Arthurs ausgebaut, noch die Transsibirische Bahn doppelgleisig hergestellt und der Baikalsee von der Bahn umgangen worden, noch auch genug Truppen in der Mandschurei vorhanden waren. Die Diplomatie war eben den militärischen Vorbereitungen vorangeeilt oder hatte die Warnungen vernachlässigt, die von den Führern der Armee an die höchsten Stellen gerichtet worden waren.

C. Der russisch-japanische Krieg 1904—05.

Für die Japaner handelte es sich vorerst darum, ihre Armee auf dem Festlande zu landen und zu konzentrieren, Port Arthur zu isolieren und zu belagern und die Russen weit genug zurückzuwerfen, um bei den Belagerungsarbeiten nicht gestört zu werden (s. die Karte bei S. 232). Für die Russen wäre es wichtig gewesen, den Landungsversuchen der Japaner mit überlegenen Kräften, was anfänglich möglich gewesen wäre, entgegenzutreten und dadurch die Verbindung mit Port Arthur aufrechtzuerhalten. Statt dessen ließen sie sich von Anfang an in eine unfruchtbare Defensive drängen, in kleineren Abteilungen schlagen und dann, nachdem die Hauptarmee versammelt war, zu Schlachten nötigen, bei denen von vornherein mehr Rücksicht auf eine gesicherte Rückzugslinie als auf Erfolge nach vorwärts genommen wurde. Ob dieses Verhalten darin begründet war, daß der Oberkommandierende, General Kuropatkin, alle Schlachten vermeiden wollte, bis er ein der ganzen Streitkraft der Japaner überlegenes Heer versammelt hätte, muß dahingestellt bleiben. Vielleicht



Kuroki.

Nogi.

Oku.

Nozu.

Japanische Feldherren des russisch-japanischen Krieges I.

Ojama.

Kodama.

Togo.

Jjuin.

Japanische Feldherren des russisch-japanischen Krieges II.

Sechs Bilder aus „The Russo-Japanese War" (Tokio 1904), zwei nach Originalphotographien.

glaubte er dies um so mehr tun zu können, weil er annahm, daß die Sommerregen jeden Vormarsch der Japaner verhindern würden, ein Plan, der später durch Befehle von Petersburg durchkreuzt worden zu sein scheint. Jedenfalls zeigten sich die Japaner (s. die beigeheftete Tafel „Japanische Feldherren") von Anfang an den Russen strategisch und taktisch überlegen und gingen, wenn auch mit methodischer Langsamkeit, so doch auch, wo es darauf ankam, unter rücksichtsloser Einsetzung aller Kräfte auf ihr Ziel los.

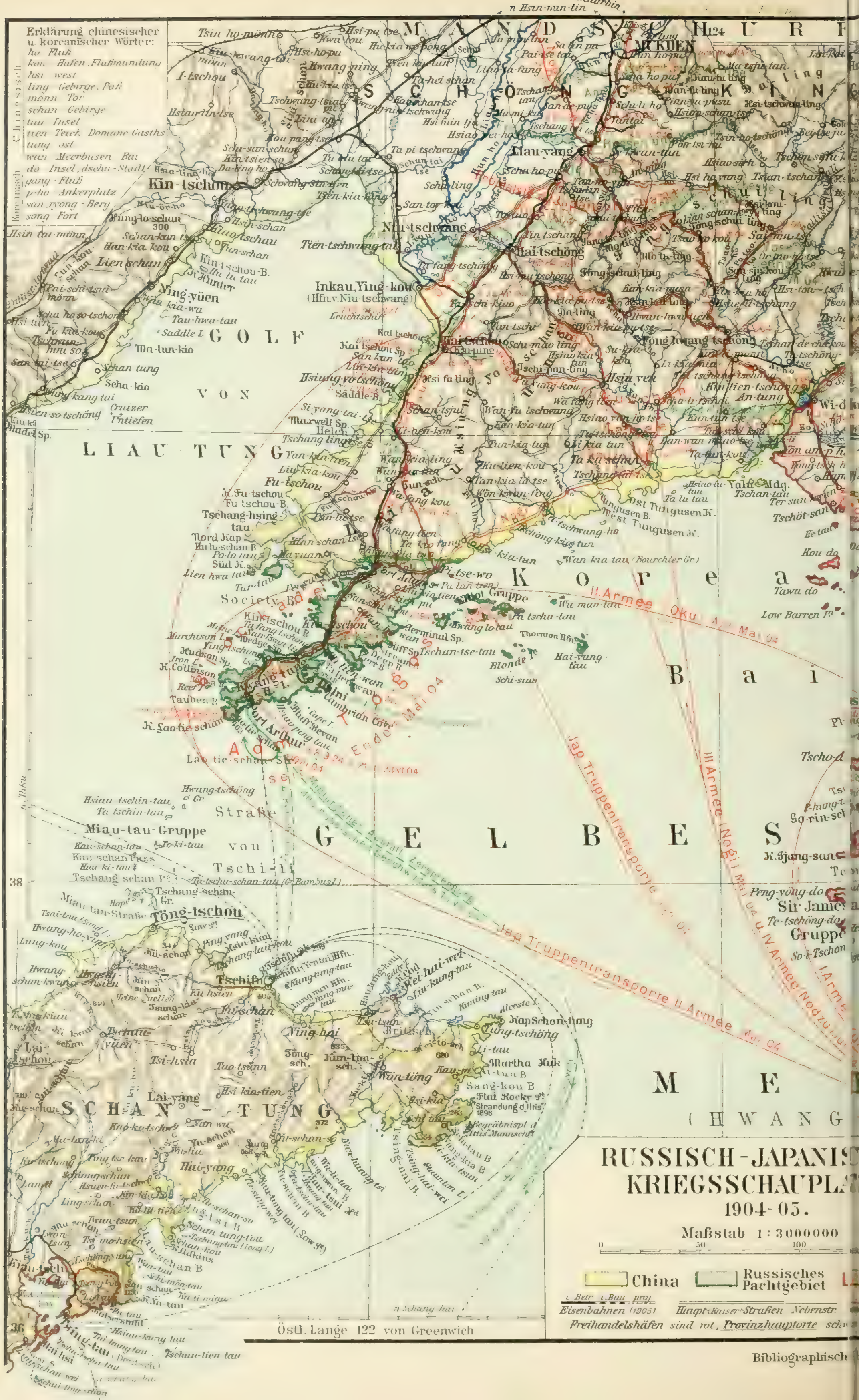
Die kriegerischen Operationen begannen ohne vorhergegangene Kriegserklärung am 8. Februar 1904 mit Angriffen der japanischen Flotte unter Admiral Togo (s. die Tafel), die zum Zweck hatten, das russische Geschwader in Port Arthur einzuschließen. Wenn dies auch nach wiederholten Versuchen mißlang, so erlitten die Russen doch so ernste Verluste, daß die Überlegenheit der Japaner zur See von vornherein feststand und auch während des ganzen Krieges nicht wieder in Frage gestellt wurde. Mit den ersten gelandeten Divisionen der Landarmee schlug General Kuroki (s. die Tafel) die Russen am 1. Mai 1904 am Jalu. Am 26. Mai wurde ein Teil der Garnison von Port Arthur bei Kintschau geschlagen und damit der erste Schritt zur Einschließung der Festung getan. Ein Versuch, den General von Stackelberg machte, dies zu verhindern, wurde von General Oku (s. die Tafel) bei Wafangu zurückgeschlagen. Im Juli und August unternahmen die Japaner eine Anzahl Angriffe auf Port Arthur, um sich des Platzes mit stürmender Hand zu bemächtigen, die indessen mit großem Verlust zurückgewiesen wurden, so daß zur regelrechten Belagerung geschritten werden mußte. Ein Versuch der russischen Flotte am 10. August, das blockierende japanische Geschwader zu durchbrechen, blieb gleichfalls erfolglos. Die Konzentration der russischen Armee am Liao zwang die Japaner, sich gegen diesen Feind zu wenden und General Nogi (s. die Tafel; gest. 1912 durch Harakiri) vor Port Arthur zurückzulassen. Marschall Ojama (s. die Tafel), dessen Generalstabschef General Kodama (s. die Tafel) war, mit den Generalen Nodzu (s. die Tafel), Kuroki und Oku griff Kuropatkin am 25. August an und zwang ihn nach mehrtägiger Schlacht, seine Stellung aufzugeben und sich bis hinter den Tschaho zurückzuziehen. Am 5. Oktober begann letzterer eine Vorwärtsbewegung, die zu einer Reihe von Gefechten Veranlassung gab, die unter dem Namen der Schlacht am Tschaho bekannt sind und am 30. desselben Monats mit dem Rückzuge der Russen nach dem kaum 40 km entfernten Mukden endeten. Die Belagerung Port Arthurs ging unterdessen ihren Weg; mit ungeheuren Anstrengungen und noch größeren Opfern machte der Belagerer sichere, wenn auch langsame Fortschritte, die am 1. Dezember in der Wegnahme des 203-Meter-Hügels gipfelten, von dem aus die Stadt und Reede eingesehen werden konnten, so daß nichts mehr der Beschießung derselben entgegenstand. Am 15. Dezember fiel General Kondralenko, der die Seele der Verteidigung gewesen war, die mit seinem Tode den größten Teil ihrer Energie einbüßte; am 1. Januar 1905 wurde von den Japanern das Adlersnest-Fort erstürmt, am Abend desselben Tages erklärte General Stössel, der Gouverneur des Platzes, seine Bereitwilligkeit zur Übergabe desselben, und wenige Tage darauf rückten die siegreichen Japaner unter Nogi in die Festung ein. Die Frage, ob General Stössel sich länger hätte halten können, ist hier nicht zu erörtern: an der militärischen Lage dürfte es kaum etwas geändert haben, ob Nogis Armee 8 oder 14 Tage früher oder später frei wurde. Port Arthurs Schicksal war entschieden, und es war vielleicht nicht unrichtig, die Überreste der Besatzung und die Bevölkerung nicht der Gefahr eines Sturmes auszusetzen. Durch die freigewordene Armee Nogis und einen Teil der Belagerungsartillerie verstärkt, griff Marschall Ojama am 4. März 1905 die Russen bei Mukden an und zwang sie am 9. zum Rückzuge auf Tieling. Dies war der Schluß der großen Landkämpfe, und auf Sachalin fanden im Juli noch kleine Zusammenstöße statt, die Ende des Monats mit der Übergabe der Insel endigten. Inzwischen war das zum Teil aus alten Schiffen bestehende russische Ersatzgeschwader am 15. Oktober unter Admiral Rojestwenskij von Libau aus in See gegangen und nach seinem Abenteuer auf der Doggersbank, wo es eine englische Fischerflotte für japanische Torpedoboote hielt und sie beschoß, und nach längerem Aufenthalt bei Madagaskar nach der Bai von Kamra in Anam gelangt, wo ein später abgegangenes Reservegeschwader unter Admiral Nebogatow Ende April bis Anfang Mai 1905 sich mit ihm vereinte. Am 8. Mai brach das vereinigte Geschwader von dort nach Norden auf, wurde aber von Admiral Togo am 27. Mai in der Straße von Tsuschima nach einer Schlacht, in der die Japaner keine ihren Erfolgen entsprechenden Verluste erlitten, vollständig vernichtet.

Am 8. Juni wurde die amerikanische Vermittelung in Petersburg angeboten, zwei Tage darauf vom Kaiser von Rußland angenommen, und Anfang August trafen die Bevollmächtigten der beiden Staaten, die Herren Witte und Baron von Rosen für Rußland,

Komura und Takahira für Japan, in den Vereinigten Staaten ein, wo die Verhandlungen in Portsmouth ihren Anfang nahmen. Japans Forderungen, unter denen eine Kriegsentschädigung, die Abtretung von Liaotung und Sachalin, die Rückgabe der Mandschurei an China, die Abtretung der Bahnlinie Dalny – Kharbin, die Beschränkung der russischen Streitkräfte in Ostasien und die Auslieferung der nach neutralen Häfen geflüchteten Kriegsschiffe die hauptsächlichsten waren, wurden von den Russen glatt abgelehnt, und es schien, obgleich in einigen Nebenpunkten eine Verständigung erzielt wurde, daß die Verhandlungen ergebnislos verlaufen würden, als die Japaner fast unerwartet erklärten, daß sie auf eine Kriegsentschädigung verzichteten, die Eisenbahn in der Mandschurei nur bis zu dem Punkte, bis zu dem sie vorgedrungen, beanspruchten und von der Insel Sachalin nur die früher in ihrem Besitz gewesene südliche Hälfte verlangten. Da Rußland sich zur Übertragung des von China auf der Liaotunghalbinsel gepachteten Gebietes an Japan entschloß und Japan in Korea freie Hand ließ, wurde der Friede am 5. September 1905 unterzeichnet.

Es waren finanzielle und militärische Gründe, welche die Annahme der Vermittelung der Vereinigten Staaten seitens Japans veranlaßten. Japan war sich darüber klar, daß seine inneren Hilfsmittel zur Fortsetzung des Krieges bis zur Eroberung der ganzen Mandschurei nicht ausreichten und es bei einer längeren Dauer des Krieges weitere fremde Anleihen, wenn überhaupt, nur unter sehr drückenden Bedingungen würde abschließen können. Seine kriegerischen Erfolge hatten ihm viele Verluste gekostet und doch nur dazu genügt, die Russen nicht ganze 150 km weit zurückzudrängen, während bis Kharbin noch gegen 400 waren, und die russische Armee, die dreimal in großen Schlachten besiegt worden war, stand anscheinend unerschüttert, kampflustig und stärker als je zuvor zu weiteren Kämpfen bereit. Das alles gab zu schweren Bedenken Veranlassung; der Entschluß, den Frieden unter so wenig günstigen Bedingungen anzunehmen, wurde Japan aber ganz besonders durch einen am 12. August 1905 zu London mit England abgeschlossenen Vertrag erleichtert und ermöglicht, der einerseits den Vertrag von 1902 in eine allgemeine Defensivallianz, soweit Ostasien und Indien in Betracht kamen, umänderte und anderseits durch Artikel 3 das Recht Japans anerkannte, solche Maßregeln der Leitung und Kontrolle sowie des Schutzes in Korea zu ergreifen, welche die Erhaltung und Entwickelung seiner maßgebenden politischen, militärischen und wirtschaftlichen Interessen notwendig erscheinen ließen, immer vorausgesetzt, daß solche Maßregeln nicht dem Prinzip gleicher Berechtigung für den Handel und die Industrie aller Nationen widersprächen. — Rußland wurde, wenn nicht ausschließlich, so doch hauptsächlich durch die Unruhen im Inneren zu dem Friedensschluß bewogen. Die Bevölkerung hatte sich im allgemeinen vielleicht infolge der Friedensbewegung dem Kriege gegenüber ziemlich apathisch verhalten, die Revolutionäre hatten die Niederlagen der Armee sogar mit Freuden begrüßt, denn sie glaubten, trotz der Täuschungen, die sie nach dem Krimkriege in dieser Beziehung erfahren hatten, im Falle eines gänzlichen Unterliegens der Armee auf eine Verwirklichung ihrer Pläne, d. h. den Umsturz alles Bestehenden, rechnen zu können. Auch dieses Mal haben sie sich in ihren Berechnungen und Hoffnungen getäuscht gesehen; die Regierung hat es verstanden, wenngleich mit großen Schwierigkeiten, im Reiche wieder geordnete Zustände zu schaffen, und die einen immer größeren Maßstab annehmende Auswanderung nach Ostsibirien scheint auch dort den Boden für eine gedeihliche wirtschaftliche Entwickelung vorbereiten zu sollen.

Für Japan bedeuteten die strategisch nur beschränkten Erfolge des Krieges und vor allen Dingen der Ausfall der erhofften und erwarteten Kriegsentschädigung eine schwere



Bibliographisch

DIE SCHLACHTEN
bei
LIAU-YANG u. MUKDEN.
Maßst. 1:1500000
Russ. Truppen
Japan. Truppen
MUKDEN
Liau-yang
Fu-schun
Sinmintun
Tschangtun
Hunho
Taitsehe ho
Sungari
Tschangtschun
Kirin
Kuropatkin
Meterhügel
Erzeschan
Hahnenkamm
Itzuschan
Neues Fort
Antzuschan Forts
West Taiyangkai
Yapischan
Antzuyin
Fenyuschan
Taiyangkan Fts
(Kokosai)
Neustadt
Tigerschwanz
Weijuen
Wantai Fts
(Yahutschi)
Tschikwanschan
Golden Berg
Perduschan
Kikwanschan
Altstadt
Ost
Laotischan
Weißer Wolfshügel
Schanlinwei
Mutschuschlao
Laoluitschui
PORT ARTHUR.
Maßst. 1:150 000
Kilom
SEESCHLACHT
bei
TSU-SCHIMA.
Maßstab 1:7500000
Jap. Küstenbeobacht.-Stat.
Funkspruchstation
Togo
Nebogatow
Rojestwenski
Roshestwenski
Ulsan
Tsushima
Tsu-schima
Okinoschima
Schimonoseki
Moji
Fukuoka
Nagasaki
Fukaje-sch
Kumamoto
Goto-schima
KIUSCHU
KOREA
HONDO
(NIPPON)
Str.
Kanal
Pr. Imperial
Archipel
Kang-hwa-I.
Tschi-nun-p-ho
Hong-dschu
An-min-do
Marjoribanks-Kong-dschu
Conference Or.
Waivan-do
Guérin I.
Helen I.
Gubbins I.
Rocky I.
Baker I.
Warren I.
Caroline I.
Korea
Kiautschou
Hai-dschu
Pirjong-jang
Tschang-dschu
Kin-tschou
Ta-lien-wan
Port Arthur
Dalny
Liaotung
Halbinsel
Kwantung
Gebiet v. Ge. 124
Maßstab 1:3 000 000
Kilom
Druck in Leipzig.

Enttäuschung, denn das Land, das mit einer Schuldenmasse von etwa 1200 Millionen Mark und einem Jahresbudget von rund 500 Millionen Mark in den Krieg gegangen war, hat nach demselben mit einer Schuld von über $4^1/_2$ Milliarden und einem Jahresbudget von etwa einer Milliarde (1905/06) zu rechnen gehabt, von denen das letztere fortwährend im Steigen begriffen ist. Was die innere Lage anbetrifft, hat sich an derselben wenig geändert; der alte Gegensatz zwischen der Militärpartei und der, die man die bürgerliche nennen kann, besteht fort; die Verwaltung liegt nach wie vor in den Händen des Sat-Tscho, d. h. der aus den beiden Klans Satzuma und Tschoschiu stammenden Staatsmänner; die Versuche, ein Parteiministerium zu bilden, sind wegen der im Abgeordnetenhause bestehenden Parteiungen bis jetzt nicht gelungen. Die innere Lage ist dadurch ungünstig verändert worden, daß der Rat der alten Staatsmänner, Genroin, die einen großen Einfluß auf den Kaiser und den Gang der Regierung, meistens wohl in einem mäßigenden Sinne, ausübten, durch den Tod der hervorragendsten unter ihnen viel an seiner Bedeutung eingebüßt hat. Die Differenzen zwischen der Militärpartei und der bürgerlichen, die sich auch in den Forderungen für das Heer und die Marine zeigten, hatten am 14. Juli 1908 zu der augenblicklich noch bestehenden Bildung des Ministeriums Katsura geführt, das sich vor allen Dingen eine Regelung der Finanzen des Reiches hat angelegen sein lassen. Man würde aber irren, wenn man annehmen wollte, daß darüber die Organisation der Armee und der Marine oder die Aspirationen der Militärpartei zu leiden gehabt hätten. Die letzteren sind wohl nur zeitweilig zurückgestellt worden.

Den größten Schaden hatte durch die Folgen des russisch-japanischen Krieges Korea, zur Wahrung von dessen Integrität und Unabhängigkeit der Krieg offiziell unternommen worden war. In dem englisch-japanischen Vertrage von 1902 und in der japanischen Kriegserklärung war dies ausdrücklich ausgesprochen, und eine gleiche Zusicherung enthielt das zwischen Japan und Korea zu Anfang des Krieges am 23. Februar 1904 abgeschlossene Übereinkommen, dessen dritter Artikel lautet: „Die kaiserliche Regierung von Japan garantiert ausdrücklich die Unabhängigkeit und territoriale Integrität des koreanischen Reiches.“ Artikel 5 dieses Abkommens lautet ferner: „Die Regierungen der beiden Länder sollen in Zukunft ohne gegenseitige Zustimmung mit keiner dritten Macht ein Abkommen abschließen, das den Bestimmungen dieses Protokolls widerspricht.“ Und doch ließ sich Japan durch den Vertrag mit England vom September 1905 Korea seiner Willkür aushändigen. Bald nach dem Abschluß des Vertrags von Portsmouth wurde die koreanische Regierung am 17. November 1905 zur Unterzeichnung eines Abkommens veranlaßt, durch das zeitweilig, bis zu dem Augenblick, in dem anerkannt werde, daß Korea national genügend erstarkt sei, die Vertretung der äußeren Politik des Landes an Japan überging und letzteres das Recht erhielt, einen Generalresidenten beim Kaiser (seit 1897) von Korea zu beglaubigen, hauptsächlich um die auf diplomatische Fragen bezüglichen Angelegenheiten wahrzunehmen und zu leiten. Gleichzeitig wurde den Japanern das Recht zuerkannt, dem Generalresidenten unterstehende Residenten in den geöffneten Häfen zu ernennen, um die Rechte und Funktionen wahrzunehmen, die bisher von den japanischen Konsuln ausgeübt worden wären. Die japanische Regierung unternahm es dagegen, das Wohlergehen und die Würde des kaiserlichen Hauses von Korea aufrechtzuerhalten. Da dies Abkommen nicht den erwünschten Erfolg hatte, erzwang, das ist der richtige Ausdruck, Marquis Ito Hirobumi als Generalresident am 25. Juli 1907 die Unterzeichnung eines neuen Vertrages, durch den die ganze Verwaltung in die Hände der Japaner überging. Die koreanische Regierung sollte danach von dem japanischen Generalresidenten Instruktionen und Leitung empfangen, sie durfte keinen

höheren Beamten ohne die Zustimmung des Generalresidenten anstellen oder entlassen, und sie mußte alle Japaner, die ihr von dem Generalresidenten bezeichnet wurden, als koreanische Beamte anstellen. Diesem letzteren Abkommen waren heftige Auseinandersetzungen zwischen dem Kaiser von Korea und dem Generalresidenten bzw. den koreanischen Kreaturen desselben vorangegangen. Der Kaiser hatte sich immer gesträubt, das Abkommen vom 17. November 1905 anzuerkennen, und es war ihm gelungen, ob ohne Wissen der Japaner, mag dahingestellt bleiben, eine Mission an den zweiten Friedenskongreß im Haag zu senden, um die Intervention der an demselben beteiligten Mächte zu seinen Gunsten anzurufen. Dieser Schritt hatte keinen Erfolg, er gab aber den Japanern den erwünschten Vorwand, sich des ihnen feindlich gesinnten Herrschers zu entledigen. Am 16. Juli 1907 erschienen auf Weisung des Generalresidenten die koreanischen Minister beim Kaiser, um ihn vor die Wahl zu stellen, entweder zugunsten des (schwachsinnigen) Kronprinzen abzudanken, oder das Abkommen vom 17. November 1905 mit seinem Siegel zu versehen, der Ernennung eines Regenten zuzustimmen und sich nach Tokio zu begeben und dort persönlich den Kaiser von Japan um Entschuldigung zu bitten. Dem Kaiser gelang es, den Herausgeber der „Korean Daily News" von diesen Vorgängen zu unterrichten, durch den sie bekanntgegeben worden sind, dann dankte er am 19. Juli 1907 ab und lebt seit der Zeit in seinem Palast, wohl als Gefangener der Japaner. Sein Sohn J tschak folgte ihm als Kaiser nach. Er sowie die koreanischen Minister waren nur Puppen in den Händen der Japaner. Als diese Vorgänge in Söul bekannt wurden, kam es zu Aufläufen vor dem Palast, die zu einem Zusammenstoß mit den Japanern führten, bei dem auf beiden Seiten eine Anzahl von Leuten getötet und verwundet wurden. Darauf wurde das vorerwähnte Abkommen, das Korea tatsächlich an Japan ausliefert, von dem Premierminister und Regenten am 25. Juli unterzeichnet. Am 1. August 1907 wurde die koreanische Armee aufgelöst, was bei einem der vier in Söul befindlichen Regimenter zu einem Zusammenstoß mit den japanischen Truppen führte, bei dem eine Anzahl der koreanischen Soldaten getötet wurde, und eine größere Zahl derselben entfloh, um sich den im Lande gegen die Japaner kämpfenden „Freiwilligen" anzuschließen. Über die Vorgänge im Inneren bei der Unterdrückung der zahlreichen örtlichen Aufstände ist wenig oder nichts bekanntgeworden. Die Japaner haben es verstanden, alle Nachrichten darüber zu unterdrücken. Eine Mitteilung, die 1910 in die Öffentlichkeit gelangte, daß bei den Kämpfen im Inneren an 12500 Koreaner getötet worden seien, bleibt wohl hinter der Wirklichkeit zurück. Charakteristisch ist, daß sich die Aufständischen fast ausschließlich aus dem Volke rekrutieren. Wie die Stimmung ist, mag man daraus ersehen, daß der Amerikaner D. W. Stevens, der der von den Japanern ernannte Berater der koreanischen Minister war, und dem die Schuld an dem Vertrage vom Juli 1907 zum Teil zugeschrieben wurde, 1908 bei seiner Rückkehr nach San Franzisko dort von Koreanern ermordet, und daß die beiden Unterzeichner desselben, Fürst Ito, dessen Erfolge in Korea ihm diesen Titel eingebracht hatten, am 26. Oktober 1909 in Kharbin, und der koreanische Premierminister Ji Wan Joug am 22. Dezember desselben Jahres in Söul von Koreanern ermordet wurden.

Am 28. August 1910 endlich wurde die lange in der Luft hängende Annexion Koreas durch Japan zur Tatsache. Der Kaiser hat abgedankt und lebt seitdem in Japan als Privatperson mit dem Titel „Wang" (König). Bis jetzt haben die auch von den Japanern gefürchteten Unruhen nicht stattgefunden, aber es bleibt abzuwarten, ob die japanische Verwaltung und die japanischen Einwanderer besser als bisher verstehen werden, die eingeborene Bevölkerung mit dieser Maßregel und den mit ihr verbundenen Reformen auszusöhnen.

D. Die Vereinigten Staaten und Japan.

In die im Osten bestehenden Gegensätze brachte eine andere Macht, die Vereinigten Staaten von Amerika, neue Interessen, Bestrebungen und Ziele. Nicht als ob die Vereinigten Staaten nicht schon seit Jahrzehnten eine politische Rolle in Ostasien zu spielen versucht hätten, aber es war mit Ausnahme der Eröffnung Japans durch Kommodore Perry 1854—55 eine mehr passive; sie nutzten die Errungenschaften aus, die sich England und Frankreich durch aktives Vorgehen gegen China erworben hatten, suchten durch kleine Gefälligkeiten das Vertrauen und die Dankbarkeit der ostasiatischen Reiche zu erwerben und haben mehr als einmal durch ihre Politik gemeinsame Maßregeln aller Vertragsmächte verhindert, die vielleicht einen günstigen Einfluß auf die Entwickelung der auswärtigen Beziehungen zu China ausgeübt hätten. Jetzt drängten sie die Verhältnisse zu schärferer Wahrung ihrer Interessen im Stillen Ozean und dessen Randgebieten. Die Sandwichinseln, in denen 1893 die Initiative amerikanischer Missionare und Kaufleute die eingeborene Regierung gestürzt und eine Republik errichtet hatte, war von den Vereinigten Staaten 1897 annektiert worden, und im Dezember 1898 war nach der siegreichen Beendigung des Krieges gegen Spanien den Philippinen dasselbe Los zuteil geworden. Damit erhielt Amerika Stützpunkte, die ihm bisher im Stillen Ozean gefehlt hatten; aber auch die Pflicht, sie zu verteidigen, wurde ihm nahegelegt.

Das unruhige Vorwärtsdrängen Japans und seine Erfolge zu Lande wie zu Wasser weckten in der Bevölkerung der Vereinigten Staaten, die sich für die erste Rolle auf diesem Meere und diesen Gebieten bestimmt ansah, eine gewisse Besorgnis vor den endlichen Zielen Japans, die um so bedenklicher erschienen, als die immer mehr steigende Zahl der nach den Sandwichinseln und den westlichen Staaten einwandernden Japaner diesen Gefühlen eine gewisse greifbare Unterlage gab und zugleich der in diesen Staaten besonders starken Abneigung gegen die Asiaten neue Nahrung zuführte. So geschah es, daß es auch zu Ruhestörungen und Ausschreitungen gegen die Japaner und zu dem Versuch städtischer Behörden kam, die Kinder der eingewanderten Japaner von den Schulen auszuschließen. Wenn die amerikanische Zentralregierung anfänglich sehr entschieden auf seiten der Japaner stand, so änderte sich diese Haltung allmählich, wohl besonders nachdem ihr ein Erlaß des Kaisers von Japan vom 27. Juli 1899 bekannt wurde, durch den Fremden, die keine vertragsmäßigen Rechte besaßen, der Aufenthalt im Lande außerhalb der Fremdenniederlassungen gestattet wurde, mit Ausnahme von Arbeitern, d. h. wie eine Bekanntmachung des Ministeriums des Innern vom folgenden Tage genauer erläuterte, von Leuten, die in Ackerbau, Fischerei- oder Bergwerkbetrieb, Bauhandwerk, Architektur, Fabrikarbeit, Speditions- und Fuhrmannsgeschäft, Güterpacken und ähnlichen Arbeiten beschäftigt seien. So kam es zu einer Verständigung über die Einwanderungsfrage zwischen Japan und Amerika, durch die das erstere sich verpflichtete, die Einwanderung seiner Untertanen in beschränkteren Grenzen als bisher zu halten.

Amerikanischerseits sah man sich aber doch veranlaßt, teils um die eigene öffentliche Meinung zu beruhigen, teils um den anderen Mächten anzudeuten, daß die Vereinigten Staaten wohl imstande seien, ihre Ansprüche auf die Vorherrschaft im Stillen Meer aufrechtzuerhalten und auch gesonnen seien, dies zu tun, den größeren Teil der atlantischen Schlachtflotte der Vereinigten Staaten, 16 Panzerschiffe, zu denen einige Aufklärungsschiffe und eine Torpedozerstörerflottille stießen, im Herbst 1907 um das Kap Horn nach

Kalifornien zu entsenden, wo sie sich mit weiteren zwei Panzerschiffen und einer Anzahl Kreuzer vereinigten und Japan und Australien sowie ein Teil des Geschwaders China besuchten. Das Erscheinen der Flotte, die nach der Erklärung der Regierung nur friedliche Zwecke verfolgte, wurde in Japan mit freundlicher Achtung, in Australien mit Begeisterung aufgenommen, da man dort ihr Erscheinen als den Ausdruck des Willens ansah, daß Australien der weißen Rasse erhalten werden solle und nötigenfalls dabei auf den Schutz der Vereinigten Staaten rechnen könne. Die infolge dieser Kreuzfahrt und der sie begleitenden Erklärungen der Vereinigten Staaten nachlassende Spannung zwischen ihnen und Japan fand ihren Ausdruck in einem Austausch von Noten zwischen dem Staatssekretär der Vereinigten Staaten Elihu Root und dem japanischen Botschafter in Washington K. Takahira, in welchen beide im Namen ihrer Regierungen erklärten, daß die Politik derselben auf die Erhaltung des status quo im Stillen Ozean und die Verteidigung des Prinzips der gleichen Gelegenheiten in Handel und Industrie gerichtet seien; sie seien daher gegenseitig entschlossen, ihre Besitzungen in diesen Gegenden zu respektieren, durch alle friedlichen Mittel die Unabhängigkeit und Integrität des chinesischen Reiches zu bewahren; und wenn Ereignisse einträten, welche die vorerwähnten Prinzipien bedrohten, würden die beiden Regierungen sich in Verbindung setzen, um zu einer Verständigung über die Maßnahmen zu gelangen, die zu ergreifen sie für nützlich ansehen könnten.

E. Chinas innere und äußere Lage.

Das Land, in dessen Interesse diese sowie manche andere ähnliche Vereinbarungen scheinbar getroffen worden sind, ist inzwischen selbst in eine Periode der Umwandlung eingetreten. Was die eigenen Niederlagen und die Bedrohungen aller Art, denen es ausgesetzt gewesen, nicht vermocht hatten, es aus seinem tausendjährigen Schlafe zu erwecken, ist der Tatsache gelungen, daß ein asiatisches Volk in langem Ringen einen europäischen Gegner besiegt hatte. In dem Glauben, daß China ein gleiches möglich sein müsse, haben sich die weitesten Kreise der Bevölkerung zusammengefunden, und auch die Regierung ist gezwungen gewesen, dem Druck der öffentlichen Meinung nachzugeben, die in der Aneignung fremden Wissens und Könnens das Mittel gefunden zu haben glaubte, sich der Fremden zu entledigen und den Wahlspruch „China für die Chinesen" auch praktisch durchzuführen. Überall im Lande entstanden Lehranstalten jeden Grades, überall bildeten sich Jugendwehren und Freiwilligen-Kompanien; die Armee wurde in aller Eile reorganisiert und auf den Stand von 120000 mehr oder weniger nach westlichem System ausgebildeter Leute gebracht. Gleichzeitig machte sich in den Provinzen eine gewisse zentrifugale Tendenz geltend, die darin gipfelte, daß die Notabeln derselben (die „gentry", englisch, die Literaten) das maßgebende Wort in Eisenbahn- und Bergwerksfragen innerhalb des heimischen Gebietes beanspruchten. Theoretisch gab die Regierung in einer Anzahl von Fällen nach, praktisch behielt sie doch die Entscheidung in den Händen, denn die Notabeln konnten weder das Geld für „votierte" Unternehmungen noch Techniker für deren Ausführung beschaffen. Gleichzeitig benutzte die Regierung diese Stimmung aber, um auch ihrerseits zu versuchen, die fremden Regierungen und Konzessionäre zum Aufgeben früher erhaltener Zugeständnisse zu drängen. Verschärft und verschlimmert wurde die Lage aber ganz besonders dadurch, daß eine größere Anzahl jüngerer Leute, besonders in Japan mehr oder weniger ausgebildete sogenannte Studenten, in den Angelegenheiten ihrer Provinzen eine oft führende und maßgebende Rolle zu gewinnen wußten, diesen Einfluß in demagogischer Weise zur Geltung

brachten und durch eine zügellose Presse denselben auch auf die Staatsangelegenheiten auszudehnen suchten. Wie gegen die Fremden, wendete sich ihre Wühlarbeit vielfach auch gegen die Regierung und die Mandschuren, was insofern die allgemeine politische Lage nicht verschlechterte, als die beiden letzteren Faktoren sich dadurch den Vertragsmächten näherten.

Trotz dieser freilich oft überstürzten und in ihren Mitteln und Wegen fehlgreifenden Entwickelung sind es doch die inneren Beziehungen Chinas, die heute und wohl noch für längere Zeit einen maßgebenden Einfluß auf die Gegenwart und Zukunft des Reiches ausüben. Es kommt dabei in erster Linie die Stellung in Frage, die sich Japan und Rußland nach dem Frieden in Portsmouth gesichert haben. Wenn Rußland sich darauf beschränkt, die Stellung, die es in der Zeit vor dem Kriege und während desselben in Kharbin, zum Teil wohl unrechtmäßigerweise, wenn auch durch die Verhältnisse gedrängt, eingenommen hatte, zu erhalten und auszubauen, geht Japan darauf aus, in der Mandschurei immer festeren Fuß zu fassen und sich den südlicheren Teil derselben auf dem Wege der „friedlichen Durchdringung" zu eigen zu machen durch Einwanderung zahlreicher, wohl häufig recht minderwertiger Elemente, durch Anlage eigener Niederlassungen, in denen es die Gerichtsbarkeit ausschließlich ausübt, durch Ausdehnung des Eisenbahnnetzes, für das es die Verwaltung besitzt, auf eine Anzahl von den Russen oder ihm selbst während des Krieges angelegter Feldbahnen, durch Verhinderung des Baues angeblich konkurrierender chinesischer Bahnen und andere Maßnahmen mehr, zu denen wohl als nicht die geringste die Begünstigung der Einfuhr japanischer Waren gehört.

Beiden Staaten kommen dabei die verschiedenen mit China abgeschlossenen, von letzterem zum Teil recht wenig geschickt abgefaßten Verträge zugute; so besonders der chinesisch-japanische Vertrag vom 22. Dezember 1905 mit den ihnen angeschlossenen geheimen Protokollen. Wohl in richtiger Erkenntnis dieser Zustände, die einerseits für den fremden Handel eine Ausschaltung des Prinzips der „offenen Tür" und anderseits eine große politische Gefahr durch Herbeiführung eines japanisch-chinesischen Konfliktes bedeuten können, hat die amerikanische Regierung Anfang 1910 versucht, die Zustimmung aller Mächte zur Neutralisierung, vielleicht richtiger zur Internationalisierung der mandschurischen Bahnen, d. h. zum Übergange des Besitzes und der Verwaltung derselben in die Hände eines internationalen, unter dem Schutz und der Aufsicht der beteiligten Mächte stehenden Syndikats herbeizuführen. Dieser Vorschlag hat weder die Zustimmung Rußlands noch Japans gefunden; letzteres hat ihn mit der Erklärung, daß es in der Mandschurei genau an dem Prinzip der offenen Tür festhalte, zurückgewiesen. Weitere amerikanische Versuche nach dieser Richtung haben am 4. Juli 1910 zu einem Abkommen zwischen Rußland und Japan geführt, durch welches sich diese Mächte gegenseitig die von ihnen in der Mandschurei besessenen und beanspruchten Rechte garantieren. Wenn es die Gefahr eines Zusammenstoßes zwischen Rußland und Japan für den Augenblick beseitigt, so sind die Interessen Chinas und die der anderen Mächte in der Mandschurei dadurch nicht besser gesichert worden. China scheint in der Unterstützung chinesischer Einwanderung nach der Mandschurei ein Mittel gegen die drohende japanische Gefahr gefunden zu haben.

Schon 1901, noch während ihres Aufenthalts in Singanfu, hatte die Kaiserinregentin in einem Edikt die Notwendigkeit von Reformen in Erziehungs- und Prüfungs-, militärischen und finanziellen Fragen zugestanden, woraus sich allmählich der Gedanke an die Einführung einer Verfassung entwickelte. Zur Prüfung der verschiedenen konstitutionellen Systeme wurde eine Spezialmission 1905 ins Ausland gesendet, die im nächsten Jahre zurückkehrte

und einen eingehenden Bericht erstattete. Daraufhin erging am 1. September 1906 ein kaiserliches Edikt, das Änderungen in dem bestehenden Verwaltungssystem zusagte, damit sich das Volk an den Gedanken einer Verfassung gewöhnen könne. In rascher Folge erschienen dann 1906 und 1907 weitere Edikte, durch die die Zentralverwaltung in der Hauptstadt reformiert, eine Kommission für die Ausarbeitung eines Verfassungsentwurfs eingesetzt, eine Nationalversammlung in Peking und Provinzialversammlungen in den Provinzialhauptstädten geschaffen und einberufen und schließlich durch ein Edikt vom 27. August 1908 der Erlaß einer Verfassung nach neun Jahren zugesagt und der Entwurf einer solchen, der von der Kommission ausgearbeitet worden war, der Nationalversammlung mitgeteilt wurden. Der erste Paragraph derselben bestimmte, daß die Ta tsching (mandschurische Dynastie) für alle Zeiten herrschen solle.

Kaiserin Tsze hsi von China. Aus Bland und Backhouse, „China" (London 1910).

Der unerwartet und fast gleichzeitig erfolgte Tod des Kaisers Tsai tien (Kwang hsü) und der Kaiserinregentin Tsze hsi (s. die nebenstehende Abbildung) am 13. November 1908 sowie die Verkündigung Puh jis (Hsuan Tung; s. die Abbildung S. 239), geboren am 17. Februar 1906, als deren Nachfolger und seines Vaters Tsai feng, Prinzen von Tschun, als Reichsverweser und Prinzregenten, hatten trotz mancher gegenteiligen Befürchtungen keine Unruhen hervorgerufen, und die schon von der Kaiserinregentin als notwendig anerkannten Reformen im Inneren und nach außen schienen auch von der neuen Regierung in dem bisherigen Sinne ein- und ausgeführt werden zu sollen. Aber die plötzliche, ganz unerwartete Entlassung Juan Schi kais (s. die Abbildung S. 240) aus allen seinen Ämtern am 2. Januar 1909, wodurch die Regierung ihres fähigsten und energischsten und zugleich liberalsten Mitgliedes beraubt wurde, gab zu ernsten Befürchtungen Anlaß. Sie wurde auf eine angeblich eigenhändige testamentarische Verfügung des Kaisers Kwang hsü zurückgeführt, der, um sich für das Elend der letzten zehn Jahre zu rächen, wenn die Zeit gekommen, die Hinrichtung Juans ohne weiteren Prozeß befohlen hätte. Juan soll sein Leben dem Einspruch des Prinzen Tsching und Tschang Tschi tungs zu verdanken gehabt haben.

Die weitere Entwickelung der schwebenden Fragen zeigte bald, daß es der neuen Regierung an Verständnis für die Lage wie an Energie fehlte. Ihre ersten Kundgebungen erklärten, daß es bei der neunjährigen Frist bis zur Einführung der Verfassung zu bleiben habe, und alle auf eine frühere Erfüllung des Versprechens drängenden Vorstellungen der

Provinzialversammlungen wurden schroff zurückgewiesen. Aber als die am 3. Oktober 1910 eröffnete Nationalversammlung, die aus 100 von der Regierung ernannten Prinzen und hohen Würdenträgern, meistens Mandschus, und 100 von den Provinzialversammlungen gewählten Mitgliedern bestand, dieselbe Forderung am 22. Oktober einstimmig stellte, gab die Regierung nach einigem Widerstande nach und erklärte am 4. November 1910, daß der Erlaß einer Verfassung und die Einberufung eines Parlaments im Jahre 1913 erfolgen solle. Damit nicht zufrieden, verlangte die Versammlung, daß dies sofort geschehen müsse. Sie griff gleichzeitig, vielleicht als Mittel zum Zweck, den Großen Rat an, der an der Spitze der Verwaltung stand, und verlangte die Einführung verantwortlicher Minister. Wieder sträubte sich die Regierung gegen diese Forderungen, aber nur, um schließlich doch nachzugeben. Als die erste Session der Nationalversammlung am 11. Januar 1911 vertagt wurde, hatte die Versammlung das erste Budget beraten und genehmigt, verschiedene Gouverneure und Generalgouverneure beim Thron denunziert und das Versprechen einer baldigen Einberufung des Parlaments und der Bildung eines verantwortlichen Ministeriums erhalten. Die darauf hinwirkenden Beschlüsse der Versammlung wurden trotz der großen Anzahl der von der Regierung ernannten Mitglieder meistens einstimmig gefaßt.

Hsuan Tung, letzter Kaiser von China. Aus Bland und Backhouse, „China“ (London 1910).

Aber auch diese Nachgiebigkeit der Regierung stellte die Ruhe im Lande nicht wieder her. Politische Agitationen der Mitglieder der Provinzialversammlungen, politische Attentate und meist freilich schnell und oft grausam unterdrückte Unruhen in den Provinzen hielten die Bevölkerung und die Regierung in Spannung, die sich in einem fortwährenden Wechsel der Beamten in den höchsten Verwaltungsposten verriet. Im Herbst brach in der Hauptstadt von Sz'tschwan, Tschengtu, eine Bewegung aus, die einen ernsteren Charakter annahm. Sie war in erster Linie durch eine Verwaltungsmaßregel, eine Verordnung des Ministers der Wege und Eisenbahnen vom Juli 1911, hervorgerufen, welche die den lokalen Gesellschaften erteilten Eisenbahnkonzessionen aufhob und das ganze Eisenbahnsystem verstaatlichte. Die dadurch Betroffenen schlossen sich zusammen und erhoben die Fahne des Aufruhrs. Der Generalgouverneur stellte in Tschengtu die Ordnung wieder her, aber die Bewegung dehnte sich über die Provinz aus und fand viele Unterstützung, besonders auch durch die Mitglieder der geheimen Gesellschaften, die immer bereit sind, von solchen Ereignissen Nutzen zu ziehen, so daß die Regierung schließlich nur noch an den von ihren Truppen besetzten Punkten Herrin der Lage war. Als sich endlich am 26. Oktober 1911 die Regierung entschloß, den angeblich schuldigen Minister Scheng kung pao zu opfern, den Generalgouverneur von Sz'tschwan zu desavouieren und einen früheren,

allgemein beliebten Generalgouverneur der Provinz mit der Regelung der Angelegenheiten in derselben zu betrauen, war es zu spät.

Eine politische, gegen die mandschurische Dynastie als solche gerichtete Revolution war am 11. Oktober in Wutschang ausgebrochen und hatte dort und an anderen Plätzen ihre ersten Erfolge verzeichnet. Bereits am 13. wurde die revolutionäre Regierung in Wutschang ausgerufen und General Li Juan hang zum Präsidenten gewählt. Die Regierung in Peking verlor den Kopf. Der so schimpflich vertriebene Juan Schi kai wurde durch kaiserliches Edikt vom 14. Oktober zum Generalgouverneur der Provinzen Hupeh und Hunan und zum Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee ernannt mit dem Recht, nach eigenem Ermessen Begnadigungen zu erteilen. Er beeilte sich aber nicht, dem kaiserlichen Rufe Folge zu leisten, und tat dies erst, als ihn ein anderes kaiserliches Edikt vom 27. Oktober zum militärischen Diktator ernannt und ihm die Vollmacht zu Verhandlungen mit den Revolutionären erteilt hatte. Inzwischen waren von Peking Truppen nach Hankau geschickt und der Oberbefehl über dieselben dem Kriegsminister General Jin Tschang gegeben worden. Nach längeren Gefechten wurde die chinesische Stadt von Hankau, welche die Revolutionäre ebenso wie das auf dem anderen Ufer des Han liegende Hanjang genommen hatten, am 29. Oktober und Hanjang am 27. November zurückerobert, und Li Juan hang versuchte mit den Kaiserlichen Verhandlungen anzuknüpfen. Aber Juan befahl die Einstellung der Operationen und die Rückkehr der Truppen nach Norden, wo sich inzwischen in Peking allerhand ereignet hatte, das geeignet war, die neue Regierung zu erschüttern. Am 22. Oktober war dort eine neue Session der Nationalversammlung eröffnet worden, in der zuerst die Bestrafung Scheng kung paos verlangt und zugestanden, dann aber drei weitere Forderungen aufgestellt wurden. Diese besagten, daß erstens eine Verfassung nur nach Verständigung mit der Versammlung erteilt werden dürfe, daß zweitens alle Mitglieder der kaiserlichen Familie vom Kabinett ausgeschlossen und eine fähige und zuverlässige Person mit der Bildung des Kabinetts beauftragt werden solle, und daß drittens sofort eine allgemeine Amnestie für politische Verbrecher erlassen würde, in die auch die 1898 Verbannten eingeschlossen sein müßten. Ein Aufstand von nach Hankau entsandten Truppen in der Nähe der Hauptstadt, die sich den Forderungen der Versammlung anschlossen, sicherte deren Sieg, und am 30. Oktober

Juan Schi kai, in seiner koreanischen Zeit. Nach einer Photographie, im Besitze von M. v. Brandt, Weimar.

erschien ein kaiserliches Edikt, in dem die Regierung demütig alle Forderungen zugestand. Die Nationalversammlung nahm sofort die Frage der Verfassung in die Hand und arbeitete die Grundlagen derselben aus; sie wurden am 2. November von der Versammlung angenommen und erhielten am Tage darauf die Zustimmung des Kaisers. Ihr erster Satz enthielt wieder die Bestimmung, daß die mandschurische Dynastie für immer regieren solle. Am 8. November wurde Juan Schi kai zum Premierminister erwählt, am 13. kehrte er nach Peking zurück. Am 26. leistete der Regent den Eid auf die Verfassung, und am 6. Dezember erbat und erhielt er die Entlassung aus seiner Stellung.

Während dies in Peking vor sich ging, war die Revolution im ganzen Reiche südlich vom Jangtse und zum Teil auch nördlich davon siegreich gewesen, und auch Nanking, wo allein heftige Kämpfe stattgefunden hatten, war in die Hände der Revolutionäre gefallen. Als politischer Führer derselben konnte Dr. Wu Ting fang gelten, bis er am 29. Dezember durch Dr. Sun Jat sen ersetzt wurde, den eine in Nanking zusammengetretene Delegation von 14 Provinzen zum ersten Präsidenten der Republik China gewählt hatte. So bestand tatsächlich eine Trennung zwischen Süd und Nord, Nanking und Peking, Sun Jat sen und Juan Schi kai. Letzterer, dem vor allen Dingen daran gelegen zu haben scheint, weiteres Blutvergießen zu vermeiden, veranlaßte den Abschluß eines kurzen Waffenstillstandes in Wutschang am 2. Dezember. Er wurde verlängert bis zum 18. Dezember, an welchem Tage eine Konferenz zwischen Vertretern der beiden Teile in Schanghai zusammentrat, dann bis zum 31. Dezember und schließlich bis zu einer Verständigung zwischen den beiden Parteien, die schließlich unter der Voraussetzung der Abdankung des Kaisers zustande kam. Am 11. Februar 1912 erfolgte diese auf der Grundlage, daß der Kaiser jede politische Gewalt niederlege, aber seine religiöse Prärogativen mit der Residenz in Peking, einer eigenen Leibwache und einer hohen Zivilliste behalte. Juan Schi kai erhielt zugleich Vollmacht zur Bildung einer provisorischen Regierung und zur Verständigung mit Sun Jat sen. Die darauf bezüglichen Verhandlungen haben Ende März 1912 zur Anerkennung Juan Schi kais als Präsidenten der Republik (s. die Abbildung S. 240) mit der Hauptstadt Peking und der Zustimmung zu dem von ihm gewählten Ministerium geführt, während Sun Jat sen seine Stellung niedergelegt hat.

Damit hat der erste Akt der revolutionären Bewegung seinen Abschluß gefunden. Die fremden Mächte sind bei den Ereignissen nur insoweit beteiligt gewesen, als sie wiederholt in Schanghai und Peking zur Mäßigung und Verständigung geraten haben und bestrebt gewesen sind, China die Beschaffung von Geld zu ermöglichen. Trotzdem bleibt der chinesischen Regierung noch sehr viel zu tun übrig, Ruhe und Ordnung und die ganz zerrütteten Finanzen wiederherzustellen, eine neue, zuverlässige Armee zu schaffen und vor allen Dingen, die in ihren Anschauungen und Wünschen weit auseinandergehenden Parteien und Persönlichkeiten zu versöhnen und zu gemeinsamem Arbeiten zu veranlassen. Jedenfalls kann man heute schon annehmen, daß die Unzuverlässigkeit der chinesischen Armee die Lage Chinas den Gelüsten seiner Nachbarn gegenüber sehr geschwächt und geschädigt gehabt hat.

III. Hochasien und Sibirien.

Von Dr. **Heinrich Schurtz** (†). Durchgesehen von Dr. **Viktor Hantzsch** (†).
Mit Ergänzungen von Geh. Hofrat Prof. Dr. **Erwin v. Baelz.**

1. Die Urzeit und die geschichtlichen Anfänge Hochasiens.

Noch vor nicht allzulanger Zeit betrachteten die europäischen Kulturvölker nicht ohne Ehrfurcht die gewaltigen Hochebenen Asiens mit ihren von ewigem Schnee erglänzenden Gebirgswällen, ihren Weidetriften, ihren Wüsten und Oasen: schien es doch der Wissenschaft in schöner Übereinstimmung mit Religion und Sage so vieler Völker gelungen zu sein, durch fast unumstößliche Beweise Hochasien als die Urheimat der Menschheit zu erweisen, als jene Wiege, aus der einst auch unsere Vorfahren in Jugendkraft auszogen, um endlich in Europa eine neue Heimat zu finden, während andere Brüder unserer Rasse in das sonnige Wunderland Indien hinabstiegen. Ein herrliches Bild, dieses Herabfluten der Völker von den schneeumkränzten Hochflächen, wo das Geschlecht der neuen Herrscher der Erde in der reinen Luft der Höhen seine Jugendzeit verträumt hatte, ein Bild, worin die Phantasie der Dichter mit der klaren, nüchternen Wirklichkeit in eins zusammenzufließen schien. Ein Zweifel an dieser Anschauung, die das Gemüt und den Verstand zugleich befriedigte und beherrschte, durfte kaum auf rechte Beachtung rechnen. Aber die rastlose, von Frage zu Frage, von Erkenntnis zu Erkenntnis fortschreitende Forschung hat auch dieses scheinbar unantastbare Heiligtum unterhöhlt, erschüttert und endlich zu Falle gebracht. Sie hat vorläufig nicht viel Neues an seine Stelle zu setzen vermocht; aber sie hat doch nachgewiesen, daß Hochasien auf die Ehre, als Wiege der Menschheit zu gelten, bis auf weiteres weniger Ansprüche hat als manches andere Gebiet der Erde. Und doch war jener Glaube an die Bedeutung Hochasiens für die älteste Geschichte der Menschheit nicht ohne Sinn. So lange man den Beginn menschlicher Überlieferungen ungefähr als den Anfang dieser Geschichte betrachtete und das Alter der Menschheit auf wenige Jahrtausende beschränkte, lag der Gedanke nahe genug, im Kerne des asiatischen Festlandes die Urheimat zu suchen; ja, setzen wir an die Stelle des Ausdrucks „Heimat der Menschheit" den anderen: „Heimat der höheren Kultur", dann verdient auch heute noch Hochasien die ernsteste Aufmerksamkeit der Forschung. Um diese Hochburg der Erde lagern ja im großen Halbkreise die alten Kulturländer: Babylonien, China und Indien, und selbst die Anfänge ägyptischer Gesittung weisen nach Asien hinüber. Wer an einen gemeinsamen Urquell dieser höheren Kulturen glaubt, muß ihn im mittleren Asien suchen, oder muß mindestens annehmen, daß die Keime höherer Lebensformen im Gefolge

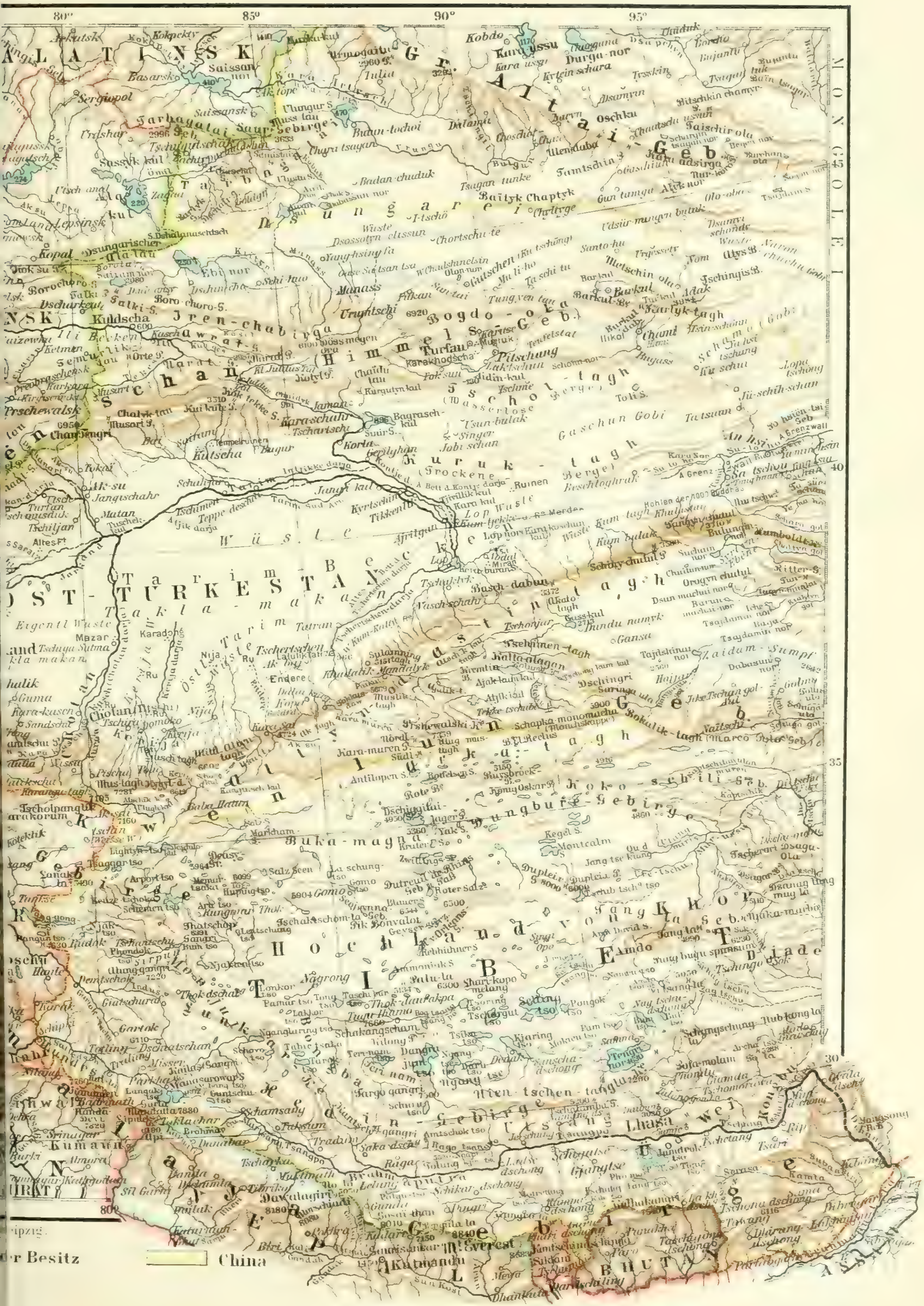
MITTEL-A

Bibliographisches Instit

Russischer Besitz

Brit

SIEN.



80°
85°
90°
95°
45
40
35
30
MONGOLEI
Kobdo
Saissan
Sergiopol
Kuldscha
Kopal
Lepsinsk
Turfan
Korla
Ak-su
Jarkand
Dsungarei
Himmel
OST-TURKESTAN
Takla-makan
Wüste
Lop nor
Tarim
Kuruk-tagh
Gaschun Gobi
Zaidam-Sumpf
Hochland von Tibet
Tang la Geb.
Lhasa
Kumaun
Almora
Srinagar
Dhaulagiri
Mt. Everest
Katmandu
BHUTAN
ASSAM
Brahmaputra
Koko-schili-Geb.
Dungbure-Gebirge
Buka-magna
Nien-tschen-tangla
Tengri-nor
Barkul
Hami
Kuldscha
Manass
Bogdo-ola
ipzig.
er Besitz
China

von Wanderungen oder Handelszügen durch dieses Gebiet getragen worden sind. Später erscheint die Bedeutung Hochasiens für die Geschichte der Menschheit freilich seltsam verändert, aber doch nicht minder gewaltig: nicht mehr Kulturanregungen gehen von ihm aus, sondern wie ein Vulkan entsendet es Ströme kriegerischer Nomaden und erschüttert weithin die Erde, daß blühende Länder veröden und prangende Städte in den Staub sinken. Von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart wird die Menschheit durch das Dasein Hochasiens und seiner Völker auf das tiefste beeinflußt.

A. Das Land als Schauplatz der geschichtlichen Vorgänge.

Hochasien ist das kontinentalste Gebiet der Erde. Im geographischen Sinn umfaßt Mittel- oder Hochasien das abflußlose Binnenland Asiens; im geschichtlichen Sinne bildet auch Sibirien, ja die westasiatisch-europäische Tiefebene ein Anhängsel dieses riesigen Landstriches. Hochasien im engeren Sinn ist das wasserarme, abflußlose Hochland, das mächtige, von Osten nach Westen streichende Bergketten in einzelne Gebiete, Tibet, Ostturkistan und die Mongolei, teilen (s. die beigeheftete Karte „Mittelasien"). Diese Bergketten verändern auch den steppen- und wüstenhaften Charakter des Landes stellenweise; an ihren Hängen sammelt sich die Feuchtigkeit, und soweit die Flüsse und Bäche, die von ihnen herabströmen, das Land bewässern, sind Ackerbau und die Kultur seßhafter Völker möglich. Flössen die Gewässer zum Meere ab, dann wäre ihr Dasein noch heilsamer, denn sie würden dem salzgeschwängerten Boden das Übermaß löslicher Stoffe entziehen und ihm jene unerschöpfliche Fruchtbarkeit verleihen, die dem Lößgebiete Chinas eigentümlich ist, statt daß sie sich jetzt in salzige Sümpfe verlieren oder im Sande verrinnen.

Aber das öde, starre Gebiet ist im Laufe der Zeit nicht unverändert geblieben. In der Tertiärzeit, die wohl den Menschen sich entwickeln sah, wogte dort ein Meer, wo sich jetzt die kahlen Flächen der Gobi und des Tarimbeckens ausbreiten; neue Gebirge wölbten sich empor, und mächtige Schollen sanken in die Tiefe. Als dann das Meer verschwand und das heutige Hochasien seine Gestalt gewann, bedurfte es noch langer Zeit, ehe das Land sich in die öde Steppe verwandelte, als die wir es heute kennen. Die Eiszeit, die Sibirien mit mächtigen Gletschern erfüllte, hat diese Umbildung schwerlich gefördert. Demnach haben wohl die menschlichen Bewohner Hochasiens am Schlusse der Eiszeit, der vorläufig den Ausgangspunkt geschichtlicher Forschung auf diesem Boden bilden muß, noch ein verhältnismäßig wasserreiches und begünstigtes Gebiet bewohnt, das sich erst nach und nach zur reinen Steppe und Wüste umbildete. Diese Tatsache ist wichtig, wenn wir die Bedeutung Hochasiens für die Anfänge der Kultur erkennen wollen. Nicht geändert hat sich dagegen die hohe Lage des Landes, die selbst in den südlichen Strichen ein gemäßigtes, ja kaltes Klima bedingt und in diesem Sinne die Bewohner dauernd beeinflußt.

Hochasien im engeren Sinne wird von mehreren Bergketten teils begrenzt, teils durchzogen, die durch ihre ostwestliche Richtung ebenfalls von großer Wichtigkeit für den Charakter und die Geschichte des Landes sind und es zugleich in mehrere Abschnitte zerlegen. Im Süden trennt der Riesenwall des Himalaja das kalte Hochland Tibets so scharf von der heißen indischen Tiefebene, daß sich die beiden eng benachbarten Landschaften im Laufe der Zeit gegenseitig nur schwach beeinflußt haben und namentlich politisch nie in nähere Beziehungen getreten sind. Weiter nördlich scheidet der Kwenlun mit seinen Nebenketten Tibet von dem wüstenhaften Tarimbecken, das seinerseits wieder im Norden durch den Tiënschan abgeschlossen wird. Alle drei Bergwälle laufen westlich in einem mächtigen Gebirgsstocke zusammen, dessen Mittelpunkt die Pamir bilden, so daß nach dieser Seite Hochasien vom turanischen Tieflande ganz geschieden ist. Aber auch der große Rest der innerasiatischen Hochfläche, die Gobi mit den sie umrandenden Steppen, wird durch Bergzüge im großen Bogen begrenzt, darunter im Westen vom Altai, im Norden vom Sajanischen und Jablonoi-Gebirge. Jenseits des Altai breitet sich das sibirische Tiefland aus, das nur der Ural von der osteuropäischen Tiefebene trennt; im Nordosten dagegen sperrt ein Wirrsal von Gebirgen den Pfad und erfüllt den größten Teil von Ostsibirien. Nach dieser Richtung hin hat sich auch die Wanderlust hochasiatischer Stämme am wenigsten geäußert. Die Bergketten im Westen haben

nie dauernd die Züge der Nomaden aufgehalten, die dann in den Ebenen Turkistans und Westsibiriens Raum zur Entfaltung und Erstarkung fanden. Nach Süden hin hemmt der Himalaja das Vordringen; im Osten dagegen steht China, obwohl einigermaßen durch Bergland geschützt, den Angriffen der Steppenvölker offen. So spricht sich der ostwestliche Zug, der die Lage der Bergzüge angibt, auch in den Völkerströmungen deutlich aus.

Aber nicht nur in den großen Bewegungen der Stämme macht er sich geltend: auch die friedlichen Wanderzüge des Verkehrs, für das Wachstum der Kultur bedeutsamer als die zerstörenden Sturmfluten nomadischer Schwärme, folgen der allgemeinen ostwestlichen Richtung. Am Fuße jener langgedehnten Gebirgsketten liegen ja die Oasen, die besonders an den Rändern des Tarimbeckens dem Reisenden das Durchmessen der trostlosen Öde allein ermöglichen. Mag auch in älteren Zeiten, als der Wasserreichtum größer war, der Verkehr weniger schwierig gewesen sein, er hat sich doch selbst damals den vorhandenen Richtungslinien angepaßt und der Landesnatur entsprechend am Fuße der Bergketten bewegt. Als Ausgangspunkte des Verkehrs bietet sich einerseits Westasien und Persien, anderseits China, das alte Kulturland des Ostens.

Da ist es nun von größter Bedeutung, daß sich die Bergkette des Kwenlun, die das Herz Hochasiens durchzieht, mit ihren Ausläufern und Parallelketten, dem Altin Tag und Nanschan, bis an den mittleren Hoangho erstreckt, also bis in die fruchtbarsten Gebiete Chinas. An diesen Bergzügen, besonders an der Nordseite, dehnt sich ein Streifen fruchtbaren, mehr oder weniger gut bewässerten Landes aus, der dem Ackerbauer die Siedelung ermöglicht und durch die Schrecken der Wüste einen Weg nach dem Tarimbecken öffnet. Unermeßlich ist die Wichtigkeit dieses Gebietes, der heutigen Provinz Kansu, für die Kultur und die Geschichte des Landes. Hier hat zuerst chinesische Zähigkeit den Kampf mit den Steppennomaden aufgenommen, einen Querwall von festen Städten und Ackerbaukolonien mitten durch das Weideland der unruhigen Hochasiaten angelegt und damit das Mittel zur politischen Bezwingung ganz Innerasiens gefunden; hier aber muß schon in viel älterer Zeit der Weg derer gegangen sein, die den ersten Zusammenhang zwischen östlicher und westlicher Gesittung vermittelten, wenn nicht gar der Wanderzug des Volkes, das zuerst die Kultur nach China gebracht hat.

Weiter westlich durch das Tarimbecken sind von Kansu aus zwei Wege möglich, ein südlicher, der am Nordfuße des Kwenlun hinführt, und ein nördlicher längs des Südfußes des Tiënschan. Der südliche, dessen Verlauf die Oasen Khargalik, Khertschen, Kiria, Khotan und Jarkand bezeichnen, wird gegenwärtig kaum mehr benutzt; um so wichtiger ist nun der nördliche mit den Oasen Khami, Turfan, Karaschar, Kutscha und Aksu. Hier, in Ostturkistan, herrschte in der ersten Hälfte des Mittelalters eine hochwichtige religiöse Kultur, welche den Westen, Süden und Osten Asiens verband; von ihr wird später (S. 279 ff.) noch die Rede sein. In Kaschgar laufen beide Straßen zusammen und führen dann durch den westlichen Gebirgswall nach Ferghana. Von Khami aus, das für China der Schlüssel zu Hochasien ist, sind dann auch weiter nördlich führende Ausgänge nach Turkistan und Südsibirien möglich, so besonders nach dem Ilital und am Nordfuße des Tiënschan nach dem Balkaschsee. Jenseits der Gebirge in der turkistanischen Ebene liegen dann die Handelsstädte, die dem Verkehr mit Hochasien und China den größten Teil ihrer Blüte verdanken, Samarkand, Bochara (s. die Abbildung S. 245), Khokand, Taschkent; sie vermitteln den Handel des Ostens mit Europa, Westasien und Indien, sind aber zugleich die Mittelpunkte reicher, von den Bächen und Strömen der Gebirge getränkter Landstriche und feste Plätze der seßhaften Ackerbauer im unruhigen Nomadenlande.

Aber Hochasien ist nicht ausschließlich ein Durchgangsland des Handels; es bietet selbst Erzeugnisse, die den Kaufmann anlocken und die wirtschaftlichen Hilfsmittel der Bewohner vermehren. In Ostturkistan liegen die wichtigsten Fundstellen des Jadeits und Nephrits, die sich beide noch jetzt in China einer außerordentlichen Wertschätzung erfreuen; der Altai ist reich an Metallen; Tibet und einige Gebiete Sibiriens besitzen ertragreiche Goldwäschen; das Kochsalz endlich, das in den Steppen nicht zu fehlen pflegt, wird in nicht unbeträchtlicher Menge aus der Mongolei nach China gebracht. Besonders in Kansu gedeiht der Rhabarber, der seit alter Zeit als geschätztes Arzneimittel nach dem Westen gebracht wurde. Im nördlichen Hochasien und in Sibirien sind die Felle von wertvollen Jagdtieren die Ursache, daß sich auch verhältnismäßig weit im Norden schon früh ein Verkehr sowohl nach dem Westen wie nach China hin entwickelt hat. Die wichtigsten Erzeugnisse freilich für die Bewohner Hochasiens, wenn auch nicht für die Ausfuhr, liefert die Viehzucht. Sie ermöglicht vor allem die große Beweglichkeit der Steppenvölker, aber setzt doch auch ihrem Vordringen bestimmte Grenzen, denn nur dort, wo sein Vieh gedeiht, vermag der Nomade dauernd zu leben, solange er nicht eine andere wirtschaftliche Grundlage seines Daseins gewinnt. Auch hier

wieder macht sich also ein gewisses Gebundensein geltend: die Nomaden der Mitte, die Pferde, Rinder, Schafe und Kamele züchten, haben am weitesten auszugreifen vermocht, da ihnen die Steppen Turkistans, Westsibiriens, Osteuropas, Irans und Westasiens brauchbare Weideflächen für ihre Herden boten; die Wanderhirten Tibets dagegen, deren Dasein an das des Jaks (s. die Abbildung S. 246) gebunden ist, der nur in einem engbegrenzten Gebiete gedeiht, haben ebensowenig ausgedehnte Eroberungszüge unternehmen können wie die Rentiernomaden Sibiriens, die das Gebiet der Tundra nicht verlassen dürfen. Anderseits war den mittelasiatischen Nomadenhorden ein Vordringen nach Tibet oder nach dem nördlichen Sibirien nur schwer oder gar nicht möglich: ihre Züge mußten auch aus wirtschaftlichen Gründen vorwiegend nach Osten oder Westen gehen, also denselben Bahnen folgen wie der Verkehr. Erst spät hat der Buddhismus mit seinen Pilgerzügen eine wichtige nordsüdliche Wanderrichtung in Hochasien entstehen lassen.

Straße im Basar von Bochara. Nach H. Krafft, „A travers le Turkestan Russe" (Paris 1902).

Wenn die Geschichte der umliegenden Länder nicht zu verstehen ist ohne die Kenntnis Hochasiens und seiner Völker, so noch weniger die des mittelasiatischen Steppenlandes ohne Rücksicht auf die Kulturländer, die es umranden: China im Osten, die Gebiete der Mittelmeerkultur im Westen und Indien im Süden.

Am wenigsten hat lange Zeit hindurch Indien, das wiederholt von hochasiatischen Wanderschwärmen überrannt worden ist, seinerseits auf das Steppenland des Innern gewirkt, politisch so gut wie niemals, da die Schranke des Himalaja von kriegerischen Unternehmungen abschreckte, zu denen die Beschaffenheit Tibets ohnehin nicht verlockte. Der Versuch, von Indien erobernd nach China vorzudringen, den Dschauna Mohammed Schah ibn Toghluk 1337 machte, scheiterte bereits im Himalaja und ist der einzige seiner Art geblieben. Der Geist dagegen hat sich auch hier stärker gezeigt als die Waffen: das große

Treibhaus religiös-philosophischen Denkens, wie man Nordindien nennen darf, hat allmählich seinen Einfluß auch nach Hochasien hin geltend gemacht und durch die Ausbreitung der Buddhalehre das Wesen und die Neigungen der Nomaden gewaltig umgebildet. Freilich handelt es sich mehr um vereinzelte Keime, die über das Gebirge getragen wurden und dort selbständig Wurzel schlugen, und von einer dauernden Verbindung der Gedankenwelt Indiens mit dem Nomadentume der Steppe ist wohl keine Rede.

Ganz anders steht China zu Hochasien. Das westchinesische Bergland bietet zwar

Mongole mit zahmem Jak. Nach Photographie.

einen gewissen Schutz gegen die Einbrüche der Nomaden, solange genügend starke und gut geführte Truppen die günstigen strategischen Stellungen halten, und diesen Schutz hat die Erbauung der Großen Mauer mit Bewußtsein vervollständigt; aber als ausreichend hat er sich nur zeitweilig erwiesen. Namentlich hat die oft bewährte chinesische Politik, die Steppennomaden gegeneinander auszuspielen und manche Stämme als Grenzwachen innerhalb der natürlichen Schutzwehren des Reiches anzusiedeln, zuweilen dazu geführt, daß diese Schützer sich zu Herren aufwarfen oder mit ihren hochasiatischen Brüdern gemeinsame Sache machten. Chinas Waffen gegen die Steppenvölker waren von jeher weniger der kriegerische Mut seiner Bewohner oder die Unzugänglichkeit des Landes, als die hohe Kultur, die auf dem fruchtbaren Boden eine ungewöhnliche Volksdichte ermöglichte. Mochte das Land auch den Angriffen bald der hochasiatischen Steppenbewohner, bald der Tibetaner, bald endlich der Gebirgsstämme Ostsibiriens ganz oder teilweise erliegen, die Scharen der Eroberer verschwanden

doch rasch unter der Überzahl der Besiegten, und ihre rauhe Kraft widerstand nicht dem Beispiel einer höheren Gesittung; die Nomaden konnten wohl die politische, aber nie die geistige Führung an sich reißen.

Besser geschützt als China sind die Länder der *westasiatischen* Kultur gegen die Flut der unruhigen Steppenbewohner. Zwischen dem Kaspischen Meer und dem Himalaja erheben sich die Gebirge Khorasans und Afghanistans. Vor ihnen bilden die fruchtbaren Landschaften am Oxus und Jaxartes, in denen sich Ackerbaukolonien und feste Städte bildeten, eine Vormacht der Kultur. Zwischen dem Kaspischen und dem Schwarzen Meer aber erhebt sich wie ein absichtlich errichteter Schutzwall der Kaukasus und scheidet Westasien von der südrussischen Steppe, dem alten Tummelplatze nomadischer Horden. Solange diese natürlichen Grenzmauern gehalten wurden, blieben die fruchtbaren Gefilde Westasiens von den Raub- und Eroberungszügen der Nomaden verschont. Aber das Volk Irans, das hier für die Kultur die Wache hielt, ist endlich dem Ansturm erlegen; in den Steppenländern, die in Iran, in Syrien und Kleinasien nicht fehlen, fanden die Wanderhirten erwünschte Wohngebiete, bewahrten infolgedessen länger als in China ihre Eigenart und gingen nur teilweise unter den Überwundenen auf.

Daraus erklärt sich der große *Unterschied zwischen Osten und Westen*: während China immer nur scheinbar dem Nomadismus erlegen ist und ihn endlich durch zielbewußte Kolonisation der Steppe gelähmt hat, sank die alte Kultur Westasiens unter dem wiederholten Ansturme der Steppenreiter dahin, und das Land wurde auf lange Zeit ein Anhängsel Hochasiens.

Europa, dessen östliche Steppen ohne scharfe Grenze in die von Südwestsibirien übergehen, hat sich nicht immer der Angriffe zu erwehren vermocht, die von Hochasien ausgingen: die Hunnen drangen bis an den Atlantischen Ozean vor, Awaren und Ungarn zogen bis ins Frankenreich, die Mongolen erreichten das östliche Deutschland, und die osmanische Flut brach sich erst an den Wällen Wiens; noch jetzt beherbergt der Erdteil in den Magyaren, den Türken, zahlreichen finnischen und mongolischen Stämmen Rußlands Reste dieser Abkömmlinge Innerasiens. Aber Westeuropa wenigstens mit seinem feuchten Klima, seinem Mangel an großen Weideflächen, seiner Volkskraft und Gesittung hat nicht dauernd Schaden gelitten, sondern die Erbschaft der westasiatischen Kultur übernommen und gehütet.

B. Die wirtschaftlichen Bedingungen.

Schon der kurze Überblick über die geographische Beschaffenheit Hochasiens läßt überall den tiefen *wirtschaftlichen Gegensatz* erkennen, der die Bewohner dieses Gebietes und seiner Nachbarländer scheidet, den Gegensatz *zwischen Nomaden und Ackerbauern*. Aus der geschichtlichen Ferne betrachtet, scheint das Verhältnis zwischen beiden ein beständiger Kampf zu sein, der sich bald als stürmischer Angriff, bald als zähes Ringen oder als planvolle Überlistung darstellt, als ein unaufhörliches Schauspiel voll Blut und Zerstörung. In größerer Nähe verliert dies düstere Bild viel von seinen Schrecken, und wir erkennen, daß auch hier der Kampf nicht die Regel ist, daß der Wunsch nach Austausch und Vermittelung des Verkehrs die Träger der verschiedenen Wirtschaftsformen immer wieder dahin bringt, sich friedlich einander zu nähern und die alten Feindschaften zu vergessen. Aber auch der wirtschaftliche Gegensatz ist meist nicht ganz so schroff, wie das die großen geschichtlichen Vorgänge, in denen dieser Widerstreit riesenhaft in die Erscheinung tritt, zunächst vermuten ließen.

Den meisten Nomaden ist der *Ackerbau* nicht ganz fremd. Man könnte annehmen, daß der Gebrauch, geeignete Landstücke an Flüssen oder an sonstwie genügend bewässerten Orten zu bebauen, erst eine

Folge der Raubkriege gegen die Kulturvölker wäre: die erbeuteten Sklaven konnte man in der Hauptsache nur zum Feldbau verwenden, da zum Hüten der Herden die eigenen Leute der Horde genügten und gewerbliche Tätigkeit höchstens in den wenigen Städten Hochasiens gedieh. Aber wahrscheinlich ist in Asien der Ackerbau älter als die Viehzucht in den Steppen, ja vermutlich haben sich seßhafte Völker teilweise erst zu Nomaden umgebildet; andere Nomadenstämme sind allerdings wohl von der okkupierenden Wirtschaft unmittelbar zur Viehnutzung übergegangen. So mag der Feldbau mancher hochasiatischen Völker auf alte Gewohnheit zurückgehen. Wo er besteht, gibt er der Lebensweise eine größere Stetigkeit und hemmt die Neigung zu Raubzügen, da man im Falle der Not, namentlich wenn Seuchen den Viehstand vermindern, lieber durch den Feldbau sein Leben zu fristen sucht als durch Plünderung der Nachbarn. In regellosem Hin- und Herwandern besteht jedoch auch das Dasein reiner Nomadenvölker nicht: bei den Kirgisen z. B. sind zwar die Sommerweiden Gemeinbesitz des Stammes, und jede Familie sucht sich dort nach Gutdünken ihren Platz; aber die günstig gelegenen Orte, die sich zum Winterlager eignen, bilden das wohl abgegrenzte Privateigentum der einzelnen Familien, und die Stammesgebiete im ganzen sind genau bestimmt. Zwischen Viehbesitz und Weideland besteht ein Wechselverhältnis, das nicht erschüttert werden kann: wer seine Herden vermehrt, muß auch sein Land vergrößern. So besitzen in der Tat die Nomaden einen in seiner Art nicht minder ausgeprägten Sinn für Landeigentum und Bedeutung der Grenzen wie die Ackerbauer.

Bei der Erweiterung ihres Weidegebietes aber müssen die Nomaden viel eher zu Angriffen auf ihresgleichen geneigt sein als auf die ackerbauenden und städtebewohnenden Kulturvölker. Der Nomadismus ist ja keineswegs eine Wirtschaftsform, die man ohne weiteres an die Stelle des Ackerbaues setzen kann, ebensowenig wie sich die Weidegründe des Viehhirten kurzweg für den Feldbau in Beschlag nehmen lassen. Die nomadische Wirtschaftsweise widmet sich im Gegenteile vorwiegend der Ausbeutung von Ländereien, die seßhafte Bauern nicht ernähren könnten; sie verwandelt, indem sie die trockenen, aber grasreichen Steppen mit den Herden in beständigen Wanderungen durchzieht, den für Menschen ungenießbaren Pflanzenwuchs großer, von der Natur vernachlässigter Gebiete in Milch und Fleisch. Der Ackerbauer kann die dürre Steppe in seiner Art nur ausnutzen, wo er genügend Feuchtigkeit für seine Felder heranzuführen vermag; anderseits ist das Land, das, einmal kultiviert, nun eine verhältnismäßig dichte Bevölkerung ernähren muß, viel zu wertvoll, als daß es vernünftigerweise zur extensiven Viehnutzung verwendet werden könnte. Ein mongolischer Heerführer hat zwar seinem Fürsten zur Zeit, da die Mongolen China unterwarfen, den Plan unterbreitet, alle Chinesen auszurotten und das Land in Viehweide zu verwandeln; doch selbst bei diesen rohesten Söhnen Hochasiens fand der Einfall keinen Anklang. Im kleinen mag dergleichen immerhin ausgeführt worden sein, wenn auch schwerlich mit bewußter Absicht; besonders in Westasien sind auf den Eroberungszügen die ansässigen Bauern oft ganz zugrunde gegangen, die künstliche Bewässerung verfiel, und das Land wurde ganz von selbst wieder zur Steppe, auf der sich nun die Nomaden ungestört tummeln konnten. Was den Viehhirten zum Angriff auf den Ackerbauer treibt, ist in der Hauptsache der Wunsch nach dessen beweglichen Gütern und nach Sklaven, daneben die angeborene Fehdelust und der Wille zum Herrschen, beide charakteristisch für den Wanderhirten; sein Land neidet er ihm selten.

Vertieft man sich in die geschichtlichen Überlieferungen, die mit Vorliebe von den Kriegen, Mordtaten und Plünderungen der Nomaden berichten und das ganze Grauen widerspiegeln, das die furchtbaren Sturmfluten der asiatischen Wandervölker in den Herzen der Überlebenden zurückließen, dann ist man leicht geneigt, die Urheber dieser Greuel in der düstersten Beleuchtung zu sehen. Aber dies Urteil wäre voreilig; wo friedlicher Verkehr zwischen Ansässigen und Wanderhirten herrscht, und das ist doch eher die Regel als die Ausnahme, da erscheinen die Nomaden in besserem Licht. In dem friedlichen Kampfe, den im Grunde jeder Handels- und Tauschverkehr darstellt, ist der Kulturmensch im Vorteil. Aber die Zuneigung des unbefangenen Zuschauers wird sich hier eher dem Nomaden zuwenden, dessen gute Eigenschaften gerade verhängnisvoll für ihn werden; und man versteht vielleicht auch, warum ihm der Krieg zuweilen als einziger Ausweg aus der Bedrängnis erscheint. Gewisse Charakterzüge der Nomaden treten in beiden Fällen übereinstimmend hervor.

Die Natur des Wanderhirten, der in eintöniger Steppe emporwächst und infolge der Wanderungen seine Habe auf wenige, leicht bewegliche Güter beschränken muß, hat einen einfachen Zug, der nicht ohne Größe ist. Der weite, klare Horizont seiner Heimat spiegelt sich in seinem Geiste: die Blüten der Phantasie und des Gedankens, die im heißen Tiefland Indiens oder den üppigen Gärten Irans so prächtig gedeihen, finden in der Steppe keine Nahrung; eine nüchterne Klarheit ist den Hochasiaten ebenso eigen wie den

auf ähnlichem Boden erwachsenen Arabern. Dafür läßt diese Einfachheit des Denkens dem Willen um so freieren Spielraum. Rücksichtslose Willenskraft ist die Waffe, mit der das Nomadentum die geistig überlegenen Kulturvölker bekämpft, oft genug besiegt und beherrscht; wo sie nicht anwendbar ist, unterliegt der schlichte Geist des Nomaden den Listen und Künsten der kultivierten Nachbarn. Rauhe Ehrlichkeit, die eine natürliche Folge des einfachen, unabhängigen Daseins ist und den Wanderhirten von jeher auszeichnet, macht den Nomaden zu einem beliebten Opfer der schlauen Händler in den Städten, ja zu einer Zielscheibe ihres Spottes. Manches Jubelfest wilder Grausamkeit, von siegreichen Nomaden gefeiert, erscheint nicht mehr so unverständlich, wenn man diese Verhältnisse kennt, die überall für den Verkehr der Hirten mit den Ansässigen bezeichnend sind. Diese Ausbrüche der Wildheit, die in seltsamem Gegensatze zu dem gewöhnlichen harmlosen, ja gutmütigen Auftreten der Nomaden stehen, haben oft noch eine zweite Ursache. Das Dasein des Wanderhirten erfordert nicht jenen beständigen, regelmäßigen Aufwand von Tätigkeit, der die Kräfte des Ackerbauers fast das ganze Jahr hindurch in Anspruch nimmt, und doch macht es dank seiner Schlichtheit und des beständigen Lebens in freier Natur den Menschen nicht weichlich und schlaff. So verfügt der Nomade fast immer über einen großen Überschuß von Kraft, der vielleicht lange verborgen bleibt, um dann plötzlich, wenn sich ein Ziel für Taten findet, heftig und wild hervorzubrechen: was dann einmal begonnen wird, das führt man gründlich durch, vor allem das Rauben und Morden. Und doch erscheinen dann wieder bei aller Zerstörungslust gelegentlich Züge von Großmut und schlichter Güte; ja selbst Ritterlichkeit ist den Nomaden nicht fremd.

Die einfache Klarheit des Denkens und der starke Wille machen es erklärlich, daß der Nomade so leicht zum Herrscher der Ansässigen wird, die teils durch die Kultur verweichlicht, teils durch ein Übermaß von Handelsgeist oder von Phantasie tatenscheu gemacht oder endlich durch harte tägliche Arbeit großer Gesichtspunkte entwöhnt sind. Der Nomade selbst schafft keine Kultur; aber er hilft mittelbar zu ihrem Fortschritt, indem er die Schranken zwischen den Ländern niederreißt und Weltreiche schafft, deren unendlicher Horizont den Gedanken einer Einheit des Menschengeschlechts auch dort, wo er lange durch Kleinstaaterei und Selbstgenügsamkeit erstickt schien, wieder zum Leben erweckt. Am Ende freilich zeigt sich immer, daß die aufgespeicherte Arbeit unzähliger Geschlechter, wie sie sich in der Kultur verkörpert, stärker ist als die zügellose Tatkraft des Nomadentums; und selbst das wildeste Steppenvolk beugt endlich den trotzigen Nacken vor der Macht des Gedankens und vor dem unmerklichen Zwang einer höheren Gesittung.

C. Die vorgeschichtliche Zeit.

Die geschichtliche Fernsicht, die ohnehin die uns nahen Ereignisse riesengroß, die entfernteren immer unbedeutender erscheinen läßt, muß in einem Gebiete, das noch äußerst wenig der urgeschichtlichen Forschung zugänglich war, ganz besonders unrichtige Bilder ergeben: ungeheure Zeiträume schrumpfen fast in nichts zusammen, und Ereignisse, die für das Dasein der ganzen Menschheit entscheidend gewesen sind, lassen sich beim Mangel aller unmittelbaren Berichte nur in matten Zügen dem Auge vorführen. Die Anfänge der Menschheitsentwickelung müssen notgedrungen ganz außer Betracht bleiben. Liegt die Urheimat der Menschheit etwa im Südosten Asiens, dann mag der Rest des Erdteils von dort aus schon früh bevölkert worden sein; aber Bestimmtes läßt sich darüber nicht sagen. Als Zeitgenosse des Mammuts ist der Mensch in Sibirien nachgewiesen. Ein Versuch zusammenhängender geschichtlicher Darstellung kann aber vorläufig erst mit dem Ende der Eiszeit beginnen, weil seitdem Änderungen des Klimas und der Erdoberfläche in großem Umfange nicht mehr erfolgt sind; die zunehmende Austrocknung Hochasiens ist an sich zwar wichtig genug, kann aber mit dem riesenhaften Naturereignis der Eiszeit keinen Vergleich aushalten.

Unter den Völkern Hochasiens und Sibiriens sind zwei Haupttypen in wechselnder Mischung vertreten, die wir auch in Europa wiederfinden: eine langköpfige Rasse, die vielleicht mit den Negern urverwandt ist, im Norden aber helle Hautfarbe und teilweise auch blondes Haar erlangt hat, und eine ebenfalls verhältnismäßig hellfarbige kurzköpfige, als deren reinste Vertreter wir gegenwärtig Mongolen und Nordchinesen betrachten dürfen.

Daneben dürfte, wie vorgeschichtliche Funde in Europa und ältere Nachrichten aus China beweisen, eine zwerghafte Rasse lückenhaft verbreitet gewesen sein, die aber nach und nach unter den anderen aufgegangen ist und für die Kultur keine Wichtigkeit erlangt hat. Um so bedeutsamer ist das Verhältnis der langköpfigen Stämme zu den Kurzköpfen gewesen. Gegenwärtig wiegt in Hochasien der Kurzkopf durchaus vor; aber das ist ein Ergebnis, dem mehrere wichtige Entwickelungsstufen vorausgegangen sind. Nach dem Ende der Eiszeit haben allem Anscheine nach langköpfige Völker den Norden Europas und Asiens erfüllt und wohl überhaupt in beiden Erdteilen, gewisse Gebiete Hochasiens ausgenommen, durchaus vorgewogen. Reste dieser Dolichokephalen sind in Asien wahrscheinlich die Aino (s. die Abbildung S. 162) auf den Inseln Jeso und Sachalin, ferner die Jenissei-Ostjaken, die mitten unter Stämmen mongolischer und finnisch-ugrischer Zunge ihre alte Sprache bewahrt haben, und andere Völkertrümmer Sibiriens; im Süden treten bereits in Tibet die Langköpfe wieder sehr merklich in der Völkermischung hervor. Manche dieser langköpfigen Urvölker haben sich im Norden Europas, teilweise auch Asiens unter dem Einflusse des Klimas zu hellhaarigen und blauäugigen Menschen entwickelt, wie deren unter Sibiriern und selbst Hochasiaten noch jetzt in großer Zahl nachzuweisen sind.

Daneben hat sich schon in früher Zeit eine kurzköpfige Rasse in Asien gebildet und im Laufe der Geschichte die Hauptmasse dieses Erdteils sowie große Gebiete Europas besetzt. Das innere Asien dürfte die Urheimat dieser Rasse sein; ob sie aber in Tibet entstanden ist, oder in der Mongolei, oder endlich weiter westlich in Turkistan und selbst Iran, läßt sich vorläufig nicht feststellen. Von dieser Rasse scheinen die Anfänge einer höheren Kultur auszugehen. Der erste Schimmer glaubwürdiger geschichtlicher Erkenntnis zeigt uns im Westen und im Osten Asiens, in Babylonien und China, je ein kurzköpfiges Volk als Träger von Kulturen, die in ihren Grundzügen eng verwandt sind und fast mit zwingender Gewalt auf die Annahme eines ehemaligen Zusammenhanges dieser Völker oder doch ihrer Gesittung hinweisen. Jene Kultur beruht auf dem Ackerbau mit Hilfe des Pfluges und auf der Viehzucht, also auf denselben Grundlagen wie unsere heutige Wirtschaft. Daß es sich dabei keineswegs um selbstverständliche Errungenschaften handelt, die notwendig von jedem fortschreitenden Volke gemacht werden mußten, beweist das Beispiel der Kulturvölker Amerikas, die, weder Pflug noch Zugtiere kennend, am Hackbau festhielten, obwohl im übrigen ihre Landwirtschaft auf hoher Stufe stand. Im östlichen wie im westlichen Asien ist der Weizen ursprünglich die Hauptgetreidefrucht. Auch die Viehzucht, die zunächst wohl ausschließlich Rinderzucht war, weist ganz ähnliche Züge in beiden Gebieten auf: im alten Babylonien wie noch heute in China war das Rind ausschließlich Zug- und Schlachttier; die Milch dagegen wurde nicht benutzt. Dadurch unterscheiden sich die beiden Kulturvölker scharf von den Nomaden, die später den Zusammenhang zwischen Osten und Westen unterbrochen haben; denn das Dasein des Wanderhirten beruht ja vorwiegend auf der Milch seiner Herden. Auch das Pferd scheint bereits gezüchtet gewesen zu sein, als die beiden Kulturen sich noch berührten oder in einem gemeinsamen Urgebiet entstanden; aber auch hier zeigt sich wieder eine Besonderheit: das Pferd wird nicht geritten, sondern ist nur Zugtier, und ebensowenig kennt man den Genuß der Pferdemilch, des Lieblingstranks des Skythen und Mongolen. Eine andere gemeinsame Eigentümlichkeit beider alten Kulturvölker ist die Kenntnis des Kupfers und der Bronze. Das ist auch für Europa wichtig: hier sind ebenfalls kurzköpfige Stämme, dem Zuge der Alpen folgend, in früher Zeit von Osten her eingewandert und haben die Kenntnis des Bronzegusses bis nach Britannien verbreitet. Ein anderer Kulturstrom ähnlicher

Art hat das südliche Sibirien erreicht, wo die reichen Kupfer- und Goldminen des Altai das Entstehen einer eigenartigen Bronzekultur begünstigten. Über alle diese Verhältnisse wird die urgeschichtliche Forschung mit der Zeit mehr Licht verbreiten, vor allem wenn auf chinesischem Boden Ausgrabungen im großen Stile vorgenommen werden; auch die vergleichende Sprachwissenschaft und die Mythenforschung werden an der Arbeit teilnehmen und vielleicht noch manches überraschende Ergebnis vermitteln helfen.

Falls nicht die Urheimat der Kultur in Hochasien lag, muß die Verbindung der beiden ältesten Kulturen irgendwie durch dieses Gebiet hin erfolgt sein: damit ergibt sich mit einem Schlage die ungeheure Bedeutung Hochasiens für die Geschichte der Menschheit.

Übrigens ist der Ausdruck „Urheimat der Kultur" vielleicht schon voreilig; es können recht wohl einzelne Güter dieser altasiatischen Kultur an verschiedenen Orten zuerst geschaffen worden sein, bis man sie austauschte und vereinigte. Gab es aber wirklich eine Urheimat, dann lag sie schwerlich in Ostasien; denn die Wohnsitze des chinesischen Urvolkes im nördlichen Schensi, also in unmittelbarer Nähe der Pforte von Kansu, deuten auf eine Einwanderung von Westen hin, als deren Ausgangspunkt v. Richthofen die Oase Khotan annimmt. Über die Herkunft der kurzköpfigen Urbewohner Babyloniens, der Sumerer, wissen wir vorläufig so gut wie nichts.

So läßt sich denn nur folgendes mit einiger Sicherheit sagen: in Hochasien oder seinen westlichen Grenzländern hat sich eine auf Ackerbau, Viehzucht und Kenntnis der Bronze beruhende alte Kultur gebildet, deren Träger Völker einer kurzköpfigen Rasse waren. Unter dem Einflusse dieser Kultur vermehrte sich die Volkszahl, so daß Wanderungen und Kolonisationen nach verschiedenen Richtungen stattfinden konnten; auf diese Weise mögen auch Stämme der nördlichen wie der südlichen langköpfigen Rasse beeinflußt und für diese höhere Kultur gewonnen worden sein. Die ägyptische Kultur ist wohl nur ein allerdings sehr alter und selbständiger Ableger der babylonischen. Auch nach Süden hin scheint sich der Einfluß der alten hochasiatischen Gesittung geltend gemacht zu haben: wir finden im vorarischen Indien bereits die Rinderzucht ohne Milchwirtschaft. Wo sich die Wirkungen dieser Kultur nicht hin erstreckten, herrschte die alte aneignende (okkupierende) Wirtschaft der Jäger und Sammler oder allenfalls der Hackbau, die Vorstufe des Ackerbaues. Mit dem Ende des 2. vorchristlichen Jahrtausends schließt ungefähr dies erste Zeitalter ab.

D. Die Entstehung des Nomadentums.

Die Anschauung, daß der Ackerbau älter ist als der Nomadismus, widerspricht zwar der herkömmlichen Ansicht, die Sammelwirtschaft, Viehzucht und Feldbau als regelmäßige Entwickelungsstufen aufeinander folgen läßt. Aber diese Ansicht, die so lange Zeit eine gesunde Auffassung gerade der ältesten Kulturfragen hinderte, ist längst erschüttert, und die Arbeiten Eduard Hahns haben sie endlich beseitigt. Die ältesten ackerbauenden Völker, die mit dem Pfluge die Erde lockerten, waren auch die ersten Viehzüchter. Damit ist noch nicht gesagt, daß man Rinder und Pferde gleich anfangs mit dem bewußten Zwecke gezähmt habe, sie als Zugtiere zu verwenden; die vergleichende Völkerkunde lehrt uns, daß noch heute die Naturvölker, die allerlei Tiere zähmen, dabei immer zunächst dem Spiel- und Geselligkeitstriebe folgen, ehe sie an wirtschaftliche Ausbeutung der Tiere denken. Daß auch religiöse Gedanken ersten Anstoß zur Zähmung von Tieren geben können, ist nicht ausgeschlossen.

Solange die Rinder- und die später aufkommende Pferdezucht eng an den Ackerbau geknüpft blieben, und solange die Milch der weiblichen Tiere nicht benutzt wurde, konnte von Nomadismus nicht die Rede sein. Erst der Milchgenuß ermöglicht es ganzen Völkern, ihr Dasein auf den Besitz von Herden zu gründen, ohne durch allzu häufiges Schlachten von

Tieren die Vermehrung zu sehr zu hemmen; er erst macht die trockenen Steppengebiete nutzbar, ja zu einer Quelle des Wohlstandes und der Macht. Die Natur der Wohn- und Weidegebiete aber zwingt nunmehr diese Völker zu beständigen regelmäßigen Wanderungen und gibt damit ihrem ganzen stofflichen Kulturbesitz einen auf Beweglichkeit gerichteten Zug, ihrem Charakter aber eine Zumischung von Unruhe und Angriffslust. Diese neue Wirtschaftsform des Nomadentums aber kann nicht plötzlich entstanden sein: sie setzt die Züchtung von Tierrassen voraus, die reichlich und beständig Milch absondern. Das ist wieder erst ein Ergebnis langer Gewöhnung; denn an sich geben die weiblichen Tiere eben nur so viel Milch, wie zur ersten Ernährung der Jungen nötig ist, worauf der Nahrungsquell zeitweilig ganz versiegt. Die mühsame und langwierige Züchtung milchspendender Rassen von Rindern und bald auch von Pferden ist nicht von den kurzköpfigen Kulturvölkern geleistet worden, unter denen die Chinesen noch heute die Milch verschmähen, sondern anscheinend von langköpfigen Stämmen. Nun erblicken wir alsbald Nomaden mit arischer Sprache im Norden, mit semitischer im Süden als wirtschaftliche und politische Mächte auf dem Plane. Die Kultur Chinas blieb von ihnen noch unbeeinflußt; schon darum muß der Nomadismus in den Steppen Westasiens und Osteuropas entstanden sein, nicht in Hochasien. Das alte sumerische Kulturreich Babylonien haben schon vor 3000 v. Chr. semitische Nomaden unterworfen; darauf gingen Sieger und Besiegte allmählich in der Mischung auf und erschienen fortan in der Geschichte als Babylonier. Andere Semiten hielten an dem Dasein als Wanderhirten fest, das uns die ältesten Berichte der Bibel so anmutig schildern.

Gewaltiger noch war das erste geschichtliche Auftreten der arischen Nomaden. Die alte Streitfrage nach der Herkunft der Arier läßt sich im Grunde nicht beantworten, weil die ganze Fragestellung schief ist: hier sind zwei ganz verschiedene Fragen durcheinander geworfen, die nach der Herkunft der blonden oder wenigstens hellfarbigen Langköpfe, deren Mehrzahl sich gegenwärtig arischer Dialekte bedient, und die nach dem Ausgangspunkte der arischen Sprache. Über die erste ist schon gesprochen: die hellfarbigen Dolichokephalen sind eine Menschenrasse, die sich aus den über ganz Europa und den größten Teil Asiens seit der Diluvialzeit verbreiteten Langköpfen unter dem Einflusse des kühlen Klimas gebildet hat. Die arische Ursprache dürfte dagegen im Tiefland Osteuropas entstanden sein. Gerade das Entstehen der nomadischen Wirtschaftsform und die dadurch bewirkten Wanderungen erklären zum Teil die außerordentliche Verbreitung arischer Dialekte.

Dabei ist noch eins zu erwägen: da der Nomadismus sich erst durch allerlei Zwischenformen aus dem Ackerbau heraus entwickelt hat, so erscheint er anfangs selten in voller Reinheit als eine ausschließlich auf Viehzucht begründete Wirtschaftsweise, sondern immer noch mehr oder weniger mit Ackerbau verbunden. Daraus erklärt es sich, daß die alten Wandervölker neben ihrer Beweglichkeit doch auch eine große Anpassungsfähigkeit besaßen und nicht streng an die Steppen und großen Weidegebiete gebunden waren: wo die Viehzucht nicht genügte, trat der Ackerbau in den Vordergrund, wie später bei wachsender Volkszahl im westlichen Europa oder im Gebirgsland Irans. Es ist bezeichnend, daß in der Stammessage der nomadischen Skythen Pflug und Joch als früheste Besitztümer erwähnt werden, und daß die skythische Steppe vor zweiundeinhalb Jahrtausenden durch Vermittelung griechischer Handelsstädte in der Krim große Mengen von Getreide ausgeführt hat.

Die großen geschichtlichen Taten, mit denen die arischen Nomadenvölker auf dem Schauplatz erscheinen, sind die Eroberung und Arisierung Irans und Indiens. Die Völkerwoge mag aus Osteuropa über die turanische Steppe im Anfang des 2. Jahrtausends v. Chr. nach Süden gerollt sein und zunächst Ostiran überschwemmt haben, bis sich dann durch das Tal von Kabul ein Ausweg eröffnete, durch den ein Teil der Arier in das von dunkelfarbigen

Langköpfen besiedelte Indien hinabströmte (vgl. S. 358). Eine große Zahl der Nomaden blieb in den Steppen Osteuropas und Westsibiriens zurück, wo sie bereits die ältesten griechischen Quellen als Skythen kennen. Wahrscheinlich hat man als Skythen im weiteren Sinn alle Nomadenstämme der großen asiatisch-europäischen Tiefebene zusammengefaßt, unter denen vermutlich auch Völker mit nichtarischer Sprache vertreten waren; aber im engeren Sinne bezeichnet das Wort doch die Wanderhirten des Gebietes, die iranische Dialekte sprachen und damit ihre Zugehörigkeit zu den weiter südwärts vorgeschobenen Iraniern und Indiern bekundeten. Den Iraniern nachweisbar verwandt waren namentlich die Saken, Massageten, Sarmaten und Skoloten. Das Dasein dieser Stämme beruhte, obwohl sie etwas Ackerbau trieben, vorwiegend auf dem Besitze der Herdentiere, unter denen Rinder und Pferde vorzüglich als Milchspender hervortraten. Neigung, in das gebirgige Kulturland der Balkanhalbinsel vorzudringen oder über den Kaukasus in das babylonisch-assyrische Kulturgebiet vorzustoßen, zeigten die Skythen lange Zeit nicht; und Iran wurde durch ihre eigenen Verwandten, die dort allmählich ansässig wurden, gedeckt. Dagegen haben sie sich wohl nach Osten hin ziemlich weit, vielleicht bis über den Altai hinaus, verbreitet und wurden dort in ihrer Wirtschaftsweise allmählich von anderen Stämmen nachgeahmt. Blonde Nomaden finden sich in späterer Zeit noch zahlreich im westlichen Hochasien. Die Lebensweise der Nomaden erhielt einen weiteren bezeichnenden Zug durch die Erfindung des Reitens auf Pferden. Das Wildpferd scheint bereits von den kurzköpfigen Kulturvölkern in früher Zeit, wenn auch zweifellos später als das Rind, gezähmt und als Zugtier gebraucht worden zu sein. Zum Ziehen des Wagens hat es wohl auch den Nomaden zunächst gedient, bis sie die Kunst des Reitens lernten und dadurch ihre Beweglichkeit ungemein erhöhten. Ob die arischen Inder bei ihrer Einwanderung das Reiten gekannt haben, ist noch immer nicht mit voller Sicherheit entschieden; daß aber die Skythen schon zur Homerischen Zeit ein Reitervolk waren, ist zweifellos. Das Eisen haben die nomadischen Stämme später kennen gelernt als die seßhaften Kulturvölker. Als die iranischen Massageten im heutigen Turkistan mit den Persern zur Zeit des Kyros kämpften, kannten sie nur Kupfer und Gold; beide kamen ihnen wohl aus den Bergwerken des Altai zu, vielleicht auch aus dem alten Bergbaugebiete des Kaukasus.

Durch die großen arischen Wanderzüge wurde der Zusammenhang der alten Kulturen des Ostens und Westens völlig unterbrochen, falls er überhaupt damals noch bestand. Das Chinesentum hat sich fortan selbständig weiter entwickelt, obwohl es keineswegs äußeren Einflüssen ganz unzugänglich geblieben ist: was von Anregungen später auf dem langen, gefährlichen Wege durch das Nomadengebiet Hochasiens oder zur See um Hinterindien herum nach China gelangte, war eben nur zu schwach, um tiefe Wirkungen zu äußern. Nach außen hin aber hatte das chinesische Volk alle Kräfte anzuspannen, um die seine Grenzen umdrängenden Nomaden bald abzuwehren, bald aufzusaugen und endlich durch planmäßiges Vorschieben von Ackerbaukolonien zu trennen und zu zähmen.

Es waren nicht Wanderhirten arischer Zunge, mit denen die Chinesen zu ringen hatten, sondern Angehörige der kurzköpfigen Rasse oder des mongolischen Stammes, wie man ihn nach einem spät auftretenden Eroberervolke genannt hat. Die älteste Geschichte Chinas weiß von Kämpfen mit Nomaden noch nichts, sondern nur von der Bezwingung der Naturkräfte und allenfalls von Zusammenstößen mit Urbewohnern, die auf der Stufe der aneignenden Wirtschaft standen; mögen diese ältesten Überlieferungen auch im einzelnen noch so unglaubwürdig und unbestimmt sein, so ist doch das Fehlen aller Berichte über nomadische

Angriffe, die späterhin etwas Alltägliches waren und in einer künstlichen Wiederherstellung der Geschichte schwerlich vergessen worden wären, ein höchst bezeichnender Zug.

Erwägen wir anderseits das frühe Auftreten arischer und semitischer Wanderhirten im Westen, so ergibt sich die wichtige Tatsache, daß die Wirtschaftsform des Nomadentums von Westen nach Osten gewandert und hier von den kurzköpfigen Stämmen Hochasiens erst verhältnismäßig spät übernommen worden ist. Die Kenntnis der Rinder- und Pferdezucht und auch die des Wagens ist bei den Ariern früher vorhanden als bei den Uralaltaiern und Mongolen. Die zum Nomadismus übergehenden Stämme waren natürlich nicht Kulturvölker wie die Chinesen oder Babylonier; es waren die Bestandteile der kurzköpfigen Rasse, die in ärmlich ausgestatteten Gebieten nicht am Aufschwunge der begünstigteren Völker teilgenommen hatten, sondern als Jäger und Sammler im Steppenland ein ziemlich kümmerliches Dasein führten. Daß in der Tat die Hochasiaten von der aneignenden Wirtschaft unmittelbar zum Nomadismus übergegangen sein müssen, zeigt die geringe Neigung zum Ackerbau, die den meisten Hochasiaten eigen ist, und die große Wichtigkeit der Jagd und des Sammelns von Beeren und Wurzeln für die Ernährung der viehzüchtenden Stämme Hochasiens. Weiter im Norden, wo die Rinder- und Pferdezucht wenig mehr lohnt, sind viele Völker bis zur Gegenwart bei der rein aneignenden Wirtschaft stehengeblieben, andere haben erst spät das Renntier zu zähmen begonnen und damit einen Nomadismus besonderer Art auch im nördlichen Sibirien ermöglicht. Ob die nomadischen Hochasiaten eine Bronzezeit von nennenswerter Dauer gehabt haben oder unmittelbar von der Steinzeit in die des Eisens übergetreten sind, ist noch nicht klargelegt; doch ist das letztere für die meisten Stämme Hochasiens wahrscheinlicher, abgesehen natürlich von der alten Bronzeprovinz in Südsibirien und ihren Nachbargebieten.

---

2. Hochasien seit dem Entstehen mongolischer Nomadenstämme.

A. Allgemeines.

a) Die Quellen.

Dieselben Schwierigkeiten, die einem Überblicke der Geschichte anderer kulturarmer Völker entgegenstehen, bestehen auch gegenüber den Bewohnern Hochasiens: wir können uns nicht auf die geschichtlichen Überlieferungen dieser Völker selbst stützen, sondern müssen uns in der Hauptsache mit den Berichten der kultivierten Nachbarn begnügen. Zwar haben sich allmählich die Künste des Lesens und Schreibens auch in Hochasien verbreitet, ja es sind selbständige Schriftarten mehrfach entstanden; aber gerade dieser Umstand hat verhindert, daß literarische Denkmäler über die Grenzen enger Gebiete hinaus verbreitet und dadurch erhalten wurden. Die Reste der hochasiatischen geschichtlichen Literatur sind daher kümmerlich und beschränken sich für die ältere Zeit auf einige mit Inschriften versehene Grabsteine und Siegeszeichen, wie die für die Geschichte der Türken wichtigen Grabstelen von Orkhon. Im übrigen sind wir auf die Berichte der östlichen und westlichen Nachbarn, der Chinesen und der Bewohner Westasiens und Griechenlands, fast ausschließlich angewiesen.

Die chinesischen Quellen sind, da China beständig durch die hochasiatischen Verhältnisse beeinflußt wurde, und dank der trockenen Nüchternheit ihrer Verfasser am zuverlässigsten, für die älteste Zeit der mongolischen Nomadengeschichte auch tatsächlich die einzigen. Leider erschwert der Charakter der chinesischen Sprache und Schrift die vergleichende Forschung sehr: die Völker- und Ortsnamen erscheinen nie

in ihren wahren Formen, sondern der chinesischen Schreibweise angepaßt und infolgedessen oft wunderlich entstellt und verstümmelt. Zuweilen ist die echte Form mit Hilfe anderer Quellen oder durch philologische Schlüsse festzustellen; oft aber versagen diese Hilfsmittel, und es bleibt nichts übrig, als die chinesische Bezeichnung gelten zu lassen. Der früheste Bericht aus dem Westen über hochasiatische Zustände ist die „Arimaspeia" des sagenhaften Aristeias, die im 7. Jahrh. v. Chr. entstand und eine der Quellen Herodots gewesen ist. Trotz der poetischen Einkleidung scheint dem Werk eine wirkliche Reise zugrunde zu liegen, die den Verfasser auf der alten hochasiatischen Handelsstraße bis ins Tarimbecken geführt hat.

b) Das Verhalten Chinas zum Nomadentum.

Nur chinesische Quellen berichten über die ersten Bewegungen der hochasiatischen Nomaden. Dies ist darin begründet, daß die Unruhe, die nach der Entstehung und Organisierung kriegerischer Wanderstämme mongolisch-türkischer Zunge entstand und nach und nach den größten Teil Asiens erschütterte, zuerst in China schmerzlich empfunden wurde. Das reiche, leicht zugängliche China lockte die Nomadenschwärme an; schlug es die Angriffe zurück, dann richteten sie sich nach anderen Gegenden, und die wuchtigen Stöße pflanzten sich von Stamm zu Stamm bis in entfernte Gebiete fort. Aber China war für die Nomaden mehr als ein Ziel wilder Raubzüge: es war zugleich eine Schule, in der sie die Anfänge staatlichen Zusammenschlusses und den Vorteil gemeinsamen Handelns erst erlernten. Ohne das Beispiel des organisierten Riesenreiches China hätten die Hochasiaten wohl noch lange, vielleicht dauernd in einer kleinlichen, alle großen Taten hemmenden Stammeszersplitterung verharrt und hätten nicht das Maß von Kultur erlangt, das zur Erfüllung ihrer geschichtlichen Aufgabe unentbehrlich war. Von frühester Zeit an waren Chinesen als Organisatoren der Nomaden tätig; noch für die Mongolen ist China das Musterland, dem sie die Möglichkeit verdanken, ihr ungeheures Weltreich zu ordnen und zu verwalten. Die Nomaden scheinen diese Wohltaten durch ihre Raubzüge und ihre Angriffe auf das friedliche Reich der Mitte mit schlimmem Undanke zu erwidern, und gewiß wird man sich über den unermeßlichen Schaden, den sie gestiftet haben, nicht mit dem Troste hinwegsetzen dürfen, daß ein gelegentlicher Aderlaß für das übervölkerte China nur vorteilhaft war. Aber man darf gerechterweise nicht vergessen, wie oft das versumpfende, in eintöniger Arbeit verkümmerte chinesische Volk durch kraftvolle Dynastien nomadischen Stammes neu angeregt, wie die Achtung vor männlichen Tugenden durch den Einfluß der Nomaden in den Zeiten der Entartung wieder neu belebt worden ist.

Diese günstigen Seiten des Verkehrs mit den nomadischen Nachbarn haben sich für China freilich erst allmählich und mittelbar geltend gemacht; die Hauptaufgabe blieb immer, die unruhigen Steppenbewohner von den Gebieten des Ackerbaues fern zu halten und sie auf jede Weise zu zähmen und unschädlich zu machen. Unedle Mittel, wie das Vergiften der Brunnen in der Steppe, wendeten dabei gelegentlich chinesische Heerführer an, Lüge und Betrug durften natürlich nicht fehlen; aber diese Armseligkeiten kommen gegenüber den großen Mitteln der Verteidigung und des Angriffes, mit deren Hilfe das Chinesentum doch endlich siegreich blieb, nicht in Betracht. Die einfache Abwehr durch das Aufgebot großer, schlecht disziplinierter Menschenmassen oder die Errichtung von Grenzwällen genügte auf die Dauer nicht. Es galt vor allem, Einfluß auf die unruhigen Steppenvölker zu gewinnen und diesen dann wieder in verschiedener Weise zum Nutzen Chinas zu verwenden. So war denn die chinesische Diplomatie immer zunächst bemüht, die Macht und die höhere Kultur Chinas den rauhen Nomaden vor Augen zu führen, ihnen neue Bedürfnisse beizubringen, ihre Sitten zu mildern und endlich ihre Herrscherhäuser durch verwandtschaftliche Beziehungen an China zu knüpfen. Es gelang das in dem Maße, daß es allmählich das schönste Ziel eines Steppenfürsten wurde, einen pomphaften chinesischen Titel zu führen und eine chinesische Prinzessin zu freien. Freilich boten diese Verwandtschaften gelegentlich den Nomadenherrschern auch einen willkommenen Vorwand, sich in die Thronstreitigkeiten in China zu mischen oder selbst nach der Kaiserwürde zu streben; aber im allgemeinen waren sie doch für das Reich der Mitte von Vorteil.

Eine zweite Aufgabe der chinesischen Staatskunst war es, die Nomaden gegeneinander auszuspielen und im Rücken eines Bedrängers diesem neue Gegner zu erwecken. Dieses Bestreben war teilweise die Ursache, daß China Beziehungen mit weit entfernt wohnenden Stämmen anknüpfte, was dann wieder der Verbreitung chinesischer Kultur und des Handelsverkehrs mittelbar zugute kommen mußte. Eine andere, gefährlichere Art, die Nomaden durch ihresgleichen zu bekämpfen, bestand darin, daß man kleinere Horden in den eigenen Grenzprovinzen ansiedelte und ihnen den Schutz des Landes gegen ihre nomadischen Brüder übertrug. Große Mengen von Hochasiaten sind auf diese Weise allmählich kultiviert und aufgesogen worden. Aber oft genug verbündeten sich auch diese Grenzwächter mit den Angreifern und wurden durch ihre Kenntnis des Landes doppelt gefährlich, oder sie trachteten im Innern nach politischem Einflusse; mehrere chinesische Dynastien sind aus derartigen Horden hervorgegangen, und der feudalistische Zerfall, der so lange Zeit die Einheit Chinas in Frage stellte, ist ihnen zum guten Teile zuzuschreiben.

Ein dauernder Sieg chinesischer Kultur über den Nomadismus war natürlich nur möglich, wenn man von der Verteidigung zum Angriff überging. Der bewaffnete Angriff konnte und durfte dabei höchstens die Vorbereitung der wirklichen, zähen Kulturarbeit sein; denn ohne diese hatte er nur ganz vorübergehende Wirkung: in der Steppe gingen die chinesischen Riesenheere einfach zugrunde, und die Nomaden, die vor ihnen auseinandergestoben waren, erschienen bald wieder beutelustig an den Grenzen des Reiches. Anders lag die Sache, wenn im Gefolge der Heere oder als geduldete Einwanderer die Ackerbauer in der Steppe erschienen, an geeigneten Punkten Kolonien und feste Plätze gründeten und damit eine sichere Grundlage für die chinesische Herrschaft schufen. Zum Aussenden derartiger Kolonien hat wohl weniger die Übervölkerung Chinas verlockt, die in älterer Zeit nicht so bedeutend war wie jetzt, als vielmehr der Wunsch, politischen Einfluß in der Steppe zu gewinnen: Zwangsansiedelungen von Strafgefangenen kommen schon früh vor und beweisen, daß man das schwierige Werk, für das sich Freiwillige nicht eben zahlreich melden mochten, planvoll durchzuführen suchte. Naturgemäß fand die Gründung von Siedelungen am frühesten und erfolgreichsten längs des Oasenstriches und uralten Handelsweges am Nordabhange des Kwenlun statt; der Wunsch, den Handel zu sichern und in unmittelbare Verbindung mit den Oasenbewohnern des Tarimbeckens zu treten, hat sie zweifellos besonders gefördert. Aber die Rücksicht auf den Handel veranlaßte nicht allein das sonst so friedliche China später zu Vorstößen bis an das Kaspische Meer, sondern auch hier war wieder der Wunsch entscheidend, das unruhige Treiben der Nomaden dadurch einzudämmen, daß man den chinesischen Machtkreis bis an den jenseitigen Rand des Steppengebietes vorschob. Ähnliche Erwägungen haben ja auch neuerdings Rußland genötigt, von Sibirien aus nach Turkistan vorzudringen und erst jenseits des Nomadengebietes, an der persischen und afghanischen Grenze, haltzumachen; nur auf diese Weise ist eine gründliche Unterwerfung von Wanderhorden möglich.

c) Die Völkermischung in Hochasien.

In Hochasien selbst hat das Entstehen des Nomadentums mit seiner Kampflust und Beweglichkeit die Völkermischung in großartiger Weise begünstigt. Schon die Sprache zeigt das: wie in älterer Zeit sich unter dem Einflusse nomadischen Lebens die arische Sprache im Westen verbreitet hatte, so gelangte später der mongolische und der finnisch-ugrische Sprachstamm in Hochasien und bis weit nach Sibirien und Europa hinein zur Herrschaft. Die Natur der grenzenlosen Ebenen, in denen sich die Völker wie Staubwolken zusammenballen und mischen, spiegelt sich hier in den Tatsachen der Geschichte. Höchstens in den Schluchten der Gebirge vermag sich ein Volkstum selbständig zu erhalten. Was sich sonst eine Zeitlang ungestört entwickelt hat, wird unfehlbar endlich verdrängt und geht in einem anderen

Volkstum auf, um dann wieder mit diesem gemeinsam das gleiche Schicksal zu erleiden. Kleine Stämme reißen andere mit fort, wachsen lawinenartig an und geben zuletzt einem ungeheuern, aus den verschiedensten Teilen gemischten Volkstum ihren Namen; Völker, vor denen die Welt erzitterte, zerplatzen scheinbar wie Seifenblasen und verschwinden spurlos aus der Geschichte. Das Ergebnis ist, daß die Bevölkerung Hochasiens in sprachlichem und ethnischem Sinn immer gleichartiger wird, daß die Völkernamen immer weniger eigenartige Gruppen bezeichnen. Neue Unterschiede erzeugt nur die Kulturhöhe oder die Mischung mit anderen Rassen am Rande des Steppengebietes. Am frühesten sind derartige Mischungen naturgemäß dort erfolgt, wo die arischen Nomaden an die mongolischen grenzten und später iranische Ackerbauer im turkistanischen Weidegebiete Fuß faßten; hier hat das arische Volkstum sprachlich viel an Boden verloren, aber die mongolische Rasse anthropologisch stark beeinflußt. In Sibirien hat sich die alte langköpfige Rasse vielfach mit der mongolischen vermischt. Was dagegen die sprachliche Verwandtschaft der Mongolen mit den Tibetanern und weiterhin den Hinterindern anlangt, so dürfte sie auf einen sehr frühen, vorläufig nicht genauer festzustellenden Zusammenhang deuten.

B. Die Hunnen.

Das Volk mongolischer Nomaden, das sich zuerst staatlich geeinigt und Jahrhunderte lang Ostasien beunruhigt hat, führt nach chinesischen Quellen den Namen der Hiung nu. Die Ähnlichkeit des Namens mit dem der Hunnen, die in späterer Zeit Europa überschwemmt haben, ist längst bemerkt worden, und schon Joseph de Guignes (1721—1800), der erste wirkliche Bearbeiter der Geschichte Hochasiens[1], hat die Hunnen für Verwandte oder Abkömmlinge der Hiung nu erklärt; indes erst in neuerer Zeit hat Friedrich Hirth diese Vermutung durch zwingende Beweise gestützt. Man darf daher wohl schon die alten Hiung nu (Hiün jün, Hiün jo) mit dem zweifellos richtigeren Namen Hunnen bezeichnen; in den indischen Epen erscheinen sie als Huna, im Awesta als Hunavo, in griechischen Quellen als Funoi und Unoi. Das Volk war sprachlich den späteren Türken nächstverwandt.

Das Reich der Hunnen bildete sich in der heutigen Mongolei um 1200 v. Chr., und zwar anscheinend unter dem Einfluß eines chinesischen Flüchtlings von hohem Range, der nach dem Muster seiner Heimat aus den zerstreuten Horden die Anfänge eines einheitlichen Staatswesens schuf. Schon vorher hatten einzelne dieser Horden Angriffe auf China gemacht, hatten aber keine großen Erfolge erzielt. Seit der Einigung der Hunnen und besonders seit dem Beginne der Dynastie Tschau (Tschou) in China (1122 v. Chr.), die zugleich den Anfang des chinesischen Lehnswesens bedeutet, wurde die Gefahr größer. Der erste Herrscher der Tschau-Dynastie, Wu wang, hatte noch freundliche Beziehungen mit den Hunnen unterhalten, die wohl die Macht des unter seiner Führung neuerstarkten Reiches fürchteten und durch Geschenke sein Wohlwollen zu erkaufen suchten; mit dem Rückgange der Kaisermacht begannen die Angriffe mit verstärkter Kraft. Um 910 wurde das nördliche Schansi verwüstet; einige Jahrzehnte später mußte ein Heer unter der persönlichen Führung des Kaisers die Hunnen aus dem Herzen von Schansi, wo sie sich festgesetzt hatten, vertreiben. Vorgänge dieser Art wiederholten sich. Anscheinend gab es in China damals noch Weideland genug, das die Nomaden zu dauerndem Verweilen lockte, wie denn in der Tat auch späterhin vielfach kleine nomadische Horden im Innern Chinas angesiedelt worden sind. Um 700 v. Chr.

[1] Histoire générale des Huns, des Turcs, des Mogols et des autres Tatares occidentaux, 1756—58.

drangen die Hunnen bis Schantung vor, um 650 verwüsteten sie Tschili, und so folgten sich die Einbrüche in das feudalistisch zerklüftete, eines geschlossenen Widerstandes unfähige Land, bis endlich der Herrscher des Reiches Tschin (Ch'in) unter dem Namen Schi Huang Ti (246—210 v. Chr.) 220 China wieder zu einem wirklichen Einheitsstaat umschuf, durch die Eroberung Südchinas seine Macht gewaltig verstärkte und nunmehr mit Entschlossenheit gegen die Nomaden vorging. Ein starkes Heer vertrieb die Hunnen aus dem Lande Ordos innerhalb des nördlichen Bogens des Hoangho, das als Sammelpunkt für nomadische Einbrüche wichtig war. Der neue Besitz wurde durch Militärkolonien gesichert, das eigentliche China aber durch das Riesenwerk der „Großen Mauer" vor den raublustigen Horden geschützt. Anfänge der Großen Mauer waren bereits an den Grenzen einiger früheren Lehnsstaaten vorhanden; Schi Huang Ti verband sie zu einer einzigen Verteidigungslinie, die vom Gestade des Gelben Meeres bis zur Pforte von Kansu reichte und in der Tat, dauernd erhalten und gut verteidigt, den Angriffen der Hunnen ein Ende machen mußte. In der ersten Zeit hat sie auch ihre Aufgabe einigermaßen erfüllt. Sie bewirkte, daß die Angriffe der Hunnen sich nun auch nach anderen Seiten richteten und entfernte Teile Asiens mittelbar mächtig erschütterten; aber die Zerrüttung, in die China unmittelbar nach dem Tode Schi Huang Tis verfiel, machte den Nutzen des ungeheuern Werkes bald zunichte. Gerade damals nahm die Macht der Hunnen unter tatkräftigen Führern einen neuen Aufschwung.

Die Zeit Schi Huang Tis bezeichnet für die Geschichtsschreibung auch insofern einen wichtigen Abschnitt, als dieser Kaiser durch eine große Bücherverbrennung (S. 121) die ältere chinesische Literatur fast vernichtet hat, so daß aus der ihm vorhergehenden Zeit nur dürftige und trockene Nachrichten überliefert sind. Erst nach ihm beginnen die Quellen reichlicher zu fließen. Auch über die Einrichtungen des Hunnenstaates erfahren wir erst Genaueres nach Schi Huang Tis Tode; damals richteten sich die Blicke der Chinesen mit ängstlicher Aufmerksamkeit auf die wachsende Macht der Nachbarnomaden.

Den neuen Aufschwung nahm das hunnische Reich unter der Führung des Mete (Maotun), dessen Vater Tuman (Teuman) bereits seine Macht von der nördlichen Mongolei bis Kansu ausgedehnt hatte. Mete, der von der rechtmäßigen Thronfolge ausgeschlossen werden sollte, tötete seinen Vater und belebte bald den alten kriegerischen Geist seines Volkes neu. Er fand das hunnische Gebiet auf zwei Seiten von mächtigen Nachbarn eingeschlossen: im Osten hatten tungusische, den Koreanern verwandte Stämme, die Tunghu oder Wu hwan, ein starkes Reich gegründet und fühlten sich den Hunnen derart überlegen, daß sie bei Gelegenheit des gewaltsamen Thronwechsels einen hohen Lohn für ihre Neutralität forderten; im Südwesten am Altin Tag saßen die Jue tschi, ein Nomadenvolk indogermanischer Sprache, das wohl zugleich den Handel Chinas mit dem Abendlande vermittelte und vielleicht mit den alten Issedonen identisch war. Unter dem Namen Indoskythen war es berufen, später noch eine wichtige Kulturrolle zu spielen (siehe S. 262). Die Tunghu, durch scheinbare Nachgiebigkeit Metes getäuscht, wurden zuerst überfallen und zersprengt (209 v. Chr.); sie zogen sich in das Bergland der heutigen Mandschurei zurück. Von den weiter östlich sitzenden Hsien pi-Tataren (Sien pē; Tungusen) aber, die ebenfalls unter den Angriffen der Hunnen litten, wanderte ein Teil nach Korea und Japan aus.

Im Osten setzte das Meer weiteren Völkerverschiebungen eine unüberschreitbare Grenze; im Westen dagegen, wo nunmehr die Hunnen sich auf die Jue tschi warfen, pflanzten sich die Stöße bis in weite Ferne fort. Die Jue tschi wichen vor dem Andrang ihrer Gegner zunächst nur in entlegenere Teile ihres Gebietes, wohl nach dem Tarimbecken, zurück (177 v. Chr.). Nach dem Tode Metes (170) versuchten sie ihr altes Gebiet wieder zu erobern, erlitten aber durch dessen Nachfolger eine neue furchtbare Niederlage, die zu einer Spaltung

des Volkes führte (165 v. Chr.): der kleinere Teil fand Wohnsitze südlich vom Nanschan; der Kern des Volkes aber, die „Großen Jue tschi", wandte sich nicht südwärts, sondern folgte der von der Natur gegebenen westlichen Richtung; aus dem Tarimbecken herausgeschlagen, überschritten sie den Tiënschan und suchten Zuflucht in den Weideländern der großen asiatisch-europäischen Tiefebene, dem alten Tummelplatze der skythischen Nomaden. Am Issik-kul stießen sie auf ein Hirtenvolk iranischen Stammes, die Sche, die vor dem übermächtigen Andrange Zuflucht in Ferghana suchten.

Die Hunnen hatten inzwischen auch einen Teil von Nordwestchina und von Ostsibirien erobert. Soweit es sich hierbei um die Unterwerfung nomadischer Stämme handelte, wurde ein Verfahren eingeschlagen, das auch anderen hochasiatischen Eroberervölkern nicht fremd war und die Hauptursache der außerordentlichen ethnischen Durcheinandermischung der Hochasiaten geworden ist: die besiegten Stämme wurden nicht verdrängt oder tributpflichtig gemacht, sondern gewissermaßen aufgelöst, indem man die Weiber unter die Sieger verteilte und die junge Mannschaft in das Heer einreihte.

In ihrem Wesen und ihren Einrichtungen erscheinen die Hunnen als ein Volk, dessen Dasein zwar auf Viehzucht und Jagd und wohl auch etwas Ackerbau beruhte, das aber vorwiegend kriegerische Neigungen pflegte. Die kriegstüchtige Jugend stand an erster Stelle, das Alter ward wenig geschätzt; wer nicht wenigstens einen Feind erschlagen hatte, galt nicht für voll. Auch jene Fechtweise, die später die Schlachten der westlichen Hunnen und der Mongolen entschied, das Ansprengen der berittenen Bogenschützen, die scheinbare Flucht und der Pfeilhagel, der die unvorsichtigen Verfolger niederstreckte, findet sich schon bei den alten Hunnen ausgebildet, ebenso die Einteilung des Heeres in zwei Flügel. Diese militärische Ordnung war auch im Frieden maßgebend: der Herrscher, Schenju, der gewissermaßen die Mitte befehligte, hatte zwei höchste Beamte, die Tutschi (Dutschi), unter sich, von denen der eine dem östlichen, der andere dem westlichen Flügel des Heeres und des Landes vorstand. Die Tutschi und eine Anzahl anderer hoher Beamten mußten aus der Sippe des Schenju genommen werden, die mit einigen wenigen anderen Sippen die eigentliche Leitung des Reiches in Händen hatte.

Nach Metes Tode (170) nahm die Macht der Hunnen zunächst zu. Die Jue tschi wurden völlig geschlagen und die Usun, einer der blondhaarigen Nomadenstämme Hochasiens, aus ihren Sitzen in Kansu nach Westen gedrängt, wo sie dann, den Spuren der Jue tschi folgend, diese vom Issik-kul weiter nach Süden scheuchten. Das Gebiet der mongolischen Sprache und Rasse erweiterten so die Hunnen beträchtlich. Am gefährlichsten war die wachsende Macht des Hunnenreiches für China, dessen Grenzen beständig verheert wurden und um so mehr bedroht erschienen, als die in den westlichen Gebirgen sitzenden tibetischen Nomaden mit den Hunnen in Verbindung traten und ihre Raubzüge im Einverständnis mit ihnen unternahmen. Die bloße Abwehr konnte zu nichts führen; wollten sich die Chinesen von ihren Bedrängern befreien, dann mußten sie längs der alten Straße von Kansu nach dem Tarimbecken vorgehen, hier feste Stellungen einnehmen, die südlichen Nomadengebiete von den nördlichen trennen und gleichzeitig die unentbehrlichen Stütz- und Rastpunkte der hunnischen Heere südlich von der Gobi in ihre Gewalt bringen. Auf diese Weise mußte auch der westliche Handel, dessen Gedeihen vorher ganz von der Laune der Nomaden abhing, unter chinesischen Einfluß kommen. Der energische Kaiser Wu Ti (140—87) setzte alles an die Ausführung dieses großartigen Planes, knüpfte mit den Jue tschi und Usun Verbindungen an, bedrohte dadurch die Hunnen im Rücken und drängte sie endlich siegreich nach dem Norden der Mongolei (120). Damit war der erste Schritt zum Vorrücken nach dem Westen getan und ein neues Zeitalter der auswärtigen Politik Chinas eröffnet.

Das Hunnenreich behauptete sich im Norden noch längere Zeit und dehnte sich sogar nach Westen hin weiter beträchtlich aus; aber die alte Herrlichkeit war doch vorüber.

Allmählich zerrütteten Angriffe der Nachbarvölker und Thronstreitigkeiten den Staat, bis dann endlich um 50 v. Chr. das Reich in einen südlichen und einen nördlichen Teil zerfiel, von dem der erstere die chinesische Oberhoheit anerkannte, während der nördliche seine Unabhängigkeit noch länger behauptete. Vorübergehende Erfolge hielten den Niedergang der hunnischen Macht nicht mehr auf; denn nun spielten die Chinesen die südlichen Hunnen mit Erfolg gegen die nördlichen aus und wiegelten auch andere Nomadenstämme gegen das von Feinden umgebene Nordreich auf. Endlich erlag das nördliche Hunnenreich 84 n. Chr. den Angriffen, an denen sich selbst sibirische Stämme und vor allem ein Stamm der wieder erstarkten Tungusen, die Hsien pi, beteiligten: ein Teil der Hunnen flüchtete nach Westen, wo ihm noch große Erfolge blühen sollten; der Rest zerstreute sich oder ging in den Hsien pi auf, die nunmehr den größten Teil der Mongolei besetzten. Die südlichen Hunnen hielten sich länger, bald als Untertanen und Bundesgenossen der Chinesen, bald als deren Gegner oder als Begünstiger von Thronprätendenten. Doch seit 142 n. Chr. war es auch mit dem südlichen Hunnenreiche zu Ende, freilich nicht mit der Einwirkung des Volkes auf die Geschicke Chinas: allmählich begannen die Hunnen, die sich mit der chinesischen Kultur befreundet hatten, politisch Einfluß zu üben; und endlich saßen zeitweilig Kaiser hunnischer Herkunft auf dem Throne des himmlischen Reiches oder eines der Bruchstücke, in die es zerfiel. Aber sie herrschten nicht mehr als Nomadenfürsten: sie waren in ihrem Tun und Denken zu echten Chinesen geworden.

C. Das westliche Hochasien und seine Nachbargebiete.

Wie der Nomadismus im westlichen Mittelasien älter ist als im östlichen, so spielten sich auch dort große nomadische Völkerwanderungen in viel früherer Zeit ab als hier. Etwa ein Jahrtausend vor der Gründung des hunnischen Reiches hatten bereits arische Wanderstämme Iran und Indien besetzt; damit aber war den Bewegungen zugleich ein gewisser Halt geboten. Die Iranier konnten nicht nach Westen in das babylonische Tiefland vorbrechen; vielmehr sahen sie sich auf ihre neue Heimat beschränkt und kamen durch den Einfluß der vor ihnen ansässigen Bevölkerung sowie der alten Kultur des Zweistromlandes allmählich zur Seßhaftigkeit, ohne sofort die kriegerischen Tugenden ihres alten Hirtendaseins zu verlieren. Das iranische Mischvolk, das sich aus den eingewanderten Ariern und der Urbevölkerung bildete, wurde so eine Schutzwehr Westasiens gegen ein weiteres Einströmen von Nomaden. Der Angriffsstoß des Nomadentums pflanzte sich nicht mehr in der fester am Boden haftenden Masse fort; die Iranier ließen sich nicht von nachdrängenden Scharen weiter nach Westasien vorschieben, sondern die große Völkerbewegung kam zum Stillstand. Als die Meder und Perser die Herrschaft über ganz Westasien erlangten, standen sie schon im Banne der westlichen Kultur und waren nicht imstande, die neu eroberten Länder zu iranisieren.

So kommt es, daß länger als ein Jahrtausend die arischen Nomaden Westasiens überhaupt kaum erwähnt werden: die assyrisch-babylonischen Urkunden wissen nichts von ihnen, und ebensowenig ist zu den Chinesen Kunde von ihnen gelangt. An allerlei Kämpfen und Völkerverschiebungen mag es nicht gefehlt haben; aber sie hatten zweifellos nicht den großartigen Charakter wie die Wanderung nach Indien und Iran. Allmählich müssen kurzköpfige Nomadenstämme im eigentlichen Hochasien Einfluß gewonnen haben, wohl in dem Sinne, daß die weit nach Osten vorgeschobenen skythischen Horden teils aufgesogen, teils nach Westen zurückgedrängt wurden; diese Stöße pflanzten sich dann wellenartig weiter fort. Des mächtigsten Anstoßes letzte Folge war der Einbruch der Kimmerier in Kleinasien um

700 v. Chr. Diese waren ein Nomadenvolk thrakischen Stammes, das nördlich von der Donau seine Herden weidete. Auf sie warfen sich die Skythen (Skoloten), von den Sarmaten gedrängt; als erste Ursache der Bewegung kann vielleicht das Vordringen der Hunnen nach Westen gelten, die ja damals längst ein Reich gegründet hatten und offenbar nicht nur gegen China, sondern auch westwärts vorstießen. Von Kleinasien und Armenien aus haben die Kimmerier Assyrien bedroht und sind hierbei auch mit den von Osten herandrängenden Medern in Berührung gekommen.

Die größere geschichtliche Klarheit, die mit der Gründung des medisch-persischen Reiches beginnt, zeigt uns sogleich die seßhaften Iranier im Kampfe mit den Nomaden. Die Auffassung, daß die Perser die Angreifer gewesen seien, die es nach dem Gebiete der Wanderhirten gelüstet habe, erklärt sich aus dem geringen Verständnis der griechischen Geschichtsschreiber für die Verhältnisse Persiens und besonders seines Ostens. In Wahrheit waren der halb sagenhafte Zug des Kyros gegen die Massageten (530) und der geschichtlich gut beglaubigte des Dareios gegen die Skythen (515) nur Versuche, die ewig unruhigen Nachbarn im eigenen Land anzugreifen und dadurch die Grenzen zu sichern; besonders dem Zuge des Dareios könnte der Plan zugrunde gelegen haben, durch eine umfassende Bewegung die Wanderstämme in der Flanke zu fassen, am Ausweichen zu hindern und so endgültig zu unterwerfen. Das Perserreich war zu kurzlebig, als daß es ein so ungeheures Unternehmen hätte vollenden können, zu dem die zähe Geduld des chinesischen Volkes gehört hätte: der Versuch des Dareios, der immerhin die untere Donaulinie für die Perser gesichert hatte, ist nicht wiederholt worden. Daß hingegen die Skythen die schwachen Seiten des persischen Reiches genau gekannt haben, beweist ihr etwas später entworfener Plan, über die kaukasische Landenge in das persische Gebiet einzufallen, wozu sie die Hilfe der Spartaner, die gleichzeitig Kleinasien angreifen sollten, zu erlangen suchten.

Um so rühriger scheint die Kolonisation, die allein wirkliche Erfolge versprach, vom östlichen Iran aus vorgeschritten zu sein, erleichtert dadurch, daß die Mehrzahl der Nomaden iranischen Stammes war wie die Perser. Es mögen sich schon früh am Oxus und Jaxartes, also in Baktrien und Sogdiana, Staaten mit iranischer Kultur gebildet haben, die später politisch mit Persien vereinigt wurden, obwohl sie schwerlich dauernd in völliger Abhängigkeit geblieben sind. Durch den Zug Alexanders des Großen (327) wurden sie enger mit dem neuen Weltreiche dieses Herrschers verbunden, und damit bereitete sich die Entstehung eines griechisch-iranischen Kulturstaates, des baktrischen Reiches, vor, das sich zur Seleukidenzeit gebildet (250 v. Chr.) und keine unbedeutende Lebenskraft gezeigt hat. Dieses Reich stellte, wie schon das alte iranische Baktrien, eine Vormauer gegen das Andrängen der Nomaden dar. Den iranischen Wanderstämmen hat es sich auch gewachsen gezeigt, und erst der Ansturm eines hochasiatischen Hirtenvolkes nichtarischer Rasse brachte zum erstenmal wieder den festen Damm, der Westasien und Indien schützte, zum Weichen. Diese neue Völkerströmung, die um 160 v. Chr. einsetzte, war zweifellos wenigstens mittelbar durch die Hunnen veranlaßt.

Der Nomadenstamm der Usun hatte seine Sitze an den Grenzen Chinas verlassen und sich nach Westen hin aus dem Machtbereiche der Hunnen geflüchtet. Indem er hierbei den am Tiënschan hinziehenden Straßen folgte und dieses Gebirge zuletzt überschritt, gelangte er an den Issik-kul, wo die schon früher ausgewanderten Jue tschi sich Wohnsitze erkämpft hatten. Jetzt mußten diese weichen; sie wandten sich nicht abermals nach Westen, wo ihnen kriegerische Skythenstämme den Weg verlegten, sondern südwärts gegen Baktrien, dessen

innere Zerrüttung ihnen als Nachbarn vermutlich bekannt war. In der Tat fiel ihnen das nördliche Baktrien, die Landschaft am Oxus und Jaxartes, mühelos in die Hände, während sich der Rest des Griechenstaates südlich vom Hindukusch vorläufig noch behauptete; im westlichen und mittleren Iran hatte sich seit 250 v. Chr. das parthische Reich gebildet, das mit Erfolg die Grenzwache gegen die Nomaden übernahm. War aber Iran den Jue tschi verschlossen, so ließen sie sich den Weg nach Indien, das seit jeher alle Eroberervölker magisch anzog, auf die Dauer nicht verlegen. Etwa ein Jahrhundert hielt der südliche Teil des baktrischen Reiches noch stand. Dann (um 25 v. Chr.) unterwarf sich Kosulo Kadphises (Kieu Tsieu Kio), der die in fünf Stämme zersplitterten Jue tschi wieder geeinigt hatte, das heutige Afghanistan; damit war der Weg zunächst nach den indischen Besitzungen des baktrischen Reiches geöffnet. Um 10 n. Chr. drang Huemo Kadphises oder Kadaphes, sein Nachfolger, im nordwestlichen Indien ein und legte damit den Grund zu dem indoskythischen Reich; als Indoskythen erscheinen die Jue tschi nunmehr in der Geschichte. Unbedingt hat die Tatsache, daß damals Baktrien bis zu den Grenzen Hochasiens hin mit großen Teilen Indiens unter einer Herrschaft vereinigt war, viel dazu beigetragen, daß indischer Einfluß, vor allem der damals in Indien blühende Buddhismus, sich nach Norden hin ausbreitete; überhaupt trat Indien in engere unmittelbare Beziehungen zu Hochasien. Fünfzig Jahre nach Gründung des indoskythischen Reiches erreichte die buddhistische Propaganda bereits China. Das Reich der Jue tschi hat eine zähe Lebenskraft bewiesen und ist erst 579 n. Chr. zusammengebrochen.

D. Das Tarimbecken (Ostturkistan).

a) Das Tarimbecken und der westöstliche Handel.

Während ein großer Teil Hochasiens erst mit dem Auftreten nomadischer Völker größere, und zwar in der Hauptsache zersetzende Bedeutung für die Kultur der Menschheit gewinnt, verdient das Tarim- (Tarym-) Becken, wohl auch als Ostturkistan oder Hohe Tatarei bezeichnet, weit früher und in ganz anderem Sinne die Aufmerksamkeit des Geschichtsforschers. Zwar ist der bei weitem größte Teil der zwischen Tiënschan, Pamir und Kwenlun eingebetteten Ebene ein ausgesprochenes Steppen- und Wüstengebiet; aber die Gewässer der Berge, deren mächtigste sich im Flusse Tarim und im Lob Nor vereinigen, lassen eine Reihe fruchtbarer Oasenlandschaften entstehen, die seßhafte Bewohner in großer Zahl zu ernähren vermögen, und ihre am Fuße der Gebirge hinlaufende Kette bildet zugleich Stationen des Handelsverkehrs. Wahrscheinlich waren früher die Oasen zahlreicher, die dazwischenliegenden wüsten Striche weniger öde. So konnte das Tarimbecken in alter Zeit die Brücke zwischen den Kulturen Ost- und Westasiens sein, wenn es nicht sogar eine wirkliche Völkerstraße war und zugleich in seinen fruchtbaren Strichen selbst eine höhere Kultur entstehen sah. Der Schlüssel zu manchem Geheimnis der Vorzeit liegt unter dem Sand Ostturkistans.

Die alten Handelsverbindungen durch das Tarimbecken sind wohl als ein Rest des ehemaligen Kulturzusammenhanges zu betrachten, der auch bei der zunehmenden Verödung und beim Aufkommen kulturfeindlicher Nomadenvölker erhalten blieb. Wer dagegen in den Nomaden mit ihrer unruhigen Beweglichkeit die ersten Förderer des Handels sehen möchte, vergißt, daß diese nirgends von vornherein eine ausgesprochene Vorliebe für den Handel gezeigt haben, wenn sie auch durch das Beispiel anderer vielfach den Nutzen namentlich des Zwischenhandels erkannten und sich damit befreundeten. Der Nomade als solcher neigt nicht zum Ansammeln schwerfälliger Schätze, wie sie der städtische Kaufmann aufhäuft; sein bester Reichtum bleiben immer die Herden, deren Umfang wieder an den Besitz des nötigen Weidelandes gebunden ist. Auch im Tarimbecken werden also die eigentlichen Händler von jeher mehr unter den ansässigen Oasenbewohnern zu suchen sein, obgleich die Sicherheit und das Gedeihen des

Verkehrs von dem Wohlwollen der Nomaden abhing. Der älteste nachweisbare Handel, der sich durch das Tarimbecken bewegt und Ost- und Westasien in lockere Verbindung gebracht hat (s. die untenstehende Abbildung), war der Seidenhandel. Den Chinesen hat die Seidenraupenzucht als ein sehr altes Besitztum ihres Volkes gegolten; schon die Gattin des Kaisers Huang Ti wird als Förderin in der Seidenraupenzucht gerühmt. Für die Chinesen selbst scheint die Ausfuhr der Seide nach dem Westen keine besondere Wichtigkeit gehabt zu haben, wie das Schweigen der älteren Quellen beweist; demnach werden den Handel hauptsächlich Fremde betrieben haben, die das hochgeschätzte Erzeugnis Chinas im Austausch zu erlangen strebten, während die Chinesen selbst sich lange Zeit gleichgültig verhielten, da sie jene Tauschgüter auch recht wohl entbehren konnten. Um so mehr beschäftigte sich die Phantasie der westlichen Kulturvölker mit dem geheimnisvollen Ostlande, das die kostbare Seide erzeugte; und die Versuche, Genaueres zu ermitteln, begannen früh. So konnte sich bereits Herodot auf einen Reisebericht stützen, der zwar nicht über China selbst, aber doch über die Straße des Seidenhandels und über die Zustände im Tarimbecken Aufschluß gab: die „Arimaspeia" des Aristeias (siehe oben, S. 255). Das Volk der Issedonen, bis zu dem Aristeias vorgedrungen sein will, hat es wirklich gegeben; sehr wahrscheinlich lagen seine Wohnsitze im Tarimbecken. Die westlichen Nachbarn der Issedonen waren die Massageten, also das iranische Nomadenvolk, das im westlichen Turkistan seine Herden weidete. Der Name der Issedonen ist wohl iranischen Ursprungs und wurde dem Volke, das sich selbst anders nannte, von den Kaufleuten beigelegt, die ja in der Hauptsache Iranier waren; so erklärt es sich auch, daß chinesische Quellen den Namen nicht kennen. Wahrscheinlich waren die Issedonen, die gelegentlich auch als Skythen bezeichnet werden, ein Nomadenvolk, das die Herrschaft auch über die Oasenlandschaften ausübte; in diesen Oasen aber mögen die Reste älterer Kulturträger gesessen haben, wie denn auch heute eine sehr gemischte Bevölkerung die Städte Ostturkistans bewohnt. Langköpfige Iranier, die als Händler ins Land kamen oder als Ackerbauer einwanderten, mögen sich hier schon früh mit den altansässigen Kurzköpfen und mit den Stämmen tibetischer Nomaden gekreuzt haben.

Handelsstraße in Samarkand. Nach Photographie von Prof. Dr. Walther, Halle a. S.

Als nördliche Nachbarn der Issedonen nennt Aristeias die Arimaspen, ein kriegerisches Nomadenvolk, das anscheinend häufig in das Tarimbecken einfiel. Ohne Zweifel sind damit die Hunnen gemeint, die wir schon als Bedränger Chinas kennen gelernt haben; im 2. Jahrh. v. Chr. haben sie auch die Verhältnisse Ostturkistans gründlich umgestaltet, indem sie die Jue tschi nach Westen drängten. Wahrscheinlich blieb die ansässige Bevölkerung der Oasen von diesen Verschiebungen ziemlich unbeeinflußt. Merkwürdig sind auch die Angaben des Aristeias über die Kämpfe der Arimaspen mit den goldhütenden Greifen, die nördlich von ihnen wohnten; diese „Greife" sind wohl die Völker am Altai, die Träger der alten südsibirischen Bronzekultur und die Erbauer jener Gräber, in denen man noch in neuester Zeit große Massen von Goldschmuck gefunden hat. So rundet sich das Bild der Tätigkeit des kriegerischen alten Hunnenvolkes, dieses nomadischen Völkersauerteiges, nach allen Seiten: im Osten brechen die unermüdlichen Steppensöhne immer wieder gegen die reichen Fluren Chinas vor, nach Süden hin richten sie ihre

Raubzüge gegen die Träger des hochasiatischen Zwischenhandels, die tibetischen Nomaden und die Oasenbewohner des Tarimbeckens, und im Nordwesten suchen sie die gewerbfleißigen Stämme des Altai mit ihren Heerfahrten heim. Der große Hunnenzug, der endlich Europa in seinen Grundfesten erschüttert hat, ist nur eine gewaltige Fortsetzung dieser älteren Kämpfe um Macht und Beute.

b) Die Wandlungen im Handelsverkehr.

Der Handel, der sich auf der langen hochasiatischen Verkehrsstraße bewegte, einer Straße, die an Ausdehnung und Gefahren in der Welt ihresgleichen nicht hatte, konnte sich nicht in immer gleichmäßiger Stetigkeit vollziehen; äußere Einflüsse und innere Verschiebungen führten dazu, daß der Verkehr bald stärker, bald schwächer wurde oder fast ganz aufhörte, und daß auch die Art des Handels sich änderte. In der Tat gingen beständig Wandlungen vor, soweit wir die Verhältnisse überhaupt zu überblicken vermögen: es wechseln die Straßen, es wandeln sich die Handelsbräuche, und endlich sind auch die Waren, die Osten und Westen gegenseitig austauschen, nicht immer dieselben, oder es treten mindestens immer neue zu den alten hinzu.

Dem Wesen des Handelsverkehrs entspricht es, daß er sich immer dort Bahnen sucht, wo der geringste Widerstand stattfindet. Dieser Widerstand, dessen Wirkung sich in den Gefahren und Kosten des Transports äußert, also selbst zahlenmäßig einigermaßen zu berechnen ist, kann auftreten in zweierlei Art: als Naturhindernisse und als Eingriffe der Menschen. In Hochasien, wo einerseits verschiedene Wege dem Handel zwischen Ost- und Westasien zur Verfügung standen und anderseits immer die Nomaden bereit waren, unmittelbar durch Raub oder mittelbar durch Zölle die Kaufleute zu plündern, hat der Verkehr offenbar häufiger seine Straßen gewechselt, als die uns zur Verfügung stehenden direkten Nachrichten das erkennen lassen. Zweifellos hat die Herrschaft der Hunnen im Norden die nördlichen Wege veröden lassen und den Verkehr auf die Straßen im Tarimbecken beschränkt; die Kämpfe der Issedonen gegen die Arimaspen mögen wohl zum Teil eine Sicherung des Handelsmonopols bezweckt haben. Nach der Vertreibung der Jue tschi, die möglicherweise den Issedonen gleichzusetzen sind, hatten die Hunnen auch die nördliche Straße durch das Tarimbecken in ihrer Gewalt, während im Süden tibetische Nomaden, die Khiang, die Wege beherrschten. Aus dem Berichte, den 122 v. Chr. Tschang kien seinem Kaiser Wu Ti nach der Erkundung der nach Westen führenden Straßen und Verkehrsmöglichkeiten erstattete, geht hervor, daß damals der Handel ganz im Süden durch Sz'tschwan und Tsaidam nach dem Südrande des Tarimbeckens betrieben wurde, weil im Norden die Hunnen und im mittleren Tarimbecken die Khiang die Wege sperrten. Diese ungünstigen Verhältnisse trugen viel dazu bei, die Chinesen aus ihrer bisherigen Gleichgültigkeit gegenüber den Steppenvölkern heraustreten zu lassen.

Von größerem und ungünstigem Einfluß auf den hochasiatischen Verkehr mußte die Eröffnung neuer Verbindungen auf ganz anderen Wegen zwischen China und den übrigen Kulturländern sein. Zwar scheiterten die Versuche, durch Tibet in unmittelbaren Verkehr mit Indien zu treten und damit wenigstens den indischen Waren den Umweg durch das Tarimbecken zu ersparen, obwohl Kaiser Wu Ti verschiedene Anstrengungen dazu machte und ein kleiner Zwischenhandel von Indien nach Tibet hinüber schon lange vor ihm bestanden haben muß. Um so lebhafter blühte später der Seehandel auf, nachdem sich durch die Eroberung Südchinas die Entfernung zwischen den chinesischen und den indischen Häfen verringert hatte. Es ist bezeichnend, daß der eigentliche Aufschwung des Seeverkehrs erst im 2. Jahrh. n. Chr. erfolgte, als die Chinesen die Herrschaft über die hochasiatischen Straßen wieder verloren hatten.

Wandlungen in den Handelsbräuchen müssen ebenfalls stattgefunden haben. Der Handel über weite Strecken kann in zweierlei Weise erfolgen: entweder gibt ein Stamm die Waren im Grenzverkehr an den anderen weiter, bis sie endlich nach mehrfachem Tausch ihr entferntes Ziel erreichen (Etappenhandel), oder Angehörige eines oder mehrerer Völker betreiben den Fernhandel als Beruf und legen mit ihren Waren die ganze Strecke zurück; natürlich ist auch denkbar, daß auf einem Teile der Entfernung der Karawanenhandel, auf einem anderen der Etappenhandel vorherrscht. Auf den hochasiatischen Straßen war wohl bald die eine, bald die andere Art beliebt, je nach den Umständen. Der Etappenhandel ist aber wohl älter als der großangelegte Karawanenverkehr. Dem Verhältnis Chinas zur Außenwelt entsprechend, treten Chinesen als Träger des Fernhandels erst spät auf, während im Gegenteil die Kaufleute iranischen Stammes beständig bemüht waren, den Karawanenverkehr über die ganze Strecke in die Hand zu

bekommen. Als Gegner des unmittelbaren Verkehrs zwischen Osten und Westen erscheinen naturgemäß die Nomaden, vor allem die Hunnen, die lieber die Wege ganz veröden ließen, als daß sie auf den hohen Gewinn aus dem Zwischenhandel verzichteten. Mühseligkeit und Unsicherheit des Handels brachten es mit sich, daß an verschiedenen Punkten große Stapelplätze entstanden, die zugleich Märkte für die umwohnenden Völker waren, so Samarkand im westlichen, Kaschgar im östlichen Turkistan.

Am kenntlichsten sind die Veränderungen im Handelsverkehr, die sich auf die Waren selbst beziehen. Teilweise wurden die Erzeugnisse Hochasiens selbst: Nephrit, Rhabarber, Moschus und Gold, im Handel sowohl nach China als auch nach dem Westen und Indien gebracht; in der Hauptsache aber erhielt der Wunsch der Westvölker nach chinesischen Waren den Handelsverkehr in älterer Zeit lebendig. Hierbei haben sich nun in den Ausfuhrartikeln Chinas ebenso wie in den Tauschwaren, die der Westen zu bieten hatte, mancherlei Wandlungen vollzogen.

Die wichtigste und begehrteste Ware, die China lieferte, war unbedingt die Seide; die älteren Quellen des Westens bezeichnen die Chinesen als die Serer, die Seidenleute. Wann dieser Handel begonnen haben mag, ist schwer zu bestimmen. Aristeias scheint auffallenderweise nichts davon erwähnt zu haben; doch da sich nach Wilhelm Gesenius einige dem 6. Jahrh. v. Chr. entstammende Stellen der Bibel (Ezechiel 16, 10. 13. und Jesaias 49, 12.) auf Seidenstoffe und das Volk der Chinesen beziehen, so ist jenem Umstande weiter kein Gewicht beizulegen. Das bloße Bestehen eines lebhaften Handels nach China wäre ohnehin ohne ein so mächtiges Lockmittel wie die Seide kaum zu erklären. Ein großer Teil der Seidenstoffe scheint nach Phönikien gegangen zu sein, wo man sie glänzender färbte oder zertrennte und aufs neue zu halbseidenen Stoffen verwob, um sie dann abermals in den Handel zu bringen. Die Ausfuhr von Seide aus China mußte notwendig einen empfindlichen Stoß erhalten, sobald es gelang, die Seidenraupe auch in anderen Gegenden zu züchten, was sich ja auf die Dauer nicht wohl verhüten ließ. In der Tat hat sich die Seidenkultur in der Richtung der alten Handelsstraße allmählich verbreitet: der Vorstoß der Chinesen nach Westen brachte um 140 v. Chr. die Zucht der Maulbeerbäume und Seidenwürmer nach Turkistan, worauf dieses Gebiet allmählich zu einem wichtigen Ausfuhrlande der Seide wurde. Den Persern blieb die neue Kultur auch nicht fremd; ja eine Zeitlang hatte Persien, das zugleich Seide selbst erzeugte und die Straßen nach China beherrschte, den Seidenhandel fast vollständig in der Hand. Erst 557 n. Chr. gelang es den Byzantinern, die Eier der Seidenraupe einzuführen und so das persische Monopol zu durchbrechen. Damit trat natürlich ein neuer, bedeutender Rückgang der Seidenausfuhr aus China ein; und erst viel später, als die europäischen Mächte den Seeverkehr mit China zu pflegen begannen und damit die billigere Wasserfracht die Preise beeinflußte, wurde die chinesische Seide wieder in größerem Maße wettbewerbsfähig.

Eine zweite Gruppe von Stoffen, die aus China nach dem Westen gingen, waren Lacke und Firnisse. Gewisse ostasiatische Lackarten stehen auch heute noch im besten Rufe; der Handel damit war wohl von alters her lohnend. Wahrscheinlich hat man auch schon früh lackierte Holzwaren ausgeführt, wie neuerdings wieder aus Japan. Ganz anders steht es mit den beiden Waren, die später für den chinesischen Handel die größte Wichtigkeit erlangt haben und in gewisser Beziehung an die Stelle der dann weniger lebhaft begehrten Seide getreten sind, mit dem Porzellan (S. 160) und dem Tee. Das Porzellan ist in China erst im 7. Jahrh. n. Chr., wenn nicht erfunden, so doch in nennenswerter Menge hergestellt worden, während die Töpferei seit ältester Zeit bekannt war. Der Tee gewann erst im 4. Jahrh. n. Chr. in China selbst Bedeutung; und es währte lange, bis man ihn im Auslande schätzen lernte, und bis er namentlich für die Nomaden Hochasiens ein unentbehrliches Genußmittel wurde, das in seiner Art die unruhigen Stämme in Abhängigkeit von China bringen half.

Hat somit China jederzeit Waren zu liefern vermocht, die den westlichen Völkern im höchsten Maße begehrenswert erschienen, so bestand doch von jeher die große Frage, was man dem selbstgenügsamen China und dem ähnlich sich verhaltenden Indien im Austausch bieten solle. Indien und China bedurften der Waren, die ihnen europäische und westasiatische Händler überbrachten, nur in geringem Maße; der Ausfall mußte also mit der in den östlichen Kulturländern begehrten Ware, den Edelmetallen, ausgeglichen werden. Die Folge war, daß Gold und Silber nach Indien und Ostasien abflossen, wodurch der westliche Handel einen beträchtlichen Teil der notwendigen Umlaufsmittel verlor: der ältere Plinius berechnete den jährlichen Verlust, den das römische Weltreich auf diese Weise erlitt, auf 20 Millionen Mark, wovon Indien etwa 12 Millionen verschlang. Mit den Erträgnissen seiner Bergwerke konnte der Westen auf die Dauer die Einfuhr aus dem Osten nicht bezahlen, sondern nur mit den Erzeugnissen einer überlegenen Kultur und Gewerbtätigkeit. Namentlich haben die alten phönikischen und syrischen Industrien

Ausfuhrartikel für Ostasien hergestellt. Werden unter den nach China gebrachten Waren mit an erster Stelle Kleiderstoffe genannt, so war es wohl weniger die auch den Chinesen wohlbekannte Webkunst, die den Stoffen hohen Wert verlieh und selbst die Kosten des weiten Transportes nicht zu groß erscheinen ließ, sondern die Färberei. Begreiflicherweise suchte man die im ganzen Westen berühmten und begehrten phönikischen Purpurstoffe früh auch im östlichen Handel zu verwerten. Und zu den gefärbten Stoffen trat als eine lange Zeit noch höher geschätzte Ware, die ebenfalls in syrischen Fabriken am vollkommensten hergestellt wurde, das Glas. Nach chinesischen Quellen schätzte man im Osten das Glas den Edelsteinen gleich und bezahlte es entsprechend, solange man der Kunst der Glasmacherei unkundig war. Aber wie der Seidenhandel durch die Verpflanzung der Seidenzucht nach Persien und Ostrom einen Stoß erlitt, so sank auch die Einfuhr des Glases nach China in dem Augenblick, als sich mit der Ware endlich auch das Geheimnis ihrer Erzeugung nach dem Osten verbreitete; es geschah das im 5. Jahrh. n. Chr., also etwa 100 Jahre vor dem Bekanntwerden des Seidenbaues in Byzanz.

Natürlich sind nicht nur die obengenannten Waren im hochasiatischen Handelsverkehr ausgetauscht worden: China lieferte zeitweise große Mengen an Eisenwaren, sowie Felle, die wohl zum Teil erst durch den sibirischen Handel oder als Tribut nomadischer Stämme nach China gelangt waren, und der Westen führte Spezereien, Edelsteine usw. ein; außerdem mündete der Strom des indischen Handels im Tarimbecken in den des westöstlichen ein. Aber diese Waren konnten den Verkehr nicht blühend erhalten, sobald das Bedürfnis nach den Haupterzeugnissen geringer wurde oder gänzlich verschwand.

c) Die Chinesen als Eroberer im Tarimbecken.

Gering war ursprünglich, wie wir sahen, das Bedürfnis Chinas nach Handelsverkehr mit dem Ausland: die Fremden zogen nach dem Reich der Mitte, um die geschätzten chinesischen Waren einzukaufen, der Chinese aber ließ es sich nur eben gefallen, allerlei ausländische Erzeugnisse einzutauschen, die er im Notfall ganz gut entbehren konnte. Indes ganz so günstig blieb das Verhältnis für China auf die Dauer nicht: die beständige starke Ausfuhr führte zur Entstehung einer Art Exportindustrie, so daß Seide, Lack usw. in größerer Menge hergestellt wurden, als der innere chinesische Markt verlangte. Stockte plötzlich die Ausfuhr, dann entstanden auch für China bedenkliche Folgen. Überdies gewöhnte sich China mit der Zeit doch an gewisse Waren des Auslandes, die es nicht mehr entbehren mochte, besonders an die Gewürze und Spezereien Indiens und Arabiens; auch dies ließ jede Störung des Handels stärker empfinden. Eine solche Störung im größten Stil aber trat ein, als die Hunnen die Jue tschi über den Haufen geworfen hatten und nun das Tarimbecken sperrten, während im Süden unkultivierte tibetische Horden die Straßen beunruhigten. Mochten die Hunnen den Handel ganz abschneiden oder durch übermäßige Zölle lähmen, auf jeden Fall entstand ein unerträglicher Zustand, der die Chinesen zu Gegenwirkungen drängte, sobald nur ein tatkräftiger Herrscher an ihre Spitze trat.

Auch andere Erwägungen forderten einen Vorstoß nach dem Tarimbecken. Man erkannte in China, daß die bedrohlich anschwellende Macht der Nomaden nur zu brechen war, wenn man in ihrem Rücken Fuß faßte und zugleich durch eine gut befestigte Etappenstraße das Steppenland in zwei Teile trennte. Auch in diesem Falle bot der alte Handelsweg durch das Tarimbecken die natürliche Richtungslinie, wobei die Handelsstädte sich von selbst als Stützpunkte empfahlen.

So unternahm denn Kaiser Wu Ti um 125 v. Chr. den ersten Versuch, die hochasiatische Verkehrsstraße wieder zu öffnen und zugleich die übermäßig angewachsene Macht der Hunnen zu brechen. Als Verbündete suchte man dabei die Erbfeinde der Hunnen zu gewinnen, die Jue tschi, die gerade damals Nordbaktrien und Sogdiana eroberten und somit die westlichen Ausgänge der Tarimstraßen in ihre Gewalt brachten. Wu Ti sandte zu ihnen seinen Heerführer Tschang kien (Tschang Tsch'ien); der aber ward unterwegs von den Hunnen gefangen

genommen, gelangte erst zehn Jahre später wirklich zu den Jue tschi und erreichte erst nach 13jähriger Abwesenheit China wieder. Seine Hauptaufgabe, ein Bündnis mit den Jue tschi zu schließen und einen gemeinsamen Angriff auf die Hunnen zu verabreden, hatte er nicht erfüllen können, da die Erfolge der Jue tschi in Baktrien den Zukunftsplänen dieses Volkes eine neue, für China unerwünschte Richtung gegeben hatten; dafür brachte er eine Fülle von Nachrichten über die Westländer und Indien nach China. Die Versuche Wu Tis, daraufhin eine Verbindung mit Indien über Tibet herzustellen, scheiterten. Dagegen wurde nun der Kampf gegen die Hunnen tatkräftig aufgenommen, wobei man sich mit Bewußtsein auf die alte Handelsstraße stützte: der Jümönn-Paß wurde besetzt und durch Militärkolonien gesichert, die hunnische Macht durch wiederholte Schläge geschwächt und aus dem Tarimbecken verdrängt. Der Handel blühte nun wieder auf, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt auch chinesische Karawanen und Gesandtschaften nach Westen zogen und dort politische Beziehungen anknüpften, so vor allem mit dem Volke der An hsi (Ansi), unter dem nach Friedrich Hirth die Parther zu verstehen sind. Der östlichste Punkt des Partherreiches scheint damals Margiana (Merw, das Mu lu der chinesischen Quellen) gewesen zu sein; bis dorthin sind also zweifellos Chinesen vorgedrungen.

Viele Kleinstaaten des Tarimbeckens und vielleicht auch der weiter westlich gelegenen Gegenden traten in nähere politische Verbindung mit dem Osten und erkannten zum Teil Chinas Oberherrschaft an. Die unmittelbaren chinesischen Besitzungen wurden indes erst 108 v. Chr. bis zum Lob Nor, also zum Ostrande des Tarimbeckens, ausgedehnt und durch Befestigungen gesichert. Später drangen chinesische Truppen bis über Kaschgar hinaus (101 v. Chr.). Aber die Herrschaft Chinas im Tarimbecken stand nie auf festen Füßen, obwohl sie sich auch mehrfach mit den Usun gegen die Hunnen verbündeten; die hunnische Macht war noch zu stark, um den Kleinstaaten Ostturkistans und den Uiguren den dauernden Anschluß an China zu gestatten. Mit den Erfolgen oder Niederlagen der Hunnen gegen China stieg oder sank auch ihr Einfluß auf das Tarimbecken und den Westhandel.

Aber auch die anderen Nomadenstämme Hochasiens mischten sich in die dortigen Verhältnisse. Der kinderlose König des kleinen Reiches Jarkand bestimmte einen Sohn des Königs der Usun zu seinem Nachfolger. Die Bewohner von Jarkand ließen nach dem Tod ihres Herrschers diesen Prinzen aus China, wo er erzogen wurde, mit Bewilligung des chinesischen Kaisers Hsüan Ti kommen und übertrugen ihm die Königswürde, wodurch sie sich zugleich den Schutz der Usun und der Chinesen zu sichern hofften (64 v. Chr.). Bald aber stieß der Bruder des verstorbenen Königs den neuen Herrscher, der sich angeblich oder wirklich als grausamer Tyrann gebärdete, mit Hilfe der Hunnen vom Thron und tötete ihn. Darauf erschien ein chinesisches Heer, tötete seinerseits den Thronräuber und setzte einen neuen Regenten von Chinas Gnaden ein, der sich auch behauptet zu haben scheint. Mit der Zeit ging Chinas Einfluß im Tarimbecken zurück. Anfang des 1. Jahrh. n. Chr. stieg die Macht Jarkands derart, daß sein König die Oberherrschaft über das gesamte Tarimbecken anstreben konnte, nachdem China seinen Wunsch, als Gouverneur Ostturkistans anerkannt zu werden, abgelehnt hatte (33 n. Chr.). Die Bitten der bedrängten übrigen Kleinstaaten und die von dem König Jarkands verhängte Handelssperre hätten China zum Einschreiten nötigen sollen; indes blieb der Krieg mit Jarkand in der Hauptsache den Hunnen überlassen, die jahrzehntelang mit wechselndem Erfolge das neue Reich im Tarimbecken bedrängten.

Erst 72 n. Chr. begann der zweite große Vorstoß der Chinesen nach Westen. Der Wunsch, den Verkehr nach Westen offenzuhalten, hatte sich damals vermehrt durch die Einführung

der buddhistischen Lehre, die über das Tarimbecken den Weg nach China gefunden hatte. Eine Abordnung, die Ming Ti, der zweite Kaiser der späteren oder östlichen Han-Dynastie, selbst zu den Jue tschi geschickt hatte, war 65 n. Chr. zurückgekehrt und hatte genauere Kunde vom Buddhismus überbracht, worauf der Kaiser ein Buddhastandbild in seiner Hauptstadt errichtete und der neuen Lehre, ohne ihr übrigens einen Vorzug vor den Lehren Kung fu tszes einzuräumen, besonderes Wohlwollen entgegenbrachte. Den Hauptgrund des neuen Vorstoßes gegen Westen bildete indes zweifellos der Umstand, daß die südlichen Hunnen wieder vereint mit den nördlichen den Verkehr hemmten und die ohnehin unbefriedigenden Zustände im Tarimbecken vollends verwirrten. Verschiedene chinesische Heere gingen 72 gegen die Hunnen vor, darunter eins unter der Führung des Generals Pan tschau (Pan Tsch'ao) auf der alten Handelsstraße nach dem Tarimbecken. Das Erscheinen dieses bedeutenden Heerführers und Diplomaten entschied sofort den Sieg des chinesischen Einflusses bei den dortigen Kleinstaaten, die wohl alle unter der Unsicherheit des Handels und dem Vorherrschen der hunnischen Kriegspolitik gelitten hatten.

Aber diesmal begnügten sich die Chinesen nicht mit der leicht errungenen Beute: sie hatten inzwischen Kunde erhalten, daß im Westen ein mächtiges Reich Ta tsin bestehe, das Römische Weltreich. Die merkwürdige gegenseitige Anziehungskraft großer Staatswesen, die sie nötigt, allmählich alle zwischen ihnen liegenden kleinen Staatsgebilde aufzusaugen und eine klare, feste Grenze zu schaffen, begann auch hier ihre Wirkung zu äußern, wenn sich auch ein Erfolg in diesem Sinn, angesichts der ungeheuern Entfernungen, kaum erzielen ließ. Genaue Kenntnisse von den Zuständen im Römerreiche haben die Chinesen nie erlangt.

Friedrich Hirth hat nachgewiesen, daß sie wohl nur den Osten einigermaßen gekannt und Antiochia für die Hauptstadt des Reiches gehalten haben; der später auftauchende Name für das Römische Reich, Fu lin, scheint dagegen auf Bethlehem zurückzugehen und also nur auf den christlichen Glauben der späteren Römer zu deuten. Nach F. W. K. Müller ist Fu lin als Byzanz zu deuten.

Der Feldzug Pan tschaus, der ihn bis nahe an die Grenzen des römischen Einflusses führte, fand erst einige Jahrzehnte nach der Eroberung des Tarimbeckens statt. Pan tschau überschritt den Gebirgswall im Westen des Beckens, durchzog das Gebiet der Jue tschi und gelangte endlich an das Kaspische Meer, von wo er Kundschafter weiter nach Westen sandte, um einen Angriff auf das Römische Reich vorzubereiten (102). Die ungünstigen Nachrichten, die er erhielt, und sein hohes Alter veranlaßten ihn zur Rückkehr nach China; hier ist er bald darauf gestorben.

Der politische Wert seiner Eroberungen war bedeutend, aber nicht von Dauer: die zahlreichen Kleinstaaten, die sich angesichts seines Heeres unter den Schutz Chinas gestellt hatten, gingen wohl oder übel wieder ihre eigenen Wege und verständigten sich mit ihren anderen mächtigen Nachbarn, sobald China aufhörte, wirksamen Schutz zu gewähren. Die Einkünfte aus Tribut, Geschenken und Zöllen, die China aus den westlichen Gebieten zog, deckten bei weitem die großen Ausgaben nicht. Demgegenüber erhob bald die alte chinesische Politik, die von einer Ausdehnung über die alten Grenzen nichts wissen wollte und dem Handel wenig Wert beilegte, ihr Haupt. Schon 120 n. Chr. war man geneigt, alle Besitzungen jenseits des Jümönn-Passes wieder aufzugeben, und nur der Rat eines Sohnes von Pan tschau bewirkte, daß man wenigstens die Etappenstraße bis zum Tarimbecken hielt. Die bald darauf ausbrechenden langdauernden Wirren in China hinderten dann vollends alles kräftige Vorgehen nach außen; dazu sank infolge des aufblühenden Seehandels die Bedeutung des Landverkehrs. Die Kleinstaaten im Tarimbecken haben darauf lange ein stilles, mehr von Indien als von China beeinflußtes Dasein geführt.

E. Die westlichen Hunnen.

Das Vordringen der Chinesen nach Westen war trotz des abenteuerlichen Planes von Pan tschau, das Römische Reich anzugreifen, ein harmloser und im ganzen der Kultur förderlicher Vorgang gewesen. Weit verhängnisvoller entwickelten sich die Dinge, als das hochasiatische Nomadentum einen Ausgang nach Westasien und Europa suchte. Schon war das nördliche Indien den Jue tschi in die Hände gefallen; es nahte die Zeit, wo auch ein großer Teil Europas unter der Geißel gelbhäutiger Steppenvölker erzitterte. Der Kern des hunnischen Volkes, dessen Stern in der Mongolei untergegangen war, warf sich auf die westlichen Kulturvölker. Die Folgen, die der Hunnensturm und das mit ihm verbundene Eindringen anderer asiatischer Nomadenstämme für Europa gehabt hat, kommen für die Geschichte Hochasiens nicht mehr in Betracht; aber auf die Entwickelung der asiatischen Verhältnisse bis zum Ausbruche der Hunnen gilt es einen Blick zu werfen.

Lange Zeit war die westliche Kulturwelt von größeren Angriffen asiatisch-europäischer Nomadenvölker verschont geblieben, vielleicht schon deshalb, weil die Nomaden Osteuropas allmählich seßhafter wurden und den Ackerbau stärker betrieben. Als wichtigstes Volk erscheinen die Alanen, die mit den Aorsen älterer Quellen identisch sind.

Wahrscheinlich handelt es sich um kein eng verbundenes Volkstum, sondern mehr um einen Sammelnamen für die Nomadenstämme, die vom Schwarzen Meere bis zum Aralsee saßen und teils aus den Resten iranischer Skythen, teils aus Ural-Altaiern bestanden. Die eigentlichen Träger des Namens saßen im 1. Jahrh. v. Chr. nördlich vom Kaukasus, wo sie noch 65 v. Chr. gegen Pompeius kämpften, verbreiteten sich dann aber weiterhin in der Steppe und scheinen, wenigstens zeitweilig, den größten Teil der Nomadenstämme des pontisch-kaspischen Gebietes beherrscht zu haben.

Nach chinesischen Quellen gehörte ein Teil des Alanenlandes (Antsʼai) vorübergehend zu Sogdiana, und das läßt auf kriegerische Verwickelungen auch an dieser Grenze schließen. Angriffe durch die kaukasische Pforte auf persisches und römisches Gebiet haben mehrfach stattgefunden. Eine ungeheure Wanderbewegung aber bewirkte erst das Vordringen der westlichen Hunnen. Der erste Zug hunnischer Nomaden nach Westen fand um die Mitte des 1. Jahrh. v. Chr. statt, als innere Kämpfe das Hunnenreich in die äußerste Verwirrung stürzten; mehrere Herrscher suchten gleichzeitig die Herrschaft an sich zu reißen und befehdeten sich mit allen Mitteln. Als einer der Prätendenten, Huhanje, endlich siegreich zu sein schien, empörte sich gegen ihn sein eigner Bruder, der „Vizekönig des Ostens". Dieser „Tschitschi", wie er sich nunmehr nannte, vertrieb seinen Bruder aus der Hauptstadt, wandte sich aber dann nach Westen und begründete, da er das ganze Reich nicht behaupten konnte, hier eine selbständige Herrschaft, die er allmählich weiter westwärts ausdehnte. Da ihn ein Fürst in Sogdiana gegen die Usun zu Hilfe rief, verlegte er den Hauptsitz seiner Macht in die Gegend des Aralsees; hier geriet vielleicht schon damals ein Teil der Alanen in Abhängigkeit von den Hunnen. Kämpfe mit den Chinesen im Tarimbecken endeten mit dem Tode Tschitschis (36 v. Chr.) und schwächten die hunnische Macht beträchtlich.

Die Chinesen hatten, nachdem die durch den Vorstoß Pan tschaus errungenen Vorteile im Westen größtenteils wieder aufgegeben worden waren, noch im Anfange des 2. Jahrh. n. Chr. Kämpfe mit den Hunnen und den mit diesen verbündeten Uiguren im Tarimbecken zu bestehen. Seit der Mitte des Jahrhunderts verschwinden die westlichen Hunnen aus dem Gesichtskreise der Chinesen: die kriegerischen Nomaden, auf eine Wiedereroberung ihrer alten Wohnsitze in der Mongolei endgültig verzichtend, wandten also ihre Aufmerksamkeit anderen Richtungen zu. Noch zwei Jahrhunderte lang begnügten sie sich mit

kleineren Fehden, bis dann um 350 n. Chr. die Lawine ins Rollen kam. Die Hunnen warfen sich zunächst auf die Alanen, töteten deren König und unterwarfen teils das Volk, teils scheuchten sie es nach Westen weiter. Die große osteuropäisch-sibirische Steppe war damit den Hunnen erschlossen und die Richtung ihres weiteren Vordringens angedeutet. Daß sich der Sturm nicht gegen Persien wandte, dessen blühende Gefilde doch sicher die Raubluft mächtig anlockten, beruht wohl auf der Furcht, die das zu jener Zeit noch mächtige neupersische Reich der Sasaniden den Nomaden einflößte.

Auch in Europa hätte das Erscheinen der Hunnen nicht entfernt so mächtig gewirkt, wenn nicht das Römische Reich im Verfall und die germanischen Stämme in unruhiger Bewegung gewesen wären. Die Erschütterungen, die Europa erlitt, nachdem die Hunnen unter Führung Balamirs 375 in die Donauländer eingebrochen waren, gehören nicht mehr der asiatischen Geschichte an. Aber an dem Zuge nach Westen haben sich keineswegs alle Hunnen und Alanen beteiligt; vielmehr ist die hunnische Oberherrschaft im pontisch-kaspischen Gebiet erhalten geblieben. Denn als nach Attilas Tode (453) das europäische Reich der Hunnen zusammenbrach, zog sich der Rest des Volkes größtenteils wieder nach Osten zurück und fand hier in den alten Sitzen Zuflucht. Dem Lieblingssohn Attilas, Irnach (Hernac, Irnas), fiel die Herrschaft über diese Gebiete zu. Im 6. Jahrh. zerfiel das Reich nach und nach in kleinere Staaten, deren Fürsten sich öfter in die Kriege zwischen Persern und Byzantinern einmischten oder sich gegenseitig befehdeten; 558 erreichte ein hunnisches Heer Konstantinopel. Wahrscheinlich erlangten beim Zerfall der Hunnenmacht auch die einzelnen Bestandteile, aus denen dieses kriegerische Mischvolk entstanden war, wieder selbständige Bedeutung, bis dann endlich selbst der Name der Hunnen verschwand.

Dasselbe Schicksal traf einen anderen, wohl stark gemischten Zweig des Hunnenvolkes, die „weißen Hunnen" oder Hephtaliten (Tin la), die sich im heutigen Khiwa festgesetzt hatten und seit 420 heftige Angriffe auf Persien unternahmen. Der sasanidische König Peros fiel im Kampfe gegen sie (484). Um 531 fanden die letzten Kämpfe mit diesen Hunnen statt, die zum Teil später unter neuem Namen und mit anderen gemischt als Kh(a)warismier wieder auftauchten.

F. Hochasien nach dem Falle des Hunnenreiches.

a) Die Hsien pi und die Jen jen.

Nach der Zertrümmerung des großen Hunnenreiches in Hochasien und dem Rückzuge der meisten Hunnen nach Westen war der größte Teil der Mongolei den Hsien pi (Sien pē) zugefallen, da die Chinesen das ungeheure Steppengebiet weder behaupten wollten noch konnten. Dieses Tungusenvolk stammte aus der heutigen Mandschurei und brachte durch sein Vordringen nach Westen, wobei es höchstwahrscheinlich die Reste der Hunnen und anderer Steppenbewohner in sich aufnahm, einen neuen Bestandteil in den „Völkerbrei" der mongolischen Weideländer. Wie alle Steppenvölker, zerfielen die Hsien pi in eine Anzahl kleinerer Stämme, die meist ihre eigene Politik trieben, gelegentlich aber auch von einem tatkräftigen Führer vereinigt wurden und dann eine furchtbare Macht bildeten, deren Wirkungen man bald in China und im Tarimbecken empfand.

Ein solcher Aufschwung der Hsien pi trat um 150 n. Chr. ein, als sich Tun schi huai an die Spitze eines der Stämme stellte und bald seine Macht weithin auch über das Gebiet anderer Völker ausdehnte. Dieses neue Nomadenreich stand dem früheren hunnischen an

Größe kaum nach und umfaßte auch ungefähr dieselben Landschaften. Da eigentlich nur die Person des Herrschers das Reich zusammenhielt, sank die Macht der Hsien pi nach dem Tode des ersten Fürsten (190) beträchtlich und würde wohl dem chinesischen Einfluß erlegen sein, hätten nicht kurz darauf der Zusammenbruch der Han-Dynastie in China (220) und die folgenden Wirren diese Gefahr beseitigt. So war es den Hsien pi möglich, zeitweilig das große Ziel der herrschenden Nomadenstämme zu erreichen: den Westhandel unter ihre Kontrolle zu bringen; wie vor ihnen die Hunnen, mußten sie sich hierzu mit den tibetanischen Nomadenstämmen im Süden des Tarimbeckens verständigen. Mehrere Horden der Hsien pi fanden während der Bürgerkriege in China die erwünschte Gelegenheit, in dieses Land einzuwandern und bald als Söldner zu dienen, bald selbständige Herrschaften zu begründen. Der mächtigste dieser Stämme waren die To ba (Topa, Tʻu fa), die sich immer weiter über das nördliche China ausbreiteten. In ihrem Wesen und Denken wurden sie rasch zu Chinesen, und vollständig im Sinne der herkömmlichen Politik Chinas mußten sie bald den stammverwandten Steppennomaden der Mongolei gegenübertreten. Hier hatten sich die Verhältnisse im Laufe der Zeit sehr geändert. Das Reich der Hsien pi hatte sich aufgelöst, nachdem die kräftigsten und zahlreichsten Horden nach China gewandert waren, und an seine Stelle war ein neues getreten unter der Herrschaft der Jen jen (Gun gen, Schuan Schuan), eines Mischstammes, der anscheinend auch Trümmer sibirischer Urvölker in sich aufgenommen hatte, sprachlich aber zur türkisch-tatarischen Rasse gehörte. Die Kaiser der We-Dynastie hielten das aufstrebende Volk lange Zeit in Schach. Ihre Macht begründeten die Jen jen erst am Ende des 4. Jahrh. durch die Unterwerfung der gewerbfleißigen Stämme am Altai, worauf sie, südwestlich weiter vordringend, die hochasiatischen Handelsstraßen in ihre Gewalt brachten und nun ihren Einfluß auch auf die Mongolei bis zu den Grenzen Koreas ausdehnten. Der Herrscher, dem sie diesen Aufschwung verdankten, war Talun (Schelun, Zarun); vom Namen seines Nachfolgers Tatara (Dudar) soll die Bezeichnung „Tataren" abgeleitet sein, die mit der Zeit für die Völker des türkisch-mongolischen Stammes üblich wurde.

Die To ba in Nordchina sahen sich bald in schwere Kämpfe mit dem neuen Nomadenreiche verwickelt, zeigten sich ihm aber auf die Dauer mehr als gewachsen; nachdem schon 425 und später wiederholt die Jen jen bei ihren Angriffen auf China zurückgeschlagen und sogar in ihr eigenes Gebiet verfolgt worden waren, dehnten die Pei We nach altbewährter chinesischer Politik ihren Einfluß wieder längs der alten Handelsstraße nach Westen aus und erschütterten damit die nomadische Gegnerschaft in ihren Grundfesten. Die Bündnisse mit den beiden anderen Reichen, in die China damals zerfiel, dem der Sung und dem der Liang, nützten den Jen jen nichts; sie wurden wiederholt geschlagen und vermochten die Kontrolle über die Handelswege nicht wieder zu gewinnen, obwohl sie namentlich um 471 die Reiche Kaschgar und Khotan arg bedrängten. Völlig niedergeworfen wurden die Jen jen von den Chinesen nicht. Erst in der Mitte des 6. Jahrh. erlag ihr Reich, durch innere Zwiste geschwächt, dem Angriffsstoße der Türken. Ein großer Teil des Volkes flüchtete, dem Beispiele der Hunnen folgend, nach Westen: wahrscheinlich sind die Awaren (Avaren), die bald darauf als Eroberer in Osteuropa auftauchten, mit den Jen jen identisch. Wie die Reste der Jen jen in Hochasien sind auch die Awaren schließlich völlig verschwunden oder in anderen Völkern aufgegangen.

b) Die Uiguren.

Angesichts dieser riesenhaft anwachsenden und dann wieder spurlos vergehenden Nomadenreiche könnte man fast vergessen, daß Hochasien nicht ausschließlich ein Weideland

wandernder Horden ist, sondern auch für mehr oder weniger seßhafte Völker Raum und Nahrung bietet. Wie in den Oasen des Tarimbeckens, begünstigt durch den westöstlichen Handelsverkehr, sich blühende und verhältnismäßig kultivierte Siedelungen bildeten und die Mittelpunkte kleiner Staaten wurden, ist schon mehrfach erwähnt. Doch auch weiter nördlich führten Handelsstraßen nach Westen und lagen an den Bergen Gebiete, die den Ackerbau begünstigten; weiterhin aber erhob sich der erzreiche Altai, der Mittelpunkt einer uralten Kultur, die trotz aller Nomadenraubzüge nicht ganz verloren gegangen war. Daß es vom Tiënschan bis zum Altai zahlreiche Städte und fest angesiedelte Völker gegeben hat, ist zweifellos; die politische Macht lag jedoch meist in den Händen der Nomaden, die der Politik des Landes ihren Charakter aufdrückten, und die deshalb auch in den Geschichtsquellen ganz anders hervortreten als die eigentlichen Kulturträger. Das wichtigste Nomadenvolk des Gebietes waren lange Zeit die Uiguren (Juguren, Iguren Tschui tsche), bei denen man einen nördlichen Zweig, der an der Selenga seßhaft war und sich später bis zu den Quellen des Jenissei ausbreitete, und einen südlichen im Süden und Osten des Tiënschan unterschied. Während die nördlichen Uiguren, von den Chinesen Kao tsche oder Thin le genannt, keine höhere Kultur erwarben, blieben die südlichen, deren Gebiet ja von den wichtigsten westöstlichen Handelsstraßen berührt oder durchschnitten wurde, von den Einflüssen der Kulturvölker nicht unberührt. In den Städten der südlichen Uiguren entwickelte sich eine merkwürdige Mischkultur, die auf das Wesen der anderen hochasiatischen Nomadenvölker bedeutend eingewirkt hat.

G. Die Türkenreiche.

Die Herrschaft der Jen jen in der Mongolei brachen die Türken (Tu kiu), ein Volk, das bezeichnenderweise am Altai zur Macht gelangt war. Allerdings gehörten die Türken keinesfalls zu den alten Kulturträgern jenissejischen Stammes am Altai, sondern waren echte Nomaden mongolischer Herkunft, wahrscheinlich einer jener Trümmer des großen Hunnenvolkes, die allmählich wieder an Volkszahl und Ansehen zunahmen; aber zweifellos waren die Metallschätze des Altai ein Machtmittel, das sie zu nutzen wußten, mögen sie nun selbst sich mit der Ausbeute und dem Schmieden beschäftigt oder ihren altansässigen Untertanen diese Arbeit überlassen haben. Daß die Jen jen bei dem ausbrechenden Kampfe die Türken als „ihre Schmiede" bezeichneten, war vielleicht nur ein absichtlicher Hohn und mag der Wirklichkeit nicht ganz entsprochen haben. Indes ist zu bedenken, daß bei den Nomadenstämmen Hochasiens die Tätigkeit des Schmiedes in hohem Ansehen gestanden hat, und daß in der mongolischen Überlieferung selbst der sagenhaft gewordene Volksheld Dschengis Khan als Schmied erscheint. Jedenfalls hat die den Metallschätzen zu dankende bessere Bewaffnung mit Panzern, Helmen, Schwertern, Lanzen und den merkwürdigen „singenden Pfeilen" den ursprünglich nicht sehr zahlreichen Türken die Überlegenheit über ihre Gegner zum guten Teil verschafft.

a) Die Anfänge.

Die Stammessage der Türken leitet die Herkunft des Volkes von einem Knaben ab, den eine Wölfin säugte; diese Überlieferung, die an die Geschichte des Romulus und Remus erinnert, geht wohl wie diese auf totemistische Bräuche zurück: goldene Wolfsköpfe waren die Feldzeichen der Türken. Die nüchternen chinesischen Berichte lassen die Türken von den Aschin (Asona) abstammen, Hunnen, die sich nach ihrer Vertreibung aus China durch die We-Dynastie unter den Schutz der Jen jen gestellt hatten und von diesen 439 an den

Die 8. Seite aus der alttürkischen Ethik kudatku Bilik.

Umschrift:

[VII. Jaruk jaz fazlin Uluk Bokra kan öktüsün ajor.

. . . . . .]

36 tapuḳḳa kelikli ḳut ḳapuḳta turur
ḳapuḳta turuḳli tapuḳta turur.
37 bu janglik tapuḳḳa jilindi aǧun
jaḳi bojni ikti ḳopardi özün

38 aǧun da ćavi bardi Chaḳan közi
köri munkli közlerde jini özi
39 aǧun enćke tekti tüzüldi törü
törü birle atin ḳopardi örü

40 aḳi suretin kim körein tese
kelib körkü Chaḳan jüzi öze
41 ǵefa siz vefalik tilese ḳutun
jürün kör ḳilinǧi vefa ol bütün
42 tüzün ḳilḳi alćaḳ baḳirsaḳ köngül
körein tese kel muni kör emol
43 asik ḳolsa barća özüng jaz sirin
beri kel tapuḳ ḳil köngül baraśin
44 ej etkü ḳilinć hasili etkü uruḳ
aǧun taplasuni kesiksiz ḳuruḳ
45 bajat berdi arzu eter keng ḳoti
munung śükri ḳilḳu oḳub ming ati

46 eti kećki söz bu meselde kelir
ata ati orni oḳulḳa ḳalir
47 ata orni ḳaldi ati da bile
atinda taḳi bolḳu ming ming jile
48 tući neng neguḳ tarti jüz ming ilik
muni ḳol neguḳi ḳudatḳu bilik

49 olarning neguḳi kelir hem barir
mening bu neguḳ boldi mingi ḳalir
50 naća bersa dünja tüker alḳinur
bitisa ḳalir söz aǧun tiskinur

51 Kitabta bitildi bu Chaḳan ati
bu at mingi boldi eter keng ḳuti

52 ja reb iśde devlet tökel ḳil tilek
kamuḳ iśke bolḳil sen arḳa jülek
53 severin esen tut jaḳisin ketür
kevinǧin tolu tut sivinǧin ḳotur
54 jaḳa turḳu jamḳur jaśilḳu ćećek
kovurmüś jikać salinḳu kesek
55 bolur bolsa ebren tući ebrilir
ḳuti bolḳu düśmen baśi ḳobḳolur

Übersetzung:

[VII. Die Jahreszeit des glänzenden Frühlings das Lob des großen Bokra.

. . . . . .]

36 Der in Dienste tritt, steht an der Pforte,
Der an der Pforte Stehende steht im Dienste.
37 Zu derartigem Dienste hat die Welt sich getummelt, || Der Feind hat den Rücken gebeugt und hat sich erhoben.
38 Des Khakans Ruf und Blick drang in die Welt.
In sehnsuchtsvollem Auge . . . . . er selbst.
39 Zur Ruhe gelang die Welt, Ordnung wurde geschaffen, Mit dem Gesetz hob sich sein Name empor.
40 Wer die Gestalt der Großmut sehen will,
Der komme und sehe des Khakans Antlitz.
41 Wer ohne Leid Freuden mit Glück haben will,
Sehe ihn an, sein Tun ist lauter Freude.
42 Wenn einen von sanfter Natur u. edlem Herzen
Du sehen willst, so komm, sehe diesen an.
43 Willst du Nutzen haben, so öffne dein ganzes Geheimnis, || Tritt näher u. diene mit Herzenslust.
44 Oh gute Tat, gutem Stamme entsprungen,
Die Welt möge ehren ohne Unterlaß . . . . . .
45 Gott hat das Verlangen gegeben, volles Glück gewährt, Dessen Dank muß man sagen, tausendfach seinen Namen preisen.
46 Ein sehr altes Wort kommt in diesem Spruche:
„Des Vaters Name u. Platz bleibt dem Sohne."
47 Des Vaters Platz blieb samt seinem Namen,
Bei andern bleibe sein Name 1000 u. 1000 Jahre.
48 Alle Vermögen und Würde haben 100000 Hände weggetragen, Diese Würde verlange das „Glückliche Wissen".
49 Ihre Würde kommt und geht wieder weg,
Diese meine Würde aber bleibt ewiglich.
50 Was die Welt immer gibt, es täuscht und vergeht, Das geschriebene Wort aber bleibt, so lang' die Welt sich rührt.
51 Im Buche wurde geschrieben dies Khakans Name, || Dieser Name ist ewiglich geworden und beglücket reichlich.
52 Oh Gott, in sein Tun laß das Glück vollkommen sein,
In jedem Tun sei Du Stütze und Hilfe.
53 Seinen Freund bewahre, seinen Feind entferne,
Erfülle ihn mit Vertrauen, segne ihn mit Freude.
54 Es regne der Regen, es ersprießen die Blumen.
Die ausgedörrten Bäume sollen Zweige schauKeln,
55 Das Schicksal, so es will, dreht sich immer,
Es glücke ihm, u. des Feindes Kopf ist ausgehöhlt.

56 jaḳiz jer baḳir bolmaḳinća ḳizil
ja otta ćećek önmekinće jaśil
57 tirilsuni ..... özi ming ḳutun
tökülku ḳaraḳi körümez urun
58 taki da negü ersa arzu tilek
bajattin jetilku angga ḳut jülek
59 sivinġin ebinġin kebinġin ja Ali
aśaḳu jaśasuni Lokman jili

VIII. Jeti jolduz on iki ögek burć un ajor.

1 Bajat ati birle sözük baślatim
töretken jikitken kećürken Idim

2 Töretti tilektek tözi alemin
jarutti aġunda künün hem ajin
3 jaratti kör abran tući abrilur
aning birle teskinć jime teskinur
4 jaśil kök jaratti jime jolduzi
ḳara tün jarutti jaruḳ kündüzi
5 bu kökteki jolduz bir naća bekek
bir naća kütez ći bu jekke jekek
6 bir naća ḳulaḳuz bolur jitsa jol
bir naća jarutmiś chaliḳ ḳa ol
7 ḳajusi örürek ḳajusi ḳoti
ḳajusi jaruḳraḳ ḳaju öksüti

56 Bis die graue Erde nicht kupferrot wird,
Oder bis im Feuer nicht grünes Gras wächst,
57 Soll er immer mit tausend Glücke leben,
Soll sein Aug' auf unsichtbare Orte reichen,
58 Was auch sein Wunsch und Verlangen sei,
Dazu soll von Gott Glück und Hilfe gelangen.
59 Mit Freude, Behagen und Zufriedenheit
Soll er genießen und leben Lokmans Alter.

VIII. Über die sieben Sterne (Planeten) und zwölf Zodiaken.

1 Mit Gottes Name habe ich das Wort begonnen,
Oh du mein schaffender, vertilgender und verzeihender Gott!
2 Er erschuf dem Wunsche nach alle Welten, [Mond.
Erhellen ließ er in der Welt die Sonne und den
3 Er erschuf, sieh! den sich stets kreisenden Himmel,
Mit diesem sich bewegend, bewegt sich alles.
4 Den blauen Himmel, alle Sterne erschuf er,
Die schwarze Nacht erhellte er gleich hellen Tag.
5 Die Sterne in diesem Himmel einige .....
Einige sind die Wächter dieser .....
6 Einige sind Wegweiser, wenn man den Weg verEinige hat der Schöpfer erhellt. [liert,
7 Der eine höher, der andere unten,
Der eine heller, der andere dunkel

Transskription und Übersetzung nach Hermann Vámbéry, Uigurische Sprachmonumente und das Kudatku Bilik; Innsbruck 1870.

Das Kudatku Bilik („das beglückende Wissen") ist eine Ethik in gereimten Versen, die das Verhältnis des einzelnen zur vergänglichen Welt und zu den unerbittlichen Verhängnissen des Schicksals erläutert; sie spricht von den Pflichten eines Fürsten gegenüber seinem Volke, von den Eigenschaften der verschiedenen Beamtenklassen, von den Tugenden, die zum rechten Lebenswandel gehören, und den Lastern, die der Gesellschaft schaden: eine Sittenlehre nach alttürkischer Anschauung. Verfaßt ist diese Ethik in achtzehn Monaten von einem Jußuf unter der Regierung Bokra (oder Boghra) Khans, wofür er von diesem zum Geheim- oder Privatwesir ernannt wurde; daher lautet der vollständige Verfassername: Jußuf Khaß Hadschib. Die erste Hälfte ist im östlichsten Ostturkistan (Khami?), die zweite in Kaschgar verfaßt. Erhalten ist uns das Werk in einer zu Herat im Jahre 843 d. H. = 1440 gemachten Abschrift, die 36 Jahre später nach Tokat in Kleinasien und 879 (= 1492) nach Konstantinopel gelangte; hier kam sie in den Besitz des Freiherrn Jos. von Hammer-Purgstall und durch diesen in den der Wiener Hofbibliothek. Ein zweites Exemplar in arabischer Schrift befindet sich in Kairo.

Das Kudatku Bilik ist zwar das älteste literarische Denkmal der Turkvölker, aber kein selbständiges Erzeugnis, denn es lehnt sich in der Form an Firdusis Königsbuch an und zeigt auch sonst persischen Einfluß. Es stammt nicht aus dem eigentlichen Uigurenreich Ostturkistans, das uns namentlich aus der Gegend von Turfan so hochinteressante Funde von Bildern und Manuskripten buddhistischen, manichäischen und nestorianischen Ursprungs geliefert hat, sondern hat zum Verfasser den obengenannten Beamten des sekundären Uigurenstaates in Kaschgarien, also am westlichsten Ende Ostturkistans, wo der Islam zuerst Wurzel faßte. Im östlichen Reich bei Turfan dagegen war bis zu seiner Zerstörung durch die Mongolen chinesischer Einfluß von großer Bedeutung. Entstanden im Jahre 462—465 der Hedschra = 1068—69 n. Chr., spricht das Kudatku Bilik von einem selbständigen Kaschgar-Reiche, wo der ebenerwähnte Bokra Khan herrsche, und von einem Fürsten im Osten; die seßhaft gewordenen Uiguren hatten wahrscheinlich in den Oasenstädten am Nordrand des Tarimbeckens eine Herrschaft über die wahrscheinlich iranisch-türkische Mischbevölkerung errichtet. Die Stände des Stammes teilten sich in das schwarze Volk Adel und die Beamten oder Diener. Das Volk setzte sich aus Kaufleuten, Landbebauern und Tierzüchtern zusammen; ferner gab es Seid, Ärzte, Beschwörer und Sterndeuter. Unter den Regierungsbeamten werden genannt: der Wesir, der Feldherr, der Schriftführer, der Gesandte und der Torsteher. Das Staats- und das Familienleben hatte durchaus patriarchalischen Charakter; überraschend wirkt die Betonung der Wichtigkeit von Wissenschaft und Gelehrsamkeit.

Das Uigurische ist die durch Schriftzeichen zuerst festgestellte Mundart und als solche die Quelle des ältesten Formen- und Wurzelschatzes der Turksprache. Das Alphabet ist das syrisch-sabäische; erst als die Nachkommen Dschengis Khans Bekenner des Islam wurden und die westmohammedanische Gelehrsamkeit auch Hochasien eroberte, haben die alten uigurischen Schriftzeichen, worin noch Emir Timur 1379 am Ufer des Dnjepr Urkunden ausgestellt hat, den neu angenommenen arabischen Platz machen müssen und sind in die Täler des Tiënschan gedrängt worden.

Die 8. Seite aus der alttürkischen Ethik Kudatku Bilik.

Nach der Handschrift in der k. k. Hofbibliothek zu Wien.

südlichen Hängen des Altai angesiedelt worden waren. Von chinesischer Kultur scheint bei ihnen nicht viel haften geblieben zu sein; dagegen dürften sie von den Uiguren einige Gesittung aufgenommen haben, worauf die Annahme der uigurischen Schrift hindeutet (s. die beigeheftete Tafel „Die achte Seite aus der alttürkischen Ethik Kudatku Bilik"). Eine willkommene Gelegenheit zu weiterem Ausgreifen boten ihnen die Fehden zwischen den nördlichen Uiguren und den Jen jen. Bei deren erstem Zusammentreffen (490) verhielten sich die Aschin oder die Türken, wie sie nun besser genannt werden, noch ruhig; als aber 536 ein Uigurenheer ostwärts zog und hierbei das türkische Gebiet berührte, brach der damalige Herrscher der Türken, Tu min, über sie her, besiegte sie und vereinigte den ganzen Stamm von 50000 Jurten mit dem seinigen. Die Leichtigkeit, mit der diese Verschmelzung vor sich ging, ist bezeichnend für das Ineinanderfließen der Völker auf den grenzenlosen Steppen Hochasiens. Tu min war nunmehr imstande, den Jen jen, deren Macht ohnehin längst erschüttert war, Trotz zu bieten, nachdem der Herrscher der Jen jen die Werbung Tu mins um eine seiner Töchter verächtlich abgewiesen hatte. Der Untergang des Reiches der Jen jen erfolgte 552, und das neue türkische Herrschervolk übernahm jetzt die Führung der hochasiatischen Nomaden, deren Verhältnisse im übrigen sich dadurch nur wenig änderten.

Da die herkömmlichen Angriffskriege gegen China an dessen diesmal festgeschlossener Macht scheiterten, wandten sich die Türken nach dem Westen, wohin die Hunnenzüge allen Nachfolgern den Weg gezeigt hatten; waren doch selbst uigurische Scharen um 463 bis zur Wolga vorgedrungen. Die Türken unterwarfen zunächst Sogdiana, wo noch immer die Nachkommen der Jue tschi die Vorherrschaft behauptet und selbst nach dem Tarimbecken übergegriffen hatten. Damals bestanden in Sogdiana neun Staaten, die von Fürsten aus der Dynastie der Tschan wu (Jue tschi) beherrscht waren, und als deren mächtigster Samarkand galt; in Taschkent, Ferghana und Khwarism saßen andere Dynastien auf den Thronen. Mit der Eroberung dieser Kleinstaaten, die übrigens schwerlich ganz verschwanden, gewannen die türkischen Herrscher ein Interesse am Westhandel und namentlich an der Seidenausfuhr aus Sogdiana, die von den Persern damals verhindert wurde, wahrscheinlich weil man in Persien selbst die Seidenraupenzucht lebhaft betrieb und zugleich auf dem Seeweg Seide aus China bezog. Der Versuch, durch Unterhandlungen die Perser zur Nachgiebigkeit zu bewegen, führte zu langwierigen kriegerischen Verwickelungen. Man knüpfte nunmehr unmittelbare Verbindung mit den Byzantinern an, denen an einer Sprengung des persischen Handelsmonopols ebenfalls gelegen sein mußte (569). Eine türkische Gesandtschaft gelangte nach Konstantinopel, worauf sich Simarkh (Zemarkh) im Auftrage des byzantinischen Kaisers Justinus II. nach der am Altai gelegenen Residenz des türkischen Großkhans begab. Wir haben von ihm eine ausführliche Beschreibung seiner Reise und der Kämpfe der Türken gegen die „weißen Hunnen" und die Perser, denen er zum Teil beiwohnte; durch ihn erfahren wir auch, daß eben damals der Westen des Tarimbeckens in die Gewalt der Türken fiel. Später wurden auch die Byzantiner trotz ihrer vorsichtigen Politik von den Türken schwer bedrängt, wie denn überhaupt die Zeit der türkischen Macht ein neues Anfluten hochasiatischer Stämme gegen Westasien und Europa einleitet; die Khasaren, die um 626 nach Osteuropa vordrangen, waren wohl ein abgesplitterter Teil des Türkenvolkes.

b) Die östlichen und die westlichen Türken.

Wie die früheren Reiche, so zerfiel auch das türkische in einen östlichen und einen westlichen Flügel, die von Vizekönigen regiert wurden, während der Oberherrscher im Frieden

wie in der Schlacht die Mitte befehligte. Um 600 gelang es den Chinesen, durch eine Spaltung des Reiches in einen östlichen und einen westlichen Teil die Macht der Türken nachhaltig zu schwächen. Die chinesischen Heere errangen 630 einen glänzenden Sieg über die östlichen Türken, wobei der Khan Kin li gefangen genommen wurde; der chinesische Einfluß dehnte sich wieder bis Sogdiana aus. Das Ostreich zerfiel darauf in mehrere machtlose Kleinstaaten; ein Teil der Türken aber wanderte nach China ein und erhielt hier Wohnsitze zugewiesen, wohl um als Grenzwache gegen andere Nomadenvölker zu dienen. Das Volk, seines alten Ruhmes eingedenk, erstarkte im chinesischen Gebiete wieder so weit, daß es 681 unter Kutluk (Ko to lo, Ku tut luk) die chinesische Herrschaft abschüttelte und seinen Einfluß über die Mongolei ausbreitete. Die Macht der Türken wuchs noch unter dem Bruder und Nachfolger Kutluks, Me tkhun (Me tsu), der die chinesischen Thronstreitigkeiten geschickt benutzte. Wieder erlangte das Türkenreich eine gewaltige Ausdehnung. Auch die westlichen Türken wurden anscheinend zeitweise unterworfen, und in Sogdiana, wo noch immer die Kleinstaaten der Jue tschi bestanden, wurde die türkische Vormacht wiederhergestellt. Nach Me tkhuns Tod ermordete der Heerführer Kultegin, ein Neffe des Verstorbenen, dessen Sohn und setzte seinen eigenen Bruder Me ki lien als Herrscher ein. Wir sind über diese Verhältnisse durch die Inschriften der Grabstelen von Orkhon genauer unterrichtet. Eine Zeitlang hielt sich noch das osttürkische Reich als gefürchtete Macht, geriet aber dann in Verfall, und das Ende machte 745 ein Angriff der verbündeten Uiguren und Chinesen: von den Türken ist seitdem in der Geschichte Hochasiens wenig mehr die Rede. Den Untergang der Türkenmacht hatten die Araber beschleunigt, die inzwischen Persien erobert hatten und bis Sogdiana vordrangen, dessen Fürsten zum Teil Hilfe bei den Türken suchten und mit wechselndem Glücke gegen die neuen Bedränger fochten. Die Araber besiegten 712 die verbündeten Sogdianer und die Türken, die wohl Kultegin führte; 730 dagegen erlitten sie bei Samarkand durch dieselben Gegner eine schwere Niederlage. Der Zwang, sich nach verschiedenen Seiten hin verteidigen zu müssen, hat den raschen Untergang des osttürkischen Reiches zweifellos mit herbeigeführt.

Die westlichen Türken waren bald nach ihrer Trennung vom Ostreich in Abhängigkeit von den Persern geraten; um 620 fühlten sie sich jedoch stark genug, ihr Reich, das wohl zwischen dem Altai und dem Aralsee lag, nach allen Seiten zu erweitern und Einfälle in Persien und Sogdiana zu machen. In den persischen Thronwirren der damaligen Zeit haben türkische Söldner oder Bundesgenossen eine verhängnisvolle Rolle gespielt. Alle Eroberungen waren freilich, wie bei Nomadenreichen immer, nur sehr locker verbunden und lösten sich bei Gelegenheit leicht wieder los; ganze Völker durchzogen die Wüsten Hochasiens in ihrer größten Ausdehnung, um sich der Herrschaft eines unbeliebten Eroberers zu entziehen und vielleicht an der chinesischen Grenze Schutz zu suchen. Die westlichen Türken beherrschten damals auch die nördlichen hochasiatischen Handelsstraßen durch das Uigurengebiet; da die Chinesen daraufhin die südlichen Straßen durch das Tarimbecken begünstigten, fielen Türken und Uiguren vereint über die dortigen Kleinstaaten her, griffen selbst das von den Chinesen besetzte Khami an und nötigten dadurch China zur Abwehr (639). Diese Wirren zogen sich lange hin, endeten aber doch zum Vorteil der Chinesen. Bald darauf machte sich das Vordringen der Araber durch Persien den westlichen Türken fühlbar, während die chinesischen Heere von Osten her bedenklich andrängten; die Folge war der fast gänzliche Zerfall der westtürkischen Macht, deren Erbe für kurze Zeit die inzwischen mächtig gewordenen Tibeter antraten. Erst gegen 700 hob sich das Reich wieder, lag aber bald in heftigem Kampfe

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Register zu der Karte ‚Forschungsreisen in Mittelasien seit 1856'.

I. Alphabetisches Register.

Die Buchstaben und Zahlen zwischen den Linien ⌈ D3 ⌉ bezeichnen die Gradfelder der Karten.

Aborexped. 1911–12	D3	Gebr. Schlagintweit 1856–57	B2	Longstaff 1907 u. 1909	B2,BC2,3	Roborovsky u. Kozlow 1894	DE2
Amundsen 1898–99.	E3	Gill 1877	DE2, 3	Machatschek 1911	B1	Rockhill 1889	DE2
Audemard 1910	E3	Godfrey 1908	B2	Manifold 1901 u. 1904	EF1, 2, E2, 3	Ruyder 1904	C2, 3
Baber 1878	E3	Granö 1909	DE1	Merzbacher 1902–04 u. 1908–09	BC1	Saint-Yves 1899	B2
Bacot 1909	DE2, 3	Grénard 1904	D2	Nain Singh 1873	B-D2, 3	Saposchnikow 1902 u. 1909	B1, CD1
Bailey 1911	D3	Gröber 1908–09	CD1	Needham u. Molesworth 1885–86	D3	Schischmarew 1868	D-F1
Bonin 1899–1900	A-F1, 2	Grombtschewski 1888–90	B2	Neve 1910	B2	Schlagintweit, Gebr. 1856–57	B2
Bonvalot u. Capus 1886–87	B2	Grum Grzimailo 1890	C-E1, 2	Obrutschew 1893–94, 1905, 1909 u. 1911	C1, D2	v. Schultz 1909	B2, 3
Bonvalot u. Henri d'Orléans 1889–90	C-E1-3	Henry d'Orléans 1895	D3	d'Ollone 1907	E2, 3	Sewerzow 1864 u. 1878	C1, D2, B2
Bower 1891	B-E2	Herzog der Abruzzen 1909	B2	Olufsen 1896	B2	Sossnofsky 1875	C-F1, 2
Brooke 1908	E2	Holdich 1898	B2	Oschanin 1878	AB2	Stein 1906, 1907 u. 1908	B-E1, 2
Bruce 1905	GF1, 2	Hosie 1882–84	E3	Osten-Sacken 1867	B1	Sven v. Hedin 1894–1897, 1899–1902, 1906–08	B-F1, 2, B-D1-2, BC2, 3
Brunhuber u. Schmitz 1908–09	D3	Huntington 1906	CD1, 2	Pereira 1910	E1, 2		
Carey 1885–87	B-D1, 2	Iwanow 1883	B2	Peretoltschin 1902–1903	DE1		
Carruthers 1908, 1910 bis 1911	B1, CD1	Jackson 1900	E2, 3	Pjevzow 1889–90	BC1, 2	Széchenyi 1879–80	D-F1, 2
David 1872–73	EF2	Johnson 1868	BC2	Polignac 1910	E3	Tafel 1905–07	DE2
Deasy 1896-97 u. 1899	BC1	v. Kaulbars 1869	B1	Poncins 1893	B2	Toussaint 1907	B2
Desgodins 1861–78	D2, 3	Kaznakow (Kozlowsche Exped.) 1899	DE1	Potanin 1884–86	D-F1, 2	Turfan-Exped. 1902–1903 u. 1905–07	CD1, D1
Dupuis 1869–72	E3	Kingdon Ward 1911	D3	Prinz 1909	B1, 2	Vaulserre 1898	E3
Dutreuil de Rhins 1893–94	CD2	Kostenko 1876	B2	Przewalskij 1870–73, 1876–77, 1879–80, 1884–85	EF1, 2, CD1, DE1, 2, CD2	Vogelsang 1900	EF2
Elias 1872	D-F4	Kozlow 1893	C1			Wellby 1896	B-D2
Engl. Expedition 1904	B-D2, 3	Kozlowsche Exp. 1899 bis 1900 u. 1908–09	DE1, 2			White 1906–08	CD3
Fedtschenko 1868-71	AB1	Krishna 1879–82	DE2, 3	Putiati u. Bendersky 1883	B2	Williamson 1907–08	D3
Fergusson 1906–07	E2	de Lacoste 1909	C-E1			Woodthorpe 1885	D3
Filchner 1904	DE2	Ladyghin (Kozlowsche Exped.) 1899	CD1	Rawling u. Hargreaves 1903	I5	Workman 1903, 1906, 1908 u. 1911	B2
Forsyth 1870, 1874	BC2	Lagrée u. Garnier 1867–68	E3	Regel 1879 u. 1881–1883	C1, AB2	Worotnikow 1908	B1
Freshfield 1899	C3	Legendre 1910–11	E3	v. Richthofen 1870-72	EF1-3	Young 1905–06	DE3
Fritsche 1868–72	EF1	Littledale 1889 u. 1895	B2, BC2	Rickmers 1899	A2	Younghusband 1886 u. 1889–90	B-D1, 2
Futterer u. Holderer 1898	B-F1	Logan Jack 1900	E2				

II. Chronologische Übersicht.

Schlagintweit, Gebrüder	1856–57	B2	Bonvalot u. Henri d'Orléans	1889–90	C-E1-3	Bruce	1905	C-F1, 2
Desgodins	1861–78	D2, 3	Pjevzow	1889–90	BC1, 2	Obrutschew	1905–06	C1
Sewerzow	1864	B1	Grum Grzimailo	1890	C-E1, 2	Young	1905–06	DE3
Osten-Sacken	1867	B1	Bower	1891	B-E2	Tafel	1905–07	DE2
Lagrée u. Garnier	1867–68	E3	Kozlow	1893	C1	Turfan-Expedition	1905–07	D1
Johnson	1868	BC2	Poncins	1893	B2	Huntington	1906	CD1, 2
Schischmarew	1868	D-F1	Dutreuil de Rhins	1893–94	CD2	Workman	1906	B2
Fedtschenko	1868–71	AB1	Obrutschew	1893–94	D2	Fergusson	1906–07	E2
Fritsche	1868–72	EF1	Grénard	1894	D2	Stein	1906–08	B-E1, 2
v. Kaulbars	1869	B1	Roborovsky und Kozlow	1894	DE2	Sven v. Hedin	1906–08	BC2, 3
Dupuis	1869–72	E3	Sven v. Hedin	1894–97	A-F2, 3	White	1906–08	CD3
Forsyth	1870	B2	Henri d'Orléans	1895	D3	Longstaff	1907	BC2, 3
v. Richthofen	1870–72	EF1-3	Littledale	1895	C2	d'Ollone	1907	E2, 3
Przewalskij	1870–73	EF1, 2	Deasy	1896	C2	Toussaint	1907	B2
Elias	1872	D-F1	Olufsen	1896	B2	Williamson	1907–08	D3
David	1872–73	EF3	Wellby	1896	B-F1, 2	Bacot	1907–09	DE2, 3
Nain Singh	1873	B-D2, 3	Deasy	1897	B2	Brooke	1908	E2
Forsyths Exped.	1874	BC2	Futterer u. Holderer	1898	B-F1	Carruthers	1908	B1
Sossnofsky	1875	C-E1, 2	Holdich	1898	B2	Godfrey	1908	B2
Kostenko	1876	B2	Vaulserre	1898	E3	Workman	1908	B2
Przwalskij	1876–77	CD1	Amundsen	1898–99	E3	Worotnikow	1908	B1
Gill	1877	DE2, 3	Deasy	1899	C2	Brunhuber und Schmitz	1908–09	D3
Baber	1878	E3	Freshfield	1899	C3	Gröber	1908–09	BC1
Oschanin	1878	AB1, 2	Kaznakow (Kozlowsche Expedition)	1899	DE1	Kozlowsche Exp.	1908–09	E1, 2
Sewerzow	1878	B2				Merzbacher	1908–09	BC1
Regel	1879	C1				Bacot	1909	DE2, 3
Przwalskij	1879–80	DE1, 2	Ladyghin (Kozlowsche Expedition)	1899	CD1	Granö	1909	DE4
Széchenyi	1879–80	D-F1, 2	Rickmers	1899	A2	Hrz. d. Abruzzen	1909	B2
Krishna	1879–82	DE2, 3	Saint Yves	1899	B2	de Lacoste	1909	C-E1
Regel	1881–83	AB2	Bonin	1899–1900	A-F1, 2	Longstaff	1909	B2
Hosie	1882–84	E3	Kozlowsche Exp.	1899–1900	DE1, 2	Obrutschew	1909	CD1
Iwanow	1883	B2	Sven v. Hedin	1899–1902	B-D1, 2	Prinz	1909	B1, 2
Putiati und Bendersky	1883	B2	Logan Jack	1900	E2, 3	Saposchnikow	1909	CD1
Przewalskij	1884–85	CD2	Vogelsang	1900	EF2	v. Schultz	1909	B2
Potanin	1884–86	D-F2, 3	Manifold	1901	EF1, 2	Audemard	1910	E3
Woodthorpe	1885	D3	Saposchnikow	1902	B1	Carruthers	1910	CD1
Needham u. Mol.	1885–86	D3	Peretoltschin	1902–03	DE1	Neve	1910	B2
Carey	1885–87	B-D2, 3	Turfan-Expedition	1902–03	CD1	Pereira	1910	E2, 3
Bell	1886	C-F2, 3	Merzbacher	1902–04	BC1	Polignac	1910	E3
Younghusband	1886 u. 1889–90	B2, B-D2, 3	Rawling u. Hargreaves	1903	C2	Legendre	1910–11	E3
						Bailey	1911	D3
Bonvalot u. Capus	1886–87	B2	Workman	1903	B2	Carruthers	1911	CD1
Grombtschewski	1888–90	B2	Englische Exped.	1904	B-D1, 2	Kingdon Ward	1911	D3
Littledale	1889	B2	Filchner	1904	DE2	Machatschek	1911	B1
Rockhill	1889	DE2	Manifold	1904	E2, 3	Obrutschew	1911	C1
						Aborexpedition	1911–12	D3

mit den Arabern. Fast noch mehr erschüttert wurde es durch Parteibildungen am Hof und innerhalb des Stammesverbandes. Es gab eine schwarze und eine gelbe Partei, die einander oft wütend bekämpften und bei allen Thronstreitigkeiten ihre eigenen Kandidaten aufstellten. Den völligen Untergang des Reiches führten um 760 die Karluk (Ko lo lu), ein westlich vom Altai sitzender Stamm türkisch-mongolischer Rasse, herbei; die Trümmer der Westtürken erscheinen in der Folgezeit als Ghusen (Oghuz). Wie islamisierte türkische Stämme, die Seldschuken und später die Osmanen, in Westasien ein Feld ihrer kriegerischen Tätigkeit gefunden haben, darüber ist an anderer Stelle zu berichten.

c) Die Kirgisen und die Khitan.

In Hochasien traten an die Stelle der Türken die nomadischen Uiguren als herrschendes Volk, damals nach ihrem Hauptstamm als Hoei he (Goei he, Tschui tsche) bezeichnet. Ihre Hauptgegner waren die Kirgisen (Hakas; vgl. die Abbildung S. 318) im südwestlichen Sibirien, die jetzt zum ersten Male kräftiger auftraten und unmittelbare Verbindungen mit China anstrebten; sie haben vereint mit den Chinesen 830 die uigurische Vorherrschaft zertrümmert. Es scheint sich hierbei wieder zugleich um die Beherrschung des Handelsverkehrs mit dem Westen gehandelt zu haben: die Kirgisen geleiteten als Verkehrsvermittler arabische Karawanen mit Waffengewalt durch das feindliche Uigurengebiet nach China. Ein Reich von der Ausdehnung wie das der Hunnen oder Türken haben die Kirgisen keinesfalls gegründet; das uigurische Reich blieb in beschränktem Umfang erhalten.

Später, im 10. und 11. Jahrh., dehnte das Volk der Khitan, das wohl in seiner Hauptmasse tungusischen Stammes war, von der Mandschurei her seine Herrschaft über einen großen Teil des hochasiatischen Steppenlandes aus, bis dann die Mongolen ein neues Weltreich in diesem Gebiete begründeten.

II. Tibet.

An den ungeheuern Umwälzungen, die Hochasien erschütterten, hat Tibet (s. die beigeheftete Karte „Forschungsreisen in Mittelasien") lange Zeit nur geringen Anteil genommen, und auch dann nur an seinem Rande. Diese tibetischen Randvölker waren einst weiter vorgeschoben als gegenwärtig. Zwar im Süden bildete der Himalaja von jeher eine feste Grenze; aber nordwärts saßen Tibeter bis ins Tarimbecken, und auch ein großer Teil des südöstlichen China war von tibetischen Stämmen erfüllt, die das chinesische Volkstum erst nach und nach auffog. Das eigentliche Tibet lag völlig abseits: weder die Straßen des Handels und der Kultur durchzogen das Land, noch lockte die öde, im Sommer übermäßig heiße, im Winter von Schneestürmen gepeitschte Hochfläche die benachbarten Nomaden zu Raubzügen, die wenigstens die starre Einförmigkeit des Daseins unterbrochen und damit Bewegung und Leben erzeugt hätten. Was von Errungenschaften der Kultur hier eindrang, das sickerte nur tropfenweise durch, und es währte lange, ehe Keime des Fortschrittes dem dürren Boden entsprossen.

Ursprünglich müssen alle tibetischen Völker die rein aneignende Wirtschaft betrieben haben. Das Land (s. die Abbildung S. 276) war trotz seiner Öde für diese Lebensform geeignet; war es auch arm an wild wachsenden Nutzpflanzen, so barg es dafür einen Überfluß an jagdbaren Tieren, die heute noch in ungeheuern Herden das Land bewohnen. Die Ackerbaukultur hat wohl nur bei den Vorposten des tibetischen Stammes Wurzel gefaßt, die im Tarimbecken an der Verkehrsstraße saßen und hier in den Oasen über geeignete Landstriche verfügten; daß sie sich nicht weiter nach Tibet verbreitete, liegt hauptsächlich daran, daß die einzigen für den Ackerbau hier in Betracht kommenden Gebiete weit im Süden

liegen, in den Hochtälern des Brahmaputra und des Indus. Was sich in diesen südlichen Strichen an Kultur entwickelt hat, hat Indien angeregt, und naturgemäß erst dann, als die arischen Inder hier eine eigenartige Gesittung geschaffen hatten. Auch dieser Umstand hilft also den langsamen Kulturfortschritt Tibets erklären wie den übermäßigen Einfluß Indiens auf dieses sonst rein hochasiatische Gebiet. Was die Bewohner des nördlichen und mittleren Tibet von Hochasien her übernehmen konnten, war nicht die alte Ackerbaukultur, sondern die verhältnismäßig neuere Wirtschaftsform des Nomadentums. Ob sich die Tibeter hier rein empfangend verhalten haben, oder ob sie durch die Zähmung des Jak (vgl. die Abbildung S. 263) die Zahl der Nutztiere um ein wichtiges Stück bereicherten, muß dahingestellt bleiben; der wilde Jak ist so weit nach Norden verbreitet, daß auch ein Stamm mongolisch-türkischer oder selbst arischer Rasse die ersten Züchtungsversuche unternommen haben könnte. Jedenfalls kennt man in Tibet den Wagen als Beförderungsmittel kaum, sondern verwendet die Tiere, und besonders den Jak, aus-

Landschaft in Westtibet. Nach Sven Hedin, „Im Herzen von Asien" (Leipzig 1903). Vgl. Text S. 275.

schließlich als Lastträger. Die Einführung der nomadischen Wirtschaftsform verlieh den Tibetern, namentlich denen des Nordens, eine größere Beweglichkeit, gestattete eine Vermehrung der Volkszahl und erzog ihnen allmählich auch jenes kriegerisch-räuberische Wesen an, das allen Nomaden eigen ist.

a) Die Vorgeschichte.

An kleineren Fehden der tibetischen Stämme untereinander, an Händeln mit den nördlicher sitzenden mongolischen Hirtenvölkern mag es nicht gefehlt haben; geschichtlich bedeutendere Kämpfe aber entstanden erst, als die tibetische Tatkraft ihre Beute bei seßhaften Völkern suchte. Nach Süden und Westen hin war der Weg gründlich versperrt; dafür aber lag die große Verkehrsstraße im Norden mit ihren Handelsstationen und Oasen dem Angriff offen, und im Nordosten bot sich das reiche China von selbst als das Ziel ergiebiger Raubzüge. In der Mongolei hat sich aus kleinen Stämmen, die sich zu derartigen Raubfahrten zusammenschlossen, schon früh das mächtige Reich der Hunnen gebildet; in Tibet, wo die

Bedingungen viel ungünstiger lagen, begann die politische Zusammenfassung der einzelnen Horden erst weit *später* und mit geringerem Erfolge. Zwar hatten einzelne Grenzstämme bald Gelegenheit, sich in die inneren Angelegenheiten Chinas zu mischen; aber ein größeres Reich bildete sich nicht. Wie es scheint, hat erst das Eindringen des Buddhatums, das die Schranken zwischen den verfeindeten Stämmen beseitigte, den Anstoß zu nationaler Einigung gegeben.

Das tibetische Geschichtswerk „Buch der Könige", das erst verhältnismäßig spät unter dem Einflusse chinesischer Vorbilder entstanden ist, gibt eine sagenhafte *Vorgeschichte*, die in ihren Einzelheiten natürlich keinen Glauben verdient, wohl aber beweist, aus welchen Quellen die Tibeter selbst ihre Kultur herleiteten. Danach erschien im 1. Jahrh. v. Chr. in der Gegend südlich vom heutigen Lhasa ein wunderbar begabtes Kind, das die wilden Eingeborenen bald als ihren vom Himmel gesandten Führer betrachteten. Dieses Kind, das offenbar nach dem Muster der späteren kindlichen Dalai-Lamas erdacht worden ist, war ein unmittelbarer Nachkomme *Buddhas*. Es gründete eine Herrschaft, deren Untertanen seine Nachfolger auf höhere Kulturstufen hoben, ganz in der Art, wie auch die chinesische Vorgeschichte die Fortschritte der Gesittung entstehen läßt: unter dem siebenten Herrscher im 2. Jahrh. n. Chr. begann man Metalle zu schmelzen, Pflüge zu verwenden und die Felder zu bewässern; im 5. Jahrh. umzäunte man die Felder, fertigte Kleidungsstücke aus Leder und pflanzte Walnußbäume an; bald darauf kreuzte man den Jak mit dem Rind und führte die Maultierzucht ein usw.

Wenn auch die Sage keine unmittelbare Übertragung der indischen Kultur auf Tibet zugesteht, so spricht doch die Lage des Kulturmittelpunkts in der Nähe der indischen Grenze und die Ableitung des Herrschergeschlechts von Buddha deutlich genug. Die zunehmende Verbreitung der Buddhalehre in Indien hatte dort einen Missionseifer erweckt, der die neue Glaubensform und in ihrem Gefolge auch höhere Gesittung selbst über die furchtbare Eismauer des Himalaja trug. Auch von Westen her, wo die buddhistische Lehre bis nach dem Tarimbecken übergriff, wurde Tibet in diesem Sinne beeinflußt; und als dann der neue Glaube selbst in China Wurzel faßte, gewann Tibet als das vermittelnde Zwischenglied zwischen China und Hochasien einerseits, Indien anderseits plötzlich eine ganz neue Bedeutung, bis es endlich nach dem Untergange des Buddhatums im indischen Mutterlande sogar zum Kernland und Kirchenstaat der nördlichen Buddhaverehrer wurde.

Während im südlichen Tibet allmählich ein kleiner Kulturstaat entstand, dessen Macht und Blüte auf dem Ackerbau beruhte, organisierten sich auch die nördlichen Nomaden, wobei das Beispiel des benachbarten chinesischen Staates und der hochasiatischen Nomadenreiche von Einfluß gewesen sein mag. Die von den Chinesen als *Ti* (Tufan) bezeichneten nordöstlichen tibetischen Stämme spielten in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten im kleinen die Rolle der Hochasiaten, indem sie bald als Feinde, bald als Verbündete der chinesischen Reiche und Prätendenten auftraten; selbst als Herrscher kleiner chinesischer Staaten erscheinen tibetische Häuptlinge in derselben Weise, wie hunnische und türkische Fürsten das Zepter einzelner Reiche an sich rissen.

b) Das Reich Tibet.

Ein wirkliches *Reich* bildete sich, als im Laufe des 6. Jahrh. n. Chr. der Kulturstaat im Süden auch die nördlichen Nomaden unter seinen Einfluß brachte. Damit entstand eine Macht, die bei der ferneren politischen Gestaltung Hochasiens ein Wort mitzusprechen hatte; im eigenen Lande schwer angreifbar, stand sie drohend an der südwestlichen Grenze Chinas und an den Handelswegen, die das Tarimbecken durchzogen. Die wechselnden Schicksale der türkischen Reiche boten Gelegenheit genug, in die Verhältnisse einzugreifen.

Geschichtliche Bedeutung erlangte Tibet erst unter dem Herrscher *Sronbtsangampo* (629—650 n. Chr.), der gleich berühmt ist als Eroberer, als Organisator und als Einführer

des Buddhismus und einer eigenen Schrift in seinem Lande. Er muß in der Tat ein gewaltiger Fürst gewesen sein, da er erfolgreich gegen den chinesischen Kaiser Taitsong kämpfen konnte, dessen Regierung noch heute bei den Chinesen den Höhepunkt kaiserlicher Macht und Pracht bezeichnet. Es kam schließlich ein Friede zustande, bei dem der Tibeter eine chinesische Prinzeß zur Frau erhielt. Sie war eine ebenso eifrige Buddhistin wie seine andere Gemahlin, die Tochter des Königs von Nepal. Unter dem Einfluß dieser beiden Frauen, die später für Inkarnationen der Gottheit Tara erklärt wurden, führte er den Buddhismus in Tibet ein und verlegte die Hauptstadt von Jarlun nach Lhasa. Er schickte den Ton mi nach Indien,

Tibetanische Lamas am Kuku Nor. Nach K. Futterer, „Durch Asien" (Leipzig 1901—03).

der dort heilige Bücher und Bilder holte, und aus dem damaligen indischen Alphabet ein neues Alphabet für die tibetische Sprache herstellte. Sronbtsansgampo selbst figuriert im tibetischen Pantheon als „Gesetzeskönig", und sein Bild ist, in veränderter Bedeutung, auch auf chinesischen und japanischen buddhistischen Darstellungen zu finden.

Der Friede mit China war aber nicht von langer Dauer. Man hört von neuen Kriegen im 8. Jahrh. Im Jahre 749 schickte China von Kaschgar aus ein Heer über den 4700 m hohen Pamirpaß Darkot nach Gilgit in Nordindien, um die Tibeter in der Flanke zu fassen, eine Leistung, neben der sich Hannibals Übergang über die Alpen recht bescheiden ausnimmt. Bald darauf erfahren wir von einem großen tibetischen König Krisronldebtsan, der ebenso wie sein Vorfahr zugleich als Eroberer und als religiöser Organisator auftrat. Er war der Sohn einer chinesischen Prinzeß, lag aber lange in Fehde mit China und eroberte sogar dessen Hauptstadt Tschangan (heute Hsian fu). 783 schloß er mit dem Kaiser von China, den er „Oheim" nannte, einen Friedensvertrag, dessen Wortlaut auf einer Säule in Lhasa

erhalten ist. Aus dem Text geht hervor, daß der tibetische Fürst vom chinesischen Kaiser als gleichwertig anerkannt wurde. Unter ihm erstreckte sich das tibetische Reich, wie schon 140 Jahre früher unter Sronbtsansgampo, wieder im Süden bis Nepal, im Norden bis Khotan, im Westen bis Gilgit. Er ist der Schöpfer und Organisator des Lamaismus, der für die Lehre Buddhas so große Bedeutung erlangen sollte. Anfangs standen die Lamas (s. die Abbildung S. 278) ganz unter der weltlichen Gewalt, aber mit dem Zerfall des königlichen Ansehens rissen sie mehr und mehr die Macht an sich. Zunächst ging nach Krisronldebtsans Tod die politische Macht Tibets zurück. Im Tarimbecken breitete sich das türkisch-uigurische Reich aus, Nepal machte sich selbständig, und in China entstand das starke Reich der westlichen Hsia (Hsi Hsia), die sich mit der südlicheren Sung-Dynastie jahrhundertelang in das Reich der Mitte teilten und die Einfälle der Tibeter energisch zurückwiesen. So war Tibet zwischen seinen Gebirgswällen auf sich selbst angewiesen. Die Lamas ließen immer mehr die edlen philosophischen und esoterischen Probleme des Buddhismus beiseite und bildeten dafür die Tantra-Lehre aus, eine degenerierte Form der Religion, bei der Zauberei und Beschwörung, nur durch Priester ausübbar, eine Hauptrolle spielte. Die Tantra geht auf die halb legendäre Persönlichkeit des Agardschuna im Anfang unserer Zeitrechnung zurück, aber ihre volle Ausbildung erreichte sie erst im Mittelalter, offenbar dadurch, daß Elemente der ursprünglichen Religion der Zentral- und Nordasiaten, des Schamanismus, vorherrschend wurden. Dafür spricht auch die Blüte der Tantraschule zur Zeit, als die Mongolenkaiser im 13. Jahrh. den Lamaismus annahmen. Die reich und mächtig gewordenen Lamaklöster wurden Sitze der Üppigkeit und Verrohung, die durch eine energische Reformationsbewegung im 14. Jahrh. nur teilweise zurückgedrängt wurden. (Über die weitere Geschichte Tibets und seiner Religion vgl. unten S. 305ff.)

J. Kultur- und Religionsverhältnisse in Hochasien im ersten Jahrtausend n. Chr.

Wir sind aus der Geschichte gewöhnt, die Ursprung- und Blütestätten hoher Kultur in wohlbebauten Ebenen großer Ströme zu finden, wie in Ägypten, Babylonien, China, oder auf leicht zugänglichen Inseln und Halbinseln oder Küstenstrecken, wie in Kleinasien, Syrien, Griechenland, Italien. Ganz anders lag das Zentrum, von welchem in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung religiöse und kulturelle Strömungen ausgingen, die nicht nur Mittelasien, sondern ganz Ostasien befruchteten und aufs tiefste beeinflußten.

Dieses Zentrum lag da, wo die höchsten Gebirge der Erde zusammentreffen: Himalaja, Hindukusch, Karakorum, Kwenlun, Tien schan; da, wo die Pamirs mit ihren Kämmen und ihrer Hochfläche „das Dach der Welt" bilden. Die einzelnen Teile dieses Gebietes stehen oft nur durch 4000, 5000 m hohe, über noch höhere Gebirge führende Pässe im Zusammenhang; diese dienten aber schon in jener entlegenen Zeit nicht wie sonst als Scheidewände, sondern als Bindemittel des Verkehrs. Und wo dort vor zwei Jahrtausenden drei große Kulturströme, der griechisch-persische, der indische und der chinesische, sich begegneten, da stoßen heute die drei größten Reiche der Gegenwart aneinander: das britische (indische), das russische und das chinesische. Das letztere allein hat in seiner Zeitlosigkeit alle Wechsel der Geschichte überdauert.

Auf der Karte nehmen diese Gegenden etwa den Raum zwischen dem 68. und 80. Grad östl. Länge und dem 33. und 40. Grad nördl. Br. ein. Politisch umfassen sie: Afghanistan, die Nordwestecke von Britisch-Indien, die südliche Hälfte von Russisch-Ferghana und den westlichen Teil von Chinesisch-Ostturkistan. Ursprünglich auf noch kleineren Raum beschränkt, hat

sich das mittelasiatische Kulturzentrum allmählich entlang den Rändern des Tarimbeckens in Ostturkistan nach Nordosten verschoben, und als auch Tibet in seine Sphäre einbezogen war, lag der Schwerpunkt bis 1000 n. Chr. in diesen beiden Ländern.

Es ist seltsam, daß die mittelasiatische Kultur, deren in stets wachsender Zahl ans Tageslicht tretende Überreste immer wieder staunende Verwunderung erregen, die uns den lange gesuchten Zusammenhang der Kulturen des Westens und Ostens klarlegt, daß diese Kultur für ein ganzes Jahrtausend in Vergessenheit geraten konnte. Seit der Islam seine harte Faust auf Mittelasien legte, verschwand sie so gründlich, daß sie in unseren Tagen neu entdeckt werden mußte.

Um die Mitte des 19. Jahrh. wurde man zuerst darauf aufmerksam, daß buddhistische Skulpturen in der Ecke Nordwestindiens deutliche Spuren spätgriechischen oder griechisch-römischen Einflusses zeigten; aber

Prof. Albert Grünwedel. Nach einer Photographie.

Mark Aurel Stein. Nach einer Photographie.

erst in den 1870er Jahren begann man sie systematisch zu studieren und beschrieb sie unter dem Namen der gräko-buddhistischen oder Gandhara-Plastik (s. unten, S. 286).

Schon diese Gandharafunde machten es wahrscheinlich, daß die religiöse Kunst des Ostens einschließlich Chinas und Japans irgendwie von hellenistischer Kunst beeinflußt war; aber Zeit und Weg dieses Einflusses blieben dunkel, bis Ostturkistan seine im Sand vergrabenen Schätze enthüllte. Die erste Beachtung als archäologische Fundorte fanden diese Gegenden nach den Reisen des Russen Klementz und des in britisch-indischen Diensten stehenden Österreichers M. A. Stein (s. die obenstehende Abbildung, rechts) um 1900. Der letztere brachte literarische und künstlerische Funde mit, die in der ganzen gebildeten Welt Aufsehen machten und zu weiteren Expeditionen anregten. Inzwischen hatte auch Sven v. Hedin (s. die Abbildung S. 309) ausgedehnte Ruinen in der Wüste Takle makan im Tarimbecken und in der Wüste von Lop Nor gefunden. An den zahlreichen Ausgrabungen des letzten Jahrzehnts haben sich Rußland, England (durch M. A. Stein), Deutschland, Japan (durch buddhistische Priester) und Frankreich beteiligt.

Am erfolgreichsten waren die deutschen Forscher Grünwedel (s. die obenstehende Abbildung, links), Huth, v. Lecoq (s. die Abbildung S. 281), die bei Kutscha, Karaschar, Turfan und Hami am Nordrand des Tarimbeckens gruben, und M. A. Stein auf seiner zweiten großen Reise 1906—08 (vgl. die Karte „Mittelasien", S. 243, wo die wichtigsten Fundstätten eingezeichnet sind). Auf dieser Reise glückte Stein unter anderem die Entdeckung einer großen vielsprachigen Bibliothek aus dem 3. bis 10. Jahrh. n. Chr. bei Satschou oder Tung huang, der östlichsten Stadt Chinas nach Turkistan zu. Da lagen bunt

Zwei vom Wüstensande bedeckte Siedelungen in Chinesisch-Turkistan nach ihrer Aufdeckung.

Nach M. A. Stein, Preliminary report on a journey of archaeological and topographical exploration in Chinese Turkestan (London 1901).

Erklärung zu den umstehenden Ansichten.

Marc Aurel Stein legte um die Jahreswende 1900 01 in Chinesisch-Turkistan durch Ausgrabung alte, vom Wüstensande bedeckte Siedelungen bloß.

Das obere Bild zeigt einen buddhistischen Tempel, den einst Wandgemälde und Bildhauerarbeiten zierten. Die kopflose Figur stellt nach Stein einen mit Ringpanzer bekleideten Krieger dar, der auf einen Feind tritt; vielleicht ist es auch einer der vier Dewa, die an den Ecken der Welt Wache halten, und die immer in dieser Stellung und auf besiegte Dämonen tretend dargestellt sind. Diese Stätte, in der innerasiatischen Sandwüste Taklamakan gelegen, nennen die Steppenbewohner Dandan Uilikh (d. h. Elfenbeinhäuser). Die Funde (Manuskripte, Münzen) beweisen, daß die Siedelung bis um 800 n. Chr. von Buddhaverehrern bewohnt war, und daß sich damals ein reicher Pflanzenwuchs (Pappeln u. a.) in der durch Kanäle bewässerten Gegend fand; demgemäß muß das Klima wesentlich milder gewesen sein als gegenwärtig. Dandan Uilikh steht nicht etwa vereinzelt in der Gegend da, sondern Stein hat auch etwa 10 km nördlich davon eine durch Ziegelüberreste ausgezeichnete Siedelung Rawak (d. h. Hohes Haus) näher untersucht.

Das untere Bild zeigt eine ähnliche sandverwehte Siedelung, die als Kone schar (d. h. alte Stadt) nördlich von Imam Dschafar Sadik bezeichnet wird, und die im Flußgebiet des Nija liegt. Es handelt sich um Wohnräume, die spätestens im 2. Jahrh. n. Chr. verlassen wurden, und die reichen Funde weisen sowohl griechischen als auch chinesischen Kultureinfluß nach. Der Hintergrund veranschaulicht den Anblick der sandverwehten Steppe.

durcheinander Bücher, Dokumente in chinesischer, indischer, türkischer, syrischer und tibetanischer Schrift und signierte Heiligenbilder neben Seiden- und Papierbannern, Stickereien usw., darunter das wahrscheinlich älteste Schriftstück in Sanskrit, das wir kennen. Die Kunst zeigt auch hier, an der Grenze des eigentlichen China, Gandhara-Einfluß. Die nach Tausenden zählenden literarischen und künstlerischen Funde aus dieser wohlerhaltenen, weil vermauert gewesenen Bibliothek harren in London und zum Teil in Paris der Entzifferung, und man darf sicher sein, daß sie archäologisches, sprachliches, ethnographisches und historisches Material von der größten Wichtigkeit liefern werden, namentlich nachdem es neuestens gelungen ist, auch chinesische Literaten für diese Dinge zu interessieren, so daß eine Durchforschung der chinesischen Literatur nach dieser Richtung in Aussicht steht.

Auch gelang Stein der Nachweis und die Untersuchung einer 500 km langen, mit zahlreichen Wachttürmen versehenen Limesmauer als Fortsetzung der großen chinesischen Mauer nach Osten. Dieser Limes ist fast 200 Jahre älter als der gleichlange römische in Deutschland.

A. v. Lecoq. Nach einer Photographie.

Alle diese Ausgrabungen und Forschungen waren mit unendlichen Mühen und Entbehrungen verbunden, aber dafür sind die Ergebnisse so glänzend, wie man es nicht zu hoffen gewagt hatte.

Dank dem Geschick und Eifer Grünwedels und v. Lecoqs besitzt das Museum für Völkerkunde in Berlin neben einer schönen, großenteils von Leitner herrührenden Kollektion von Gandharaskulpturen eine Sammlung von Fresken (s. die Abbildung S. 282) und anderen Bildern aus Ostturkistan, wie sich deren keine andere Hauptstadt rühmen kann. Wie in Ägypten und Babylon hat der bedeckende Wüstensand und das überaus trockene Klima die Fresken so trefflich konserviert, daß manche aussehen, als wären sie gestern gemalt. Es war ein Meisterstück, die großen, oft in Stücken gefundenen, auf bröckliges Material gemalten Wandbilder aus dem Zentrum Asiens nach Deutschland zu transportieren und so zusammenzusetzen, daß lückenlose Darstellungen von frappanter Wirkung entstehen.

Von vielen Fresken — sie stammen alle aus Tempeln und Klöstern — kann man nicht behaupten, daß sie hohen künstlerischen Wert besitzen, aber sie geben ein überaus lebhaftes Bild von der Völkermischung, die sich im 1. Jahrtausend n. Chr. oft auf kleinem Raum in Ostturkistan zusammenfand. Wir sehen christliche Mönche aus Syrien neben manichäischen Priestern aus Persien, dunkle Hindu neben typischen Chinesen und, was besonders interessant ist, blauäugige oder grünäugige, blondlockige indogermanische Typen in großer Zahl.

Die von den deutschen Forschern mitgebrachten Bücher und Manuskripte aus dem 4. bis 9. Jahrh. n. Chr. sind leider nicht in so gutem Zustand wie die Funde aus der Bibliothek in Tung huang; sie waren vielmehr durch Feindeshände und zum Teil auch durch Feuchtigkeit zerrissen und zerfallen, und die brüchigen Fetzen ließen sich nur mit Mühe zusammensetzen. Dennoch ist es dem Scharfblick F. W. K. Müllers schon gelungen, die bisher unbekannte Sprache und Schrift der Manichäer darin zu entdecken und wichtige Dokumente zu entziffern. Von großer Bedeutung ist auch Sieg und Sieglings Nachweis, daß die Indoskythen, die Träger der Gandharakultur, eine indogermanische Sprache redeten.

Die Tatsache, daß die erwähnten Erzeugnisse der Kultur, die zum Teil nur tausend Jahre zurückdatieren, oft tief unter Sand verschüttet lagen (vgl. die beigeheftete Tafel), beweist, welch große physikalische Veränderungen in relativ kurzer Zeit im Tarimbecken stattfanden, beweist, wie rasch dort die Wüste um sich

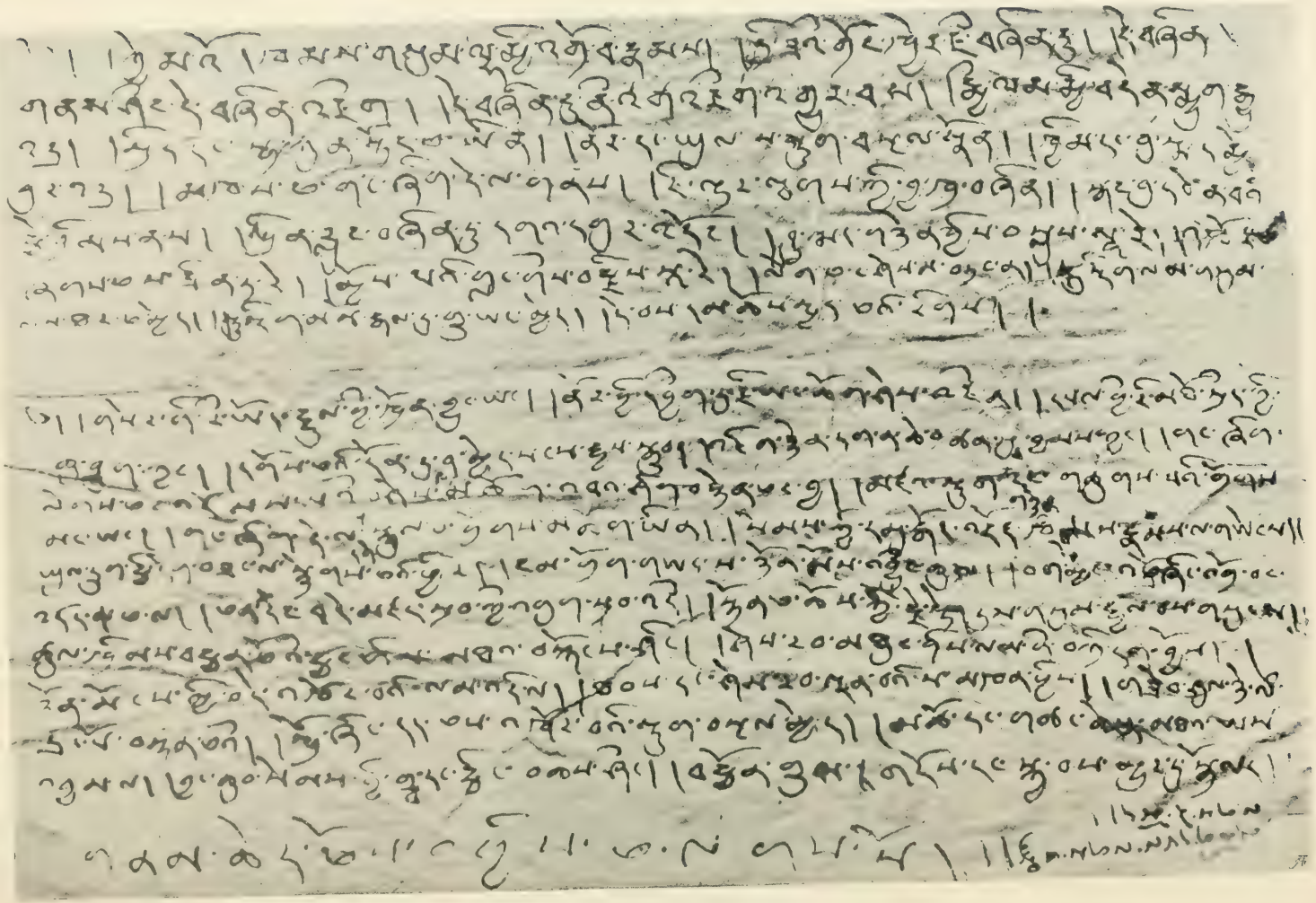
frißt. Es wiederholt sich das Schicksal Babyloniens. Hier wie dort war im regenarmen Klima Ackerbau nur möglich bei sorgfältiger künstlicher Bewässerung; und diese wieder setzt geordnete Zustände voraus. Schon lange innere Unruhen wirken verderblich; wo aber gar barbarische Horden in ihrer wilden Zerstörungsfreudigkeit einfallen, da wird der mühsame Ackerbau vollständig vernichtet. So sind Babylon und Nordafrika, einst Kornkammern der Welt, verödet. So ist es Turkistan ergangen, als der Islam und Mongolenschwärme zur Herrschaft gelangten. Unterstützt wurde hier wie anderwärts der Vorgang durch allmählich zunehmende Trockenheit der Atmosphäre. Für uns aber boten Vertrocknung und Versandung wenigstens den Vorteil guter Konservierungsmittel für die alten Kulturschätze.

Freske aus einem ostturkistanischen Tempel. Nach einer Abbildung im Besitz von Dr. A. v. Lecoq, Berlin. Vgl. Text S. 281.

a) Der Buddhismus in Hochasien.

So ziemlich alles, was in Mittelasien an Kulturresten aus dem 1. Jahrtausend n. Chr. erhalten ist, bezieht sich auf Religion. Von weltlicher Architektur und Kunst wissen wir so gut wie nichts. Fast noch mehr als in Mittel- und Nordeuropa war hier in der ersten Hälfte des Mittelalters die Religion Schöpfer und Träger aller höheren Bildung. Und zwar ist der Buddhismus die Religionsform, um die sich alles dreht. Aber gleichzeitig gab es doch auch christliche und manichäische Religionsgemeinden. So wissen wir, daß im 4.—8. Jahrh. in Irdikut Schahri (s. die Abbildung S. 283), der Hauptstadt des Uigurenreichs, in der Nähe des heutigen Kutscha dicht nebeneinander buddhistische, nestorianische (d. h. christliche) und manichäische Klöster und Tempel bestanden. Diese beiden westlichen Religionen, und ebenso die persische Lichtreligion Zoroasters, haben auf den Buddhismus bedeutungsvoll eingewirkt; denn nur durch ihren Einfluß läßt sich die Entwickelung der noch heute herrschenden sogenannten nördlichen Buddhakirche oder Mahajana erklären. Außerdem brachte der Westen, und zwar auf griechischer Basis, das darstellende künstlerische Element, das von nun an im Buddhismus eine so große Rolle spielt. Dazu kommt der Einfluß der chinesischen Kultur.

So treffen kurz nach Christus in Hochasien drei mächtige Kulturströme, sich gegenseitig befruchtend, zusammen: Indien lieferte die religiösen und philosophischen



Zwei buddhistische Gedichte, gefunden im Tempel zu Endere (Ostturkistan).
Nach A. Stein, Ancient Khotan (Oxford 1907).

Grundlagen, der Westen die Kunst und ebenfalls religiöse Ideen, China die politische Organisation. Außerdem trug China, nachdem es selber den Buddhismus eingeführt, wieder viel zur Verbreitung dieser Religion unter den unruhigen Nomadenstämmen bei.

Wie sehr China als die herrschende und bewunderte Großmacht angesehen wurde, geht am besten daraus hervor, daß damals jeder in Hochasien zur Macht gelangende Fürst, mochte er nun Usun, Türke, Uigure, Kirgise oder Tibeter sein, den Kaiser von China um eine chinesische Prinzeß als Frau bat. Erst wenn dieser Wunsch gewährt war, betrachtete er sich als richtig installiert und anerkannt. Diese armen weiblichen Opfer der Politik — wir besitzen das rührende Klagelied einer an einen Usunfürsten verheirateten Prinzeß aus dem 1. Jahrh. v. Chr. — waren aber wichtige Kulturträger. Es wurden ihnen gebildete Frauen und Männer und meist auch buddhistische Priester beigegeben, die durch ihr Vorbild und ihre Lehre erzieherisch auf die wilden und halbwilden Stämme wirkten. Es ist dann

Stupen von Irdikut Schahri. Nach einer Photographie von A. v. Lecoq in der „Zeitschrift für Ethnologie", Bd. 39 (1897).

wiederholt vorgekommen, daß Abkömmlinge aus solchen Ehen unter Berufung auf ihre Abstammung nach vielen Generationen Ansprüche auf den chinesischen Thron erhoben.

Über die Entwickelung des Buddhismus (hierzu die beigeheftete Tafel „Zwei buddhistische Gedichte") in den ersten fünf Jahrhunderten seines Bestehens sind wir recht wenig unterrichtet. Einen Anhalt geben uns beinahe nur die Inschriften des großen Königs Asoka, der im 3. Jahrh. v. Chr. den Buddhismus zur herrschenden Religion in ganz Indien machte, und aus dessen Tagen seine ältesten bekannten Denkmäler herrühren.

Wir wissen, daß die Lehre Buddhas, wie sie ihr Gründer, der Königssohn Gautama Siddharta aus dem Hause der Sakja in Nordindien, vortrug, den Namen einer Religion in unserem Sinne nicht verdiente: sie kannte keine Metaphysik, keinen Gott. Der Mensch erlöste sich durch sich selber. Durch Überwindung aller Leidenschaften, durch Abkehr von der Welt, durch innere Beschauung konnte er nach zahlreichen Wiedergeburten allmählich ins Nirwana eintreten, d. h. sich in dem Weltgeist auflösen, aus dem er stammte. Einigermaßen ist diese Auffassung erhalten in dem sogenannten südlichen Buddhismus, der heute in Ceylon und Hinterindien verbreitet ist. In Mittelasien hat diese Form des Buddhismus nie eine Rolle gespielt. Hier haben wir es nur mit der schon erwähnten nördlichen Kirche zu tun. Aber auch über ihren Anfang kennen wir wenig bestimmte Data. Solange sie auf das griechisch-baktrische Reich in Afghanistan und Umgebung beschränkt war, fließen die historischen

Quellen spärlich und trüb. Auf sicher geschichtlichem Boden stehen wir erst von der Zeit an, da die Chinesen auf den Schauplatz treten. Die Chinesen haben sich von alters her als vorzügliche Beobachter und Ethnographen und als geborene Geschichtsschreiber bewährt. Sie sind im 2. Jahrh. v. Chr. im Tarimbecken erschienen, ja sie sind einmal bis zum Aralsee vorgedrungen. Ihre genau datierten Berichte sind von jener Zeit an erhalten, und auf sie muß sich die geschichtliche Darstellung wesentlich stützen.

Dieses Geschichtsbild der Religion und Kultur Hochasiens gestaltet sich nach unseren heutigen Kenntnissen etwa wie folgt[1]:

Man muß mit Alexander dem Großen beginnen. Sein Zug nach Indien, obwohl er nur die Grenzprovinzen berührte, hat zeitlich und räumlich in weit größere Fernen gewirkt, als man gewöhnlich annimmt. Diese Wirkung läßt sich z. B. in der religiösen Kunst Japans bis auf den heutigen Tag verfolgen. Nach Alexanders Tod fielen seine östlichen Besitzungen an Seleukos. Dieser aber hatte in Syrien so viel zu tun, daß er sich um Indien nicht bekümmern konnte. Um in jener Richtung Ruhe zu haben, verheiratete er eine Tochter an den mächtigsten König Indiens, Tschandragupta (Sandrakottos) von Maghada, und überließ ihm gegen Entschädigung die indischen Provinzen. Tschandraguptas Nachkomme Asoka (S. 393) führte, wie erwähnt, etwa 100 Jahre später den Buddhismus als Staatsreligion ein. Seine noch erhaltenen Inschriften besagen, daß er Sendboten der Lehre Buddhas zu den Königen der Syrer und Ägypter sandte, wofür freilich aus diesen Ländern keine Bestätigung vorliegt, obgleich wir Kenntnis von einem Vertrag des Antiochus Theos mit Asoka haben. Doch enthalten die bald nach Asokas Zeit in Syrien und Palästina und Ägypten auftauchenden Sekten der Essener und Therapeuten sowie die Lehre der Gnostiker so viele Anklänge an den Buddhismus, daß die Annahme einer Beeinflussung durch diesen naheliegt.

Im 2. Jahrh. v. Chr. machten sich griechische Satrapen unabhängig von Syrien und gründeten das griechisch-baktrische Reich, das bald alles umfaßte, was Alexander in jenen Gegenden besaß, namentlich das heutige Afghanistan und das Pandschab. Der König Menandros aus diesem Hause trat wahrscheinlich um 150 v. Chr. zum Buddhismus über. Wenigstens vermutet man in ihm den König Milinda, von dem buddhistische Schriften berichten. Aus diesen, ebenso wie aus griechisch-römischen Quellen geht neben einem rasch aufblühenden Handel ein reger geistiger Verkehr zwischen Indien und dem Westen hervor. Und ebenso zwischen Indien und dem Osten, wo der chinesische Kaiser Ming Ti 65 n. Chr. buddhistische Schriften aus Indien holen ließ.

Um den Beginn unserer Zeitrechnung zerfiel das griechisch-baktrische Reich, und an seine Stelle trat die Herrschaft der Indoskythen oder Juetschi, von deren Kämpfen und Wanderungen aus ihrer ursprünglichen Heimat in der Gegend des Kuku Nor oben (S. 259) die Rede war. Dieses Volk, das man früher zu den türkischen oder mongolischen Stämmen rechnete, war nach neueren Untersuchungen mindestens zum Teil indogermanischer Rasse; seine Sprache, das Tocharische, weist sogar auf näheren Zusammenhang mit dem Griechischen und Keltischen, als mit den Sprachen Irans und Indiens. Ferner müssen die Indoskythen nach ihren Darstellungen auf buddhistischen Skulpturen und Fresken einen fast rein germanischen Typus gehabt haben; sie sind oft blau- oder grünäugig und blondlockig dargestellt. Offenbar waren sie ein Teil der Skythen, die im 1. Jahrtausend v. Chr. die Steppengebiete

[1] Wer sich genauer über diese Dinge unterrichten will, findet eine Fülle von Belehrung in Grünwedels Werken: „Buddhistische Kunst in Indien“ (2. Aufl., Berlin 1900), und „Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei“ (Leipzig 1900). Beide Bücher sind bei der obigen Darstellung benutzt.

Osteuropas und Asiens innehatten. Mag auch die Bezeichnung Skythen ein Sammelname für Nomaden verschiedener Rasse gewesen sein, jedenfalls gab es eine Zeit, wo blonde Indogermanen in Mittel- und Nordasien bis zu den Grenzen Chinas, wenn nicht noch weiter saßen.

Die Indoskythen oder Jue tschi waren ein kulturfähiges Volk; sie eigneten sich rasch und gründlich die Zivilisation an, die sie in ihren neuen Wohnsitzen vorfanden, und wurden so die Erben der baktrisch-indisch-buddhistischen Kultur. Ihr König Kanischka, um 100 n. Chr., spielt in der Geschichte des Buddhismus eine wichtige Rolle. Er herrschte über das ganze am Eingang dieses Abschnittes als Kulturzentrum bezeichnete Gebiet, also nach heutiger Benennung über Afghanistan, die indischen Nordwestprovinzen, Pandschab, Kaschmir und den westlichen Teil des Tarimbeckens. Er berief 100 n. Chr. das berühmte buddhistische Konzil von Dschalandhra, um die heiligen Texte festzulegen und um Einheit in das schon recht ausgebildete Sektenwesen zu bringen. In Wahrheit aber wurde dieses Konzil zum Anfang der dauernden Spaltung des Buddhismus in eine nördliche und eine südliche Kirche. Die *südliche Kirche*, auch Hinajana (= kleine Fahrt oder kleines Fahrzeug) genannt, hielt im wesentlichen an der alten ethischen götterlosen Form der Lehre von der Selbsterlösung fest, wenn auch nachträglich aus dem Brahmanismus usw. Göttergestalten eingedrungen sind. Ihre Schriften wurden nach wie vor in der Palisprache verfaßt. Sie herrschte in Indien, solange es buddhistisch blieb, d. h. bis zum 7. Jahrh.; um diese Zeit erlag dort der Buddhismus den neueren Formen des Brahmanismus, und er hat heute nur noch in Ceylon einige Bedeutung. Außerhalb Indiens gehören Burma, Siam und ein Teil Französisch-Hinterindiens zur südlichen Kirche.

Die *nördliche Kirche* oder Mahajana (= große Fahrt), mit Sanskrit als Schriftsprache, hat sich dagegen über die Himalajaländer, Mittelasien, Tibet, China, Korea und Japan, ja nach Java ausgebreitet und zählte und zählt unvergleichlich mehr und einflußreichere Anhänger. Sie war jahrhundertelang die maßgebende Religion an den Kaiserhöfen von China und Japan und hat in diesen Ländern sowie in Java ihre höchste künstlerische Vollendung erreicht. Diese nördliche Kirche, die man heute meint, wenn von Buddhismus und buddhistischer Kunst schlechtweg die Rede ist, stellt im Gegensatz zur Lehre mehr die Lehrer in den Vordergrund und hat aus ihren und aus philosophisch-mystischen Abstraktionen ein reich bevölkertes Pantheon gebildet, das in Tibet geradezu groteske Formen annahm, nachdem sich dort vom 10. Jahrh. an der Lamaismus zur förmlichen Priesterherrschaft ausgebildet und die Mongolen bekehrt hatte. Auch in Nordchina hat der Lamaismus viele Anhänger, aber es ist ein Irrtum, zu glauben, daß der Dalai-Lama von allen Buddhisten als geistliches Oberhaupt verehrt werde. Für die meisten chinesischen und für alle japanischen und koreanischen Buddhisten besitzt er keinerlei Autorität. Nur so ist es zu erklären, daß seine Flucht von Lhasa nach Indien unter den Schutz der Engländer in den genannten Ländern wenig oder gar keine Erregung hervorrief.

Die Ausbildung der nördlichen Kirche unter König Kanischka bezeichnet auch das erste *Auftreten einer spezifisch religiösen Kunst* (s. die Abbildung S. 286) im Buddhismus in Gestalt von plastischen Werken, und zwar, wie gesagt, unter griechischem Einfluß, weshalb man zuerst von gräkobuddhistischen Skulpturen sprach. Heute werden sie allgemein *Gandharaskulpturen* genannt, weil sie sich besonders in der alten Landschaft Gandhara finden (der Name ist in Kandahar erhalten), dem westlichen Afghanistan und den angrenzenden Teilen Nordwestindiens entsprechend. Schon die Inschriften des Dareios und griechische Schriftsteller erwähnen die Gandharer, aber historische und kulturelle Bedeutung erlangt

ihr Land nur von König Kanischka bis zur Zerstörung des indoskythischen Reiches im Jahre 579 n. Chr. Der Einfluß der in jener bergigen Ecke der Welt entstandenen Kunst aber ist nie mehr aus Mittel- und Ostasien verschwunden. Wir begegnen ihm ebensogut in den zerfallenden großen Tempeln der Insel Java wie in den heutigen religiösen Skulpturen und Gemälden Chinas und Japans.

Schon im 3. und 2. Jahrh. v. Chr., unter Asoka und seinen Nachfolgern, waren in Indien buddhistische Monumente entstanden, z. B. in Adschunta, Santschi, Gaja; sie zeigen persische Motive und haben alle die Eigentümlichkeit, daß sie unpersönlich sind, und daß namentlich die Gestalt Buddhas nie auf ihnen erscheint. Dem grübelnden indischen Geist lag Symbolik näher als die Darstellung bestimmter Menschen. Vielleicht hat auch, wie beim Judentum und beim Islam, eine religiöse Scheu vor solcher Verkörperung bestanden, mit der nach uralten magisch-animistischen Vorstellungen leicht Zauberei und Mißbrauch getrieben werden konnte. Wie dem auch sei, jedenfalls erscheinen die Gestalten Buddhas, der Heiligen und Götter im Buddhismus erst, nachdem er mit der griechischen Kunst in Berührung kam, die ja alles, selbst abstrakte Ideen, anthropomorphisierte. Diese Berührung fand statt in Gandhara, wo, wie erwähnt, die Indoskythen erst die Nachbarn, dann die Nachfolger der griechisch-baktrischen Fürsten wurden. Von jetzt an dient Apollon, der Lichtgott, als Vorbild für Buddhastatuen, während die Zeusgestalt den Typus für hohe Priester lieferte. Auch erosartige Figuren, schwebende Engel und anderes werden übernommen. Die Aureola, welche die buddhistischen Heiligen mit den christlichen gemein haben, stammt aus spätheleniſtischer Zeit und war ursprünglich der Lichtkranz von Astralgottheiten.

Das Dämonenheer des Mara (Gandhara-Relief im Museum zu Lahore). Nach A. Grünwedel. Vgl. Text S. 285.

Die Apollon-Buddha-Statuen und Reliefs sind oft von Meisterhand gearbeitet und zeigen einen wirklich edlen Typus. Was ihnen einen besonderen Reiz verleiht, ist der vollendete Ausdruck innerer Ruhe, des Insichgekehrtseins, der in der griechischen Kunst fehlt, der aber für die Bewohner des buddhistischen Pantheons ein notwendiges Erfordernis ist. Ist doch die Einkehr in sich, das innere Schauen, der erste Schritt auf dem Weg zur Buddhawerdung.

Je mehr sich nach dem Sturz des indoskythischen Reiches der Schwerpunkt des buddhistischen Zentrums an den Rändern des Tarimbeckens nach Osten verschob, um so mehr treten in der Kunst die Malereien an die Stelle der Skulpturen. Aber auch die dargestellten Figuren wechseln. An die Stelle von Gautama Buddha treten mehr und mehr die Bodhisatwa, d. h. Weise, welche die nächsthohe Stufe unter dem Buddhatum erreicht haben, als Vermittler zwischen Mensch und Gottheit in den Vordergrund, ganz den Heiligen der katholischen Kirche entsprechend. Jedem der bisher angeblich auf der Erde gewesenen Buddha (Gautama Buddha wird als der vierte betrachtet) entspricht ein solcher Dhjana boddhisatwa (Dhjana ist die Verkörperung der Stadien der mystischen inneren Beschauung) und ein Dhjana buddha, d. h. die höchste Essenz des inneren Lebens, von dem der Mensch-Buddha nur eine Emanation, eine Inkarnation ist. Als Dhjana boddhisatwa des Gautama Buddha gilt in

Fragment einer manichäischen Miniatur mit uigurischem Text aus der Ruinenstadt Irdikut-Schahri bei Turfan.

Nach dem Original des Herrn Dr. A. v. Le Coq, Berlin.

Fragment einer manichäischen Miniatur mit uigurischem Text aus der Ruinenstadt Idikut-Schahri.

Nach A. v. Le Coq.

Den Forschungsexpeditionen, die zu verschiedenen Malen von Berlin nach Turkistan entsandt worden sind, war es vorbehalten, die merkwürdigen Reste der mit allem Raffinement einer hohen Kultur ausgestatteten manichäischen Literatur dem Schutt und dem Flugsand der zerstörten Tempel von Idikut-Schahri zu entreißen. Die Expedition Grünwedels und Huths (1902/03) brachte die ersten und die schönsten derartigen Fragmente nach Berlin, wo die Texte alsbald von F. W. K. Müller entziffert und als manichäisch erkannt wurden: ein Ereignis, das von der wissenschaftlichen Welt allerwärts mit freudigem Staunen aufgenommen wurde.

Unter der Ausbeute der Arbeiten in Idikut-Schahri befindet sich auch das hier publizierte Fragment eines manichäischen illuminierten Buches. Es fand sich in der großen Ruine im Mittelpunkt der alten Stadt, und zwar lag es, mit anderen manichäischen Manuskriptfragmenten zusammengeballt, unter etwa 1½ m Sand in einem gewölbten Raum im Nordwesten des Gebäudekomplexes. Unser Fragment besteht aus dem nicht vollständigen Blatt eines in europäischer Weise gehefteten Buches. Es war wahrscheinlich das Titel- oder das Schlußblatt und wurde als solches augenscheinlich einzeln hergestellt und dem fertigen, gehefteten Buche durch Einkleben beigefügt, ein Verfahren, dessen Vorkommen durch andere Fundstücke belegt ist. — Die Klebefläche befindet sich auf dem Innenrand; das Format des Buches war vielleicht Groß-Oktav. Das Papier ist gut, glatt und von gelbbräunlicher Färbung. Die Vorderseite des Blattes ist bis auf einen schmalen Streifen in der Mitte, welcher drei Zeilen Text in uigurischer Schrift enthält, ganz mit Miniaturmalereien bedeckt; diese zeigen uns die eigentümliche Malweise der Manichäer.

Die Schrift läuft auf dieser Seite von unten nach oben, eine Anordnung, die auch bei anderen heiligen Schriften der Manichäer häufig ist und nach F. W. K. Müller vielleicht symbolische Bedeutung hat. Rechts von diesem Schriftstreifen sehen wir auf dem besser erhaltenen rechten Teil der Seite zwei übereinandergeordnete Reihen von je drei weißgekleideten Priestern; ihr langes schwarzes Haupthaar fällt auf die Schultern herab. Einer der Priester trägt nur einen kleinen Schnurrbart, während die übrigen den Schnurrbart und einen am Kinn in zwei Spitzen ausgezogenen Vollbart besitzen; ein anderer endlich trägt Schnurr- und ganzen Vollbart. Auf dem Haupte tragen sie die hohe weiße Mütze einer bestimmten Klasse der manichäischen Geistlichen.

Sie sitzen oder knien vor niederen Pulten, die mit Decken von blauer, grüner, scharlachroter und karminroter Farbe verhängt sind; auf jedem der Pulte liegt eine vergoldete, violette oder rote (und in den beiden letzten Fällen eckig umrandete) Schreibmappe, auf der ein Bogen weißen Papieres ruht. Einige der Priester halten je eine rot dargestellte Feder in jeder Hand, andere führen eine solche in der linken; wieder andere halten keine Federn und legen die geschlossenen Hände auf das Papier oder auf den Rand der Mappe. Rechts und links von der mittleren Gestalt der oberen Reihe erheben sich die dünnen, im Original mit Blattgold belegten, einmal gegabelten Stämme zweier Bäumchen, deren rote Blumen tragende Kronen den Abschluß des Bildes nach oben bilden. Eine große rote Weintraube, deren Ranken im Laube der Bäume verschwinden, hängt auf den Rand des Schriftstreifens herab.

Die Seite links von der Schrift ist leider stark beschädigt. Jedenfalls ist hervorzuheben, daß die Anordnung der auch hier den Abschluß bildenden Bäumchen etwas anders ist als auf dem oben beschriebenen Teile des Blattes; auch hängt die hier dargestellte Traube asymmetrisch. Der Umriß der Gestalt eines schopftragenden Vogels findet sich auf der Krone des ersten Bäumchens dieser Gruppe (nach rechts). Man sieht noch Reste des Blattgoldes, auf dem die Gliederung der Flügel usw. aufgemalt war. Die wieder in zwei verschiedenen Nuancen von Rot dargestellten Blumen der Bäume zeigen einen weißen Rand. Endlich entspricht zwar die linke obere Bilderreihe der oberen Reihe des rechten Teiles, die untere Reihe links aber

muß ganz andere Figuren enthalten haben als die entsprechende Reihe rechts, denn der einzige Rest der ersten Gestalt dieser Reihe zeigt uns einen Teil der Haupthaare und den großen, merkwürdig geformten Hut mit umgehängter roter Schärpe, deren Enden über den Nacken der dazugehörigen Person herabzufallen scheinen. Ein Teil der noch sonderbareren Kopfbedeckung der nächstfolgenden Figur ist ebenfalls erhalten. Der Hintergrund der Miniatur ist mit einer stumpfen, blauen Farbe ausgefüllt, welche die dargestellten Figuren wirkungsvoll hervorhebt.

Die Rückseite zeigt eine wesentlich andere Anordnung von Malerei und Schrift. Die Schrift läuft hier von oben nach unten, nicht wie auf der Vorderseite von unten nach oben: man scheint also zur Zeit der Herstellung dieses Buches die Schrift von rechts nach links geschrieben, sie aber in vertikaler Richtung, gleichviel ob von oben nach unten oder von unten nach oben, gelesen zu haben.

Diese Annahme wird bestätigt durch die Stellung der Bilder zur Schrift; daß die Schrift von rechts nach links geschrieben ist, geht aus dem Duktus hervor.

Die Schrift ist in zwei übereinandergeordnete Kolonnen geteilt, von denen die obere noch fünf in scharlachroter Tinte geschriebene Zeilen enthält, während von der unteren Kolonne nur wenig mehr als zwei Zeilen in schwarzer Tinte geschriebener Text erhalten sind. Ein schmaler, von zwei roten Strichen eingefaßter Zwischenraum trennt die beiden Textkolonnen. Die in roter Schrift ausgeführten Zeilen enthalten Angaben über den Inhalt, wie sie sich häufig am Ende eines Kapitels finden; die schwarz geschriebenen Zeilen dagegen enthielten den Namen eines Königs, mutmaßlich als Teil des leider verlorenen Datums.

Auf der linken Seite befindet sich ein Teil des in den manichäischen Büchern gemeinhin sich über mehrere aufeinanderfolgende Seiten erstreckenden Titels. Dieser ist in olivengrüner Tinte geschrieben und wird eingefaßt von den Ranken eines gefälligen Blumenornaments, welche, in Gold und Farben ausgeführt, auf die Malereien des oberen Randes hinübergreifen. Besondere Aufmerksamkeit verdient an diesem Ornament die öfter wiederkehrende fünfblätterige Blume, die sich auch auf anderen manichäischen Darstellungen vorfindet.

Der obere Rand wird durch eine Gruppe musizierender Männer auf blauem Hintergrund eingenommen. Sie sitzen auf Teppichen, deren unterer Rand einen geradlinigen Abschluß gegen das Rankenornament und die Schrift bildet.

Oberhalb des Rankenornaments sitzt eine männliche Figur mit untergeschlagenen Beinen auf einem roten, rechteckigen Teppich. Die Arme scheinen ein Musikinstrument gehalten zu haben; da jedoch von dieser Figur nur die Untermalung erhalten ist, ist es nicht möglich, genauere Angaben zu machen. Das Kleid war augenscheinlich als aus Goldbrokat hergestellt gedacht; Teile des Blattgoldes sind erhalten, doch ist die früher aufgemalte Gliederung verschwunden. Der Kopf ist abgerissen, und diese Zerstörung macht auch die Bestimmung eines in Grün und Gold gemalten Gegenstandes zwischen dem Arm der Figur und der Ornamentranke unmöglich.

Diese Ornamentranke trennt die eben beschriebene, allein sitzende Figur von einer Gruppe männlicher Gestalten, die, auf den Fersen sitzend, auf einem schmalen grünen Teppiche Platz genommen haben.

Die erste dieser Figuren trägt ein rotes Gewand mit großen, viereckigen, eingewebten Blumen aus Goldbrokat. Es scheint seitlich geschlossen zu sein; durch den beim Sitzen nach vorn verschobenen Seitenschlitz sieht man die blauweißen Unterkleider.

Die Arme sind über der Brust verschränkt und die Hände in den weiten Ärmeln versteckt; das Haupt ist mit der sonderbaren Tiara bedeckt, die wir aus den Wandgemälden der Ruinen von Ost-Turkistan als eine Kopfbedeckung der Vornehmen kennen.

Die nächstfolgende Figur trägt dieselbe Tiara und ein Kleid desselben Schnittes, aber von blauer Farbe, mit kleeblattartigem, rotweißem Muster. Sie spielt auf einem Saiteninstrument, das mehr der indischen vīnā, weniger der arabo-persischen Laute gleicht. Das Instrument hat vier Saiten und wird vielleicht mit einem Plektrum gespielt.

Endlich zeigt der Arm einer dritten sitzenden Figur am abgerissenen Rande, daß die Reihe der Darstellungen noch nicht abgeschlossen ist.

Über die Malweise kann man nur sagen, daß sie nicht fremdartig, sondern vertraut anmutet. Man wird sie einerseits auf eine spätantike Malschule zurückführen und sie anderseits als Quelle der späteren berühmten persischen Miniaturmalerei betrachten müssen. Die Farben stammen nach einer mündlichen Mitteilung des Herrn J. R. Martin in Stockholm wahrscheinlich aus Zentralasien, vielleicht aber aus China.

Ostasien Kwan jün (japanisch Kwan on), als sein Dhjanibuddha gilt Amitabbha oder Amida. Diese beiden Gestalten, nämlich Kwan on und Amida, haben in China und namentlich in Japan die Gestalt des Stifters der Religion sehr in den Hintergrund gedrängt. Die meisten „Buddhastatuen" in Ostasien stellen in Wahrheit Amida dar, so auch das grandioseste Werk buddhistischer Plastik, der Daibutsu in Kamakura bei Tokio, eine bronzene Kolossalstatue aus der Mitte des 13. Jahrh. (s. die Tafel bei S. 171). Kwan on, jetzt weiblich dargestellt vermutlich unter dem Einfluß des Marienkultes, wird in China und Japan vom Volk häufiger angerufen als alle anderen Götter und Heiligen zusammen. Es muß das zum Verständnis des Buddhismus erwähnt werden, wie er sich heute dem Europäer dort präsentiert. Denn er ist jetzt aus seinem ursprünglichen Ausstrahlungsgebiet verschwunden oder führt in der Form des Lamaismus ein degeneriertes Dasein, und wer wissen will, was der Buddhismus noch an höheren Ideen zu bieten vermag, der muß nach Japan gehen, oder er muß sich an den Neo-Buddhismus wenden, wie ihn abendländische Theosophen in Indien und anderwärts pflegen. Wie die buddhistischen Vorstellungen auch auf ganz profanen Werken ihren Platz fanden, zeigt das Beispiel des Tores von Kiu Jung Kwang in der Großen Mauer (s. die Tafel bei S. 288).

b) Die zoroastrische und die manichäische Religion in Mittelasien.

Zur Zeit, als sich der Buddhismus in den nördlichen Nachbarländern Indiens ausbreitete, hat sich auch zoroastrischer Einfluß dort geltend gemacht, freilich ohne je in den Vordergrund zu treten. Es wurde schon erwähnt, daß die höchste Gestalt im mittelalterlichen und heutigen buddhistischen Pantheon, Amitabbha Buddha, deutlich Züge des zoroastrischen Lichtgottes zeigt. Er wird direkt bezeichnet als Lichtgestalt, als Essenz des ewigen Lichtes, von dem der menschgewordene Gautama Buddha nur eine Emanation, eine Inkarnation darstellt. Auch die Wahl des Sonnengottes Apollon als Vorbild für den Buddhatypus in den Gandharaskulpturen und auf allen späteren Darstellungen weist in diese Richtung. Geschichtlich wissen wir, daß 621 n. Chr. der Kaiser von China die Erlaubnis zur Errichtung eines zoroastrischen Tempels in seiner Hauptstadt gab. Und der Sohn des letzten sasanidischen, also zoroastrischen, Perserkönigs ist als Flüchtling in China gestorben. Um aber nach China zu gelangen, muß die Lehre Zoroasters durch ganz Mittelasien gewandert sein.

Etwas genauer sind wir über den Manichäismus (vgl. die beigeheftete Tafel „Fragment einer manichäischen Miniatur") unterrichtet. Als nach Manis Tod am Ende des 3. Jahrh. seine Anhänger sich aus Persien flüchten mußten, ging bekanntlich ein Teil derselben nach Westen, wo sie bis zu Augustins Zeit eine große Rolle spielten. Andere wählten den Weg nach Osten, und so finden wir bei Kutscha im Norden Ostturkistans regelrechte manichäische Klöster, deren Insassen nachweislich im Verkehr mit buddhistischen Mönchen standen. Da ist es kein Wunder, daß die erst in der Ausbildung begriffene nördliche buddhistische Kirche Spuren manichäischen Einflusses zeigt. Das ist namentlich bei der Gestalt des Messias des Buddhismus, Maitreja, der Fall, der sich gerade in Mittelasien hoher Verehrung erfreute und in Tibet noch heute erfreut. In China errichteten die Manichäer 584 ihren ersten Tempel, dann aber verschwindet auch im Osten ihr Name bald aus der Geschichte.

c) Das Christentum in Mittelasien.

Die ersten Sendboten des Christentums in Mittel- und Ostasien waren nestorianische Mönche aus Syrien. Sie heißen so nach Nestorius, 428—431 Patriarch von Konstantinopel;

dieser lehrte, daß in Christus die beiden Naturen, die göttliche und die menschliche, dauernd getrennt blieben. Das Konzil zu Ephesus 431 erklärte das für Ketzerei und setzte Nestorius ab. Er und seine Anhänger wurden bitter verfolgt, und viele der letzteren wandten sich nach Persien und von da weiter nach Osten. Sie müssen großen Anhang gewonnen haben und spielen bis zum Ende des 14. Jahrh. eine gewisse Rolle in der Religionsgeschichte ganz Mittel- und Ostasiens. Nicht nur finden wir, wie erwähnt, in Ostturkistan nestorianische Klöster, von deren Wänden lebensgroße typisch syrische Mönche herabblicken, sondern es soll im chinesischen Reich im 12. Jahrh. keine größere Stadt ohne christliche Kirchen gegeben haben. Schon 635 wies Kaiser Taitsong den Nestorianern den Baugrund zu einer Kirche in seiner Hauptstadt an, nachdem er, wie es auf der berühmten zweisprachig (syrisch und chinesisch) geschriebenen Tafel in Hsian fu heißt, sich überzeugt hatte, daß die neue Religion aus dem Westen auf edler Grundlage beruhe und auf das Volk nur günstig einwirken könne. Das war derselbe weitblickende und tolerante Monarch, den europäische Geschichtsschreiber mit Alexander und Cäsar auf eine Stufe stellen, und der auch den Manichäern, Zoroastriern und Mohammedanern freie Religionsübung gestattete.

Die römisch-katholische Kirche schickte zuerst unter Dschengis Khan und seinen Nachfolgern Missionare nach dem Osten, und um 1300 finden wir einen römisch-katholischen Erzbischof in Peking. Überhaupt standen gerade die bei uns so übelberufenen Mongolenkaiser dem Christentum sympathisch gegenüber, ja der Kaiser Kublai erklärte sich bereit, mit seinem ganzen Reich zum Christentum überzutreten, wenn man ihn von dessen Überlegenheit über andere Religionen, namentlich über den Buddhismus, überzeugen könne. Mit dem Fall der Mongolendynastie verschwindet das Christentum für lange Zeit so gut wie ganz aus China, nachdem es schon vorher in Mittelasien dem Islam erlegen war.

d) Der Islam in Hochasien.

Die Aussichten der älteren Religionsformen im westlichen Hochasien zerstörte, wenn auch nicht mit einem Schlage, der Islam. Gerade daß er als letzter mit frischen Idealen auf dem Plan erschien, verbürgte ihm den Sieg über die von schamanistischen Einflüssen durchsetzten, in ihrer Vereinsamung entarteten anderen Glaubenslehren. In der Bekehrung der mongolischen Fürsten, die der erfolgreichen Religion die geistige Führung sicherte, siegte endlich der Islam. Der Kampf hat immerhin Jahrhunderte gedauert: schon im Anfange des 8. Jahrh. waren die Araber Herren des westlichen Hochasien geworden und dann erobernd ins Tarimbecken vorgedrungen. Der Hauptsitz der Buddhisten, Khotan, widerstand 25 Jahre lang den Angriffen. Bei den Bewohnern Ostturkistans haben sich die Überlieferungen dieser Glaubenskämpfe zu der sagenhaften Heldengestalt des Ordan Padschah verdichtet, dessen wunderbare Taten angeblich den Sieg des Islam entschieden. Die neue Lehre triumphierte erst, als im 10. Jahrh. Satuk, der türkische Herrscher Kaschgars, zu ihr übertrat und einen großen Teil des Tarimbeckens und selbst des westlichen Turkistan unterwarf. Allmählich erlangten die religiösen Unterschiede auch für die Nomadenstämme Hochasiens eine gewisse ethnische Bedeutung: der turktatarische Zweig umfaßt jetzt hauptsächlich die dem Islam gewonnenen Hochasiaten, der mongolische die Anhänger der Buddhalehre, während doch ursprünglich beide Zweige ganz nahe verwandt oder vielmehr gemeinsamen Ursprungs und nur durch Beimischung fremden Blutes teilweise verändert sind. Namentlich unter den Uiguren fand der Islam schon früh zahlreiche Bekenner, neben denen sich aber die Vertreter anderer Religionen noch lange behaupteten.

Das Tor von Kiu-jung kwan, nordöstlich von Pekin

Gezeichnet von Franz Etzold nach Prince Roland Bonaparte, D

Aus der Zeit der Mongolendynastie (1280—1368).

ents de l'époque mongole des XIIIe et XIVe siècles (Paris 1895).

Erklärung zu umstehender Abbildung.

Auf der Straße, die von Peking aus in nordwestlicher Richtung nach Kalgan und zur Großen Mauer führt, liegt im Passe von Nan kou zwischen Tschang ping und Hwai lai als Teil der Vormauer das Tor von Kiu-jung kwan (Tschü jung kwan). Berühmt ist dieses Tor erstens durch seinen auf der umstehenden Tafel wiedergegebenen bildnerischen Schmuck aus buddhistischen Legenden und zweitens durch seine beiden, vor allem die Sprachforscher fesselnden, großen Inschriften auf den beiden senkrechten Innenwänden der Torwölbung.

Unsere Tafel stellt das Tor von Süden gesehen dar. Oben erblicken wir Garuda über zwei schlangenschwänzigen Nagas. An der linken unteren Seite, vom Baume beschattet, ein Basrelief: ein Elefant, bestiegen von einem phantastischen Wesen, auf dem eine kleine, menschlich gestaltete Person sitzt; das kleine Ornamentband zur Linken ist eine Kette von Wadschras. In dem umstehend nicht mit wiedergegebenen Inneren der Wölbung an der dreiseitigen Decke sitzt in jedem der eingezeichneten Teilkästchen ein Buddha; an den senkrechten Wänden die beiden großen Inschriften zwischen vier Maharadschas (Dhṛtarâṣṭra, auf einer Mandoline spielend, und Genossen) als Torhütern.

Die Inschriften (hier nicht sichtbar) sind aus dem Jahre 1345 datiert und in sechs Sprachen abgefaßt: Chinesisch, Tibetisch, Mongolisch, Uigurisch, Sanskrit und einer noch unentzifferten Sprache. Sie sind von hohem Interesse für den Sprachforscher.

Nach „Documents de l'époque mongole des XIIIe et XIVe siècles" des Prinzen Roland Bonaparte (Paris 1895).

3. Hochasien von der Mongolenzeit bis zur Gegenwart.

A. Dschengis Khan.

Was Kultur und Religion hatten tun können, um das rauhe Volk Hochasiens zu zähmen, war viele Jahrhunderte hindurch geschehen. In den Oasen erhoben sich Tempel Buddhas, zoroastrische Kultstätten, christliche Kirchen und islamische Moscheen; das Gewerbe blühte, der Handel führte fremde Kaufleute ins Land, und wer nach Verfeinerung der Sitten und nach Veredelung des Daseins strebte, dem fehlte es nicht an glänzenden Vorbildern. Von den Nomaden ließ sich zwar weniger Günstiges berichten. Dennoch hatten auch bei vielen von ihnen die höheren Glaubensformen Wurzel geschlagen: es gab schriftkundige Männer unter ihnen, und die Lockungen des zivilisierten Lebens blieben nicht ohne Eindruck. Der Weg war schon vielfach beschritten, der diese Stämme aus ihrer alten Wildheit herausführen mußte: die Kräfte der Kultur schienen überall im siegreichen Vordringen zu sein. Da raffte sich der Nomadismus noch einmal zu einem Gegenstoß auf, der furchtbarer war als alle früheren und auf lange hinaus wieder jenen unbändigen Mächten der Kampfesfreude und Zerstörungslust offene Bahn schuf, deren echteste, wildeste Vertreter die Hirtenvölker Hochasiens waren. Wie in einem blutigen Schimmer erglüht die Welt zur Mongolenzeit. Zweimal, zuerst unter Dschengis Khan und seinen ersten Nachfolgern und dann nochmals unter Timur, brachen die Reiterhorden über die Kulturländer Asiens und Europas herein; zweimal brausten sie dahin, als ob sie alle Länder zertreten und in Weidegründe für die Herden verwandeln wollten, und so gründlich haben sie gewütet und gemordet, daß noch heute verödete Gebiete die Spuren ihres zerstörenden Grimmes bewahren. Es waren die letzten großen Ausbrüche des hochasiatischen Kraters; jetzt hat die Kultur gesiegt, und die Horden der weiten Steppe sind keine Gefahr mehr, vor der sie zu zittern brauchte.

Was gegen die Kulturwelt vorstieß, war auch diesmal die ganze, durch eine Herrschernatur vorübergehend zur Einheit zusammengeschweißte Kraft des hochasiatischen Nomadentums. Das neue Volk, das scheinbar plötzlich erscheint und mit ungeheueren Heeresmassen auftritt, nachdem man es vorher kaum gekannt und beachtet hat, gibt in Wahrheit nur den ersten Anstoß und stellt zunächst die Führer der lawinenartig anwachsenden Masse; von ihm erhält sie den Namen, von ihm auch läßt sie sich wieder mit dem wilden Kriegsmut entflammen, der teilweise in der Berührung mit der Kultur zurückgegangen war. Von entscheidendem Wert aber ist immer die Persönlichkeit. Wer sich zum Herrscher geboren fühlt und nicht von der Ungunst des Schicksals zu früh aus seiner Heldenbahn gerissen wird, der mag der kleinsten, verachtetsten Horde angehören, immer wird er als Führer eines großen Volkes enden: die Stämme Hochasiens mit ihren verschiedenen Namen und doch so ähnlichen Anlagen und Sitten werden sich unter dem Druck einer eisernen Herrscherfaust zur riesigen Volksmacht zusammenballen. Lange Dauer freilich ist den Steppenreichen nicht beschieden: sobald der Zwang nachläßt, löst sich das ungeheure Gebilde wieder auf. In den einzelnen Landschaften bilden sich dann wieder besondere Völker und Reiche aus den gründlich durcheinandergewühlten und geschüttelten Stämmen. Auch das mongolische Weltreich ist diesem Schicksal nicht entgangen.

a) Die Anfänge der Mongolen.

Die Mongolen treten in der älteren Geschichte Hochasiens so wenig hervor, daß der Zweifel erlaubt ist, ob wir es hier überhaupt mit einem Stamme zu tun haben, dessen Wurzeln weit in die Vergangenheit zurückreichen. Die Ursitze der Mongolen liegen, soweit sich das nachweisen läßt, am Nordrande der hochasiatischen Steppe in der Gegend des Baikalsees. Nun ist aber gerade dieser Nordrand der Schauplatz der wichtigsten nomadischen

Staatenbildungen, das eigentliche Kernland der erobernden Hirtenvölker; hier hielten sich bis zuletzt die Hunnen, hier lag der Mittelpunkt der türkischen Macht. Was in diesem Gebiete von Nomadenvölkern hauste, war in der Hauptsache erst aus der Zertrümmerung älterer Volksbestandteile hervorgegangen und enthielt Reste aller früheren Bewohner. Die Mongolen insbesondere sind aus den Überbleibseln des Türkenvolkes entstanden, das seinerseits auch wieder eine Mischung hunnischer und anderer Stämme war. Daß gerade sie die alte nomadische Kriegs- und Zerstörungslust von neuem anfachten, war kein bloßer Zufall: in ihren entlegenen Sitzen waren sie am wenigsten durch die Kultur verweichlicht und durch religiösen Einfluß gezähmt worden, hatten sie am treuesten die alten kriegerischen Überlieferungen bewahrt. Das Streben nach Beute, Macht und Herrschaft über unzählige Völker war diesen rauhen Nomaden von einer langen Reihe tatkräftiger Vorfahren vererbt. Auch die Sagen über die Herkunft der mongolischen Dynastie sind nur Nachklänge älterer Überlieferungen, mögen sie nun von einem Lichtgeist oder von einem Wolf abgeleitet werden.

Die mongolische Horde hatte im Anfang des 12. Jahrh. begonnen, sich in Hochasien einen Namen zu machen; die Zeit war ihnen günstig, da damals keine hochasiatische Großmacht vorhanden war. Im Osten herrschten die Kin oder Nü tschi (Niu tsche), die 1125 die Khitan (Chitan, Liao) besiegt und verdrängt hatten; beide Völker waren tungusischen Stammes und hatten auch einen Teil Nordchinas unter ihrer Botmäßigkeit. Die Mongolen scheinen den Nü tschi tributpflichtig gewesen zu sein. Im Westen war die Macht der Hakas stark zurückgegangen; die Uiguren und einzelne tatarische Horden, wie die teilweise zum Christentume bekehrten Kerait, führten ein unabhängiges Dasein. Zunächst brachte der Vater Tschengis Khans, Jesukai (Jissugai), eine Anzahl von Nomadenstämmen unter seine Gewalt und erregte dadurch das Mißtrauen der Nü tschi, die 1135 und nochmals 1147 vergebens versuchten, die werdende Weltmacht im Keime zu ersticken.

b) Temudschin (Dschengis Khan).

Von sonstigen Taten Jesukais ist wenig bekannt. Sein Reich schien ebenso rasch wieder zerfallen zu wollen, wie es entstanden war. Beim Tode Jesukais (1175) zählte sein Sohn Temudschin (chines. Tiĕ mu tschên) erst 20, nach anderen gar nur 12 Jahre: Grund genug für die unterworfenen Horden, sich von ihm loszusagen, so daß dem unter der Vormundschaft seiner Mutter stehenden Herrscher nicht viel mehr als die ursprüngliche Stammhorde blieb. Aber in dem Jüngling lebte eine eiserne Willenskraft. Er raffte seine Anhänger zusammen und lieferte dem von den anderen Horden erwählten Gegenherrscher Ong (Wang) khan eine Schlacht, die zunächst dem weiteren Umsichgreifen des Abfalles ein Ziel setzte; ein Jahr später besiegte er die aufs neue heranrückenden Empörer glänzend. Durch eine barbarische Bestrafung der feindlichen Anführer bewies er vollends seinen Herrscherberuf. Nun fanden sich bald Stämme, die die Freundschaft des Siegers suchten, andere, die Ränke gegen ihn spannen oder ihm offen entgegentraten; unter beständigen Kämpfen wuchs die Macht Temudschins immer mehr. Er unterwarf die Naiman, die anfangs mit ihm verbündeten Kerait und andere Stämme in einer Reihe von Feldzügen, bis er 1206 am Onon (Nebenfluß des Amur) eine große Heerschau und Ratsversammlung abhalten konnte, bei der er den größten Teil der nomadischen Streitmacht Hochasiens um sich versammelt sah. Hier nahm er auf den Wunsch der Seinen den Namen Dschengis (Dschingis, Tschingiz) Khan (vollkommener Held: chines. Tschêng tschi szĕ, als Kaiser [Jüan] T'ai tsu) an. Nun schien es Zeit, weiter auszugreifen und die siegreichen Waffen auch in die benachbarten Kulturländer zu tragen.

Einen Vorwand zu weiteren Kriegen boten Ränke des Naimanfürsten Kuschlek (Gutschluk, Kü tschu lü), der 1201 dem Reiche der Kara Khitai den Garaus gemacht hatte; er mußte zu den Nü tschi flüchten. Die Kirgisen und nach ihnen die Uiguren (1209) unterwarfen sich inzwischen freiwillig. Der Kampf mit den Nü tschi brach nach geringfügigen Gefechten 1211 aus, wobei die 1125 von den Nü tschi unterworfenen Khitan den Mongolen wertvolle Hilfe leisteten. Es handelte sich für Dschengis Khan hauptsächlich darum, das nördliche China, den besten Teil des Nü tschi-Reiches, zu unterwerfen; schließlich floh Hsüan Tsung, der Kaiser der Nü tschi, nach dem Süden und wurde dadurch von seinen nördlichen Hilfsquellen ganz abgeschnitten (1214). Die Hauptstadt Jen king, die ungefähr dem heutigen Peking entspricht, fiel nun in die Hände der Mongolen; aber erst 1234 endete dieser Krieg mit dem Untergange der Kin-Dynastie, sieben Jahre nach dem Tode Dschengis Khans. Es kam den Nü tschi zustatten, daß sie die Macht halb Chinas gegen die Mongolen ins Feld stellen und sich auf die stark befestigten chinesischen Städte stützen konnten. Erst allmählich lernten die Mongolen in der Schule der Not die Belagerungskunst, in der sie später zum Unglücke der von ihnen bedrängten Kulturvölker Großes leisteten; die Verwendung des Schießpulvers im Festungskriege soll angeblich damals den Chinesen bereits bekannt gewesen sein, wie denn überhaupt in diesem Zweige des Kriegswesens, wo es sich mehr um Verstand als stürmische Tapferkeit handelt, damals in China viel zu lernen war.

Während der Kämpfe zwischen den Mongolen und den Nü tschi hatte sich der Khan Kuschlek nach Turkistan begeben, sich dort mit Kutlus (Allâ) ed-Din Mohammed, dem Sultan der Khwarismier, verbündet und war im Begriff, mit dessen Hilfe ein Reich im westlichen Hochasien zu bilden.

Das Eingreifen der Khwarismier zugunsten Kuschleks ist wohl teilweise auf Handelseifersucht zurückzuführen; Dschengis Khan hatte vermutlich versucht, den Handel über die nördlichen Straßen zu leiten, war hierbei aber auf die entschiedene Abneigung der turkistanischen Herrscher, deren mächtigster der Sultan von Khwarism war, gestoßen. Mohammed, der Kaschgar und damit die südlichen Straßen beherrschte, hatte die Gesandten Dschengis Khans, die eine Art Handelsvertrag abschließen wollten, kurzerhand töten lassen. Das Selbstbewußtsein des turkistanischen Fürsten war damals nicht gering; schien es doch, als ob die Khwarismier die Nachfolger der sinkenden Seldschuken in der Herrschaft Westasiens und in der schützenden Obergewalt über die Bagdader Khalifen sein würden. Wie immer in solchen Fällen, beruhte ein guter Teil der khwarismischen Macht auf dem Besitze der hochasiatischen und der indischen Handelsstraßen und dem daraus entspringenden Reichtume.

Jetzt aber erhielt diese Macht mit allen ehrgeizigen Träumen, die sich an sie knüpften, durch den Ansturm der Mongolen einen vernichtenden Stoß. Zunächst wurde Kuschlek mit seinem bedeutenden Heere vollständig geschlagen und auf der Flucht niedergehauen (1218); dann wälzte sich die mongolische Streitmacht gegen Khwarism, das außer dem heutigen Khiwa einen großen Teil Turkistans und Persiens umfaßte. Bochara wurde geplündert und ging in Flammen auf; besser hielt sich Otrar am mittleren Sir Dardscha, die eigentliche Grenzfestung gegen Hochasien, fiel aber zuletzt ebenso in Dschengis Khans Hände, wie Khodschent, Usgen und andere feste Plätze. Das Hauptheer wandte sich gegen Samarkand, das, bald übergeben, trotzdem für die Sünden seines Herrschers durch ein furchtbares Blutbad büßen mußte. Nunmehr war der Widerstand des Sultans Mohammed gebrochen; ohne eine Feldschlacht zu wagen, floh er in Persien von Stadt zu Stadt, immer verfolgt von den mongolischen Truppen, um endlich auf einer Insel des Kaspischen Meeres im Elende zu sterben. Der größte Teil Persiens unterwarf sich den Mongolen (1220). Ein Gegenstoß, den Mohammeds Sohn Dschelal ed-Din Mankburni unternahm, warf die

Truppen Dschengis Khans zeitweilig zurück; doch das persönliche Erscheinen des Mongolenherrschers zwang den Khwarismier zur Flucht nach Indien, worauf verschiedene abgefallene Städte, darunter Herat, ausgemordet und verbrannt wurden. Die Mongolen drangen an den Indus vor und verwüsteten Peschawar, Lahor und Malikpur.

War hier bereits der alte Eroberweg nach Indien betreten, so tat Dschengis Khan auch die ersten Schritte auf der vielbegangenen Straße, die aus den Steppen Westsibiriens nach Europa führt. Vorwände zu einem Kriegszuge, der sich zunächst gegen die Nomadenstämme im Norden des Kaukasus richtete, waren bald gefunden; als dann die Russen von Kijew (Kiew) als Bundesgenossen dieser Völker im Feld erschienen, kam es zum ersten Zusammenstoße zwischen mongolischen und europäischen Truppen (1223). Die anfänglich siegreichen Russen wurden zuletzt geschlagen; der Großfürst von Kijew selbst fiel in Gefangenschaft. Indes beuteten die Mongolen, vor denen damals auch Konstantinopel stärker befestigt wurde, ihren Sieg nicht weiter aus.

Im Jahre 1224 plante Dschengis Khan in Person einen Feldzug nach Indien, ließ sich aber durch ein Wunderzeichen und vielleicht noch mehr durch die Kriegsmüdigkeit seines Heeres bestimmen, nach Karakorum zurückzugehen, der ehemaligen Hauptstadt der christlichen Kerait, nun dem Mittelpunkte des mongolischen Reiches. Ein Jahr vorher hatte er noch mit seinem ganzen Heer in der südsibirischen Steppe eine ungeheuere Treibjagd veranstaltet, eine als Vergnügen wie als Nahrungsquelle ihnen vertraute Jagdweise.

Inzwischen hatte der Krieg in China seinen Fortgang gehabt. Auch das westchinesische Reich der Hsia mit zum Teil tibetischer (tangutischer) Bevölkerung war in die Kriegswirren mit hineingezogen und schon 1209 und 1217 verheert worden; nun erlitt es eine noch gründlichere Verwüstung durch die Mongolen (1223—26), bis dann 1227 der Letzte der Dynastie gefangen genommen und das Land völlig von Dschengis Khans Feldherren erobert wurde. Die Kin oder Nü tschi in Nordchina widerstanden dagegen noch immer (bis 1234) den Angriffen der Mongolen, deren bester Feldherr, Mogli, 1225 starb.

Dschengis Khan überlebte seinen Heerführer nur zwei Jahre. Er starb am 18. August 1227 am oberen Hoangho, ob eines natürlichen Todes oder von einem seiner Weiber vergiftet, ist ungewiß. Mit ihm schied der echteste Vertreter des wilden, unzähmbaren Nomadentums Hochasiens, der sich nach alter Hunnensitte aus Leichen und Trümmern einen Riesenthron errichtet hatte. Hunger nach Macht und grimmige Freude an der Zerstörung waren die Gründe seines Handelns; das Bedürfnis, auch nur als äußeren Vorwand einen höheren Gedanken seinen verwüstenden Kriegsfahrten zugrunde zu legen, war ihm völlig fremd. Daneben fehlte es ihm indes nicht an jenen Zügen rauher Ehrlichkeit und Charaktergröße, die immer wieder mit den Helden des Nomadentums versöhnen; selbst eine gewisse Empfänglichkeit für Kultur ist nicht ganz zu verkennen. Was alle wilden Heerführer Hochasiens schließlich erfahren haben, sollte sich auch an ihm und vor allem an seinen Nachkommen offenbaren: die niedergetretene, aus tausend Wunden blutende Kultur erwies sich im Geisteskampf als die stärkere und beugte den starren Hochmut der Steppenfürsten, die schließlich in Kapellen und Tempeln demütig den Idealen der Kulturwelt huldigten und die eiserne Faust mühselig an den Schreibgriffel gewöhnten.

c) Die Reichsverwaltung unter Temudschin.

Diesen Einflüssen sind erst die Nachfolger Dschengis Khans erlegen. Aber schon neben der düsteren, blutbefleckten Gestalt des ersten Mongolenherrschers taucht ein Mann auf, den der

Bibliographisches

ut in Leipzig.

gewaltige Steppenfürst als einen Vertreter und Sprecher der Kultur gewählt zu haben schien: Jli tschu tsai (Jeliu Khutsai), ein Mann aus dem Herrscherhause der Kin, also ein Tunguse mit chinesischer Kultur. Wenn Dschengis Khan diesen Angehörigen einer ihm feindlichen Familie an seinen Hof zog und ihm bald die ganze innere Verwaltung anvertraute, so leitete ihn sicher weniger der Wunsch, die Gesittung seiner Mongolen zu fördern, als das Bestreben, sein Reich und namentlich seine Einkünfte nach chinesischem Muster zu regeln. Das gelang so gut, daß Jli tschu tsai bis zu seinem Tod auch unter den Nachfolgern Dschengis Khans seine Würde behauptete. Unendlich mehr Ehre aber macht es ihm, daß er sich zugleich als Anwalt der höheren Kultur betrachtete, mit Kühnheit grausamen Entschlüssen des Herrschers entgegentrat, Verfolgte unter seinen Schutz nahm und, wo er konnte, die Denkmäler der Kunst vor der Zerstörung schützte. Sein eigenes Vermögen brachte er diesen Bestrebungen zum Opfer oder verwandte es, um Urkunden und Inschriften zu sammeln; eine Menge davon und einige Musikinstrumente waren der ganze Reichtum, den man bei ihm fand, als Verleumder seine Amtsführung verdächtigt hatten. In Dschengis Khan und seinem Minister sind die großen Gegensätze wilder Selbstherrlichkeit und sittlicher Selbstzucht verkörpert: die ganze Geschichte Hochasiens scheint hier in ein Menschenpaar zusammengezogen.

Die Ausdehnung des mongolischen Reiches beim Tode Dschengis Khans läßt sich schwer angeben: es war noch ein ganz unfertiger Bau (s. die beigeheftete Karte). Die mongolischen und südwestsibirischen Steppenländer waren unmittelbarer Besitz des neuen Herrschervolkes oder standen, wie das Uigurenland, unter einheimischen, den Siegern völlig ergebenen Herrschern. Turkistan konnte als erobert gelten, während in Persien die mongolische Macht noch auf sehr schwachen Füßen stand und das nordwestliche Indien mehr ausgeplündert als wirklich unterworfen worden war. In China war das Reich der westlichen Hsia ganz gewonnen; die Nü tschi dagegen widerstanden noch immer hartnäckig in den Provinzen am unteren Hoangho. Am wenigsten klar ist die Ausdehnung des mongolischen Einflusses nach Süden. Größere Feldzüge nach dem Tarimbecken oder nach Tibet haben nicht stattgefunden; wahrscheinlich aber hat sich wenigstens ein Teil der Oasenstaaten in Ostturkistan freiwillig unterworfen. Manche dieser Kleinstaaten mochten ohnehin unter der Oberherrschaft der Uiguren, der Kerait usw. gestanden und das Schicksal dieser Völker geteilt haben; andere, wie Kaschgar, waren bei den Kriegen gegen die Khwarismier bereits erobert worden.

Die Verfassung des Mongolenreiches war ganz auf kriegerische Unternehmungen zugeschnitten und in diesem Sinne nur eine Erneuerung der hochasiatischen Organisationsformen, wie sie schon bei den Hunnen und Türken üblich gewesen waren. Alle waffenfähigen Männer der verschiedenen Stämme waren zu zehn, hundert, tausend geordnet; das Heer ergänzte seine Verluste aus der jungen Mannschaft der unterjochten Gebiete, die unter die vorhandenen Truppen verteilt wurde oder, wenn sich das Land freiwillig unterworfen hatte, besondere Heerkörper bildete. Feldzeichen aus Jak- und Roßschweifen, deren wichtigste die neunschwänzige mongolische Heerfahne und das aus vier schwarzen Roßschweifen bestehende Banner des Khans waren, entsprechen ebenfalls hochasiatischem Herkommen.

Das innere Leben seines Volkes ordnete Dschengis Khan durch eine Reihe von Gesetzen, die wohl großenteils auf Überlieferungen und frühere Vorbilder zurückgehen und noch ganz dem nomadischen Dasein angepaßt sind. Merkwürdig ist sein Verhältnis zu den Religionen: einerseits tritt das Bestreben hervor, die herkömmliche schamanistische Glaubensform durch stärkere Betonung des Gottesglaubens zu veredeln; anderseits wird auch eine rücksichtsvolle Behandlung aller anderen Religionen und ihrer Priester empfohlen, wiewohl er öffentliche Ämter ihnen nicht anvertraut. Im übrigen beziehen sich die Anordnungen Dschengis Khans vorwiegend auf militärische Dinge, regeln daneben in sehr einfacher Weise das Familienleben und machen gewisse mongolische Sitten zu allgemeinen Regeln. Persönlich war Dschengis Khan ebenso wie seine Nachkommen und Nachfolger Mangu und Kublai in religiösen Sachen sehr tolerant, aber gleich manchen anderen großen Eroberern auch sehr abergläubisch. Der Gedanke, er könne vor der Verwirklichung seiner Pläne sterben, war ihm unerträglich, und er ließ einen berühmten Priester aus der Nordostecke Chinas zu sich bis ins westliche Hochasien kommen, um von ihm den Trank der Unsterblichkeit zu erbitten. Der hochinteressante Reisebericht dieses Priesters ist uns erhalten, und aus ihm bekommt man den Eindruck, daß Dschengis Khan doch auch für eine höhere Art der

Kriegführung Verständnis hatte; daß er z. B. mit Hilfe von Technikern aus China und auch aus dem Westen treffliche Etappenstraßen und schwierige Brücken bauen ließ und überhaupt hohes organisatorisches Talent entfaltete. Alles in allem erscheint der große Mongole hier in einem viel günstigeren Licht als in anderen Quellen. In seiner letzten Zeit verriet Dschengis Khan einige Hinneigung zum Buddhismus, zeigte aber sonst jene gleichgültige Duldung gegenüber den verschiedenen Religionen, die für die Mongolen bezeichnend ist; Glaubenseifer, der sonst so viele Grausamkeiten entschuldigen muß, hat die Metzeleien der Mongolen nicht veranlaßt.

B. Das Mongolenreich bis zu seiner Teilung.

Am Flusse Kerulen (Kyrilun) in der nördlichen Steppe traten 1227 die Großen des Mongolenreiches zur feierlichen Beratung zusammen. Die letztwillige Verfügung Dschengis Khans bestimmte seinen dritten Sohn Ogdai (Ogotai Khan, chines. Wo k'wo t'ai oder T'ai Tsung) zum Nachfolger; auf einem großen Reichstage zu Karakorum huldigten ihm bald darauf seine Untertanen. Da Ogdai seines Vaters erstem Minister Jli tschu tsai noch größeren Einfluß einräumte, konnte dieser den inneren Ausbau des Reiches fortsetzen, die Steuererhebung ordnen, Verzeichnisse der Heerespflichtigen anlegen: so beuteten die Mongolenherrscher die unterworfenen Kulturländer aus, ohne sie zu vernichten. Die großartig durchgeführte Ordnung des Mongolenreiches, die später Marco Polo bewunderte, ist in der Hauptsache das Werk dieses Ministers.

Nach außen hin trat die erobernde Kraft der geeinigten Steppenvölker unter Ogdai mächtig hervor. Persien, wo der Khwarismier Dschelal ed-Din einen Teil seines Erbes wieder an sich gerissen hatte, wurde aufs neue unterworfen: der unglückliche Fürst floh im August 1231 nach den westlichen Gebirgen, wo ihn räuberische Kurden erschlugen: Ogdai selbst wandte sich gegen China, wo das Reich der Kin (Nü tschi) um sein Dasein rang. Die Provinzen Petschili, Schantung, Schansi und Liaotung waren damals bereits in mongolischem Besitze; die Kin hielten sich nur noch südlich vom Hoangho in Schensi und Honan. Tuli (Tului T'o lei), der jüngste Bruder Ogdais, führte in den letzten Kämpfen meist den Oberbefehl über die Mongolen. Die Belagerung der Hauptstadt Kaifengfu, wobei sich die chinesischen Verteidiger des Pulvers mit großem Erfolge bedienten, scheiterte 1232. Aber nun verbündeten sich die Mongolen mit dem chinesischen Kaiserreiche der südlichen Sung, das die Widerstandskraft der Kin rasch vernichtete; 1234 erlag der letzte Kaiser der Nü tschi einem vereinigten mongolisch-chinesischen Heere. Schensi fiel den Mongolen, Honan größtenteils den Sung zu, aber schon jetzt brachen Mißhelligkeiten zwischen den Verbündeten als Vorboten späterer Ereignisse aus. Für die Mongolen war die Eroberung Nordchinas sehr bedeutungsvoll: die chinesische Kultur war die erste, mit der sie dauernd in Berührung kamen, und so wurden die Staatseinrichtungen Chinas in vieler Hinsicht vorbildlich für das wilde Steppenvolk; die uigurische Kultur, die anfangs als Muster gedient hatte, trat dagegen zurück. Allmählich bewährte sich die alte Kraft Chinas, die Steppenvölker umzubilden und aufzusaugen: je tiefer die Mongolen in das Reich der Mitte eindrangen, desto mehr wurden sie zu Chinesen.

Die nach der Niederwerfung der Kin freiwerdenden Kräfte wurden dazu bestimmt, nach Westen hin das Mongolenreich zu erweitern; durch die westsibirischen Steppen wälzten sich seit 1235 die mongolischen Horden unter Führung Batus gegen Europa heran, dessen Grenzhut in den Händen der russischen Fürsten lag. 1237 wurde Rjäsan erobert, 1238 fiel Wladimir am Kldschasma; die Russenherrscher mußten sich der mongolischen Oberherrschaft beugen: 1240 wurde auch Kijew zerstört. Nun wurde Polen verwüstet, Herzog Boleslaw V.

von Sandomir floh nach Ungarn, ein polnisch-deutsches Heer unter Heinrich II. von Niederschlesien unterlag 1241 bei Liegnitz. Aber hier, am Rande des großen Steppenlandes, endete der Westzug Paidars (Petas) und seiner Mongolen; sie wandten sich nach Ungarn, wo bereits Batu selbst eingebrochen war. Die Gefahr lag nahe, daß diese Mongolen in der ungarischen Steppe festen Fuß faßten, und daß diese dann wieder, wie schon mehrmals, die Brutstätte nomadischer Raubschwärme werden würde, die Europa in beständiger Unruhe erhielten. Die Magyaren erlitten dasselbe Schicksal, das ihre Vorfahren über so viele blühende Länder gebracht hatten: die Mongolen schienen im Sommer und Herbst 1241 die Absicht zu haben, für sich selbst Raum zu schaffen und das Land gründlich auszumorden. Indes entschlossen sie sich auf die Kunde von dem am 11. Dezember 1241 zu Karakorum erfolgten Tode des Großkhans Ogdai im Frühjahr 1242 zum Rückzug nach Rußland.

Noch war damals die Ausdehnungskraft des Mongolenreiches ungeheuer groß (s. die Karte bei S. 293). Während in Europa gekämpft wurde, bedrohten Ogdais Heere Kleinasien. Wie früher und später türkische Scharen, benutzten die Mongolen den Weg durch Armenien und versuchten wiederholt Bagdad anzugreifen. Gleichzeitig begann in China der Angriff auf das Reich der südlichen Sung, dessen Fürsten in törichter Verblendung die Vormauer ihrer Macht, das Reich der Kin, hatten zerstören helfen. Die Truppen der Sung hielten längere Zeit unter blutigen Kämpfen die Linien des mittleren Hoangho und des Weiho; gleichzeitig tobte in Sz'tschwan am oberen Jang tsze kiang der Kampf, wo bei der Belagerung von Lutscheu ein starkes mongolisches Heer fast ganz aufgerieben wurde. Auch hier setzte der Tod Ogdais den Unternehmungen vorläufig ein Ende.

Der Großkhan hinterließ das Reich einem seiner minderjährigen Enkel; aber an dessen Stelle riß 1241 die erste Gattin Ogdais, Nai ma tschen (Jurakina), die Regentschaft an sich. Dem langjährigen Kanzler der beiden ersten Großkhane, Jli tschu tsai, der dem benachteiligten Erben sein Recht sichern wollte, setzte ein plötzlicher Tod ein Ziel. Die Kaiserin setzte jetzt auf einem großen Kurultai (Reichstag) die Ernennung ihres Sohnes Kujuk Khan (Gajuk, chines. Kwei ju oder Ting Tsung) zum Herrscher durch (1246). Diese Zwischenregierung schwächte die mongolische Stoßkraft, und an manchen Stellen, namentlich den europäischen Weststaaten gegenüber, wurde trotz allerlei drohender Rüstungen die Eroberungspolitik überhaupt nicht wieder aufgenommen.

Übrigens waren auf dem Reichstage Gesandte des Papstes erschienen, um die Mongolen zu bitten, von weiteren gegen die Christen gerichteten Eroberungszügen abzustehen, hatten aber die selbstbewußten Weltherrscher nur gereizt. Trotzdem schien die gemeinsame Feindschaft der Christen und der Mongolen gegen die Mohammedaner eine Grundlage zur Verständigung zu bilden, besonders in Syrien, wo Kreuzfahrer und Mongolen Stellung zueinander nehmen mußten: ja, eine Zeitlang war sogar Aussicht vorhanden, die mongolische Dynastie selbst zum Christentume zu bekehren und damit einen großartigen Triumph der Kirche zu erringen.

Kujuk wandte seine Aufmerksamkeit vorwiegend dem Osten zu und bekriegte Korea, das zugleich eine Brücke nach Japan bilden konnte. Schon 1248 starb er jedoch, und nun gelangte Mangu Khan (Mengko oder Hsien Tsung), ein Sohn Tulis und Enkel Dschengis Khans, auf den Thron, obwohl erst nach langen Beratungen der Großen (1251). Die ungeheure Ausdehnung des damaligen Mongolenreiches spricht sich in der Langsamkeit aus, mit der die großen Reichsversammlungen berufen und vereinigt wurden; der Zerfall des unbehilflichen Reichskörpers war nur noch eine Frage der Zeit. Den ersten Schritt dazu tat Mangu selbst, indem er seinen Bruder Kublai zum Generalstatthalter in China (Mo nan, den „Ländern südlich von der Wüste") ernannte, dessen Kultur auf Kublai, der in nicht ferner Zeit Mangus

Nachfolger werden sollte, gewohntermaßen umgestaltend wirkte: aus der mongolischen Dynastie mußte bald eine chinesische werden. Zunächst indes dehnten sich unter Mangu die Grenzen des mongolischen Weltreiches nochmals weiter aus. Das bisher durch seine Lage beschützte Tibet wurde angegriffen und, wie später Marco Polo berichtete, gründlich verheert. Folgenreicher war ein abermaliger Vorstoß gegen Irak und Syrien; der Kampf galt zunächst den Assassinen, deren östlicher oder persischer Zweig fast völlig vertilgt wurde. Dann wandte sich das Mongolenheer gegen Bagdad, das der schwächliche Widerstand des damaligen Khalifen nicht zu retten vermochte: ein furchtbares Blutbad vernichtete 1258 nahezu die gesamte Einwohnerschaft dieser religiösen Hauptstadt der islamischen Welt. Der Gegensatz, in den die mongolische Dynastie damit zum mohammedanischen Glauben trat, erhöhte die Hoffnung, daß sich die Mongolen für das Christentum gewinnen lassen würden. In der Tat errangen die Christen am Hof eine begünstigte Stellung; Mangu hat aber wohl die Taufe nur als eine Art nützlichen Zaubermittels betrachtet: das Treiben der verrotteten nestorianischen und armenischen Priesterschaft konnte ihn darin nur bestärken. Über den Kern der verschiedenen Glaubenslehren, deren Zeremonien sie gelegentlich befolgten, dürften die mongolischen Fürsten durchweg im unklaren gewesen sein.

Nach der Verwüstung Syriens und Kleinasiens wandte sich die Aufmerksamkeit des mongolischen Herrschers wieder dem Reiche der südlichen Sung zu, das sie nun einige Jahre hintereinander scharf angriffen. Kublai eroberte die westlichen Vorlande des chinesischen Kaiserreiches, Sz'tschwan und Jünnan, und umschloß, indem er seine Heere bis Tongking und Kotschinchina vorrücken ließ, Südchina von allen Seiten. Abermals brachte der Tod des Großkhans die Unternehmungen zeitweilig zum Stocken: Mangu starb 1259, und alle mongolischen Heerführer begaben sich zum Reichstag in die tatarische Steppe.

C. Der Zerfall des mongolischen Weltreiches.

a) Der Beginn des Zerfalles.

Nunmehr begann der Zerfall des Riesenreiches. Nicht nur die ungeheure Größe des Mongolenstaates, die Unmöglichkeit, bei den gewaltigen Entfernungen die Einheit des Besitzes aufrechtzuerhalten, war schuld daran; zersetzender noch wirkte der Einfluß der verschiedenen Kulturen, die sich überall gleichsam durch die vom Wüstensturm über sie gebreitete Sandschicht hindurchrangen und diese in ihrem Geiste umbildeten. Wollte sich Kublai in einen echten Chinesen verwandeln, so waren die westlichen Statthalter von den Kulturen Westasiens und Europas umflossen, während das alte echte Mongolentum nur in der hochasiatischen Steppe noch in wilder Ursprünglichkeit bestand. Die Macht der geographischen Lage, die früher Staaten und Kulturen ins Leben gerufen hatte, machte wieder ihre Unwiderstehlichkeit geltend: aus den Provinzen des mongolischen Weltreiches wurden wieder Nationalstaaten unter der Führung mongolischer Dynastien. Die Art, wie der Zerfall vor sich ging, hing davon ab, wohin der Schwerpunkt des Reiches verlegt wurde: fiel er nach Osten, dann mußte sich zunächst der Westen losreißen; fiel er dagegen in die westlichen Kulturländer, dann war Chinas Selbständigkeit unter einem mongolischen Herrscher zu erwarten.

Die Wahl fiel 1260 auf Kublai Khan (chines. Hʻu pi liĕ, Schi Tsu oder Wen wu Huang ti); damit war das Schwergewicht nach Osten verlegt. Wohl galt Kublai noch immer für den Oberherrn aller Mongolen; aber in Wahrheit gebot er nur im östlichen hochasiatischen Steppenland und in den bisher eroberten Teilen Chinas. Iran und die Besitzungen in Syrien

und Kleinasien fielen seinem Bruder Hulagu zu; in Kiptschak, dem westsibirischen Steppenland und den angrenzenden europäischen Gebieten, herrschten die Nachkommen Batus; andere mongolische Dynastien bildeten sich in Turkistan. Im östlichen Hauptreiche triumphierte nunmehr die chinesische Kultur; der Rest erobernder Kraft diente zur Niederwerfung des Kaiserreiches der südlichen Sung und zu vergeblichen Angriffen auf Japan. Ernstliche Unternehmungen gegen die Sung begannen erst 1267, und es währte noch zwölf Jahre, bis der letzte Widerstand der Südchinesen zu Ende war. Aber während so Kublai die Herrschaft über ganz China errang, drohte ihm der Verlust seiner hochasiatischen Besitzungen an aufsässige Mongolenprinzen (Gegenkaiser Alipuko oder Arikbuga zu Karakorum 1260—64; Aufstände Kaidus, eines Enkels von Ogdai, gest. 1301); Baian, der hauptsächlich die Sung bezwang, brachte auch die Mongolei mit der alten Hauptstadt Karakorum noch einmal in den Besitz seines Herrn. Kublai selbst residierte von Anfang an in Peking (Khan Baligh, Kambaluk) und bekundete dadurch, daß in ihm der Chinese über den Mongolen gesiegt hatte. Die Geschichtsschreibung Chinas hat dies anerkannt und betrachtet seit 1280 das mongolische Herrscherhaus Kublais als echte chinesische Dynastie (vgl. S. 144); ihre weiteren Schicksale gehören demnach nur noch in sehr beschränktem Sinne der Geschichte Hochasiens an, namentlich nach dem Tode Kublais (1294), dessen Name immer noch wenigstens eine Art idealen Zusammenhanges der verschiedenen Trümmer des Mongolenreiches bedeutet hatte.

Wer ein gerechtes Urteil über das zerfallende Weltreich gewinnen will und fragt, was es für die Kultur der Menschheit gewesen ist, den wird in Erinnerung an die Tatsachen zunächst ein Gefühl des Abscheues, ja der Verzweiflung an allem Fortschritt, an allen Erfolgen höherer Kultur erfüllen. Ist es ewig das Schicksal der in emsiger Arbeit vorwärtsstrebenden Völker, dem Ansturme roher Barbaren zu erliegen, deren dumpfer Sinn sich an Kampf und Beute zu gräßlicher, wahl- und zielloser Mordlust berauscht? Aber es wurde schon ausgesprochen, daß all diesem Unheil doch Wirkungen gegenüberstehen, die den furchtbaren Eindruck zu mildern vermögen. Der Sturm zerstört nicht nur, er reinigt auch die Luft. Erst die Mongolen haben der assassinischen Mördersekte ein Ende bereitet: ein besonders glänzendes, aber nicht das einzige Beispiel dieser reinigenden Kraft. Weit höher ist die Tatsache anzuschlagen, daß einmal wieder, wenn auch auf kurze Zeit und unter der Oberleitung eines Barbarenvolkes, alle Kulturländer der Alten Welt miteinander in freie Verbindung gebracht waren; alle Straßen waren vorübergehend offen, und Vertreter aller Völker erschienen am Hofe zu Karakorum. Chinesische Handwerker waren da angesiedelt, persische und armenische Kaufleute begegneten den Gesandten des Papstes und der Westmächte; ein Goldschmied aus Paris fertigte für Mangu das Hauptprunkstück seines Hofes, einen silbernen Baum; Araber standen zahlreich im Dienste des Khans, und buddhistische Priester übermittelten die indische Kultur. Diese Vertreter verschiedener Kulturen mußten sich gegenseitig beeinflussen. Vor allem für das abgeschlossene China bedeutete die Mongolenzeit ein Einströmen neuer Anregungen. Arabische Werke wurden zahlreich ins Chinesische übersetzt, persische Astronomen und Mathematiker kamen ins Land; auch europäische Abenteurer fanden mehrfach Gelegenheit, ihre Kenntnisse mitzuteilen. Die frische Lernfreudigkeit des besseren Teiles der Mongolen schien sich auf die Chinesen zu übertragen und eine Zeitlang den Starrsinn des alten, selbstbewußten Kulturvolkes zu überwinden.

b) Die westlichen Teilreiche (hierzu die Herrschertafel S. 298).

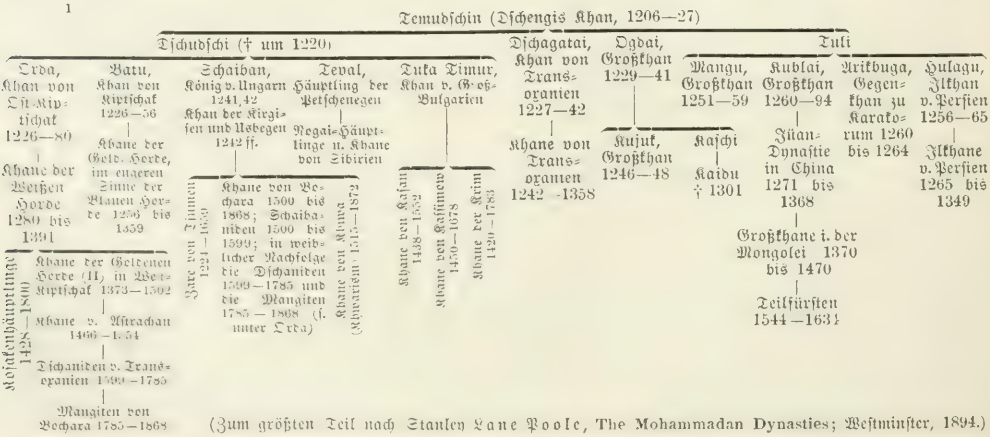
Wandelte sich die Geschichte des östlichen Mongolenreiches allmählich in einen Teil der chinesischen Geschichte um, so bildete sich im Westen ein iranischer Staat mit der mongolischen Dynastie der Ilkhane. Hulagu, der zu Mangus Zeit die Eroberungen in Persien befestigt und andere Teile Westasiens hinzugefügt hatte, war seit Kublais Thronbesteigung selbständiger Herrscher, wenn auch ein Schein von Abhängigkeit blieb. Nach der Eroberung Bagdads hatte Hulagu einen Teil der kleineren islamischen Fürsten besiegt, wobei ihm das gute Verhältnis zu den Christen in Armenien und Palästina zustatten kam; aber als ein

ägyptisches Heer unweit Tiberias seinen Feldherrn Ketboga schlug, kam die mongolische Flut auch hier zum Stehen (1260). Die Versuche Hulagus[1], Syrien wieder zu unterwerfen, führten zu schauderhaften Metzeleien, waren aber bis zu Hulagus Tod (1265) erfolglos.

Sein Nachfolger Abaka (Abaga) war somit auf Persien und Iran beschränkt, ein iranisches Reich unter mongolischer Dynastie zur Wirklichkeit geworden. Die Ironie des Schicksals wollte es, daß nun Abaka alsbald sein Reich gegen die eigenen Landsleute decken mußte: die Mongolen von Kiptschak, die durch die kaukasische Pforte von Derbent einzubrechen drohten und sich schon mit den Ägyptern, den Hauptfeinden Abakas, verständigt hatten. Nichts beweist deutlicher, wie gründlich damals bereits das Mongolenreich zerfallen war. Auch an der anderen, seit jeher bedrohten Grenze Irans gegen Turkistan hin begannen die Kämpfe, indem die Mongolen von Dschagatai in Khorasan einfielen, bis sie Abakas Sieg bei Herat wieder aus Persien vertrieb. Ein letzter Versuch, Syrien wieder zu nehmen, endete dagegen mit Abakas Niederlage bei Emesa (1281). In demselben Jahre noch starb Abaka, und mit seinem Nachfolger vollzog sich vollends die Verwandlung der Dynastie: der ursprünglich christlich getaufte Prinz, ein Bruder des Verstorbenen, wandte sich unter dem Namen Achmed offen dem Islam zu und zerstörte damit den letzten Zusammenhang mit den ungebändigten hochasiatischen Brüdern. Freilich gerieten deswegen die Christen Armeniens und Georgiens, die beste Stütze der Dynastie, in drohende Erregung, und die Mongolen konnten den Haß gegen den Islam und seine Bekenner nicht so rasch aufgeben. Es entstanden Empörungen, deren Führer die Unterstützung des fernen Großkhans Kublai anriefen; Achmed wurde gestürzt, und sein Neffe Argun bemächtigte sich der Herrschaft. Es folgte nun eine Zeit der Verwirrung und neuer Kämpfe in Syrien, die für die Mongolen namentlich zur Zeit des Ilkhans Ghasan (1295—1304) günstig verliefen, dann aber mit wiederholten Niederlagen endeten. Unter Ghasan, der wirklich dem Islam zum Siege verhalf, gewann das Reich der Ilkhane vorübergehend neue Kraft; aber die Versöhnung mit der mohammedanischen Welt gelang nicht, und der Eifer der Christen für die mongolische Dynastie erkaltete rasch.

Unter Ghasans Nachfolgern fiel das Reich in Verwirrung. Bis zum Tode des Ilkhans (A)bu Said Bahadur (1335) blieb wenigstens der Schein der Einheit erhalten. Dann begann der Zerfall, der im kleinen das Schicksal des mongolischen Weltreiches wiederholte: die Provinzen wurden selbständig, und dem Ilkhan blieb nur ein Schatten von Ansehen ohne wirkliche

[1]



(Zum größten Teil nach Stanley Lane Poole, The Mohammadan Dynasties; Westminster, 1894.)

Macht. Schon 1336 bildete sich um Bagdad unter Scheich Hasan Busurg (gest. 1356), dem Emir der Dschelair, das Reich der Ilkhani, das allmählich an Macht gewann, aber schließlich im Kampfe mit den Mosaffariden und Timur (1393—1405) zugrunde ging; 1410 endete der vorletzte Ilkhani Achmed ibn Owais als Gefangener des Turkmenenfürsten Kara Jußuf.

Besser als die Mongolenfürsten Chinas und Irans behaupteten die Herrscherhäuser im Steppenlande von Westsibirien und Turkistan ihre Eigenart; von diesen Gebieten ist denn auch der zweite große Vorstoß des Mongolentums unter Timur ausgegangen. In Turkistan entstand das Reich von Dschagatai (Zagatai, Mâwarâ'l-nahr), nach einem der Söhne Dschengis Khans benannt, das in seiner besten Zeit alle Länder am Oxus und Jaxartes sowie den größten Teil des Tarimbeckens umfaßte. In diesen Landstrichen herrschte der Islam: islamische Sektierer hatten hier um 1232 den Mongolen hartnäckiger widerstanden als vorher die einheimischen Fürsten; schon früh trat einer der Mongolenherrscher hier zur Lehre Mohammeds über, ohne daß ihm freilich die Masse seines Volkes darin folgte. Da es an äußeren Feinden fehlte, so gerieten die Mongolen bald untereinander in Fehde; Thronstreitigkeiten und Aufstände nahmen kein Ende, die eigentlich herrschende Dynastie aus Dschengis Khans Stamme trat seit 1358 ganz in den Hintergrund, und an ihrer Stelle schaltete ein Hausmeiertum, das natürlich nicht unbestritten in den Händen einer Familie bleiben konnte. Einzelne Provinzen wurden ganz selbständig, so namentlich Kaschgar, bald der mächtigste Staat des Gebietes. Zeitweilig niedergeworfen, ging die mongolische Dynastie der Schaibaniden nicht zugrunde, sondern schwang sich nach dem Niedergange der Timuriden (1494) bald wieder auf den Thron von Samarkand und Bochara, den sie — in männlicher Abfolge bis 1599, in weiblicher bis 1868 — behauptet hat.

Festeren Halt als Dschagatai zeigte das Reich Kiptschak (Kaptschak), das in der Hauptsache die westsibirische und osteuropäische Tiefebene umfaßte. Hier war eine kräftigere Außenpolitik nötig und bewährte ihre einigende Kraft zugunsten der Mongolen; die Beherrschung Rußlands, die Kämpfe gegen Polen und Byzanz, die Raubfahrten über den Kaukasus nach Westasien hinein hielten den alten Kriegseifer des Eroberervolkes lebendig. Die Länder, die später das Reich Kiptschak bildeten, hatte zuerst Dschudschi (Tuschi), der älteste Sohn Dschengis Khans, teilweise bezwungen, und dann hatte sie Batu vollends unter mongolische Botmäßigkeit gebracht. Mit dem Zuge Batus nach Mitteleuropa endete das Zeitalter der großen Eroberungen im Westen; in Ungarn und Polen, die 1254 beide nochmals angegriffen wurden, hielten sich die Mongolen nicht, nur Rußland blieb ganz in ihren Händen. Batu (gest. 1256) war bereits in seiner Herrschaft so gut wie selbständig gewesen; ihm folgte ohne Widerspruch des Großkhans Kublai sein jüngerer Bruder Berkai (Burka), der bald mit Abaka von Iran in Kämpfe geriet.

Die Kulturmitte des Reiches Kiptschak bildete damals die Krim mit ihren seit alters blühenden und durch die Mongolen vermehrten Städten, mit ihrem Verkehr mit Byzanz und den Ländern Südeuropas. Der Einfluß der höheren Gesittung auf die mongolischen Fürsten blieb nicht aus. Viele von ihnen zeigten bei aller kriegerischen Härte Sinn für wissenschaftliche Bestrebungen, zogen Gelehrte an ihren Hof und bewiesen den Vertretern der verschiedenen Religionen gegenüber jene Duldung, die vielleicht der ansprechendste Zug im mongolischen Charakter ist. Die Hoffnungen freilich, die mongolischen Fürsten ganz für eine bestimmte Glaubensform zu gewinnen, blieben auch hier lange vergeblich.

Die äußere Geschichte des Reiches Kiptschak ist erfüllt von beständigen Kämpfen gegen alle westlichen und südlichen Nachbarn, Thronstreitigkeiten und Empörungen im Inneren. Ein Teil davon gehört in den Zusammenhang der russischen Geschichte. Für Rußland bedeutet die Mongolenzeit keine kurze blutige Zwischenzeit, wie für die meisten anderen Westländer:

hier scheint vielmehr das Nomadentum der Steppe zeitweilig mit dem einheimischen Volkstume so verwachsen, daß bis heute unverwischbare Spuren dieses Verhältnisses in der russischen Volksseele zurückgeblieben sind. Eine noch engere Verschmelzung hat der Umstand mit verhindert, daß endlich auch die Dynastie von Kiptschak zur Zeit Usbegs (Uzbeks; 1312 bis 1340) zum Islam übertrat und damit die christlichen Russen in derselben Weise zurückstieß, wie das die persischen Mongolen an den Armeniern und Georgiern erlebt hatten. Seit 1360 war das Reich in Verwirrung; erst die Einigung der Weißen und der Blauen Horde durch Toktamisch (1378) und das Eingreifen Timurs (1391 und 1395) stellten vorübergehend die Ordnung wieder her, aber nur mit dem Erfolge, daß nach Toktamischs Tode (1406) die Unruhen größer wurden und die Kraft beständig abnahm. Im 15. Jahrh. bildete die Krim mit den angrenzenden Teilen Südrußlands den letzten Kern des einst so großen Kiptschak; 1502 erlosch die „Goldene Horde", und das Reich löste sich vollends auf.

Die Nogaier, ein Zweig der Mongolen Dschudschis, bildeten 1466 ein Reich um Astrachan, das den Großfürsten von Moskau erlag. Weiter im Norden war 1438 das Khanat Kasan entstanden. Und in der Krim hielt sich ein kleiner, um 1420 begründeter Mongolenstaat mit Hilfe der Türkei, zu der er in ein Tributverhältnis trat, bis zu seiner Einverleibung durch die Russen 1783.

D. Timur.

Mit dem Zerfall des Mongolenreiches zur Zeit Kublais war die Zeit der großen Eroberungen abgeschlossen, jedoch noch lange nicht die der Raubfahrten und Grenzkriege. Südchinas Unterwerfung brachte die östlichen Mongolen vollends unter chinesischen Kultureinfluß; die übrigen Reiche zeigten nicht einmal in dieser Art noch Ausdehnungskraft. Der bedeutendste Beweis für diese Stockung ist wohl der Umstand, daß niemand Indiens Unterwerfung versucht hat, obwohl die Pforten zu diesem für alle großen Eroberer Asiens lockenden Land in mongolischen Händen waren, und obwohl bereits zur Zeit Dschengis Khans Mongolen das Pandschab durchzogen hatten. Es bedurfte eines neuen mächtigen Anstoßes, der einen Teil der alten Mongolenmacht wieder in einer Hand vereinigte, um dieses letzte große Ziel zu erreichen.

a) Die Anfänge Timurs.

Es scheint auf den ersten Blick seltsam, daß der neue Sturm der Eroberung gerade von Turkistan, vom Reiche Dschagatai ausging, also von dem mongolischen Staate, der durch innere Kämpfe am meisten zerrissen war und am wenigsten kräftig nach außen hin hervortrat. Aber diese Wirren beweisen gerade, daß hier die alte mongolische Fehdelust, die Kräfte und Neigungen des Nomadentums am entschiedensten erhalten geblieben waren. Die oberflächlich mongolisierten Nomadenstämme Turkistans, die ja schon lange vor Dschengis Khan wiederholt erobernd gegen Iran und Indien vorgebrochen waren, boten den vortrefflichsten Stoff für einen Führer, der aus ihnen treu ergebene Heere zu formen vermochte. Während die eigentliche Mongolei, die ihre Scharen über die halbe Welt ausgebreitet hatte, nun arm an Menschen und kein Boden für große Unternehmungen war, hatte Turkistan allen Anspruch, die Vormacht des Nomadentums zu werden; es bedurfte nur eines entschiedenen Willens.

Die Kultur mochte an den Vorfahren Timurs, dieses echten Steppensohnes, des 1336 geborenen Nachkommen eines mongolischen Heerführers, ihre Künste versucht haben: seit einem Jahrhundert etwa wohnten sie im Herzen der turkistanischen Kulturwelt südlich von der blühenden Stadt Samarkand; aber Timurs Seele zeigt kaum eine Spur dieser Einflüsse. Auch in seinen Beziehungen zum Boden der Heimat

verleugnet er nicht den nomadischen Zug: das Ländchen Kesch dient ihm zwar als Ausgangspunkt seiner ersten Unternehmungen; aber bald löst er sich davon los und schlägt sich als ein Glückssoldat herum, dessen wahre Heimat die leichten Zelte seines Lagers sind, der heute ein mächtiges, aus allerlei Volk geworbenes oder gepreßtes Heer unter sich hat, um vielleicht morgen schon mit wenigen Getreuen in der Steppe oder in den Schluchten der Berge eine dürftige Zuflucht zu suchen. Die grellen Gegensätze zwischen Härte und Großmut, grausamer Nichtachtung fremden Lebens und verzweifelter Trauer um Angehörige und Freunde finden sich auch bei Timur wieder. Als echter Mongole ist er in religiösen Fragen gleichgültig; aber — diesen einen üblen Zug hat er doch den Kulturvölkern abgemerkt — er weiß den islamischen Fanatiker zu spielen, wenn es seine Zwecke gerade fördert: er versteht es, seinen Kriegsfahrten gelegentlich ein ideales Mäntelchen umzuhängen.

Das Reich Dschagatai befand sich 1358 in äußerster Verwirrung. Der Khan, Bujan Kuli, war nur eine Puppe in den Händen seiner Hausmeier; doch auch die an seiner Stelle herrschende Familie kam in diesem Jahre durch einen allgemeinen Aufstand der Lehnsfürsten um allen Einfluß, und das Reich zerfiel in seine einzelnen Provinzen. Natürlich brachen nun unter den verschiedenen Kleinstaaten beständige Kämpfe aus, an denen Kutub ed-Din Amir Timur als Neffe des damaligen Fürsten von Kesch bereits ruhmvoll teilnahm. Die ersten Versuche, das Reich unter anderer Führung neu zu bilden, gingen von Kaschgar aus, dessen Fürst Toghluk Timur (im sechsten Gliede von Dschagatai abstammend) bis zum Altai hin geherrscht zu haben scheint. In den Jahren 1359 und 1360 drangen kaschgarische Heere siegreich nach Westturkistan vor; Timur schloß sich ihnen an, und nach dem Untergange seines Oheims fiel ihm das Fürstentum Kesch zu. Indes für Timur war auf diesem Wege nicht viel zu erreichen. Bald erschien er wieder im Felde, diesmal aber als Verbündeter des Emirs Hosain, der sich als Nachkomme der Hausmeierfamilie in Kabul gehalten hatte und nun mit seinen Ansprüchen auf die Oberherrschaft wieder hervortrat. Noch 1360 erlitten die beiden Verbündeten die wechselndsten Schicksale, bald als Sieger, bald als Flüchtlinge und selbst Gefangene. Nach mehrjährigen Kämpfen aber neigte sich das Glück auf ihre Seite; ein Thronwechsel in Kaschgar schaffte ihnen Luft, und 1363 konnten sie einen neuen Scheinkhan aus Dschagatais Familie, Kabul Sultan, in Samarkand einsetzen. Jetzt versuchte Timur seinen Oberherrn Hosain zu beseitigen; 1366 bis zur Vernichtung geschlagen, gewann er doch 1367 die Verzeihung Hosains und erlangte seinen Einfluß wieder. Nach besserer Vorbereitung glückte das Unternehmen 1369: Hosain wurde gefangen und getötet, und eine Reichsversammlung ernannte Timur zum obersten Großkhan (Kha Kan).

b) Timurs Eroberungszüge.

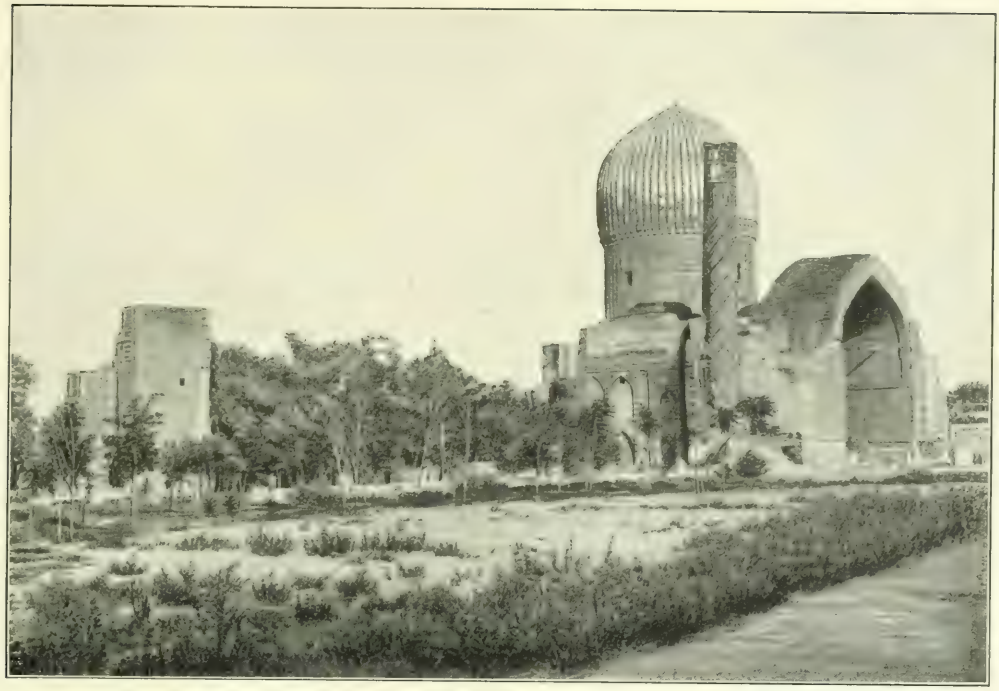
Der neue „Herr der Welt" besaß vorläufig freilich nur Westturkistan, und selbst dieses mußte er zum Teil erobern. Jußuf Beg von Khwarism, das damals Khiwa und Bochara umfaßte, trotzte Timur mehrmals und wurde erst 1379 unterworfen; Kamar ed-Din von Kaschgar konnte trotz wiederholter Feldzüge (1375/76) überhaupt nicht ganz bezwungen werden. Erst nach dem Gewinn Westturkistans begannen die großen, für die Kultur so verhängnisvollen Kriegs- und Raubzüge Timurs mit einem Angriff auf Persien, das damals in mehrere selbständige Reiche zerfallen war. Zuerst erlagen die alten Vormauern Irans gegen den Nomadismus, Khorasan mit dem letzten Serbedariden Ali Muaijad und Herat (s. die Abbildung S. 302) mit dem letzten Kurtiden Ghajath ed-Din Pir Ali, 1381 dem Angriffe Timurs. In den Jahren 1386—87 bekämpfte das mongolische Heer Armenien, die Turkmenen und die Ilkhane (Dschelairs) von Bagdad; 1388 sah den grauenvollen Untergang der iranischen Nationalstaaten der Mosaffariden, die sich in Farsistan (der alten

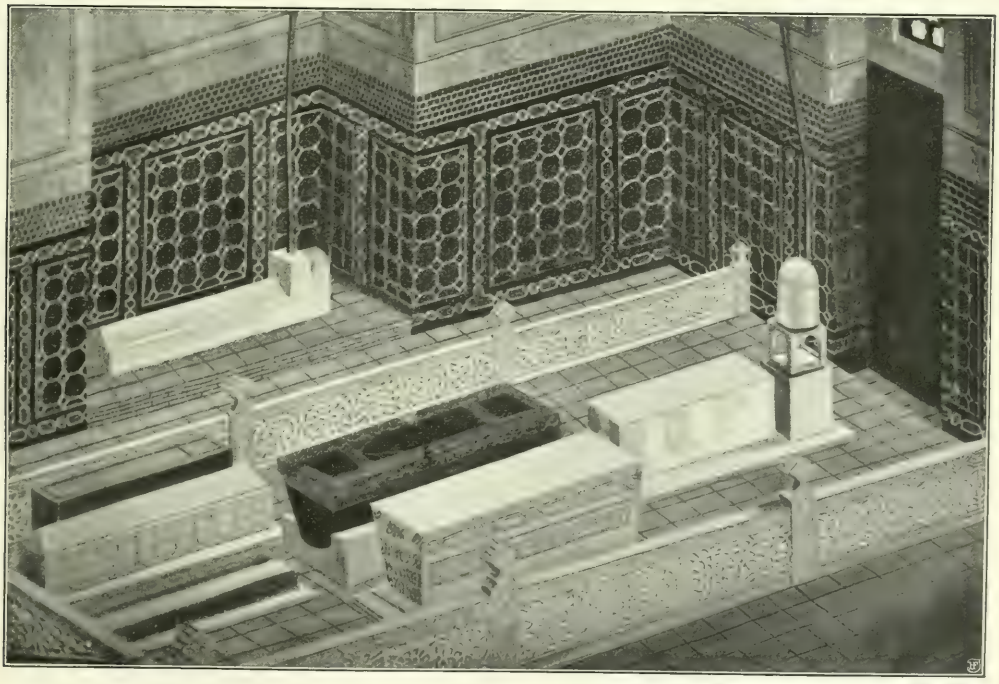
Persis), Kirman und Kurdistan gebildet hatten, und die völlige Zerstörung der Hauptstadt Jsfahan. Der Einfall des undankbaren Khans Toktamisch von Kiptschak in Turkistan rief Timur 1388—91 aus Persien ab; dann war er mit der Unterwerfung des Tarimbeckens beschäftigt. Erst 1392 erschien er abermals verwüstend auf persischem Boden, da sich die meisten vertriebenen Fürsten, auch die Mosaffariden, teilweise ihres Erbes wieder bemächtigt hatten. Diesmal ward das Geschlecht der Mosaffariden völlig ausgerottet; 1393 wurden Armenien und Kurdistan aufs neue besetzt. Es war ein besonderes Unheil für die unterworfenen Länder, daß die Eroberungssucht Timur immer wieder von den niedergeworfenen

Herat und Zitadelle. Nach Roskoschnij. Vgl. Text S. 301.

Gegenden nach anderen Teilen seiner Grenzen lockte; die einheimischen Fürsten besetzten dann vorübergehend ihre Länder wieder, worauf Timur seinerseits einen Rachefeldzug unternahm. Timurs Phantasie erschöpfte sich in Scheußlichkeiten, um weithin Schrecken zu säen: mit Vorliebe ließ er Türme von Schädeln aufhäufen oder aus Leichen und lebenden Gefangenen riesige Denkmäler aufmauern.

Nach der Unterwerfung Persiens wandte sich Timur gegen Indien. Ein Teil der Grenzvölker wurde 1398 durch einen schwierigen Feldzug unter seiner eigenen Führung besiegt. Inzwischen eroberte ein Enkel Timurs, Pir Mohammed, Multan nach sechsmonatiger Belagerung, dann zog das vereinigte Heer vor Delhi; nach einer blutigen Schlacht fiel es in Timurs Hände. Bis über den Ganges hin streifte der Sieger; darauf kehrte er, mit unendlicher Beute beladen, 1399 nach Samarkand zurück. Nunmehr begannen sofort wieder die Vorstöße nach Westen. Schon 1399 stand Timur in Georgien, das er furchtbar verwüstete;





Die Gur-Emir-Moschee in Samarkand, mit dem Grabe Timurs.
Nach Taschkenter Photographien.

Erklärung zu den umstehenden Ansichten.

Oben: **Die Gur-Emir-Moschee zu Samarkand**, die das Grab Timurs enthält. Der mächtige Kuppelbau aus gebrannten Ziegeln, deren prächtige Glasur sich bis heute gut erhalten hat, mit seinen hohen Fassaden und weiten Torbogen ist bald nach dem Tode (1405) des mongolischen Eroberers, der in Samarkand seine Residenz aufgeschlagen hatte, errichtet und von seinem Enkel Ulug Beg (1447 bis 1449) erweitert worden.

Unten: **Die Gräber Timurs und seiner Verwandten** befinden sich in einem Gewölbe der Gur-Emir-Moschee zu Samarkand, die hier abgebildeten Grabsteine darüber in dem Hauptraume. Der aus zwei dunkelgrünen Nephritblöcken zusammengesetzte Stein ist des Eroberers Grabstein. Dort, wo die beiden Blöcke aneinandergefügt sind, haben abergläubische Mohammedaner, denen die Splitter als unfehlbares Mittel gegen alle inneren Krankheiten gelten, und russische Sammler einzelne Stücke abgebrochen. Diesen Stein, dessen Inschriften die Genealogie Timurs überliefert, hat Ulug Beg fertigen lassen.

Nach Franz v. Schwarz: Turkestan (Freiburg i. Br. 1900) und „Les mosquées de Samarcande" (Petersburg 1905 ff.).

aber sein Blick richtete sich bereits auf Kleinasien, wo die Osmanen ihr Reich gegründet hatten, und auf Syrien, das unter ägyptischer Herrschaft stand. Der osmanische Krieg begann 1400 mit der Belagerung der Stadt Siwas, die so lange standhielt, daß Timur nach der Einnahme für diesmal von weiterem Vordringen absah. Dafür warf er sich auf das schlecht verteidigte Syrien, dessen nördlicher Teil mit Einschluß von Damaskus in seine Hände fiel; auch Bagdad, wo sich Achmed ibn Owais gehalten hatte, wurde genommen. Dann brach das Ungewitter auch über die Osmanen herein: Mitte 1402 erlag bei Angora das türkische Heer den Scharen Timurs; Sultan Bajesid I. selbst fiel in Gefangenschaft, Kleinasien wurde völlig verwüstet. Faradsch von Ägypten, der ein gleiches Schicksal fürchtete, erkannte Timurs Oberherrschaft an.

So hatte der „lahme" Timur (Timur-i-leng, Timur-lenk = Tamerlan) die drei westlichen Hauptteile des mongolischen Weltreiches, Dschagatai, Kiptschak und Persien, wieder vereinigt und ihre Grenzen noch erweitert (s. die Karte bei S. 293). Als er 1404 wieder einen großen Reichstag zu Samarkand abhielt, da eröffnete er seinen Großen, daß ihm nur noch ein Unternehmen übrigbleibe: die Eroberung Chinas. Aber diesmal verschonte ein günstiges Geschick das blühende chinesische Reich. Schon war ein Heer von 200000 Mann auf den Beinen, schon war Timur selbst Anfang 1405 bis Otrar am Sir Dardscha vorgedrungen, als am 18. Februar der Tod seinen Plänen ein Ende machte; er starb, 69 Jahre alt, am Fieber und wurde in der Gur-Emir-Moschee zu Samarkand begraben[1] (s. die beigeheftete Tafel). In ihm war noch einmal der Geist zügelloser Herrschsucht und Eroberungslust verkörpert; mit ihm erlosch er, und die niedergetretenen Keime der Kultur mochten wieder versuchen, sich aufzurichten, soweit sich noch Leben in ihnen regte. Mit Timur schließt das Zeitalter der großen nomadischen Reiche endgültig ab, freilich erst nach unendlichem Unheil und der Vernichtung der uralten Kultur Westasiens.

Münzen Timurs. Nach „Catalogue of the oriental Coins", Bd. VII (London, British Museum, 1882).

Timurs Reich hatte nur die Persönlichkeit des Herrschers zusammengehalten, und selbst ihm zerbröckelte es unter den Händen, sobald eine Richtung seine Aufmerksamkeit zu sehr fesselte. „Reich" ist fast

[1] Der Grabstein Timurs, 200 cm lang, 40 cm breit und 30 cm hoch, gibt in Gravierungen sein Geschlechtsregister an; nach C. C. Dukmeyer ist er aus zwei verschieden geäderten Steinen so scharf aneinandergefügt, daß man ihn für einen zerschlagenen Monolithen hält (vgl. die Erklärung zur Tafel). Zu Häupten der Steine erheben sich auf hoher Stange die Fahnen des Eroberers und Pferdeschweife; im Grabgewölbe darunter, genau unter dem Nephrit, ruhen seine Gebeine, bedeckt von schwarzem Marmor.

zu anspruchsvoll für das politische Gebilde, das eher die Bezeichnung Militärherrschaft verdient. Die nationale Grundlage war hier fast ganz durch die rein soldatische ersetzt: was in das Feld zog, war nicht das Aufgebot bestimmter Gebiete, sondern die geworbene oder gepreßte Gefolgschaft der einzelnen Führer; jeder Kriegszug war ein Unternehmen auf gemeinschaftliche Kosten, dessen Oberleitung Timur hatte. Die Truppen wurden nicht von Timur bezahlt, sondern von den Heerführern, die nun ihre Auslagen mit Zinsen wieder hereinzubringen suchten. Sammelten sie hierbei zu großen Reichtum, so ordnete Timur einfach an, daß alle Truppenteile verstärkt werden sollten: dann mußte jeder Führer seine Mittel zur Anwerbung weiterer Soldaten verwenden. Natürlich war ein solches Heer überhaupt nur zu unterhalten, solange es Krieg führte: im Frieden hätte es sich in kurzer Zeit selbst verzehrt. So steht denn hinter Timurs unbändiger Kriegslust, die freilich seinem Charakter ganz entsprach, zugleich ein Zwang, dem er sich ohne Gefahr für sich selbst nicht entziehen konnte: nur solange er Krieg führte und Beute machte, besaß er ein schlagfertiges Heer, und nur solange ihm dieses Heer treu blieb, war er der Herr eines ungeheuren Reiches. Ihm gegenüber standen die nationalen Herrscher, deren Dasein fester im Boden wurzelte, die aber der heranbrausenden Sturmflut seiner Riesenheere selten widerstanden.

E. Die Timuriden.

Mit Timurs Tode gewannen diese widerstrebenden Mächte bald wieder die Oberhand; die Nachkommen des Welteroberers mußten ihnen erliegen oder nach dem Vorbild der älteren mongolischen Dynastien selbst eine nationale Färbung annehmen. Zunächst freilich war das Heer, die unbesiegliche Waffe Timurs, noch vorhanden, und seine Führer waren bereit, das bisherige Dasein, dem doch nunmehr der leitende Geist fehlte, fortzusetzen; vor allem sollte der aussichtsvolle Beutezug nach China durch eine Art Feldherrenkollegium dennoch begonnen und die Frage über die Nachfolge Timurs einstweilen zurückgestellt werden. Aber der sofort ausbrechende Streit um das Erbe machte diesen Plänen ein rasches Ende.

Vier Jahre lang währten die Kämpfe um die Nachfolge. Anfangs schien es, als ob Timurs Enkel Khalil das Reich erben sollte; aber Schah Ruch (Roch), der 1378 geborene Sohn des Eroberers, behauptete sich in Persien. Der wohlwollende und friedliche Khalil wurde 1409 gestürzt und Timurs Reich, das schon in die beiden Staaten Turkistan und Persien zu zerfallen drohte, nochmals unter Schah Ruch vereinigt. Aber es war schon das alte Reich nicht mehr. Die größeren Staaten, die sich dem Herrn der Welt äußerlich unterworfen hatten, Kiptschak, Ägypten, das osmanische Reich, die Turkmenenstaaten in Armenien, der größte Teil der indischen Besitzungen, waren mit dem Tode Timurs ohne weiteres verloren; nur Westturkistan, das iranische Hochland und ein Teil des Pandschab verblieben den Timuriden. An eine Fortsetzung der alten Kriegs- und Eroberungspolitik konnte Schah Ruch seinem ganzen Charakter nach nicht denken. Es blieb ihm nur der Ausweg, sich nunmehr der nationalen Kräfte seiner Staaten zu bedienen, mit anderen Worten: auch das iranische Volkstum mit seiner Kultur anzuerkennen und zu fördern. Der verständigen Art, mit der er dieses Ziel verfolgte, verdankte er es hauptsächlich, daß er den Rest des Reiches bis zu seinem Tod (1447) behauptete.

Seine Hauptfeinde waren die Turkmenen (s. die Abbildung S. 305) in Armenien und Aserbeidschan, wilde Horden hochasiatischer Nomaden, die sich hier an der alten Heerstraße der türkischen und mongolischen Einbrüche festgesetzt und einen Raubstaat im alten hunnischen Stile gebildet hatten. Es waren Trümmer aller möglichen Wanderstämme, die bald miteinander selbst in Kämpfe verwickelt, bald durch die Aussicht auf Beute zu einer furchtbaren Kriegsmacht vereinigt waren. Die Führung der Horden hatte anfangs der Turkmenenstamm vom „Schwarzen Hammel" (Kara Koinlo) unter seinem Häuptling Kara Jußuf, der Mesopotamien und Bagdad in seine Gewalt brachte und Persien schwer

bedrohte. Der plötzliche Tod Kara Jußufs (1420) befreite Schah Ruch von seinem gefährlichsten Gegner; jetzt gelang es, Aserbeidschan den Turkmenen zu entreißen.

Doch nach dem Tode Schah Ruchs konnten die iranisierten Timuriden auch Persien und Turkistan nicht behaupten. Eine wilde Zeit, in der Bruder- und Vatermord nicht selten waren, zerrüttete jahrelang das Reich, und während die Timuriden sich gegenseitig zu vernichten strebten, brachen aufs neue die Turkmenenschwärme, an deren Spitze jetzt die Horde vom „Weißen Hammel" (Ak Koinlo) stand, über die persische Grenze.

Abul Kasim Babar Bahadur, ein Enkel Schah Ruchs, behauptete sich bis 1457 in Khorasan; dann riß, während Westpersien schon an die Turkmenen verloren war, Sultan Abu Said, ein Großneffe Schah Ruchs, die Herrschaft an sich (1459). Aber 1467 sah er sich zum Kriege mit Usun Haßan, dem Führer der Ak Koinlo, gezwungen. Der Timuride wurde geschlagen und getötet (1468); der größte Teil seiner persischen Besitzungen fiel den Turkmenen zu. In Turkistan herrschte dann völlige Verwirrung, bis sich um 1500 Mohammed Schaibani (aus Dschenghis Khans Familie) und seine Usbegen des Landes bemächtigten, also die Vertreter des einheimischen, iranisch beeinflußten Nomadentums. Die usbegischen Dynastien der Schaibaniden, Dschaniden und Mangiten haben bis 1868 die einzelnen Reiche besessen, in die das Land nun wieder ungefähr in derselben Weise zerfiel, wie schon vor der Mongolenzeit.

Ein Turkmene. Nach „The Living Races of Mankind" (London).

Eine timuridische Dynastie hatte sich in Ferghana gehalten. Von hier durch den Usbegenführer Schaibek Khan vertrieben, warf sich der damalige Herrscher Zehir ed-Din Babar, der 1483 geborene Enkel Abu Saids, nach den Gebirgen Afghanistans, wo er die Pforten nach Indien beherrschte. Der alte Eroberergeist seines Ahnherrn erwachte in Babar, den der glänzende Siegeszug Timurs nach Indien zur Nachfolge verlockte. Zunächst setzte er sich in Kabul fest (1505), wo er eine kleine Heerschar (angeblich 2000 Mann) um sich sammelte. Fünfmal zog er ins Feld, bis es ihm endlich 1526 gelang, Ibrahim von Delhi (aus der Dynastie des Bachlul Lodhi) zu schlagen und damit das mächtigste der fünf mohammedanischen Reiche, die damals in Indien bestanden, zu unterwerfen. Als er 1530 starb, hatte er, der letzte und geistig bedeutendste Eroberer aus mongolischem Stamm, ein dauerhaftes Reich begründet, das der „Großen Moguls", das erst 1857 den Engländern erlegen ist.

F. Tibet und der östliche Buddhismus seit dem ausgehenden 13. Jahrhundert.

Noch zitterte die Welt vor den kriegslustigen Scharen Hochasiens, als sich bereits jene Kräfte in Bewegung setzten, die mit der Zeit die wilden Mächte der Steppe zähmten und

unschädlich machten. Diese Kräfte waren die chinesische Kolonisation und der östliche Buddhismus, dessen Wirkungen sich nur verstehen lassen, wenn man die neuere Geschichte Tibets, des ostasiatischen Kirchenstaates, ins Auge faßt. Im indischen Mutterlande hatte die Lehre Buddhas längst wieder ihren Einfluß verloren, als sie von Tibet aus das östliche Hochasien gewann. Nicht in indischer Kultur wurzelt der mongolische Buddhismus, sondern in dem Mönchs- und Kirchenwesen des einsamen tibetischen Hochlandes, das nach dem Erlöschen der buddhistischen Lehre in der indischen Tiefebene sich gegen diese fest absperrte.

Aus diesem Grunde unterscheidet sich der neuere östliche Buddhismus Hochasiens scharf von dem älteren westlichen, der einst ausgedehnte Landstriche zur Gesittung brachte. Die ältere Form hatte in engem Zusammenhange mit den Tiefländern am Indus und Ganges gestanden; waren doch die Missionare bald nach Asoka (vgl. S. 405) durch Kaschmir über die südlichen Gebirgswälle Hochasiens gestiegen und hatten ihre heiligen Bücher, ihre Schrift und ihre Kultur unmittelbar nach dem Tarimbecken und von da weiterhin zu den Uiguren und ostwärts nach China verpflanzt. Bei den Mongolen und den übrigen östlichen Nomaden hatte damals die neue Lehre kaum Anklang gefunden; in Tibet faßte sie erst allmählich Fuß. Aber mit der Zeit war das ganze westliche Missionsgebiet wieder verloren gegangen. Christliche und zoroastrische Sendboten hatten den buddhistischen Priestern entgegengewirkt, bis dann die einfachgroße Lehre des Islam, die auf halbkultivierte Völker immer einen merkwürdig hinreißenden Einfluß geübt hat, alle anderen Glaubensformen verdrängte; ohnedies hatte der hochasiatische Buddhismus durch den Sieg der brahmanistischen Lehre in Indien seinen Rückhalt verloren. Die Bezeichnung „einfach" ist freilich auf den Islam, der durch Persien nach Hochasien gelangte, nur mit Vorbehalt anzuwenden: unter dem Einfluß iranischen Geisteslebens hatte sich eine islamische Mystik entwickelt, die an Tiefsinn wie an Wunderlichkeiten der buddhistischen kaum nachstand, aber gerade darum imstande war, die letztere zu verdrängen und zu ersetzen. Im tiefsten Grunde bedeutet der Sieg der mohammedanischen Lehre zugleich den der westasiatischen Kultur über die indische. Und dieser Sieg war natürlich; denn Westasien lagert sich breit an die hochasiatischen Steppenländer an und ist durch alte Handelswege eng mit ihnen verbunden, während Indien immer nur wie mit dünnen Fäden an das innere Asien geknüpft gewesen ist.

Die neuere östliche Ausbreitung des buddhistischen Glaubens über Hochasien wäre nicht denkbar ohne den Umstand, daß auch in China der Buddhismus zahlreiche Anhänger zählte, und daß die Chinesen mit guter Absicht die milde, der kriegerischen Rauheit widerstrebende Lehre begünstigten. Daß aber gerade Tibet das heilige Land des Buddhatums geworden ist, darauf hat bereits Dschengis Khan hingewirkt, der ja als echter Mongole die „Zauberkräfte" aller Religionen seinen Zwecken nutzbar machte, ohne sich doch einer davon ausschließlich hinzugeben. Es ist im Grunde ein sehr natürlicher Vorgang, daß für die Hochasiaten Tibet in religiöser Beziehung an die Stelle Indiens trat: man war gewohnt, die Heimat des Buddhatums im Süden zu suchen, und da Indien ausschied, so bot das ohnehin geheimnisvolle Tibet willkommenen Ersatz. Zunächst freilich schützte der beginnende Geruch der Heiligkeit das Land nicht vor schweren Heimsuchungen: unter den ersten Mongolenherrschern wurde es gründlich ausgeplündert und verwüstet. Aber vielleicht sind gerade diese traurigen Ereignisse, durch die das weltliche Königtum Tibets niedergeworfen wurde, mit die Ursache gewesen, daß nunmehr die geistliche Macht hervortrat und mit besserer Aussicht auf Erfolg den Schutz des Landes übernahm.

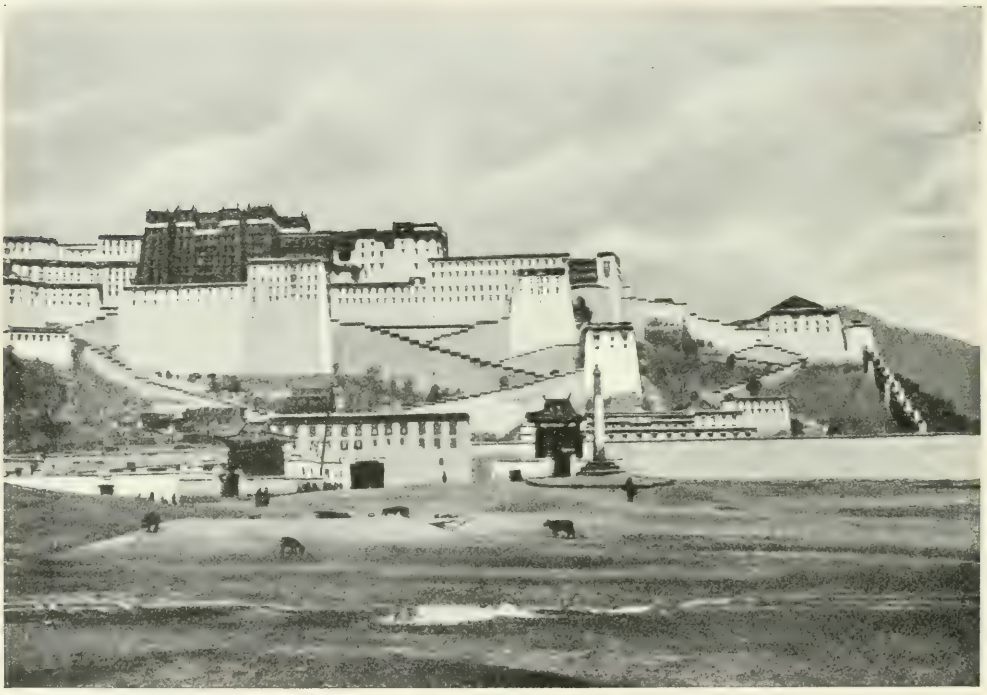
Kublai Khan trug den veränderten Verhältnissen Rechnung, indem er den Lama (Priester) Pasepa, der aus einer vornehmen tibetischen Familie stammte, zum Oberhaupt aller Lamas seines Reiches erhob und damit den Schwerpunkt der buddhistischen Hierarchie nach Tibet verlegte. In Wahrheit übertrug er ihm damit auch die weltliche Macht über dieses Land. Beim völligen Zerfalle des Mongolenreiches blieb Tibet, das die chinesische Mongolendynastie nicht behauptete, als unabhängiger kirchlicher Staat bestehen, der sich nun in länger als ein Jahrhundert währender Zeit unter den Nachfolgern Pasepas selbständig weiterentwickelte. Während in China (und Japan) das buddhistische Papsttum der tibetischen Großlamas nicht weiter anerkannt wurde oder doch ohne Einfluß blieb, haben tibetische Missionare in der Mongolei mit Erfolg gewirkt. So wurde für diese neuen Erwerbungen Tibet die religiöse Mitte.

Die buddhistische Wiedergeburtslehre brachte es mit sich, daß man die Großlamas (s. die untenstehende Abbildung) bald als Wiederverkörperungen großer Heiliger, ja endlich Buddhas selbst betrachtete. Schließlich nahm man sogar an, daß der Großlama immer derselbe bleibe und sich sofort nach seinem Tod in einem Kinde wieder verkörpere, das nun ohne weiteres wieder als Großlama zu betrachten und zu verehren sei; die erste Regeneration dieser Art soll 1399 stattgefunden haben. Zu Anfang des 15. Jahrh. war von einem straffen Glaubensregimente noch keine Rede. Jener wiederverkörperte Großlama fand durchaus keine allgemeine Anerkennung und gelangte erst im Laufe der Jahre zu höherem Ansehen; die meisten Klöster, in denen das religiöse Leben und die Wissenschaften ihren Mittelpunkt hatten, mögen ein ziemlich selbständiges Dasein geführt haben. China, dessen neues Herrscherhaus der Ming von der Mongolei aus durch die 1368 vertriebene mongolische Dynastie bedroht wurde, wandte damals seine Aufmerksamkeit Tibet wieder zu, dessen religiöser Einfluß auf die hochasiatischen Nomaden nicht zu unterschätzen war. Einer der angesehensten tibetischen Lamas, Halima, wurde an den chinesischen Kaiserhof gezogen, mit pomphaften Titeln überschüttet und mit der geistlichen Obergewalt in Tibet betraut gegen einen jährlichen kleinen Tribut. So ward Tibet enger an China geknüpft und die von dem heiligen Land ausgehende Bekehrung und Entwilderung der hochasiatischen Nomaden im Sinne der chinesischen Politik gefördert.

Bronzebildnis eines tibetischen Großlama im Berliner Museum. Nach Grünwedel.

Die buddhistische Reformation, die am Ende des 14. Jahrh. stattfand, ist ein merkwürdiges Seitenstück zur Reformation Luthers. Auch in Tibet war die Verkommenheit der Priesterschaft, die Verquickung der reinen Lehre mit der ursprünglichen schamanistischen Volksreligion der unmittelbare Anlaß der Bewegung, während die nationalen Fragen, die in Europa entscheidend mitsprachen, hier kaum in Betracht kamen. Gestiftet wurde die neue Sekte der „Gelben Lamas", denen die Anhänger des Alten als „Rote Lamas" gegenüberstanden, durch Tsong ko pa (Dsungkhaba; geb. 1355). Die gelbe Sekte blieb im eigentlichen Tibet siegreich, während die rote z. B. in Ladak sich behauptete. Tsong ko pa wurde nun auch der wirkliche Gründer der tibetischen Hierarchie, wie sie bis in neueste Zeit erhalten geblieben ist: er ernannte einen seiner Schüler zum Dalai-Lama, einen zweiten zum Pantkhan-Lama; beide würden sich in beständiger Wiedergeburt erneuern und dauernd die geistliche Herrschaft führen. In China wurde man erst spät auf die Neuordnung in Tibet aufmerksam, die unter Umständen bedenkliche Folgen haben konnte. Eine chinesische Gesandtschaft, der ein kleines Heer folgte, erschien 1522 am Hofe des Dalai-Lama, um ihn an den Kaiserhof zu laden; als der Kirchenfürst sich weigerte und von seinen Untertanen versteckt wurde, versuchte man ihn mit Gewalt hinwegzuführen, holte sich aber nur blutige Köpfe. Damals starb gerade der chinesische Kaiser Wu Tsung, und sein Nachfolger Schi Tsung, der den Taoismus begünstigte, verfolgte die Pläne gegen Tibet nicht weiter.

Der dritte wiedergeborene Dalai-Lama, Sonam, gab sich bereits für einen „lebenden Buddha" aus und erlangte als solcher weithin Anerkennung. Er reiste in die Mongolei, wo er, mit höchster Ehrerbietung empfangen, als Friedensvermittler zwischen einem mongolischen Fürsten und den Chinesen auftrat. Damals entschied sich der Sieg der gelben Sekte auch im Norden; zahllose mongolische Pilger zogen seitdem alljährlich nach Lhassa, und buddhistische Klöster entstanden in Menge. In China bemerkte man an der zunehmenden Friedfertigkeit der Steppennomaden bald den günstigen Einfluß des tibetischen Oberpriesters. Auch Schi Tsu, der erste Kaiser der Mandschu-Dynastie, die seit 1644 das Haus der Ming verdrängt hatte, wußte das zu schätzen und beantwortete die Geschenke tibetischer Gesandter



Der Palast des Dalai-Lama in Lhassa, von Süden. Aus den „Verhandlungen der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft".

mit einer schmeichelhaften Einladung an den Dalai-Lama, nach Peking zu kommen. Diesmal wurde die Einladung angenommen; der Großlama erschien 1653 am Hofe der Mandschu, war hier der Mittelpunkt allgemeiner Verehrung, wurde mit glänzenden Titeln ausgestattet und endlich von der Garde unter einem kaiserlichen Prinzen in seine Heimat geleitet.

Aber diesem Triumphe des „lebenden Buddha" folgte bald die Erniedrigung. Da beim Tode jedes Dalai-Lama die Würde auf ein Kind überging, das als seine Wiederverkörperung galt, so herrschten jedesmal viele Jahre lang Regenten, für die natürlich die Versuchung nahelag, ihre Macht auch dem großjährigen Dalai-Lama gegenüber aufrechtzuerhalten oder, was noch einfacher war, den Knaben überhaupt nicht über ein gewisses Alter leben zu lassen.

Die Regentschaft übten weltliche Fürsten aus, in denen wir wohl einfach die Nachfolger jener alten tibetischen Herrscher zu erkennen haben, die eine Zeitlang aus Tibet einen mächtigen Staat geschaffen hatten, dann aber von der Hierarchie mehr und mehr zurückgedrängt worden waren; als weltliche Schützer der Geistlichkeit, wohl auch gestützt auf großen Landbesitz, hatten sie eine gewisse Stellung behauptet.

Als dem altersschwachen fünften Dalai-Lama die Zügel der Herrschaft entglitten, sah der damalige Tipa (König) Sang kiu den Augenblick gekommen, die geistliche Obergewalt, die scheinbar bestehen bleiben mochte, durch eine weltliche zu ersetzen. Als der Großlama 1682 starb, verheimlichte der Tipa seinen Tod und war nun tatsächlich Herr von Tibet. Die umliegenden Länder merkten die Veränderung bald. Der Tipa brachte einen in Tibet als Lama erzogenen Kalmückenprinzen, Galdan, an die Spitze dieses Stammes, und die Kalmücken (Ölöthen, Dsungaren) leisteten ihm dafür Hilfe gegen einen Angriff der Nepaler, die als kräftiges Gebirgsvolk bedenkliche Nachbarn des heiligen Landes waren. Im geheimen Einverständnisse mit dem Tipa erweiterte nun der Ölöthenfürst seine Macht und wagte einen Angriff auf China, wo man mit immer größerem Mißbehagen empfand, daß sich der friedliche Einfluß Tibets auf die Steppennomaden in sein Gegenteil verkehrt hatte; ein chinesischer Lama, der zum Dalai-Lama geschickt worden war, hatte diesen überhaupt nicht sehen dürfen. Als nun gar der Ölöthenfürst nach einer Niederlage erklärte, er habe den Krieg gegen China einzig und allein auf den Wunsch des Dalai-Lama begonnen, da gestand auf ein scharfes Schreiben des Kaisers Kang hsi (Scheng Tsu) der eingeschüchterte Tipa, daß die fünfte Verkörperung des Dalai-Lama längst gestorben sei, und daß sich der Tote wieder in einem Knaben verkörpert habe; man habe aber den Tod verschwiegen und die sechste Inkarnation nicht öffentlich anerkannt, um Verwirrungen zu vermeiden. Die Kunde von diesen Ereignissen verbreitete sich rasch und minderte, obwohl China nicht weiter eingriff, die Macht des Tipa bedeutend. Als dieser 1705 wieder einen Krieg gegen einen tibetischen Kleinfürsten begann, wurde er geschlagen und getötet.

Sven von Hedin (1903). Nach Photographie. Vgl. Text S. 310.

Der siegreiche Fürst, La tsang, hatte vorher schon einen neuen Dalai-Lama aufgestellt. Der fand aber nicht die Anerkennung Chinas und wurde durch einen anderen ersetzt, dessen Schutz La tsang übernahm; einen anderen Dalai-Lama, der in der Mongolei auftrat und die wahre sechste Inkarnation sein sollte, lehnte die chinesische Regierung ebenfalls ab, und er galt nur als Heiliger geringeren Grades. Aber das böse Beispiel des Tipa Sang kiu hatte doch gewirkt: der Dsungarenfürst Sagan Araptan, Galdans Nachfolger, der einsah, welche politisch-religiöse Macht der Beschützer des Dalai-Lama ausüben könne, brach mit einem Heer in Tibet ein, um sich des buddhistischen Papstes zu bemächtigen (1717). Potala bei Lhassa, wo

der Dalai Lama mit dem Khan La tsang verweilte, wurde erstürmt, der Khan getötet, der Großlama aber in sichere Obhut genommen.

Jetzt zögerte China nicht, dieser gefährlichen Wendung, die zu einem neuen Nomadensturme gegen das Reich der Mitte führen konnte, mit Gewalt zu begegnen. Ein chinesisches Heer und ein mongolisches Aufgebot drangen in Tibet ein; aber die vereinigte Truppenmacht wurde von den Dsungaren am Flusse Kola umgangen und vernichtet. Die Mutlosigkeit, die sich infolgedessen der Chinesen und Mongolen bemächtigte, führte zu dem Vorschlage, Tibet sich selbst zu überlassen und einen neuen Dalai-Lama in einer anderen Gegend aufzustellen. Kaiser Kang hsi bestand indessen darauf, den Feldzug mit verstärkten Kräften zu erneuern. Diesmal glückte das Unternehmen: die Dsungaren räumten 1720 das Land, und Kang hsi bewerkstelligte nun die notwendige festere Verbindung Tibets mit China. Fortan übernahmen zwei chinesische Residenten, denen eine nicht unbedeutende Truppenmacht die nötige Achtung sicherte, an Stelle der einheimischen weltlichen Könige den Schutz des Dalai-Lama; die Ehrfurcht vor diesem lebenden Buddha nahm übrigens in China bedeutend ab, als 1780 der in Peking zu Besuch befindliche Dalai-Lama wie ein gewöhnlicher Mensch an den Blattern gestorben war. Anfangs behielten die kleinen Feudalfürsten Tibets noch einige Macht; aber nach wiederholten Unruhen wurden sie 1750 völlig dem Dalai-Lama, d. h. den chinesischen Gouverneuren, untergeordnet. Die innere Verwaltung des Landes, in die sich China im übrigen wenig einmischte, wurde nun ganz im geistlichen Sinne geregelt, indem jedem Ortsvorsteher ein Lama beigegeben wurde, der mit ihm gemeinsam die Angelegenheiten der Einwohner leitete.

Obwohl nun der Dalai-Lama wieder als Oberherr galt, war doch auf die Dauer an eine wirkliche Regierung des „lebenden Buddha" nicht zu denken, da ein neuer Dalai-Lama ja immer im zartesten Kindesalter zu seiner Würde gehoben wurde und eines Beraters dringend bedurfte. Für alle äußeren Angelegenheiten übernahmen die chinesischen Regenten diese Rolle; für die inneren bildete sich eine Art neues weltliches Königtum aus, indem der „Radschah" von Lhassa die Regierung bis zur Mündigwerdung des Dalai-Lama zu führen pflegte. Ein sonderbarer Zufall hat es seitdem gewollt, daß der Dalai-Lama fast nie das erforderliche Alter von 20 Jahren erreicht hat, sondern meist kurz vorher starb und dann immer wieder in einem Kinde erneuert wurde. Auf diese Weise ist auch der chinesische Einfluß zurückgegangen; Tibet hat sich immer mehr nach allen Seiten hin abgesperrt und ist eines der geheimnisvollsten, von der übrigen Welt am wenigsten berührten Länder geblieben. Doch ist es den Bemühungen zahlreicher europäischer Forschungsreisender, namentlich des durch großartige Leistungen hervorragenden Sven von Hedin (geboren 1865; s. die Abbildung S. 309), gelungen, den Schleier immer mehr zu lüften. Auch setzten diplomatische Bemühungen Rußlands und Englands ein, um in Tibet Einfluß zu gewinnen. Da Rußland sich ein gewisses Übergewicht zu verschaffen schien, überschritt Ende 1903 eine englische Truppe unter Oberst Younghusband die indische Nordgrenze. Nach unbedeutenden Gefechten erreichte sie am 3. August des folgenden Jahres Lhassa, worauf der tibetische Regentschaftsrat in Vertretung des nach der Mongolei geflohenen Dalai-Lama einen Friedensvertrag abschloß, der die Oberherrschaft Chinas ausdrücklich anerkannte. Da aber die Chinesen die Rechte des Dalai-Lama allmählich immer mehr einzuschränken suchten, verließ er 1910 sein Land, um sich in Indien unter den Schutz Englands zu stellen.

Indem Tibet den in Indien erliegenden Buddhismus bewahrte und der Ausgangspunkt einer erfolgreichen Propaganda unter den hochasiatischen Steppenvölkern wurde, hat

es eine weltgeschichtlich bedeutende Aufgabe erfüllt. Daran, daß China und die westliche Welt von neuen Nomadenstürmen verschont geblieben sind oder sie doch ohne Mühe zurückgewiesen haben, darf die Ausbreitung der buddhistischen Lehre mit ihren milden Sittengesetzen und ihrem entnervenden Klosterwesen ein Hauptverdienst beanspruchen.

G. Die Mongolei und das Tarimbecken von 1300 bis zur Gegenwart.

a) Die letzten Dschengisiden.

Als die Hochflut der mongolischen Eroberung verrauschte, sank die Heimat der neuen Welteroberer rasch von ihrer glänzenden Höhe herab. Das dünn bevölkerte Land hatte seine besten Kräfte ausgegeben und bedurfte langer Zeit, um sich wieder zu erholen. Für den ältesten Zweig der mongolischen Herrscherfamilie, den chinesischen, blieb es eine Ehrensache, sich das Ursprungsland mit der alten Hauptstadt Karakorum zu bewahren; dieses Bestreben stand zugleich im Einklange mit der herkömmlichen chinesischen Politik, die immer nach einem gewissen Einfluß auf die unruhigen Steppenvölker getrachtet hatte und von den zu echten Chinesen gewordenen Mongolenherrschern wieder aufgenommen wurde. Kublai Khan hatte wiederholt Aufstände in der Mongolei unterdrückt und das Land behauptet; sein Nachfolger Timur brachte vorübergehend das ganze östliche Hochasien wieder unter seinen Einfluß. In der Zeit der Mongolenherrschaft über China scheint die buddhistische Propaganda von Tibet aus mit Hochdruck begonnen zu haben, begünstigt von den chinesischen Kaisern, die dem Buddhismus meist zugewandt waren; das Rückströmen der in China eingewanderten und von den Ming wieder verdrängten Mongolen in die alte Heimat konnte dieser Wandlung nur förderlich sein. Als die mongolische Dynastie ihren Verzweiflungskampf mit den Ming ausfocht, leisteten die Mongolen Hochasiens nur schwache und zweideutige Hilfe. Nach seiner völligen Niederlage (1368) floh der Mongolenkaiser Schun Ti (Tohuan oder Tughan Timur) nach Schang tu im Norden und starb bald darauf; sein Sohn und Nachfolger Biliktu (1370—78) verlegte seine Residenz wieder nach Karakorum. Da alle mongolischen Außenländer längst abgefallen waren, verblieb ihm als Rest des Reiches nur das alte Weideland im Norden der Gobi, der einstige Ausgangspunkt der Macht seines Hauses. Es war immer noch die Möglichkeit gegeben, daß sich hier allmählich ein neues Gewitter zusammenzog, dessen Ausbruch für die Kulturländer verhängnisvoll werden mußte. Aber der Verlust Chinas, der zum guten Teile der Uneinigkeit der Heerführer und Prinzen zuzuschreiben war, hatte die Mongolen nicht klüger gemacht: je geringer der Überrest ihres Machtgebietes war, desto grimmiger bekämpften sie sich um die einzelnen Fetzen, bis dann völlige Zersplitterung eintrat. Die Kaiser der Ming benutzten diese Vorgänge, um die östliche Mongolei zu unterwerfen. Im Nordwesten der Gobi blieb als letzter Rest der Mongolenmacht das Reich Altin Khans bestehen.

b) Das Reich der Kalmücken (1630—1758).

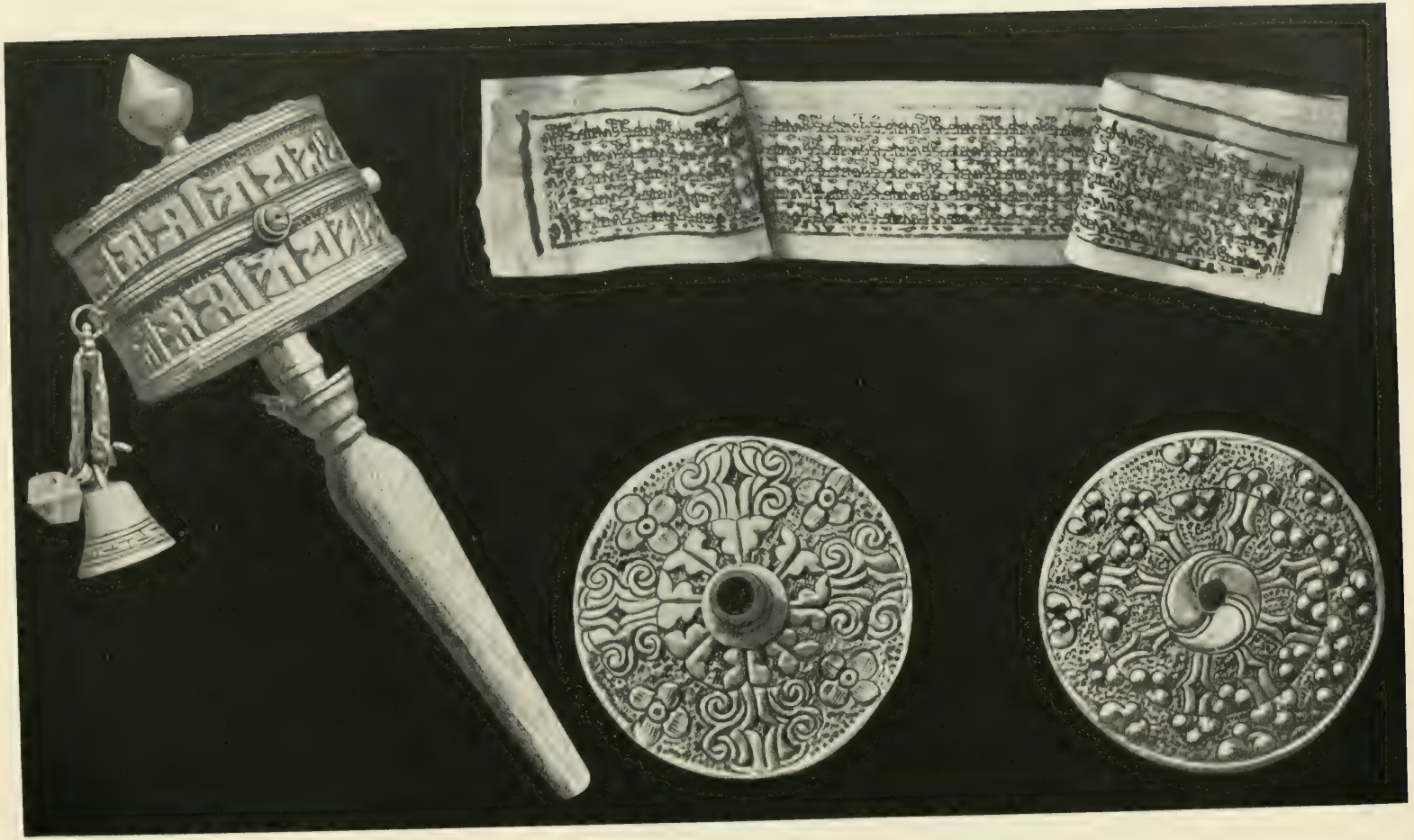
Die neueren Versuche, in Hochasien eine Großmacht zu begründen und alsdann im echt hunnischen Stile gegen die Kulturländer vorzubrechen, gingen nicht mehr von den Mongolen aus, deren Charakter Stammeszersplitterung und erwachender Eifer für buddhistische Religionsübungen umstimmten, sondern von den Gebieten im Südwesten der Gobi, die man zum Teil jetzt als Dsungarei bezeichnet. Hier hatte der beschauliche Buddhismus nicht so rasche Fortschritte gemacht, da ein guter Teil der Nomaden dem kriegerischen

Islam anhing. Aus dem Völkerwirrwarr Hochasiens hatte sich im Süden der Gobi ein neuer Zweig der mongolischen Rasse abgeschieden, die Ölöthen oder Kalmücken, die seit 1630 die Herrschaft der Mongolen abgeschüttelt und ostwärts ihren Einfluß bereits bis China hin ausgedehnt hatten. Unter seinem Khan Galdan bemächtigte sich dieses Volk Kaschgars, wo religiöse Streitigkeiten der mächtigen islamischen Geistlichkeit die Einmischung begünstigten, zerstörte das mongolische Reich des Altin Khan und bedrohte gegen Ende des 17. Jahrh. China. Dabei suchte Galdan auch die religiöse Macht Tibets in seinem Interesse zu verwenden, indem er behauptete, der Dalai-Lama habe ihn zu seiner Würde erhoben; im geheimen unterstützte ihn der weltliche Fürst von Tibet, Sang kiu. Die Mongolen litten schwer unter den Angriffen der Ölöthen, und Chinas Einfluß in Hochasien ging bedenklich zurück, bis sich endlich der Mandschu-Kaiser Kang hsi 1696 zu einem großen Feldzuge gegen Galdan entschloß, der immer weiter zurückweichen mußte. Da ihm das Ausspielen der Unterstützung seiner Ansprüche durch den Dalai-Lama keinen Vorteil zu bringen schien, wandte er sich jetzt dem Islam zu, der im Westen seines Gebietes zahlreiche Bekenner hatte; doch machte sein bald darauf erfolgender Tod diesen Plänen ein Ende. Die kriegerische Kraft des Nomadentums, die sich in der Dsungarei nochmals wie in einem Brennpunkte gesammelt hatte, war damit noch nicht erloschen. Der Nachfolger Galdans, Sagan Araptan, machte sich die meisten Städte des Tarimbeckens untertan und erweiterte sein Reich auch nach anderen Richtungen hin; dann wollte er ein Heer nach Tibet senden, den Schutz des Dalai-Lama gewaltsam an sich reißen und damit den religiösen Einfluß dieser heiligen Puppe in seinem Interesse ausbeuten. Der Versuch gelang über Erwarten, nötigte aber die Chinesen zu entschiedenerem Eingreifen: die Vertreibung der Ölöthen aus Tibet (1720) war die Folge. Das dsungarische Reich blieb trotzdem noch längere Zeit ein gefährlicher Nachbar der übrigen hochasiatischen Stämme und der Chinesen. Endlich benutzte jedoch China Thronstreitigkeiten und innere Kriege, um das letzte große Nomadenreich Hochasiens zu zerstören und damit, wie es scheint, das Zeitalter der großen Kämpfe zwischen den Hirtenstämmen Hochasiens und den Kulturvölkern endgültig abzuschließen. Ostturkistan, das in den Händen der Kalmücken gewesen war, fiel nun (1758) den Chinesen zu.

c) Das Vordringen Rußlands und der zähmende Einfluß der Buddhalehre.

Es war nicht das erstemal, daß die Chinesen Besitz vom Tarimbecken nahmen, die hochasiatischen Handelsstraßen beherrschten und die nomadischen Stämme im Norden und Süden voneinander trennten. Aber diesmal war die Wirkung doch anders und dauernder. Die ewig unruhigen Nomadenstämme ließen sich nur dann wirklich zähmen, wenn sie von beiden Seiten gefaßt und eingeengt wurden, wenn den unermeßlichen Steppenhorizont ringsum die festen Burgen der Kultur beschränkten. Diesen Zustand hatte inzwischen das Vordringen Rußlands angebahnt: schon war die Grenze gegen Sibirien hin festgelegt, ein Ausweichen der Mongolen nach Norden und Nordwesten unmöglich gemacht. Im Südwesten gelang es Rußland erst allmählich, sich Turkistans zu bemächtigen. Hier war denn auch die chinesische Stellung so schwach, daß das Tarimbecken vorübergehend verloren ging; als indes Rußland die turkistanischen Khanate besetzte, gewann auch China bald das Verlorene wieder.

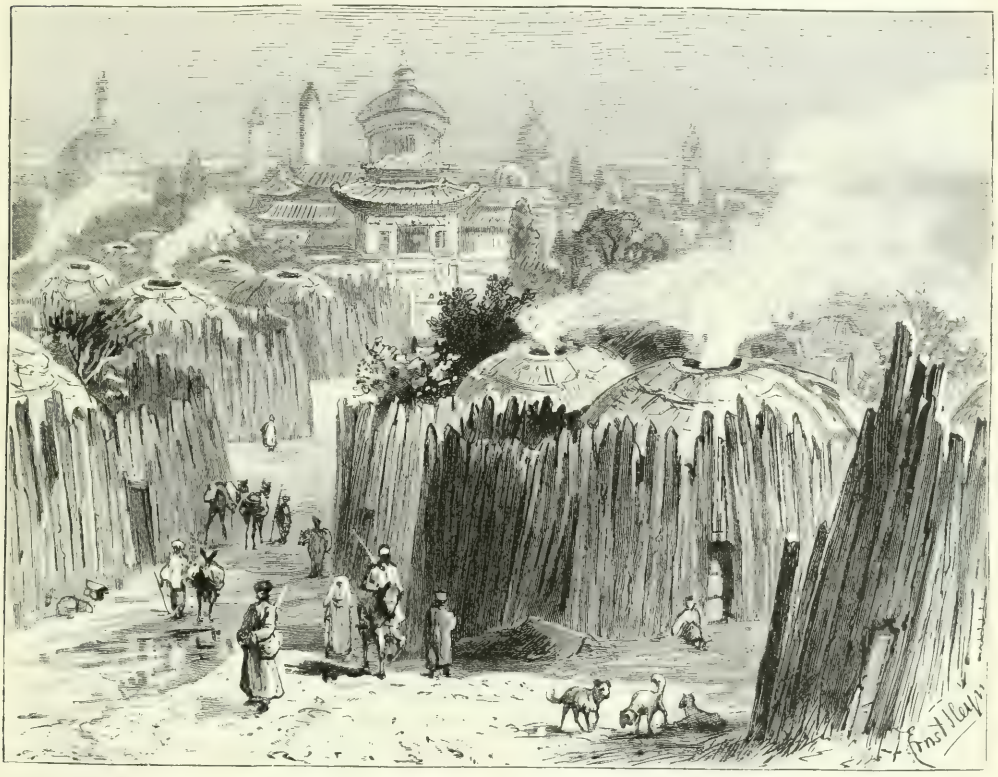
Die Ausbreitung der russischen Macht, zwar auf die Dauer für China selbst nicht ohne Gefahren, hat die seit jeher auf die Zähmung des hochasiatischen Nomadentums gerichtete chinesische Politik vorzüglich unterstützt. Diese Politik selbst aber arbeitet außer mit den alten Mitteln der Kolonisation und des Ausspielens der Nomadenfürsten gegeneinander noch mit dem neueren der Begünstigung des Buddhismus.



Silberne Gebetsmühle aus dem Kloster Kumbum.

Aus W. Filchner, Kloster Kumbum in Tibet (Berlin 1906).

Die mandschurische Dynastie ist hierbei in ihrem Verhalten ganz dem Beispiele der Ming gefolgt, und das Ergebnis ist in der Tat überraschend. Die gewöhnliche Trägheit der Nomaden ist geblieben; aber an Stelle der Ausbrüche kriegerischer Wildheit, die als gewaltsame Gegenwirkung den einzelnen wie ganze Völker befielen, ist eine beständige langsame Kraftentladung in religiösen Übungen, Gebeten und Pilgerfahrten getreten (vgl. die beigeheftete Tafel „Silberne Gebetsmühle aus dem Kloster Kumbum"). In diesem Sinne sind die Pilgerzüge nach Tibet oder berühmten mongolischen Heiligtümern ein Ersatz der alten Raub- und Kriegsfahrten. Um so geringer ist die Bedeutung der Buddhalehre, deren Urform so geistvoll ist, für das geistige Leben der Hochasiaten: die an sich schon völlig entartete tibetische Glaubensform ist rein äußerlich auf die Mongolei übertragen worden, wo selbst die Priester meist die tibetischen heiligen



Urga, Sitz des Hutuktu, d. h. des mongolischen Großlama, der sich 1911 zum von China unabhängigen Herrscher der Mongolei proklamiert hat. Nach Barboulon.

Schriften und Formeln nicht verstehen, sondern wie dunkles Zauberwesen verständnislos benutzen. Nur insofern zeigt dieser Zweig des Buddhismus eine gewisse Selbständigkeit, als sich auch in der Mongolei Mittelpunkte des Glaubens finden, vor allem die Stadt Urga (s. die obenstehende Abbildung), deren Hutuktu (Oberpriester) nur den beiden höchsten tibetischen Lamas an Rang nachsteht und ebenso wie diese sich immer aufs neue inkarniert. Die Priester aber sind in ihrem Einfluß an die Stelle der alten Stammeshäupter getreten: sie werden mit grenzenloser Ehrfurcht behandelt, und in ihren Heiligtümern sammelt sich der Reichtum des Landes. In den Grenzgebieten gegen den Islam hin sind es die befestigten Buddhistenklöster, wo das Volk vor räuberischen oder aufständischen Mohammedanern Zuflucht sucht. Auch Rußland hat den Buddhismus mit Erfolg als politisches Werkzeug gebraucht. Durch seine buddhistischen Untertanen, die Burjäten, übte es eine Zeitlang einen solchen Einfluß auf den Dalai-Lama aus, daß sowohl China als auch England ernstlich besorgt wurden.

Während sich so die buddhistische Religion als ein Zähmungsmittel der wilden Hochasiaten wunderbar bewährt hat, während auch chinesische Kolonien das Gebiet des Nomadentums immer mehr einengen, hat ein anderes uraltes Hilfsmittel der fortschreitenden Kultur nach und nach den größten Teil seiner

Bedeutung verloren: der Handels- und Völkerverkehr auf den ostwestlichen Straßen Innerasiens. Noch zur Mongolenzeit entbrannten Kriege um den Besitz dieser Straßen: der Angriff Dschengis Khans auf die Khwarismier erfolgte zum Teil aus handelspolitischen Gründen. Aber die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien, die bald dahin führte, daß nun auch europäische Schiffe in den chinesischen Häfen erschienen, drückte den ohnehin schon verminderten Landhandel bis zur Geringfügigkeit herab; es lohnte sich jetzt nicht mehr, mit kostbaren Waren die ungeheure Reise durch unsichere Gebiete zu unternehmen. Der große Karawanenverkehr stockte, und an seiner Stelle blieb in der Hauptsache nur ein Etappenhandel erhalten, der für die Kultur ohne Bedeutung war. Nur an einer bisher vernachlässigten Stelle blühte jetzt der Landhandel auf, besonders die Teeausfuhr: im Norden der Mongolei, wo sich die Grenzen der beiden Kulturreiche Rußland und China berührten. Das blieb nicht ohne günstigen Einfluß auf die friedliche Gesinnung der Mongolen, die jetzt beim Teetransport durch die Steppe guten Verdienst fanden und ein Interesse an der Blüte des Handels gewannen.

d) Das Zeitalter der Dunganenaufstände (1825—94).

China hat es trotz dieser Besserung der Verhältnisse an Schwierigkeiten in Hochasien nicht gefehlt; Hauptursache davon waren die Anhänger des Islam in der Dsungarei, dem Tarimbecken und den chinesischen Westprovinzen. Wo der Islam einmal Fuß gefaßt hatte, konnte ihn der bequemere Buddhismus nicht mehr verdrängen; der Einfluß aber, den Mohammeds Lehre auf den kriegerischen Mut, den Fleiß und die Tatkraft ihrer Bekenner übte, durfte nicht unterschätzt werden und verlangte von den chinesischen Beamten Rücksicht und Schonung, wenn nicht gefährliche Ausbrüche der durch ihren Glauben eng verbundenen Massen erfolgen sollten. Dennoch kam es wiederholt zu blutigen, manchmal für längere Zeit erfolgreichen Aufständen dieser Dunganen, in denen sich gewissermaßen das letzte Aufflackern hochasiatischer Kriegslust offenbarte. Im Tarimbecken hatte schon 1825—28 ein islamischer Aufruhr gewütet. Um die Mitte des 19. Jahrh. begannen die Nachkommen der Dynastie, die China 1758 am Schlusse des ölöthischen Krieges aus dem westlichen Tarimbecken vertrieben hatte, dessen Rückeroberung zu versuchen, nachdem sie schon früher kleine Streifzüge über die chinesische Grenze unternommen hatten. Der erste Feldzug scheiterte am Widerstande der Städte Kaschgar (s. die Abbildung S. 315) und Jarkand. Ein islamischer Aufstand unter der Führung Rasch ed-Din Khodschas arbeitete jedoch 1862 weiteren Unternehmungen vor. An einem neuen Einfalle, den der damalige Prätendent Busurg (Buzuruk) Khan leitete, beteiligte sich ein Hilfsheer aus Khokand unter Mohammed Jakub Bei. Diesmal erhoben sich auch die dunganischen Soldaten der Chinesen und besetzten Jarkand und Khotan, während zugleich kirgisische Raubscharen Kaschgar belagerten (1864); nach der Einnahme der Stadt entriß ihnen Busurg Khan die Beute wieder. Während der weiteren Kämpfe gegen die Chinesen und die dunganischen Empörer, die sich keineswegs den aus Khokand gekommenen Mohammedanern beugen wollten, trat Jakub Bei als Heerführer immer glänzender hervor, bis er den unfähigen Busurg Khan ganz beseitigte und nach Ferghana zurückschickte. Der größte Teil des Tarimbeckens war 1868 im Besitze des neuen Herrschers, der sich seit 1870 „Atalik Ghasi" (Verteidiger des Glaubens) nannte.

Diese Erfolge waren nur möglich, weil gleichzeitig ein Aufstand der Mohammedaner in Westchina und der Dsungarei der chinesischen Regierung Verlegenheit bereitete. Ein Glück für China, das noch dazu der Taipingaufstand schwächte, war es dabei, daß die Empörer keine großen Ziele verfolgten und sich nicht zu einem allgemeinen Angriff auf das wankende Himmlische Reich einigten; noch viel weniger dachten sie natürlich daran, mit Jakub Bei, den sie vielmehr bekämpften, oder gar mit den Taipings und den unzufriedenen buddhistischen Mongolen gemeinsame Sache zu machen. So war der große Dunganenaufstand

im Grunde nur eine Kette örtlicher Erhebungen, verbunden mit furchtbarem Blutvergießen und ausgedehnten Verwüstungen. Die Chinesen retteten sich in die Städte, die teils den Angriffen der umwohnenden Dunganen unterlagen, teils sich hielten und bei der Wiedereroberung des Landes wichtige Stützpunkte bildeten; besonders in dem die Brücke zum Tarimbecken bildenden Kansu, wo 1862 die Empörung ausgebrochen war. Noch 1869 drang ein dunganisches Heer verwüstend bis Ordos vor; noch 1873 wurden Städte der südlichen Mongolei angegriffen und zerstört.

Seit 1872 griffen die Chinesen wieder an und begannen, Kansu zurückzuerobern. Als dies nach mehrjährigem Kampfe gelungen war, war auch das Schicksal Jakub Beis besiegelt; hatte ihm doch inzwischen das Vordringen der Russen den Rückhalt an seinen Stammes- und Glaubensgenossen im westlichen Turkistan geraubt. Nachdem der plötzliche Tod Jakubs allem planmäßigen Widerstand ein Ende gemacht hatte, fiel 1878 auch das Tarimbecken wieder in die Hände der Chinesen und wurde 1884 mit den Landstrichen am Tiënschan als besondere Provinz organisiert. Auch hier grenzt China fast allenthalben an das Gebiet der Kulturstaaten Rußland und England, seitdem auch der letzte unsichere Grenzstrich, das Pamirhochland, unter die drei Mächte aufgeteilt worden ist. Der Handel im Tarimbecken hat sich wieder gehoben, weil England der Verbindung mit Indien seine Aufmerksamkeit gewidmet und einen beträchtlichen Karawanenverkehr hervorgerufen hat; auf der anderen Seite ist auch Rußland bemüht, die alten Straßen nach dem westlichen Turkistan wieder zu beleben. Das islamische Bekenntnis der Bevölkerung des Tarimbeckens und mancher Teile Westchinas bleibt freilich für die Chinesen eine beständige Gefahr, die höchstens ausgiebige Ansiedelung chinesischer Kolonisten mit der Zeit beseitigen kann.

Tor der Zitadelle in Kaschgar. Nach W. Filchner, „Ritt über den Pamir".

II. Das westliche Turkistan vom Ausgange der Timuriden bis zum Eindringen der Russen.

Nach dem Mongolensturme hatte sich die Bevölkerung allmählich in drei Gruppen geschieden. Die erste bestand aus der ansässigen, ackerbauenden Volksschicht der Städte, Oasen und Uferländer, den

Sarten (s. die Abbildung S. 317); in ihnen finden wir die Reste der ältesten Kulturelemente, die im Laufe der Zeit iranisiert und durch starke persische Einwanderungen den Persern auch körperlich ähnlich geworden waren. Die Einfuhr persischer Sklaven verstärkte diesen Charakter noch und hielt anderseits der nicht ausbleibenden Zumischung nomadischer Kurzköpfe die Wage. Die alte Lichtreligion war bei den Sarten längst verschwunden, der Islam allgemein angenommen. Staatenbildende Kraft haben die Sarten nicht gezeigt. Unter den Usbegen (Uzbeken) dagegen, der zweiten Gruppe, sind halb seßhafte Turktataren zu verstehen, denen zwar ein Zuschuß iranischen Blutes und höhere Kultur nicht fehlt, in denen aber doch die kriegerischen Eigenschaften der Nomaden vorwiegen. Diese zahlreiche Volksklasse, die im Laufe der nomadischen Eroberungen entstanden war, durfte am ersten den Anspruch auf die Herrschaft erheben und hat den mongolischen Dynastien endlich die Macht entrissen. Der eigentliche Anstoß ging vom Tarimbecken aus, wo schon zur Zeit Timurs die nie völlig unterjochten Kaschgarier wiederholt versucht hatten, das westliche Turkistan zu unterwerfen. Die dritte Gruppe der turkistanischen Bevölkerung wird von den eigentlichen Nomaden gebildet, deren Hauptweidegebiete teils im Norden, teils westlich vom Amu Dardscha nach dem Kaspischen Meer und Khorasan hin liegen. Im Norden hatte seit alter Zeit das Volk der Kirgisen (Kasaken) seine Sitze, aus denen es nur vorübergehend teilweise andere Nomaden verdrängt hatten; im Westen waren aus den Trümmern nomadischer Stämme die Turkmenen entstanden, räuberische Horden, die die Verbindung zwischen Persien und den turkistanischen Staaten in der Hand hatten.

a) Die Kirgisen vom angehenden 16. bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert.

Die Herrschaft der Timuriden in Turkistan endete 1494. Den Anstoß zu dieser Umwälzung bildete ein Angriff mehrerer timuridischer Herrscher auf Mohammed Schaibek Khan (Schaibani), den Führer der Usbegen, die damals am oberen Jaxartes und im Grenzgebiete gegen Ostturkistan ihre Sitze gehabt zu haben scheinen. Die Timuriden unterlagen und verloren damals auch ihre Besitzungen in Masenderan und Khorasan. Es hatte den Anschein, als ob Schaibek ganz Persien erobern sollte; aber gerade damals hatte sich das iranische Volkstum unter der Führung des Ismail el-Safi zu frischem Leben emporgerafft: dieser neuen Macht erlag Schaibek samt seinem Heere (1510). Unter seinen Nachfolgern, den Schaibaniden, blieb Turkistan noch eine Zeitlang ein einheitliches Reich, zerfiel aber dann, wie das auch in der späteren Zeit der Timuriden und noch früher unter den Fürsten der Jue tschi der Fall gewesen war, in eine Anzahl selbständiger Staaten, deren Lage und Umfang die natürlichen Verhältnisse vorzeichneten. Die rein nomadischen Gebiete erlangten dabei größtenteils ihre Unabhängigkeit.

Das Volk der Kirgisen (s. die Abbildung S. 318), das in den Steppen nördlich vom Aral- und Balkaschsee wohnte, hatte sich wohl überhaupt nur teilweise den Timuriden und Usbegen gebeugt. Der Niedergang des Reiches von Kiptschak hatte allmählich diesen Nomaden größere Freiheit verschafft, bis sich im 16. Jahrh. in den südwestlichen Steppen zwei Reiche bildeten, das der Ulus Mongul und das der eigentlichen Kirgisen oder Kosaken unter dem Khan Arslan, der zahlreiche andere Nomadenstämme Mittelasiens unter seine Botmäßigkeit brachte. Das kirgisische Reich hinderte die Usbegen, weiter nordwärts auszugreifen, zerfiel aber nachher, da sich das Volk der Kirgisen in mehrere Horden teilte. Im 18. Jahrh. finden wir die südlichen Kirgisen, die verhältnismäßig am meisten kultiviert und teilweise ansässig waren, in der Gegend von Taschkent staatlich organisiert; sie beherrschten demnach den mittleren Lauf des Sir Dardscha. Die rein nomadischen Bestandteile des Volkes bildeten die große, mittlere und kleine Horde. Auch in den Kirgisen lebte ein Rest der alten kriegerischen und räuberischen Neigungen der Hochasiaten fort, was die umwohnenden Völker häufig zu ihrem Schaden empfanden. Im Anfange des 18. Jahrh. bildete sich darauf ein Bund der Dsungaren, Baschkiren, Wolga-Kalmücken und der in Sibirien als russischen Vorposten bereits seßhaften Kosaken, der die

Kirgisen in solche Bedrängnis brachte, daß sie 1719 die Vermittelung Rußlands anriefen, aber ohne Erfolg. Turkistan am rechten Ufer des mittleren Sir Dardscha, die Hauptstadt der mittleren Horde, eroberten die Dsungaren; ein Teil der Kirgisen unterwarf sich, die übrigen wichen nach Süden aus. Aber bald brachen sie wieder hervor und gewannen ihr Land zurück, freilich nur, um darauf mehr und mehr dem russischen Einflusse zu verfallen.

Die nördlichen Städte des Kulturlandes von Westturkistan, das im Mittelalter meist unter dem Namen Maurennahar (Ma'wara'lnahr) zusammengefaßt wurde, also z. B. Taschkent, waren den Nomaden gegenüber in wechselnder Lage: ging die Macht der Kirgisen zurück, dann waren sie oder ihre usbegischen Fürsten wohl so gut wie selbständig, hob sie sich wieder, dann standen sie mehr oder weniger unter nomadischer Herrschaft; gelegentlich waren sie wohl auch den Usbegenreichen angegliedert. Die Dsungaren besetzten 1723 Turkistan; seit 1741 waren die Kirgisen wieder die Herren der Stadt. Junus Khodscha von Taschkent brachte 1780 den Kirgisen der großen Horde eine so schwere Niederlage bei und schüchterte sie durch Niedermetzelung mehrerer tausend Gefangener derart ein, daß sie ihn als ihren Herrn anerkannten.

Junger Sarte aus Samarkand. Nach H. Krafft.

b) Die usbegischen Staaten Khiwa, Bochara und Khokand seit 1500.

Maurennahar zerfiel vermöge seiner Bodenbeschaffenheit in verschiedene Landschaften, aus denen sich immer wieder entsprechende Staaten entwickelt haben: das untere Flußgebiet des Amu Dardscha (Khiwa), das mittlere Gebiet desselben Stromes mit dem Tale des Serafschan (Bochara) und das obere Tal des Sir Dardscha (Ferghana, Khokand). Hierzu trat häufig noch das Land am oberen Amu Dardscha (Balch), das aber leicht unter afghanischen Einfluß fiel, wenn sich im Süden ein stärkeres Reich bildete. Der Mittel- und Unterlauf des Sir Dardscha waren zu sehr unter dem Einflusse reiner Nomadenstämme, als daß hier stärkere Staaten hätten entstehen können. Von der Landschaft Bochara wieder löste sich nicht selten das obere Tal des Serafschan mit der Hauptstadt Samarkand als besonderes Reich (Maurennahar im engern Sinne) los.

Von diesen Staaten war Khiwa (Khwarism) nach der Niederlage und dem Tode Schaibek Khans zunächst von den Persern besetzt worden. Da sich aber diese durch die Begünstigung der schiitischen Propaganda bei den streng sunnitischen Bewohnern des Landes bald unbeliebt machten, brach um 1515 ein Aufstand aus, an dessen Spitze der usbegische Prinz Ilbars trat; mit Hilfe seiner Brüder vertrieb er die Perser aus den Städten und griff selbst Khorasan erfolgreich an. Weitere Ausbreitung nach dieser Richtung hin verhinderten Turkmenenstämme, die damals bereits die Grenzsteppe zwischen Persien und Khiwa als ihr ausschließliches Eigentum betrachteten. Da sich die Brüder Ilbars' in verschiedenen Städten als Feudalherren festgesetzt hatten, fehlte es nach dem Tode des ersten Herrschers an straffer

Kirgisenfamilie im Alaigebirge. Nach K. Futterer, „Durch Asien" (Leipzig 1901—03). Vgl. Text S. 316.

Einheitlichkeit. Erst als die Fehden zwischen den einzelnen Lehnsfürsten gestillt und die Turkmenen zur Ruhe gebracht waren, erneuerten die Usbegen von Khiwa, gleichzeitig mit denen von Bochara, ihre Angriffe auf das persische Gebiet. Der Sefewide Tachmasp I. von Persien wußte sich endlich keinen anderen Rat, als sich mit der Herrscherfamilie von Khiwa zu verschwägern und mit schwerem Geld ein Bündnis zu erkaufen, das seinen Grenzländern Ruhe schaffte. Neue Wirren in Khiwa endeten mit der fast vollständigen Ausrottung der Nachkommen Ilbars' durch Din Mohammed Sultan, der das Land an die Mitglieder seiner Familie verteilte und zum Khan ausgerufen wurde (1549). Er nahm dem Khan von Bochara die Stadt Merw (s. die Abbildung S. 319) ab, diesen alten Vorposten persischer Kultur, und schlug hier seine Residenz auf. Nach seinem Tode (1553) ging aber Merw bald wieder an die Perser verloren. In die darauf folgenden Wirren mischte sich der Khan von Bochara, Abd Alla, wiederholt ein, bis er sich 1578 des ganzen Reiches bemächtigte. Erst 1598 riß einer der vertriebenen Fürsten wieder den größten Teil des Landes an sich.

Auch in der Folge wurde Khiwa von Bürgerkriegen zerrüttet: Prinzen des Herrscherhauses erhielten Städte zugeteilt und regierten hier fast selbständig, sich bald auf die Usbegen, bald auf die Turkmenen, die Naiman, die Kirgisen oder auf die Uiguren stützend, deren Reste jetzt ebenfalls im khwarismischen Gebiete hausten. Gegen die Mitte des 17. Jahrh., als sich Abul Ghasi I. Behadur als Fürst (1644—63) und als Geschichtschreiber der Dschengisiden hervortat, dehnten die Kalmücken ihre Herrschaft über die kirgisische Steppe bis nach Khiwa aus: Kämpfe mit diesen neuen Gegnern, dann wieder Kriege mit Bochara erfüllten die folgenden Jahrzehnte. Danach trat eine ruhigere Zeit

Der Murghab und die Stadtmauer von Merw. Nach Boulangier.

ein; der Khan, der in Urgentsch oder Khiwa residierte, war im Grunde nur der mächtigste der zahlreichen Lehnsfürsten, die in den verschiedenen Städten saßen und gelegentlich ihre kleinen Fehden miteinander ausfochten. Dieser kleinliche Zug ist bezeichnend für die Geschichte Turkistans in neuerer Zeit. Im 18. Jahrh. rissen die Kirgisen der kleinen Horde die Oberherrschaft Khiwas an sich, bis 1792 ein usbegischer Häuptling eine neue Dynastie gründete, die sich bis 1873 erhielt.

Das Kernland Westturkistans, Bochara (Buchara), hat ebenfalls keine große Bedeutung mehr gewonnen. Zunächst hielten sich hier die Nachkommen Schaibek Khans, von denen Obaid Alla (1533—39) mit Persien Krieg führte, wenn man seine Plünderungszüge so nennen darf. Der bedeutendste der Schaibaniden, Abd Allah II. (1556—98), suchte mit besserem Erfolge die Kultur zu heben. Die Dynastie der Aschtarchaniden

(Dschaniden)[1], die 1554 aus dem Khanat Astrachan nach Transoxanien zurückgewandert war, kam 1599 auf den Thron, die Khanate von Balch und Samarkand lösten sich nun bald völlig von Bochara los. Und noch größer wurde der politische Verfall, als Nadir Schah von Persien sich 1737 siegreich für die beständigen Streifzüge gegen seine Grenzen rächte. Eine neue usbegische Herrscherfamilie, die der Mangiten (Manghits)[2], die sich ebenfalls mongolischer Abstammung rühmte, verdrängte 1785 die Aschtarchaniden und hat bis 1868 den Thron von Bochara behauptet.

Ferghana oder das Khanat Khokand (Kokan) war das Gebiet gewesen, wo sich die Timuriden am längsten gehalten hatten. Dann war das Land den Schaibaniden und Aschtarchaniden zugefallen, gewann aber um 1700 völlige Selbständigkeit, die es bis 1876 behauptete. Die geographische Lage Ferghanas brachte es mit sich, daß hier die persische Macht, zu der Khiwa und Bochara stets Stellung nehmen mußten, ohne Bedeutung war, daß aber dafür die Verhältnisse Ostturkistans und der kirgisischen Steppe beständige Aufmerksamkeit erforderten: von Ferghana ging z. B. der Feldzug Jakub Khans aus, der die Chinesen vorübergehend aus dem Tarimbecken vertrieb. Das damals erstarkende Khokand eroberte 1814 die südliche Kirgisensteppe mit Taschkent und Turkistan und erregte dadurch die Eifersucht Bocharas. Schon seit dem Aufkommen der Mangit-Dynastie waren Zwistigkeiten zwischen Bochara und Khokand entstanden; schließlich wurde Khokand von dem bocharischen Herrscher Nasr Allah 1841 erobert und trotz wiederholter Aufstände festgehalten. Die weiteren Ereignisse sind besser als ein Teil der Vorgänge zu behandeln, die Rußland in den Besitz Mittelasiens gebracht haben. Im großen und ganzen ist die usbegische Zeit für Turkistan ein Zeitalter kleinlicher Kämpfe gewesen, denen wenig echte Kulturarbeit gegenübersteht. In der Bevölkerung wiegt ein Nomadentum vor, das sich besonders in beständigen Raubzügen gegen Persien äußert. Der Weltverkehr, der einst den Glanz Turkistans bedingt hatte, war in andere Bahnen gelenkt worden, und die einst so reichen Städte waren nur noch ein Schatten der früheren Herrlichkeit.

Alte Sartenfestung im Dorfe Tschurdschahurgau bei Khokand. Nach einer Photographie.

1 Schaiban

Schah Budagh — Khodscha Mohammed

Mohammed Schaibek Khan (Schaibani) — Iskander — Jar Mohammed von Astrachan

Abd Allah II. — Sayra Khanum — Dschan

Dschaniden (Aschtarchaniden)

2 Dschan — Nogai-Häuptling

Abul-Ghasi (1758—85) — Danidschal (Mangit)

Tochter — Mir Masum Schah Murad

Mangiten

NORD-POLARLÄNDER.
Breiten Maßstab 1 : 25 000 000.
Kilometer
Tiefenschichten:
0 200 m unter d. Meer
200 2000 „
2000 4000 „
über 4000 „
Höhenschichten:
0 300 m über d. Meer
300 1000 „
1000 2000 „
über 2000 „
Südgrenze des Treibeises
Grenze des Packeises
Nordgrenze des Waldes
Westlich-180 Östl. v. Greenw.
NORDPOLARMEER
UNERFORSCHTES GEBIET
GROSSER OZEAN
BERING-MEER
ASIEN
Neu-Sibirische Inseln
De Long Inseln
Wrangell I.
Herald I.
Nordenskjöld Meer
Ostsibirisches Meer
Laptewsee
Tschuktschen-Halbinsel
Anadyr G.
Kamtschatka
Ochotsk. Meer
Stanowoi-Gebirge
Kolyma R.
Lena R.
Jana R.
Indigirka R.
Rechas R.
Alaska
Rocky Mountains
Brooks Range
Yukon
Mackenzie R.
Parry-Inseln
Prinz Patrick I.
Banks Land
Victoria Land
Melville Sound
Baffinsland
Grönland
Boothia Fel.
Barrow
Point Barrow
Cap Thomas
Cap Jakan
Cap Schelagskoi
Cap Bären
Cap Schalauskoi
Cap Jedoma
Cap Tscheljuskin
Cap Nordenskjöld
Cap Tscheljuskin
Ostsibirisches Meer
Laptewsee
Nordenskjöld Meer
Neu-Sibirische Inseln
De Long Inseln
Wrangell I.
Herald I.
Tschuktschen-Halbinsel
Anadyr G.
Kamtschatka
Stanowoi-Gebirge
Kolyma R.
Lena R.
Jana R.
Indigirka R.
Rechas R.
Alaska
Rocky Mountains
Brooks Range
Yukon
Mackenzie R.
Parry-Inseln
Prinz Patrick I.
Banks Land
Victoria Land
Melville Sound
Baffinsland
Grönland
Boothia Fel.
Barrow
Point Barrow
Cap Thomas
Cap Jakan
Cap Schelagskoi
Cap Bären
Cap Schalauskoi
Cap Jedoma
Cap Tscheljuskin
Cap Nordenskjöld
Cap Tscheljuskin

Bibliographisches Institut in Leipzig.

4. Sibirien und das asiatische Rußland.

Wie ein vor Frost halb erstarrter Riesenleib ruht Sibirien zwischen der mongolischen Steppe und dem Nördlichen Eismeer. Welche Kraft, welchen Reichtum könnten diese ungeheuern Gebiete mit ihren herrlichen Strömen den Bewohnern bieten, wenn nicht ein grausames Klima die Mündungen der Flüsse mit Eis erfüllte, den Boden der Ebenen in sumpfige, unfruchtbare Tundra verwandelte und selbst im Sommer den Frost in den tieferen Erdschichten festhielte! Freilich ist das Land, das wir Sibirien nennen, auch klimatisch mannigfach gegliedert: an die nördlichen Striche, die kaum eine weitverstreute dünne Bevölkerung ernähren, schließt sich weiter südlich ein Waldgebiet, das namentlich im gebirgigen Osten reich entwickelt ist, während im ebenen Westen bald die Steppe beginnt, die sich dann weithin nach Turkistan wie nach Osteuropa fortsetzt. Daraus ergeben sich verschiedene wirtschaftliche Zonen: eine nordsibirische (das Tundrengebiet), im Westen breiter als im Osten, eine westsibirische Steppen- und eine ostsibirische Waldzone. Hierzu tritt dann noch das östliche Küstenland als eigenartiges Wirtschaftsgebiet: während das nördliche Meer als Nahrungsquelle für die Bewohner der Tundren kaum von Bedeutung ist, bildet die Ostküste mit dem unteren Amur und mit Kamtschatka einen Saum, wo die Fischerei die Grundlage des Daseins ist. Wirtschaftlich günstig liegen die Verhältnisse nur in den südlichen, von der Sibirischen Eisenbahn durchzogenen Gegenden. Hier finden sich weite, für Ackerbau und Viehzucht geeignete Strecken, schiffbare Ströme und fast unerschöpflicher Mineralreichtum. Diesem Teil des Landes darf man, trotz der oft äußerst kalten Winter, einen glänzenden Aufschwung und eine schöne Zukunft prophezeien.

A. Die hyperboreische Zone.

Natürlich beschränken sich die verschiedenen Wirtschaftsformen Sibiriens nicht auf dieses Gebiet. Die klimatischen Zonen laufen, so sehr auch die Höhenunterschiede der Länder und die Einflüsse der Meerestemperaturen die einfachen Verhältnisse verwirren, im allgemeinen als Gürtel um die Erde; innerhalb dieser Gürtel finden wir allenthalben Völker, die ungefähr unter denselben Naturbedingungen stehen und sich diesen Verhältnissen angepaßt haben. In diesem Sinne dürfen wir die nördlichen Sibirier nicht einfach als besondere Gruppe der Menschheit behandeln, sondern haben die wirtschaftliche Zone zu untersuchen, der sie im Vereine mit amerikanischen und europäischen Stämmen angehören: die nördliche Polarzone, deren Bewohner man als Hyperboreer zusammenfaßt (s. die beigeheftete Karte „Nordpolarländer"). Die Grundlagen der hyperboreischen Kultur werden bestimmt durch die unmittelbaren und die mittelbaren Einflüsse des Klimas, dagegen die Eigenheiten der einzelnen Zweige, in die sie sich sondert, durch die Eigentümlichkeit des Landes, dessen Lage zur übrigen Welt und den Charakter der Bewohner. Die unmittelbaren klimatischen Einwirkungen zeigen sich in der Tracht und im Hausbau sehr bestimmt, da bei den Hyperboreern der Körper unbedingt nach Schutz verlangt. Die mittelbaren Einflüsse äußern sich darin, daß die Zahl der für Menschen genießbaren Nährpflanzen im Norden sehr gering ist, während die Tierwelt, die noch in großen Mengen gedeiht, die Grundlage der Ernährung und den größten Teil der Rohstoffe für den materiellen Kulturbesitz liefert. Die großartige und fast ausschließliche Verwertung tierischer Stoffe an Stelle der pflanzlichen ist der Hauptcharakterzug der hyperboreischen Kultur. Am reinsten zeigt sich diese Kultur bei den Eskimos Amerikas, die durchaus Jäger und Sammler geblieben sind. Die asiatischen und europäischen Polarvölker dagegen haben sich größtenteils zu arktischen Nomaden umgebildet und damit ihre wirtschaftlichen Grundlagen, ihre Interessen und Neigungen stark verändert. Das ist ein geschichtlicher Vorgang, dessen Verlauf sich noch einigermaßen verfolgen läßt.

a) Die langköpfigen Jäger und Renntierzüchter.

Nach der Eiszeit (vgl. S. 249) besiedelte eine langköpfige Rasse den Norden Asiens und Europas, die einem verhältnismäßig rauhen Klima angepaßt war. So entstanden langköpfige polare Jägervölker durch die ganze Breite Sibiriens hin, die sich allmählich durch ihre hyperboreische Kultur schärfer von ihren südlicher wohnenden Verwandten sonderten. Während diese von der höheren Ackerbau- und Metallkultur der kurzköpfigen Völker West- und

Ostasiens beeinflußt wurden, während sich im Altai ein nördlicher Ausläufer der Kupfer- und Bronzekultur bildete, dessen Träger hauptsächlich Langköpfe waren, blieben die nördlichen Sibirier von diesen Einwirkungen fast unberührt: der Feldbau verbot sich bei ihnen von selbst, und die Metallgewinnung setzt ein massenhaftes Vorhandensein geeigneter Brennstoffe voraus, die in den Tundren fast ganz fehlten. Einige neue Künste und Fertigkeiten mögen sich nach dem Norden verirrt haben: früher sind Töpferei und Schmiedekunst im Gebiete der Ostjaken geübt worden; aber im ganzen blieben die asiatischen Hyperboreer armselige Jägervölker von geringer Menschenzahl, die weder zu freundlichem noch zu feindlichem Verkehr einluden. Die Jagd, etwas Fischfang und das Sammeln von Beeren und Wurzeln lieferten die Hauptmasse der Nahrungsmittel.

Das Entstehen nomadischer Hirtenvölker zunächst arischen, dann auch mongolischen Stammes änderte anfangs an diesen Verhältnissen nicht viel; eine unmittelbare Übertragung der Rinder-, Pferde- und Schafzucht nach den Polargebieten war nicht wohl möglich. Der hochasiatische Nomadismus konnte also nur mittelbar durch sein Beispiel wirken; zweifellos sind auch viehzüchtende Stämme in die nördlichen Tundren gedrängt worden, wo ihr Vieh nicht mehr gedeihen konnte, so daß sie nach Ersatz suchen mußten. Es scheint lange gedauert zu haben, bis man die Entdeckung machte, daß sich das Renntier ähnlich wie das Rind zähmen und als Schlachttier, Milchspender und Zugkraft verwenden lasse. Das Renntier (Ren) ist vielfach an die Stelle des Hundes getreten und hat auch dadurch, daß es die Bewegungsfähigkeit noch mehr als dieser erhöhte, die Möglichkeiten des Daseins erweitert; läßt es sich doch außer zum Ziehen des Schlittens auch als Reit- und Lasttier gebrauchen und sucht es sich doch seine Nahrung selbst. An Milch liefert es freilich weit weniger als das Rind; aber es schafft durch sie doch die Möglichkeit, die bitteren Moose und Flechten der Tundra in menschliche Nahrung umzusetzen, ohne ein Tier zu töten. Allerdings ist der Wohlstand nicht überall ausschließlich an den Besitz von Renntieren gebunden, da oft die Jagd und, nach dem Rückgange des Jagdwildes, die Fischerei die Hauptmenge der Nahrung liefert; auch weiß man noch nicht überall die Milch zu nutzen oder hat es vielfach erst neuerdings gelernt. Diese letzten Züge deuten darauf hin, daß die Renntierzucht, die Griechen und Römer nicht erwähnen, noch nicht alt ist; die geringe Zahl von Spielarten und Färbungen, die das Renntier aufweist, läßt denselben Schluß zu. Wenn endlich die Beobachtung zeigt, daß die westlichsten Hyperboreer der Alten Welt, die Lappen, das Renntier am besten ausnutzten, während es die östlichsten an der Beringstraße z. B. noch nicht kennen, so ist damit angedeutet, von wo aus und in welcher Richtung sich die Zucht dieses Tieres verbreitet hat. Im übrigen gehört die Renntierzucht ausschließlich den Hyperboreern; kein anderes Volk scheint ihnen unmittelbar zum Vorbilde gedient zu haben, und kein Kulturvolk, das in die nordischen Gebiete eingedrungen ist, hat sie in nennenswertem Maße nachgeahmt.

b) Die hyperboreische Mischkultur.

Die Frage nach dem Wesen der Hyperboreer nimmt ein ganz anderes Aussehen an, wenn wir nach der Blutsverwandtschaft der einzelnen Stämme fragen. Auch die asiatischen Hyperboreer sind nicht reine Nachkommen jener langköpfigen Urbevölkerung, die am Ende der Diluvialzeit Nordasien und Nordeuropa erfüllte, sondern ein starker Zuschuß von Kurzköpfen hat sich den meisten beigemischt. Die Untersuchung der Sprachen bestätigt das: die „jenisseischen" Sprachen, die wohl den hyperboreischen Langköpfen ursprünglich angehörten, wurden zum größten Teil durch mongolische oder finnisch-ugrische verdrängt, deren Besitzer Kurzköpfe gewesen sein müssen. Ein Volk, das auch sprachlich am Alten festgehalten hat, sind die Jenissei-Ostjaken (s. die Abbildung S. 323), die irrtümlich mit den finnisch-ugrischen westlichen oder Ob-Ostjaken zusammengeworfen worden sind. Die finnisch-ugrische Völkergruppe, der man jetzt die meisten Hyperboreer zuzurechnen pflegt, ist das Ergebnis einer Mischung hyperboreischer Langköpfe einerseits und mongolischer Kurzköpfe mit einer der mongolischen urverwandten Sprache anderseits, aber innerhalb der einzelnen Stämme scheint das Verhältnis der

Mischung sehr verschieden zu sein. Die gemeinsame Kultur hat natürlich mit dazu beigetragen, die Unterschiede zu verwischen. Aber auch diese Kultur verdient eine genauere Untersuchung, weil sie sich trotz ihres echt hyperboreischen Charakters doch aus zwei Be-

Ostjaken. Nach Photographie.

standteilen gebildet hat, deren einer den alten Langköpfen oder Jenisseiern eigentümlich war, während der andere den mongolischen Einwanderern zuzuschreiben ist. Namentlich die Reste des ersteren, die uns die älteste Lebensweise und Weltanschauung des Nordens andeuten, müssen aufmerksam verfolgt werden.

Eine der kenntlichsten Spuren ist die Bärenverehrung, die ursprünglich wohl mit der Anschauung zusammenhängt, daß sich die Geister der Verstorbenen in Bären verkörpern; in weiterer Entwickelung erscheint dann der Bär als eine Art Gottheit, als der Herr der Wälder, den man selbst dann, wenn man ihn bekämpft oder opfert, mit den merkwürdigsten Rücksichten behandelt. Im Osten bei den Aino und Giljaken noch ganz lebendig, tritt dieser Kult im Westen stark zurück, ohne doch ganz zu verschwinden. In der finnischen Überlieferung tritt die alte Bedeutung des Bären noch sehr hervor. Auch die Ostjaken und Wogulen feiern Feste beim Erlegen eines Bären und schwören bei der Bärentatze und dem Bärenfelle. Eine zweite Eigentümlichkeit der alten Hyperboreer ist die große Bedeutung, die sie gewissen mystischen Gerätschaften (s. die untenstehende Abbildung) beilegen, deren ursprünglicher Sinn schwer zu deuten ist. Da gibt es vor allem die mit Lappen behängten Stöcke oder ähnliches. Schon Georg Wilhelm Steller (1709—46) erzählt von den Kamtschadalen, daß sie „Fliegenwedel", d. h. mit Kräutern behängte Stöcke, unter dem Namen Inaul als Götter verehrten. Die Aino fertigen sich ähnliche Heiligtümer, indem sie an dem einen Ende eines Stockes Späne halb loslösen, so daß auch eine Art Wedel entsteht; bis ins südliche Japan lassen sich diese Dinge verfolgen: auch die alte Schinto-Religion besitzt unter ihren heiligen Geräten mit Papierstreifen behangene Stöcke (Gohei). Wie gewöhnlich werden nach Westen hin die Spuren dieses alten Zaubermittels seltener; aber man findet sie doch bei einiger Aufmerksamkeit in genügender Zahl. Bei den minussinskischen Tataren, die zweifellos einen starken Zuschuß hyperboreischen Blutes besitzen, werden mit Lappen behängte Stäbchen im schamanistischen Dienste viel gebraucht, und die Burjäten verehren Gehänge von Lederstreifen und Zeugläppchen als Heiligtümer. Selbst bei den Magyaren bestand der Gebrauch, „Lappenbäume" zu fertigen, noch in geschichtlicher Zeit. Echt hyperboreisch ist wohl auch der Glaube an eine unterirdische Welt, die der oberirdischen ganz ähnlich ist; die Rauheit des Klimas ermuntert nicht dazu, das Jenseits im kalten Gewölk zu suchen, sie lenkt den Blick auf die warme, schützende Erde. Diese Spur ist schwerer zu verfolgen, da sich auch anderwärts der Glaube an unterirdische Reiche findet; nur nimmt bei südlicher wohnenden Völkern die Unterwelt einen düsteren Charakter an und tritt in Gegensatz zu den hellen Himmelswohnungen. Schließlich zeigt auch die Ornamentik durch ganz Nordsibirien eine auffällige Verwandtschaft. In allen diesen Dingen spiegelt sich eine lange Geschichte wider, die weniger aus großen Wanderungen und Verschiebungen als aus langsamen Umsetzungen bestanden hat, die sich eben nur in ihren Ergebnissen verfolgen lassen. Große Angriffskriege, deren Folgen das ethnische Bild plötzlich verändert hätten, haben wohl im hyperboreischen Gebiet in älterer Zeit kaum stattgefunden. Die kriegerischen Nomaden des Südens, denen reiche Kulturländer offen lagen, unternahmen zwar gelegentlich Raubfahrten in das „Land der Finsternis"; aber umfassende Eroberungen verbot schon die Natur des Landes, das keine mächtigen Heere zu ernähren vermochte und nur dem Eingeborenen, der Schlitten und Renntiere oder Hunde zur Verfügung hatte, zugänglich war.

Götzenmasken der Burjäten. Nach Photographie.

c) Die Nordwanderung der Jakuten.

Wenn sich trotzdem mongolische Volksteile nach und nach den Hyperboreern zugemischt haben, so handelte es sich wohl nur um losgesprengte Splitter, die in die

SIBIRIEN.
Maßstab 1:21 000 000
Kilometer.
RUSSISCHES REICH.
Chinesisches Reich.
NÖRDLICH
Semlja
Barentsz
Karisches Meer
Weisse
Obische Buchten
Taimyr-Halbinsel
TOBOLSK
JENISSEISK
IRKUTSK
TRANSB
AKMOLINSK
SEMIPALATINSK
SEMIRJETSCHENSK
Dsungarei
Altai
MONGOLE
Wüste Gobi
Schamo(san
Ostl. Länge 105 v. Greenwich
Bibliographisches

itut in Leipzig.

ungastlichen nordischen Gefilde gedrängt wurden. Ein jüngeres Beispiel dieser Art bieten die Jakuten, die gegenwärtig im Gebiete der Lena bis zum Eismeer hin sitzen. Die Jakuten sind echte Türken, die noch die Erinnerung an ihren südlichen Ursprung bewahren. Wie man annimmt, sind sie von den Burjäten, die zur Zeit des ersten Mongolensturmes im 13. Jahrh. vom Amur her in die Gegend am Baikalsee vordrangen, nach Norden verjagt worden, wo sie sich zwischen die tunguſischen Stämme schoben. Sie haben sich ihrem neuen Wohngebiete vortrefflich angepaßt, ohne doch ihre ursprüngliche Wirtschaftsform, die Rinderzucht, deshalb aufzugeben; auch das jakutische Rind hat sich in die neue Heimat eingelebt und gibt den rührigen Jakuten eine bessere Daseinsgrundlage als das Renntier den Tungusen und Ostjaken. An Tatkraft und Strebsamkeit sind die Jakuten, die einen Rest nomadischer Unternehmungslust bewahren, ihren Nachbarn zweifellos überlegen.

B. Die Westsibirier.

Den echten Hyperboreern stehen die nomadischen Westsibirier einerseits, die ostsibirischen Jägervölker anderseits schon der Wirtschaftsweise wegen als besondere Gruppen gegenüber, obwohl beide ethnisch den alten Langköpfen des Polargebietes mehr oder weniger verwandt sind. Während die hyperboreischen Stämme im allgemeinen ungestört in ihren unwirtlichen Gebieten gehaust und kaum die Neigung empfunden haben, sich in südlicheren Gegenden neue Wohnstätten zu suchen, sind die Bewohner der westsibirischen Steppen (s. die beigeheftete Karte) in viele der großen Völkerbewegungen Hochasiens mit hineingezogen worden, und ihr Land ist öfter ein Teil nomadischer Weltreiche gewesen. Die Westsibirier im engeren Sinne, von denen die nördlichen Polarvölker wohl zu unterscheiden sind, bewohnen ein Steppenland, das am besten durch jene Verbindung von Nomadismus und Jagd ausgenutzt wird, die auch bei den Hunnen und Mongolen die wichtigste Daseinsgrundlage bildete. Deshalb wohnt den Westsibiriern ein bedeutendes Maß von Beweglichkeit inne. In der Tat hat die Hunnenzeit hier ein Volk aufgerüttelt, das für die Kulturentwickelung Europas von dauernder Bedeutung geworden ist, das Volk der Magyaren.

a) Die Magyaren, Alanen und Awaren.

Anders als die Osmanen, deren Ausbreitungszone die ihrige berührte, haben sich die Magyaren dem europäischen Wesen angepaßt und sind immer fester mit ihrer neuen Heimat verwachsen, während das Türkentum langsam wieder vom Boden Europas verdrängt wird. Daß gerade ihnen diese Anpassung gelungen ist, liegt wohl zum Teil an ihrer ethnischen Beschaffenheit. Im ersten Dämmerscheine der Geschichte finden wir das südwestliche Sibirien von skythischen Völkern erfüllt, die in der Mehrzahl iranischen Stammes waren, also der hellfarbigen, langköpfigen europäischen Völkergruppe angehörten. Durch diese Skythen haben wahrscheinlich nördlicher lebende Jägervölker, die mit den langköpfigen Hyperboreern verwandt waren, die nomadische Wirtschaftsform kennen gelernt, wobei sich vermutlich die Rassen vermischten. Erst später mögen dann mongolische Nomaden, nachdem die Skythen von ihnen verdrängt oder aufgehoben waren, durch ausgiebige Mischung den Westsibiriern Körperbeschaffenheit und Sprache aufgeprägt haben, ohne doch den Kern des Volkes umzugestalten; die Wolgafinnen sind sogar ausgeprägte Langköpfe geblieben. Auf diese Weise erklärt sich wohl auch die auffallende Erscheinung, daß die heutigen Magyaren in ihrem Aussehen wenig mehr an die Steppenbewohner Hochasiens erinnern; spätere Mischungen mit europäischen Völkern haben natürlich ebenfalls in diesem Sinne gewirkt.

Der Ural bildete keine abschließende Schranke für die finnisch-ugrischen Völker, oder richtiger: die Mischung, der sie entsprungen sind, hat auch in den Steppen Osteuropas stattgefunden; bis zur Wolga im Süden, bis Finnland und Norwegen im Norden haben sich „Ural-Altaier" verbreitet. Das ihnen ähnliche Mischvolk der Alanen, bei dem nur die iranischen und mongolischen Beimischungen stärker waren als die hyperboreischen, trennte in Westsibirien und Osteuropa die finnischen Stämme lange Zeit von der Berührung mit der Kulturwelt; erst durch den großen Hunnensturm mit fortgerissen, machte es auch den weiter nördlich sitzenden sibirischen Nomaden die Bahn frei.

Über die älteren Zustände bei den finnisch-ugrischen Nomaden, die erst damals die Aufmerksamkeit der Kulturwelt erregten, ist wenig bekannt. Wie es scheint, hat früher die Linie Tobolsk-Tomsk-Krasnojarsk die Nordgrenze der eigentlichen Nomadenvölker gegen die hyperboreischen Jägerstämme gebildet; denn nur südlich von dieser Linie

Ein Kurgan in Sibirien. Nach Photographie.

finden sich die mächtigen Grabhügel (Kurgane; s. die obenstehende Abbildung), die so charakteristisch für Westsibirien sind. Der Inhalt dieser Gräber läßt zugleich erkennen, daß die Kultur der Nomaden eng an die des altaischen Gebietes geknüpft war, das ja mit seiner Kupfer- und Bronzekultur als ein Ausläufer der alten Zivilisation des Südens zu betrachten ist. Allmählich mag die Grenze gegen die Hyperboreer weiter nach Norden gerückt sein; vielleicht hat auch die Einführung der Renntierzucht die Gegensätze zwischen den Nomaden und den nordischen Jägern gemildert.

Genaueres über die Ursitze der Magyaren läßt sich nicht angeben; nur deutet die Menge türkischer Worte in ihrem Sprachschatze darauf hin, daß sie verhältnismäßig weit im Süden Westsibiriens gewohnt und sich dort mit türkischen Stämmen gemischt haben. Hier wurden sie in die große Westbewegung hochasiatischer Völker mit hineingezogen, die noch Jahrhunderte nach dem Ansturm der Hunnen auf Europa fortgedauert hat. Ihre Vorgänger in vieler Beziehung waren die Awaren, wohl ein Teil der nomadischen Jenjen, die nach der Vernichtung ihres hochasiatischen Reiches nach Westen drängten und hierbei auch uigurische Stämme mit sich fortrissen. Um 565 waren sie in das heutige Ungarn eingebrochen und hielten sich hier bis zu ihrer Niederlage durch Pippin 796. Inzwischen waren ihnen die Magyaren, die um 550 bereits die Wolga erreicht hatten, weiter nachgerückt, bis sie 886 an

der Donau erschienen und hier im ehemaligen Awarengebiet ein neues, dauerhaftes Reich gründeten. Im Gegensatz zu den ihnen entfernt verwandten Bulgaren südlich von der Donau, die ihre Sprache mit einem slawischen Dialekte vertauschten, bewahrten sie ihre sprachliche Eigenart und damit die Bürgschaft eines selbständigen Daseins.

b) Jugrien.

Nach dem Verschwinden der hunnischen und alanischen Macht und nach dem Abzuge der Magyaren trat im südwestlichen Sibirien das Nomadenvolk der Kirgisen oder Kosaken stärker hervor. Die Stämme des Nordwestens dagegen faßt man als Jugrier zusammen, ihr Land als Jugrien. Als solches erfreute sich dieses trotz seiner Abgelegenheit einer gewissen Aufmerksamkeit, seitdem es ein wichtiges Gebiet des Pelzhandels geworden war, das auch über den Ural hinweg mit Europa in Verbindung trat. Politisch teilte Jugrien im allgemeinen die Schicksale der südlicheren Gebiete, die ihrerseits gewöhnlich den großen hochasiatischen Nomadenreichen angegliedert wurden, zunächst dem der Türken, dann dem der Uiguren; später bildeten die Kirgisen, das Hauptvolk in Südwestsibirien, selbst ein ziemlich mächtiges Reich. Die neue Eroberungswelle, die zur Mongolenzeit aus Hochasien hervorbrach, brauste natürlich auch über Westsibirien hin. Beim Zerfall des mongolischen Weltreiches bildete das Land einen Teil von Kiptschak, das außerdem die Steppen bis zum Aral- und Kaspisee und das osteuropäische Tiefland umfaßte. Ein Versuch des mongolischen Heerführers Nogai, sich im Norden eine Herrschaft zu gründen, schlug schließlich fehl (1291); doch hielten sich seine „Nogaier" in Westsibirien und Südrußland. Seitdem ist von Jugrien als einem Teile des Mongolenreichs kaum die Rede, auch nicht zur Zeit Timurs, der vorübergehend Kiptschak seinem kurzlebigen Weltreich angliederte; Timur drang nur einmal (1391) auf einem beschwerlichen Marsche durch die südwestsibirischen Steppen bis an den Irtisch und Tobol vor, wandte sich dann aber westlich nach der unteren Wolga.

Aber obwohl Jugrien politisch wenig Bedeutung hatte, so war dafür seit langem an seiner wirtschaftlichen Erschließung gearbeitet worden. Bereits im 11. Jahrh. hatten Kaufleute aus Nowgorod hier einen Pelzhandel eröffnet. Mit der Zeit waren diese Beziehungen lebhafter geworden: befestigte Faktoreien der Nowgoroder entstanden, und endlich galten die Eingeborenen als Untertanen der mächtigen Handelsstadt, die einen bestimmten Tribut an Fellen zu zahlen hatten; auch Edelmetalle scheint das Land schon damals geliefert zu haben. Die Stämme Jugriens, die unter verschiedenen Fürsten standen, empörten sich 1187. Ein 1193 unternommener Feldzug der Nowgoroder nach Nordwestsibirien endete unglücklich, und ehe man sich zu neuen Unternehmungen entschloß, brach die Zeit der mongolischen Eroberungen herein. Die Nowgoroder wußten sich indessen mit den neuen Herren zu stellen und konnten wenigstens die Handelszüge wieder aufnehmen, so daß auch damals der Zusammenhang Westrußlands mit Jugrien nicht ganz unterbrochen wurde.

c) Das Reich Sibir.

Beim Zerfall des Reiches Kiptschak gründeten die Führer nogaischer Horden in Jugrien kleine Fürstentümer. Als Timur starb, war On der mächtigste dieser Fürsten im Lande Sibir, wie man es jetzt zuerst nannte; doch auch die Nowgoroder hatten damals wieder Besitzungen in Jugrien. In die Wirren um die Nachfolge in Kiptschak hineingezogen, wurde On geschlagen und getötet, und sein Sohn Taibuga wandte sich nach dem unteren Tobol, verdrängte hier die Nowgoroder und gründete ein kleines Reich, dessen Hauptstadt ungefähr dem heutigen Tjumen entsprach. Es fehlte nicht an Kämpfen mit den Ostjaken

und Wogulen, mit den Kirgisen und mit den mongolischen Herrschern von Kasan; im Zusammenhang damit geschah es, daß Jugrien 1465 den Russen tributpflichtig wurde, die jetzt als neue Großmacht auf dem Plan erschienen. Nach der Zerstörung Nowgorods durch Iwan den Schrecklichen gingen auch die Herrschaftsansprüche dieser alten Handelsstadt auf Rußland über. Die Gebiete am unteren Ob wurden 1499 einverleibt; der Tatarenfürst von Tjumen verlegte seine Residenz in die Gegend des heutigen Tobolsk, wo er die feste Stadt Iskr oder Sibir erbaute. Hier blieben die sibirischen Fürsten, die sich 1557 klugerweise zu einem jährlichen Tribut an Rußland verstanden, längere Zeit ziemlich ungestört.

Außer dem „sibirischen" Reiche müssen noch andere tatarische Fürstentümer im westlichen Sibirien bestanden haben. Aber auch bei den Ostjaken, dem am südlichsten wohnenden der hyperboreischen Völker, blieben diese Beispiele staatlicher Organisation nicht unbeachtet; wahrscheinlich zwangen Angriffe der Tataren zu festerem Zusammenschluß. Bald war jede kleine Ostjakenhorde im Besitz eines Städtchens (Wosch), wo der Häuptling seine Macht nach dem Vorbilde der Tatarenfürsten entfaltete. Jeder befestigte Flecken wurde so der Mittelpunkt eines kleinen Fürstentums; später vereinigten sich stellenweise mehrere dieser Kleinstaaten zu etwas größeren.

Die Festungen lagen auf Anhöhen an Flüssen und waren nach tatarischem Muster mit Wällen, Gräben und Palisaden befestigt. Noch jetzt findet man in Westsibirien zahlreiche Reste davon; die südlichen, von Tataren erbauten Festungen unterscheiden sich durch bessere Ausführung vorteilhaft von den nördlichen, die den Ostjaken zuzuschreiben sind. Die ostjakischen Fürstentümer hatten nur eine sehr schwache Bevölkerung: das größte unter ihnen, Tjaparwosch im heutigen Kreise Tobolsk, stellte kaum 300 Bewaffnete ins Feld, was auf höchstens 1200 Einwohner schließen läßt, während die kleineren nur einige Hundert Seelen, ja noch weniger zählen mochten. Angesichts dieser staatlichen Zersplitterung konnten die Nowgoroder Kaufleute zeitweilig leicht wie Könige schalten. Die Fürstentümer der Tataren waren etwas ansehnlicher; Sibir, das mächtigste von ihnen, mochte eine Bevölkerung von rund 30000 Seelen besitzen.

In diesem Reiche Sibir vollzog sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. ein Umschwung. Der damalige Fürst Jediger (Jadgar) wurde 1563 von dem Usbegen Közüm (Kuchum, Kutschum) gestürzt, Sibir genommen und eine kriegerische Politik gegen die umliegenden Landschaften begonnen; der neue Herrscher legte sich den stolzen Titel eines Kaisers von Sibirien bei. Zugleich aber nötigte er in kluger Berechnung seinen größtenteils heidnischen Untertanen den Islam auf und erbat sich vom Fürsten Abd-Allah zu Bochara die nötigen Missionare. Wäre diese Maßregel nicht mit zu großer Überstürzung unternommen worden, und hätte nicht das Eingreifen einer neuen Macht die Verhältnisse gründlich verändert, so hätte sie von außerordentlichem Nutzen für das Ansehen des sibirischen Reiches werden müssen: bei der Ausdehnung und dünnen Bevölkerung des Landes war ein strafferes Zusammenfassen nur zu erwarten, wenn ein geistiges Band, wie es der Islam bot, die einzelnen Volksgruppen enger aneinander schloß. Zugleich war der islamische Fanatismus eine vortreffliche Waffe gegen die christlichen Russen. Da indes die mohammedanische Propaganda zunächst auf Widerstand namentlich unter den Ostjaken stieß, trug sie eher zur Schwächung des Reiches bei, und zwar gerade in dem Augenblick, als die Großkaufleute Ostrußlands, die sich durch Einfälle der Sibirier schwer geschädigt fühlten, den Kosakenhäuptling Jarmak nach Jugrien entsandten. Die Berichte über diesen Eroberungszug (vgl. unten S. 338) lassen erkennen, daß eine ganze Anzahl tatarischer Kleinfürstentümer in Jugrien vorhanden war, von dem sibirischen „Kaisertume" mehr oder weniger abhängig. Die staatliche Macht und wohl auch die Mehrzahl der Einwohner war an den Flüssen und Strömen ansässig; an den Flüssen drangen auch die Russen vorwärts, als

sie Besitz von den unermeßlichen Landschaften Sibiriens ergriffen. Die südwestliche Steppe, der Tummelplatz der nogaischen und kirgisischen Nomaden, bewahrte sich weit länger ihre Unabhängigkeit als der jugrische Norden.

C. Die Ostsibirier.

Der Osten Sibiriens ist vorwiegend gebirgig und geht erst weit im Norden in Tundra über (s. die Karte bei S. 325). Die Art, in der man aus dem Gebirgslande wirtschaftlichen Nutzen ziehen kann, ist sehr mannigfaltig: stellenweise ist es so reich an Wald und Wild, daß die Jagd und im Anschluß daran der Pelzhandel schon allein eine beträchtliche Bevölkerung zu ernähren vermögen, während an den zahlreichen Flüssen ein anderer Zweig der rein aneignenden Wirtschaft, die Fischerei, große Erträge gewährt; in den südlicheren Strichen fehlt es weder an Hügeln und Ebenen, auf denen der Ackerbau möglich ist, noch an Weideflächen, die sich durch Viehzucht ausnutzen lassen. Der Zunahme der Bevölkerung sind also keine allzu engen Schranken gezogen. Dabei hindert aber doch die gebirgige Beschaffenheit des Landes jene großen Völkerbewegungen, die für Hochasien bezeichnend sind; nur der Südrand Ostsibiriens ist in sie hineingezogen worden, oder richtiger eine Brutstätte der Völker gewesen, die von hier aus Hochasien oder China überflutet haben. Die Gegend am Baikalsee ist die Wiege der mongolischen und türkischen Stämme; aus der Mandschurei aber sind zahlreiche, wenn auch in ihren Erfolgen unbedeutendere Eroberervölker ausgeschwärmt.

a) Die Nordwanderung der Tungusen.

Auch nach Norden hin sind von diesem Südrand aus Wanderungen unternommen worden, die nach und nach das ethnische Bild der dem Pole näherliegenden Striche verändert haben; doch das waren natürlicherweise nur langsame Verschiebungen und Durchsetzungen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Kette hyperboreischer Stämme, die sich von Nordeuropa am Eismeer hin bis nach Amerika und Grönland hinüberzog, auch im nordöstlichen Sibirien früher ungebrochen vorhanden gewesen ist; dafür sprechen schon die alten Kulturzusammenhänge zwischen den westlichen Hyperboreern und den Randvölkchen des Beringmeeres. Aber diese Kette hat die Nordwanderung des Tungusenvolkes (s. die Abbildung S. 330) zersprengt, das sich im südöstlichen Gebirgsland Ostsibiriens in der Hauptsache aus Mongoloiden, aber wohl mit einem starken Zuschuß hyperboreischen Blutes, gebildet hatte; als seine nächsten Verwandten sind die Nü tschi (Niu tsche) und die Mandschu zu betrachten.

Die Tungusen sind merkwürdig als das Beispiel eines Naturvolkes, bei dem Sprache und Volkstum nicht eng mit der Wirtschaftsweise verbunden sind; es erklärt sich das aus der Beschaffenheit des Landes, die mehrere Daseinsmöglichkeiten bietet, und aus seiner Nachbarlage, die es zugleich an die Nomadengebiete Hochasiens, die Ackerbauländer Chinas und die polaren Jagdgründe grenzen läßt. So kommt es, daß vielleicht kein Volk leichter seine Wirtschaftsform gewechselt und sich so verschiedenen Lebensbedingungen angepaßt hat wie die Tungusen. Als man das Tungusenvolk nur erst oberflächlich kannte, unterschied man seine verschiedenen Gruppen nach der Wirtschaftsweise als Rentier-, Pferde-, Steppen-, Wald- und Hundetungusen; in diesem Sinne könnte man im Süden auch von Ackerbautungusen sprechen. Es gibt demnach reine Jäger, Steppennomaden, Polarnomaden und ansässige Ackerbauer und Viehzüchter unter diesem vielseitigen Volke, dessen einzelne Stämme noch in neuerer Zeit im Notfall ihrem Dasein eine neue Grundlage gegeben haben: Rentiertungusen, die durch Seuchen ihre Herden verloren, haben sich der Hundezucht zugewendet, Ackerbauer, die nach nördlicheren Gegenden vordrangen, haben sich zu reinen Jägern und Fischern zurückgebildet. In älterer Zeit wie zum guten Teil noch jetzt war die Jagd die wichtigste wirtschaftliche Tätigkeit der Tungusen, in deren Wesen sich der Charakter eines Gebirgs- und Jägervolkes deutlich ausspricht. Als tapfer und doch gutmütig, redlich und ehrliebend, geistig begabt und regsam werden die echten Tungusen von den Beobachtern übereinstimmend geschildert.

Diesen Eigenschaften, verbunden mit ihrer großen wirtschaftlichen Anpassungsfähigkeit, haben es die Tungusen zu danken, daß sie sich auch nordwärts weithin auszubreiten und die Hyperboreer großenteils zu verdrängen vermochten. Als Reste der alten Polarvölker sitzen noch Samojeden auf der Taimirhalbinsel, Jukagiren am Rande des Eismeeres östlich von der Lenamündung und Tschuktschen auf der großen nordöstlichen Halbinsel, die in das Ostkap ausläuft.

Aber die Tungusen sind nicht ungestört in ihrem neuen Besitze geblieben. Hatte in ihnen die Völkerwiege der Mandschurei einen Sprößling nach Norden entsandt, so zogen zur Mongolenzeit aus jener anderen am Baikalsee die Jakuten nach dem Polargebiet und

Tungusen. Nach Photographie. Vgl. Text S. 329.

öffneten sich mitten durch das Tungusenland eine breite Bahn bis zur Mündung der Lena. Die Hyperboreer scheinen früher vor den Tungusen, wie sich aus samojedischen Überlieferungen schließen läßt, mehr oder weniger freiwillig zurückgewichen zu sein; die kriegerischen Tungusen ließen sich ihr Land dagegen erst nach blutigen Kämpfen nehmen, deren heftigster unweit der Mündung der Patoma in die Lena stattgefunden haben soll. Die siegreichen Jakuten führten die Rinderzucht in die Polargebiete ein. Auch im Nordosten sind die Tungusen wieder etwas zurückgedrängt worden, und zwar von den Tschuktschen, deren Beweglichkeit und Kraft sich durch die Einführung der Renntierzucht bedeutend erhöht haben mochte.

b) Die südöstlichen und südlichen Ausstrahlungen der Tungusen.

Obwohl die Nordwanderung die Tungusen über ungeheure Gebiete verbreitet hat, ist sie im übrigen, da die Polarländer nur eine geringe Volkszahl zu ernähren vermögen, die

verhältnismäßig unwichtigste der Ausstrahlungen tungusischer Volksteile, die von der Mandschurei aus nach allen Richtungen, vielleicht mit Ausnahme der rein westlichen, erfolgt ist. Bedeutsamer ist das Vordringen der Tungusen nach Korea und Japan (?), das ebenso wie die späteren Wanderungen nach Süden schon unter dem früh sich geltend machenden mittelbaren Einfluß der chinesischen Kultur erfolgt zu sein scheint. Bereits 1100 v. Chr. zahlte der in der Mandschurei sitzende Tungusenstamm der Sutschin einen Tribut von steinernen Pfeilspitzen an China.

Die chinesische Ordnung des Staatswesens einerseits, das Nomadenreich der Hiung nu anderseits haben den tungusischen Völkern als Vorbild gedient, nur daß, ihrem Nationalcharakter entsprechend, die Tungusen eine Neigung für republikanische oder doch föderative Staatsformen gezeigt haben.

a) Die Wu hwan und die Hsien pi.

Die erste Bildung dieser Art war anscheinend der Stämmebund der Wu hwan in der westlichen Mandschurei, der kurz vor 200 v. Chr. blühte, dann aber der hunnischen Übermacht erlag und nur dadurch einen Rest von Selbständigkeit rettete, daß er sich unter den Schutz Chinas stellte. Im Osten der Mandschurei organisierten sich dagegen die Hsien pi (Sien pē); sie sind wohl teilweise nach Korea und von da nach Japan vorgedrungen und haben die ethnische Beschaffenheit der Bevölkerung beider Länder beeinflußt. Wahrscheinlich ist dieses „Vordringen" mehr ein Rückzug vor den Hunnen gewesen, die 209 v. Chr. die westlichen Tungusen zersprengt hatten und nun auch die östlichen bedrängten. Ob die Wanderung tatsächlich von Chinesen geleitet worden ist, wie die Geschichtsschreiber des Reiches der Mitte berichten, ist fraglich; aber zweifellos brachten die Tungusen nach Korea und Japan eine Kultur mit, die von der Chinas stark beeinflußt war: die Keime des japanischen Staates deuten auf das chinesische Vorbild hin. Der Kern der Hsien pi blieb in der Mandschurei zurück und begann hier mehr und mehr zu erstarken, während die Wu hwan 77 v. Chr. abermals von den Hunnen geschlagen und dann von den Chinesen vollends gedemütigt wurden. Als das nördliche Hunnenreich 84 n. Chr. zusammenbrach, bemächtigten sich die Hsien pi des größten Teils der Mongolei und blieben unter wechselnden Schicksalen lange Zeit die Vormacht im östlichen Hochasien. Die größte Ausdehnung hatte ihr Reich um die Mitte des 2. Jahrh., als Tunschi huai seine Grenzen bis über den Tienschan und Altai vorschob. Aus der Ausbreitung der Hsien pi über das hochasiatische Steppengebiet läßt sich schließen, daß sie vorwiegend der nomadischen Wirtschaftsform gehuldigt haben. Die kulturarmen tungusischen Strandbewohner des Stillen Ozeans, reine Fischerstämme, beteiligten sich an den Staatenbildungen nicht, während die südlichen ansässigen Tungusen in Liaotung, die wohl schon damals stark mit Chinesen gemischt waren, einen Staat nach chinesischem Muster gegründet hatten, der nun die Oberherrschaft der Hsien pi anerkennen mußte.

Nach dem Tode Tun schi huais ging das Reich der Hsien pi zeitweise zurück. Aber das Volk behauptete das Erbe der Hunnenmacht noch jahrhundertelang, monopolisierte den Westhandel und suchte auf China Einfluß zu gewinnen. Bald entstanden in dem von Bürgerkriegen zerrissenen Reiche der Mitte Staaten mit tungusischen Dynastien, deren Begründer als Häuptlinge einzelner Stämme der Hsien pi oder als Söldnerführer in China eingedrungen waren. In Liaotung gründeten die Jumen (Yumen) 317 n. Chr. ein Reich, das später einen großen Teil Nordchinas und Korea umfaßte; andere Herrscherstämme waren die Twan, die Mu jung, vor allem aber die To ba. Jahrhundertelang stand der größte Teil Chinas unter dem Zepter tungusischer Fürsten (vgl. S. 135).

Diese tungusischen Herrscher wurden indes rasch zu Chinesen und waren durchaus keine Stütze für das Reich der Hsien pi, sondern wußten ihre neue Heimat besser als die Chinesen selbst vor den Angriffen ihrer Stammesgenossen zu schützen. Trotz eines vorübergehenden Aufschwunges im 4. Jahrh. ging denn auch die Macht der Hsien pi zurück; ihre westlichen Besitzungen fielen den Jenjen, später den Uiguren und den Türken zu, so daß ihnen nur der Ostrand der hochasiatischen Steppe und die Mandschurei verblieben. Damals bildeten sie überhaupt nur noch einen lockeren Bund einzelner Stämme, den gelegentlich ein tatkräftiger Führer fester zusammenfaßte. Vereinzelte Volksteile waren südlich bis zum Kuku Nor vorgedrungen; hier entstand im 4. Jahrh. ein nicht unbedeutender Staat der Hsien pi. Wenn sich hochasiatische Großstaaten bildeten, wie das Reich der Türken, so fielen auch die verschiedenen tungusischen Stämme unter ihre Herrschaft; wenn China erstarkte, dehnte dieses seinen Einfluß über sie aus. Allmählich verlor sich der Stamm der Hsien pi ganz, und andere Stämme übernahmen die Führung. Im 7. Jahrh. entstand in der Mandschurei das Reich Pu hai (Bo tschai), das für kurze Zeit eine hohe Blüte erreichte.

β) Die Khi tan, Nü tschi und Mandschu.

Für die Außenwelt wichtig wurden die tungusischen Völker der Mandschurei erst wieder im angehenden 10. Jahrh., als der Stamm der Khi tan (Kidani, Kathai) seine Macht ausbreitete. Die Khi tan waren ein von chinesischer Kultur stark durchdrungenes, wohl auch mit Chinesen gemischtes Volk, wie es sich in dem Grenzlande von Liaotung bilden mußte; in ihnen lebte eine glückliche Mischung gesitteten Wesens und ursprünglicher roher Kraft. Unter der Führung Jĕlü A pao tschis, der diese Mischung durch Verpflanzen chinesischer Gefangener nach der Mandschurei bewußt förderte, warfen sie sich 907 auf Schansi, wo damals der Untergang der Tang-Dynastie den Bürgerkrieg entfesselt hatte. Im Jahre 947 erreichte die Macht der Khi tan, die 924 das Reich Pu hai, später auch einen großen Teil der Mongolei unterworfen hatten, und deren Führer sich seit 916 „Kaiser" nannte, ihren Gipfel, um dann rasch zu sinken. Immerhin hielt sich ihr Reich bis 1125, wo sich ein anderer Tungusenstamm, die Kin oder Nü tschi (Niu tsche), der Herrschaft in Nordchina bemächtigte. Diese erlagen dann wieder den Mongolen 1234, und nun wurde auch die Mandschurei dem neuen Herrschervolke zinspflichtig. Auch als die mongolische Dynastie aus China weichen mußte (1368), blieben die südlichen kultivierteren Striche mehr oder weniger in Abhängigkeit von China, während die nördlichen Stämme, soweit sie nicht das Vordringen der Jakuten aufstörte, in ihrer Zersplitterung ein wenig beachtetes Dasein führten. Erst im Anfange des 17. Jahrh. machte sich die angesammelte Kraft wieder in einem Vorstoße Luft. Ein Aufstand, den 1608 die chinesischen Zollplackereien verursachten, hätte zur Vorsicht mahnen sollen; vorher aber hatte bereits ein kleiner Funke einen Brand hervorgebracht, der, anfangs wenig beachtet, fortglomm und schließlich für ganz China verhängnisvoll wurde.

Einen kleinen Fürsten vom Stamme der Mandschu hatten seine Gegner mit Hilfe der Chinesen besiegt und getötet. Ihm erstand ein Rächer in seinem Sohne Nurhatschi (Tai Tsu), der 1583 mit dreizehn Panzerreitern ins Feld rückte und nach langen kampfreichen Jahren die Mandschu unter seiner Führung vereinigte (1616). Erst jetzt begannen die Chinesen auf die Gefahr aufmerksam zu werden, ohne sich doch zu durchgreifenden Maßregeln zu entschließen. Drohungen der Chinesen gaben Nurhatschi den willkommenen Anlaß, 1623 in die chinesische Grenzprovinz Liaotung einzubrechen und damit eine Reihe von Kämpfen zu eröffnen, die China immer mehr schwächten und die Macht der Ming-Dynastie erschütterten.

Der Mandschuherrscher verlegte 1625 seine Residenz von Hsing tsching nach Mukden. Der Nachfolger Nurhatschis, Tai Tsung Wen Huang Ti, nahm bereits 1636 den Kaisertitel an; aber eigentlich haben nicht die Mandschu das Kaiserhaus der Ming vernichtet, sondern chinesische Banden, gegen die man die mandschurischen Truppen zu Hilfe rief. Nachdem die Mandschu Peking 1644 einmal besetzt hatten, verließen sie das Land nicht wieder und bemächtigten sich auch Südchinas nach vierzigjährigen Kämpfen. Die bis in die neuste Zeit in China herrschende Dynastie der Mandschu behauptete auch von Peking aus den Besitz ihrer alten Heimat bis an den Amur hin. Weiter im Norden hatte sich inzwischen die russische Macht auszubreiten begonnen, mit der fortan die chinesische Regierung rechnen mußte. Die Geschicke der nordöstlichen Sibirier bestimmte nunmehr bald der Einfluß der Russen.

D. Die Völker am Strand und auf den Inseln des nordwestlichen Stillen Ozeans.

Die Hyperboreer, die mit ihren weit verstreuten dürftigen Siedelungen die Nordgrenze der bewohnten Erde umsäumen, sind ein echtes Randvolk, das nur einseitig mit der übrigen Menschheit in Verbindung steht. Die Stämme am Nordostrand Asiens verdienen diese Bezeichnung deshalb in geringerem Maße, weil hier ein inselreiches, der Schiffahrt zugängliches Meer die Küsten bespült und das Festland Amerikas nahe an das Ostkap herantritt. Wie alle Randgebiete, beherbergt auch dieser Teil Asiens Völkertrümmer, versprengte oder zurückgedrängte Reste älterer und niedrigerer Kulturen, deren Vertreter hier vor den großen Völkerströmungen des Festlandes auf Halbinseln und Inseln geflüchtet sind oder auf den schmalen Uferstreifen einen letzten erfolgreichen Widerstand geleistet haben. Wenn die Steppennomaden Hochasiens oder selbst die Jägervölker der Mandschurei den Versuch gemacht hätten, das Küstenland zu behaupten, so wären sie gezwungen gewesen, zu einer ganz ungewohnten Wirtschaftsweise überzugehen: zur Fischerei. Einzelne tungusische Stämme, die früh die Küste erreichten, sind denn auch zu typischen Fischervölkern mit auffallend niedriger Kultur geworden, haben sich also den älteren Bewohnern angepaßt; für die Hirtenvölker der Steppe war ein solcher Übergang kaum möglich, zumal da sie allenfalls gelegentlich als Eroberer, aber nicht als Besiegte das Küstengebiet betreten haben.

a) Die allgemeinen Züge der Geschichte Nordostasiens.

Kulturarmut und gänzliche politische Zersplitterung sind bezeichnend für die Völker der asiatischen Nordostküste und ihrer Inseln. Eine zusammenhängende „Geschichte" dieser Stämme zu schreiben, wird wohl niemals möglich sein — höchstens lassen sich ein paar allgemeine Züge angeben; im übrigen muß der Versuch genügen, über die einzelnen Landschaften und Stämme einigen geschichtlichen Stoff beizubringen. Als Hauptlandschaften sind zu unterscheiden die Tschuktschen-Halbinsel im Norden, Kamtschatka, die Inseln Sachalin und Jeso, das Küstenland am Ochotskischen Meer und endlich das Gebiet am unteren Amur, die einzige Gegend, wo die Küste enger mit dem Hinterland verbunden erscheint und das Dasein von Fischervölkern auch weiter im Inneren möglich ist; hier sind die Nordostasiaten am häufigsten mit höheren Kulturen in Berührung gekommen.

In großen Umrissen mag die Geschichte der nordostasiatischen Stämme folgendermaßen verlaufen sein. In dem Zeitalter unmittelbar nach dem Diluvium verbreitete sich eine langköpfige Bevölkerung von arktischen Jägern und Fischern auch über einen Teil des nordöstlichen Festlandes und überschritt wohl auch bereits die Beringstraße, was gewisse Kulturverwandtschaften mit dem polaren und dem nordwestlichen Amerika andeuten. Das

Vordringen mongolenähnlicher Völker nach Norden zwang einen Teil der Bewohner, auf die Halbinseln und Inseln auszuweichen, wo sie lange unbehelligt geblieben sind. Später haben tungusische Stämme auf ihren Nomadenwanderungen neue Verschiebungen veranlaßt und stellenweise die Kette der Küstenvölker durchbrochen, während andere Tungusen durch ihren Übergang nach Japan dazu beitrugen, auch auf den Inseln die alten Nordostasiaten zurückzudrängen. Die Chinesen haben ihrerseits mehrfach ihre Herrschaft bis an den Amur ausgedehnt und die dortigen Stämme durch Mischung und Kulturübertragung beeinflußt. Zuletzt haben dann die Russen fast alle nordostasiatischen Völker unterworfen und ihnen westliche Kulturelemente zugeführt.

b) Einiges aus den Einzelgeschichten der Paläasiaten.

Der nordöstlichste Stamm der paläasiatischen Völker, wie Leopold von Schrenck die ganze Gruppe zu nennen vorschlägt, sind die Tschuktschen (s. die untenstehende Abbildung).

Tschuktschen. Nach A. E. Frhr. von Nordenskiöld.

Es ist noch nicht sehr lange her, daß ein Teil des Volkes von der rein aneignenden Wirtschaft zur Renntierzucht übergegangen ist. In ähnlicher Weise haben sich die weiter südlich wohnenden Korjäken in ansässige Fischer und Renntiernomaden gespalten. Die Nomaden verachten die Fischer. Tatsächlich haben sie durch die veränderte Wirtschaftsweise an Kraft und kriegerischem Mute gewonnen: neuerdings sind ja die Tungusen von den Tschuktschen wieder zurückgedrängt worden. Über die Beringstraße nach Amerika ist die Kenntnis der Renntierzucht nicht vorgedrungen. Daß hier trotzdem Völkerbeziehungen stattgefunden haben, beweist die Anwesenheit echter Eskimos, der Namolloo oder Ju Ite, auf der asiatischen Seite des Beringmeeres.

Körperlich, wenn auch nicht sprachlich verwandt mit den Tschuktschen sind die Bewohner Kamtschatkas, die Kamtschadalen oder Itälmen. Die Mannigfaltigkeit der Sprachen unter den Paläasiaten beweist neben den körperlichen Unterschieden (z. B. zwischen den Tschuktschen und den Aino), daß diese ehemals über ein ausgedehntes Gebiet verstreute Völkergruppe beträchtlich differenziert war. Die Kamtschadalen hielten sich für die Ureinwohner; sicherlich sind sie nicht erst verhältnismäßig spät als Flüchtlinge nach ihrer Halbinsel gelangt. Daß ihre Einwanderung zeitlich weit zurückliegt, wird durch die außerordentliche Anpassung des Volkes an die Natur seiner Heimat bestätigt. Die Kamtschadalen waren politisch zersplittert; doch war, als sie durch die Russen zuerst genauer bekannt wurden, das

Beispiel staatlichen Zusammenschlusses auch bei ihnen nicht ganz unwirksam geblieben. Außer inneren Kämpfen nötigten sie dazu auch Eingriffe von außen: die Korjaken (Koräken), wahrscheinlich die beweglicheren Renntiernomaden, fielen von Norden her in Kamtschatka ein, und die seekundigen Bewohner der Kurilen plünderten die südlichen Gegenden und schleppten zahlreiche Kamtschadalen als Sklaven fort. Ein gewisser Verkehr mit den Kulturländern des Südens muß dabei ebenfalls bestanden haben: die Russen fanden bei den Kamtschadalen japanische Schriften und Münzen vor und sogar gefangene japanische Seeleute, die an der Küste Schiffbruch gelitten hatten. Die Anfänge eines Staates unter einem tüchtigen Häuptling führten auf der Halbinsel zur Bildung zweier Föderationen, die ihre Unabhängigkeit behaupteten, bis später das Eindringen der Russen diese langsamen inneren Umbildungen beendete.

Giljake. Nach Photographie von E. v. Baelz. Vgl. Text S. 336.

Eine eigentümliche Stellung unter den Paläasiaten nehmen die Aino (s. die Abbildung S. 162) in Körperbau, Sprache und selbst Kulturbesitz ein. In ihnen hat sich ein Typ der alten Nordrasse entwickelt, der in seinem Äußeren, namentlich dem reichen Haar- und Bartwuchs, auffallend an die Nordeuropäer erinnert. Auch dieses Volk dürfte, wie schon seine vereinsamte Sprache beweist, seit langem in seiner Heimat, den nordjapanischen Inseln und Sachalin, wohnhaft sein. Als sich im Süden Japans durch das Zusammenwirken von Malaien und Tungusen ein Staat zu bilden begann, hub alsbald der Kampf mit den Aino an, die zurückgedrängt oder aufgesogen wurden. Die Ortsnamenforschung weist nach, daß Aino einst südlich bis Kiu schiu gesessen haben; in geschichtlicher Zeit sind sie noch im nördlichen Nippon (Hon schiu) zahlreich vorhanden gewesen. Gegenwärtig sind sie auf Jeso, Sachalin und einige Kurilen beschränkt. Dieser Rückzug der Aino hat sich nicht vollzogen, ohne daß die paläasiatische Kultur Spuren in den Sitten, der Religion und der Kunst der Japaner hinterlassen hätte. Manche rätselhaften Erscheinungen der japanischen Kultur finden nur ihre Erklärung, wenn wir ihre Anklänge bei den Aino aufsuchen.

Gegenwärtig machen die Aino den Eindruck eines in jeder Beziehung im Rückgange begriffenen Volkes. Mancher Kulturbesitz, der ihnen früher eigen war, scheint verloren gegangen zu sein, zum

Teil wohl unter dem Einfluß der übermächtigen japanischen Kultur. Auch daß an Stelle der alten Kraft und Wildheit jetzt der Charakter der Ainо hauptsächlich Milde und Gutmütigkeit zeigt, scheint eher ein Zeichen der Erschöpfung im Daseinskampf als ein Beweis fortschreitender Gesittung zu sein. Politisch ist das Völkchen völlig bedeutungslos, aber wissenschaftlich ist es hochinteressant als der reinste Rest eines paläasiatischen Stammes. Es gibt im ganzen etwa 22000 Ainо, die, seit Rußland 1905 die Südhälfte Sachalins abtrat, fast alle dem japanischen Reich angehören. Die Japanisierung macht rapide Fortschritte. Jedes Dorf hat einen japanischen Vorsteher und eine japanische Schule, in der sich die ainoischen Kinder den japanischen an Intelligenz und Charakter ebenbürtig zeigen. Alle Ainо haben jetzt offiziell japanische Familiennamen. Mischheiraten mit Japanern sind an der Tagesordnung, und in einigen Jahrzehnten werden wenig reine Ainо mehr übrig sein.

Auf Sachalin scheinen mancherlei Umsetzungen stattgefunden zu haben. Schon vor Ankunft der Russen waren die Giljaken (s. die Abbildung S. 335), ein in seiner Kultur den Ainо nahestehender Stamm, von hier nach der Amurmündung ausgewandert, vielleicht infolge von Kämpfen mit den Ainо, denen ja das Vordringen der Japaner von Süden her das Wohngebiet immer mehr beschränkte. Wahrscheinlich ist der kurzköpfige, stark mit Tungusen gemischte Stamm der Giljaken damit nur in seine frühere Heimat zurückgekehrt. Später sind dafür tungusische Renntiernomaden, die Oroken (Oroko, Olta), nach dem nördlichen Sachalin übergesiedelt, anscheinend in friedlicher Weise.

E. Die Russen in Sibirien und Hochasien.

Das Auftreten Rußlands in Sibirien und an den Grenzen Hochasiens bedeutet einen neuen großen Abschnitt in der Geschichte der Alten Welt. Fast drei Jahrtausende hatte der Kampf des unbändigen Nomadentums gegen die Kulturländer gewährt, die Asiens Steppengebiet umranden. Westasien war vor den immer wiederholten Schlägen dahingesunken oder ein Nomadenland geworden, Indien war mehrmals den Angriffen der Steppensöhne erlegen, Osteuropa hatte dasselbe Schicksal gehabt und lag seit der Zeit Dschengis Khans unter dem Joche der Barbarei; nur das alte China, obwohl ebenfalls immer aufs neue überrannt und anscheinend niedergeworfen, hatte mit unzerbrechlicher Zähigkeit den Mächten der Zerstörung Schritt für Schritt den Boden abgerungen und die Grenzen seines Einflusses bis an den Westrand Hochasiens vorgeschoben. Trat jetzt eine zweite Kulturmacht von Westen her auf den Plan und trug sie ihrerseits ihre Waffen zu dauernder Besitzergreifung bis an die Grenzen des chinesischen Reiches, dann war der böse Geist der Zerstörung gefesselt, bis er vielleicht ganz unter dem Drucke der Kultur erstickte. Schon hatten ja die Chinesen durch Begünstigung des Buddhatums und durch Ackerbaukolonien gezeigt, wie selbst das wilde Hochasiatentum zu zähmen war.

Daß von Europa aus endlich ein vernichtender Gegenstoß die Brutstätte so unsäglichen Unheils treffen und einen Teil Innerasiens in die Macht der westlichen Kulturvölker bringen würde, war an sich vorauszusehen, nachdem sich dort die gegenwärtig höchste Kraft von Kultur und Gesittung ausgebildet hatte; dieser Kraft, der bald selbst die Erde zu klein erschien, mußte der wilde Kriegsmut der Steppennomaden unterliegen, sobald nur einmal der Weg zum Ziele betreten war. Viel eher könnte es Erstaunen erregen, daß dieser Gegenstoß so spät erfolgt ist. Aber das hat Ursachen, die zum guten Teil in der geographischen Lage begründet sind. Wollte die europäische Kultur gegen das innere Asien vordringen, dann konnte ihr nur Osteuropa als Grundlage dienen. Dieser Osten Europas nun ist nichts weiter als ein Ausläufer der großen Ebenen Nordwestasiens, ist ein Stück von Asien, das erst erobert und kolonisiert werden mußte, ehe an ein weiteres Vorgehen zu denken war. Vor allem der Süden Rußlands war von jeher ein Tummelplatz der Nomaden gewesen: hier hatten die skythischen Reiterschwärme das Perserheer des Dareios zum Rückzuge gezwungen; hier waren die Alanen von dem Eroberungssturme der Hunnen erfaßt worden; hier hatten die Schwärme der Bulgaren, Khasaren, Awaren und Ungarn kürzere oder längere Rast gehalten, hier endlich mongolische Schwärme Jahrhunderte als Herren geschaltet. Weiter

im Norden aber, wo das Waldland den Steppennomaden den dauernden Aufenthalt verwehrte, hausten finnische und hyperboreische Jägerstämme, an Kulturarmut und Dürftigkeit denen Sibiriens ähnlich. Gegen alle diese kulturfeindlichen Kräfte konnte Europa nicht einmal seine tüchtigsten, fortgeschrittensten Völker ins Feld stellen: die Russen, die als östliche Vorhut der arischen Rasse den Kampf aufzunehmen hatten, standen an Roheit den Hochasiaten kaum nach, waren ihnen aber als ein Volk friedlicher Ackerbauer an kriegerischer Tüchtigkeit nicht gewachsen. Nur so erklärt es sich, daß die Russen rasch dem Angriffe der Mongolen erlagen, dann lange Jahrhunderte in schimpflicher Abhängigkeit das Joch der Steppenvölker trugen, ja selbst nach der Befreiung noch vor den tatarischen Reichen in der Krim und an der Wolga zitterten. Die lange Knechtschaft, der sich das blutdürstige Despotentum Iwans des Schrecklichen wie ein Nachspiel anschloß, trug natürlich nicht dazu bei, den Charakter des Volkes zu heben; eine große Zukunft hätte man ihm noch im 17. Jahrh. schwerlich prophezeien mögen. Darum war es eine der Hauptaufgaben der westlichen Kulturwelt, den Russen selbst die europäische Gesittung zu bringen. Durch eingewanderte Westeuropäer, die zuerst auf die Fürsten und durch diese auf das Volk wirkten, wurde dieses Ziel angestrebt, bis dann Peter der Große offen mit der asiatischen Barbarei brach und alle Hilfsmittel der europäischen Kultur zur Befestigung und Ausdehnung seines Reiches verwandte. Erst seit dieser Zeit war Rußland wirklich geeignet, den Kampf gegen die zerstörenden Kräfte des Nomadentums aufzunehmen und siegreich zu beenden.

a) Die Kosaken bis zum Jahre 1600.

Hatte sich der Russe trotzdem aus einer Zeit, wo er mehr Asiate als Europäer war, Eigenschaften bewahrt, die ihn den Steppenvölkern verwandt erscheinen ließen, so war das für seine neue Aufgabe vielleicht kein Nachteil: wer den Nomadismus bis in seine letzten Schlupfwinkel verfolgen wollte, mußte selbst etwas vom Nomaden an sich haben; wer Asiaten zu regieren hatte, verstand seine Untertanen besser, wenn er selbst einen Hauch asiatischen Wesens in seinem Charakter und seinen Neigungen verspürte. Zudem hatte sich das russische Volk, sehr gegen den Willen seiner Herrscher, selbst gewissermaßen ein Organ geschaffen, das für die Bezwingung der Steppe wunderbar geeignet war und bald mit dem größten Erfolge gegen den Nomadismus ausgespielt werden konnte: die Kosaken. In den unsicheren Grenzstrichen zwischen dem russischen Gebiet und der tatarischen Steppe hatte sich nach und nach ein neues Volkstum gebildet: Tausende, denen in Rußland der Boden zu heiß wurde, Verbrecher wie unschuldig Verfolgte, entflohene Leibeigene, Sektierer, säumige Steuerzahler, Raubgesindel und Vagabunden, flüchteten in diese herrenlosen Gebiete, wo sie sich organisierten und in täglichen Kämpfen gegen Russen und Tataren Freiheit und Leben behaupteten. Jede Umwälzung in Rußland führte den Kosakensiedelungen neue Scharen Unzufriedener zu; zweifellos haben sich auch aus den tatarischen Gebieten Flüchtlinge zu ihnen gewendet. So entstanden halbnomadische Reitervölker, zunächst die Ukrainischen Kosaken, hauptsächlich kleinrussischen Ursprungs, am Dnjepr, und die großrussischen Donischen Kosaken am unteren Don. Erst allmählich wurden sie dem russischen Reich angegliedert. Nun erkannte man auch, daß diese Grenzer Leute waren, vorzüglich geeignet für den Kampf gegen die Steppenbewohner Asiens. Eine große Anzahl der militärisch organisierten Kosaken wurde mit der Zeit unter verschiedenen Namen nach Sibirien bis zum Amur hinüber sowie nach Turkistan verpflanzt.

Den Weg nach Sibirien haben zuerst die Kaufleute der Republik Nowgorod gefunden (vgl. S. 327) und sogar unter den dortigen Stämmen eine Art Herrschaft begründet. Ein solches Vorgehen, das selbst die Wirren der Mongolenzeit nicht ganz hemmten, und das die russischen Herrscher nach der Unterwerfung Nowgorods (1477—79) bald wieder aufnahmen, war möglich, weil man im Norden nicht die Wohnsitze der nomadischen Steppenbewohner zu durchziehen hatte, sondern die Jagdgebiete menschenarmer finnischer und arktischer Stämme. Der nördliche Weg des Pelzhandels wurde durch die Umwälzungen im

Süden wenig beeinflußt, ja stand lange nicht einmal unter der Kontrolle der Russen, deren um Moskau als Kern vereinte Macht nicht weit nach Norden reichte. Auch nach dem Falle Nowgorods (1570) führten die Kaufleute noch weiterhin im Nordosten Rußlands ein fast unabhängiges Dasein, und wohl nur durch sie übten die russischen Fürsten eine gewisse Herrschaft über einige der nordwestlichsten Striche Sibiriens aus. Halb zufällig entstand aus diesen Verhältnissen heraus ein Feldzug gegen die noch unabhängigen sibirischen Fürsten, der die Lage gründlich verändern sollte.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. hatte im Gebiete von Perm die russische Familie Stroganow den sibirischen Handel in ihrer Hand vereinigt; sie mußte aber ihren Gewinn und ihren Einfluß von zwei Seiten her bedroht sehen: der Großkhan von Sibirien begann damals Eroberungspolitik zu treiben, und er fing an, seine tatarischen Scharen selbst über den Ural bis in das Gebiet von Perm streifen zu lassen; und von Südwesten her bedrängten die Wolgakosaken, ein den Donischen Horden verwandter Stamm, raubend und plündernd das Ausbeutungsgebiet der großen Kaufherren. Nach bewährter Handelspolitik suchten die Stroganow die beiden Bedränger gegeneinander auszuspielen und wandten sich zu diesem Zweck an die Kosaken, deren Raubzüge nach Norden ohnehin nur stattfanden, weil das Volk, in seinen alten Wohnsitzen von den Russen zersprengt, eine neue Heimat suchte. Es war nicht schwer, einen Heerhaufen von 7000 Kosaken unter Führung des Jarmak (Jermak) Timofejew(itsch) zu veranlassen, im Solde der Stroganow nach Sibirien einzufallen (s. die beigeheftete Tafel „Die Eroberung Sibiriens“). Jarmak brach 1579 auf, verlor aber schon im ersten Winter, den er noch diesseits des Urals verbringen mußte, den größten Teil seines Heeres. Mit dem Reste drang er weiter vor und erreichte erst 1581 mit seiner immer mehr zusammenschmelzenden Schar den Tobol, an dessen Ufer er die Streitmacht des sibirischen Khans Közüm wiederholt schlug. Isker, die Hauptstadt der Khans, wurde zwar 1582 erobert; aber von jetzt an war an ein weiteres Vorgehen des schwachen Häufleins, gegen das bald die tatarischen Kleinfürsten von allen Seiten anrückten, nicht mehr zu denken, da Hilfe weder von den Stroganow, noch von den zurückgebliebenen Kosakenhaufen zu erwarten war.

In dieser Verlegenheit wandte sich Jarmak an den russischen Zaren Iwan IV., den Schrecklichen, der ja ohnehin die Herrschaft über die Gebiete am Ob beanspruchte. In Moskau hatte man die ersten Nachrichten von dem Unternehmen gegen das Khanat Sibirien übel aufgenommen, da man an den Kriegen gegen die Tataren der Krim genug hatte und nicht auch das sibirische Tatarenreich, dessen Macht man offenbar überschätzte, gegen Rußland in Waffen bringen wollte. Um so freudiger begrüßte man jetzt die Eroberung. Freilich war die Unterstützung, die Jarmak erhielt, zunächst unbedeutend: Isker ging wieder verloren; und als Jarmak 1584 fiel, war eigentlich nichts weiter in den Händen der Russen, als das längst von ihnen beanspruchte, wenn auch nie wirklich beherrschte Gebiet. Aber die Bahn war gebrochen, die Furcht vor den Tataren überwunden und zugleich die Tauglichkeit der Kosaken für derartige Unternehmungen erkannt; schon die willkommene Möglichkeit, diesen unruhigen Leuten jetzt einen neuen Wirkungskreis zu geben, spornte zu weiterem an. Isker wurde 1588 wieder besetzt, nachdem vorher Tobolsk als Mittelpunkt der russischen Macht gegründet worden war. Közüm Khan, der sich im Süden behauptet hatte, erlitt 1598 eine entscheidende Niederlage und flüchtete nach Hochasien, wo er verscholl. Seine Söhne und Enkel machten noch länger mit nomadischen Raubscharen Einfälle in das russische Gebiet, erzielten aber keine dauernden Erfolge.

Die Eroberung Sibiriens.

Nach dem Gemälde von W. J. Surikow (geb. 1848), Jermaks Kampf auf dem Fluss Irtysch gegen den sibirischen Khan Kutschuma.

b) Das Vordringen Rußlands nach Osten und nach Süden (seit 1600).

Von nun an hatten die asiatischen Besitzungen Rußlands zwei Fronten, auf denen Angriffe abzuwehren oder Fortschritte zu machen waren: eine südliche gegen die südsibirischen und turkistanischen Steppen, wo kriegerische Nomadenvölker als unsichere und gefährliche Grenznachbarn hausten, und eine östliche gegen die Tundren und Hügelländer Ostsibiriens, wo nur kulturarme Jäger und Renntierhirten geringfügigen Widerstand leisteten. Natürlich ging man zunächst auf der Ostfront vor und gelangte verhältnismäßig rasch bis an die Küsten des Stillen Ozeans. Aber auch gen Süden drängte der Zwang, eine sichere Grenze zu gewinnen, die Russen mit innerer Notwendigkeit vorwärts, so große Opfer er ihnen auch mit der Zeit auferlegte. Die Flankenstellung, die ihnen die Beherrschung des Kaspischen Meeres dabei bot, ist nach einem verunglückten Versuche Peters des Großen (1717) erst spät in den Kämpfen gegen Khiwa und die Turkmenen mit Erfolg ausgenutzt worden. Im Norden dagegen wurde die Schiffsverbindung durch das Eismeer bald aufgenommen: 1614 bereits erschienen englische Schiffe von Archangelsk her in der Mündung des Ob.

α) Die friedliche Gewinnung Ost- und Nordsibiriens (bis 1800).

Das östliche Sibirien besetzten in der Hauptsache Kosaken, die an den Flüssen vorwärts gingen, die jedesmal gewonnenen neuen Gebiete durch befestigte Siedelungen schützten und so im Lauf eines halben Jahrhunderts bis in das entlegene Kamtschatka gelangten. Die russische Regierung trug Sorge, dieses Vorgehen durch Anknüpfung freundlicher Beziehungen mit dem mongolischen Altin Khan zu decken. Der Handel mit China wurde bereits damals aufgenommen: der erste Tee kam 1638 durch Vermittelung des Altin Khan nach Rußland. Im Norden gelangte man inzwischen rasch vorwärts. Jakutsk an der Lena wurde 1632 gegründet; 1643 drangen die ersten Kosaken zum oberen Amur vor und fuhren auf diesem Strome hinab bis ans Ochotskische Meer. Wenige Jahre später wurde Kamtschatka entdeckt; besetzt hat man es allerdings erst seit 1696. Alles das ging natürlich nicht ohne Kämpfe ab; besonders das Eintreiben des Felltributs, des Jassak, führte zu häufigen Aufständen. Aber die geringe Zahl der Eingeborenen und die europäische Bewaffnung der Kosaken gaben stets den Ausschlag zugunsten der neuen Herren. Einen wichtigen Ausgangspunkt für die Erschließung Nordostsibiriens bildete längere Zeit der von dem Kosaken Michail Staduchin 1644 gegründete Ostrog (Festung) Nischnekolymsk an der Mündung der Kolima in das Eismeer. Bald darauf entstand Anadyrsk, dessen Bewohner sich in jahrelangen Kämpfen gegen die Tschuktschen behaupteten. Nachdem sich die Kosaken am Amur festgesetzt hatten, wurden auch die Länder am Baikalsee den russischen Besitzungen hinzugefügt: Irkutsk entstand 1652. Vielfach gelang es der russischen Regierung erst nach und nach, ihren Einfluß in den neuen Besitzungen geltend zu machen, da sich die Kosaken oft unabhängig gebärdeten oder sich auch gegenseitig mit Raub und Mord anfielen.

In den Amurlandschaften war man auf den Widerstand der Mandschu gestoßen, die zunächst zurückwichen, dann aber, gestützt auf die Macht des von ihnen beherrschten chinesischen Reiches, ihren alten Besitz zurückgewannen (1656). Noch einmal versuchten die Russen von dem festen Albasin am oberen Amur aus ihre Herrschaft auszubreiten, mußten aber, nachdem die Chinesen den Ort zweimal (1659 und 1685) erobert und zerstört hatten, 1689 das ganze Amurgebiet räumen. In eine feindselige Stellung zu China, wohin wiederholt Gesandtschaften abgingen, kam Rußland trotzdem nicht; vielmehr begann sich der Handel auf der nördlichsten Straße, die nunmehr ganz in russischen Händen war, lebhaft zu

entfalten. Die beiden Völker erkannten allmählich, daß beide Teile dort am besten und sichersten fuhren, wo sich ihre Gebiete unmittelbar mit gut bestimmten Grenzen berührten. Als Grenzen dieser Art aber empfahlen sich die Kämme jener Gebirge, die auf der Nordseite die Gobi und das Tarimbecken umranden. Die erste Grenzregelung fand durch Abgesandte der beiden Großmächte 1728—29 statt. In der Mandschurei war übrigens infolge der Kämpfe mit den Russen das Chinesentum sehr verstärkt und eine regelrechte Einteilung des Landes durchgeführt worden, so daß nunmehr selbst im Stammlande der Mandschu die chinesische Kultur triumphierte. Chinesische Militärkolonien bewachten den Amur, der auf lange Zeit eine feste Grenze bildete. Sitz der Militärverwaltung war das 1684 gegründete Aigun, später Mergen und endlich Tsitsikar. Die Unruhen an der Grenze hörten nun beinahe ganz auf.

Die Ruhe, die in Sibirien allmählich eintrat, gestattete der russischen Regierung auch, die wissenschaftliche Erforschung des ungeheueren zum größten Teil noch ganz unbekannten Gebietes in Angriff zu nehmen. In erster Linie waren geographische Fragen zu lösen, namentlich die, ob Asien mit Amerika zusammenhinge; der Bericht des Kosaken Deschnef über seine Durchfahrt durch die später Beringstraße genannte Meerenge (1648) schlummerte ungelesen im Archiv zu Irkutsk. So wurde 1733 eine wissenschaftliche Expedition ausgesandt, die durch ihre ausgezeichnete Zusammensetzung zum erstenmal der gesamten Kulturwelt Aufschluß über die Beschaffenheit Sibiriens gab. Sie bestand fast ganz aus Nichtrussen: der dänische Kapitän Vitus Bering, der bereits 1725—30 die Meere um Kamtschatka durchforscht hatte, führte die Expedition, auch diesmal begleitet von seinen Leutnants Martin Spangenberg und Alexei Tschirikow: ihnen schlossen sich Mitglieder der russischen Akademie der Wissenschaften an: der tübingische Botaniker Joh. Georg Gmelin („Flora sibirica". St. Petersburg 1748/79, und „Reise durch Sibirien", Göttingen 1751/52), der Astronom Louis Delisle de la Croyère (gest. 1741) und die Historiker Gerhard Friedrich Müller („Sammlung russischer Geschichten", St. Petersburg 1758) und Johann Eberhard Fischer aus Eßlingen („Geschichte von Sibirien", St. Petersburg 1768). Später folgten noch Georg Wilh. Steller („Reise von Kamtschatka nach Amerika", St. Petersburg 1793) und Stephen Krascheninnikow, die sich besonders der Erforschung Kamtschatkas widmeten. Eine Anzahl kleinerer Expeditionen wurde gleichzeitig zur Untersuchung einzelner Gebiete, besonders der Ostküste, entsandt. In jahrelanger Tätigkeit wurden nun große Teile Sibiriens durchforscht, während Bering selbst unter mancherlei Gefahren und Abenteuern an den eisigen Küsten des nach ihm benannten Meeres kreuzte; er vermochte das Dasein der Meerenge zu bestätigen, starb aber 1741 an Skorbut. Müller und Gmelin kehrten 1743 nach St. Petersburg zurück, die Reste der übrigen Expedition erst 1749: Steller war auf der Rückreise von Kamtschatka 1746 gestorben. Seit diesem großangelegten Unternehmen ist die wissenschaftliche Erschließung Sibiriens beständig, wenn auch mit wechselndem Eifer, gefördert worden. Erfolgreich waren namentlich die geologischen Untersuchungen, die den Bergbau am Altai wieder belebt und das Vorhandensein von Goldlagern nachgewiesen haben. Zur Kenntnis der Ostküste trugen auch die Fahrten russischer Weltumsegler bei, die zugleich mit Japan Verbindungen anzuknüpfen suchten, so besonders die Adam Johann Ritters v. Krusenstern (1803—06) und Ottos v. Kotzebue (1815—18 und 1823—26).

β) Der Kampf gegen den Nomadismus in Südwestsibirien.

Anders als im Gebiete des nördlichen und östlichen Sibirien lagen die Dinge im Südwesten, wo ein unbegrenzter Steppenhorizont aller festen, beschränkenden Kulturarbeit Hohn zu sprechen schien. Hier hat sich denn auch der eigentliche Kampf Rußlands gegen den Nomadismus abgespielt, dessen östliche Vertreter ja um ebendiese Zeit China endgültig bändigte. Während nach Osten hin eine freiwillige Eroberung und Besiedelung durch die Kosaken stattfand, mußte in der südwestsibirischen Steppe, wohin sich Ansiedler nur ungern wandten, die russische Regierung selbst den Kampf aufnehmen. Nach dem Tode Peters des Großen (1725), der Rußland zur europäischen Großmacht erhoben hatte, lief die Grenze von Kurgan nach Omsk und dann am Irtisch hin bis zu den Vorbergen des Altai. Feldmarschall Burkhard Christoph v. Münnich führte das System der Kordonlinien ein und zog eine solche Linie, jener Grenze ungefähr entsprechend, auch durch

Westsibirien. Über diese befestigte Linie ging man lange Zeit kaum hinaus, obwohl der Einfluß der russischen Macht bald bewirkte, daß sich ein großer Teil der weiter südlich wohnenden Kirgisen ihr unterwarf. Raubzüge dieser „Untertanen" in das russische Siedelungsgebiet und entsprechende Strafexpeditionen bildeten fast ein Jahrhundert lang die dürftige Geschichte der westsibirischen Besitzungen.

Erst nach Beendigung der Napoleonischen Kriege wandte sich die Aufmerksamkeit wieder den asiatischen Verhältnissen zu. Als nächstes Ziel bot sich von selbst die Aufgabe, durch Vorschieben der russischen Linien das Kirgisengebiet dauernd zu besetzen, wozu man mit Erfolg abermals Kosaken verwandte. Damit aber war die Bahn der Eroberung beschritten, deren Ende nur dadurch zu erreichen war, daß man die unruhige Steppe unterwarf und an ihrem Südrande, wo feste Siedelungen bestanden, Fuß faßte. Schritt vor Schritt wurde man vorwärts gedrängt. Jedes neue Vorrücken der Linie brachte die Nomaden, die ihre Bewegungsfreiheit gehemmt, ihre Weideländereien abgesperrt sahen, zur Verzweiflung und führte zu Aufständen, die man dann durch weiteres Vorschieben der festen Plätze für die Zukunft unmöglich zu machen suchte. Sehr planmäßig verfuhr man dabei lange Zeit schon deshalb nicht, weil sich große Strecken der Steppe überhaupt nicht für feste Ansiedelungen eigneten. Die russischen Verteidigungslinien mußten sich deshalb an die Flüsse anlehnen; 1847 lief die südliche Grenzlinie bereits vom untersten Sir Dardscha nach dem Flusse Tschu und von diesem zum Ili. Aber auch hier war kein Stillstehen möglich: hatte man sich bisher mit den Kirgisen und anderen Nomadenhorden herumgeschlagen, so drang man nun in den Machtbereich Turkistans. Wären die Khanate festgefügte Staaten gewesen, gegen die sich eine feste Grenze gewinnen ließ, so wäre hier vielleicht der Vormarsch auf lange zum Stillstand gekommen, wie das ja an der chinesischen Grenze mit Ausnahme der Amurländer tatsächlich der Fall gewesen ist. Aber diese Gebiete waren nur Kraftmittelpunkte mit einem unklaren Einflußgürtel, der sich je nach der Tatkraft der Herrscher und den Zufällen der Verhältnisse bald ausdehnte, bald zusammenzog.

Der erste Zusammenstoß fand mit Khiwa statt, da sich im Westen zwischen Aral- und Kaspisee eine Grenze gegen die räuberischen Nomaden, die sich hier gern als Untertanen Khiwas gebärdeten, nur durch die Besetzung des eigentlichen Khanats gewinnen ließ. General Perowskij brach 1839 von Orenburg auf, mußte aber, nachdem er durch die Schneestürme in der Steppe ein Viertel seines Heeres eingebüßt hatte, ohne die Truppen Allah Kuli Khans überhaupt gesehen zu haben, heimkehren. Auf der anderen Seite entstanden die ersten Reibungen mit Khokand, indem die Khokander und die von ihnen abhängigen Kirgisen die Russen wieder vom unteren Sir Dardscha zu verdrängen suchten, aber nur erzielten, daß sich die Zahl der russischen Festungen vermehrte: Fort Perowsk wurde als am weitesten vorgeschobener Posten 1853 gegründet. Nach längerer durch den Krimkrieg veranlaßter Ruhe wurde vom Iligebiet aus trotz Khokand das obere Tschutal besetzt; 1864 fiel Turkistan, noch in demselben Jahre auch Tschimkand.

Inzwischen war aber ein Krieg zwischen Bochara und Khokand ausgebrochen, und als sich die Russen unter Michael Tschernajew 1865 auch Taschkents bemächtigten, das die Bocharer bereits als sichere Beute ansahen, gerieten sie mit diesen in Kampf. Nach einem ergebnislosen Feldzuge der Russen wurde 1866 das bocharische Heer bei Irdschar geschlagen; dann aber rückte General Romanowski gegen das von Bochara abhängige Khanat Khokand und eroberte hier die Stadt Khodschent. Die Erwerbungen am Sir Dardscha, die bisher von Orenburg aus verwaltet worden waren, vereinigte man 1867 mit den Besitzungen am Ili

zu einem Generalgouvernement Turkistan (bis 1878). Mosaffar ed-Din von Bochara, der Khokand hatte aufgeben müssen, suchte jetzt vergebens, mit ihm ein Bündnis gegen die Russen zu schließen. Auch Khiwa verweigerte ihm seinen Beistand, als er sich auf das religiöse Drängen seines Volkes nochmals rüstete, um von Samarkand aus in das neue russische Gebiet einzufallen. Aber ehe er das Schwert nur erhoben hatte, war es ihm aus der Hand geschlagen: General Konstantin v. Kaufmann brach überraschend gegen Samarkand (s. die untenstehende Abbildung) vor, besiegte die bocharische Übermacht und zog 1868 in der alten Hauptstadt Timurs ein. Das gedemütigte Bochara mußte das Serafschantal mit Samarkand abtreten und verlor damit eine seiner besten Provinzen. Im Grunde war es

Samarkand, aufgenommen vom Minaret der Tillja Kari-Medresse auf dem Registan. Nach Photographie von M. Friedrichsen.

aber doch ein Glück für Bochara, daß Rußland auf diese Weise eine feste Grenzlinie im Kulturland erhielt; nur so ist es zu erklären, daß man von einer vollständigen Unterwerfung abgesehen und das Herrscherhaus im Besitz einer allerdings sehr beschränkten Macht belassen hat. Rußland unterstützte in der Folge sogar den Emir von Bochara (gest. 1885) und seinen Sohn Seijid Abd ul-Achad gegen Aufstände seiner Untertanen.

Mit dem Eindringen in Turkistan hatten die Russen das Gebiet betreten, das seit uralter Zeit den hochasiatischen Handel und die Straßen durch das Tarimbecken beherrscht hatte: wie sehr auch dieser Handel zurückgegangen war, erschien er doch noch immer als eine wichtige Quelle des Reichtums und der politischen Macht. Schon früh hatte Rußland eine Verbindung mit Jarkand anzuknüpfen gesucht. In den 1860er Jahren hatten der Aufstand der Dunganen und die Erfolge Jakub Begs im Tarimbecken einen unmittelbaren Verkehr mit China, der immer das letzte Ziel sein mußte, unmöglich gemacht: die Russen mußten sich

begnügen, Kuldscha, den Ausgangspunkt der nördlicheren Straße, zu besetzen (1871) und Jakub Beg zum Abschluß eines Handelsvertrags zu nötigen (1872). Schon damals war der diplomatische Wettkampf mit den Engländern, die besorgt das Vordringen der russischen Macht in Mittelasien beobachteten, in den noch unabhängigen Reichen Turkistans in vollem Gange; während sich die Russen bemühten, den Handel des Tarimbeckens nach ihren Besitzungen zu leiten, stellten die Engländer eine Verbindung mit Indien her. Überall, in Khokand, Bochara und Khiwa, wurde englisches Gold gegen die russischen Bajonette ausgespielt. Allmählich trat auch China, das nach ungeheurer Anstrengung die Aufstände niedergeworfen und das Tarimbecken wiedergewonnen hatte, als Großmacht auf den Plan, mit der sich feste Grenzen vereinbaren ließen; auf ihren Wunsch wurde den Chinesen sogar Kuldscha zurückgegeben.

Khal Mohammed Aksakal aus Andidschan, edler Männertypus aus Russisch-Turkistan. Nach A. v. Lecoq, „Reisen und Arbeiten in Chinesisch-Turkestan", in der „Zeitschrift für Ethnologie", Bd. 39 (1907).

Inzwischen hatte auch im Westen der Kampf gegen Khiwa wieder begonnen, da Seijid Mohammed Rachim Khan die Einfälle der Kirgisen und Turkmenen in russisches Gebiet weder hindern wollte noch konnte. Im Frühjahr 1873 wurde das Khanat von mehreren Seiten, darunter auch vom Kaspischen Meer aus, gleichzeitig angegriffen. Der Khan wurde nicht abgesetzt, mußte aber das rechte Ufer und das Delta des Amu Dardscha preisgeben und in ein Vasallenverhältnis zu Rußland treten. Bald darauf waren auch die Tage des Khanats Khokand gezählt: ein Aufstand, der den Fürsten Khudajar 1875 zur Flucht nötigte, bot den Russen einen willkommenen Vorwand zum Eingreifen. Der ganze Rest des Khanats, Ferghana, wurde 1876 dem russischen Reiche einverleibt. Damit war in den nördlichen und östlichen Teilen Turkistans ein Zustand erreicht, der Dauer versprach: vor dem russischen Gebiete, dessen Steppenbewohner trotz gelegentlicher Aufstände als gebändigt gelten konnten, lagen die dem russischen Einfluß unterworfenen Khanate Khiwa und Bochara als gesicherter Grenzsaum.

Anders stand es im Westen, in den Steppen zwischen Kaspisee und Amu Dardscha. Hier hausten noch ungebändigt die räuberischen Turkmenenstämme, die das gedemütigte Khiwa jetzt so wenig wie früher in Schach halten konnte, und deren Bezwingung nur möglich war, wenn hier die Grenze bis an den Südrand der Steppe und das persische Machtgebiet

vorgeschoben wurde. Wiederholt hatte man vom Norden her die Turkmenen durch kleinere Feldzüge einzuschüchtern versucht, aber ohne Erfolg; dauernde Ergebnisse ließen sich nur erzielen, wenn man vom Kaspisee aus das feindliche Gebiet in der Flanke faßte, indem man von der Mündung des Atrek aus die Oasenkette oder von Krasnowodsk am Fuße der persischen Grenzgebirge den eigentlichen Rückhalt der turkmenischen Macht zu erreichen suchte. Das erste Unternehmen dieser Art scheiterte im Jahre 1879. Schon ein Jahr später aber begann ein neuer Vorstoß unter dem General Michael Skobelew (s. die Abbildung S. 345): diesmal baute man gleichzeitig mit dem Vorrücken der Truppen eine Eisenbahn, das erste Stück der nachmaligen transkaspischen Bahn, die jetzt bereits Andidschan weit jenseits Samarkand erreicht und eine neue Straße des Welthandels eröffnet hat. Das Geschick der Turkmenen vollzog sich nun rasch: nachdem im Jahre 1881 die heldenmütig verteidigte Hauptfeste Geok- (Heok-, Gök-) Tepe genommen worden war, konnte bald danach die Unterwerfung der nördlichen Turkmenen, der Tekke (Tekinzen), als vollendet gelten. Noch in demselben Jahre wurde durch einen Grenzvertrag mit Persien die Tatsache, daß man nun auch an dieser Seite einen leidlich kultivierten Staat als Nachbar hatte, in helles Licht gestellt. Gegen Südosten dagegen kam das Vordringen der Russen erst an den Grenzen Afghanistans zum Stillstand. Der Kämpfe gegen die Nomaden bedurfte es nicht mehr: die Turkmenen von Merw boten 1884 freiwillig ihre Unterwerfung an. Dagegen suchten die von England aufgestachelten Afghanen Rußland an der doch politisch notwendigen Festsetzung im Süden des Steppenlandes gewaltsam zu hindern; erst nach einer Niederlage bequemten sie sich 1887 zu einem Grenzvertrage, der Rußland die erwünschte Stellung verschaffte. Der Ausbau der transkaspischen Bahn hat nun mit einem Schlage die so lange verödeten Gebiete in das Getriebe des Weltverkehrs hineingezogen und die russische Vorherrschaft vollends gesichert, namentlich nachdem Samarkand durch eine zweite Bahnlinie über Taschkent und Samara direkt mit Moskau verbunden ist.

Wirft man einen Rückblick auf das Vorgehen der Russen in Turkistan, so ergibt sich, daß von einem ungeheuern Eroberungsplan, als dessen letztes Ziel Indien erscheint, keine Rede sein kann. Was Rußlands „Ländergier" erklärt, ist derselbe Wunsch, der auch das friedliche China bis an die Grenzen der hochasiatischen Steppen geführt hat: die unruhigen Nomadenländer an ihren Rändern zu umfassen und auf diese Weise dauernd zu beruhigen. Freilich kann dadurch ein Verlangen nach größerem Besitz entfacht werden, das endlich selbständig wirkt. Das ist eine Gefahr, die man in England weit früher geahnt hat, als die Tatsachen sie rechtfertigten: ein bewußtes Streben, den Marsch nach Indien vorzubereiten und damit die Überlieferung hochasiatischer Eroberer wieder aufzunehmen, hat Rußland bis jetzt nicht gezeigt: überall hat sein Vordringen aufgehört, wo stärkere Staaten einigermaßen feste Grenzverhältnisse verbürgten. Was Rußland zum weiteren Vorschreiten nach Süden bewegen könnte, wäre (abgesehen von Verwickelungen in anderen Gebieten, auf die es durch Drohungen gegen Indien antworten würde) nur der Wunsch, einen Hafen am Indischen Ozean zu besitzen, um der riesigen Festlandsmasse ein Luftloch zu schaffen. Aber auch in diesem Falle werden eher Persien und die Euphratmündung das Ziel sein als Indien. Seit ihrer neuen „Entente" (1908) mit Rußland hatte sich übrigens die Sorge der Engländer um Indien vorläufig gelegt, bis sie im Jahre 1912 durch die von den Russen geplanten und von der am Ruder befindlichen liberalen englischen Regierung gebilligten Transpersischen Bahn in der Presse aufs neue zum Ausdruck gelangte.

7) Das Streben nach einer sicheren Stellung am Stillen Ozean (seit 1800).

Daß die Notwendigkeit, einen freien Ausgang zum Meere zu gewinnen, die sonst so klar vorgezeichnete Politik Rußlands tatsächlich verändern kann, haben die Vorgänge in Ostasien gezeigt: während im Inneren Asiens die Grenzen zwischen Rußland und China, mit Ausnahme der Kuldscha-Gegend, kaum nennenswert verschoben worden sind, drang Rußland im Osten rücksichtslos gegen China und Korea vor und sah sich infolgedessen den schwierigsten Aufgaben seiner Politik gegenüber. Die Ursachen dieser Erscheinung sind dieselben, die die Kämpfe der Russen gegen die das Ostseeufer beherrschenden Schweden veranlaßt haben: der Wunsch nach einer breiten Stellung am offenen Weltmeer.

General Michael Dimitrijewitsch Skobelew (1841–82). Nach Photographie.

Als sich die Kosaken am Ochotskischen Meere festsetzten, gaben sie der russischen Macht, deren Mittelpunkt durch unendliche dünn bevölkerte Landstriche von Ostsibirien getrennt war, plötzlich eine neue Grundlage: so ungeheuer auch auf dem Meere die Entfernung bis zu den Häfen der Ostsee oder des Schwarzen Meeres sein mochte, sie war doch im allgemeinen leichter zu überwinden, als die geringere quer durch Sibirien. Auch abgesehen davon bedeutete die Möglichkeit einer Verbindung mit den Kulturländern Ostasiens und dem dortigen Welthandel einen beträchtlichen Vorteil für die Landschaften am Stillen Ozean; seit der Einführung der Dampfschiffahrt hat sich diese Gunst der Lage gewaltig erhöht. Anderseits war nicht zu leugnen, daß Rußlands Stellung am Meer ausgesucht ungünstig war: die Ufer des Ochotskischen Meeres mit ihrem schwach besiedelten Hinterland, ihren während vieler Monate vereisten Häfen und ihren Gebirgsketten, die unmittelbar hinter der Küste aufsteigen, waren durchaus nicht geeignet, einen lebhaften Verkehr entstehen zu lassen. Eine Besserung der Lage war nur durch Erwerbung des Amurgebietes zu erzielen: hier gab es begünstigtere Häfen, hier eröffnete das Tal eines mächtigen Stromes ein verhältnismäßig reiches Hinterland und eine leichte Verbindung mit dem Inneren. Von den Chinesen, die nur das rechte Ufer des oberen Amur besetzt hielten, am Unterlauf und an der Küste aber weder Besatzungen noch Kolonisten hatten, war nicht viel zu fürchten. So begann denn im 19. Jahrh. wieder das Vorgehen nach dem Süden, den man schon einmal teilweise besessen, aber vor den Drohungen der Mandschu geräumt hatte. Die russische Flagge wurde 1849 ohne Widerstand an der Amurmündung gehißt, 1851 eine Bucht nahe der koreanischen Grenze besetzt, wo später Wladiwostok (deutsch: Herrscher des Ostens) entstand, 1854 eine Flotte unter dem Grafen Nikolai Murawjew („Amurskij") vom oberen Amur, wo die Russen noch aus früherer Zeit Besitzungen hatten, bis zur Mündung entsandt und das 1850 hier

gegründete Nikolajewsk stärker befestigt. Die Regierung in Peking, die einen Krieg nicht wagen mochte, erhob umsonst Einspruch: durch den Vertrag von Aigun wurde 1858 das ganze linke Amurufer den Russen zugestanden, 1860 auch das Ussurigebiet hinzugefügt nebst dem ganzen Küstenlande bis Korea hinab.

Da durch die Gründung Wladiwostoks ein wenigstens neun Monate im Jahre eisfreier Hafen (s. die untenstehende Abbildung) erlangt war, hörte das Vorgehen Rußlands längere Zeit auf: nur das diplomatische Ränkespiel ging weiter, das um den Einfluß in Korea zwischen Rußland und anderen Mächten, vor allem dem aufstrebenden Japan, stattfand. Die chinesische Regierung begünstigte die Kolonisierung der Mandschurei nach

Bucht und Stadt Wladiwostok. Nach Photographie.

Möglichkeit, wobei ihr die Bekämpfung starker Räuberbanden, die sich in den öden Grenzbezirken bildeten, viel zu schaffen machte. Erst die Erfolge Japans in seinem Kriege gegen China 1894—95 zwangen Rußland, das seine Zukunftspläne ernstlich durchkreuzt und zugleich in dem ostasiatischen Inselstaat eine Großmacht entstehen sah, der gegenüber seine Stellung an der See nicht mehr genügte, zum Einschreiten in Ostasien. Japans Versuch, sich der südlichen Mandschurei zu bemächtigen, wurde vereitelt. An seiner Stelle besetzte nun Rußland Port Arthur und Dalni (jap. Tairen) am Golfe von Petschili (durch Pachtvertrag mit China vom 27. März 1898), nachdem es bereits vorher von China die Bewilligung zum Bau einer Bahn durch die Mandschurei erzwungen hatte (6. September 1896), die sich an die inzwischen begonnene große transsibirische Bahn anschließen sollte.

Da wurde durch den Ausbruch einer fremdenfeindlichen Bewegung in China, die sich mit besonderer Kraft auch gegen die Russen richtete, die Lage plötzlich verändert und Rußland veranlaßt, die Mandschurei zu besetzen (1900). Was im Grunde die Russen nötigte, ihr ostsibirisches Gebiet durch das Mandschurenland abzurunden, war die Erkenntnis, daß

das Amurland, nicht geeignet, im großen kolonisiert zu werden, der russischen Macht am Stillen Ozean keinen festen Rückhalt schafft, während die Mandschurei diese Aufgabe vollkommen erfüllen würde. Überdies hätte der eisfreie Hafen von Port Arthur wenig Nutzen für Rußland, solange es nicht das Hinterland und die Landverbindung mit Sibirien sicher beherrschte. Zugleich freilich scheint der Plan gefaßt worden zu sein, die russischen Grenzen allenthalben über die Steppen hinweg bis nach dem eigentlichen China vorzuschieben, mit anderen Worten: auch die Mongolei und Ostturkistan von China loszureißen; selbst mit dem Dalai Lama knüpfte Rußland wiederholt Verbindungen an.

Durch den Frieden von Portsmouth (1905) nach dem Krieg mit Japan verlor Rußland den größten Teil seiner Einflußsphäre in der Mandschurei. Die Pacht der Halbinsel Kwantung mit Port Arthur und Dalni ging auf Japan über und ebenso die südliche Hälfte der mandschurischen Bahn. Der Versuch Rußlands, sich an den nördlichen chinesischen und an den koreanischen Küsten festzusetzen, ist also für absehbare Zeit gescheitert.

Inzwischen hatte die wirtschaftliche Lage Sibiriens mancherlei Wandlungen durchgemacht. Die erste Besetzung war durch die Kosaken erfolgt, die unter den Hyperboreern als Herren schalteten, den Jassak (Zins) eintrieben und vielfach, ohne gerade spanische oder englische Konquistadoren durch Grausamkeit zu übertreffen, die Ursache einer außerordentlichen Verminderung der Volkszahl wurden: Aufstände der Eingeborenen, an denen es nicht fehlte (so 1731 in Kamtschatka), beschleunigten dieses Schicksal. Auch nachdem geordnetere Verhältnisse eingetreten waren, hat der Rückgang der einheimischen Bevölkerung angedauert.

S. Patkanow, der die Zustände bei den Irtisch-Ostjaken genauer untersucht hat, weist auf die an sich geringe Vermehrung der Eingeborenen hin, die, sobald sich die Todesfälle mehren, zum Stillstand und Rückschritt der Volkszahl führen muß: daher haben die von den Europäern eingeschleppten Seuchen, besonders Pocken und Typhus, furchtbare und dauernde Lücken gerissen. Noch verhängnisvoller wirkt der Branntwein durch die Entartung und Verkommenheit, die er herbeiführt. Zu alledem treten die wirtschaftlichen Veränderungen, die Abnahme des Jagdwildes und das Eindringen russischer Bauern in die ostjakischen Gemeinden: sobald die Russen in der Mehrzahl sind, verfügen sie zu ihren Gunsten über das vorhandene Gemeindeland und schmälern dadurch den Erwerb der Eingeborenen empfindlich. Die Folgen sind Verarmung, Steuerrückstände und Schuldknechtschaft, die nun abermals die Volkszunahme ungünstig beeinflussen. Immerhin ist der Rückgang nicht so rasch, daß man nicht von einer Besserung der Verhältnisse einen günstigen Umschwung erwarten dürfte, da im übrigen sich die Ostjaken keineswegs unfähig gezeigt haben, sich den Forderungen der höheren Kultur anzupassen. Ähnlich wie bei ihnen dürfte es bei den meisten Stämmen Nordsibiriens stehen.

Was, abgesehen von den Kosaken, an Russen nach Sibirien strömte, war noch weniger als diese geeignet, eine regelmäßige Kolonisation durchzuführen und die dem Ackerbau günstige Zone zu besiedeln. Halb um diesem Nachteil abzuhelfen, halb aus anderen Gründen begann man schon um die Mitte des 17. Jahrh. Verbrecher nach Sibirien zu senden, wohl auch Kriegsgefangene, besonders Polen, zwangsweise dort anzusiedeln. Der abenteuerliche, unstete, kosakenhafte Zug des sibirischen Volkslebens wurde dadurch noch gefördert und ist lange Zeit ein Hemmnis gesunder Entfaltung geblieben. Ein zweites Hindernis war die Gewohnheit der Beamten, das Land nur als ein Ausbeutungsgebiet zu betrachten, für dessen Hebung man keine Mittel übrighatte. Erst gegen Ende des 18. Jahrh. begann man die verbesserten Verwaltungssysteme des Westens auch auf das vernachlässigte Sibirien anzuwenden. Die Ansiedelung freier Bauern, die schon früher versucht worden war, wurde nun planmäßiger aufgenommen, obwohl nicht immer mit dem erwarteten Erfolge: da nämlich die Handelsstraße von China nach Rußland durch den sibirischen Kulturgürtel läuft,

fand es ein großer Teil der Angesiedelten lohnender, sich dem Handel oder dem Fuhrwesen zu widmen, als die Wälder zu lichten und den Boden zu bebauen, weil sich der bewegliche Händler und Fuhrmann den Erpressungen der Beamten besser zu entziehen vermochte. Segensreich wirkte auf die Besserung dieser Verhältnisse die kurze Reformtätigkeit Michael Speranskijs (1819—21). Viel zu Sibiriens Aufschwung trug der Bergbau bei, der im Altai, wo er seit 1723 betrieben wurde, nur die alten Überlieferungen dieses ehemaligen Kulturmittelpunktes wieder aufzunehmen brauchte. Wie vernachlässigt und im ganzen unbekannt der größte Teil Sibiriens aber trotzdem blieb, läßt sich schon daraus erkennen, daß selbst in dem Ackerbaugürtel Sibiriens häufig neue Siedelungen jahrelang den Beamten verborgen blieben, bis man sie endlich auffand und zur Steuerzahlung heranzog; erst die aufopfernde Forschertätigkeit zahlreicher Gelehrter, zum guten Teil deutscher, hat das Land besser erschlossen. Das geistige Leben Sibiriens hob sich sehr langsam, obwohl die große Zahl gebildeter Verbannter nicht ohne Einfluß blieb; günstig wirkte die Gründung der Universität Tomsk 1888, der 1900 die Einweihung des ersten sibirischen Polytechnikums gefolgt ist, sowie 1899 die Eröffnung der ersten Hochschule für Ostsibirien in Wladiwostok.

Von größter Bedeutung aber für alle Zeiten der sibirischen Entwickelung ist der Bau der transsibirischen Bahn geworden, die den Osten mit dem Westen verknüpft und zugleich der Stellung Rußlands am Stillen Ozean erst den rechten Halt gibt. Den Beginn des 1896 beendeten Bahnbaues befahl ein kaiserlicher Ukas vom 29. März 1891, und am 19. Mai 1891 tat der damalige Thronerbe und jetzige Zar Nikolaus II. in Wladiwostok den ersten Spatenstich. Die Bahn schließt sich bei Tscheljabinsk im südlichen Ural (2200 km von Moskau) an das russische Bahnnetz an, durchschneidet das westliche Sibirien etwa auf dem 55. Breitengrad, berührt Petropawlowsk, Omsk, Tomsk, Krasnojarsk und erreicht unter dem 104. Längengrad Irkutsk. Von hier heißt sie transbaikalische Bahn, umfaßt den südlichen Teil des Baikalsees und durchquert Transbaikalien bis zur Station Manschuria. Dann betritt sie als chinesische Ostbahn die Mandschurei und erreicht erst kurz vor Wladiwostok wieder russisches Gebiet. Die gesamte Länge von Moskau nach Wladiwostok beträgt etwa 8700 km. Bei der rasch aufgeblühten mandschurischen Stadt Kharbin zweigt nach Süden die mandschurische Bahn ab, deren nördliche Hälfte, bis Kwangschentse, den Russen gehört, während die südliche, den Japanern gehörige Hälfte, bei Port Arthur und Tairen (früher Dalni) das Gelbe Meer erreicht.

Man kann jetzt von Moskau in 10, von Berlin in $11^1/_2$ Tagen den Stillen Ozean erreichen, während Schiffe von Marseille oder Genua 40 Tage dahin brauchen.

Gegen Ende des 19. Jahrh. hat auch die Kolonisierung Sibiriens mit freien russischen Einwanderern beträchtliche Fortschritte gemacht und eine außerordentliche Volkszunahme des früher so dünn bevölkerten asiatischen Rußlands veranlaßt. Vor allem wirkte der Beginn des Bahnbaues anregend, da jetzt die Möglichkeit gegeben war, die Erzeugnisse des Ackerbaues in größerem Maßstabe auszuführen; durchquert doch die Bahn in ihrem westlichen Teile das fruchtbare Schwarzerde-Gebiet. Um 1800 hatte die europäische Bevölkerung Sibiriens etwa eine halbe Million betragen. Das langsame Wachstum in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. nahm seit 1861, dem Jahre der Aufhebung der Leibeigenschaft, ein etwas lebhafteres Tempo an, um dann schneller und schneller zu werden. Von 1860—80 betrug die Zahl der freien Einwanderer 110000; von 1880—92 ließen sich schon 467000 neue Kolonisten nieder, und von 1892—99 waren es rund eine Million, die Wohnsitze in Sibirien suchten. In den Jahren 1907—09 aber ist allein in der

Amurprovinz und der Küstenprovinz jährlich fast eine halbe Million Menschen angesiedelt worden. Schon die erste Eisenbahnlinie (Perm–Ekaterinburg–Tjumen), die den Ural 1881 überschritt, hatte einen bedeutenden Aufschwung der Kolonisation herbeigeführt. Seit 1889 galt ein Gesetz, das jedem mit Bewilligung der Regierung Einwandernden 15 Deßjätinen Landes (= etwa $16^1/_2$ Hektar), dreijährige Steuerfreiheit und auf 9 Jahre Befreiung vom Militärdienst gewährleistete; wer in die Provinzen am Amur und Stillen Ozean einwanderte, wurde noch besser gestellt. Die meisten Ansiedelungen entstanden natürlich an der Bahn unter der Leitung des Sibirischen Eisenbahnausschusses, der gleichzeitig Kirchen und Schulen errichtete und die Ansiedler in jeder Weise förderte. Die Ausnutzung der Wasserwege ist dabei nicht vernachlässigt worden; z. B. ist die Dampferflotte des Ob in den Jahren 1880 bis 1898 von 37 auf 120 Dampfboote gestiegen. So zeigt sich allenthalben eine Bewegung, die trotz aller voraussichtlichen Rückschläge den tiefsten Einfluß auf die Zukunft Nord- und mittelbar auch Hochasiens äußern muß, um so mehr, als auch die chinesische Regierung ihrerseits großartige Siedelungen längs der russischen Grenze begünstigt, um den drohenden russischen Einwandererstrom von der Mandschurei fernzuhalten. Während früher die russischen Einwanderer im Osten oft große Enttäuschungen erlebten, ist jetzt die Kolonisation so gut organisiert, daß an einer fortdauernden und raschen wirtschaftlichen Entwickelung der östlichen Besitzungen Rußlands nicht mehr gezweifelt werden kann. Der großartige Plan, eine Bahn entlang dem Amur zu bauen, um nicht wie bisher durch chinesisches Gebiet fahren zu müssen, scheint freilich auf große natürliche Hindernisse zu stoßen.

Auf das bedenkliche Mittel, durch Ansiedelung von Verbrechern oder politisch Verdächtigen das Land zu bevölkern, scheint man verzichten zu wollen. Zar Nikolaus II. hat 1899 einem Ausschusse den Auftrag erteilt, ein Gutachten über die Aufhebung der Verschickung nach Sibirien abzugeben. Das ist der Anfang vom Ende einer Einrichtung, die dem Charakter der sibirischen Besiedelung und des neu entstehenden Volkslebens einen unerfreulichen Zug gegeben hat. Man hatte schon früh begonnen, politisch Mißliebige aus Rußland nach Sibirien zu senden; der erste beglaubigte Fall hat sich 1599 zugetragen. Strafkolonie für gemeine Verbrecher ist das Land seit 1653; aber neben diesen hat man immer auch einen guten Teil tüchtiger und einsichtiger Männer, die der Regierung nur unbequem geworden waren, nach dem fernen Osten abgeschoben. Um das weitere Schicksal der Verbannten kümmerte man sich wenig. Die Mehrzahl mag verkommen sein. Andere dagegen förderten bei ihren Versuchen, Nahrungsquellen für sich zu erschließen, die Kultur; so ist der erste Anstoß zum Bergbau am Altai von Verbannten ausgegangen. Erst seit 1754 begann man, die Ansiedelung und Beschäftigung der Verschickten zu regeln, wobei man zwei Gruppen Verbannter unterschied: die zur Zwangsarbeit verurteilten Verbrecher und die zur Ansiedelung Deportierten. Im 19. Jahrh. haben die Dekabristen-Unruhen, die polnischen Aufstände und die nihilistische Bewegung noch eine große Zahl Gebildeter nach Sibirien gebracht. Den Einfluß der Verbannten auf die Entwickelung Sibiriens abzuschätzen, ist schwer; jedenfalls wäre es falsch, ihn einfach als ungünstig zu bezeichnen. Dennoch wird die Aufhebung der Verbannungsgesetze, die vielleicht für Rußland selbst verhängnisvoller waren, auch für Sibirien ein Zeitalter des wirtschaftlichen, sittlichen und geistigen Aufschwunges einleiten.

Trotzdem ist Rußlands Stellung in Ostasien nicht annähernd so groß, als sie noch 1900 war; sie hat vielmehr eine Erschütterung erlitten, von der sie sich nicht so bald erholen wird. Das geschah durch das Eingreifen der Japaner in die Geschicke des Kontinents. In ihrem Krieg mit China 1894—95 entwickelten sie eine Energie und großzügige militärische Tüchtigkeit,

die der ganzen Welt als größte Überraschung kamen. Der Krieg galt der Vorherrschaft in Korea, das die Japaner seit Jahrtausenden als ihren Vasallenstaat betrachteten, aus dem sie aber allmählich durch die Chinesen verdrängt worden waren. Im Frieden von Schimonoseki räumten die Chinesen den Japanern in Korea das Feld, aber an Chinas Stelle trat nun dort Rußland als Konkurrent Japans. Rußland besaß am Stillen Ozean nicht einen einzigen eisfreien Hafen: seine Kriegsflotte war also einen Teil des Jahres lahmgelegt. Dagegen hat die Südküste des direkt an die russischen Besitzungen grenzenden Korea geradezu ideale natürliche Kriegshäfen, und da war es wohl verständlich, daß die nordische Macht ein lüsternes Auge auf diese Gegenden warf. Sie machte den Versuch, sich in Fusan und in Masampho festzusetzen, gab aber diese Versuche auf, als Japan, unterstützt von England, energisch protestierte.

Fast zehn Jahre lang, von 1895—1904, dauerte der Intrigenkampf zwischen Rußland und Japan am koreanischen Hof. Es wurde mit allen Mitteln, mit Einschüchterung und Schmeichelei, mit Bestechung und selbst mit Mord gearbeitet; die den Japanern verhaßte Königin von Korea fiel als Opfer eines politischen Komplotts. Rußland trat, namentlich nachdem der koreanische König sich auf die russische Gesandtschaft geflüchtet hatte, immer zuversichtlicher und übermütiger auf, in unbegreiflicher Weise die Entschlossenheit der Japaner unterschätzend. Denn für Japan war es eine Lebensfrage, zu verhindern, daß sich eine expansive Großmacht wie Rußland ganz nahe seinen Küsten festsetzte. So kam es schließlich 1904 zu dem großen, an anderer Stelle beschriebenen (s. S. 230—234) Krieg, in dem Rußland zu Wasser und zu Land unterlag. Es verzichtete im Frieden von Portsmouth 1905 auf allen Einfluß in Korea, das 1910 unter seinem alten Namen Tschosen japanische Provinz wurde.

Damit wurde Rußland auf unabsehbare Zeit am Stillen Ozean machtlos, denn sein einziger wichtiger Hafen, Wladiwostock, liegt zu weit nördlich und ist fast drei Monate im Jahr durch Eis blockiert. Rußland macht aber gute Miene zum bösen Spiel: es hat sogar 1910 einen Freundschaftsvertrag mit Japan geschlossen, durch den sich beide Mächte zum friedlichen Zusammenwirken in ihren bezüglichen Interessensphären in der Mandschurei verpflichten, — auf Kosten Chinas, das doch der rechtmäßige Herr dieses Landes ist.

Es scheint indessen, als ob Rußland sich an den westlichsten Teilen Chinas schadlos halten wolle, nachdem ihm im Osten der Weg zu weiterer Ausdehnung verlegt ist. Es hat im Februar 1911 ganz unerwartet den Chinesen ein Ultimatum gestellt, in dem es mit Truppeneinmarsch in Chinesisch-Turkistan drohte, falls nicht der Vertrag von 1881 über Ili und Kaschgar gewissenhafter beobachtet werde als bisher. Dieser Vertrag gab den Russen in diesen Provinzen gewisse Privilegien. China bestritt jede Verletzung des Vertrages, gab aber den Forderungen Rußlands nach, weil es durch tiefgreifende innere Reformen in Anspruch genommen und militärisch ohnmächtig ist. So ist wohl die Gefahr eines Zusammenstoßes für den Augenblick beschworen, aber der ganze Vorgang hat ein ominöses Aussehen. Schon deuten Vorgänge im Sommer 1912 in Ostturkistan und in der Mongolei darauf hin, daß Rußland die Schwäche der neuen republikanischen Regierung Chinas benutzen will, um in jenen Gebieten weiter vorzudringen oder sich wenigstens großen Einfluß zu sichern.

IV. Indien.

Nach Prof. Dr. **Emil Schmidt** (†). Neu bearbeitet von Prof. Dr. **Richard Schmidt.**

1. Die Natur Vorderindiens.

A. Das Land.

a) Allgemeines.

Kaum ein Land vereinigt auf wohlumgrenztem Gebiet eine solche Summe der verschiedensten geographischen und anthropologisch-ethnographischen Verhältnisse in sich wie Vorderindien. Es ist gleichsam eine Welt im zusammengedrängten Auszuge: die verschiedenartigsten Naturverhältnisse und Kulturbedingungen treffen hier zusammen, und dem Reichtume der Natur entspricht die Vielgestaltigkeit des Völkerlebens und seiner Entwickelung. Hart stoßen die Gegensätze aneinander: weite Alluvialebenen und das höchste Gebirge der Welt, größte Sommerhitze und die ewige Kälte des eisbedeckten Hochgebirges, vollständige Trockenheit und die höchsten Niederschlagsmengen auf der Erde, überreiche Fruchtbarkeit und grauenhafte Wüste. Hier der Wilde, der, fast nur von der Jagd lebend, in der denkbar einfachsten Form Landbau treibt, dort der Brahmane, der sich ganz dem Nachdenken über die höchsten Fragen des Daseins hingibt; hier der schwarze Drawida, dort der gelbhäutige Mongole, in den rasch aufblühenden Weltstädten der Vertreter der Weißen. Der Kampf dieser verschiedenen Rassen und Völker um die Herrschaft bildet die Geschichte Indiens.

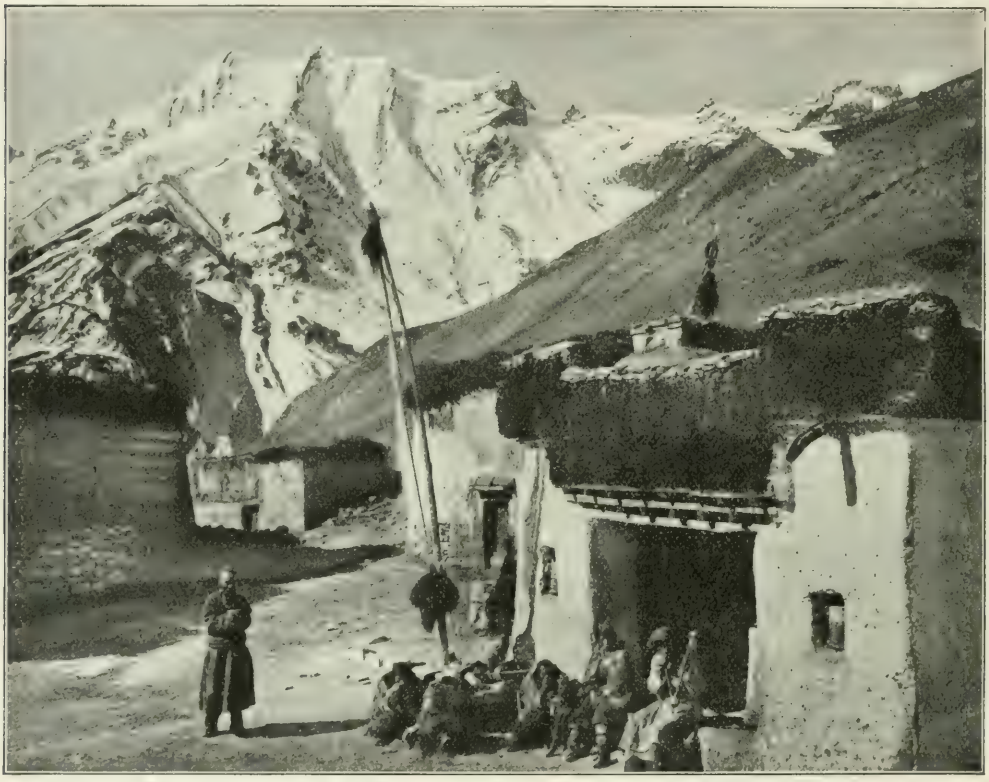
Vorderindien verdankt seinen Namen dem Grenzstrom im Nordwesten, dem „strömenden" Sindhus der Arier, dessen Namen die alten Kulturvölker Europas, als sie zum erstenmal in Berührung mit dem fernen Lande kamen, auf alles darüber hinausgelegene Gebiet übertrugen. Es bildet die mittelste der großen Halbinseln, die Asien nach Süden zu vorstreckt. Mit seiner südlichen Hälfte dem Tropengürtel angehörig, reicht es mit seinen nördlichen Teilen bis über den 35. Breitenkreis hinauf in die gemäßigte Zone. Seine Randstellung bringt es nur im Norden, Nordosten und Nordwesten in unmittelbare Beziehung zum übrigen Asien, zu dessen Steppen- und Wüstengürtel, während seinen südwestlich und südöstlich gerichteten Küsten weite Meere vorliegen (vgl. Abschnitt VI). Ganz im Süden ist die Insel Ceylon dem Festlande so nahe gerückt, daß die sie sondernde schmale und seichte Meeresstraße mehr Bindeglied als trennende Schranke ist.

Die Größe Indiens kommt der von Westeuropa gleich, wenn man dessen Scheidelinie längs der Ostgrenze Norwegens, Dänemarks, Deutschlands und Österreichs zieht: an

Einwohnerzahl übertrifft es das so begrenzte Gebiet beträchtlich (293 Millionen gegenüber 240 Millionen) und Osteuropa (125 Millionen) um mehr als das Doppelte.

b) Die Gliederung des Landes.

Die horizontale Gliederung des Landes ist einfach: seine langgestreckten Küsten haben nur wenige und unbedeutende Vorsprünge und Einbuchtungen; die größte Bucht ist der Golf von Khambat (Cambay), schon früh für den Verkehr bedeutend. Gute Häfen sind nur wenige vorhanden (Bombay, Goa); im Westen erschwert die Steilküste an den Westghats, im Osten die Flachküste mit ihrer furchtbaren Brandung während der Monsune die



Gebirgsszenerie mit Ansiedelung in Spiti, Nordindien. Nach Photographie.

Landung von Schiffen. Nur auf beiden Seiten der Südspitze der Halbinsel haben sich Lagunen gebildet, die selbst während der ungünstigen Monsunzeiten den Binnenverkehr längs der Küste begünstigen. Im Nordosten und Nordwesten der Küste haben die schlammüberladenen Ströme, der Indus und der Ganges-Brahmaputra, gewaltige Deltas ins Meer vorgeschoben, die wegen des rasch wechselnden Verlaufs ihrer Stromarme und wegen der Schlammablagerungen schwierig zu befahren sind; nur der eine Gangesarm (Hugli) hat seit anderthalb Jahrhunderten große Bedeutung für Politik und Handel erlangt. Die Grenze Indiens gegen das übrige Asien ist ebenso einfach gezogen wie die Uferlinie.

Mannigfaltiger ist die vertikale Gliederung des Landes; hier treten uns drei große Gebiete von scharf bestimmter Eigenart entgegen: das große Kettengebirge im Norden der Halbinsel, das nordindische Tiefland und das Tafelland im Süden.

Den Nordrand Indiens (s. die Abbildung S. 352) und seinen Abschluß gegen das mittelasiatische Hochland bildet das höchste Gebirge der Welt, das „Schneeheim", der Himalaja. Im Osten und Westen von den beiden Durchbrüchen des Brahmaputra und des Indus begrenzt, hat es eine Längenerstreckung von 2400 km bei einer sehr gleichmäßigen Breite von 220 km und einer Grundfläche gleich der Größe des Deutschen Reiches. Seine Bedeutung für Indien liegt in dem klimatischen Schutze gegen das abflußlose Gebiet Asiens, in seiner niederschlagsammelnden Kraft, in der Speisung der befruchtenden Ströme Nordindiens, in dem Grenzwall, womit es Indien gegen den Einbruch unruhiger Steppenvölker schützt. Denn es trägt nicht nur die höchsten Berggipfel der Welt, sondern auch seine Kammlinien sind fast unübersteiglich hoch und für Menschenmassen nicht zu überschreiten. Niemals sind größere Heeres- und Volksmassen über den Himalaja von Tibet her eingedrungen; und ein wahnsinniger Versuch Sultan Mohammeds Ibn-Toghluk, China zu Land anzugreifen, endete mit der völligen Vernichtung des hindostanischen Heeres in den Schneefeldern des Gebirges (1337). Nur im kleinen lassen sich die spärlichen Pässe überschreiten: der Kaufmann und der Missionar dringen über sie vor; und über sie ist nicht nur von alten Zeiten her sehr allmählich mongolisches Blut eingesickert (Bhutan, Sikkim, Nepal), sondern auch der Buddhismus hat über sie seinen Weg nach dem Norden gefunden.

An seinen beiden Enden schließen sich an den Himalaja Gebirge an, die den Landabschluß Indiens vom übrigen Asien vollenden. Im Nordwesten sind es die Randgebirge zwischen Indien einerseits, Afghanistan und Belutschistan anderseits, die, von Norden nach Süden an Höhe abnehmend, von mehreren wichtigen Pässen durchbrochen werden: durch ihre langgezogenen, engen Täler haben alle die fremden Einbrüche (Arier, Assyrer, Griechen, Skythen, Afghanen, Mongolen, Perser usw.) stattgefunden, die von den frühesten Zeiten an den Sauerteig für die Völkerentwickelung Indiens gebildet haben.

Auf der Ostseite liegt dem Himalaja eine Anzahl hoher und steiler, meridiangerichteter Bergketten vor mit dazwischenliegenden, tief eingeschnittenen Tälern, durch die der Irawadi, Salwen, Mekhong, Jangtsekiang südwärts eilen — eine starke Schranke für den Verkehr nach Osten. Der westlichste jener Gebirgszüge sendet nach Südwesten noch einen Ausläufer bis ans Bengalische Meer vor, die 1700 m hohen Patkai-Berge. So schließt Indien auch im Osten ein Bergwall ab, der die Tiefebene des unteren Brahmaputra hufeisenförmig umzieht. Nur ist der südliche Teil dieses Walles nicht unübersteiglich; über ihn ist vielmehr indochinesisches Blut zugeflossen, das sich in den anthropologischen Mischungsmerkmalen der Bevölkerung Assams, Unterbengalens und Orissas deutlich bemerkbar macht.

Die zweite große Region Indiens setzt sich zusammen aus zwei großen Stromgebieten, dem des Indus und dem des Ganges-Brahmaputra. Der Indus (s. die Abbildung S. 354) eilt rechtwinklig zum Gebirge auf dem kürzesten Weg und in raschem Laufe dem Meere zu; das ist für die Natur und den Menschen in seinem Becken ebenso bedeutsam geworden, wie der zum Gebirge parallel gerichtete langgestreckte Verlauf des Ganges und des Brahmaputra. Nur so lange der Indus sich noch in den Vorbergen des Himalaja bewegt und vom Gebirge her seine Zuflüsse erhält, ist eine reichliche Wassermenge für die Kultur des Bodens verwendbar; hier gibt die Erde ihre Gaben in so verschwenderischer Fülle, daß das Fünfstromland schon in grauer Vorzeit das Ziel der Wünsche der auf den trockenen Steppen Afghanistans und Mittelasiens hausenden Nomaden war. Dagegen ist längs des unteren Induslaufes das Kulturland zu einem schmalen Bande zu beiden Seiten des Stromes zusammengeschrumpft; dieser selbst ist so reißend, daß er der Schiffahrt

die größten Schwierigkeiten bereitet, und so schlammbeladen, daß sein Delta immer die Gestalt verändert, die Deltaarme aber und das vorgelagerte Meer wegen der Schlammbänke schwer zugänglich sind. Über das Kulturland hinaus dehnt sich nach Osten vom Indus die große, den Verkehr aufs äußerste erschwerende Wüste. Sie reicht im Süden bis ans Meer, im Norden fast bis an den Fuß des Himalaja, und nur hier läßt sie einen schmalen Verkehrsstreifen zwischen beiden Stromgebieten. Hier stießen daher immer die Völker, die von Westen her weiter nach Indien vordringen wollten, mit denen zusammen, die bereits im Gangesbecken wohnten: hier sind wiederholt die Entscheidungsschlachten geschlagen worden, die die Geschicke Indiens für lange Zeit hinaus bestimmten.

Indus-Schiffbrücke bei Khusalgar. Nach Photographie. Vgl. Text S. 353.

Der größere, östliche Teil der nordindischen Tiefebene ist weit günstiger gestellt als der westliche. Ganges und Brahmaputra verlaufen parallel zum Gebirge, doch sowohl vom Himalaja als auch von den südlichen Höhen des Dekhan (Dekkhan) und des Grenzgebirges gegen Burma so weit abgerückt, daß zu beiden Seiten eine breite Abdachung der ausgiebigsten künstlichen Bewässerung zugängig ist. Das ganze Becken ist Schwemmland; aber es ist hier zu unterscheiden zwischen älterem und jüngerem Alluvium: die Grenze zwischen beiden liegt am Beginne des Gangesdeltas. Bis dorthin hat das Land von Westen her so viel Fall, daß der Boden trocken und gesund ist: überallhin kann genügende Berieselung für den fleißigsten Anbau des Landes geschafft werden, das mit dem Wasser zugleich in dessen schlammigen Teilen fortdauernd reichliche Dungstoffe zugeführt erhält. Schiffbare Ströme durchziehen dies Gebiet, das wie kein anderes in Indien zur Entfaltung großer Staaten berufen ist

(Magadha-Reich, mohammedanische Reiche, Hauptsitz der englischen Gewalt; s. auch die Tafel bei S. 375). Anders verhält es sich mit dem östlichen Teile des Beckens: im Gangesdelta wie in ganz Assam ist die Anschwemmung noch so jung und der Boden so wenig erhöht, daß keine Dränierung stattfinden kann; das Land erstickt fast in Feuchtigkeit, und Malaria wird dem Menschen gefährlich. Die Schiffahrt ist schwierig, ebenso ein Verkehr auf dem Lande, das für den Bau von Straßen nicht genügende Festigkeit bietet. So ist denn auch bis zum Aufblühen der englischen Macht in Indien dieser Teil des Ganges-Brahmaputrabeckens in seiner Volksentwickelung zurückgeblieben: arischer und muselmännischer Einfluß drang spät dorthin vor, und erst seit anderthalb Jahrhunderten hat die höhere geistige Begabung und Tatkraft der Europäer auch in das Gangesdelta Gedeihen gebracht.

In der Südhälfte Indiens steigt das Tafelland, „das Südland", Dekhan der Arier Nordindiens, ringsum isoliert auf. Es ist eine große Hochlandsscholle, mit Steilrändern, die im Westen dicht am Arabischen Meere jäh abstürzen (Westghats), während der niedrigere Ostrand weiter vom Bengalischen Meer entfernt bleibt und sich südwärts immer mehr von ihm zurückzieht, so daß sich hier zwischen Hochland und Meer noch eine durch größere vereinzelte Plateaustücke und zahllose einzelstehende Felsenhorste unterbrochene Tiefebene erstreckt. Das Hochland erreicht seine größte Erhebung (mit den 2693 m hohen Anämalä- und den 2546 m hohen Nilgiri-Bergen) im Westrand und fällt nach Osten zu gleichmäßig ab. Deshalb fließen auch die meisten Ströme des Dekhan (Son, Mahanadi, Godaweri, Krischna, Tschaweri, Tamraparni) nach Osten ab; nur zwei, Narbada und Tapti, haben in tiefen Rinnen ihren Lauf westwärts eingegraben. Sie scheiden mit den ihnen parallel ziehenden Windhja–Satpurabergen das Hochland des Dekhan in einen südlichen und einen nördlichen Teil (Mittelindien), der weniger durch seine gebirgige Natur, als durch seine Waldwildnisse und seine Malariagefährlichkeit lange Zeit die weitere Ausbreitung der Arier gehemmt hat. Alle jene Ströme sind wegen ihres sehr wechselnden Wasserreichtums, ihrer Stromschnellen und Wasserfälle am Steilrande des Hochlandes für Schiffahrt und Verkehr fast bedeutungslos.

c) Die Lage.

Die Lage ist in Indien für die ganze Entwickelung des Natur- und Menschenlebens entscheidend geworden. Das geographische Verhältnis der mittleren Halbinsel Südasiens einerseits zu dem ungeheuern, trockenen und abflußlosen Wüsten- und Steppengebiet, anderseits zu dem tropischen Meere mit seiner feuchtigkeitgesättigten Atmosphäre bedingt die Menge der Niederschläge und ihre Verteilung, in zweiter Linie die Fruchtbarkeit der einzelnen Teile des Landes und deren Wirkung auf die Besiedelung.

Wenn sich im Frühjahr und Sommer der kahle Boden der großen innerasiatischen Wüsten und Steppen erhitzt und diese unter geringem barometrischen Drucke stehen, dann strömt die schwerere, mit Feuchtigkeit gesättigte Luft über den tropischen indischen Meeren in nordöstlicher (durch die Drehung der Erde abgelenkter) Richtung über Indien hin. In dessen südlicher Hälfte trifft sie sofort auf den steil aufragenden Wall der Westghats, und ein großer Teil ihrer Feuchtigkeit schlägt sich an den Gebirgswänden in heftigen Gewittergüssen nieder, um in reißenden Bächen und Strömen kurzen Laufes wieder ins Meer zurückzukehren; die trockener gewordenen Winde aber, die die Wasserscheide der Ghats überschritten haben, geben an das nach Osten sich absenkende Hochland nur wenig Feuchtigkeit mehr ab. Erst wenn sie an der Riesenwand des Himalaja ankommen, schlägt sich fast alle noch erhaltene Luftfeuchtigkeit dort nieder; darum gehören die Berge Assams zu den niederschlagreichsten Gegenden unserer Erde (Regenhöhe von Tscherra Pantschi in Assam während des Sommers 11, im ganzen Jahr 13 m). Dagegen liegt im Winterhalbjahr ein weit ausgedehntes barometrisches Maximum über Mittelasien, ein Niederdrucksgebiet über dem von der Sonne

durchglühten Südafrika und dem Indischen Meere. Die Luftströmung kehrt sich um und weht als Nordostmonsun aus dem großen trockenen Festlande heraus: sie bringt Indien weit weniger und, was schlimmer ist, viel weniger sicher Feuchtigkeit. Weite Strecken ostwärts von den Ghats bis hinauf zu den Himalajabergen leiden daher an Wassermangel und, wenn der Regen des Ostmonsuns ausbleibt, an furchtbaren Hungersnöten.

Die Fruchtbarkeit des Landes entspricht dem Maße der natürlichen oder künstlichen Versorgung des Bodens mit Wasser. In üppigster Pracht prangt ohne des Menschen Zutun die Pflanzenwelt an der Malabarküste. Jenseit des Kammes der Westghats aber ändert sich das Bild. Es treten zuerst Wälder auf, die sich durch periodisches Abwerfen der Blätter vor zu starker Verdunstung während der trockenen Zeit schützen; dann nimmt die Pflanzenwelt weithin fast steppenhaften Charakter an, der Landbau zieht sich in die nächste Nähe der Brunnen oder Stauteiche, in den Bereich der Flußufer und auf die Deltas der Flüsse zurück. Der steile Wall der westlichen Ghats hört im Norden mit dem Flusse Tapti auf, und so dringt die Luftfeuchtigkeit hier tiefer in das Land ein; die dahinter liegenden Höhen Mittelindiens erhalten wieder mehr Niederschläge: sie haben mehr Wälder, aber auch viel menschenverscheuchende Malaria. Die große Tiefebene im Norden Indiens erhält, je weiter man sich vom Gangesdelta westwärts entfernt, desto weniger atmosphärische Niederschläge, dafür aber überall da, wo künstliche Berieselung aus den Flüssen des Himalaja, zum Teil auch aus denen des Nordrandes des Dekhan, hingeleitet werden kann, reichlichen Ersatz. Das Gangesdelta und die Niederungen des Brahmaputratals leiden sogar an einem Übermaße von Niederschlägen und Bodenfeuchtigkeit.

Der Anbau des Landes, besonders mit Mehlfrüchten, wird in erster Linie bedingt durch das Maß der Wasserversorgung. Reis wird überall da mit Vorliebe angebaut, wo Wasser reichlich vorhanden ist, so an der ganzen Malabarküste, an den Deltas der dekhanischen Flüsse, des Indus und des Ganges sowie in Assam. Das weniger feuchte Land bringt unter günstigen Berieselungsverhältnissen riesigen Ertrag an Weizen, so das Pandschab, die britischen Nordwestprovinzen, Audh, die Zentralprovinzen und günstige Striche in der Präsidentschaft Bombay. Bei geringer Wasserversorgung gedeihen noch einzelne Getreidearten (Eleusine coracana, manche Hirsearten) und Hülsenfrüchte. Wo aber auch hierfür das Land zu trocken ist, wie besonders in großen Bezirken des südlichen Dekhan, gibt die Viehzucht (Schafe, Büffel usw.) dem Menschen noch die Möglichkeit eines wennschon ziemlich kümmerlichen Daseins: die jetzt weitversprengte und heruntergekommene Kaste der Kurumbas (Hirten) hat in alten Zeiten eine bedeutende Rolle gespielt.

B. Die Bevölkerung.

Die Volksdichte ist in Indien wesentlich an die Ertragsfähigkeit des Landbaues gebunden. Mineralische Gaben spendet dort die Natur nur in bescheidenen Mengen. Kohlen sind nicht reichlich vorhanden und werden erst in letzter Zeit in größerem Maßstabe gewonnen; Eisenstein ist zwar weitverbreitet, wurde aber von den Eingebornen nur in allerkleinsten Betrieben verarbeitet, und durch den Wettstreit mit den großen europäischen Werken ist diese Industrie so gut wie erloschen. Indiens Reichtum an wertvollen Metallen und an Edelsteinen ist überschätzt worden: sein wahrer Reichtum liegt nicht im Boden, sondern wächst über ihm. Die Bevölkerung ist daher überwiegend ländlich.

Der letzte fertig vorliegende Zensus von 1901 zählte unter 730753 Wohnorten nur 2148 eigentliche Städte: davon hatten 570 unter 5000 Einwohner, 471 zwischen 10000 und 20000, 167 mehr als 20000. Mehr als 100000 Bewohner haben nur 31, mehr als 300000 nur 4 Städte (Kalkutta, Bombay, Madras und Haiderabad). Während in England 53 Prozent der Bevölkerung in 182 Städten mit mehr als 20000

Einwohnern leben, ist das in Indien nur bei 4,84 Prozent (in 167 solchen Städten) der Fall. Berechnet man die gesamte Volksdichte (294 361 056 Bewohner auf 1 766 597 Quadratmeilen: mit Burma), so erhält man rund 170 Bewohner auf eine Quadratmeile. In den einzelnen, immer noch großen Bezirken schwankt das Verhältnis zwischen 24 und 1395; in Britisch-Indien ist sie größer als in den Eingeborenenstaaten, was zum Teil auf die Hebung des Landes durch die Europäer, zum großen Teil aber auch darauf zurückzuführen ist, daß England alle Staaten mit ertragreicherem Land in seinen Besitz gebracht hat.

Für eine systematische ethnographische Betrachtung der Bevölkerung Indiens gibt es keinen durchgreifenden, alle wichtigeren Erscheinungen des Völkerlebens berücksichtigenden Einteilungsgrund. Seine verschiedenen Seiten laufen durchaus nicht einander parallel. Als wichtigste Gesichtspunkte ergeben sich das körperliche Verhalten, die Sprache, die Religion und die sozialen Besonderheiten mit all den dazugehörenden Äußerungen des Volksgeistes.

Parsi-Familie aus Bombay. Nach Photographie. Vgl. Text S. 358.

a) Das körperliche Verhalten.

Von vornherein läßt sich eine körperliche Gleichartigkeit der Bevölkerung Indiens nicht erwarten. Wiederholt sind, abgesehen von der Eingießung portugiesischen, holländischen und englischen Blutes in den letzten vier Jahrhunderten, durch die Nordwestpässe des Landes der weißen oder der gelben Rasse angehörige Fremde eingebrochen. Allerdings ist, soweit die mongolischen Fürsten herrschten, jetzt fast jede Spur der letzteren in den Rassenmerkmalen der heutigen Inder verschwunden. Aber zäh hat sich die mittelländische (weiße) Rasse erhalten: ihre Nachkommen bilden einen der beiden Hauptbestandteile in der Rassenzusammensetzung des Landes. An der Westküste hat sich früh ein lebhafter Handelsverkehr mit dem Abendland entwickelt und in der körperlichen Erscheinung der Küstenbewohner seine Spuren zurückgelassen: von den Arabern stammen die semitischen Gesichtszüge bei Mohammedanern der Malabarküste; und wiederholt sind jüdische Flüchtlinge in geschlossenen Gruppen eingewandert, so die Juden von Kotschin (jetzt 1137), die nach ihrer Überlieferung ihre Heimat nach der Zerstörung ihres großen Heiligtums durch Titus (70 n. Chr.) verließen, so die Kolonie der Juden in Bombay, die durch den Fanatismus des Islam aus ihren Wohnsitzen vertrieben worden waren. Ebenso floh 717 vor der Bekehrungswut der Anhänger Mohammeds aus Persien

eine größere Menge von Feueranbetern: jetzt ist die Küste von Bombay der Mittelpunkt von 94 190 Parsi (s. die Abbildung S. 357), die an der Religion Zarathustras festhalten. Viele von ihnen erinnern in ihrem semitisch beeinflußten Gesichtsschnitt an die Königsdarstellungen im alten Ninive, andere an die heutigen Vertreter der weißen Rasse im armenischen Hochlande (die Tadschik).

An der Ostküste ist mehr indisches Blut, besonders nach der gegenüberliegenden burmanischen Küste (Klings, d. h. Nachkommen des Kalingareiches) ausgewandert, als fremdes von außen her eingedrungen. Stärker ist dagegen mongolisches Blut im Norden und Nordosten zugeströmt. Die südlichen Abhänge des Himalaja östlich von Dardistan haben sich in langsamem Durchsickern von Mongolen über die schwierigen Pässe augenscheinlich von Tibet her mit mongolisch-indischen Mischstämmen bevölkert. Die ähnlich zusammengesetzte Mischbevölkerung Assams, ebenso wie manche Ostbengalen und Orissa bewohnenden Stämme haben ihren mongolischen Anteil wohl weniger über die kaum überschreitbaren Parallelgebirgsketten im Osten Assams als von den bequemen Zugängen aus Burma her erhalten.

Aber alle diese fremden Beimischungen bilden nur kleine, bis auf die mongolisch-indische Mischbevölkerung verschwindend kleine Glieder in der Rassenzusammensetzung des ganzen Landes. Die beiden Hauptteile sind Vertreter einer weißen, erst verhältnismäßig spät (vor 4—5000 Jahren) von Nordwesten her eingewanderten und einer dunkelgefärbten Rasse, die man als direkte Nachkommen der Urbevölkerung (vgl. S. 362) ansehen darf.

Durch ihre dunkle Pigmentierung von Haar, Augen und Haut, die oft die tiefsten Abstufungen von dunkelbraun erreicht, die überhaupt vorkommen, ist diese Rasse ebenso wie durch den schmalen Hirnschädel und durch die breite und niedrige Nase der schwarzen Negerrasse Afrikas ähnlich: doch unterscheidet sie von dieser das kleinere, mehr gerade gestellte Gesicht und besonders das zwar schwarze, aber doch nur mäßig krause, oft lockige oder leicht gewellte, niemals wollige Haar. Im ganzen erreichen die zu dieser Rasse Gehörigen eine Körpergröße, die im Durchschnitt nicht unbeträchtlich geringer ist als die Mittelgröße der Deutschen: Stämme, die unter sehr ungünstigen und kärglichen Daseinsbedingungen leben (viele Berg- und Dschangelbewohner, die Sklavenkasten usw.), bleiben so weit dahinter zurück, daß man sie den Zwergvölkern zurechnen muß, ohne sie jedoch von der gesamten dunkeln Rasse Indiens trennen zu dürfen.

Die weiße Rasse in Indien unterscheidet sich von der dunkeln namentlich durch ihre geringe Pigmentierung; sie überschreitet in ihren reinblütigen Vertretern nicht die Färbungstiefe der europäischen Mittelmeervölker. Der Wuchs ist im ganzen höher, das Gesicht und die mit höherem Rücken mehr nach vorn vortretende Nase sind schmäler als bei den Schwarzen.

Was die geographische Verbreitung der Rassen anlangt, so begegnen uns im Nordwesten, unmittelbar anstoßend an die mehr oder weniger stark mit semitischem Blute durchsetzten Afghanen und Belutschen, die verhältnismäßig reinsten Vertreter der weißen Rasse. In Kaschmir, in den Hügeln des Fünfstromlandes und hinüber bis zum Oberlaufe des Ganges ist wenig von einer Beimischung anderer Rassenbestandteile zu merken. Dagegen tritt eine stärkere Pigmentierung der Haut in verschiedenem, nach Kaste und Wohnsitz abgestuftem Grade weiter östlich im Mittel- und besonders im Unterlaufe des Ganges hervor. Noch weiter östlich, in Assam, verschwinden die Merkmale der weißen Rasse mehr und mehr, und nur in den höheren Kasten ist eine geringe Beimischung ihres Blutes zu erkennen; dagegen ist die weit überwiegende Masse der Bevölkerung Mischblut der schwarzen und der gelben Rasse. Ähnlich zusammengesetzt sind die zahlreichen kleinen Gebirgsstämme des Himalaja bis nach Dardistan hin. Südwärts dringt die gelb-schwarze Mischung kaum über Orissa hinaus; hier macht sich in den höheren Kasten (Brahmanen) eine stärkere Beimischung des weißen Rassentums bemerklich. Dann kommt in Mittelindien ein Gürtel fast

unvermischter dunkelhäutiger Bevölkerung; auch weiter südlich, auf dem Dekhan und der ihm vorgelagerten Randebene, überwiegt das Blut der schwarzen Rasse, freilich in den einzelnen Kasten in verschiedenem Grade mit Blut der weißen Rasse gemischt. Auf der Westküste dagegen sind, abgesehen von kleinen fremden Kolonien (Juden, Parsi), einzelne feste, fast weiße Gruppen in die dunkelhäutige Bevölkerung eingesprengt. Besonders bewahren einzelne Abzweigungen der Brahmanenkaste (Konkanath-, Nambutiri-, Haïga-Brahmanen) ängstlich ihre Kasten- und Blutreinheit; auch die Kriegerkaste der Naïr und die Kaste der Tempelmädchen hebt sich von der übrigen Bevölkerung durch ihre helle Hautfarbe ab.

b) Die Sprachen Indiens.

Sprachlich sind in Indien große Verschiedenheiten vorhanden. Die Sprachwissenschaft unterscheidet als die drei Grundformen der Sprache die isolierenden, die agglutinierenden und die flektierenden Sprachen: sie sind alle drei in Indien vertreten und decken sich im allgemeinen mit den drei dort vertretenen Hauptrassen, den Mischlingen der mongolischen und der dunkelhäutigen Rasse (Indochinesen), der unvermischten dunkelhäutigen (Drawida) und der weißen Rasse (Arier). Zieht man von Goa eine gerade Linie in nordöstlicher Richtung bis nach Radschmahal am Beginne des Gangesdeltas (s. die Karte bei S. 426), so liegt südöstlich davon die Hauptmasse der agglutinierenden, nordwestlich und im Osten bis in das Gangesdelta und in das Brahmaputratal vorgeschoben das Gebiet der flektierenden, am Saume des Südabfalles des Himalaja und der Berge Südassams das der isolierenden Sprachen.

Jene Grenze zwischen arischen und drawidischen Sprachen ist nicht als eine scharfe Linie aufzufassen: über sie hinaus sind noch vereinzelte drawidische Sprachinseln weit in das Gebiet der arischen Sprachen hinein verbreitet. Die lange Loslösung von der dichten Masse der Drawidavölker hat natürlich dazu geführt, daß die grammatischen Formen vielfach von denen der übrigen Drawida abweichen; auch haben sie zahlreiche Lehnwörter aus den sie umgebenden Sprachen aufgenommen. Diese inselhaften Drawidastämmchen leben sämtlich unter kümmerlichen Verhältnissen und auf niedriger Kulturstufe: es sind die Khond in den Berggegenden Orissas, Gandschams und Kattaks, die Gond, ein in mehrere Sprachinseln zwischen Narbada und Godaweri aufgelöster Stamm, die Oraon in Tschota Nagpur, endlich die am weitesten nach Norden vorgeschobenen, in den Bergen von Radschmahal am unteren Ganges lebenden Mal Paharia, deren Sprachen, obgleich stark von den anderen Drawidasprachen abweichend, doch der drawidischen Familie zugezählt werden. Fraglicher ist die Zugehörigkeit der westlich vom unteren Indus bis nach Belutschistan hinein wohnenden Brahui. Sind sie ein Glied derselben Sprachenfamilie, so ist die starke Abweichung ihrer Sprache von ihren Schwestern leicht zu erklären durch die Stürme der verschiedenen Völkerwanderungen, die auch über ihr Land hinweggegangen sind. Immerhin finden sich bei ihnen noch Sprachähnlichkeiten mit den drawidischen Sprachen Südindiens. Genaueres wird sich erst feststellen lassen, wenn George A. Griersons „Linguistic Survey of India“ (1898 ff.) vollendet vorliegen wird.

Ein ethnologisches Rätsel bilden die in den Präsidentschaften Bengalen, Madras und den Zentralprovinzen inselartig zersprengten Kolarier (etwa 3 Millionen Menschen), deren Sprachgebiet ursprünglich wohl weiter ausgedehnt, aber durch das Vordringen arischer und wohl auch drawidischer Sprachen eingeengt und zerstückt worden ist. Ihre Sprache unterscheidet sich von der der Drawida (von denen sie körperlich durchaus nicht verschieden sind) durch vollständig verschiedenen Wortschatz und durch Anfänge von Flexion; sie sind aber noch sehr wenig bekannt, und die Ansichten über ihre sprachliche Stellung und die Abgrenzung in einzelne Dialekte werden sich bei genauerem Studium wohl noch sehr ändern. Eine sprachliche Verwandtschaft mit einzelnen hinterindischen Stämmen ist behauptet, aber nicht erwiesen worden.

c) Die Verbreitung der indischen Religionen.

Das Bild der Verbreitung der verschiedenen Religionssysteme leidet unter dem Umstande, daß eine scharfe Abgrenzung oft nicht möglich ist. Eine einfache Anschauung vom Wesen des Göttlichen, ererbt und mit Zähigkeit festgehalten aus der Zeit frühester Völkerentwickelung, bildet überall den Untergrund und durchdringt auch die höheren Religionssysteme. Wenn sich der Hindu bald zu Wischnu, bald zu Schiwa bekennt, so gibt es doch keinen, der nicht auch die Dämonen fürchtet, die das ganze religiöse Verehren und Fürchten der niedersten Stämme beherrschen; haben doch auch diese Mächte ihren anerkannten Einzug in den Hinduhimmel gehalten. Die Angaben über die Zahl der Bekenner der einzelnen Religionen sind daher sehr unsicher; sie wechseln von einer Volkszählung zur anderen in einem Grade, der deutlich zeigt, daß es sich dabei um ganz verschwimmende Grenzen handeln muß. Für das niedrigste dieser Bekenntnisse, den Dämonenglauben, gibt die Volkszählung von 1890 eine Verhältniszifffer (zur Gesamtbevölkerung) an, die im britischen Teil Indiens 2,64, in den anderen Landesteilen 5,20 Prozent beträgt. In erster Linie handelt es sich dabei um die von der brahmanischen Kultur nicht berührten unabhängigen, wilden Stämme in den schwer zugänglichen Dschangelgebieten, dann aber auch um manche der sogenannten Sklavenkasten. So ist die reine Dämonenverehrung am stärksten vertreten bei den drawidischen und kolarischen Stämmen in den Mittelprovinzen (14,8 Prozent der Bevölkerung) und den benachbarten eingebornen Staaten (22,7 Prozent), dann aber auch in Unterbengalen (13,0 Prozent), in Assam (17,7 Prozent) usw.

Die weit überwiegende Mehrzahl (72⅓ Prozent) der Bewohner Indiens bekennt sich zu der einen oder anderen großen Gottheit der Hindu. Da, wo wir jene Durchschnittszahl nicht erreicht sehen, wird dem Hinduismus das Feld streitig gemacht durch den Islam, zum Teil auch durch den Dämonenglauben oder durch besondere Religionsformen: so im Pandschab (37,1 Prozent Hindu, 55,7 Prozent Mohammedaner, 6,7 Prozent Sikhs), in Kaschmir (27,2 Prozent Hindu, 70,5 Prozent Mohammedaner), in Assam (54,7 Prozent Hindu, 27 Prozent Mohammedaner, 17,7 Prozent Dämonengläubige), in ganz Bengalen (63,4 Prozent Hindu, 32,8 Prozent Mohammedaner und 3,2 Prozent Dämonenverehrer). In allen anderen Provinzen und Staaten wird die Durchschnittsverhältniszahl der hinduischen Religion überschritten, am stärksten im Süden Indiens, besonders in Maisur, Kurg, Haiderabad, in der Präsidentschaft Madras, auch in Puna und Baroda.

Von der Gesamtzahl der auf 243 Millionen geschätzten Bekenner des Islams fallen 62 Millionen, also ein Viertel (25,51 Prozent) auf Indien. In allen Teilen Indiens ist diese Religionsform vertreten: die Neutralität der Mohammedaner gegenüber dem Kastenwesen gibt ihnen den Vorteil geschäftlichen Verkehrs mit allen sozialen Schichten; am stärksten naturgemäß dort, wo große mohammedanische Staaten länger bestanden haben. So sind die nordwestlichsten Provinzen und Staaten (die Einbruchspforte für den Islam) am dichtesten mit ihren Anhängern besiedelt: zu den bereits genannten Zahlen des Pandschab und Kaschmir kommt noch Sindh mit 70 Prozent Mohammedanern; dann folgen die Hauptländer des Mogulreichs, das bergige Vorland der Nordwestprovinzen (30,6 Prozent), Ostbengalen (mit mehr als der Hälfte der Bewohner), auch einzelne Teile der Präsidentschaft Bombay (besonders die Stellen alten Handels usw.). Im Süden ist die Verhältniszahl der Mohammedaner wesentlich geringer. Zu den Stämmen der Mittelprovinzen ist der Islam so gut wie gar nicht vorgedrungen; auch Maisur und Haiderabad haben nur wenig Mohammedaner.

Und in der übrigen Präsidentschaft Madras wäre der Islam gar nicht vertreten, unterbrächen hier nicht einzelne Gruppen (Mappilla oder Moplah an der Malabarküste, die Labbe an der Koromandelküste, beide der Anwesenheit arabischer Händler ihren Ursprung verdankend) die Gleichförmigkeit des Hindutums.

Der einst in Indien so verbreitete Buddhismus ist jetzt ganz dem Polytheismus der Hindu gewichen; nur in den Gebirgsländern des Nordens (Kaschmir, Himalajatäler) und des Nordostens (tibetanische und burmanische Grenze) ist eine geringe Anzahl von Bekennern des nördlichen Zweiges dieser Religion vorhanden, die aber nur in Kaschmir 1 Prozent der Bevölkerung erreichen. Etwas häufiger ist die dem Buddhismus nahestehende Lehre der Dschaina (Jaina) in einzelnen Provinzen, wenn auch ihre Anhänger nirgends 5 Prozent der Bevölkerung ausmachen. Radschputana, Adschmir und Gudscherat sind die Hauptländer dieses Glaubens, der in ganz Indien nur 1,4 Million Bekenner zählt ($\frac{1}{2}$ Prozent der Gesamtbevölkerung).

Von anderen Bekenntnissen ist noch zu nennen das der fast ausschließlich auf das Pandschab beschränkten Sikh (1,9 Million, $\frac{2}{3}$ Prozent der Gesamtbevölkerung). Sie sind eine mohammedanisch beeinflußte Hindusekte, die sich jetzt aber vom Hinduismus fast nur noch durch gewisse Zeremonien unterscheidet. Die übrigen nach Indien von außen her eingeführten Religionen sind sehr schwach vertreten: die Parsi (Westküste Indiens mit Bombay als Mittelpunkt) mit 90000, d. h. mit 0,03 Prozent, die Juden (alte Kolonien in Bombay und Kotschin, außerdem einzelne fremdländische, über ganz Indien zerstreute Händler) mit 17200 Seelen (0,006 Prozent) und die Christen mit 2,9 Millionen (0,8 Prozent). Von letztern sind 2036600 = 89 Prozent getaufte Eingeborne, 80000 = 3,5 Prozent europäisch-indische Mischlinge und 168000 = 7,4 Prozent Europäer, darunter etwas über die Hälfte Soldaten mit ihren Angehörigen.

d) Das Kastenwesen.

Im sozialen Leben der indischen Völker ist die Kaste die am tiefsten eingreifende und deshalb bezeichnendste Erscheinung, eine Einrichtung von so unendlicher Mannigfaltigkeit im einzelnen, daß sich ein Verständnis ihres Wesens nur aus ihrer geschichtlichen Entwickelung im Zusammenhange mit der des ganzen Volkes gewinnen läßt (vgl. S. 378 ff.)

2. Die Geschichte Vorderindiens.

Die Geschichte Indiens ist ein Schauspiel in drei großen Akten: den ersten erfüllen die Kämpfe zweier Rassen um die Herrschaft, den zweiten der Streit zweier Religionen, den dritten das Ringen um die wirtschaftliche Ausnutzung des Landes. Im ersten Zeitalter stoßen Arier und Drawida aufeinander; das Ergebnis ihrer Kämpfe ist die Entwickelung einer Mischrasse und eines Mischvolkes, dessen staatliche, soziale und religiöse Einrichtungen sich teils aus der Verschmelzung beider, teils aus der stärkeren Kraft des einen oder anderen Teiles erklären. Das so entstandene Mischvolk ist der Träger der hinduischen Gottes- und Weltanschauung; semitisch-turanisch-mongolische, von Nordwesten her eindringende Stämme sind die Bringer des Islam, und das gewaltige Ringen beider bildet den zweiten Abschnitt. Im dritten tritt der Europäer auf den Plan, und der wirtschaftliche Wettbewerb um die Reichtümer des Landes endet mit dem völligen Zusammenbruche sowohl der mohammedanischen als auch der hinduischen Selbständigkeit, mit dem Siege der größeren geistigen

Begabigung, Zielbewußtheit und Kraft. Von der Urzeit bis um 1000 n. Chr. dauerte die Zeit einheimischer, arisch-dravidischer Entwickelung (das indische „Altertum"), dreiviertel Jahrtausend der („mittelalterliche") Kampf des Hindutums mit der fremden Religion, und die indische „neue" Zeit begreift nur die letzten anderthalb Jahrhunderte in sich, die freilich genügt haben, das Wesen des ganzen Volkes in viel tieferer Weise umzugestalten, als es die Jahrtausende vorher vermocht hatten.

A. Das indische Altertum.

a) Die Vorgeschichte.

Wenn das erste Zeitalter im Kampfe zweier Rassen und ihrem gegenseitigen Ineinanderwachsen besteht, so sind zunächst jene, jede für sich, ins Auge zu fassen.

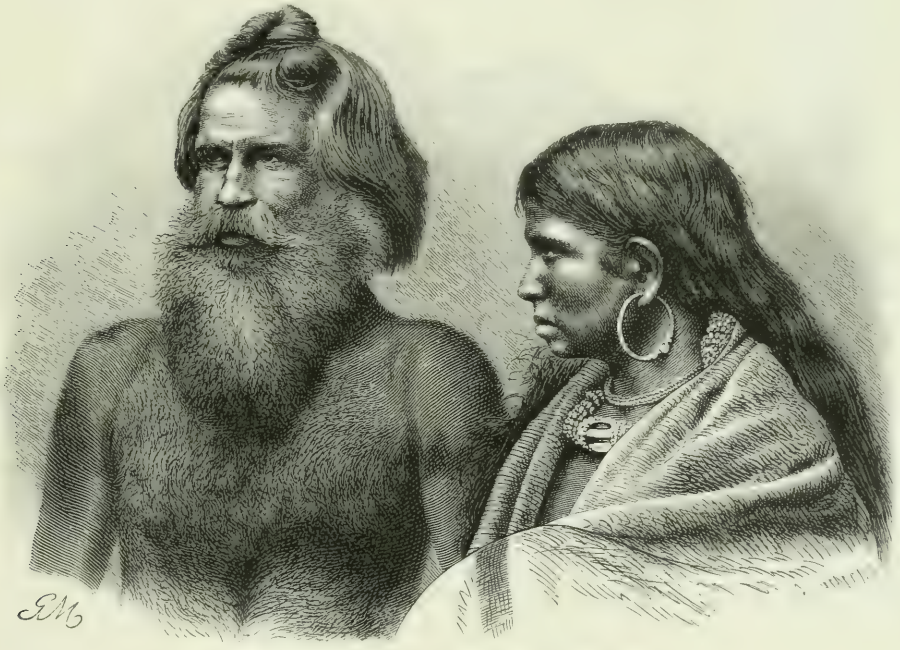
α) Die Urbewohner des Landes.

Die ureinheimische Rasse hat uns weder mündlich noch schriftlich Urkunden über ihr Dasein hinterlassen. Wohl aber birgt Indien Werke von Menschenhand aus jener Vorzeit. Wie in Europa, zeigen auch dort Funde von Steingerät, von Lanzen- und Pfeilspitzen, Messern, Schabern, Hämmern usw. aus Jaspis, Achat, Chalzedon (echter Feuerstein kommt in Indien nicht vor), daß der Zeit der Metalle eine ursprünglichere Daseinsform der Menschen vorhergegangen war. Ob sie bis in die Tertiärzeit zurückreichen, wie manche Forscher anzunehmen geneigt sind, ist noch fraglich. Vgl. S. 28 ff.

Häufig sind Gräber und Grabdenkmäler: in den Laterit Malabars hineingegrabene Grüfte, Grabhügel aus Erde oder Steinen (Cairns) kommen reichlich in ganz Indien vor; ein solcher „Cairn" im Lande der Gonds wird einer im Kampfe gefallenen Stammesfürstin zugeschrieben und von jedem Vorübergehenden durch Hinzufügen eines der in jener Gegend häufigen Quarzkristalle vergrößert. Dann gibt es auch Steinkammergräber, Ganggräber, megalithische Steintische mit drei oder mehr Stützsteinen, Menhirs (aufgerichtete Einzelsteine), einfache oder mehrfache Steinkreise, Steinalleen usw., kurz alle in den Ländern um das Mittelmeer beobachteten Steinsetzungen (vgl. S. 87 ff.), neben rein indischen Formen, wie dem Kudikal (d. h. Regenschirmstein) oder dem Topikal Malabars (Hutstein, Steintisch mit nur einem einzigen Steinfuße). Besonders die erstgenannten megalithischen Denkmäler finden sich ganz im Norden (Khassiaberge), wie im mittleren Teile (Haiderabad usw.) und auch im Süden (Nilgiri, Anämaläberge, Distrikte Koimbatur und Tinnewelli usw.). Die ältesten Gräber enthalten noch keine Beigaben aus Metall; in späteren kommt dies aber in einer Bearbeitung vor, die ein hohes technisches Können zeigt und auf fortgeschrittene Kultur schließen läßt (eiserne Pfeilspitzen, Messer, Lampen, Dreifüße, Steigbügel usw.). Scherben von roter oder schwarz gebrannter Tonware oder auch ganze Urnen gehören zu den häufigsten Grabfunden; auch rohe Tondarstellungen von Menschen oder Büffeln kommen vor. Bei vielen Begräbnissen war die Leiche verbrannt (Aschenurnen); in anderen Gräbern liegen die unverbrannten Skelette, selten wohlerhalten, meist so sehr verwittert und morsch, daß sie an der Luft zu Staub zerfallen. Mehrfach hat man um die Hauptperson Weiber oder Männer beigesetzt, denen der Kopf abgeschlagen war. Nur in seltenen Fällen bewahrte sich die Erinnerung an eine bestimmte Person, die in einem Grabe beigesetzt ward. Das Volk nennt jene Gräber in Südindien Pandicazhai, d. h. Pandjagräber, indem es sie der ihm unbestimmt vorschwebenden Zeit des stolzen Pandjareiches (S. 385) zuschreibt. Die älteste Literatur jedoch, sowohl die dravidische als auch die sanskritische, erwähnt mit keiner Silbe diese Gräber.

Dagegen enthüllen uns die Lieder der im Beginne der eigentlichen Geschichte Indiens siegreich eindringenden Arier manches aus dem Leben der Ureinwohner, natürlich in feindseliger Beleuchtung. Dasa (Sklaven), Dasju (Niedrige), Mleccha (die Kauderwelsch Redenden) werden sie verächtlich genannt. Schwarz ist ihre Hautfarbe, klein und häßlich trotz des überladenen Schmuckes von Gold und Edelsteinen ihre Gestalt, breit und stumpf die Nasen, klein die Augen. Alles war anders als bei den Ariern, denen bei ihrem hohen, stolzen Wuchs, ihrer weißen Hautfarbe, ihrer kräftig geformten Nase (schönnasig nennen sie

die nach ihrem Bilde geformten Götter) die Unterscheidungsmerkmale der Feinde besonders auffallen mußten. Diese werden in die Berge zurückgedrängt, von wo aus sie, Feindschaft mit Feindschaft vergeltend, als „Räuber" sich an den Herden und dem Gut ihrer Unterdrücker schadlos halten; ja ihrer Zauberkunst wird die Macht zugeschrieben, Bäche und Flüsse, die Fruchtbarkeit und Gedeihen zur Ebene hinabtragen, versiegen zu lassen. Unheimlich ist die Macht der Götter, zu denen sie beten: sie werden daher geradezu Dämonen, „Jakschu" genannt, die das Feuer der arischen Opfer stören („Schimju"), und die selbst kein heiliges Feuer anzünden („Nitata"). Das Bild, das uns die altarische Schilderung von den Urbewohnern entwirft, entspricht ganz dem der Berg- und Dschangelstämme (s. die untenstehende Abbildung) sowie dem der niedrigsten, außerhalb der brahmanischen Kastenordnung



Mann und Frau der Toda. Nach O. Marshall.

stehenden Bevölkerung im heutigen Indien. Wie jene, so sind auch diese Stämme der Gegenwart in die armseligsten Lebensbedingungen eingeschränkt, und kümmerlich wie ihre Umgebung ist ihre ganze Kultur.

Erweckt die Ärmlichkeit des äußeren Lebens dieser Stämme unser Mitgefühl, so können wir ihrem Charakter unsere Achtung nicht versagen. Alle, die mit ihnen in Verbindung getreten sind und sie kennen gelernt haben, rühmen ihr Selbstbewußtsein, ihren Unabhängigkeitsdrang, ihre todesverachtende Tapferkeit, ihre Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit und Treue. Treu sind sie dem gegebenen Worte, treu ihrem Weibe, treu ihrem Stamme.

Der Pfeil eines (abwesenden) Häuptlings, den dessen Weib einem englischen Abgesandten als Empfehlung mitgegeben hatte, gewährte diesem in den abgelegensten Gegenden Sicherheit und Gastfreundschaft bei allen Genossen dieses wilden Stammes.

Das Familienleben ist oft anders gestaltet als bei modernen Kulturvölkern: wie aber auch die Form der Ehe geartet sein mag: immer sind innerhalb der durch die Sitte

geheiligten Familienform Mann und Weib einander treu, und wehe dem, der die Treue brechen oder das Weib zur Untreue verleiten wollte!

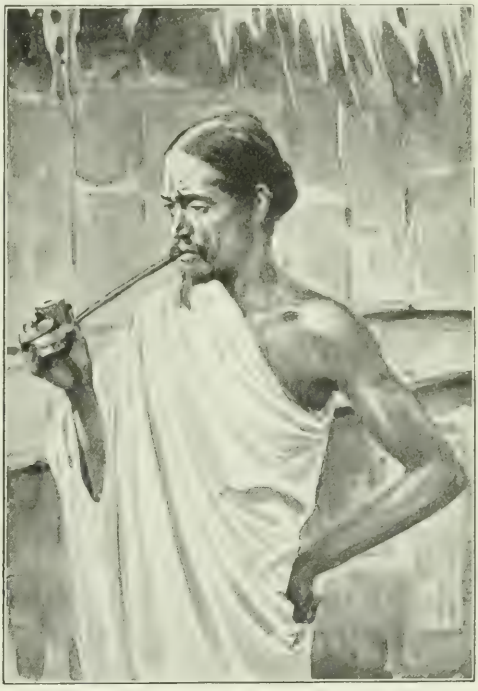
Es kommen Vater- und Mutterfamilien vor, d. h. entweder wird der Vater als Haupt und Stammhalter der Familie angesehen, oder es nimmt die Frau die erste Stelle im Hause ein, und die Familienzugehörigkeit setzt sich nur in weiblicher Linie fort. In der Vaterfamilie ist Monogamie die Regel, und die Ehe pflegt zu dauern, bis der Tod des einen oder anderen Gatten sie löst. Der Mann gewinnt sein Weib durch Kauf oder Raub, der jetzt aber wohl immer nur Scheinraub ist. Nur selten nimmt ein Mann noch eine zweite oder mehrere Frauen. Öfters wohl geschieht es, daß mit der Heirat zugleich auch die Brüder des Ehemannes eo ipso Gatten seiner Frau werden (in Kurg, bei den Toda, Kurumba usw.). Ganz verschieden von dieser Polyandrie, bei der immer der Mann das Haupt der Familie bleibt, ist die uralte Sitte (an der Malabarküste bei mehreren Kasten usw.), daß die Frau sich den Gatten wählt, ihn aber auch nach Belieben entlassen und einen anderen annehmen kann, ohne daß ihr daraus ein Vorwurf entsteht. Solche einander ablösende Ehen sind ebenso wie die ihnen entsprossenen Kinder vollständig echt: der Mann aber bleibt in der Familie ein Fremder, und die Kinder folgen dem Stamme der Mutter. Es bilden hier also nur die Nachkommen in ununterbrochener weiblicher Folge, dagegen da, wo die Vaterfamilie besteht, nur die in der männlichen Linie das größere soziale Gemeinwesen, die nur aus wenigen Familien bestehende Horde (Wedda, Uladen, Najadi usw.) oder bei weiter fortgeschrittener Ausgestaltung den Stamm. An der Spitze des letzteren steht der oft erbliche, oft aber durch Beschluß der Familienhäupter gewählte Häuptling; er vertritt den Stamm und leitet dessen gemeinsame Angelegenheiten. Nach außen schließt sich der Stamm streng ab: feindliche Eingriffe Fremder führen oft zur Blutrache: und der friedliche Verkehr und Warenaustausch vollzieht sich nicht nur bei den Wedda auf Ceylon durch den sogenannten stummen Handel.

Es ist ein schwerer Kampf ums Dasein, den der Berg- und Dschangelstamm kämpfen muß. Bei dem zwischen glühendem Sonnenbrand und furchtbarem Regenguß wechselnden Klima gewinnt er, zurückgedrängt in die Waldwildnis oder auf die steppenhaft dürre Fläche, nur spärliche Nahrung; werden doch oft genug auch die Stämme, die sich günstigerer Lebensverhältnisse erfreuen, von den schwersten Hungersnöten heimgesucht. Im Dickicht lauern der Tiger, die giftige Schlange: seine kärgliche Aussaat vernichten die Waldtiere, Elefant, Wildschwein, Stachelschwein; Aussatz, Malaria, Cholera und andre Volkskrankheiten dringen bis zu seinen entlegenen Wohnstätten, und der Tod schwingt mit unerbittlicher Macht die Sense in seinen Niederlassungen. Ringsum nur feindliche Gewalten! Wie könnte er sich da die höheren Mächte, die der Welt und des Menschen Geschicke lenken, als freundliche Götter vorstellen? Böse Dämonen sind es, die ihn von der Geburt bis zum Grabe verfolgen. Überall, in der Erde und im Wasser und in der Luft, im Felsen, im Waldesdunkel, auf öder Steppe lauern sie ihm auf; nachts durchziehen sie das Dunkel, um zu verderben, wer ihnen begegnet. Sie heischen Blut und lassen sich darum auch durch blutige Opfer von Hähnen, von Ziegen oder auch von Menschen vorübergehend beschwichtigen, oder ihren Grimm können Zaubermittel bannen, die der verzückte Priester (s. die Abbildung S. 365) nach Schamanenart gegen sie anwendet (Teufelstänzer). Was Wunder, wenn die Arier, denen die glänzenden Götter des Himmels freundlich zur Seite stehen, solche Menschen selbst für Dämonen, für Jakschu, für Rakschasa halten!

Die ältesten Lieder der Arier zeigen uns ihre Gegner übrigens nicht ausschließlich als jene kümmerlich lebenden Wilden, sondern sie lassen uns auch weiter in der Kultur vorgeschrittene Stämme erkennen. Neben den unstet umherziehenden Kikata (S. 363) gibt es auch ansässige Stämme, Nischada, die sich geordneter gesellschaftlicher Verhältnisse erfreuen, ja wegen ihres Reichtums von den Ariern beneidet und gehaßt werden. Oftmals werden die Götter, vor allem Indra, der Burgenzerstörer (Purandara), gepriesen, weil sie Hunderte von Burgen der schwarzhäutigen Dasju gebrochen haben: ja diese letzteren haben nicht nur feste Plätze zur Wehr gegen die Feinde, sondern auch „Wintersluchten", Herbst-, Regen- und

Wolkenburgen auf ihren Bergen, zum Schutze gegen die Überschwemmungen in der Ebene und gegen die schädlichen Miasmen. Die schlangenanbetenden Stämme (s. die Abbildung S. 366) der Naga werden bekämpft wegen ihres Reichtums an kostbarem Besitz. Ihre Hauptstadt, in der ihr Fürst Wasuki herrscht, ist überreich an Schätzen und schönen Frauen; der Fürst besitzt einen Talisman, der selbst Tote wieder zum Leben erwecken kann. Zugleich sind diese aber auch schlaue, auf ihren Vorteil bedachte Handelsleute, die das, was die Gunst der Natur und die Kunstfertigkeit der Hände hervorbringt, den Ariern zum Austausche anbieten.

Näheres über die Kultur der weiter fortgeschrittenen Eingebornen verraten uns zwar die altarischen Gesänge und Mythen nicht; dagegen ist die Sprache der dunkelhäutigen Rasse, die **drawidische Sprachenfamilie** (S. 359), eine wahre Fundgrube für die Beurteilung ihrer alten Kulturleistungen. Zwar ist sie jetzt auch stark mit arischen Bestandteilen (Sanskrit) durchsetzt; aber gerade der nichtarische Teil ihres Wortschatzes entrollt uns ein anschauliches Bild von dem vorarischen Kulturbesitze jener Stämme.



Geisterbeschwörer der Luschai. Nach „Globus".

Nach Bischof R. Caldwell[1], der, inmitten der dunkelhäutigen Bevölkerung lebend, mehr als ein Menschenalter dem Erforschen dieser Sprachen gewidmet hat, läßt sich aus dem ureigenen Wortschatze der drawidischen Stämme folgern, daß sie schon vor der Berührung mit den Ariern „Könige" hatten, die in festen Häusern wohnten und über kleinere Gebiete herrschten. Sie hatten Sänger, die ihnen bei Festen Lieder vortrugen; und es scheint, daß sie schon im Besitz eines Alphabets waren, das mit einem Griffel auf Palmyrapalmblätter geschrieben wurde. Ein Bündel solcher Blätter hieß ein Buch. Götterbilder und ein erbliches Priestertum gab es nicht, und die Vorstellung von Himmel und Hölle scheint den Drawida der Vorzeit ebenso wie die der Sünde oder die einer Seele fremd gewesen zu sein; doch glaubten sie an Götter, die sie mit einem den Ariern ganz fremden Worte, ko (König), benannten. Ihnen zu Ehren wurden Tempel errichtet und ko-il (Gotteshaus) genannt; über die Art des dem Göttlichen gewidmeten Dienstes gibt die Sprache keinen Aufschluß. Die Drawida jener Zeit hatten Gesetze, aber keine Richter: bestimmend für ihr Handeln war das alte Herkommen. Die Ehe war eine festgewurzelte Einrichtung bei ihnen. Die wichtigsten Metalle (mit Ausnahme von Zinn, Blei und Zink) waren ihnen bekannt; ebenso die größeren Planeten mit Ausnahme von Merkur und Saturn. Ihre Zahlen reichten bis 100, bei einzelnen ihrer Sprachen bis 1000; höhere Zahlen, wie das arische lakh (100 000) oder crore (10 Millionen), waren ihnen unbekannt. Arzneien benutzten sie; aber es gab weder eine Arzneiwissenschaft noch Ärzte. Weiler und Dörfer waren da, aber keine größeren Städte. Kähne, Boote und selbst seetüchtige Schiffe mit Verdeck wurden benutzt, aber nicht zu überseeischem Verkehr, und deshalb waren ihnen überseeische Länder (mit Ausnahme Ceylons) unbekannt; auch der Unterschied zwischen Festland und Insel tritt in ihrer Sprache nicht hervor. Ackerbau wurde sachverständig betrieben, und der Krieg war ihre Freude, Bogen, Pfeil, Speer und Schwert waren ihre Waffen (s. die Abbildung S. 367). Handwerke, wie Spinnen, Weben und Färben,

[1] R. Caldwell, A comparative grammar of the Dravidian or South Indian family of languages. 2. Ausgabe, London 1875.

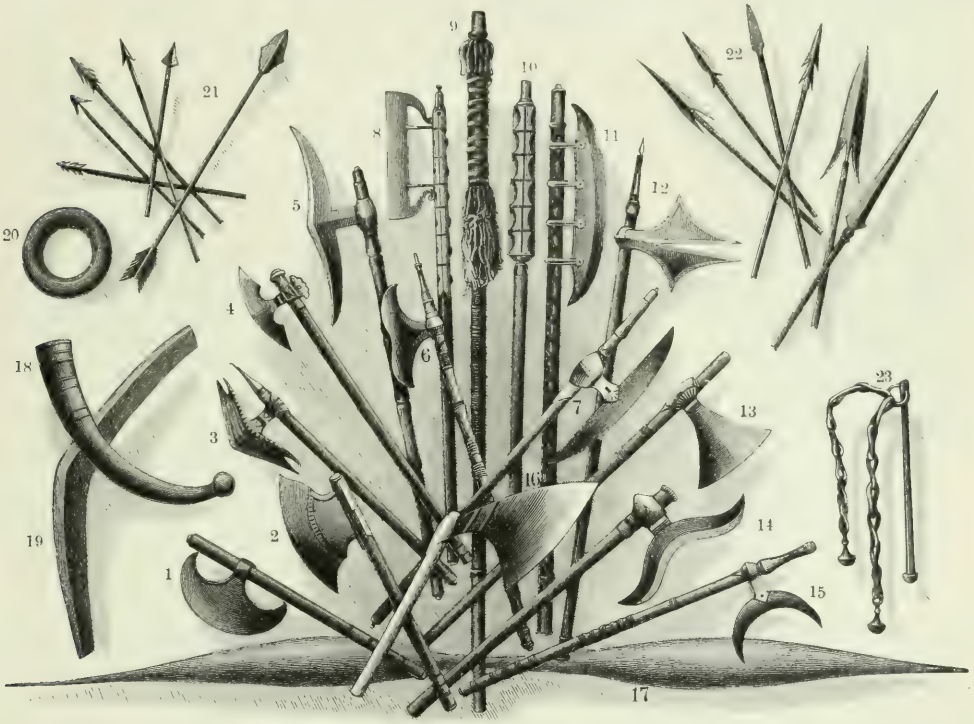
waren ausgebildet, ihre Tonwaren von großer Vollkommenheit (wie auch ihre Grabbeigaben beweisen). Mit höherer Kunst und Wissenschaft war es schwach bestellt: es gibt kein Wort für Bildhauer- und Baukunst, keins für Astronomie und Astrologie, ebenso keins für Philosophie und Grammatik. In allem, was geistige Vertiefung bedeutet, ist ihr Wörterbuch sehr mangelhaft: die einzigen Wörter für Geist sind „Zwerchfell", oder das „Innere": wohl gibt es ein dravidisches Wort für denken, aber kein besonderes für Gedächtnis, Urteil, Bewußtsein, Wille. Wir dürfen bei der Abwägung dieser letzten Sätze nicht vergessen, daß der übermächtige Einfluß der Brahmanen, die ihre hochentwickelten Bezeichnungen für alles Abstrakte einführten, manchen einheimischen Ausdruck zurückgedrängt und zum Erlöschen gebracht haben mag. Auch in

Schlangenbeschwörer in Bombay. Nach Photographie. Vgl. Text S. 365.

religiösen Dingen gibt uns die Wortvergleichung nicht ganz ausreichende Ergebnisse; und der Vergleich dessen, was auf diesem Gebiet altwedisch, und dessen, was allen dravidischen Stämmen, auch den in der Kultur fortgeschrittenen, gemeinsam ist, zeigt uns, daß die Grundvorstellungen und gottesdienstlichen Handlungen der Tschangelstämme nicht auf diese beschränkt, sondern von allem Anfang an Gemeingut dravidischen Denkens und Gottverehrens gewesen sind.

Sicher haben die Arier bei ihrem Vordringen nach Indien die dunkelhäutige Rasse als ältere Bewohner vorgefunden, fraglich ist nur, ob diese Stämme der kolarischen oder der dravidischen Völkergruppe angehört haben. Gewichtige Gründe sprechen für die Zugehörigkeit der Hauptmasse der Bevölkerung zur dravidischen Gruppe, vor allem der Umstand, daß die Ausläufer der dravidischen Sprache weiter in das arische Sprachgebiet vorgeschoben sind als die kolarischen. Ganz im Nordwesten scheinen die Brahui trotz langer Vereinsamung und trotz tiefgehender Beeinflussung andersprachiger Völker doch noch einige

entschieden drawidische Bestandteile in ihrer Sprache erhalten zu haben; im östlichen Teil Indiens aber reichen drawidische Stämme weiter nach Norden als die kolarischen Sprachinseln: die Paharia und Radschmahali weiter als die Santhals und Tschuangs, und im mittleren Indien die Hos, Mundas, Bhumidsch und Gonds weiter als die Kurku. Im ganzen scheinen die sprachlichen Eigentümlichkeiten der Kolarier, so ungenügend ihre Sprache auch bis jetzt erforscht ist, doch mehr nach dem Osten (Hinterindien) hinzuweisen; auch wohnen sie nach Osten hin geschlossener, im Westen in kleineren und dünner gesäten Ansiedelungen und machen mehr den Eindruck eines von Osten her ins Land vorgedrungenen Volkes. Noch mehr spräche



Indische Waffen: 1, 2, 4—8, 11—13, 15 Schlachtbeile von Tschota Nagpur; 3 von Kattak; 9 Morgenstern von Indor; 10 Schlagstock von Tinnewelli; 14 Schlachtbeil von Wizianagram; 16 Schlachtbeil von Gandscham; 17 Bogen von den Andamanen; 18, 19 Wurfhölzer von Gutscherat; 20 Wurfwaffe aus Stahl („Quoit"); 21 Pfeile von Bergstämmen; 22 aus Kandesch; 23 Schlagketten von Wizianagram. Nach Egerton, „An Illustrated Handbook of Indian arms" (London 1880, neue Ausgabe 1896). Vgl. Text S. 365.

es für die drawidische Stammeszugehörigkeit auch der vorarischen Bewohner Nordindiens, wenn sich die Meinung einzelner Sprachforscher besser begründen ließe, daß eine nahe Sprachverwandtschaft der Drawida mit den Uralaltaiern eine Einwanderung der ersteren von Nordwesten her wahrscheinlich mache. Aber die sprachlichen Beweise sind als Stütze einer so weitgehenden Annahme doch nicht ausreichend; die Ähnlichkeiten sind teils so vereinzelt (und deshalb vielleicht zufällig), teils so allgemeiner Natur, anderseits aber sprechen die körperlichen Verhältnisse so entschieden gegen einen verwandtschaftlichen Zusammenhang mit mongolischen Völkern, daß man mit einer solchen Ansicht nicht rechnen darf. In dem beschränkten Sinne, in dem überhaupt vom Anfang der Vorgeschichte zu sprechen erlaubt ist, sind jedenfalls dunkelhäutige Menschen und unter ihnen in weit überwiegendem Maße die Drawida die Urbewohner Indiens gewesen.

β) Die iranisch-indischen Arier in ihren Ursitzen.

Franz Bopp stellte 1833 aus der schon vor ihm bemerkten Ähnlichkeit des Sanskrits, der Sprache der Brahmanen (S. 412), und der meisten alten und neuen Sprachen Europas den nahen Zusammenhang einer großen Gruppe von Sprachen unzweifelhaft fest. Er zeigte, daß das Sanskrit nicht nur mit dem Altpersischen (Awesta), sondern auch mit fast allen Sprachen Europas nahe verwandt sei; Ausnahmen sind das Baskische und vereinzelte uralaltaische Sprachinseln im Norden und Osten Europas. Wie war eine solche Ähnlichkeit zu erklären? Es lag nahe, die durch Sprachverwandtschaft verbundenen Völker für blutsverwandt, d. h. von einem gemeinsamen Urvolk abstammend, anzusehen; und Aug. Pott, Christian Lassen, Jakob und Wilhelm Grimm und andere gaben der Annahme, daß jenes Urvolk in Asien gewohnt habe, fast die Macht eines Glaubenssatzes. Von dem dort wohnenden Stammvolke hätten sich nach und nach einzelne Glieder abgelöst und seien in verschiedenen Richtungen, die meisten nach Westen zu, weitergezogen, etwa so, wie man sich bei der Bildung unseres Sonnensystems die Abschleuderung der Planeten und ihrer Trabanten vom Urnebel denkt. Später zog man unter dem Einflusse der Darwinschen Abstammungslehre das Bild eines mehrfach gegliederten Stammbaumes vor; doch die Vorstellung, daß Asien die gemeinsame Wiege dieser „indogermanischen" oder „arischen" Völkerfamilie gewesen sei, behielt noch ihre Herrschaft. In neuerer Zeit hat man dann, gestützt auf sprachliche und anthropologische Gründe, den gemeinsamen Ursprung all dieser Völker in dem einen oder anderen Teil Europas gesucht; die meisten Sprachforscher, Ethnologen und Anthropologen schließen sich heute dieser Ansicht an[1].

Johannes Schmidt hat sich das Werden der indogermanischen Sprachen in dieser Weise gedacht: „Ich möchte (an die Stelle des Stammbaumes) das Bild der Welle setzen, welche sich in konzentrischen, mit der Entfernung vom Mittelpunkt immer schwächer werdenden Ringen ausbreitet." Mit einer solchen Anschauung stimmt auch am besten die Tatsache überein, daß die nahe zusammen wohnenden Völker und Sprachschätze einander durchweg ähnlicher sind als die weiter voneinander entfernten.

Wie von diesen Ursitzen aus sich die weitere Entwickelung der westlichen Kreise vollzogen hat, fällt nicht in den Bereich unserer Aufgabe, wir haben es nur mit dem östlichsten, dem iranisch- (eranisch-)indischen, zu tun. Sprachvergleichung, Überlieferung und älteste Literatur der aus ihm hervorgegangenen Völker sind unsere Führer bei der Nachforschung über Zeit, Ort und Volksart dieses Urkreises. Sie zeigen, daß sich die beiden jetzt ganz getrennten Völker der Iranier (Eranier) und Indier nur wenige tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung aus der gemeinsamen Wurzel jenes Völkerkreises voneinander losgelöst haben. Daß diese Trennung erst so spät stattgefunden hat, erhellt nicht nur aus der geringen Verschiedenheit des Alt-Iranischen (Awesta) und der Sprache der ältesten indischen Hymnen, sondern auch aus weitgehenden Ähnlichkeiten in Sitte und Brauch, besonders auf religiösem Gebiet, in Mythus und Kultus. Beide Völker benennen sich mit demselben stolzen Namen Arier (Arja, Airju), die Vornehmen, Hohen; bei beiden wird der Jüngling durch Umgürten mit der Schnur zum Manne geweiht. Dieselben Götternamen: Mitra, Indra, Schiwa, Jama (Jima), Asura (Ahura-mazda), leben in beiden Religionen. Aber in der verschiedenen Entwickelung ihres Begriffes zeigt sich schon der tiefe Riß, der beide Völker scheidet: die Götter, die der indische Zweig als die höchsten verehrt, sinken bei den Iraniern zu niedrigen, unheiligen Wesen herab: der strahlende, herrliche, hilfreiche Indra des altindischen Glaubens

[1] Das interessanteste Werk über diese Frage ist Bâl Gangâdhar Tilaks Schrift: „The Arctic Home in the Vedas", Bombay 1903. Vgl. Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Bd. 58, S. 283.

und der große Gott (Mahadewa) Schiwa werden in Persien zu bösen, Göttern und Menschen feindseligen Dämonen, wie die Asura in Indien. Die Gestalten der Götter sind geblieben, sie haben nur ihr Gesicht verändert; immer aber wird noch den höchsten Wesen der gleiche Opfertrank, der Soma (Haoma), dargebracht.

Überlieferung und Sprache beider Völker weisen nach dem Norden als ihrem früheren gemeinsamen Wohnsitze hin; und die allgemeine Annahme wird kaum irren, wenn sie das Land, das Oxus und Jaxartes (Amu Dardscha und Sir Dardscha) bewässern, als ihre frühere Heimat ansieht. Die Kultur dieses alten Völkerkreises läßt sich aus dem seinen Abkömmlingen gemeinsam vererbten Wortschatz in ihren allgemeinen Zügen erschließen. Die wichtigste Quelle des Nahrungserwerbs war, der Natur des steppenhaften Landes entsprechend, die Viehzucht: Herden von Rindern, Schafen und Ziegen bildeten den Hauptreichtum des Volkes, und bei dem Hüten der Tiere war der Hund der treue Gehilfe des Menschen. Auch das Pferd wurde gezüchtet, aber nur vor den Wagen gespannt, nicht geritten; der rossebespannte Streitwagen spielte in den Kämpfen der in Indien einwandernden Arier bereits eine große Rolle. Schon der Besitz von Wagen läßt darauf schließen, daß die Indo-Iranier kein ausschließliches Hirtenvolk waren. Die Tatsache, daß hölzerne Häuser gezimmert, und daß die Tiere in festen Höfen zusammengetrieben wurden, bestätigt die Annahme einer gewissen Seßhaftigkeit, ebenso auch der Anbau von Körnerfrüchten: Gerste, Weizen, Hirse waren schon in der Urzeit Gemeingut der großen indogermanischen Völkerfamilie. Wahrscheinlich haben die Arier, als sie in das gesegnete Fünfstromland eindrangen, bereits die Übung regelrechter Berieselung des Landes mitgebracht, die sie am Oxus und Jaxartes erlernt hatten. Immerhin aber lieferte die Viehzucht den Hauptanteil an der Nahrung (Milch und Fleisch, während Fische nicht beliebt waren) wie der Kleidung (Wolle und Tierfell). Von Metallen waren Kupfer und Bronze (Erz; s. die nebenstehende Abbildung) bekannt, dagegen Eisen jedenfalls noch selten; die Pfeilspitzen der Arier bestanden wohl öfter aus (giftbestrichenem) Horn als aus Erz. Außer Pfeil und Bogen dienten als Waffen die Keule, die Axt, das Schwert und der Speer (s. die Abbildung S. 367). Der friedliche Verkehr war nicht unbedeutend: es gab regelrechte Straßen, auf denen von Rossen gezogene Wagen sich fortbewegten, und auf den Flüssen glitten Flöße und Ruderschiffe dahin; die Ware wurde im Tauschhandel umgesetzt und dem friedlichen Fremden gern Gastfreundschaft gewährt. In seinem allgemeinen sittlichen Verhalten müssen wir uns den Indo-Iranier nach hohen Idealen strebend denken: sein Familienleben war rein, der Verkehr unter den Stammesgenossen durch feste Sitte geregelt, ehrlich und treu, das Verhalten dem Feinde gegenüber mutig, tapfer und kampfesfroh. Das Haupt der Familie ist der Hausvater; neben ihm wird auch die Hausfrau hoch geachtet und geehrt. An der Spitze des Stammes oder der Gaugenossenschaft steht der Häuptling oder der Regierende, der „König", der nicht nur die weltlichen Angelegenheiten seines Stammes leitet, sondern diesen auch gegenüber den himmlischen Mächten vertritt. Einen eigenen Priesterstand gab es noch nicht: dafür war das ganze Volk von tief religiösem Sinn erfüllt.

Eine Bronzekanne aus Kaschmir. Nach Ujfalvy.

b) Die erste Stufe der arischen Einwanderung ins Pandschab.

Wir haben keine genaue Kunde von den Ursachen, die die indischen Arier zur Auswanderung aus ihren Ursitzen bewogen. Volksvermehrung über das Maß dessen hinaus, was das Land auf die Dauer ernähren kann, feindliche Angriffe anderer Steppenvölker wie der stammverwandten Indogermanen von Westen oder mongolischer Stämme von Osten

und Norden her, vielleicht auch innere Zwistigkeiten, wie sie schließlich zur völligen Trennung des iranischen und des indischen Zweiges führten, auch wohl die Kunde von der fabelhaften Fruchtbarkeit eines großen Landes im Süden mögen Anstöße zu der großen Völkerbewegung geworden sein. Ein bestimmter Zeitpunkt läßt sich für sie unmöglich feststellen; die neueren Forscher sind geneigt, sie bis um 2500 v. Chr. oder noch beträchtlich weiter hinaufzurücken.

a) Die Wege der Einwanderung.

Der Weg, den die Auswanderung nahm, führte nach Süden. Hier lagerte sich zwar ein hoher Gebirgswall, der Hindukusch und die Pamirketten, vor: aber beide lassen einem kräftigen, im Bergwandern geschulten Hirtenvolke die Möglichkeit, mit seinen Herden sie zu überschreiten und die jenseits gelegenen Ebenen aufzusuchen, deren Naturreichtum einem von der Not des Lebens bedrängten Steppenvolk als ein lockendes Paradies erscheinen mußte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die indischen Arier sowohl über das Pamir als auch über den Hindukusch gewandert sind: mehr östlich ziehend, konnten sie nicht allzu schwer über Tschitral oder Gilgit an den Indus und in das herrliche Kaschmir sowie nach dem oberen Pandschab vordringen; der westliche Weg über den Hindukusch führte sie nach dem nördlichen Afghanistan in das Kabulgebiet. Hier scheinen die ältesten der heiligen Gesänge entstanden zu sein, die uns erhalten sind: hier mag sich auch die letzte Scheidung zwischen dem iranischen und indischen Zweige der Arier vollzogen haben. Von den Rändern des afghanischen Hochlandes schweift der Blick hinüber nach den gesegneten Fluren des Fünfstromlandes, und leicht war es, durch die natürlichen Tore des Randgebirges zur Ebene hinab vorzudringen. Auf diesem Wege gelangte wohl die Hauptmasse dieses Völkerzweiges in seine neue Heimat, gewiß aber nicht in einem einzigen mächtigen Zuge, sondern in verschiedenen, während längerer Zeiten aufeinander folgenden Schüben einzelner Stämme.

Herrlich war das erreichte Ziel, als die Arier im Pandschab ankamen, das in nie vorher gesehenem Überflusse die durch Regen und Schneeschmelzen geschwellten Strömen bewässerten, die Spender unerschöpflicher Fruchtbarkeit. Ihr Lob hat der Sänger begeistert gepriesen, vor allem das des Indus, der Saraswati der Weden, der die Gewässer der fünf anderen, weiter östlich fließenden Ströme in sich aufnimmt und dem Meere zuführt. Die Witasta (Tschilam), Asikni (Tschinab), die windfrohe Marudwirdha (Rawi), die Wipas (Bias) und Satadru (Satledsch) sind es, die das nach ihrer Zahl genannte Fünfstromland, das Pantschanada, durchziehen. Auch als Land der sieben Ströme (Sapta Sindhawas) besingt es der Dichter, indem er, eingedenk des Weges der Einwanderung, den von Westen her hinzutretenden Kabulfluß und das Haupt der sieben Schwestern, die Saraswati, hinzurechnet.

Nicht ohne Kampf fiel das schöne Land den Einwanderern zu: die dunkelhäutigen Urbewohner (S. 358) gaben nicht freiwillig ihren Besitz auf. Schlachtengetöse und Siegesjubel klingt aus den Liedern jener Zeit: die hohen Götter des arischen Himmels werden angerufen, die mißgünstigen bösen Dasju zu schlagen, mit frohlockendem Danke werden sie gepriesen, daß sie Hunderte von Burgen der elenden, niederen Sklaven, der Dasa, gebrochen haben. Auch zwischen den einzelnen Stämmen des eigenen Volkes blieben Reibungen nicht aus, wenn neuankommende Scharen ihren Anteil an der Landesbeute heischten. Mehr und mehr nach Osten drängte sich stauend die Masse der Arier. Wir können das Vorschieben verfolgen vom Aufenthalte noch auf den Höhen des afghanischen Vorlandes bis zum Vordringen über das Fünfstromland hinaus zur Dschamna (Jamuna), dem westlichsten der gangetischen Ströme: sie wird in den jüngeren Weden öfters, der Ganges aber überhaupt

nur ein- oder zweimal erwähnt. Ein solches Über- und Durcheinanderschieben der verschiedenen Stämme und ein solcher Wettbewerb um die reiche Landbeute führte notwendig zu Zusammenstößen. Mehrere Stämme und ihre Könige werden uns mit Namen genannt; vor allem der Bund der Fünf-Völker im nördlichen Fünfstromlande, der Jadu und Turwascha, Druhju und Anu und der am weitesten rückwärts, an den Ufern des Hauptstromes sitzenden Puru, unter denen die beiden ersten und dann wieder das dritte und vierte in engerem Verbande zusammenhielten. Nach Osten aber waren über die Grenzen dieser Völker hinaus, die das eigentliche Arjawarta, das Arierland, bewohnten, die Tritsu, ein Zweig des kriegsgewaltigen, schlachten- und siegesgewohnten Stammes der Bharata, vorgedrungen, und zwischen ihnen und den westlicheren Völkern des Pandschab kam es zu blutigem Kampf. Die verbündeten Stämme wurden zurückgedrängt und verloren von da an, auf das Fünfstromland beschränkt, mehr und mehr die Interessengemeinsamkeit und das Zusammengehörigkeitsgefühl mit den östlich sich weiter ausbreitenden Ariern. Von den meisten hören wir später nichts mehr; nur die Puru haben sich am Indus länger erhalten (König Poros).

β) Kulturfortschritte.

In der allgemeinen Kultur der in das Fünfstromland eingewanderten Arier ist überall der Fortschritt zu bemerken, der in dem Aufsteigen zur höheren Daseinsstufe des Ackerbaues liegt und sich in größerem Wohlstande, größerer Sicherheit und größerem Maßstab aller Verhältnisse ausspricht. Die Arier leben jetzt nicht mehr umherziehend in der unbegrenzten Steppe, sondern in festen Wohnsitzen auf bestimmtem, ackerbaufähigem Gebiete. Zwar wird Viehzucht noch immer ausgiebig betrieben; das Rind ist noch der Wertmesser nicht nur für den allgemeinen Verkehr, sondern auch für den Reichtum des einzelnen; die Bezeichnung des Stammeshäuptlings ist noch „Besitzer der Kühe" (gopati), und der Kampf heißt noch „Begehren nach Kühen" (gawischti). Die Milch, frisch gemolken oder in der Form als Sauermilch, Rahm, Butter, Schmalz, ist noch immer Hauptbestandteil der Nahrung; dagegen wird das Fleisch der Haustiere weniger genossen, und die Jagd wird mehr als Sport und als Maßregel gegen Raubtiere geübt, Fisch noch immer verschmäht. An Stelle der Fleischnahrung tritt mehr und mehr das Getreide, besonders Gerste, weniger der Weizen, noch gar nicht der Reis. Der Pflug, die Sichel spielen eine größere Rolle als früher. Das Getreide wird auf der Tenne gedroschen, auf dem Mahlsteine von den Weibern zerrieben und zu Brot oder Kuchen oder zu Brei verarbeitet. Das Haus ist dauerhafter, fester gezimmert als früher. Ein Dach von Pflanzenfasern, Rinde oder Stroh schützt gegen den Regen; in der Mitte des Hauptraumes lodert das Herdfeuer, und ringsherum reihen sich Bänke (wohl wie jetzt noch aus Erde), die, mit Fellen von Tieren belegt, als Lagerstätten dienen. Töpfe aus Ton, aber auch eherne Kessel, Reibsteine für das Getreide sind das wichtigste Gerät der Küche. Neben dem Hause steht der umzäunte Kral für die Tiere, auch die Tenne, auf der das Getreide gedroschen wird. Das Haus stand unter der besonderen Fürsorge der Frau: hier bereitete sie die Speisen für die ganze Familie; hier spann sie die Wolle zu feinem Faden und wob diesen zu kunstvollem Gewebe; hier verfertigte sie schön verzierte Mäntel aus den Fellen der erlegten Tiere; hier wuchsen unter ihrer Obhut die Töchter und die kleineren Knaben heran. Des Mannes Arbeit war draußen auf dem Felde, auf der Weide und dem Acker, auf der Jagd oder auch im Krieg. Auch das Handwerk, das sich mehr und mehr verfeinerte und teilte, lag in den Händen des Mannes: der Wagenbauer zimmerte dauerhafte Wagen; der Schmied bearbeitete in dem mit Hilfe eines Vogelflügels entfachten Feuer das

Erz und das Eisen, das ihm wahrscheinlich die Urbewohner in rohem Zustande lieferten, nachdem sie es aus dem Eisenstein erschmolzen hatten (die indisch-einheimische Form des reisetaschenähnlichen Blasebalges scheint bei den Ariern nicht im Gebrauche gewesen zu sein); der Goldschmied verfertigte glänzendes Geschmeide, kunstvolle Platten, Spangen und Ringe zum Schmucke der Ohren, des Halses und der Hand- und Fußgelenke der Weiber.

Das Verhältnis von Mann und Weib ruhte auf festem, sittlichem Grunde. Dem Stamme tüchtige, der Vorfahren würdige Söhne zu schenken, war der schönste Ehrgeiz und der höchste Stolz von Vater und Mutter. Hochgeachtet und gleichberechtigt mit dem Manne herrscht im Hause die Frau, wenn jener auch das natürliche Haupt, der Schützer und Leiter der Familie ist. Durch Freunde und Verwandte warb der Mann um das Mädchen, das sein Herz gewählt hatte; war das Brautgeschenk von den Eltern der Jungfrau angenommen worden, so erfolgte die Eheschließung vor der Herdflamme des Hauses, in dem die Verlobte bis dahin unter dem Schutz ihrer Eltern gelebt hatte. Der Bräutigam ergriff ihre Hand und führte sie dreimal um das Herdfeuer herum; derselbe Brauch wurde auch, nachdem die Neuvermählte auf einem von weißen Stieren gezogenen Wagen in ihr neues Heim geholt worden war, wiederholt, und ein gemeinsames Mahl beschloß die Feier. Selten nur wurden Nebenfrauen genommen; Vielmännerei aber war etwas den alten Ariern durchaus Fremdes. Kehrte der Tod in ein Haus ein, so wurde die Leiche begraben oder auch verbrannt (beide Bestattungsarten werden schon in den älteren Weden genannt); niemals folgte eine Witwe freiwillig oder durch die Sitte gezwungen dem toten Gatten ins Grab.

Die Häuser standen zu Weilern oder Dörfern vereinigt zusammen. Einzelne dieser Orte waren durch Erd- oder Steinwall gegen feindliche Überfälle geschützt (Ortsnamen mit der Endung pur, Burg); öfters wohl mußte sich Mensch und Tier in sonst unbewohnte Wallburgen flüchten, wenn Feinde oder Überschwemmungen drohten. Gruppen von Dörfern waren zu größeren Gemeinschaften, mehrere solche wieder zu einem Gau, mehrere Gaue zum Stammesgebiet zusammengeschlossen, und jede dieser Gruppen hatte ihr besonderes Haupt; an der Spitze des Ganzen aber stand der König (radschan, „der Regierende"), dessen Würde erblich war oder auch nur durch Wahl erlangt wurde; in beiden Fällen mußte ein neuer König in der allgemeinen Volksversammlung (samiti) aller waffenfähigen Männer bestätigt werden. Überhaupt wurden in der Samiti alle Angelegenheiten beraten, die den ganzen Stamm betrafen, insbesondere auch die Entscheidung über Krieg und Frieden. Für die kleineren Versammlungen des Gaues oder Dorfes gab es besondere Hallen (sabha), die nicht nur der Beratung und der Rechtsprechung, sondern auch der Unterhaltung und den geselligen Vergnügungen dienten, bei denen die Würfel oft eine große Rolle spielten. Wie die Organisation des Stammes zu friedlichen Zwecken, so war auch das aus allen Waffenfähigen gebildete Heer gegliedert in Abteilungen, die den Gruppen der Familie, der Dörfer und des Gaues entsprachen, jede unter einem Führer. Die vornehmen Streiter kämpften auf ihren mit zwei Rossen bespannten und von einem Wagenlenker geführten Streitwagen, die große Menge des Volkes zu Fuß.

Der König führte das Heer gegen den Feind; aber er vertrat auch sein Volk den Göttern gegenüber, wenn er sie um Hilfe anrief, pries oder ihnen opferte. Es stand ihm frei, sich von Fall zu Fall durch einen Purohita vertreten zu lassen, der das Opfer leitete, oder jemand, der die Gabe schönen Gesanges und würdevolle Erscheinung besaß, dauernd mit dieser Stellvertretung zu beauftragen. Auch andere Vornehme, Gaufürsten usw., konnten sich ihre Purohitas halten, deren Einfluß sich immer mehr befestigte, je mehr das Gebet an Stelle

plötzlicher Herzensergüsse trat, je mehr der Kult der Götter durch Ausbildung besonderer Bräuche und einer besonderen Ordnung festere Formen erhielt. So ist hier *im Keime* schon eine *Trennung von Königtum und Priesteramt* vorhanden, ein Gegensatz, der für die weitere Entwickelung des arischen Volkes einschneidende Bedeutung gewann (vgl. S. 377).

γ) Die Religion der indischen Arier im Pandschab.

Aus seiner alten Heimat brachte das arische Volk ein tief gegründetes religiöses Gefühl, eine dankbare Verehrung der hohen Gewalten, der Naturmächte, mit, die im regelmäßigen Gedeihen der Herden und Anpflanzungen dem Menschen ein sicheres und frohes Dasein gewährten. Gute, dem Menschen wohlgesinnte *Götter* waren es, die ihm den befruchtenden Regen, den Wachstum bringenden, fruchtreifenden Sonnenschein sandten, und wie hohen, ihm wohlgesinnten Freunden brachte es ihnen dankbares Gebet und frommen Wunsch dar. Zu ihnen betete der Arier um Gedeihen der Herden, um Sieg im Kampf, um die Gewährung von Söhnen, um langes Leben: sie, die Lichten, Allwissenden, Reinen, waren die Wächter der Sitte, die Schützer des Hauses, des Gaues, des ganzen Stammes. Noch ragen aus der Urzeit Göttergestalten in den Himmel der das Fünfstromland erobernden Arier hinüber: die Aditja, die „Unendlichen", Mitra und Waruna, der große Geist Asura (= Ahura masdah der Iranier), Aryaman usw., Lichtgestalten, die noch Iranier und indische Arier gemeinsam verehrt hatten. Aber bei den letzteren verblassen sie, treten, wie Nebelgebilde einer schwindenden Erinnerung, an greifbarer Bestimmtheit mehr und mehr zurück, werden vieldeutiger, geheimnisvoller, unheimlich, dämonenhaft (Asura): dagegen rücken andere Götter in bestimmterer Zeichnung in den Vordergrund.

Vor allem sind es drei große Götter, die altindische *Trimurti* (Dreieinigkeit): Indra, Surja und Agni, die Verehrung genießen. Am häufigsten wird in den überlieferten heiligen Gesängen *Indra* angerufen, der den Ariern besonders freundlich gesinnte Luftgott, der Regen und Segen beschert, der über den Winter gebietet und die Gewitter spendet.

Es ist begreiflich, daß gerade der Luftgott bei den Ariern soviel Verehrung fand: je mehr sie auf indischem Gebiete die Regelmäßigkeit der Erscheinungen in der Atmosphäre, vor allem die Monsunwinde und die Gewitterregen, kennen lernten, von denen das ganze Gedeihen des Menschen abhing, um so mehr und tiefer mußte sich gerade diesem Gott ihre Dankbarkeit und Anbetung zuwenden. Indra löst die Wasser des Himmels, indem er mit dem Blitze die Wolken spaltet, vor denen die brausenden Winde, die Maruts, heranwehen, vor allem der brüllende Rudra, der Orkan, der unmittelbar vor der schwarzen Gewitterwolke herantobt. Und wie Indras Blitz die Wolken zerreißt, so zerbricht er auch die Burgen der Feinde und erschlägt die niedrigen Dasju zu Tausenden in der Männerschlacht. So schirmt der Gott den arischen Stamm, der ihn aus dankbarem Herzen mit Opfern (dem Somatrank) und mit lobpreisenden Hymnen feiert.

Als zweiter der drei höchsten Götter wird verehrt *Surja*, der glänzende Sonnengott, der Licht, Wärme, Leben spendende, ein Gegenstand höchster Verehrung. Uschas, die Morgenröte, öffnet ihm die Tore, aus denen er auf einem mit sieben roten Rossen bespannten Wagen am Himmel hinanfährt. Und zu diesen beiden großen Göttern gesellt sich als dritter *Agni*, das aus dem Reibholze geborene Feuer: der Gott leuchtet und wärmt auf dem Herde des Hauses, vertilgt alles Böse und Unreine und wacht auch über dem sittlichen Verhalten der Hausgenossen. Als Opferflamme auf den Altären vermittelt er den Verkehr des Menschen mit den übrigen Göttern: als zerstörender Feuerbrand vernichtet er die Siedelungen der Feinde und die Schlupfwinkel ihrer im Waldesdickicht sich bergenden Dämonen.

Von den *Hymnen* an die Götter ist uns eine große Anzahl (1017) erhalten, das früheste Zeugnis indischen Lebens, Denkens und Fühlens. Die ältesten Lieder wurden wohl schon gesungen, als die Arier auf ihrer Wanderung die Götter um Schutz und Hilfe zur Erreichung des Zieles anflehten: neue Gesänge

entstanden an den Ufern des Fünfstromlandes und bei dem weiteren Vordringen bis in das Gangesgebiet. Was zuerst unvermittelter Erguß des frommen Herzens gewesen war, wurde allmählich stehendes Gebet; so wurden diese gesungenen Lieder in Sängerfamilien von Geschlecht zu Geschlecht treu und unverändert überliefert und erst viel später durch die Schrift festgelegt. So entstand die älteste Sammlung (samhita) der heiligen Bücher überhaupt: der Rigweda (rig bedeutet Lied, Gedicht: weda das [heilige] Wissen), später die jüngeren Weden. Die lange Dauer des Zeitalters ihrer Entstehung zeigt sich in mannigfacher sprachlicher Verschiedenheit: aber auch inhaltlich weichen sie sehr voneinander ab. In manchen, und zwar schon der ältesten Zeit angehörigen Hymnen spricht sich ein tiefes Verlangen nach Wahrheit, ein Ringen um die höchsten Fragen des Daseins, ein spekulativer Geist aus, wie er eine spätere Stufe brahmanischer Entwickelung auszeichnet: andere sind einfache, reine Gebete um Sieg, Nachkommenschaft, langes Leben usw., wieder andere enthalten Versprechen von Opfern und Lobpreisungen, wenn des Gottes Hilfe sich bewährt haben wird. Die Zusammenstellung all dieser Lieder geschah erst später, nach der Besitzergreifung des Gangeslandes, nicht vor dem 7. Jahrh. v. Chr.

c) Die Ausbreitung der Arier im Gangesgebiete.

Die wichtigsten Ereignisse im Ausgange des wedischen Zeitalters hatten sich in dem Grenzlande zwischen Indus und Ganges abgespielt. Hier traten schon gewisse Gegensätze hervor, die in der Folge entscheidend wurden: die Gegensätze zwischen dem Kriegeradel und dem Priestertum. An der Spitze der verbündeten Stämme des Pandschab steht der stolze König Wischwamitra, der, noch nach alter Weise König und Priester zugleich, in eigener Person die Götter um Hilfe für sein Volk anruft. Bei seinen Gegnern aber überläßt König Sudas Gebet und Opfer bereits nicht mehr seinen Hauspriestern, sondern einem besonderen Stande, den weißgekleideten, gelockthaarigen Priestern des Wasischthageschlechts, denn ihr Gebet ist wirksamer als das des Priesterkönigs. Dies Ereignis ist vorbildlich für das ganze zweite Stück altindischer Geschichte: es endet mit dem vollen Siege der Priester über den Kriegeradel und mit ihrer Herrschaft über die Geister, die sie in strengste Fesseln bannen. Zeitlich fällt diese innere Wandlung des Volkes zusammen mit der Ausbreitung und Festsetzung der Arier im Gangesland.

a) Die Geschichtsquellen: das Mahabharata.

Als Quellen für die äußere Geschichte dieses Zeitraumes sind die heiligen Bücher verhältnismäßig weniger ergiebig, als es die Lieder des Rigweda für den vorhergehenden Abschnitt waren: dennoch enthalten manche, wie die Brahmanas, wichtige Angaben über einzelne Stämme, ihre Wohnsitze und Schicksale. Eine große Menge geschichtlichen Stoffes geben uns aber die beiden großen Epen dieser Zeit, das Mahabharata und das Ramajana, freilich poetisch ausgestaltet durch eine wuchernde Phantasie und in einer Darstellung, die durch stark hervortretende Absichtlichkeit zu strenger Kritik zwingt.

Wie das Mahabharata uns vorliegt, ist es das umfangreichste Gedicht aller Völker und Zeiten, und seine 110000 Doppelzeilen (schlokas) füllen mit jedem ihrer 18 Abschnitte durchschnittlich einen starken Truchband. Die geschichtliche Grundlage des großen Gedichts von den Bharata (S. 371) bilden alte Überlieferungen. Im Hochgefühle kriegerischer Taten hatte sich die Begeisterung Luft gemacht in Liedern; von Mund zu Mund war das Lob der Helden gesungen worden. Solche Keime des Heldengedichts mögen wohl weit über das 1. Jahrtausend v. Chr. zurückreichen. Aber als jenem Sturm und Drang eine ruhigere Entfaltung folgte und die frühere Erinnerung bei den Nachkommen mehr und mehr verblaßte, da wurden die alten Lieder und Balladen zusammengefaßt und zu einem großen Epos umgeprägt, worin Ereignisse und Gestalten (fünf Pandubrüder) hinzugedichtet und das einzelne mit überreicher Phantasie ausgestattet, worin aber auch der Stoff wieder zusammengedrängt wurde: die Geschicke von Völkern werden zu Siegen oder Niederlagen einzelner Helden, langjähriges Ringen kriegerischer Stämme wird in eine einzige, langdauernde Schlacht zusammengefaßt. Diesem episch-geschichtlichen Teile des Mahabharata ist dann noch eine weit umfangreichere Menge brahmanisch-absichtlichen Stoffes hinzugefügt.

Benares am Ganges.

Nach der Natur.

So viel auch in dem Mahabharata reine Dichtung sein mag, so ergeben sich daraus doch mit einiger Genauigkeit die Wohnsitze einiger Völkerstämme, die in die Geschichte der beiden Fürstengeschlechter handelnd oder leidend verflochten sind und an der Schlacht teilnehmen, die das Grab der bevorzugten Stellung des Kriegerstandes werden sollte. Als Hauptvertreter des letzteren erscheinen die am Oberlaufe der Dschamna und Ganga wohnenden Kuru (s. die Karte bei S. 426) mit der Hauptstadt Hastinapura; sie hielten auch westlich von der Dschamna bis zu der im Wüstensande versiegenden Saraswati das heilige Kuruland besetzt. In das mittlere Duab (das Mittelland zwischen Dschamna und Ganges) versetzt die Dichtung die Pandu mit der Hauptstadt Indraprastha (dem heutigen Delhi an der Dschamna); im unteren Duab sitzt ein Bund von fünf Stämmen, die Pantschala. Ihnen gegenüber auf der westlichen Dschamnaseite wohnen die Surasena, östlich jenseit des Ganges die Kosala (Hauptstadt Gogra), die nach der Vernichtung der Kuru und Pandu zu hoher Macht gelangten, und deren spätere Hauptstadt Ajodhja ein Brennpunkt brahmanischer Kultur wurde. Unterhalb der Vereinigung von Dschamna und Ganges, dem heiligen Zusammenflusse Prajaga, wo schon früher Pratisthana (Allahabad) ein Ziel frommer Pilgerfahrten geworden war, wohnte auf dem nördlichen Ufer des Hauptstromes der Bharatastamm der Matsja, und südöstlich von ihnen in der Gegend des heutigen Benares (s. die beigeheftete Tafel „Benares am Ganges") die Kasi, während auf dem südlichen Ufer die ureingeborenen Nisada die Schutzwacht für die arischen Stämme im Norden hielten. Außer den Kosala saßen dann noch östlich und nördlich vom Ganges das Gebirgsvolk der den Kuru verbündeten Kirata, weiter südlich die Pundra Banga und Anga, die Mithila, Wideha (Tirhat) und Magadha.

Auf dem Gebiete dieser Stämme bewegt sich das große Epos. Seit jener Schlacht des Königs Sudas mußten mehrere Jahrhunderte vergangen sein, während derer die Arier staatenbildend das fruchtbare Mittelland, Madhjadescha, in Besitz nahmen und sich bis an den heute Garuti benannten Nebenfluß des Ganges ausbreiteten. Während sich in dem älteren Abschnitte dieses indischen Zeitalters die Hauptereignisse im Lande zwischen Ganges und seinem großen westlichen Nebenfluß Dschamna abspielen, erblüht später die rein brahmanische Kultur besonders in den weiter ostwärts sich angliedernden Reichen: nördlich vom Ganges in Wideha (Hauptstadt Mithila, das jetzige Musaffarpur), auf dem südlichen Ufer des großen Flusses aber in Magadha und Wihara (jetzt Bihar; Hauptstadt Pataliputra, das heutige Patna). Die Ostgrenze dieser Staaten bildet zugleich auch die Ostgrenze arischer Besiedelung während jener Zeiten: da, wo sich hinter den Bergen von Radschmahal vom südlichen Ufer des Ganges die ersten Arme des großen Deltas abzweigen, kam jene Völkerbewegung zum Stillstand, und das fast undurchdringliche, fieberschwangere Sumpfdickicht, das damals noch das ganze Delta bedeckte, blieb noch lange der unbestrittene Besitz wilder Dschangelhorden sowie reißender und giftiger Tiere. Dagegen haben sich die letzten Ausläufer des arischen Völkerstromes zu der Zeit, da das Brahmanentum die Höhe seiner Macht erreichte, von Magadha aus südwärts nach den fruchtbaren Landstrichen Orissas gewendet; hier bezeichnen die nordöstlichen Arme des Mahanadi-Deltas die äußerste Grenze des damaligen arischen Gebietes, das damit im Osten das Meer erreicht hatte (s. die Karte bei S. 426).

Schon früher hatten die Arier am westlichen (Arabischen) Meere Fuß gefaßt. Gleich bei der Besitzergreifung des Fünfstromlandes drängte die Völkerflut auch am Indus hinab, und die Arier lernten an seiner Mündung das Meer kennen, das sie auch mit seinem Namen belegten (Sindhu). Ihre dortige Festsetzung ist aber nicht der Ausgangspunkt überseeischer Beziehungen geworden (vgl. unten, S. 579). Günstiger als jene, einer einfachen Schiffahrt

unfreundliche Küste war dafür der weiter südwestlich gelegene Golf von Khambat (S. 352), dessen Besiedelung allerdings erst weit später stattfand: die große Wüste und die ungesunden Salzsümpfe, die sich zwischen jenen Golf und das Indusgebiet einschoben, hemmten die Bewegung nach dieser Richtung: dagegen führte ein leichter Weg dorthin, als sich die vom Fünfstromlande nach dem Gangesgebiete vordrängenden Stämme an der schmalen Grenze zwischen beiden Landstrichen stauten. Neue Ankömmlinge fanden das Land von ihnen bereits besetzt, und blutige Schlachten mögen sich hier öfters wiederholt haben. Im Rücken gedrängt von den nachfolgenden Stämmen, im Vorschreiten gehemmt durch früher Angesiedelte, fanden sie von Natur eine günstige Bahn zum Ausweichen vorgezeichnet in dem Striche fruchtbaren Landes, der sich zwischen dem Nordwestabfalle des mittelindischen Hochlandes (den Arawallibergen) und der Wüste südwärts hinzog: dieser Bahn folgend, mußten sie die tief ins Land einschneidende Bucht von Khambat erreichen, auf deren östlichem Ufer die reichen Fluren Gudscherats und der Mündungsgebiete der Narbada (Narmada) und der Tapti vor ihnen lagen. Dies war auf der Westseite Indiens der südlichste Punkt, den die Arier in geschlossener Siedelung erreicht haben.

Das arische Indien umfaßte demnach in jener Zeit das ganze nordwestliche Flachland, südwestlich hinab bis nach Gudscherat, östlich bis zum Gangesdelta, und sein südöstlichster Punkt lag im Delta von Orissa. Da, wo die mittelindische Hochebene aufstieg, lag die scharfgezogene Grenze zwischen arischen und drawidischen Stämmen. Damit war aber das Gebiet arischen Einflusses nicht abgeschlossen: schon früh, im Beginn jenes Zeitalters, wurden Fühlfäden weit über jene Grenzen hinaus vorgestreckt. Daß die Arier das Meer schon früher kennen gelernt hatten, und daß es ihnen nicht Schranke, sondern Brücke für die Ferne wurde, das zeigt der in alten Schlachtenliedern vorkommende Vergleich des bedrängten Kriegers mit einem Seemann in schwankendem Schiff auf hohem Meere. Noch bevor die Macht des Kriegertums gebrochen war und bevor brahmanisches Wesen alle Verhältnisse bestimmte, hat die arische Kolonisation Ceylons stattgefunden (vgl. S. 492).

Ein durchaus veränderter Zustand des arischen Lebens tritt uns in all diesen Kämpfen und Besiedelungen entgegen, wenn wir diese Zeit mit der des Vordringens der Arier ins Fünfstromland vergleichen. An die Stelle des patriarchalischen Lebens der Hirten sind feudale, mit allem Glanze des Rittertums ausgestattete Fürstentümer getreten. Der Übergang in andere Lebensbedingungen hatte mit Notwendigkeit auch den politischen und sozialen Zustand des Volkes von Grund aus umgewandelt. Die größere Seßhaftigkeit, das Übergewicht des Landbaues über die Viehzucht führte zu größerer Arbeitsteilung: und wenn auch der Bauer in Zeiten der Not den Pflug mit dem Schwerte vertauschte, so entstanden doch gewiß schon sehr früh die Anfänge eines Kriegeradels, der das Waffenhandwerk zu seiner Lebensaufgabe machte. Auch die Führerschaft des Stammes wurde mit dessen Gedeihen und Wachstum eine berufsmäßigere: an Stelle des Stammesältesten, der ursprünglich nur primus inter pares gewesen war, trat ein mit umfassender Machtbefugnis ausgestatteter König, dessen Person sich hoch über das Volk erhob. Unter den größeren Verhältnissen des Gangeslandes aber entfaltete sich die Stellung beider, des Königs und des Adels, immer glänzender. Mögen auch im Mahabharata die Schlachten und die daran sich knüpfenden Namen zum großen Teile Erfindungen des Dichters sein, die Schilderung des allgemeinen Kulturzustandes muß dem Leben entsprochen haben: als gesicherte geschichtliche Tatsache darf gelten die an das europäische Mittelalter erinnernde Romantik der Fürstenhöfe und des Rittertums.

β) Politische und soziale Wandlungen.

Welch mächtiger Umschwung, wenn wir von dieser Zeit kriegerischen Stolzes und Mutes hinüberschauen auf den späteren Zustand derselben Völker! Nichts mehr von der Kraftfülle der Jugend, nichts mehr von überschäumendem, schlachtenfrohem Leben — das Volk ist gealtert. Der Adel hat seine führende Stellung verloren; an seine Stelle ist der Priesterstand getreten, dessen Satzungen alle selbständigen Regungen der Volksseele mit eherner Fessel niederdrücken. Im dürftigsten Gewande tritt diese neue Macht auf; aber ihre Gewalt über die Geister ist darum nur um so tiefer gegründet: nicht König zu sein war der Ehrgeiz der Priester, sondern über Könige zu herrschen.

Die Anfänge dieser gewaltigen inneren Umgestaltung des Volkes liegen weit zurück. Schon zu der Zeit, als die Arier noch auf das Fünfstromland beschränkt waren (3. Jahrh. v. Chr.), zeigen sich die Keime eines Gegensatzes zwischen weltlicher und geistiger Gewalt; in der großen Schlacht, in der König Sudas den Völkerbund des Pandschab besiegte, treten sie zum erstenmal schroffer hervor (vgl. S. 374). Früher war es das selbstverständliche Amt des Stammeshäuptlings gewesen, das Volk auch den Göttern gegenüber zu vertreten. Aber nicht jedem kräftigen Volksfürsten und Heerführer war die Gabe schöngefügter Dichtung und getragenen Gesanges gegeben, und mancher König übertrug deshalb den öffentlichen heiligen Dienst seinem Purohita (S. 372). Dessen Persönlichkeit, seine Gabe, hohe Gedanken in schwungvolle Form zu kleiden, hob sein Ansehen, und mit den besonders wirkungsvollen, mündlich überlieferten Hymnen vererbte sich auch dieses von Vater auf Sohn. So entstanden hochgeachtete Priesterfamilien, deren Bestreben darauf gerichtet war, ihre hervorragende Stellung immer mehr zu befestigen; das geeignetste Mittel hierfür war aber die Ausbildung eines umfangreichen Rituells bei Gebet und Opfer, das nur eine besonders geschulte Priesterschaft durchzuführen verstand.

Damit hatte sich freilich auch der Charakter des Gebetes, des Opfers, ja die ganze Vorstellung der göttlichen Macht von Grund aus geändert. Das Opfer war im Anfange die reine Gabe eines dankerfüllten Herzens gewesen, das Gebet eine inbrünstige, aber in aller Demut ausgesprochene Bitte, die der schwache Mensch an die allmächtigen Himmlischen richtete. Aber allmählich hatte sich an das Opfer die Vorstellung angeschlossen, daß man mit den Gaben den Göttern nicht nur Willkommenes, sondern auch Notwendiges, Unentbehrliches darbiete. In den späteren heiligen Schriften finden sich wiederholt Stellen, in denen gesagt wird, daß die Götter schwach wurden, weil böse Geister die frommen Priester verhinderten, ihnen die nötigen Opferspenden zu reichen. Ja erst die Macht des Opfers gab den Göttern, die früher auch dem Tod unterworfen waren, ihre Unsterblichkeit: „Die Götter lebten in der Furcht des Todes, des starken Endes, und so übten sie gar schwere Büßungen und brachten viel Opfer dar, bis sie unsterblich wurden." Daraus aber entwickelte sich der Gedanke, daß das Opfer eine gewisse Macht über die Götter selbst verleihe, daß man damit Gaben und Leistungen von ihnen erzwingen könne; und schließlich wuchs das Opfer in der Vorstellung der Menschen zu einer magischen ungeheuern, ja zur mächtigsten Kraft aus, vor der alle anderen Götter sich beugen mußten. In der Hand der Priester, der Brahmanen, lag die alles bezwingende Macht des Opfers; sie war die feste Grundlage für deren immer höher anwachsende Machtstellung. Ein indisches Sprichwort sagt: das Weltall ist von den Göttern abhängig, die Götter von den Mantra (den Opfersprüchen), die Mantra von den Brahmanen — deshalb sind die Brahmanen unsere Götter.

Wie sich der Umschwung im Besitze des führenden Einflusses, sein Übergang vom Adel auf den Priesterstand im einzelnen vollzogen hat, darüber schweigt die Überlieferung. Im Interesse der Priester lag es, die wirklichen Vorgänge möglichst schnell und gründlich aus der Erinnerung des Volkes verschwinden zu lassen und dafür den Glauben einzupflanzen, als ob die hohe Stellung der Brahmanen von allem Anfang an bestanden hätte. Nur gelegentlich fällt auf diese absichtlich verdunkelte Zeit ein schwaches Licht. Das Epos vom Untergang des großen Geschlechtes der Bharata zeigt uns, wie sich die Kraft des Adels in erbitterten Kämpfen verblutet hat: manche Priestergestalt, wie Drona und sein Sohn Aschwatthaman, nimmt mit den Waffen in der Hand einen für den Adel verderblichen Anteil an den Schlachten. Die schon in jenem Gedicht auftretende, später zu einer Inkarnation Wischnus ausgestaltete mythische Figur des als Brahmanen geborenen Rama mit der Axt (Paraschurama) ist bezeichnend für die harten Reibungen der zwei um die höchste Macht ringenden Stände. Daß sich dabei das Zünglein der Wage nicht immer nach der Seite der Brahmanen hin neigte, geht aus manchen Sprüchen in den rituellen und philosophischen Schriften hervor, die einen sehr demütigen Ton anschlagen: „Keiner ist größer als der Kschatrija (der Krieger), deshalb opfert auch der Brahmane bei dem königlichen Opfer unter dem Kschatrija." Hätte nicht der Kampf für die Brahmanen gefährlich zu werden gedroht, so hätte der Mythus nicht das persönliche Eintreten des hilfreichen Gottes in Anspruch genommen, der der bedrängten Welt als Inkarnation immer nur in Zeiten der höchsten Not, und so auch in diesem Falle seinen besonderen Lieblingen, den Brahmanen, zu Hilfe kommt. Er verhilft ihnen nach unendlich blutigen Kämpfen zu glänzendem Siege: dreimal siebenmal reinigte Paraschurama die Erde von den Kschatrija.

γ) Das brahmanische Kastenwesen.

Der Adel mit seiner Kriegstüchtigkeit und seiner körperlichen Kraft war unterlegen — der Priester mit der unheimlichen Zaubermacht des Opfers hatte die geistige Herrschaft über das Volk gewonnen. Er begründete sie unumstößlich fest durch Monopolisierung alles religiösen und philosophischen Denkens, durch planmäßige, strenge Regelung des ganzen öffentlichen und privaten Lebens, durch Einzwängung des Geistes, des Gefühls und des Wollens aller in ganz bestimmte, von ihm vorgeschriebene Bahnen. Das hohe Ziel, wie es den Brahmanen als ideale Ausgestaltung des Lebens der Völker vorschwebt, wie es aber in Wirklichkeit kaum jemals oder höchstens im engen Gebiet einzelner Kleinstaaten streng durchzuführen war, zeigen die Gesetzbücher, deren älteste zum Literaturkurse der alten wedischen Schulen gehören (die Dharmasutras der Gautamas, Apastambas, Baudhajanas und andere).

Vor allem ist es das unter dem Namen des Manu gehende spätere Dharmasastra der Manawas, das die Stellung der Priester in der schärfsten Weise festlegt. Um ihm größeres Gewicht zu geben, schrieben ihm seine Verfasser ein fast ewiges Alter (30 Millionen Jahre) und göttlichen Ursprung zu, indem sie es auf den Urstammvater der Arier, den mythischen Manu, zurückführen wollten. In Wirklichkeit ist das brahmanische Gesetz erst zu solchem Übermaße von Forderungen entwickelt und in so scharfe Form gebracht worden: in seiner jetzigen Gestalt erscheint Manus Werk als eine spätere Umarbeitung, nach Arthur C. Burnell aus der Zeit zwischen dem 1. Jahrh. v. Chr. und dem 5. Jahrh. n. Chr. Deutlich treten in ihm buddhistische Grundsätze hervor, und unvermittelt stehen manche Widersprüche aus älterer und neuerer Zeit einander gegenüber (z. B. Töten der Tiere und Fleischgenuß — größte Schonung der Tiere), auch gewisse buddhistische Wendungen sowie die Erwähnung

weiblicher Einsiedler „einer abtrünnigen Sekte" weisen auf spätere Zeit hin. Das Werk ist eine Sammlung von Sprüchen, die das von den Brahmanen ausgebildete Gewohnheitsrecht in einem beschränkten Gebiete Nordindiens festlegen sollen. Es enthält 2685 Doppelzeilen, die in zwölf Bücher eingeteilt sind; fünf der letzteren befassen sich mit den Rechten und Pflichten der Brahmanen, wogegen der Kriegerkaste nur zwei, den verschiedenen anderen Kasten zusammen nur ein Buch gewidmet ist.

Manu stellt sehr bestimmt nur vier Kasten[1] auf: „Die Brahmanen, Kschatrijas und Waischjas bilden die zweimalgebornen Klassen, der Schudra ist nur einmal geboren und bildet die vierte Klasse; es gibt keine fünfte Klasse." In dieser Einteilung tritt zunächst der Gegensatz zwischen den Zwei- und den Einmalgebornen hervor, der mit der Blutverschiedenheit der Arier und der Ureinwohner zusammenfällt; in der arischen Gruppe zeigt sich aber wieder eine Dreigliederung, die unseren Begriffen eines Lehr-, Wehr- und Nährstandes entspricht.

Manu kennt hier zwar nur vier Abteilungen der Gesellschaft; aber an anderen Stellen bespricht er weitere Kastengliederungen: Unterabteilungen der vierten Klasse sind die Kasten der Ärzte, Astrologen, Handwerker, Ölmacher, Lederarbeiter, Musikanten, Tschandala usw. Der Ursprung dieser Kasten im engeren Sinn jedoch ist nach ihm verschieden von dem der großen Hauptgruppen: diese letzteren sind von allem Anfang an, bei der Erschaffung der Welt und (das ist bezeichnend) durch die Kraft des Opfers geschaffen worden.

Für das Dasein der weiteren Unterabteilungen innerhalb der Schudraklasse hat der Brahmane eine andere Deutung: er erklärt sie für Mischkasten, hervorgegangen aus der Verbindung von Mitgliedern verschiedener Kasten. Bezeichnend ist dabei, daß die Rangstellung innerhalb dieser Mischkasten davon abhängt, ob bei ihrer Erzeugung das Weib oder der Mann der höheren Kaste angehört hat. Verbindungen von Männern höherer Kaste und selbst von Brahmanen mit Weibern niederer Kaste sind gesetzlich zulässig; die aus ihnen hervorgegangene Nachkommenschaft folgt zwar nicht der Kaste des Vaters, sinkt aber auch nicht auf den Stand der niedrigsten Kasten hinab. Anders ist der Fluch des Kastenbruchs, falls eine Frau mit einem Manne aus niederer Kaste Nachkommenschaft erhalten hat: nicht nur wurde sie mit Schimpf und Schande aus ihrer Kaste ausgestoßen, sondern sie und ihre Kinder sanken auf eine um so tiefere Stufe sozialer Achtung hinab, je höher die Kaste stand, der sie durch Geburt angehört hatte: die niedrigste aller Kasten überhaupt, die der Tschandala, ist nach brahmanischer Darstellung aus der Verbindung von Brahmanenfrauen mit Schudramännern hervorgegangen. Dagegen gehören Kinder, die ein Brahmane mit einer Schudrafrau gezeugt hat, der höheren Stufe in der Schudragruppe an, und ihr Vater erleidet nicht die geringste Einbuße in seiner bevorzugten Stellung.

Das ist die Lehre der Brahmanen vom Ursprunge der Mischkasten, wie sie in dem Buche Manus niedergelegt ist. Aber wer sich nicht allein auf Sanskritquellen verläßt, sondern das Leben der indischen Völker selbst beobachtet und die Tatsachen ohne Voreingenommenheit beurteilt, kann sich dem Eindrucke nicht verschließen, daß diese Lehre von der Entstehung der Mischkasten ebenso unhaltbar ist wie die von der Erschaffung der vier Hauptkasten durch das Opfer. Eine wirkliche Mischkaste kann man nur die der Tempelmädchen und ihrer Kinder nennen, unter denen die Töchter wieder Tempelmädchen, die Söhne Tempelmusikanten, niedere Tempeldiener usw. werden. Überall sonst, wo der Kastenunterschied der beiden Erzeuger nicht sehr groß ist, folgt das Kind der minder hochgestellten Kaste; doch niemals entsteht eine neue Mischkaste. In den seltenen Fällen aber, in denen ein Weib sehr hoher Kaste sich mit einem Manne sehr niederer Kaste vergeht, wird das Kind regelmäßig durch Fruchtabtreibung oder durch Selbstmord der Mutter getötet. Die brahmanische Lehre von der Entstehung der niedersten Kasten ist absichtliche Entstellung.

[1] Das Wort Kaste ist portugiesischen Ursprungs; casta heißt dort Rasse.

Einer der besten Kenner der Kasten, W. R. Cornish, sagt: „Das ganze Kapitel (Manus) über die Mischkasten ist so hindisch gehalten und zeigt so viel Klassenhaß und Unduldsamkeit, es gibt dem Brahmanen so viel geschlechtliche Verkehrsfreiheit ohne Schädigung seiner Stellung und häuft so schreckliche Strafen auf Vergehen des brahmanischen Weibes, daß die Absicht der Verfasser ohne weiteres hervortritt." Diese Absicht aber ruht auf dem Wunsche, die höheren Kasten und vor allem die der Brahmanen blutrein zu erhalten, indem auf die Untreue des Weibes gegen ihre Kaste die schwersten Strafen gesetzt werden. Nicht auf solche Weise entstanden sind jene niederen sozialen Gruppen: sie sind älter als die Gesetze Manus; der Gesetzgeber aber benutzte den Schrecken ihrer verachteten Stellung, um möglichst wirksam das Ziel der Sicherung der Blutreinheit der Brahmanen zu erreichen.

In Wirklichkeit ist die Kaste aus mehrfachen Wurzeln erwachsen. Zunächst brachte Rassengegensatz und Rassenhaß eine Scheidung hervor. Bezeichnend hierfür ist der arische alte Name für Kaste, warna, d. h. die Farbe. Die Weißen und die Schwarzen, die Arier und die Urbewohner, die „Besten", „Ersten" (weil die Erfolgreichen und Herrschenden), und die Niedrigen und Gemeinen, die Dasju, sie bildeten die ersten scharf getrennten Scheidungen. Beim ersten Zusammentreffen freilich blieben die letztgenannten der arischen Gesellschaftsordnung fern: für sie gab es nur ein Totgeschlagenwerden. Erst später, bei fortschreitendem Wohlstand und größerer Seßhaftigkeit verwendeten die Sieger die Gefangenen oder Unterworfenen als rechtlose Sklaven für die Verrichtungen niedriger Arbeit. Mit dieser Aufnahme der Ureingeborenen in das arische Gemeinwesen war in diesem der erste tief einschneidende soziale Gegensatz gegeben. Weitere Unterscheidungen folgten dann in der arischen Bevölkerung selbst. Es war nur natürlich, daß, wer sich in den Kämpfen besonders ausgezeichnet hatte, auch höher geehrt wurde und größeren Anteil an der Beute, an Land und an Sklaven, die es bebauen sollten, erhielt. So bildete sich mit der Zeit ein Kriegeradel, die Kschatrija, aus, dessen Blüte wir in den Kämpfen des Mahabharata kennen lernen. Wie sich dann eine weitere Scheidung der Gesellschaft durch Ausbildung des erblichen Standes der Priester (Brahmana) vollzog, ist bereits erörtert worden (S. 377). Je mehr sich aber beide Klassen zu erblichen, abgeschlossenen Kasten gestalteten, um so mehr erhoben sie sich über die große Menge des Volkes, die Landbauern (s. die obenstehende Abbildung), die Hirten, die Handwerker, deren Beschäftigung jene als einen minderwertigen

Hindu Bauern. Nach Photographie.

Lebensberuf ansahen. Stolz nannte sich der Kschatrija auch Radschana, Radschwansi, den Königlichen, oder den Radschputen (radschaputra), den Mann königlichen Stammes, und hoch erhaben dünkte er sich über den Mann der wis, der misera plebs, den Waischja.

So waren die großen Kasten gegeben, die Manu aufstellt. In ihnen kam es zu weiteren Unterscheidungen. Nur die Brahmanen und Kschatrijas erhielten sich längere Zeit ohne Abstufungen innerhalb ihrer Gruppen. Sie schützte vor Zersplitterung ihr bestimmt umgrenzter Beruf, die relativ geringe Zahl sowie, wenigstens bei den Brahmanen, die streng gewahrte Blutreinheit. Aber bei den beiden anderen Gruppen, den Waischja und den in die Gesellschaftsordnung der Arier eingereihten Schudra, lagen die Verhältnisse anders: die Entwickelung größerer Staatswesen drängte bei ihnen zu weiterer Gliederung. Mit dem gesicherten Dasein, dem größeren Wohlstande wuchsen die Bedürfnisse; hatte in dem einfachen Leben der arischen Urzeit jeder Stammesgenosse allen auftretenden technischen Forderungen genügen können, so war das in der reichen Gestaltung des Lebens in den Gangesstaaten nicht mehr möglich. Höhere technische Leistungen, wie sie das auf anspruchsvollere Stufe gestellte Leben erforderte, verlangten Teilung der Arbeit, Ausbildung besonderer technischer Berufsarten: nach dem Vorbilde der Brahmanen und Kschatrijas wurde auch das Handwerk bei den anderen Kasten in den einzelnen Familien zur erblichen Zunft.

δ) Die brahmanische Philosophie.

Je mehr der großen Menge des Volkes gegenüber die rituelle Seite des Opfers ausgebildet und ihm dessen zauberhafte Wirkung eingeredet wurde, um so mehr überzeugten sich gerade die besten Geister und die tiefsten Denker von der Nichtigkeit solcher Zeremonien; ja, die bewußte Unwahrheit, auf die sich die ganze brahmanische Machtstellung gründete, mußte ihnen die Freude am Dasein verleiden. Daher bestimmt auch das ganze Denken gerade derer, die die höchste Spekulation zu ihrem eigensten Lebensberufe gemacht hatten, eine tief weltschmerzliche Stimmung: der Menschen und der ganzen Welt Dasein ist ein einziges großes Leid, und das höchste Ziel alles Lebens kann nur sein, von diesem Leide sich zu lösen, das höchste Ziel des Geistes, den Weg dazu zu suchen. Zu finden ist er nur durch ursächliches Verständnis des Leidens, durch Erkennen des logischen Zusammenhanges, der die ganze Welt durchzieht. Der Weg zur Erlösung ist der Weg zum Wissen (dschnana). So unterscheidet sich die brahmanische Philosophie in ihren Zielen von der der europäischen Kultur: während diese die Wahrheit um ihrer selbst willen sucht, verfolgt der Brahmane mit seiner Spekulation nur den praktischen Zweck, sich von dem Banne des Wehes, das wie ein Fluch auf der ganzen Welt lastet, zu befreien.

Diese Philosophie der Brahmanen ist niedergelegt in den Upanischads, der „mystischen Lehre von dem, was unter der Oberfläche verborgen liegt". Auch sie gelten als heilige Offenbarung; aber während die Weden auch den Waischja offenstehen, sind sie ausschließlicher Besitz der höchsten Kasten. Ihre Lehre ist ein spiritualistischer Pantheismus: das ganze All ist nur ein einziges Wesen, eine Weltseele, Atman oder Brahman. Die Lehre der Upanischads ist im philosophischen System des „Wedanta" (nicht vor dem 4. Jahrh. n. Chr.) planvoll ausgebildet worden.

In ihrem vollkommenen ursprünglichen und in ihrem dereinstigen letzten Zustand ist die Weltseele, das „Selbst", unpersönlich (das Brahman), unbewußt, in absoluter Ruhe, unendlich, ohne Anfang, ohne Ende, durch sich selbst bestehend. Aber sobald in ihm das Verlangen erwacht, tätig zu sein, wird es zu dem persönlichen Allvollbringer (der Brahman, Brahma): dieser schafft die sinnlich wahrnehmbare Welt. Alles, was darin ist: der Himmel und die Erdfeste, Feuer, Wasser, Luft und Erde, Steine, Pflanzen und

alle seelisch belebten Wesen, Tiere, Menschen und Götter, sind nur persönlich und tätig gewordener Geist von jenem alles durchdringenden Geiste, dem Brahman. Wenn dieses sich darin gefällt, zu schaffen, so verbindet es sich in seiner Erscheinung in der Welt mit Geist (Wahrnehmen, Denken, Wollen) und mit körperlichen Hüllen, die für die lebenden Wesen von mehrfacher Natur sind: ein materieller Körper, der mit dem Tode stirbt und vergeht, und eine viel feinere Hülle, in der die Seele beim Verlassen des Körpers bleibt, und die erst erlischt, wenn das ihr innewohnende Wesen wieder in das persönliche, unbewußte Brahman zurückfließt. In seinem irdischen Dasein verläßt das durch sich selbst seiende Allwesen seinen höchsten Zustand der absoluten Ruhe: es sinkt von seiner Vollendung herab. Das ist das Leid alles irdischen Daseins, und zurückzukehren zum idealen ruhenden Zustande der Weltseele ist das tiefste Verlangen aller Geschöpfe. Nicht leicht ist diese Erlösung: nach dem ehernen Gesetze der Kausalität wird die Betätigung der Weltseele zu einem Fluche, der dauernd auf allem körperlichen Sein lastet. Jedes Tun, es mag böse oder gut sein, führt zu neuem Tun, zu neuer Entfernung vom höchsten Sein, zu neuem Unglücke. Nach jedem Tode folgt eine Wiedergeburt, und zwar je nach den Handlungen des abgeschlossenen Einzellebens als höheres oder niederes Wesen, als Gott, Brahmane oder als Schudra, vierfüßiges Tier, Insekt oder Wurm (die praktische, auf das Volk berechnete Lehre hat dazwischen noch Fegefeuer und Höllenstrafen eingeschoben, denen die indische Phantasie möglichst brennende Farben verleiht). So scheint diese fortlaufende Kette von Seelenwanderungen durch millionenfache Wiedergeburten endlos. Dennoch ist ihr ein endliches Ziel gesetzt, und die Wiedervereinigung und Auflösung der persönlich gewordenen Seele in die absolute Ruhe und Bewußtlosigkeit des Ur-Brahman ist möglich; der Weg, der dahin führt, ist der zur Erkenntnis, der Weg zum Wissen, der nur durch absolutes Sichversenken erlangt werden kann.

Diese pantheistische Lehre der Brahmanen steht vor der Schwierigkeit des Gegensatzes zwischen der rein geistigen Natur des Ur-Brahman und der wirklichen Welt: mehrere (sechs von ihnen sind als solche allgemein anerkannt) philosophische Systeme und Schulen haben auf verschiedenem Wege die Lösung des großen Rätsels versucht. Von ihnen sind es besonders zwei Lehren, die für die weitere Entwickelung des indischen Geistes von großer Bedeutung geworden sind, die Samkhja- und die eben erwähnte Wedanta-Philosophie (Ende, Vollendung der Weden). Jene sieht in der äußeren Welt tatsächliche Wirklichkeiten, entstanden aus der schaffenden Kraft der Weltseele; für den Wedanta-Philosophen dagegen ist alles Materielle nur Einbildung, ohne wirkliche Wahrheit. Sobald nach ihm das Brahman Bewußtsein und Persönlichkeit annimmt, verbindet es sich nur in der Einbildung mit körperlicher Hülle. In der feinsten Hülle erscheint es als persönlicher höchster Gott, Ischwara. Aber allen solchen Hüllen haften die Eigenschaften der Tätigkeit (radschas), der Gutheit (sattwa) und Leidenschaftslosigkeit oder Dunkelheit (tamas) an, und so erscheint dieser höchste Gott dreigestaltig: als persönlicher tätiger Schöpfer, Brahma, als der hilfreiche, immer wirkende Wischnu und als der Wiederauflöser und Zerstörer, Rudra-Schiwa. Immerhin sind diese und alle anderen Götter sowie auch die Menschen und die ganze sinnliche Welt nur ein Traum, eine Vorstellung der Weltseele, außerhalb deren nichts Wirkliches ist.

Es war nicht leicht, sich über die Schwierigkeiten, die in allen indischen philosophischen Systemen lagen, hinwegzutäuschen, geschweige denn sie zu lösen; schwer war der Text der heiligen Weden, auf denen doch alles Wissen beruhte, damit in Einklang zu bringen. Man mußte zu den spitzfindigsten Deutungen, zu den gekünsteltsten Beweisführungen seine Zuflucht nehmen. Ein jeder suchte den anderen an Gelehrsamkeit und Wissen, an Schlagfertigkeit und Geschicklichkeit in der Auslegekunst zu überbieten. Die Methode, das Formelwesen überwucherte schließlich den sachlichen Inhalt des Denkens, und die indische Philosophie wurde zu einer Scholastik, die hinter der des europäischen Mittelalters nicht zurückstand.

ε) Die brahmanische Götterlehre.

Die Lehren der philosophierenden Brahmanen konnten wohl den grübelnden Geist des weltschmerzlich verzweifelnden Brahmanen fesseln und ihm, der unter der zwingenden

Gewalt der Askese stand, als höchste, unumstößliche Wahrheit erscheinen — der großen Menge des Volkes waren sie verschlossen, und sie hätten ihr auch nicht genügt: wer ganz im wirklichen Leben steht, verlangt andere Speise für den das Höchste suchenden Geist; ihm muß die Gottheit zwar allmächtig, aber menschlich begreifbar sein. Wollten die Brahmanen ihren Einfluß auf das Volk nicht verlieren, eine Gefahr, die nach dem Auftreten der Buddhalehre mit ihrem mächtigen Einfluß auf die Geister immer mehr anwuchs, so mußten sie ihm anschaulichere, sinnlich begreifbare Götter bieten.

Die altwedischen Götter der kriegerischen Zeit hatten mit dem Niedergange des Adels an Glanz und Macht eingebüßt; sie waren auf anderem Boden gewachsen und wollten in die neue Zeit mit ihren veränderten Bedingungen und Zuständen des Lebens nicht mehr recht passen. Aber in der Sage und im Gedichte waren Idealgestalten neu erschienen, die Helden der Glanzzeit arischen Lebens im westlichen Gangesgebiete. Die Mythenbildung erfand für sie eine Genealogie, die sie mit den von alters her verehrten Naturkräften verknüpfte (Sonnen- und Monddynastien). Immerhin stand die indische Heroenzeit der brahmanischen Entwickelung geschichtlich viel zu nahe, als daß sich ihre Gestalten zu höchsten Göttern hätten ausbilden können. Andere Gottheiten boten sich von anderer Seite her dar. Das Zurücksinken der Bedeutung der altwedischen Götter beruhte nicht zum wenigsten auf der Annäherung und teilweise erfolgten Durchdringung der beiden Rassen, die anfangs mit tödlichem Hasse einander gegenüberstanden. Damals waren die arischen Götter in erster Linie Schlachten- und Kampfesgötter gewesen; jetzt waren die Verhältnisse friedlicher und ruhiger geworden. Je mehr aber das Volk unter dem Einflusse der Brahmanen sein stolzes Kraftbewußtsein verlor, je mehr die Empfindung des Weltelends auch das Volk durchdrang, um so empfänglicher wurde es für den urindischen Dämonenspuk unheimlicher, dem Menschen feindseliger Gewalten, die die wimmelnde Geisterwelt der Urbewohner bildeten.

Den Brahmanen war diese Wandlung des Glaubens der großen Menge nicht unwillkommen: fanden sie doch in dem Kultus dieser Götter, in den Zauberformeln und Beschwörungen, in dem Hervorkehren des Formenwesens so viel, was der Methode ihres eigenen Götterkults zusagte, daß sie das Bündnis mit den drawidischen Höllengeistern fördern konnten. So grinst uns aus den späteren heiligen Büchern der Brahmanen, ja schon aus dem jüngsten der Weden, dem Atharwaweda, ein ganzes Heer böser Geister entgegen, die den älteren Büchern, besonders dem Rigweda, noch ganz fremd sind. Die Brahmanen fanden keine Schwierigkeit darin, sich mit der Aufnahme jener Geister in ihren Himmel zu befreunden, da die großartige Dehnbarkeit ihres Begriffs der Durchdringung und Emanation ihnen gestattete, alles, auch das Ungöttlichste, ihrem System einzugliedern. Gefiel sich doch ihr höchstes Wesen, die Allseele, in unendlichen Erscheinungsformen, warum nicht auch in solchen von bösen Dämonen und Gespenstern? Ihre eigene Spekulation über die drei Gestalten des zur Person gewordenen höchsten Wesens fand wenigstens in zweien davon Typen für die Eigenschaften, die die Götter der einen und der anderen Rasse charakterisierten: in dem gütigen, hilfsbereiten Wischnu eine Zusammenfassung der altwedischen, dem Menschen freundlich gesinnten Götter, dagegen in dem auflösenden, zerstörenden Rudra-Schiwa (s. die obere Hälfte der Tafel „Altindische Bildhauerkunst" bei S. 407) die Vereinigung aller feindseligen Kräfte, wie sie in Dämonengestalt von den Drawida gefürchtet wurden. Die dritte Seite des zur Person gewordenen brahmanischen Allwesens, der schöpferische Brahma, fand in dem religiösen Fühlen und Verlangen der Menge kein Entgegenkommen, sondern blieb immer eine besonders brahmanische Vorstellung. Während

in abertausend Tempeln die beiden anderen Personifikationen des höchsten Wesens angebetet werden, finden sich in ganz Indien kaum zwei Tempel, in denen ein anschauungsbedürftigerer Brahmane die schöpferische Kraft der Weltseele in einem Götterbilde verehrt.

5) Die Verbreitung des Brahmanentums nach Südindien.

Je mehr die arischen Staaten am Ganges erblühten und sich ausdehnten, je geräuschvoller das Leben wurde, um so weiter zog sich der Brahmane in die Einsamkeit zurück. Es entstanden in den bis dahin noch gar nicht vom brahmanischen Kultus berührten Ländern, in den Waldeinöden und in der fremden Welt einheimischer Staaten ganze Kolonien vereinzelt oder in größeren Ordensgruppen lebender Einsiedler. Wohl hatten sie oft Anfechtungen feindlicher Stämme zu bestehen, und viel ist die Rede von den bösen Rakschasa, die fromme Eremiten gestört oder getötet hätten. Aber sie trafen auch gesittetere und freundlichere Verhältnisse, Menschen, die den höher gebildeten Fremden gern milde Gaben reichten und dafür Belehrung und Anregung eintauschten. So wurden diese die Pioniere brahmanischen Wesens, und ihre Klausnereien und ihr Einfluß breiteten sich immer weiter nach dem Süden aus.

Die vorbrahmanische Urzeit des Südens liegt für uns im Dunkel, durch das nur an einzelnen Punkten ein schwacher Dämmerschein dringt.

Einheimische Sagen verlegen den Ausgangspunkt der allgemeinen kulturellen und staatlichen Entwickelung des Landes nach Korkai (dem griechischen Kolchoi) an der Mündung des heiligen Flusses Tamraparni in der seichten Bucht von Manaar, die, im Osten durch die Adamsbrücke vor dem unwirtlichen Bengalischen Meer mit seinen gefährlichen Wirbelstürmen geschützt, das Zwischenglied zwischen den beiden reichen Ländern im Norden und Süden, Indien und Ceylon, bildet. Korkai war, als die Griechen es zuerst aufsuchten und die Kunde von ihm im Abendlande verbreiteten, schon eine alte Stadt. Es verdankt sein Dasein und seine Blüte dem Erzeugnis jener Bucht, den von Urzeiten her so hochgeschätzten Perlen, mit denen jener kolchische Meerbusen seit den frühesten Zeiten die Welt ausgiebiger versorgt hat, als irgendein anderer Punkt der Erde: man darf wohl das Alter jenes Handelsplatzes so hoch hinaufrücken, wie das Vorkommen der Perle als Schmuckes bei den Völkern der Alten Welt. Die uralten Ruinen von Korkai sind, mehrere Meilen von der jetzigen Küste entfernt, wieder aufgefunden, vergraben im alluvialen Sande, mit dem die Tamraparni ihre Mündung immer weiter in das Meer vorschiebt (unweit des jetzigen Hafenplatzes Tuitorin). Jene Sage nun erzählt, daß Korkai drei Brüder gründeten, die hier zunächst längere Zeit einträchtig zusammen lebten, sich aber später trennten und drei Königreiche (Mandalas) schufen: das Pandja-Reich (griechisch Pandion) ganz im Süden, das Tschola-Reich im Nordosten und das Tschera-Reich im Norden und Nordwesten davon (vgl. weiter unten). Das bedeutendste von ihnen war das Pandja-Reich, das noch lange Zeit die Hafenstadt Korkai als Hauptstadt beibehielt; das Totem- oder Wappenzeichen seiner Könige war der Fisch (Karpfen), was jene Sage, die den Ausgangspunkt der höheren Entfaltung ans Meer verlegt, bestätigt. Später wurde die Hauptstadt mehr in die Mitte, nach Mathura, verlegt.

Als die arisch-brahmanischen Einsiedlervorposten bis in jene fernen Gegenden vordrangen, fanden sie schon blühende, wohlgeordnete Staaten vor.

Wie anders verlief hier im Süden die Einführung arischen Wesens! Im Norden war es ein Kampf der Rassen und der rohen Kraft einer körperlich und geistig kräftigeren Rasse gegen rückständigere Stämme, der damit endete, daß die letzteren entweder verschwanden oder auf die unterste Stufe gesellschaftlicher Ordnung hinabgedrückt wurden — hier sind es geistige Waffen, das höhere Wissen und Können einzelner hervorragenden Männer. Nachgiebig anschmiegend führt sich das Brahmanentum ein, macht Zugeständnisse, läßt dem Volke seine Sprache und ergänzt sie nur da, wo Begriffe und Worte fehlen (für abstraktes Denken und religiöse Lehre) mit Teilen der heiligen brahmanischen Sprache (dem Sanskrit); diese steht aber schon so hoch in der Achtung, daß Könige und Städte es sich zur Ehre

anrechnen, neben ihrem alten drawidischen Namen einen Sanskritnamen zu führen, den die späteren Berichte der Griechen allein nennen. Außerdem war ja der einheimische Name Pandja (Saft der Palme, ein Haupterzeugnis des Landes) dem der Pandawa der arischen Sage (S. 375) so ähnlich, daß beide für gleich ausgegeben und die Pandjadynastie des südlichen Reiches mit der den arischen Göttern entsprossenen Pandudynastie des Nordens zusammengestellt wurde. Auch die Schrift ließen die Brahmanen dem Volke; das ureinheimische, auf kein anderes System zurückzuführende Watteshat-Alphabet (Watteluttu) ist in den drei südindischen Reichen erst gegen das Ende des 1. Jahrtausends n. Chr. von neueren Alphabeten verdrängt worden, die auf die südlichen Asoka-Inschriften zurückzuführen sind.

Wann diese Brahmanisierung Südindiens stattgefunden hat, ist, wie die ganze vorgriechische Chronologie Indiens, sehr unsicher. Der Umstand, daß die Kschatrija bei dieser geistigen Eroberung des Südens gar keine Rolle spielen, sowie die vollständige Durchbildung des rein brahmanischen Wesens, mit der jene Kulturträger auftraten, zeigt, daß die Kämpfe um die Macht der beiden Stände beendet sein mußten. Anderseits finden die Griechen zu Alexanders des Großen, die Römer zu Augustus' Zeiten die brahmanische Kultur so in das ganze Leben eingedrungen, daß eine Reihe von Jahrhunderten seit ihrer Einführung vorübergegangen sein muß. Vielleicht hat also die Gewinnung des Südens für brahmanisches Wesen zwischen 1000 und 500 v. Chr. stattgefunden.

η) Die alten Königreiche im Süden Indiens.

Die ältesten geschichtlichen Angaben über die Pandjareiche Südindiens finden sich in den buddhistischen Chroniken Ceylons: schon der arische Vorstoß unter Widschaja trifft dort ein starkes Reich, dem wahrscheinlich der Norden Ceylons tributpflichtig war; auch die neu angekommenen Arier, die sich ihre Frauen aus jenem Lande holen, entrichten regelmäßige Abgaben an Perlen und Opferhorn-Muscheln an die Pandjafürsten. Auch die Berichte des Megasthenes um 400 v. Chr. erwähnen das Pandjareich im äußersten Süden der indischen Halbinsel und fügen hinzu, daß es viele Perlen liefere. Das Reich wird ferner in den Inschriften Asokas zugleich mit seinen beiden tamulischen Nachbarreichen genannt (Pada = Pandja, Tschuda = Tschola und Tschera), und die nicht seltenen Funde römischer Münzen im südlichsten Teil Indiens bestätigen die Angaben Strabons von den Handelsbeziehungen zwischen dem römischen und dem Pandjareich und von der Gesandtschaft, die das letztere an Kaiser Augustus sandte. Die Grenzen dieses Reiches (s. die Karte bei S. 426) fielen im Süden und Südosten mit der Nordküste des Golfs von Manaar und der Palkstraße zusammen, von deren Nordende die Grenzlinie westlich zu den Palnibergen hinüberzog; im Westen reichte die Macht des Pandjakönigs wiederholt bis an das Arabische Meer, und noch heute wird im südlichsten Teile der Malabarküste die Sprache des Ostens, Tamulisch, gesprochen. Ein tapferer kriegerischer Geist zeichnete das Pandjareich während seines ganzen Bestehens aus; sowohl seine südlichen Nachbarn (die Singhalesen) als auch die Tschola im Norden lagen mit ihm in fast beständiger Fehde. In der Höhe seiner allgemeinen Kultur hat es alle anderen südindischen Staaten weit überragt.

Der nordöstliche Nachbar des südlichsten Staates waren die Tschola (der Name der Koromandelküste ist verderbt aus Colamandalam, Tscholareich), ein Stamm, wohl ebenso alt wie der der Pandja. Ptolemaios spricht von den Sorai Nomades dieser Gegend, von den Wander-Tschola. Ihr Hauptstamm war der mit seinen Herden umherziehende Hirtenstamm der Kurumba, und ihrem unruhigen Nomadenleben entsprechen die kriegerischen Neigungen:

der Kampf mit den Nachbarstämmen ruhte nie; auch an feindlichen Unternehmungen gegen Ceylon waren sie oft beteiligt. Ihre Hauptstadt wechselte öfters: Kombakonum, Tritschinopoli, Tandschur stehen auf der Stelle ihrer früheren Königsstädte. Die anfangs weiter südlich gelegene Nordgrenze wurde mit der Zeit bis in das Gebiet der Telugusprache hinein ausgedehnt. Hier folgte dann noch weiter nach Norden bis zur Kistna (Krischna) zunächst eine Anzahl unabhängiger Stämme, von denen der der Pallawa der bedeutendste war; jenseits der Kistna bis hinauf nach Orissa erstreckte sich endlich das uralte dravidische Kalingareich.

Im Süden der Halbinsel reichte das dritte der dravidischen Reiche, das der Tschera, an der Malabarküste etwa von Kalikut bis zum Kap Komorin, schob aber zeitweise auch seine Grenzen ostwärts über die Ghats hinüber vor (Maisur, Koimbatur, Salem), verlor zu anderen Zeiten freilich auch Teile seines Gebietes an der Malabarküste an die Pandjakönige. Im ganzen war dieser Zweig der dravidischen Staatengruppe friedlicher als seine östlichen Nachbarn; die reiche Natur der Malabarküste war einer ruhigeren Entfaltung und der Ausbildung friedlicheren Sinnes der Bewohner günstig. Die Landessprache hat sich erst in später Zeit, seit einem Jahrtausend, von dem Tamulischen so weit entfernt, daß sie jetzt als besondere Sprache gelten muß; bis dahin ist auch noch mit dem alttamulischen Alphabet, dem Watteshat (vgl. S. 385), geschrieben worden.

β) Das Vordringen des Brahmanentums an der Malabarküste.

Nördlich von dem Tscherareiche wurden die Verhältnisse der Bewohner der Malabarküste schon früh durch die brahmanische Kultur tiefer beeinflußt als im übrigen Südindien. Bereits in der Blütezeit des Rittertums waren die Arier bis nach Gudscherat am Busen von Khambat vorgedrungen (S. 376). Von jenen Küsten verbreitete sich arischer Einfluß ostwärts: zwischen den eingebornen, unabhängig bleibenden Stämmen der Bhilla (Bhil) drangen immer mehr Kolonisten vor, die arisches Wesen im Westen Mittelindiens (Malwa, mit der Zeit auch im Marhattenlande) verbreiteten. Erst der späteren Zeit brahmanischer Machtblüte gehört das siegreiche Kolonisieren der im Sanskrit Kerala (Land der Tschera) genannten Westküste an. In deren nördlicher Hälfte, besonders im heutigen Kanara und Malabar, scheint schon in vorbrahmanischen Zeiten ein Gaugenossenschaftsverband von 64 Gauen bestanden zu haben, von denen dem sechsten Teil (10½ Gauen) der kriegerische Schutz des Landes anvertraut war; regiert wurden sie durch einen alle vier Jahre neu zu wählenden Rat von fünf Ministern. Als immer mehr Brahmanen in das fruchtbare Land vordrangen, behielten diese wohl die Organisation der staatlichen Verwaltung bei, wurden aber selbst als die wahren Herren angesehen.

Eine Tendenzlegende führt ihr Kommen auf die Hilfe des brahmanenfreundlichen Gottes Wischnu in seiner Inkarnation als des Rama mit der Streitaxt (Paraschurama; S. 378) zurück. Sie läßt ihn als Sohn des weisen Brahmanen Dschamadagni geboren werden. Diesem war in seiner Abwesenheit von dem Kschatrijafürsten Kartawirja ein Opferkalb aus seiner Klause geraubt worden; der Sohn rächte den Vater, indem er den Kschatrija erschlug. Als aber darauf Dschamadagni der Blutrache zum Opfer gefallen war, schwor Rama dem ganzen Kschatrijastande Rache und rottete ihn aus („reinigte die Erde 21mal von den Kschatrija"; S. 378). Die Götter beschenkten ihn reich: soweit er mit seiner Streitaxt werfen könnte, sollte alles Land ihm gehören. Die Waffe flog von Gokarna bis zum Kap Komorin. So wurde die ganze Malabarküste dem Meer abgewonnen und von den Brahmanen besiedelt, denen Paraschurama das Gebiet zum Geschenk machte. Noch jetzt beginnt die Zeitrechnung Malabars mit jenem Axtwurfe, der Erschaffung des Landes, die auf das Jahr 1176 v. Chr. zurückversetzt wurde. Die Legende ist erfunden, um die Ansprüche zu begründen, mit denen die Brahmanen hier auftraten. Sie wurden tatsächlich Besitzer des Landes, das sie an seine alten Herren gegen Pacht abgaben; ihnen mußten die Krieger huldigen und den Treueid leisten.

Noch jetzt haben die oberen Brahmanenkasten auf der Malabarküste eine weit höhere Stellung als die auf der Ostküste der Halbinsel. Die Namburibrahmanen der Westküste wahren streng die Reinheit ihres arischen Blutes und sehen mit Verachtung auf die anderen, zwar auch mit der heiligen Schnur umgürteten, aber dunkelhäutigen Brahmanen Südindiens herab.

d) Der Buddhismus in Indien.

Um die Mitte des ersten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung gewährt uns der Zustand Indiens folgendes Bild. Die Arier sind zu hohem Wohlstande gelangt, größere und kleinere Staaten sind entstanden, volkreiche Städte glänzen durch die Pracht der Fürstenhöfe wie durch den Reichtum der Bürger; Landwirtschaft, Industrie und Handel blühen. Auch das innere Leben der herrschenden Rasse hat Wandlungen erfahren; aber sie sind weniger erfreulich: es lebt nicht mehr der frische Jugendmut, nicht mehr der kraftfrohe Geist, nicht die stolze Freiheit. Tiefe Kastengegensätze zerspalten die Gesellschaft. An Stelle der Gleichheit aller ist ein Kastengeist getreten, der den Höheren mit Verachtung auf den Niedriggestellten herabblicken läßt, der jede Gemeinsamkeit eines öffentlichen Interesses ausschließt und deshalb alles Nationalbewußtsein erstickt. Alles Tun ist jeder einzelnen Kaste genau vorgeschrieben, und das Beste, das Denken, haben sich die Brahmanen als ihr Eigentum vorbehalten; wie sie behaupteten, aus dem Kopf des ersten Menschen hervorgegangen zu sein, waren sie auch in Wirklichkeit der Kopf der Gesellschaft. Aber das Denken hatte sich seit der arischen Einwanderung von Grund aus verändert. Die Priester beteten nur noch zum Scheine zu den alten Göttern — in Wirklichkeit glaubte keiner an sie. Dafür hielt ein schweres Daseinsweh alle Denker gefangen; über die Wege aber, auf denen man sich davon befreien könne, gingen die Meinungen auseinander. Viele Schulen, viele Orden entstanden. Als ob ein schwerer bengalischer Wirbelsturm über den Wald dahingebraust wäre, so lagen die Riesenstämme der alten Götter abgestorben am Boden, und aus der Verwüstung sproßten viele neue Triebe hervor, die gegeneinander um Luft und Licht und Raum kämpften. Nur einer von ihnen durfte zum mächtigen Baum auswachsen, der unter seinen Zweigen fast die ganze mittel- und ostasiatische Welt sammelte, der Buddhismus.

Die Brennpunkte der Entwickelung indisch-arischen Wesens verschieben sich im Laufe der Zeit langsam von Westen nach Osten. Im 3. Jahrtausend v. Chr. über die nordwestlichen Pässe vorgedrungen, haben die Arier im 2. Jahrtausend das Fünfstromland besetzt: in die Mitte dieses Zeitraums mögen die Kämpfe an der Grenze zwischen Pandschab und Gangesgebiet fallen, in denen König Sudas die verbündeten Stämme des Westens zurückschlug, und an das Ende dieses Jahrtausends darf man die Glanzzeit der Fürstentümer an der Dschamna und am oberen Ganges setzen, deren Kämpfe den epischen Mittelpunkt des großen Heldengedichts der Bharata bilden. Nach einem weiteren halben Jahrtausend hat sich der Schwerpunkt noch mehr nach Osten verschoben, in die Länder, deren Endpunkte der Anfang des Gangesdeltas und die Stadt Benares bezeichnen. Hier ist um diese Zeit eine Anzahl von Fürstentümern und Freistaaten entstanden, unter ihnen das mächtige Magadhareich mit der alten Hauptstadt Radschagriha (in dem südlich vom Ganges gelegenen Teile des heutigen Bihar). Wenig würden wir von den verschiedenen kleinen Freistaaten auf der nördlichen Gangesseite, gegenüber von Magadha, wissen, wäre nicht gerade hier der Religionsstifter erstanden, zu dessen Lehre sich noch heute Hunderte von Millionen Menschen bekennen, der Buddha. In den Vorbergen des Himalaja hatte sich an dem Flüßchen Rohini, der heutigen Kohana, der Stamm der Schakja niedergelassen, in dem bei den vielfachen Reibungen mit den benachbarten Kleinstaaten der Adel (Kschatrija) noch eine bedeutende

Rolle spielte: ihm gehörte auch der in der Hauptstadt des Ländchens Kapilawasthu (Pali: sanskr.: wastu) residierende Stammeshäuptling Schuddhodana aus der Familie der Gautama an, der Vater des Buddha.

a) Das Leben Buddhas.

Nach der buddhistischen Legende war Schuddhodana mit zwei Töchtern des benachbarten Koljafürsten (am anderen Ufer der Rohini), gleichfalls eines Kschatrija, vermählt. Lange blieben die Ehen kinderlos; erst in ihrem 45. Jahre wurde die ältere der beiden Frauen, Maja, schwanger. Als sie der Sitte ihrer Zeit und ihres Standes entsprechend nach ihrem elterlichen Hause reisen wollte, um dort die Entbindung zu erwarten, wurde sie unterwegs im Haine Lumbini durch die Geburt eines Sohnes überrascht, der den Namen Siddhartha erhielt. Dies ist der persönliche Name des Buddha, der noch öfter nach seinem Familiennamen Gautama (Gotama) genannt wird. Alle anderen Bezeichnungen sind Beinamen, deren Zahl in gleichem Verhältnis zu der Bewunderung und der Verehrung seiner Jünger steht: sie alle sind, ebenso wie auch Jesus' Nebennamen Heiland, Erlöser, Christus usw., nichts als Bezeichnungen seiner Eigenschaften, so Schakja Muni der Weise aus dem Schakjageschlecht, Schakja Simha der Schakjalöwe, Bhagawat der Ehrwürdige, Sattha der Lehrer, Dschina der Sieger usw.; so ist auch Buddha nur ein solcher Beiname, er heißt „der Erleuchtete" (s. die untere Hälfte der Tafel „Altindische Bildhauerkunst" bei S. 407).

Mit einiger Wahrscheinlichkeit läßt sich die Geburt Siddharthas zwischen 560 und 557, sein Todesjahr zwischen 480 und 477 v. Chr. festsetzen. Schon am siebenten Tage nach der Geburt starb die Mutter des Kindes, das nun von der Schwester der Verstorbenen, Pradschapati (Pali: Padschapati), liebevoll gepflegt und erzogen wurde. Nach der Sitte seiner Zeit wurde der junge Siddhartha schon in seinem 19. Jahre mit seiner Base Jasodhara, einer Tochter des Koljafürsten, vermählt; die Ehe wurde nach zehn Jahren durch die Geburt eines Sohnes, Rahula, gesegnet. Ein anderer wäre an Siddharthas Stelle zufrieden und glücklich gewesen: war ihm doch alles geworden, was sonst das Ideal eines vornehmen Kschatrija ausmachte. Aber ihn, den Neunundzwanzigjährigen, befriedigte das alles nicht: sein ernster und hoher Geist wandte sich in all dem äußeren Wohlleben mit Widerwillen von den Nichtigkeiten der Welt ab. Seine Gedanken über das Elend der Welt und die Befreiung davon erhalten in der Sage objektive, persönliche Gestalt: eine Gottheit erscheint ihm zuerst als gebrechlicher Greis, dann als Schwerkranker, weiter als verwesender Leichnam und zuletzt als ehrwürdiger Einsiedler. Gerade die Geburt des Sohnes wurde für ihn der letzte Anstoß zur Ausführung eines lange vorbereiteten Entschlusses; er sah in dem Kind ein neues Band, das ihn an die Welt fesseln könnte. Die Erzählung von Siddharthas Flucht ist das rührendste Stück in der ganzen Legende seines Lebens. Nur einmal noch wollte er das Liebste auf der Welt sehen, den neugeborenen Sohn ans Herz drücken. Leise schlich er sich in das Schlafzimmer an das Lager, auf dem Weib und Sohn ruhten. Aber die Hand der Mutter lag auf dem Haupte des Kindes, und er konnte dies nicht in die Arme schließen, ohne jene zu wecken.

So verließ er ohne Abschied Weib und Kind und fuhr allein mit seinem Wagenlenker in die Nacht hinaus. Dann schenkte er diesem allen Schmuck und beauftragte ihn, die Seinigen von seinem Entschlusse zu benachrichtigen, schor sein Haar kurz, tauschte sein reiches Gewand mit dem eines vorübergehenden Bettlers und wandte sich einsam der Hauptstadt des Magadhareiches, Radschagriha, zu, in deren Nähe sich fromme Klausner in Felshöhlen niedergelassen hatten. Ihnen gesellte er sich zu, um von ihnen die Lösung des großen Welträtsels

zu erhalten. Aber die Metaphysik der Brahmanen konnte seinen Geist nicht befriedigen: weder bei Alara Kalama, noch bei Uddaka Ramaputta fand er, was er suchte, den Weg zur Errettung vom Weltschmerz. Er verließ beide Lehrer und wandte sich nach den Wäldern von Uruwela (beim jetzigen Buddhagaja), in denen bereits fünf brahmanische Einsiedler strengster Askese oblagen. Sechs Jahre lang übertraf er alle an grausamer Ertötung des Fleisches, so daß er nur noch ein Schatten seines früheren Bildes von Kraft und Schönheit war. Der Ruf seiner übermenschlichen Selbstpeinigungen drang weithin; nur er selbst wurde um so unglücklicher, je mehr ihn die anderen auf dem Heilswege voran glaubten

Vor Schwäche brach er ohnmächtig zusammen; aber wiedererwachend hatte er die Kraft gefunden, sich von dem Irrwege zu befreien. Doch als er wieder anfing, Nahrung zu sich zu nehmen wie andere Menschen, hatte er sich den Glauben und die Achtung seiner fünf Genossen verscherzt; sie mieden seine Nähe und wandten sich der heiligen Stadt Benares zu, um dort in reinerer Umgebung ihre Kasteiungen fortzusetzen. Dem Zurückgebliebenen stand noch der schwerste Seelenkampf bevor. Die buddhistische Legende vergegenständlicht hier den Aufruhr seiner Gedanken und seiner Gemütsstimmung als lichte und dunkle Geister, die in furchtbarem Kampfe gegeneinander streiten, so daß die Welt erzittert und aus den Fugen zu gehen droht. An den Ufern der Nairandschara rang sich Siddhartha zur Erleuchtung hindurch. Klar lag es vor ihm; offenbart war ihm die Einsicht in den Grund des Leidens und über den Weg der Befreiung davon. Jetzt war er „der Buddha" geworden, der Erleuchtete, der nicht nur für sich, sondern für die ganze Welt zum erlösenden Wissen gelangt war. Sieben Tage weilte der Buddha in erhabener Heiterkeit des Geistes, in seliger Verklärung unter dem heiligen Feigenbaume (Ficus religiosa, singhalesisch: Bo-Baum, Baum der Erkenntnis [sanskr.: bodhi]). Freundliche Menschen brachten ihm Reiskuchen und Honig, und er bot ihnen dafür das Höchste, seine Lehre; sie beide, Tapussa und Bhallika, wurden seine ersten Laiengläubigen, sie nahmen „ihre Zuflucht zum Buddha und zur Lehre". Zweifel kamen dem Erleuchteten, ob auch der stumpfe Sinn der großen Menge fähig wäre, die große Wahrheit zu erfassen. Aber der Weltengott Brahman drängte ihn, seine Lehre zu verkünden, und der Buddha gab nach: er zog zu demselben Walde, wo die fünf Genossen seiner früheren Büßungen weilten, und legte ihnen in der „Predigt von Benares" die Grundzüge seiner Lehre dar. Weder das Leben im Genusse, noch auch die Ertötung alles Leiblichen könne zum Ziele führen, sondern nur der mittlere Weg. In großen Zügen zeigt er ihnen die Wahrheiten über das Leiden und den achtfachen Weg zur Erlösung.

Von da ab ist das Leben des Buddha erfüllt mit Lehren und Bekehren des Volkes: die kleine Gemeinde erweiterte sich rasch durch Aufnahme von fünf Vornehmen aus Benares; dann kamen 50 weitere Jünger hinzu. Weithin war der Ruf des neuen Lichtes gedrungen; von allen Seiten, auch von fernher, drängten die Völker, die Lehre zu vernehmen. Der Buddha sandte alle seine 60 Jünger als Apostel hinaus: „Gehet hin, o Bettler, auf eure Gänge zum Heile der Menge, zum Wohle der Menge, zum Heile, zum Vorteil und zum Wohle der Götter und Menschen." Nicht lange sollte der Erleuchtete allein bleiben, nachdem er seine Apostel hinausgeschickt hatte: bald bekannten sich wieder 30 reiche Jünglinge, darauf 1000 Feuerasketen zu seiner Lehre. Die bedeutungsvollste Bekehrung aber war die Bimbisaras, des Königs über das große Magadhareich: der Buddhismus gewann damit einen mächtigen Gönner, und die im unmittelbaren Anschluß an diesen Übertritt erfolgten Bekehrungen zu Laienbrüdern zählten nach Zehntausenden; noch wichtiger war der Eintritt der beiden hervorragendsten Schüler des Meisters: des Sariputta und des Mogallana.

Mit der Aufnahme des Königs Bimbisara tritt zum erstenmal ein Zug hervor, der die weitere Entfaltung dieser Religion charakterisiert: die Neigung, Anschluß an die Herrschenden zu gewinnen und sich unter deren Schutz zu stellen. Nunmehr hebt sich und sinkt der Buddhismus in den einzelnen Staaten gleichzeitig mit dem Gedeihen oder mit dem Niedergang ihrer Dynastien; dieselbe Erscheinung zeigt sich in Ceylon, wo die Gemeinde unter kraftigen und glücklichen Königen immer wunderbar gedeiht, aber in dem politischen Unglück der Kriege mit den Drawida auch wiederholt heruntergekommen ist bis zum vollständigen Erlöschen. Gegen das Patronat hat sich der Buddhismus auch immer bis zu einem gewissen Grade fügsam gezeigt: gleich der erste hohe Gönner, Bimbisara, setzte es durch, daß in der Mönchsgemeinde die bei manchen brahmanischen Mönchen schon früher üblichen monatlichen Beichten (strenge Observanz an den vier Mondvierteln; die Poja-Tage der heutigen Singhalesen) und die Uposadha-Tage eingeführt wurden. Und als der Buddha auf einer späteren Wanderung in seine Vaterstadt zurückkehrt und dort sein Sohn Rahula in die Gemeinde eintritt, läßt die Bitte des alten Fürsten den Aufnahmeregeln der Mönche die Bestimmung einfügen, daß kein Sohn ohne Zustimmung seines Vaters Mönch werden darf. Auch hätte sich das Widerstreben des Buddha gegen die Einrichtung von Nonnenorden kaum überwinden lassen, wenn seine Pflegemutter Pradschapati, die einen solchen Orden zu stiften wünschte, nicht königlichen Blutes gewesen wäre. Auf der anderen Seite gewann die neue Lehre durch die Gunst der Mächtigen nicht nur das Volk, sondern auch erwünschten Rückhalt: die Armut war nur Gebot für den einzelnen Mönch — der Orden nahm von Anfang an reiche Schenkungen dankbar an. Die erste dieser Stiftungen war der Bambushain bei der Hauptstadt Magadhas, und noch zu Lebzeiten des Meisters überboten sich Fürsten und reiche Leute mit solchen Schenkungen; eine ganze Reihe von großen Gärten wurde schon damals dem Orden gestiftet, darunter als berühmtester der Garten von Dschetawana bei Sawatthi. In Ceylon, wo die Geschichte des Buddhatums klarer vor uns liegt, war schließlich der größere und bessere Teil alles anbaufähigen Landes in den Händen des Ordens.

Unter den Schülern, die dem Buddha besonders nahestanden, ist die sympathischste Erscheinung die seines Vetters Ananda, der zwar keineswegs durch geistige Größe hervorragte, aber durch seine liebevoll sorgsame Hingabe an den Meister unser Herz gewinnt. Das Böse fehlte in dem engeren Kreise derer, die sich um den Erleuchteten geschart hatten, ebensowenig wie in dem Kreise der Jünger Jesu: in Dewadatta, dem vom Hochmut Geblähten und von unzähmbarem Ehrgeize Beherrschten, tritt uns vorbildlich schon in des Buddha Zeiten der Geist der Sektenbildung entgegen, der später immer wieder zu Spaltungen geführt hat; er verführte noch zu Lebzeiten des Meisters viele Gläubige zum Abfall. Und wie später jede Sekte den übrigen alles Böse nachsagt, so wirft auch hier die Legende dem ehrgeizigen Jünger vor, seinem Meister sogar nach dem Leben getrachtet zu haben.

Fünfundvierzig Jahre nach seiner „Erleuchtung" war der Buddha lehrend im Land umhergewandert, und nach vielen Tausenden zählten seine Anhänger, als ihn zum erstenmal schwere Erkrankung an das Herannahen des Endes mahnte. Besorgt fragt sich die Gemeinde, wer später ihr Führer sein solle. Aber der Meister weist sie auf sich selbst hin: „Seid selbst eure Leuchte, selbst eure Zuflucht, habt keine andere Zuflucht, die Lehre soll euer Licht, die Lehre eure Zuflucht sein, habt keine andere Zuflucht." Durch die Kraft seines Willens genas der schwer Kranke noch einmal; aber er selbst setzt die Zeit seines Endes auf drei Monate später an. Die letzten Tage des Buddha haben in der Legende so lebenswahre Einzelheiten, daß die Erzählung uns hier wahrscheinlich geschichtliche Erinnerungen

wiedergibt. Er war mit seinem Lieblingsschüler Ananda nach Pawa gezogen und weilte dort mit anderen Mönchen bei dem Schmiede Kunda als Gast. Bei dem Mahle war ihm verdorbenes Schweinefleisch[1] vorgesetzt worden, nach dessen Genuß er erkrankte. Trotzdem setzte er seine Reise fort. Aber in der Nähe von Kusinara verließen ihn die Kräfte, und unter zwei schönen Salbäumen gebettet, erwartete er den Tod. Er dankte seinem treuen Ananda noch einmal für alle Liebe und Hingebung, fragte die um ihn versammelten Mönche noch dreimal, ob bei irgend jemand noch ein Zweifel bestehe, und als niemand einen solchen äußerte, sprach er zu ihnen seine letzten Worte: „Wahrlich, ihr Mönche, ich sage euch, alles ist dem Vergehen unterworfen; strebt unermüdlich nach Vollkommenheit." Dann ging sein Wesen ins Nirwana ein, nach der Überlieferung der Nördlichen (S. 285) nur 100 Jahre vor Asoka. Vgl. J. S. Speyer, „Buddhas Todesjahr" (in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Bd. 53 [1899], S. 120).

„Wie man die Überreste des Königs der Könige behandelt, so soll man die des Vollendeten behandeln", so lautete der Spruch Anandas, als ihn die Maller von Kusinara nach der Art der Bestattung fragten. Sechs Tage dauerten die Vorbereitungen; dann wurde mit größtem Pomp der Scheiterhaufen angezündet. Die Gebeine des großen Dahingeschiedenen wurden gesammelt; von vielen Seiten verlangte man nach Reliquien, um sie in würdigen Denkmälern (stupas; s. die Abbildung S. 283) aufzubewahren, und man einigte sich zuletzt dahin, daß die Überreste in acht Teile geteilt und an die bedeutenderen Staaten, in denen der Buddha gelebt und gewirkt hatte, gegeben werden sollten.

β) Die „drei Konzile".

Die spätere Überlieferung erzählt, daß gleich nach der Bestattung die hervorragendsten Mönche in Radschagaha (= Radschagriha) unter dem Vorsitze des Kaschjapa (Pali: Kassapa) zusammengetreten seien, um die Lehre möglichst genau festzustellen (das erste Konzil von Radschagaha). Es seien die auf die Disziplin des Ordens bezüglichen Aussprüche des Buddha (Winaja) von Upali, die allgemeinen Lehren (sutra; Pali: sutta) über das Verhalten aller, auch der Laiengläubigen von Ananda vorgetragen und von den 500 Mönchen getreu im Gedächtnis bewahrt und dann weiter überliefert worden. Genau 200 Jahre nach dem Hinscheiden des Meisters sei dann ein zweites Konzil, das von Wesali (Waisali), notwendig geworden. Da eine Anzahl Mönche in einzelnen Punkten abweichende Ansichten vertreten hätten, sei ein Ausschuß in Wesali zusammengetreten und habe von neuem die Richtschnur buddhistischer Lehre festgestellt.

Erst mit dem dritten Konzile, dem von Patna (um 250 v. Chr.), betreten wir geschichtlichen Grund. Der Dipawamscha, die älteste Chronik Ceylons (nach 300 n. Chr. entstanden), berichtet darüber: „Um den Unglauben zu zerstören, traten viele Schüler des Buddha, 60000 Söhne des Dschina, zu einer Beratung zusammen. Bei dieser Versammlung war Tissa Mogalliputta (auch Moggaliputta; Sohn der Mogalli) Vorsitzender. Dieser wählte, um den Glauben zu reinigen und die Lehre für lange Zeit festzulegen, 1000 Arahats, indem er die besten aussuchte, und hielt eine Synode ab. Im Kloster des Aschokarama, das vom König Dhammaschoka erbaut worden war, wurde das dritte Konzil in einem Zeitraume von neun Monaten zu Ende geführt." Auf diesem Konzile wurde die Lehre des Meisters so, wie sie bei den Jüngern fortlebte, in den kanonischen Büchern des tripitaka („Dreikorbs") festgelegt. Im

[1] Nach Garbe („Deutsche Literaturzeitung", 1906, S. 3120) ein Pilzgericht, das giftige Pilze enthalten mochte.

Anschluß daran erfolgte die Aussendung vieler Missionare, die unter anderem auch in Ceylon den Buddhismus einführten; von da ab beginnen die singhalesischen Klosteraufzeichnungen, die später zu den Chroniken verarbeitet wurden. Darin werden einzelne damals ausgesandte Missionare genannt, und die Glaubwürdigkeit dieser Chroniken ist durch die Auffindung des Grabes eines jener Missionare (Madochhima) in Nordindien unterstützt worden.

Steht das Konzil von Patna als gesicherte Tatsache fest, so sind die beiden vorhergehenden Konzile stärkerem Zweifel zugängig. Das von Wesali soll zwar 200 Jahre nach dem Tode des Buddha, also noch kein halbes Jahrhundert vor der Buddhisierung Ceylons, stattgefunden haben, und es ist anzunehmen, daß die spätere Überlieferung über jene Zeit im ganzen noch ziemlich gut unterrichtet war. Aber gerade aus den ceylonischen Quellen geht hervor, daß es sich nicht um ein Konzil zur Festsetzung der buddhistischen Lehre gehandelt hat, sondern nur um eine Versammlung buddhistischer Mönche eines beschränkten Gebietes zur Erledigung untergeordneter Punkte mönchischer Zucht. Einzelne Mönche hatten Fragen aufgeworfen, wie z. B. solche, ob man feste Speise nur bis Mittag oder auch am Nachmittag essen dürfe, bis die Sonne einen 2 Zoll langen Schatten geworfen habe, ob man Salz in Büffelhorn aufbewahren dürfe, ob man sich auf einen mit einem ungesäumten Tuche bedeckten Stuhl setzen dürfe usw. Daß aber eine solche Mönchsversammlung in der Folge zu einem Konzil aufgebauscht worden ist, erklärt sich aus der buddhistischen Methode, allem Bedeutenden durch Vervielfältigung größeren Nachdruck zu geben. So hat es nach der späteren Legende nicht einen Buddha gegeben, sondern schon viele (24) vor ihm; der Buddha des jetzigen Weltalters hat nicht ein, sondern dreimal Ceylon besucht usw. So mußte auch die kanonische Lehre nicht einmal, sondern mehrere Male festgesetzt werden, und man begnügte sich nicht damit, den Konvent von Wesali zu einem Konzil zu vergrößern, sondern man erfand noch frei ein weiteres, unmittelbar nach dem Tode des Buddha abgehaltenes, das von Radschagaha. Dieses wird nur in Abschnitten erwähnt, die offenbar erst in viel späterer Zeit den kanonischen Schriften angefügt worden sind.

γ) Buddhas geschichtliche Persönlichkeit.

Wenn aber die Geschichte der Buddhalehre vor Asoka so wenig gesichert ist, dann erscheint die Frage gerechtfertigt, ob und wie weit das, was die Legende von dem Religionsstifter selbst berichtet, geschichtliche Wahrheit ist. Man hat die Person des Buddha ganz leugnen wollen, indem man auf die allegorische Bedeutung der Hauptnamen in der Lebensgeschichte Gautamas hinwies. Schuddhodana (S. 388) bedeutet: „einer, dessen Nahrung rein ist", Maja „die Illusion" (Wedanta-Philosophie), Kapilawastu „die Stadt des Kapila", des Begründers der Sankhja-Philosophie, Siddhartha „der seine Aufgabe erfüllt hat". Aber ein solcher Zweifel geht zu weit.

Im März 1895 ist in dem Nepalesischen Terai bei dem Dorfe Nigliwa in der Nähe von Gorakhpur, etwa 10 englische Meilen entfernt von den Ruinen eines Reliquienhügels (stupa), auf einer Säule eine Inschrift des Königs [Asoka] Pijadasi (des „Frommen"; vgl. S. 402) gefunden worden, die besagt, daß Asoka im 15. Jahre seiner Regierung (255 v. Chr.) zum zweitenmal den Stupa des Konagamana Buddha (des mythischen Vorgängers des geschichtlichen Buddha) habe erhöhen lassen, im 21. Jahre seiner Regierung (249 v. Chr.) selbst hingekommen sei und hier seine Andacht verrichtet habe. Der Chinese Hiuen Tsang (Jen tsung), der um 636 n. Chr. die heiligen Stätten der Buddhisten besucht hat, erwähnt den Stupa und die Säuleninschrift. Ferner ist am 1. Dezember 1896 bei dem Dorfe Paderia (13 englische Meilen von Nigliwa entfernt) eine — ebenfalls von Hiuen Tsang gesehene — Säule untersucht worden, die 9 Fuß hoch aus dem Erdboden herausragte, mit Pilgerinschriften bedeckt war und 3 Fuß unter der Erde eine epigraphisch sehr altertümliche, mindestens seit 800 n. Chr. verborgen gebliebene Inschrift in dem

„Brahmi"-(früher, nicht passend, „Maurja"- oder „Asoka"-) Alphabet enthielt. Darin war zu lesen, daß Prijadarschin (Pali: Pijadasi) nach zwanzigjähriger Regierung persönlich hier angebetet, den Ort ausdrücklich als Geburtsort Buddhas bezeichnet und durch eine Steinsäule kenntlich gemacht habe; dem Dorfe Lummini (Pali: Lumbini [S. 388], heute: Rumin-dei) seien die Steuern erlassen, die Einwohner beschenkt worden. Endlich hat William Claxton Peppé bei Ausgrabungen, die im Januar 1898 auf seinem Eigentume bei Pipra wa in dem Terai, also in unmittelbarer Nähe Kapilawastus, veranstaltet worden sind, durch Öffnung eines uralten Stupa einen durch eine riesige Steinplatte bedeckten, fein gearbeiteten Sandsteinkasten entdeckt, der unter anderem Knochenreste in einer Urne barg, die die Inschrift trug: „Dieser Behälter der Reliquien des erhabenen Buddha ist die fromme Stiftung der Schakjas, der Brüder mit den Schwestern, mit Kindern und Frauen." (Pischel, „Die Inschrift von Piprava" in der „Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft", Bd. 56 [1902], S. 157.) Da durchaus kein Grund vorliegt, die Wahrheit dieser Angaben zu bezweifeln, so dürfen wir in dem letztgenannten Funde (die Gegenstände sind dem Museum zu Kalkutta, die Knochenreste dem Könige von Siam übergeben worden) echte Buddhareliquien erblicken, nämlich den nach dem Tode Buddhas und der Verbrennung seines Leichnams den Schakjas von Kapilawastu überwiesenen und von diesen sorgfältig aufbewahrten achten Teil der Reste des Erleuchteten. (Vgl. R. Pischel, „Die Echtheit der Buddhareliquien" in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 7. Januar 1902.) Den Forschungen auf dem erst seit wenigen Jahren methodisch angebauten Felde der indischen Epigraphik werden wir sicherlich bald noch kostbarere Ergebnisse zu verdanken haben.

Für das übrige Leben Buddhas sind wir freilich auf die innere Wahrscheinlichkeit in den Erzählungen der Legende angewiesen. Die Grundlinien sind darin zu einfach und natürlich, als daß sie die ausschweifende Phantasie einer späteren Zeit erfunden haben sollte: so die Erzählung seiner Herkunft aus vornehmem Geschlecht und seiner Erziehung, seiner frühen Verheiratung, sein Angesecktsein vom allgemeinen Weltschmerz der Zeit, sein Fliehen aus der Welt, seine Selbstpeinigung, seine Loslösung vom Brahmanismus, auch sein Ende. Vor allem müssen wir uns seine Persönlichkeit so denken, wie sie die Überlieferung schildert: sicherlich verdankt ihr die neue Lehre einen großen Teil ihres Erfolgs. Wir glauben der Legende, wenn sie sagt, daß sich bei ihm eine achtungheischende körperliche Erscheinung und angeborene Würde verband mit hoher geistiger Bildung, wenn sie uns schildert die Macht seines Blickes, die Sicherheit seiner Überzeugung, die Gewalt seiner Rede, seine Milde, Freundlichkeit, Herzensgüte, seine Liebenswürdigkeit. Als Ananda seinen Meister darauf aufmerksam gemacht hatte, daß Roja aus der Familie Malla ein einflußreicher Mann sei, dessen Gewinn für die Lehre ein großer Vorteil sein würde, „ergoß er eine solche Flut von Liebe über jenen, daß er nicht anders konnte, als dem Lehrer folgen, wie das Kalb der Kuh folgt."

Der Zug der Menschenliebe im Wesen des Buddha war es vor allem, was ihm die Herzen der Menschen gewonnen hat. Wohl hatte er sein metaphysisches System durchgearbeitet, wohl hatte er manche Regeln für das Leben seiner Jünger teils brahmanischen Orden entnommen, teils selbst neu aufgestellt; aber nicht ihnen verdankt der Erleuchtete seinen Erfolg. Am meisten unterschied ihn von den Brahmanen das von Nächstenliebe erfüllte Herz. Das System, wie es später festgestellt ist und noch jetzt in Ceylon fortlebt, ist nur die geistlose Arbeit des Epigonentums; im Buddha lebte und wirkte die Originalität eines hohen, edlen Geistes und die wohltuende Kraft eines reinen, warmen Gefühls. Und daß dies noch in den ersten Jahrhunderten nach ihm fortwirkte, das zeigen uns die Edikte des Asoka. Nicht als Buddhist war dieser zur Regierung des mächtigen Königreichs Magadha (269 v. Chr.) gelangt: erst etwa 261 hatte er sich zur Lehre bekehrt, um sie erst seit 259 öffentlich zu bekennen; aber in seinen Erlassen findet noch die Menschenliebe des Meisters lauten Widerhall in der glühenden Begeisterung des königlichen Jüngers. Asoka umfaßt mit heißer Liebe die ganze Menschheit: „Alle Menschen sind wie meine Kinder. Wie ich meinen Kindern alles Heil und Glück in dieser und in der anderen Welt wünsche, so

tue ich dies auch den Menschen". In zahlreichen, auf Felsen und in Steinsäulen eingegrabenen Ansprachen wendet er sich an seine Völker mit der Belehrung über das, was die Religion fordert: „Was ist Dhamma? Es ist: Böses zu meiden und Gutes zu tun, Liebe, Wahrheit, Duldung und Reinheit des Lebens zu üben." Der König legt allen ans Herz: sittliche Reinheit, Wahrheit, Edelmut, Milde, freundliche Rede, Güte gegen alle, Achtung und Gehorsam gegen die Eltern, Liebe zu den Kindern, Nachsicht mit den Schwachen, Erbarmen mit allen Geschöpfen, Achtung vor den Priestern, weitgehende Duldung andrer Glaubensbekenntnisse, Freigebigkeit im Almosenspenden, Unterdrückung von Zorn, Leidenschaft, Grausamkeit. Wie anders erscheint hier Buddhas Lehre, als in dem verknöcherten Formelkrame des heutigen Buddhatums!

Wann aber die Versteinerung von Buddhas Lehre begonnen habe, darüber erhalten wir einen Fingerzeig in einem der Asokaschen Edikte, vielleicht dem letzten: in der 1840 aufgefundenen Inschrift von Bairat oder Bhabra, die Edmund Hardy ins Jahr 249 v. Chr. setzt. In ihr klingen zum erstenmal die Töne der späteren Lehre an: in ihr allein kommen die später herkömmlichen Wendungen vor von Buddha, der Lehre, der Gemeinde und der Satz: „Alles, was vom erhabenen Buddha gesagt worden ist, ist wohl geredet"; in ihnen allein wird auch auf eine Anzahl von Gesetzesstücken hingewiesen. Auch nach R. S. Copleston ist der Erlaß von Bhabra erst nach dem Konzile von Patna gegeben worden und von ihm beeinflußt: auf diesem Konzile hätte also die buddhistische Lehre ihre feste Form erhalten. Eine weitere Begründung wird jener Vermutung durch die bald nach dem Konzil erfolgte Aussendung vieler Missionare: offenbar war die Veranlassung hierfür die neue Fassung der Lehre. Dank dieser Missionen und namentlich jener des Mahinda, des eigenen Sohnes von Asoka (S. 497), nach Ceylon, wo sich die Lehre im wesentlichen unverändert erhalten hat, liegt der spätere Buddhismus klar vor uns.

d) Der Buddhismus aus der Zeit nach Asoka.

Der nachasokaische Buddhismus steht ebenso wie die Lehren der Brahmanen auf metaphysischem Grunde. Bodhi (Budh: das Wissen) ist die Grundlage der ganzen Lehre des Buddha. Aber was darunter verstanden wird, zeichnet sich weder durch Tiefe noch durch Umfang aus. Das Denken sucht nicht den Urgrund allen Seins, wie die brahmanische Philosophie, sondern beschränkt sich auf die Erkenntnis, daß alles Leben Leiden sei, auf die Einsicht, daß ein Leiden immer wieder neues Leiden erzeuge, und auf das Finden der Erlösung vom Leiden. In diesem pessimistischen Grundgefühl ist der Buddhismus ein Kind seiner Zeit. Aber er begnügt sich mit der Tatsache des Leidens. Er will nicht bis zur Vorstellung eines höchsten Wesens vordringen, etwa bis zu dem Denken einer ursprünglichen ruhenden Weltseele: er erklärt nicht das Leid, wie die Brahmanen, als ein Herabsteigen des Höchsten in die niederen Schichten des Tuns: solche Fragen liegen jenseits seines Wissenwollens. Es gibt daher auch für den Buddhismus keine höchste Gottheit. Wohl sind Götter; aber sie können dem Menschen nicht helfen, leiden sie doch an demselben Weh wie dieser. Darum gibt es auch für den Buddha keinen Dank gegen Gott, keine Bitte, kein Gebet, darum auch keinen Vermittler zwischen der Gottheit und dem Menschen, keinen Priester, kein Opfer, keinen Kult. Die Gottheit ist aus dem Denkkreise der Bekenner dieser Religion ausgeschaltet, doch das Rätsel des Lebens bleibt für sie bestehen. Was ist das einzelne Leben? Wie geschieht seine Fortsetzung bei der Wiedergeburt? Wie kann des Lebens Leid erlöschen?

Hier entfernt sich das buddhistische Denken von der brahmanischen Vorstellung, die der Einzelseele ein wirkliches Sein zuschreibt. Für jenes gibt es kein Wesen, das beim Tod in

ein anderes übergeht. Das Einzeldasein entsteht nur durch das Zusammenkommen einer Summe von verschiedenen Elementen, die für sich keine Selbständigkeit haben, nicht Person oder Seele sind. Diese fünf Bestandteile des Lebens sind der Stoff, die Empfindung, die Vorstellung, der Wille, das Bewußtsein. Ihre Vereinigung heißt Leben, ihre Trennung Tod. Nur eins bleibt beim Sterben übrig: das sittliche Ergebnis, die Schlußrechnung der guten und bösen Handlungen des Lebens, das Kamma (sanskr.: Karma), ein Streben, das jene Elemente antreibt, sich nach dem Tode zu neuem Leben wieder zu vereinigen. Diese Wiedervereinigung schwankt wie die Zunge der Wage, je nach der Beschaffenheit der Schlußrechnung, hinauf oder hinab, zur Bildung höherer oder niederer Wesen. Nichtwiedergeborenwerden heißt also, jenes Streben zum Erlöschen bringen. Ist aber dies Kamma das Ergebnis der Handlungen des Lebens, so kann es nur getilgt werden, wenn der Mensch schon während des Lebens allem Reize zum Handeln widersteht, allem Verlangen entsagt.

Und hier tritt das Wissen in sein Recht: nur wer die volle Einsicht in den ursächlichen Zusammenhang des Lebens und Leidens erlangt, kann auf diese Höhe gelangen; umgekehrt führt das Nichtwissen zu fortgesetztem Handeln, zum Wiedergeborenwerden, zu neuem Leide. Das Wichtigste ist daher nach der buddhistischen Formel die Erkenntnis der „vier heiligen Wahrheiten". Sie umfassen das, was der Buddha unter Wissen versteht. Ihre knappste Fassung haben sie in der Predigt von Benares gefunden (S. 389):

„Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit vom Leiden: Geburt ist Leiden, Alter ist Leiden, Krankheit ist Leiden, Tod ist Leiden, mit Unliebem vereint sein ist Leiden, von Liebem getrennt sein ist Leiden, nicht erlangen, was man begehrt, ist Leiden, kurz das fünffache Haften am Irdischen (an den fünf Bestandteilen) ist Leiden. Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit von der Entstehung des Leidens: es ist der Durst (nach Sein), der von Wiedergeburt zu Wiedergeburt führt, der hier und dort seine Lust findet: der Durst nach Lüsten, der Durst nach Werden, der Durst nach Macht. Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit von der Aufhebung des Leidens: die Aufhebung dieses Durstes durch gänzliche Vernichtung des Begehrens, ihn fahren lassen, sich seiner entäußern, sich von ihm lösen, ihm keine Stätte gewähren. Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit von dem Wege zur Aufhebung des Leidens: es ist dieser heilige, achtteilige Pfad, der da heißt: rechter Glaube, rechtes Entschließen, rechtes Wort, rechte Tat, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Denken, rechtes Sichversenken."

Wer in der „Erleuchtung" sein Heil sucht, muß zu allererst von dem Glaubenssatze des Leidens überzeugt sein, soll einen Widerwillen vor allen Erscheinungen des Lebens haben. Vorbildlich soll ihm der Abscheu sein, der den Buddha vor seiner Flucht aus der Welt ergriff beim Anblicke des alten gebrechlichen Mannes, des Todkranken, des verwesenden Leichnams (S. 388). Dies Gefühl soll der Buddhist immer pflegen. Er soll mit Vorliebe in Nachdenken sich vertiefen über die 32 ekelerregenden Dinge im menschlichen Körper, über Tod und Verwesung; nur so kommt er in die richtige Stimmung, in der nichts Weltliches Gewalt mehr über ihn hat. Nur wer der Welt entflieht, also nur der Mönch, kann voller Buddhist sein.

ε) Das buddhistische Mönchswesen.

Das buddhistische Mönchswesen schloß sich unmittelbar an das brahmanische an: wie sich hier um hervorragende Einsiedler ein Kreis von Schülern sammelte, so auch dort; das gelbe Gewand, der geschorene Kopf, der Almosentopf sind aus früherer Zeit entlehnt, ebenso die strengere Enthaltsamkeit an den Tagen des Mondwechsels mit den Beichtfeiern (Uposadha) und das ruhige Verhalten während der drei Monate der Regenzeit. Die Organisation des Ordens aber war von allem Anfang an ebenso locker und schwächlich wie die des brahmanischen Mönchtums. Der Meister hatte seine Jünger auch hier auf sich selbst gewiesen. Das mochte gehen, solange ein klarer Kopf, ein starker Geist sich allgemeines

Ansehen zu verschaffen wußte. Aber das war nicht immer der Fall, und die Schwäche der Ordensorganisation hat nicht nur zur chronischen Krankheit des Buddhatums, der Schismenbildung, sondern schließlich auch zu seinem Erliegen vor dem kräftigen erneuerten Brahmanentum Indiens geführt.

Das Bestehen des Ordens hatte zur notwendigen Voraussetzung das Vorhandensein von nichtmönchischen Freunden der buddhistischen Lehre, den Upasakas. War ja doch jeder tätige Lebenserwerb unverträglich mit der Aufgabe, das Kamma zur Ruhe kommen zu lassen. Die Laien wurden daher auch nicht als Buddhisten im vollen Sinne, sondern nur als solche zweiter Ordnung angesehen; die eigentliche Gemeinde bestand nur aus den Bettelmönchen, die sich alles, was sie zum Leben brauchten, schenken ließen, und für die der Name Bettler, Bhikschu (Pali: Bhikkhu), ein Ehrentitel war. Für sie haben sich im Laufe der Zeit gewisse Verhaltungsgebote herausgebildet, nach buddhistischer Methode in feste Formeln gebracht; darin weht ein anderer Geist als in Buddhas von warmer Menschenliebe getragener Lehre.

Zehn Hauptgebote (Daschaschila) gelten für den Mönch: man soll nichts Lebendes töten („auch keinen Wurm oder eine Ameise"); man soll nicht nehmen, was einem nicht gegeben ist („auch keinen Grashalm"); man soll nichts Unwahres sagen; man soll kein Trinker berauschender Getränke sein; man soll sich geschlechtlichen Verkehrs enthalten („eine häßliche Sache"); man soll nicht zur Unzeit, zur Nacht, essen; man soll nicht Kränze tragen oder Wohlgerüche gebrauchen; man soll auf einer auf dem Boden ausgebreiteten Matte schlafen; man soll sich des Tanzens, der Musik, des Singens, des Theaterspielens enthalten; man soll sich des Gebrauchs von Gold und Silber enthalten.

Der Eintritt in den Orden stand einem jeden frei (Hindernisse waren: ansteckende Krankheiten, wie Aussatz usw., Sklaverei, Beamtenstellung, fehlende Zustimmung der Eltern usw.). Wer Mönch werden wollte, mußte, nicht vor dem zwölften Jahr, in einem Noviziat bei einem ordinierten Mönche vollen Unterricht über Lehre und Zucht erhalten; die Ordination zum Mönch, Upasampada, sollte nicht vor dem zwanzigsten Jahre stattfinden. Die Disziplin schrieb dem Mönche den „mittleren Weg" vor, wie ihn schon Buddha in der Predigt von Benares gelehrt hatte (S. 389); d. h. sein Leben sollte keine Kasteiung, aber alles sollte ausgeschlossen sein, was über die Befriedigung der einfachsten Bedürfnisse hinausgeht und den Mönch zum Haften am Irdischen verleiten könnte. Die Wohnung soll nicht zu nahe an geräuschvoll störenden Dörfern oder Städten liegen, doch auch nahe genug, um dort auf dem Bittgange das zu erhalten, was zum Leben nötig war. Selten wohnte ein Mönch allein in einem „Pansala": meist gesellten sich mehrere zusammen; in der Blütezeit des Ordens vereinten oft größere Klöster eine stattliche Anzahl von Bhikkhus in ihren Mauern. Die Kleidung (gelbes Obergewand) soll ganz einfach sein, die Speise auf dem Bettelgange von mitleidigen Menschen in der Almosenschüssel geholt werden. Mit diesem Gang ist die erste Hälfte des Tages ausgefüllt; die übrige Zeit soll der Mönch innerer Betrachtung und frommer Übung leben. Zweimal im Monate, bei Voll- und Neumond, versammelten sich die in einem Bezirke nahe zusammenwohnenden Mönche zur Beichtfeier, bei der durch Vorlesen der Beichtstücke (Patimokkha) den einzelnen Gelegenheit gegeben ward, ihre Vergehen gegen die Lehre des Buddha zu bekennen; in diesen Versammlungen wurden auch neue Mönche ordiniert und Fragen geschäftlicher Art erledigt. Während der drei Monate der Regenzeit (warscha; Pali: wassa) soll der Mönch nicht umherwandern, sondern sich ruhig an demselben Ort aufhalten, sei es im Kloster, sei es bei irgendwelchem wohlhabenden Gönner.

Ungern nur hatte Gautama seine Einwilligung zur Stiftung eines Frauenordens gegeben (S. 390); er hielt ihn für eine große Gefahr für seine Lehre. Die Aufsicht über und die Satzungen für die Nonnen waren strenger als die für die Mönche, die über jene eine gewisse Botmäßigkeit ausübten. Asokas Inschriften sprechen zwar von vielen Nonnen; auch wird der Frauenorden unter seiner Regierung durch seine Tochter Samghamitta nach Ceylon verpflanzt. Doch hat er weder hier noch in Indien größere Bedeutung erlangt. Nach den singhalesischen Chroniken scheint er auf der Insel schon vor dem Ende des 1. Jahrtausends n. Chr. ganz eingegangen zu sein.

Pagode in Kondscheweram bei Madras.

Aus Kurt Boeck, Durch Indien ins verschlossene Land Nepal (Leipzig 1903.)

ζ) Der Buddhismus in seiner Bedeutung für die indische Kultur.

Wollen wir den Buddhismus hinsichtlich seiner Bedeutung für die indische Kultur richtig schätzen, so stehen wir vor den Fragen: Hat seine Lehre das religiöse Bedürfnis des Volkes befriedigt? Und wie haben seine Sittenvorschriften gewirkt? Nur wenige hervorragende Geister konnten in der buddhistischen Erlösungslehre ihr volles Genügen finden. Es weht ein frostiger Hauch aus ihr, da sie an keine Entschädigung glaubt für das ungeheuere Leid, das der wahre Buddhist fühlen soll. Kein höchstes Wesen gibt es für sie, das mitfühlend das Weh des Menschendaseins erleichtert, keinen Zustand der Seligkeit, der den Menschen für alles irdische Leid entschädigt, nur das einfache Vergehen, das Nichts. Für die große Menge war die Lehre zu abstrakt; sie verlangt nach Göttern, die nach dem Ebenbilde des Menschen geformt, nach höchsten Gegenständen der Verehrung, die für den Menschen faßbar sind.

Dies Verlangen führte zunächst zu einer überreichen Ausgestaltung der Sage vom Leben Buddhas. Es genügte nicht, ihm die höchste Weisheit, allmächtiges Können und Tausende von Wundern anzudichten: der Buddha wurde auch noch vervielfacht (vgl. S. 307 und S. 392). Wenn die wahre Lehre in Verfall geraten, die Menschheit böse geworden ist, dann erscheint in langen Zeiträumen immer wieder ein neuer Buddha, um immer von neuem dieselbe Heilswahrheit zu lehren. Schon 24 Buddhas, unter ihnen als der letzte Kaschjapa, sind dem Buddha Siddhartha (Pali: Siddhattha) vorausgegangen, und wieder 5000 Jahre nach dessen Eingehen ins Nirwana wird ein neuer Buddha, Maitreja, erstehen: die Legende weiß von ihnen allen fast Unendliches zu erzählen, das Auge verlangt sie zu sehen, und so sind mit ihren und vor allem mit Gautamas Bildnissen in Stein und Gemälden alle buddhistischen Tempel und Paläste geschmückt (s. die Tafeln „Altindische Bildhauerkunst" und „Buddha und seine Schüler" bei S. 407 und 515). Dasselbe Verlangen, sinnlich greifbare Gegenstände der Verehrung zu besitzen, brach unmittelbar nach dem Tode des Meisters hervor (vgl. S. 391); mit der Zeit wuchs das Reliquienbedürfnis wie die Ausbreitung der Lehre, und in allen Ländern buddhistischen Glaubens erheben sich viele Tausende von Reliquienschreinen, Stupas oder Dagobas (s. die Tafel bei S. 497), Gopuras und Pagoden (s. die beigeheftete Tafel), das Ziel von Millionen frommer Wallfahrer.

Immerhin waren das nur Symbole. Der Buddha selbst war ja in das Nirwana, das Nichts, eingegangen; doch das Volk verlangte nach lebendigen Göttern, und diese hatte der Buddha selbst nicht geleugnet. Die große Menge wurde vom großen Leiden des Daseins nicht so gepackt wie der philosophierende Mönch, litt aber mehr als dieser unter den kleinen Leiden des täglichen Lebens. In solchen Nöten mußten ihr die alten Götter helfen. Wohl sagt der Buddhist mechanisch seine Zufluchtsformel her; doch praktisch findet er seine Zuflucht bei den arisch-brahmanisch-dravidischen Göttern, von dem heiligen Feigenbaum an und der Nagaschlange bis zu der Sonne und den Sternen, von den boshaften Dämonen des Dravidaglaubens bis zu den lichten Gestalten eines Wischnu oder Schiwa. Sie alle haben neben Gautama in dem weiten Herzen der Buddhagläubigen Platz genommen, und bei den feierlichen Prozessionen trägt man ihre Fratzengestalten neben dem milden Antlitz des Erleuchteten. In der Wirklichkeit lenken das irdische Schicksal des Buddhisten noch immer die alten Götter, die der Meister geglaubt hatte als nebensächlich zur Seite schieben zu können. Freilich sind sie in dem südlichen Zweige des Buddhatums, wie es in Südindien bis etwa 1000 n. Chr. fortlebte, in Ceylon, Burma und Siam noch heute besteht (s. die Tafeln bei S. 497 und 515), nur mechanisch dem Buddhaglauben angefügt; im nördlichen Buddhismus dagegen (Tibet,

Mongolei usw.) haben sie die Lehre, mit der sie innig verschmolzen, so weit umgestaltet, daß das von Gautama gepredigte Original kaum mehr zu erkennen ist.

Das Kastenwesen (S. 378) hat der Buddha ebensowenig beseitigen wollen wie die Götter: beide waren für ihn in der Weltordnung begründete Tatsachen. Aber er unterschied sich doch von der Brahmanenlehre darin, daß er seine Gebote der Menschlichkeit allen Kasten gegenüber gelten lassen wollte. Seine Jünger sollten auch dem niedriggeborenen Schudra gegenüber freundlich und wohlwollend sein, und sie durften auch von einem solchen Speise annehmen. Dennoch steckte das Kastengefühl so tief in Buddha und im ganzen Orden, daß wir in der Lebensgeschichte des Meisters sehr oft von der Aufnahme vornehmer Leute hoher und höchster Kaste, nie aber von einem Schudra-Buddhisten hören. Und noch heute retrutieren sich sämtliche buddhistischen Sekten Ceylons nur aus den höchsten Kasten.

Dem Buddhismus kann auch der Tadel nicht erspart werden, daß er nichts zur Hebung der sozialen Stellung der Frau getan hat. Der Religionsstifter hatte das größte Bedenken und ließ sich nur durch starke äußere Einflüsse dazu bewegen, das Weib in die Gemeinde aufzunehmen, ohne ihm jedoch darin die völlige Gleichstellung mit dem Manne zu geben. Im übrigen hatte er für die untergeordnete Stellung des Weibes keinen anderen Trost, als daß es seine Bürde tragen müsse, die nach dem gesetzmäßigen Verlaufe der Dinge von vornherein ebenso bestimmt sei wie die eines Schudra oder die eines Wurmes.

Es ist ein hartes, aber wahres Wort, wenn Bischof Copleston vom Buddhismus sagt, daß er den Menschen herabwürdigt, indem er leugnet, daß es höhere Wesen über ihm gäbe.

7) Der Dschainismus.

Der buddhistische Glaube ist nur die erfolgreichste, aber nicht die einzige der religiösen Lehren, die sich aus jener Zeit der großen Bewegung der Geister erhalten hat. Gleichzeitig mit Gautama lebte der Mann, auf den die noch jetzt bestehende Sekte der Dschainas (Dschaina, Dschains) ihren Glauben zurückführt, Nataputta (sanskr.: Jnatriputra), der von seinen Anhängern als Mahawira Wardhamana oder Dschina (Weltbesieger) Verehrte. Auch er entstammte jener geistig so rührigen Gegend am unteren Ganges, und sein Leben wie seine Lehre zeigen viel Ähnlichkeit mit der seines größeren Zeitgenossen. Wie dieser war er der (599 v. Chr. geborene) Sohn eines vornehmen Kschatrija, Siddhartha mit Namen, der wahrscheinlich Vorsteher der Vorstadt Kandapura von Wesali (S. 391) war, wo die gleiche Feudalaristokratie herrschte wie bei den Schakja. Von Mutterseite her verwandt mit dem Könige Bimbisara von Magadha (S. 389), fand er ebenso wie Gautama in diesem einen Gönner seiner Lehre, und beide Religionssysteme verdanken ihr Aufblühen wesentlich dem Gedeihen des großen Reiches, an dessen Spitze jener König stand. Nataputta lebte bis zu seinem 28. Jahr im Elternhause; dann aber wandte er sich, wie Gautama, den brahmanischen Asketen zu, nach deren Regeln er zwölf Jahre lang, die letzten elf als nackter Asket (Gymnosophist), strengsten Büßungen oblag. Er erlangte so das höchste Wissen, Kewala, und gewann damit die Befreiung der Seele von den Fesseln des Körperlichen. Die letzten dreißig Jahre seines Lebens (bis 527) widmete er der Ausbreitung seiner Lehre und der Organisation seiner Ordensgemeinschaft.

Die nach seinem Ehrentitel Dschina genannten Dschainas glauben an eine größere Anzahl von Propheten ihrer Lehre vor Nataputta und verehren den letzten unter ihnen, den Parschwa oder Parschwanatha, besonders. Mit Recht; denn dieser ist mehr als eine mythische Person: er ist der eigentliche Stifter der Dschainalehre (776?), während sein um mehrere Menschenalter jüngerer Nachfolger Mahawira nur als ihr Reformator gelten darf. Schon zu

Gautamas Zeit war die von Parschwa begründete Religionsgenossenschaft, die Nigantha (sanskr.: Nirgrantha), eine ausgebildete Sekte, die nach den buddhistischen Chroniken der neuen Religion mehrfache Schwierigkeiten bereitet hat. Die zahlreichen Übereinstimmungen zwischen Buddhismus und Dschainismus finden ihre zureichende Erklärung darin, daß beide aus der brahmanischen Lehre und Ordenspraxis hervorgegangen sind. Der Kanon der Dschainas stammt erst aus dem 5. Jahrh. n. Chr., als auf dem Konzile von Walabhi (nach A. F. R. Hoernle schon 154) unter Dewarddhiganins Vorsitz die „heiligen" Schriften festgesetzt wurden; doch reichen nach Hermann Jacobi die Schriften, aus denen jener Kanon sich entwickelt hat, mindestens bis ins erste, wahrscheinlich bis ins 2. oder 3. Jahrh. v. Chr. zurück.

Wie die Buddhisten, stehen auch die Dschainas auf brahmanischem Grunde mit ihrem Gefühle des Weltschmerzes und mit ihrem Verlangen nach Erlösung davon; in dem Punkt aber, der die buddhistische Philosophie am schärfsten von der der Brahmanen scheidet, folgen sie der älteren Vorstellung. Ihr System spricht der Seele ein wirkliches Vorhandensein zu; während des Lebens an den grob materiellen Körper gefesselt, verläßt sie ihn im Tode, und es bleibt ihr nur eine ätherisch-feine Hülle, bis sie durch das Karma (Kamma, S. 395), das moralische Gesamtergebnis der Handlungen eines Lebens, wieder zu neuen körperlichen Wiedergeburten und zu neuem Leiden gezwungen wird. Die buddhistische Philosophie gipfelt in der Erlösung von diesen Wiedergeburten, d. h. im Nichts; für den Dschaina gibt es noch darüber hinaus ein wohlausgebildetes System hoher und höchster Wesen, die die Verehrung der Menschen heischen. In den verschiedenen Regionen, in denen er das Göttliche unterbringt, nehmen die Dschina, die Weltbesieger, die höchste Stelle ein. Sie allein, dem Tod und der Wiedergeburt entrückt, leben in ewiger, absoluter Reinheit fort. Es sind die von allem Irdischen befreiten Seelen der großen Propheten, deren Zahl bei dieser Religion weit größer ist als bei dem Buddhismus. Dreifach gliedert sich die Zeit, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und in jedem dieser Abschnitte erscheinen in längeren Zwischenräumen 24 Dschina, um der Welt die höchsten Heilswahrheiten zu verkünden; der 23. der gegenwärtigen Weltenzeit war Parschwanatha, der 24. Mahawira. Sie alle haben durch Wort und Vorbild der Welt den Weg der Befreiung gewiesen, der im wahren Glauben, in der rechten Einsicht und in reiner Tugend besteht.

Nepalischer Tempelleuchter. Nach K. Boeck, „Durch Indien ins verschlossene Land Nepal" (Leipzig 1903). Vgl. Text S. 400.

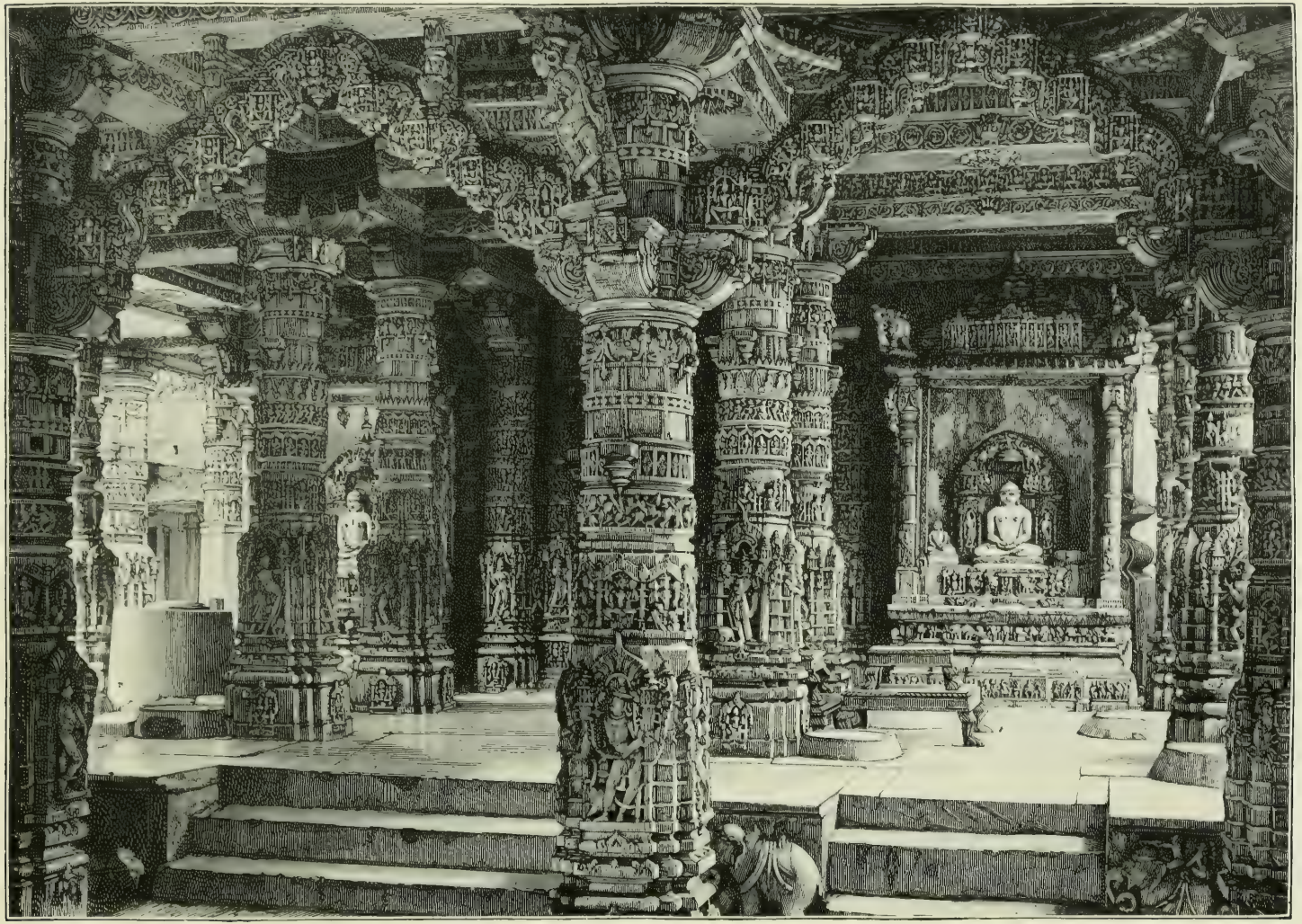
Der wahre Glaube ist der an die Dschina und an das ganze System höherer Wesen; die rechte Einsicht gibt das philosophische System der Dschainas. Danach ist die Welt wirklich und ewig, und die Seele ist tatsächlich vorhanden. Ihr Unglück ist das Gebundensein an den Körper; sie wird frei, wenn in ihr das Verlangen nach Betätigung erlischt. Die Forderungen der reinen Tugend endlich decken sich fast ganz mit den buddhistischen: von den fünf Grundgeboten der Dschainamönche sind die ersten vier gleich den brahmanischen: sie lauten: du sollst nichts Lebendes zerstören; du sollst nicht lügen; du sollst nicht nehmen, was dir nicht gegeben ist; du sollst dich geschlechtlichen Umgangs enthalten. Das fünfte Gebot aber faßt die übrigen buddhistischen Mönchsgebote in dem einen zusammen: du sollst auf alles Weltliche verzichten, besonders nichts dein eigen nennen. Neben der Wichtigkeit der Befolgung dieser Gebote erkennt die Dschainalehre aber auch noch den Wert strenger Askese als eine Beihilfe für die Erlösung an. Dieser Punkt hat um 80 n. Chr. zur Scheidung der beiden, in den Grundanschauungen sonst übereinstimmenden Hauptsekten dieser Lehre geführt, der Digambara, „deren Kleid der Luftraum ist", d. h. der Nackten, und der Schwetambara, der „Weißgekleideten".

An Kultgegenständen (s. die Abbildung S. 399) ist bei der höheren Bedeutung des Göttlichen Mangel. So sind alle Dschainatempel, die mit Vorliebe auf hohen Bergen, wie Mount Abu (s. die beigeheftete Tafel), Mount Girnar in Gudscherat usw., errichtet und mit reichstem Schmuck ausgestattet sind, mit einer Überfülle von Darstellungen der verschiedenen Dschaina und ihrer Abzeichen (Ochse, Affe, Fisch usw.) geschmückt.

Bis heute hat sich diese Religionsform erhalten und sich zu manchen Zeiten großen Gedeihens erfreut, so im 5. Jahrh. n. Chr. im Dekhan, im 6. in Gudscherat usw. Nach der letzten abgeschlossenen Volkszählung (von 1901) leben in Indien 1334148 Dschainas: fast genau ein halbes Prozent (0,49) der Gesamtbevölkerung; und wo sich außerhalb der Heimat eine größere Anzahl von Hindu niedergelassen hat, wie in Ostafrika, sind auch sie vertreten. Sie werden überall als ehrliche und tüchtige Menschen geschätzt; in den größeren Städten Nordindiens, wie auch im Dekhan, sind sie durch ihre Zuverlässigkeit und Strebsamkeit als Kaufleute zu Wohlstand, oft zu großem Reichtume gelangt. Ihr Wohltun überschreitet oft die Grenze des Ernsten, wie in den vielen von ihnen gestifteten Tierhospitälern, in dem Seihertuch und dem kleinen Besen zu sehen ist, die sie mit sich führen, um auch die kleinsten Tierchen vor dem Tode durch Verschluckt- oder Zertretenwerden zu schützen.

e) Die Zeit vom Zug Alexanders des Großen bis zum Eindringen des Islam.

Der unerschöpfliche natürliche Reichtum der großen indogangetischen Ebene ist von jeher Indiens Glück und zugleich sein Verhängnis gewesen; nie hat der Reiz, den er auf fremde Völker ausübte, seine Macht verloren. Die große arische Einwanderung war nur das erste fremde Eindringen, von dem wir wissen, aber bei weitem nicht das letzte. Durch Ktesias, Arrian usw. aufgezeichnete Sagen berichten von Einbrüchen assyrischer Herrscher, des Ninos und der Semiramis, und wenn auch diese selbst mythische Gestalten sind, so liegt jenen Sagen doch ein geschichtlicher Kern zugrunde. Der von Diodor (2, 19) überlieferte Name des damaligen indischen Königs Stabrobates (Herr der Zugtiere) scheint zwar nicht indisch, sondern iranisch zu sein; aber es finden sich auf assyrischen Denkmälern (z. B. dem Obelisken Salmanassars II. vom Jahre 842 v. Chr.) Darstellungen vom indischen Elefanten und vom Rhinozeros, die zusammen mit Gefangenen dem siegreichen Könige vorgeführt werden. Später soll dann auch der Perser Kyros einen erfolglosen Feldzug nach Indien unternommen und, zurückgeschlagen, sich durch dieselbe Wüste Gedrosien geflüchtet haben, durch die Alexander seine Makedonier zurückgeführt hat. Sicher hat Dareios Hystaspis die Stämme nördlich vom Kabulfluß und westlich vom Indus unterworfen, dessen Lauf er (um 510 v. Chr.) erforschen ließ; jene Stämme bildeten eine besondere Satrapie Persiens, und ihre Krieger fochten nach Herodot unter Xerxes gegen die Griechen.



Das Innere eines Dschainatempels zu Mount Abu in Radschputana.

Nach einer Photographie.

Erklärung der umstehenden Tafel.

In Sirohi, einem der 20 Staaten des Radschputanagebietes in Nordwestindien, liegt, dem Nordwestrande der mineralreichen Arawali-Kette vorgelagert, der 1700 m hohe Berg Abu. Hier befindet sich, außer der Sommerresidenz des britischen Regierungsagenten, einer der heiligsten Wallfahrtsorte der Dschaina, fünf Tempel, von denen zwei zu den schönsten Denkmälern indischer Baukunst gehören.

Der eine, der Tempel des Wimala Sah, ist 1032 erbaut, wie die Inschrift angibt, und Adinat geweiht. Der andere, gerade gegenüber gelegen, ist der Tempel der beiden Brüder Wastupala und Tedschpala und Neminata geweiht; erbaut 1231. Beide sind aus weißem Marmor, mit reichster Ornamentierung versehen. Der Tempel des Wimala Sah enthält ein ehernes Standbild des Adinat mit Augen aus Juwelen und einem Halsschmuck aus Brillanten. Von außen ist das Bauwerk ganz schlicht, so daß der Besucher die Pracht des Inneren völlig unvorbereitet zu sehen bekommt.

Nach J. Fergusson, Picturesque Illustrations of Ancient Architecture (1848 und History of Indian and Eastern Architecture (1899); C. E. Luard, Notes on the Delwāra Temples and other Antiquities of Abu (Bombay 1902).

α) Alexanders Unternehmung gegen Indien.

Die indische Unternehmung Alexanders des Großen ist die älteste chronologisch ganz sichere Tatsache der indischen Geschichte. Im Jahre 327 v. Chr. brach er mit angeblich 100000 Kriegern aus Sogdiana und Baktrien auf. Längs des Kabulflusses vordringend, hatte er mehrfach erbitterte Kämpfe mit den tapferen Bergstämmen zu bestehen, manche ihrer Burgen zu brechen, und erst im Frühling des folgenden Jahres stand er am Indus, an der Grenze des reichgesegneten Fünfstromlandes.

Wenig hatten sich die Verhältnisse der dortigen Völker geändert, seit ihre Brüder weiter ostwärts ins Gangesland gezogen, dort Staaten gegründet (S. 376), mit dem aufstrebenden Brahmanentum gerungen und schließlich sich ihm gefügt hatten (S. 377). Die Bevölkerung war noch immer in eine Anzahl kleiner Stämme gespalten, bei denen die Kriegerkaste die erste Stelle einnahm. Bei ihr fand Alexander einen kaum erwarteten Widerstand.

Plutarch berichtet von ihnen: die Tapfersten und Streitbarsten unter den Indern waren die „Söldner, die von einer Stadt zur anderen zogen, jede auf das nachdrücklichste verteidigten und dadurch Alexander großen Schaden zufügten". So erbittert war der Sieger über sie, daß er die Kschatrijaverteidiger einer Stadt trotz versprochenen freien Abzuges auf ihrem Rückzuge heimtückisch überfallen und in Stücke hauen ließ. Und „nicht weniger Verdruß bereiteten ihm die Philosophen der Inder, welche die zu ihm übertretenden Könige beschimpften und die freien Völkerschaften aufwiegelten; daher ließ er auch viele aufknüpfen".

Die alte Tapferkeit war geblieben, aber auch die alten Stammesfehden, und Alexander kam die Spannung zwischen den Gandhara und dem bedeutendsten der Fünfstromlandstämme, den östlich von ihnen wohnenden Puru, sehr zustatten. Der Gandharakönig Taxiles (auch Omphis oder Mophis) kam ihm mit anderen Stammeshäuptern huldigend entgegen, und ihre Truppen verstärkten das Heer Alexanders, der im Frühjahr 326 den Indus nahe dem heutigen Attok (nach Fr. Pincott: bei Amb) überschritt und, nachdem ihm in Taxila (Deri Schahan bei Lahor; sanskr.: Takschaschila = Fels der Takschas, eines skythischen Stammes) das Volk gehuldigt hatte, dem Purufürsten Poros entgegenzog. Dieser erwartete ihn am östlichen Ufer des Hidaspes (Dschilam; S. 370). Verzweifelt fochten die Kschatrija, und der größte Teil der Purukrieger fiel; der greise Heldenfürst auf dem Kriegselefanten wich erst zurück, als sein Heer vernichtet, seine zwei Söhne gefallen und er selbst ernstlich verwundet war. Der Makedone ließ ihm nicht nur sein Reich, sondern vergrößerte es noch durch eine Anzahl bezwungener Gebiete. Nach einer dreißigtägigen Rast brach Alexander zu neuen Unternehmungen auf: er hatte genauere Nachrichten erhalten von den Völkern des fruchtbaren Gangeslandes, volkreichen Städten und glänzenden Herrschersitzen, aber auch davon, daß der König von Magadha an der Spitze von 600000 Fußsoldaten, Elefanten und Reiterei gegen ihn anrückte. So sehr das alles seinem Tatendurste schmeichelte: sein Heer ließ ihn am Hiphasis (Bias) im Stiche (325). Der Welteroberer stand am Ende seiner Siegeslaufbahn. Auf Booten und Flößen schiffte er die Flüsse hinab zur Indusmündung; dort teilte er sein Heer. Während der eine Teil unter Nearchos zur See nach Persien zurückkehrte, konnte er selbst nur einen Bruchteil der anderen Hälfte in der glühenden Augustsonne durch die wasserlose Wüste Gedrosiens retten. Wenig später erlag Alexander den Strapazen, den Ausschweifungen und dem Klima (im Sommer 323).

β) Das Magadhareich: Tschandragupta und Asoka.

Nur von kurzer Dauer war Alexanders Zug nach Indien, aber der Gewalt seines Vorstoßes entsprach die Größe der Folgen für das Land: aus dem Widerstande gegen die Fremden erwuchs das mächtige Magadhareich. Unter denen, die die Hoffnung auf Vorteile

in die Umgebung Alexanders geführt hatte, war auch ein Abenteurer, Tschandragupta (der Sandrokottos der Griechen), der bestimmt war, einen mächtigen Einfluß auf die Schicksale seiner Landsleute auszuüben. Von Geburt ein Schudra (nach seiner, einer niederen Kaste entsprossenen Mutter Mura heißt das die Nanda ablösende Königsgeschlecht die Maurja-Dynastie), hatte er sich durch seine Umtriebe am unteren Ganges unmöglich gemacht. In der stürmischen Bewegung, die Alexanders Eindringen im Fünfstromlande hervorrief, fand er einen günstigeren Boden für seine ehrgeizigen Hoffnungen, und er spielte bei beiden Parteien eine zweideutige Rolle. Aber als nach dem Zurückweichen und dem bald darauf erfolgten Tod Alexanders unter der zurückgebliebenen Griechenpartei Unruhen ausbrachen, Poros von einem griechischen Führer, Eudemos, meuchlings ermordet wurde und die Diadochen über die Teilung des Weltreiches unter sich in blutige Fehde gerieten, da stellte sich Tschandragupta an die Spitze der indischen Bewegung; er erlangte 316 v. Chr. die Oberherrschaft über das Pandschab und bald darauf (315) auch die über das Magadhareich, das sich unter ihm (gest. 296 v. Chr.) von den Mündungen des Indus bis zu denen des Ganges erstreckte. Seleukos I. Nikator fand 303 Magadha bereits so erstarkt, daß er es vorzog, dem östlichen Nachbar seine Tochter zum Weibe zu geben und auf Ost-Gedrosien, Arachosien und den Paropanisos zu verzichten; das gute Verhältnis beider Fürsten fand seinen Ausdruck in der gegenseitigen Entsendung von Gesandten an die Höfe von Babylon und Pataliputra, unter denen der für uns bedeutendste Megasthenes war.

Dem griechischen Vertreter Megasthenes verdankt das Abendland die ersten eingehenden, von einem Augenzeugen geschriebenen Berichte über das indische Land und Volk. Sein Werk „Indike“ ist uns nur in geringen Bruchstücken erhalten; aber diese schildern uns doch wichtige Einzelheiten aus dem Leben des Magadhareiches. Sie geben auch in griechischer Beleuchtung ein vorteilhaftes Bild; Megasthenes rühmt das Volk als ehrlich, aufrichtig, kräftig, mäßig, friedlich, doch zu kriegerischer Abwehr von Feinden bereit. Landbau bildete den festen Grund für das Gedeihen des Staates; er galt so heilig, daß er selbst im Kriege nicht gestört wurde, und ruhig konnte der Landmann sein Feld bebauen, während dicht dabei blutige Schlachten geschlagen wurden. Die Wehr des Reiches bildete ein zahlreicher, wohlorganisierter und ausgebildeter Kriegerstand, eine der sieben Klassen (Kasten) des Volkes, die so scharf voneinander geschieden waren, daß Angehörige verschiedener Klassen nicht gemeinsam essen durften. Das Land war Eigentum der Gemeinden, und aus seinen Erträgnissen erhielt der Staat ein Viertel zur Bestreitung seiner Ausgaben. Die buddhistischen Asketen (Sramanen) galten damals noch als eine Unterabteilung der Brahmanen.

Tschandraguptas Enkel, Mitraguptas oder (nach seinem Ehrentitel) Bindusaras Sohn und Nachfolger, der mächtigste Herrscher Altindiens, dessen Reich über den größeren Teil der Halbinsel, dessen Einfluß weit darüber hinausreichte, war Asoka (sanskr.: Aschoka; 272—231 v. Chr.). Kein König wird so tief verehrt, wie dieser Magadha-Herrscher, dessen Name noch heute von den Ufern des Schwarzen Meeres bis zu den äußersten Inseln Ostasiens und von den Grenzen des Polareises bis zum Äquator Millionen Menschen in höchster Ehrfurcht nennen. Nicht seiner politischen Macht, sondern dem Evangelium der Menschenliebe, mit dem er für die Lehre Gautamas eingetreten ist (vgl. oben, S. 393), verdankt er seinen Ruhm.

Das von Tschandragupta 315 v. Chr. gegründete Magadhareich mit der Hauptstadt Pataliputra (Patna) war nicht von langer Dauer: seine Glanzzeit fiel in die Regierung seines Enkels Asoka, unter dem es von Afghanistan bis in die Gegend des heutigen Maisur und von Kathiawad bis nach Orissa reichte (s. die Karte bei S. 426; vgl. auch S. 497). Aber 137 Jahre nach der Gründung der Maurja-Dynastie wurde ihr letzter Herrscher, der zehnte der ganzen Reihe, von seinem General Brihadratha gestürzt. Auch die darauffolgende Dynastie der Schunga hatte nur eine Dauer von 112 Jahren (178—66 v. Chr.). Ihr Gründer Puschjamitra begegnete siegreich dem Einfall des Menandros (153 v. Chr.), der auf lange Zeit

(bis auf Vasco da Gama 1502) der letzte Angriff eines Europäers auf indisches Gebiet war. Unter den weiteren Herrschern aus der Schunga-Dynastie, die meist nur kurze Zeit regierten, scheinen Palastrevolutionen an der Tagesordnung gewesen zu sein; jedenfalls fand der letzte Fürst, Dewabhuti (oder Dewabhumi), und mit ihm sein Haus ein wenig rühmliches Ende. Auch das Reich der ihr folgenden Kanwa (oder Kanwajana), die nur 45 Jahre in unruhevollen Zeiten herrschten, sinkt unter der wachsenden Macht der Skythen immer mehr dahin; der letzte aus ihrer Reihe fiel 27 v. Chr. und machte der Andhra-Dynastie Platz.

γ) Die skythisch-tibetischen Reiche in Nordwestindien.

Die Natur Hochasiens zwingt den Menschen zum Wandern. Mongolische, turktatarische, skythische Völker stritten sich, nachdem die Arier ausgewandert waren, fortdauernd um den Besitz der Grassteppen und Weideländer, ein Stamm stürzte sich auf den anderen, und die Bewegung schritt, wie die Brandung einer Sturmwelle, auf fernere und fernste Gebiete fort. Eine solche besonders starke Bewegung hatte diese Nomadenstämme im 2. Jahrh. v. Chr. ergriffen: der östlich vom Oxusgebiet, in den Steppenländern zwischen Khiwa und Khotan wohnende Mongolenstamm der Hiung-nu hatte sich auf die im Westen an ihn grenzenden tibetischen Jue tschi (S. 258), jedenfalls identisch mit den skythischen Issedonen (S. 263), geworfen und sie zur Auswanderung gezwungen. Diese drängten gegen das 250 v. Chr. von Diodotos gegründete griechisch-baktrische Reich, das seine Grenzen bis über den Indus hinaus in das Pandschab vorgeschoben hatte, vor und machten kurz nach 140 v. Chr. der griechischen Herrschaft zunächst im eigentlichen Baktrien ein Ende. Ein skythischer Zweig, die Schaken, wandte sich unter seinen Königen Maues (100 v. Chr.) und Azes (70 v. Chr.) dem Indus zu, folgte dessen Lauf südwärts nach Sindh und gelangte schließlich bis nach Gudscherat. Ein anderer Stamm, die Kuschana (Kuschans), wanderte unter seinem Fürsten Kosulo (Kudschula) Kadphises am Kabulflusse hinab in das Pandschab, wo er 25 v. Chr. die letzten Reste griechischer Herrschaft (Hermaios) vernichtete; sein Nachfolger Huemo Kadphises gewann den größeren Teil Nordwestindiens.

Der bedeutendste Herrscher dieser Reihe war der auf ihn folgende Kanischka, dessen Reich von Jarkand und Khokand bis nach Gudscherat und von Afghanistan bis an die Dschamna reichte. Von seiner Salbung (nach der nicht unbestrittenen indischen Tradition 15. März 78 n. Chr.) datiert die „Schaka-Zeitrechnung“; A. M. Boyer u. a. halten jedoch Nahapana für ihren Begründer. Die Datierung Kanischkas ist freilich noch ganz unsicher, indem er von den verschiedenen Autoritäten zwischen 57 v. Chr. und 278 n. Chr. gesetzt wird! Vincent A. Smith entscheidet sich für ca. 120 n. Chr. als Datum der Thronbesteigung, da die Münzen, die von ihm existieren, ihn deutlich als Nachfolger der beiden Kadphises kennzeichnen und in eine Zeit rücken, die beträchtlich später ist als der Beginn der christlichen Ära. Bei ihrem Vordringen nach Indien kamen die skythischen Scharen mit dem Buddhismus in Berührung, und mit Begeisterung ergriffen sie die ihnen neue Religion; wie Asoka, ließ auch Kanischka die Lehre Buddhas auf einem besonderen Konzil zu Kaschmir von neuem festlegen, auf dem zu den drei Pitakas des Konzils von Patna (S. 391) Erläuterungen ausgearbeitet wurden. Demnach hatte schon damals der Buddhismus in Nordindien nicht mehr streng an der alten Lehre festgehalten, sondern es hatten sich in ihr unter der Einwirkung brahmanischer und urdrawidischer Vorstellungen Änderungen vollzogen; auch werden die mitgebrachten skythischen Götter nicht ohne Einfluß auf die Kommentare des von dem mächtigen Skythenherrscher einberufenen Konzils geblieben sein.

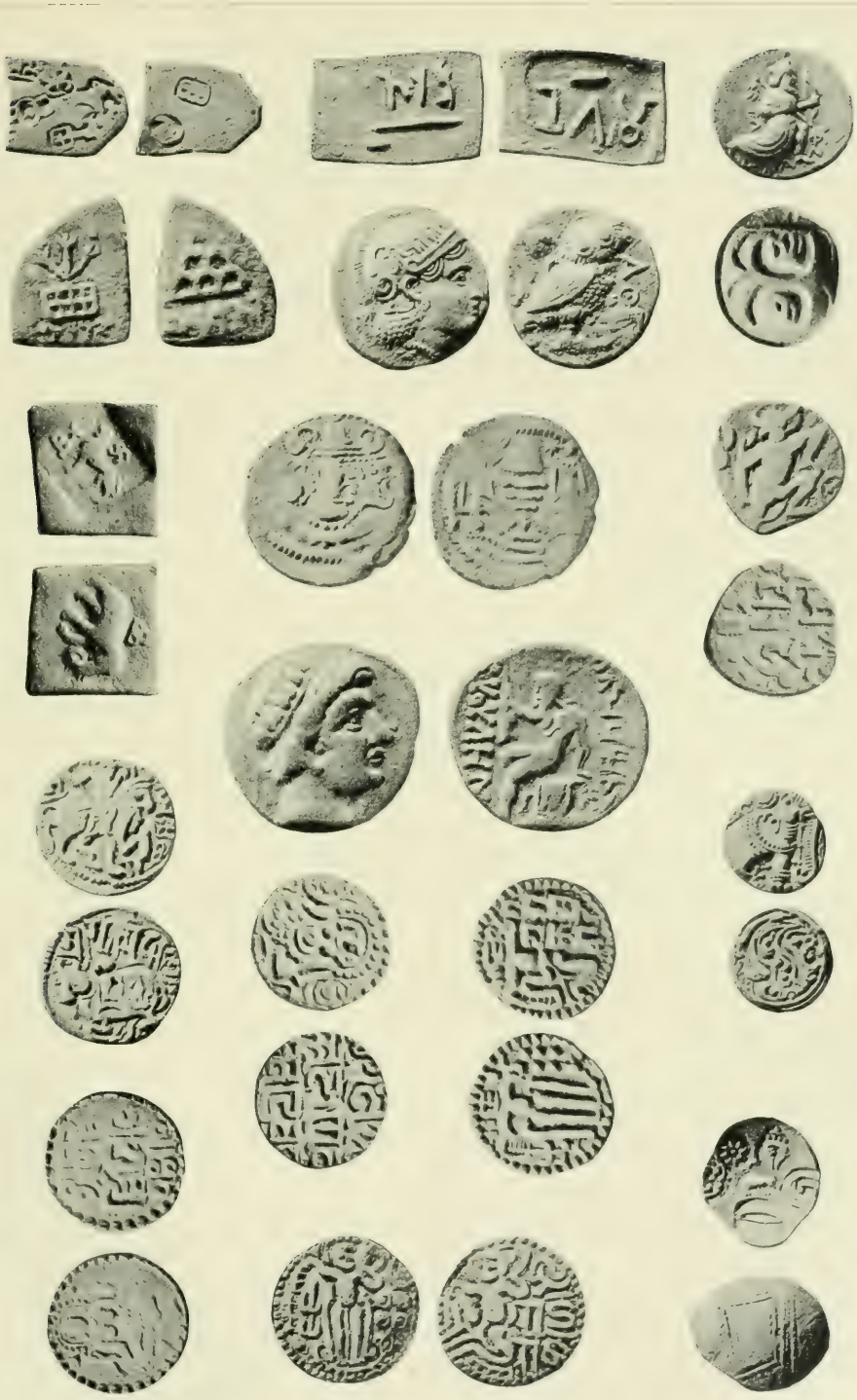
5. Die nord- und mittelindischen Hindudynastien des 1. Jahrtausends n. Chr.

Das von Kadphises gegründete Reich hat, wie jenes des Tschandragupta, mit dem zweiten Nachfolger des Gründers seinen Höhepunkt erreicht, und seine Bedeutung läßt vom 3. Jahrh. n. Chr. an nach, während andere Dynastien und Staaten Indiens mehr hervortreten. Aber die indische Geschichte des 1. Jahrtausends n. Chr. gleicht für uns einem großen Mosaikbild, aus dem uns nur einzelne oder kleinere Gruppen von Steinchen erhalten sind. Münzen (s. die beigeheftete Tafel „Indische Münzen"), gelegentliche Berichte von (besonders chinesischen) Reisenden und Inschriften zeigen uns ein Kommen und Gehen, ein Wachsen und Verfallen kleiner und großer Reiche; aber bei keinem ist es möglich, ein vollständiges Bild zusammenzusetzen. Von manchem besitzen wir nur sehr dürftige Geschichtsquellen, einzelne abgerissene Namen und Ereignisse; andere haben gewiß bestanden, ohne daß uns eine Spur von ihrem Dasein geblieben ist.

Die ruhmvolle Maurja-Dynastie war bald nach Asoka dahingesunken; aber ein Widerschein des alten Glanzes leuchtete unter der von Gupta (290 n. Chr.) gegründeten Dynastie wieder auf. Bisher ein Vasall Magadhas, machte er sich unabhängig, und sein Reich blühte unter seinem Enkel Tschandragupta I. und dessen nächsten Nachfolgern so rasch auf, daß es alle Länder zwischen Nepal und der Narbada, zwischen Katsch und dem Gangesdelta in sich vereinigte. Ein Beweis für die glanzvolle Stellung der Gupta-Herrscher ist die Tatsache, daß sie eine besondere Ära einführen konnten, die nach ihrem Namen genannt ist und mit dem 26. Februar 320 beginnt. Besonders war es gleich der erste Nachfolger Tschandraguptas I., Samudragupta, der das Reich durch eine Menge glücklich geführter Kriege bedeutend erweiterte und so eine Art indischer Napoleon wurde, dessen Name und Taten freilich erst aus den Inschriften bekannt geworden sind: die indischen Historiker kennen sie nicht, so berühmt auch Samudragupta als Feldherr, Dichter und Musiker war. Er starb um 375, nachdem er selber unter seinen vielen Söhnen den Abkömmling der Königin Dattadewi zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, der dann den Namen seines Großvaters Tschandragupta annahm, dessen er sich durchaus würdig zeigte. Unter seinem Nachfolger, Kumaragupta I., der den Thron 413 bestieg und ungewöhnlich lange herrschte, hatte das Reich um die Mitte des 5. Jahrh. von den Hunnen schwer zu leiden, die durch die nordwestlichen Pässe einbrachen und ganz Nordindien überschwemmten.

An die Gupta-Dynastie knüpft sich die Renaissance der Sanskritliteratur: wohl mit Recht versetzt die Überlieferung die „neun Perlen", deren glänzendste Kalidasa war, an den Hof des Tschandragupta Wikramaditja, der wie seine Vorgänger der literarischen Bewegung einen allgemeinen Impuls gab, so daß am Ende der Gupta-Periode Indien wieder den Brahmanen gehörte, während der Buddhismus fast verschwunden war (s. unten, S. 406). Die Glanzzeit des Gupta-Reiches dauerte bis zum 6. Jahrh.; dann wurde es durch den Ansturm der „weißen Hunnen" (Huna) tief erschüttert. Zwar wurden diese um 530 durch einen Vasallen des Guptareichs, Jaschodharma, bei Kahror gründlich zurückgeworfen; aber dieser riß nun selbst die Herrschaft des Reiches an sich, dessen Grenzen er sogar noch erweiterte, über dessen weitere Schicksale wir aber wenig mehr wissen als einige Herrschernamen.

Ein weiter südlich gelegenes größeres Reich ging gleichfalls aus den Kämpfen mit den weißen Hunnen hervor, die 435 n. Chr. ihre Wohnsitze am Oxus verlassen hatten und in Indien eingebrochen waren. In dem Widerstande gegen ihren König Mihiragula hatte sich schon vor dem genannten Jaschodharma ein anderer Vasall des Guptareichs, Sanapati Bhatarka



Indische Münzen aus dem 4. Jahrh. v. Chr. bis ins 2. Jahrh. n. Chr.
Aus E. S. Rapson, Indian Coins (Strassburg 1897).

(495 n. Chr.), ausgezeichnet. Er wurde der Stammvater der Walabhi-Dynastie (bis 770 n. Chr.) und des gleichnamigen Reiches, das sein sechster Nachfolger, Dhruwasena, zu hoher Blüte brachte. Es umfaßte Gudscherat und reichte bis zur Narbada. Seine Herrscher begünstigten bald mehr den Buddhismus, bald wendeten sie ihre Gunst mehr den Brahmanen oder auch den Dschaina zu, die noch jetzt in dem alten Walabhi-Gebiete viele Anhänger haben; auf dem Konzile von Walabhi (S. 399) ist ja der Kanon dieser Religionslehre unter dem Vorsitze von Dewarddhiganin Kschamaschramana endgültig festgesetzt worden.

Der zweiten Hälfte des 1. Jahrtausends n. Chr. gehört die Entwickelung eines bedeutenden Hindureiches im Dekhan an, des der Tschalukja (s. die Karte bei S. 426). Ihr Geschlecht soll aus dem nördlichen Indien gekommen sein und der Gründer der Dynastie, Dschajasimha I., um 500 n. Chr. sich auf Kosten der drawidischen Pallawa im Dekhan festgesetzt haben. Das neue Hindureich gewann bald an Kraft und Größe, so daß es schon im nächsten Jahrhundert den größeren Teil des Dekhan umfaßte. Eine Teilung in ein östliches und in ein westliches Reich fand 630 statt: der Tschalukja-Prinz Wischnuwardhana erhielt das Reich (Wengi) an der Ostküste, das die Küstenstriche der Mündungen der Krischna und Godaweri umfaßte; es rang lange Zeit mit den Tschola aus dem Süden, bis es um 1060 ihren Angriffen erlag. Die West-Tschalukja besaßen bis 747 n. Chr. ein blühendes Reich, wurden aber dann von den Raschtrakuta (Gudscherat) besiegt und sehr geschwächt. Nach längerem eingeschränkten Dasein besiegte Tailapa, Wikramaditjas IV. Sohn, 973 n. Chr. die Raschtrakuta von Malkhed sowie Malawa und die Tschola und ward Gründer der späteren Tschalukja-Dynastie, deren Reich gegen Ende des 12. Jahrh. erlosch, nachdem sich eine Anzahl Nebenlinien und kleinere Reiche davon abgezweigt hatten.

ε) Der Hinduismus.

Während dieser politischen Verschiebungen und tief eindringenden Durcheinanderknetung sind die ursprünglichen Rassen- und Volksgegensätze mehr und mehr verblaßt und hat sich aus dem anfänglichen ethnischen Dualismus die moderne Einheit des indischen Volks, der Hinduismus, langsam herauszubilden begonnen. Zweierlei Erscheinungen vor allem kennzeichnen sein Wesen: der religiöse Glaube und die sozialen Verhältnisse (Kasten).

1) Der Buddhismus: seine Ausbreitung; seine Spaltung in die südliche und die nördliche Lehre; sein Ende in Indien.

Zu Asokas Zeit finden wir auf religiösem Gebiete große Gegensätze. Die brahmanische Lehre von der Natur der Welt und der Gottheit ist eine nur auf den eigenen Stand beschränkte Geheimlehre, während die anderen Kasten, insbesondere die große Menge der Schudra, an die Dämonen glauben. Und noch ein dritter Glaube war im Schoße der brahmanischen Lehre erstanden, der Buddhismus (S. 387), anfangs in seiner oppositionellen Bedeutung nicht erkannt und darum von den Brahmanen geduldet. Der Förderung Asokas verdankt er zum größten Teile seinen gewaltigen Aufschwung: überall in Indien ward er durch des Königs Missionare gepredigt, in Ceylon sogleich nach dem Konzil von Patna eingeführt. Und weit über die Grenzen seiner indischen Heimat dringt er vor: im 1. Jahrh. unserer Zeitrechnung nach China, wo er im 4. Jahrh. als Staatsreligion anerkannt wurde (S. 129), 372 von China aus nach Korea (S. 214) und viel später (17. Jahrh.) auch nach Formosa, im 4. und 5. Jahrh. nach Kotschinchina, Awa und der Mongolei (S. 282), im 6. nach Japan (S. 170). Vorher hatte er sich in der Fassung des Pali-Kanons von Ceylon aus Burma (450 n. Chr.) und später (638) Siam erobert; nach Java wurde er im 6. oder 7. Jahrh. vom Festland Indiens aus übertragen.

Von der Macht, die seine Lehre von der Erlösung und seine Mahnung zur Menschenliebe auch auf rohere Völker ausübte, sind uns die Skythen (Kanischka) sprechende Beispiele; auf dem Konzile von Kaschmir (S. 403) wird noch die zu Patna festgelegte Lehre beibehalten.

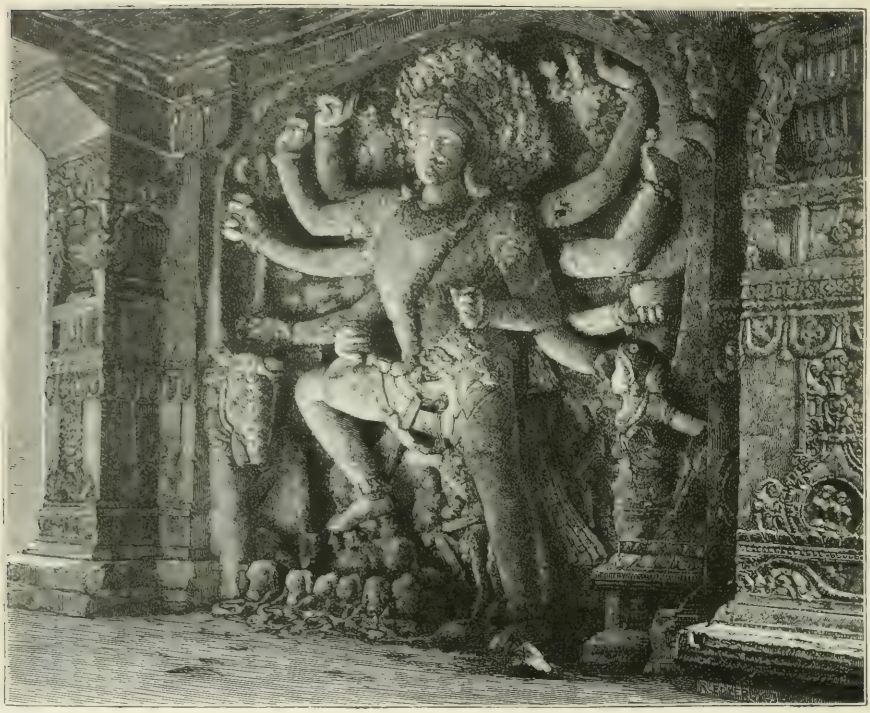
Aber gerade im Norden Indiens hatte wohl schon früher eine abweichende Entwickelung begonnen, indem einerseits eine unfruchtbare Dialektik, anderseits das Dämonenwesen des drawidischen Glaubens in Lehre und Kult eindrangen. Später gestaltete sich die Lehre bei den Völkern tatarischer und mongolischer Abkunft so um, daß der heutige nördliche Buddhismus nur noch ein Zerrbild der reinen Lehre Buddhas ist (S. 306). Die Seele, deren Bestehen Gautama geleugnet hatte, ward wieder in das religiöse Denken eingeführt, und die Seelen der zukünftigen Buddhas, der Bodhisattwas, besonders die des Mandschusri und des Awalokiteschwara, gewannen göttliche Bedeutung. Sie wurden zu Personifikationen des mystisch-religiösen Wissens und des Geistes der buddhistischen Kirche, während neben ihnen als dritter Wadschradhara die Allmacht versinnbildlichte. So hatte auch der Himmel dieser buddhistischen Richtung seine Trimurti (S. 373). Diese wurde weiter mit den scheußlichsten Fratzen niederer Gottheiten ausgestattet; in den Kult wurden die schamanistischen Bräuche und Beschwörungsformeln sowie die blutigen Opfer mit übernommen. Die Verschmelzung indisch-drawidischer Vorstellungen mit dem Buddhismus ist hauptsächlich das Werk des indischen Mönches Asanga, der im 6. Jahrh. n. Chr. in Peschawar im Pandschab lebte. Wie sich dann diese Richtung, die die nordischen Buddhisten als „großer Wagen" von dem verächtlich behandelten „kleinen Wagen" (dem älteren Buddhismus) unterscheiden, durch die Vorstellung, daß sich der Geist der Kirche jedesmal in dem zeitlichen und weltlichen Oberhaupte verkörpere, außerhalb Indiens zum Lamaismus weiter entwickelte, darüber vgl. S. 307.

Die wichtigsten Quellen über den indischen Buddhismus nach Asoka sind die Nachrichten chinesischer Buddhisten, die zu den heiligen Stätten ihrer Religion wallfahrteten, besonders die des Fa hien (400—414 n. Chr.; S. 129) und des Hiuen Tsang (629—645; S. 129). Wir erfahren von Fa hien, daß in ganz Vorderindien beide Richtungen, der „große Wagen", Mahajana, und der „kleine Wagen", Hinajana, nebeneinander bestanden, aber auch die brahmanischen Lehren zahlreiche Anhänger hatten. Zu Hiuen Tsangs Zeit war Kaschmir ganz dem nördlichen Buddhismus ergeben, während im übrigen westlichen und im südlichen Indien der „kleine Wagen" vorherrschte; im Gangesgebiete hatte der Buddhismus sehr unter dem Mitbewerbe des Brahmanentums zu leiden. Hiuen Tsang nahm am Konzile von Kanaudsch teil, das die Lehre der nördlichen Richtung verurteilte. Zwar lag Buddhas Geburtsort (S. 388 und 392) ganz in Trümmern; aber in den Ländern, in denen er hauptsächlich gelehrt hatte, besaß seine Religion noch damals ihren festesten Sitz. Auch im übrigen Indien erfreute sich die alte Lehre noch guten Gedeihens; nur in Kalinga wurde sie durch die brahmanische Religion zurückgedrängt.

Nicht lange nach Hiuen Tsangs Pilgerfahrt kamen ernste Drangsale über die Buddhisten. Wahrscheinlich handelt es sich dabei meist um örtlich beschränkte Verfolgungen; der Buddhismus ist in Indien wohl mehr an seiner inneren Schwäche und seinen vielfachen Auswüchsen zugrunde gegangen, als durch die offene Feindseligkeit anderer Religionen. Um 1200 war er in fast ganz Indien erloschen. Nachdem ihn zuletzt noch die Fürsten Kaschmirs und Orissas gestützt hatten, fiel um 1340 auch seine letzte Burg, Kaschmir; und als die ersten mohammedanischen Reiche Indiens entstanden, war fast die ganze Bevölkerung (abgesehen von einzelnen Anhängern in Bengalen und Orissa und mit Ausnahme der Dschaina) den Göttern der hinduischen Religion ergeben.

2) Die hinduische Religion.

Jene langdauernde politische Unruhe war der Vertiefung religiösen Gefühls wenig günstig. Bei den Brahmanen war auf die tiefe metaphysische Spekulation eine Zeit des



Gott Schiwa, auf Leichen tanzend und mit einem Kranz aus Totenköpfen geschmückt; brahmanisches Relief aus Ellora.
Nach einer Photographie.

Buddha: a) Tonpaste, b) Steinbildnis.
Beide nach Albert Grünwedel.

Altindische Bildhauerkunst.

Stillstandes gefolgt, und beim Volke hatten die niedersten Götter- und rohesten Kultformen mehr und mehr Eingang gefunden. Erst im 8. Jahrh. kam die Reaktion. Die Überlieferung nennt den in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts lebenden Kumarila zugleich den Todfeind der Buddhisten und den Wiederbeleber brahmanischer Religion. Aber der wahre große Reformator war erst Schamkaratscharja (788 im Dekhan geboren, aber in Nordindien wirkend und 820 im Himalaja gestorben), der Neubeleber der Wedanta-Philosophie und der Schöpfer der neuen populären Hindureligion. In seiner esoterischen Lehre kennt er nur einen einzigen höchsten Gott, den Brahma Parabrahma, den durch mystische Versenkung zu verehrenden Schöpfer und Regierer der Welt; die im Volke vorhandenen religiösen Keime aber faßte er zusammen und durchgeistigte sie in der Gestalt Schiwas. Der große Apostel des Wischnukultus dagegen war der in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. lebende Ramanudscha; in seinem Sinne haben Kabir (1380—1420) in Bengalen und Tschaitanja (geb. 1485) in Orissa gewirkt. Von jenen Reformern an sind Schiwa und Wischnu die Eckpfeiler hinduischer Götterverehrung. Brahma tritt in der Volksreligion ganz zurück.

Ein Grundzug des philosophisch gedachten Wischnu ist das Alldurchdringen, und so ist dieser wohlwollende, hilfreiche Gott recht eigentlich der Gott der Inkarnationen, der Awataras. Sein Wesen durchdringt alles, er kann also auch die verschiedensten Gestalten annehmen, und jedesmal, wenn Götter oder Menschen in die äußerste Not geraten, bringt ihnen Wischnu in der einen oder anderen Gestalt Rettung. Der Mythus hat eine größere Zahl solcher Inkarnationen entwickelt (bis zu 22), aber allgemein angenommen sind nur zehn. In den ersten drei tritt der Gott als Fisch, als Schildkröte, als Eber, in der vierten als Mannlöwe, in den späteren als Mensch auf: zuerst als Zwerg, dann in der sechsten, siebenten und achten als Paraschurama, als Ramatschandra und als Krischna, d. h. in Gestalten, die der Heldensage indischer Vorzeit entnommen sind (vgl. S. 378 und 386). Besonders populär ist von ihnen Krischna geworden, weil das Volk in den lustigen Streichen, die die Sage ihm zuschreibt, sich selbst wiederfindet. Die Aufstellung Buddhas als neunte Inkarnation Wischnus stammt wohl aus einer Zeit, in der man hoffte, den Buddhismus mit der Hindureligion vereinigen zu können; eine spätere Auffassung betrachtet Buddha in dieser Inkarnation gleichsam als „Lockspitzel", der die bösen Menschen verleitet, die Weden und die Kastengesetze zu verachten, nur um sie um so sicherer dem Verderben zuzuführen und die Welt so von ihnen zu befreien. Die letzte Inkarnation Wischnus endlich gehört der Zukunft an: am Ende des gegenwärtigen Weltalters wird der Gott als Kalki erscheinen und ein neues Reich der Reinheit errichten.

In der Ausgestaltung Schiwas begegnen sich die brahmanischen Begriffe des „Dunkels" mit dem Dämonenwesen der Drawida. Von den Himalaja-Bergstämmen (S. 364) ist die Figur des „Berggeist"-Schiwa, Kirata, entlehnt, die in sinnlichem Genuß, in Trinken und Tanz (Nateschwara, Herr der Tänzer) schwelgt und von einem Heere niederer Geister gefolgt ist; die Grundvorstellung der Drawidastämme von der bösen Natur der Gottheit fließt mit der brahmanischen Vorstellung des „Dunkels" zusammen in Schiwa, dem zerstörenden Gott. Als Rudra ist er die umstürzende Gewalt der Natur, als Mahakala die auflösende Macht der Zeit, als Bhairawa der „Zerstörer" oder die Vernichtung an sich, und als der mit Schlangengirlanden und Totenschädeln geschmückte Bhuteschwara erscheint er als höchster Herr aller Dämonen des drawidischen Vorstellungskreises (s. die obere Hälfte der beigehefteten Tafel „Altindische Bildhauerkunst").

Daß Schiwa weit mehr dem drawidischen, Wischnu mehr dem arischen Wesen nahesteht, geht auch aus der Verbreitung ihrer Kulte hervor: der des Schiwa zählt im Süden, der des Wischnu im Norden mehr Anhänger. So überwiegen in den nördlichen Bezirken der Präsidentschaft Madras die Wischnuiten im Verhältnis von 10 : 1 bis 4 : 1; in den mittleren Teilen desselben Gebietes ist die Zahl der Anhänger beider Götter fast gleich; im Süden übertrifft die Zahl der Schiwaiten die der Wischnuiten im Verhältnis von 4 : 1 bis 67 : 1. In den höheren Gestalten Schiwas tritt der brahmanische Gedanke weit mehr hervor: aus dem Tode sprießt neues Leben, aus der Zerstörung baut sich Neues und Schöneres auf. So wird der „Zerstörer" zum Segenbringer, Sada Schiwa, Schamkara, Schambhu; er bedeutet die erneuernde Kraft der Natur und wird als solche unter dem Namen Mahadewa, der große Gott, Ischwara, der höchste Herr,

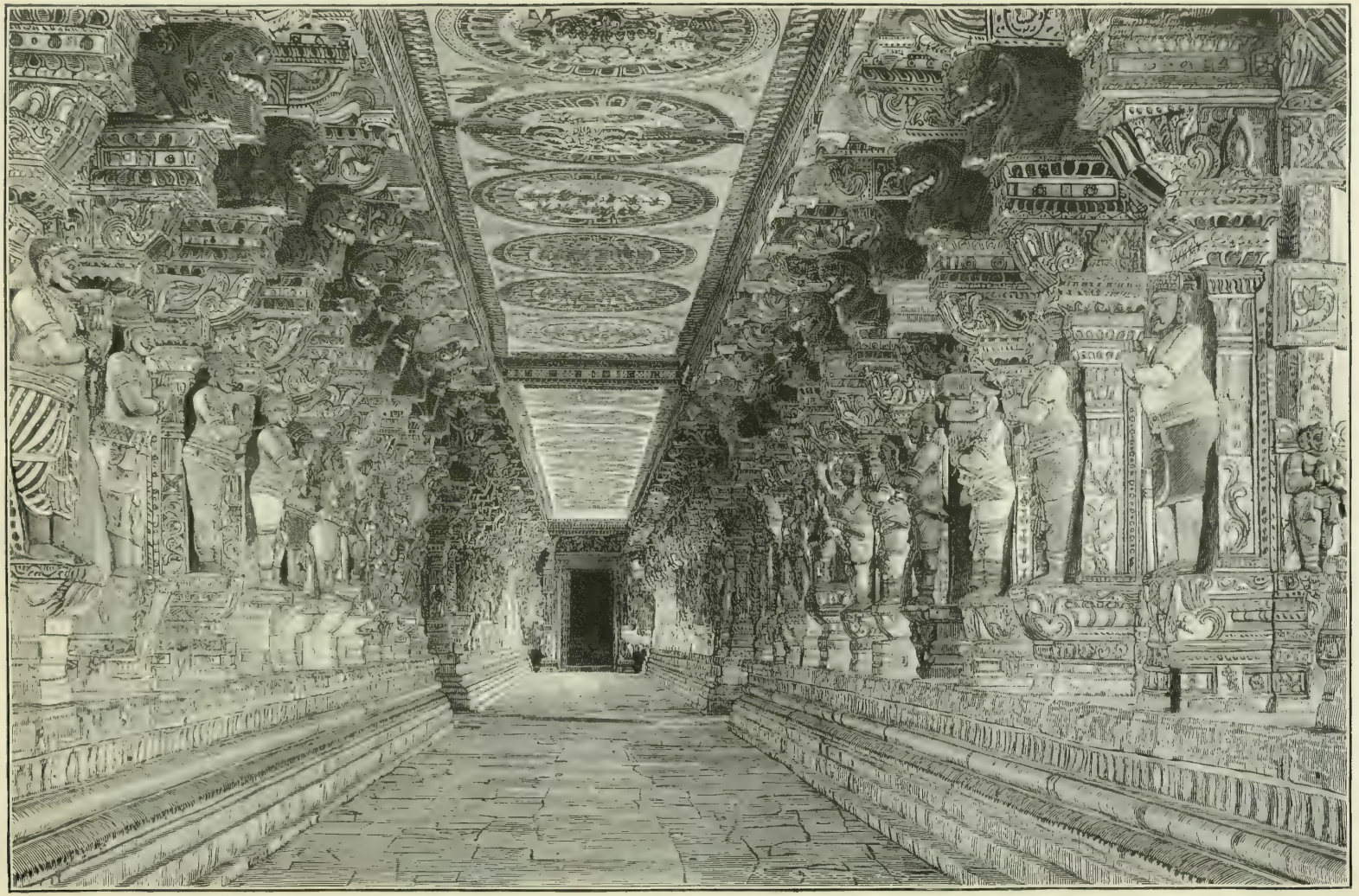
angebetet. Kein Götterbild ist in Indien häufiger als sein Symbol, das Lingam (phallus; s. die Abbildung S. 515). Noch ausgesprochener brahmanisch ist die Vorstellung von der Macht des Opfers und der Askese: als solche erscheint Schiwa in der Gestalt des „großen Büßers", Mahajogin.

Die hinduischen Gottheiten sind nicht bis zu dem Grade vermenschlicht wie die Griechenlands und Roms und bilden daher nicht wie jene eine einzige große Familie von Großeltern, Eltern, Kindern und Kindeskindern. Dem Brahman und Wischnu ist kein Sohn geworden, und auch mit Schiwa wurden nur zwei Söhne in lockere Verbindung gebracht: Subrachmanja oder Skanda, der Kriegsgott, und Ganescha, der Gott der Schlauheit und des Erfolgs, der im Alltagsleben bei jeder Gelegenheit angerufen wird, und dessen mißgestaltetes, elefantenköpfiges, dickbäuchiges Bild überall anzutreffen ist.

Allen höheren Göttern sind Gemahlinnen zugeteilt; doch tritt der Begriff der Gattin bei ihnen zurück hinter die Vorstellung einer Steigerung der Eigenschaften (schakti = Macht, Kraft). Sobald nach brahmanischer Spekulation das höchste Wesen persönlich wird, zeigt sich in ihm eine Teilung in eine männliche und eine weibliche Seite, die entgegen unseren Anschauungen die tätigere ist. Bei den ruhigeren Göttern Brahman und Wischnu tritt dieser Gegensatz nicht so sehr hervor: die Gemahlin Brahmans, Saraswati, ist die Göttin der Gelehrsamkeit und des Wissens, die Wischnus, Lakschmi, die Göttin der höchsten Güte und Schönheit. Aber in der Verehrung Schiwas spielt die weibliche Seite seines Wesens eine um so größere Rolle, je leidenschaftlicher der Gott selbst beanlagt ist, und je mehr er in sich drawidische, von Hause aus weiblich gedachte Gottheiten aufgenommen hat. Jeder der Hauptformen Schiwas ist eine Gemahlin als Steigerung beigegeben: dem Berggotte Kirata die Parwati, dem Mahakala die blutdürstige Kali, dem Bhawa die Bhawini, dem Mahadewa die Mahadewi, dem Büßer Mahajogin die Jogini.

Zu diesem engeren Kreise der erhabenen Götter gesellt sich nun noch eine Schar höherer Wesen, die teils der vorgeschichtlichen Sage, wie die heiligen Sänger der Weden, die Rischis, die Pandubrüder der Bharatakämpfe usw., teils dem reichen Vorrate niederer Gottheiten der einzelnen Stämme entnommen sind. Im geräumigen hinduischen Himmel findet alles, was überhaupt nur irgendwie geheimnis- oder bedeutungsvoll ist, seinen Platz: Steine und Berge, Flüsse und Teiche, Sträucher und Bäume, nützliche und schädliche Tiere, die verschiedensten Himmelserscheinungen, Geister Verstorbener, selbständige Dämonen usw.

Die Verschiedenheit, ja oft Gegensätzlichkeit, in der die Formen des Göttlichen erscheinen, spiegelt sich wider in ihrem Kultus: der gröbste Fetischdienst hat Raum neben der Anbetung reiner und hoher himmlischer Mächte. Von den monotheistischen Gottesdiensten unterscheidet sich der hinduische vor allem dadurch, daß es keine Gemeinde, im Grund auch keinen gemeinsamen Glauben gibt. Ob ein Hindu den Wischnu oder Schiwa in der einen oder anderen Gestalt, ob er Ganescha oder eine der vielen Schaktis in erster Linie verehrt, hängt ab von der Gebets- und Zauberformel (mantra), die er von seinem geistigen Lehrer und Berater, dem Guru, erhält; verschieden für jeden Gott, hat sie die Macht, jeden zu einem Schutzgotte werden zu lassen für den betreffenden Hindu, der das Zeichen dieses besonderen Gottes, das Nama, auf der Stirn trägt (bei Schiwa drei weiße Horizontalstreifen, bei Wischnu meist eine stimmgabelähnliche Figur: s. auch die obere Hälfte der Tafel „Altindische Malerei und Baukunst" bei S. 415). So kann der Kult nicht gemeinschaftlich sein; er ist wie der Glaube persönlich und setzt sich zusammen aus Formeln und Bräuchen von magischer Gewalt, aus Reinigungen, aus Opfergaben, die der Betende den Göttern darbringt oder durch den Priester darbringen läßt. Diese Art des Dienstes erfordert daher auch keine großen Räume, in denen



Ein Säulengang im Innern des Hindutempels auf der Insel Rameschwaram, Südindien.
Nach einer Photographie.

Erklärung der umstehenden Tafel.

Im nördlichen Teile der niedrigen und sandigen, im Golfe von Manaar zwischen Indien und Ceylon gelegenen Insel Rameschwaram (Ramisseram) befindet sich eines der großartigsten Denkmäler drawidischer Architektur, der mächtige und hochgetürmte Hindutempel, dessen Inneres von düsteren Säulengängen durchschnitten wird. Seit vielen Jahrhunderten pilgern alljährlich Tausende zu diesem Heiligtume, von dessen reichen Einkünften die Bewohner der Insel, meist Brahmanen, leben. Nach dem Glauben der Inder ist der Tempel von Rama zum Dank für seinen Sieg über Rawana errichtet worden; Fergusson setzt den Beginn des Baues in die Mitte des 16. Jahrh. Jedenfalls ist er ein Musterbeispiel sowohl für alle Schönheiten des drawidischen Stiles in ihrer größten Vollendung als auch für alle seine charakteristischen Fehler. Es gibt kaum einen zweiten Tempel, an dessen Ausschmückung so unendlicher Fleiß verwendet wäre wie hier; aber auch keinen, der trotz alledem so wenig architektonisch befriedigt. Von der Größe des Tempels bekommt man einen Begriff, wenn man hört, daß die Seitengänge 250 m lang sind! Sie münden wieder in Quergalerien, die ebenso reich dekoriert sind als jene und zusammen mit wunderbaren Beleuchtungseffekten einen Eindruck hervorrufen, wie sonst nirgends in Indien.

sich die Gemeinde mit dem Gotte vereint; das eigentliche Heiligtum ist immer nur ein kleiner Schrein oder eine unbedeutende Kapelle mit dem Symbol oder Bilde des Gottes. Was den Tempel, besonders in Südindien, oft zu riesiger Größe anschwellen läßt, sind nebensächliche Räume, wie Pilgerhallen, Wandelgänge (s. die beigeheftete Tafel „Ein Säulengang im Inneren des Hindutempels auf der Insel Rameschwaram"), Treppenstufenteiche usw.

Die Gottesverehrung geschieht im wesentlichen auf dreifach verschiedene Weise. Wischnu ist unter den höchsten Göttern der menschenähnlichste. Demgemäß wird sein Bild von den dazu bestellten Priestern nach Menschenart gepflegt; der Dienst vor seinem Götterbilde gleicht dem Spiel eines unmündigen Kindes mit seiner Puppe, und die ihm dargebrachten Spenden sind die Dinge, die des Hindus Herz erfreuen: Reis, Korakan, Backwerk und Blumen oder Schmuck von Perlen und Edelsteinen. In überirdischer Höhe über dem Menschen thront Schiwa, der erhabene, oft schreckliche Gott. Nur ausnahmsweise enthält ein Tempel sein Götterbild. Dagegen wird er überall unter seinem Symbol, dem Lingam (s. die Abbildung S. 515), verehrt, das mit heiligem Wasser begossen, mit Butter bestrichen oder mit Blumen überschüttet wird. Der Dienst der dritten, in drawidischen Vorstellungen wurzelnden Göttergruppe heischt blutige Opfer. Ziegen werden vor den Altären der Kali und Durga geschlachtet und ihr Bild sowie der Tempelboden davor mit dem Blute des Tieres bespritzt; Ärmere opfern ihr oder anderen niederen Gottheiten einen Hahn. Die in früherer Zeit geübten Menschenopfer sind jetzt so gut wie beseitigt, aber Überlebsel davon sind auch heute noch zu finden.

Indische Wasserträger aus Bombay. Nach Photographie. Vgl. Text S. 410.

Zu den alltäglichen Zeremonien, Gebeten und Opfern kommen religiöse Feste an den zahlreichen heiligen Tagen der einzelnen Götter. Als besonders verdienstvoll gilt eine unter recht erschwerenden Umständen ausgeführte Wallfahrt an die Quellen eines heiligen Flusses (Ganges, Narbada) oder zu einem der großen Schiwa- oder Wischnuheiligtümer.

3) Die hinduische Ausbildung des Kastenwesens.

Wie für den Hinduismus und seine weitere Entwickelung auf religiösem Felde die Keime schon früher gelegt waren, so war auch auf sozialem Gebiet eine brauchbare Grundlage durch die Bestimmungen der Brahmanen für die Kaste gegeben. Mancherlei hat auf das Kastenwesen eingewirkt, hemmend oder fördernd. Schon im Buddhismus lag die Neigung,

die schroffen Gegensätze zu mildern und auszugleichen; als später die Mohammedaner kamen, wurde bei allen ihren Bekennern die Kaste ganz abgeschafft, und manche hinduische Sekten stellten danach die soziale Gleichheit aller Menschen als Grundsatz auf.

Auf der anderen Seite bestanden Einflüsse, die auf die Fortbildung und Vermehrung der Kasten hinwirkten. Schon in alter Zeit führte die Einverleibung von Angehörigen fremder Rassen zu weiteren Gliederungen innerhalb der einzelnen Kasten: die neu Aufgenommenen wurden von den anderen nicht für voll angesehen, und dieser Gegensatz verschärfte sich bis zu vollständiger Trennung. In der Kriegerkaste wiederholte sich dieser Vorgang oftmals; aber auch in der Brahmanenkaste vollzogen sich auf diese Weise besonders im Süden zahlreiche Scheidungen. Nicht selten schmuggelte sich ein Teil einer schon bestehenden Kaste durch gefälschte Stammbäume oder andere Zeugnisse in eine höhere Stufe ein, ohne indes volle Gleichberechtigung zu erlangen. Räumliche Trennungen von Mitgliedern ein und derselben Kaste beförderten Kastenvermehrung: beide Teile wurden mißtrauisch, ob auch der andere seine Kaste rein bewahrt habe; schließlich hörte das Gefühl des Zusammenhangs ganz auf, und aus einer Kaste waren zwei geworden.

Junge Hindufrau vornehmster Klasse. Nach Bork, „Durch Indien ins verschlossene Land Reval" (Leipzig 1903).

Bei wandernden Hirten oder Zigeunerstämmen, bei Handelskasten, bei Ackerbaukasten, die durch die von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Hungersnöte zu öfterem Ortswechsel und zu längerer Trennung der Mitglieder gezwungen werden, auch infolge von Kriegen und politischen Grenzverlegungen kommen derartige Kastenteilungen oft vor. Wer zu bedeutendem Wohlstand gelangt ist, versucht oft mit Erfolg, sich von seinen Kastenbrüdern zu trennen und sich den Namen und die besonderen Gewohnheiten einer höheren Kaste beizulegen. Nicht weniger können religiöse Scheidungen kastenzersplitternd wirken. Eine der häufigsten Ursachen der Kastenvermehrung ist der Berufswechsel, zu dem oft eine veränderte Umgebung oder veränderte soziale Zustände zwingen. Unter der europäischen Herrschaft kommt es täglich vor, daß ein Hindu, der in den Dienst eines Weißen tritt, sich besser dünkt als seine bisherigen Kastenbrüder, und daß auf diese Weise neue Kutscher-, Wasserholer- (s. die Abbildung S. 409), Futterschneider- usw. Kasten entstehen. Gerade die Berufsscheidung ist jetzt das Hauptmerkmal der Kaste: sie ist vor allem erbliche Zunft. Als solche sorgt sie für die Reinheit des Blutes: wer ihr angehört, darf sich nicht mit dem Mitglied einer anderen Kaste verheiraten; bei den höheren Kasten verunreinigt schon die Berührung, ja auf weite Entfernungen hin der Hauch eines Niedriggeborenen. Jedes Zusammenessen mit einem Mitglied einer anderen Kaste ist durchaus verboten. So regeln strenge Vorschriften das Verhalten des einzelnen. Die Kaste hat ihre besonderen Vorsteher und Aufseher, ordnet Geldstrafen oder in schweren Fällen Ausstoßung an, sorgt aber auch für das Wohl des Ganzen (Lohnhöhe, Festsetzung der Arbeitszeit, unter Umständen Streike usw.) wie für das des einzelnen (Unterstützung Armer, Erhaltung von Witwen und Waisen usw.).

4) Die Stellung der Frau.

Nicht weniger als die Kaste hat auf die Entwickelung des Volkes die niedrige Stellung der Frau (s. die Abbildung S. 410) hemmend gewirkt. War das Weib bei den Ariern ebenso wie bei den niederen Stämmen der Eingeborenen angesehen und geehrt, in der epischen Zeit der Mittelpunkt glänzender Kschatrijaturniere und noch bei den folgenden Dichtern die hochstehende Genossin des Mannes, so ist es nun ein unglückliches Geschöpf, eine schwer bedrückte und eingeengte Sklavin. Auch hier waren es die Brahmanen, die dem Weibe die niedrigere Stellung zuwiesen. Die Reinheit der Kaste, den höchsten Grundsatz ihrer Gesellschaftsordnung, glaubten sie am sichersten verbürgen zu können, wenn sie der Freiheit der Frau die allerengsten Fesseln anlegten. Ihr wurde nur die einzige Aufgabe gelassen, dem Manne blutreine Nachkommenschaft zu schenken, und dieser Aufgabe wurde alles geopfert, was das Weib hebt und veredelt. Mißachtung und schwerster Zwang begleiten es von der Geburt bis zum Tode.

Ist einem Hindu ein Sohn geboren worden, dann wird das festliche Muschelhorn geblasen, und die Freunde bringen Glückwünsche und frohe Spenden. Anders, wenn das Neugeborene ein Mädchen ist: verlegen blickt der Vater zu Boden, wenn ihm die Freunde keine Glückwünsche, sondern Trostsprüche darbringen. Besonderer Feste sind nur die Knaben wert erachtet, nicht die Mädchen. Die Wöchnerin gilt nach der Geburt eines Sohnes drei Wochen, bei einer Tochter vier Wochen unrein. Der Knabe erhält je nach der Stellung des Vaters Unterricht bei einem geistlichen Lehrer, das Mädchen nicht; was sie lernt, bringt ihr die Mutter bei, die selbst nichts weiß als ein paar Formeln und Gebete für die Erlangung eines treuen Mannes und Verwünschungen gegen Polygamie und Untreue.

Schon mit 7—9 Jahren wird das Mädchen mit einem 12—14jährigen Knaben oder auch mit einem alten Witwer verheiratet, ohne um seine Meinung gefragt zu werden, oft ohne seinen Gatten je vorher gesehen zu haben. Nach beendeter Zeremonie bleibt es vorläufig im Hause seiner Eltern, und erst bei den ersten Zeichen der Reife zieht es zu dem Gatten. 13- oder 14jährige Mütter sind in Indien durchaus keine Seltenheit; wie wenig günstig aber solche Frühheiraten auf das körperliche und geistige Gedeihen eines Volkes einwirken müssen, liegt auf der Hand. Mit der Heirat beginnt ein unwürdiges Sklavenleben in dem Gefängnis der Frauengemächer: vor jedem männlichen Mitgliede der Familie muß die Frau das Gesicht verhüllen, selbst mit ihrem eigenen Manne darf sie tagsüber nicht sprechen, nicht seinen Namen nennen oder gemeinsam mit ihm essen; in tödlicher Geistesöde dämmert ihr Dasein dahin. Vor der englischen Herrschaft galt es als ideale Tat der Frau, sich mit dem gestorbenen Manne verbrennen zu lassen. Jetzt gibt es diese „Satis" (Suttees) nicht mehr; aber das Los der Witwen ist fast schlimmer als Feuertod. Ihrer Schlechtigkeit in einem früheren Leben wird der Tod des Gatten zugeschrieben; Haß, strenge Büßung und Kasteiung, die Bürde der schwersten Arbeiten lasten auf dem Rest ihrer Tage.

Das ist das Los der Frau in Gesellschaftskreisen, die das Ideal hinduischer Lebensführung zu erfüllen glauben. In Wirklichkeit tritt oft die harte Not freundlich mildernd auf. Das Weib muß bei den ärmeren Hindu und bei den niederen Kasten mit für den Lebensunterhalt der Familie sorgen und wird dadurch zur höherstehenden Genossin des Mannes, die durch das Bewußtsein gehoben wird, auf der Welt zu etwas nütze zu sein. Dennoch gilt auch in diesen Kreisen das Weib noch als ein minderwertiges Wesen.

5) Die Pflege der Wissenschaften und Künste durch die Brahmanen.

In der Arbeitsteilung der von ihnen geordneten bürgerlichen Gesellschaft behielten sich die Brahmanen die Gelehrsamkeit, das Wissen und seine Pflege vor; sie standen unter dem besonderen Schutze der Göttin der Gelehrsamkeit, Brahmas hoher Gattin Sarasvati.

Der gesamten religiösen, gelehrten und künstlerischen Literatur der Inder haben sie durch die Schaffung einer Gelehrtensprache, des Sanskrit, das Gepräge gegeben. Die ältesten, vielleicht bis ins 3. Jahrtausend v. Chr. zurückreichenden Hymnen der Weden sind in einer altertümlichen, aber reichentwickelten Sprache geschrieben, von der sich die vom Volke gesprochene und mit der Zeit in mehrere Dialekte gespaltene Sprache mehr und mehr entfernt. Die Priester legten Gewicht darauf, daß die Sprache, in der sie mit den Göttern redeten, höher, vollkommener sei als die vom gemeinen Manne gesprochene. In dem Maße, wie sie zu einer hoch über das Volk erhabenen Macht anwuchsen, bildeten sie auch die Sprache des religiösen Denkens und des Kultus streng logisch und wissenschaftlich genau zu dem „Samskrta", der „vollkommenen Sprache", aus im Gegensatz zu der vom Volke gesprochenen „ursprünglichen", dem „Prakrta"; sie dürfen stolz den größten Grammatiker aller Zeiten, Panini (wahrscheinlich um die Mitte des 4. Jahrh. v. Chr.), zu den Ihrigen zählen. Der Gegensatz zwischen der esoterischen Geheimlehre der Brahmanen und der an die breiten Schichten sich wendenden Lehre des Buddha spricht sich auch darin aus, daß dieser und seine Jünger in den verschiedenen Ländern zu dem Volk in seiner Landessprache redeten. Erst nachdem Buddhaghoscha (410—430) die in Ceylon in singhalesischer Sprache fortlebenden, von dem großen Buddhisten Mahinda stammenden Kommentare (Atthakatha) zu den Pitakas in die Sprache Magadhas übertragen hatte, wurde diese, das „Pali", die geheiligte Sprache des südlichen Buddhatums. Brahmanischer Einfluß zeigt sich bei der Ausgestaltung des nördlichen Zweiges auch darin, daß für die religiösen Schriften dieser Richtung das Sanskrit, nicht das Pali gewählt ist.

Der wichtigste Teil der brahmanischen Literatur behandelt religiöse Dinge. Die Weden bleiben die Grundlage aller späteren religiösen und philosophischen Weiterentwickelung.

Von den vier Sammlungen der Weden stammt der Rigweda aus sehr alter Zeit, zum Teil wohl noch aus dem 3. Jahrtausend v. Chr., zwei jüngere, der Sama- und der Jadschurweda, aus der Zeit des ausgebildeten Ritus. Sie sind Sammlungen von Liedern und Sprüchen, wie sie der Priester des Rigweda beim Opfer mit lauter Stimme herzusagen, der Priester des Samaweda zu singen, der des Jadschurweda leise zu sprechen hatte. Der vierte, der Atharwaweda, enthält neben Stücken aus dem Rigweda Zaubersprüche gegen Krankheiten und Feinde. Immer noch aus vorbuddhistischer Zeit stammen die Brahmanas, Prosaschriften, in die viel Legendarisches und selbst manches Geschichtliche mit verflochten ist; sie sind wesentlich eine Zusammenfassung des Verlaufs der großen Opfer für die verschiedenen Priester. Auf anderem Grunde stehen die Upanischads: sie entstammen der Spekulation des philosophierenden Brahmanentums und enthalten religiös-philosophische Lehren über die Natur der Welt und der monotheistisch gedachten Weltseele. Sie sind tiefsinnig und gedankenreich, das Ergebnis ernsten Suchens nach Wahrheit. Ganz verschiedenen Charakters sind die aus weit späterer Zeit stammenden Tantras, eine Sammlung mystisch-religiöser Vorschriften, Gebete, Zauberformeln für den Dienst der unheimlichen Seite Schiwas und seiner weiblichen Steigerung (Durga). Entstanden nach Abschluß der genannten religiösen Schriften, sind sie doch meist älter als die hauptsächlich die Wischnulegenden behandelnden 18 Puranas in ihrer jetzigen Form (mit 18 Anhängen, Upapuranas, zusammen ungefähr 400000 Doppelzeilen). Auch diese werden von den Brahmanen noch zu den „alten Schriften" gerechnet, wenn ihr Alter auch schwer zu bestimmen ist. Wir besitzen sie nur in überarbeiteter Form; ihre Keime aber sind zum Teil schon im Mahabharata gegeben.

Neben dem Religiösen umfaßt die Sanskritliteratur alle anderen Gebiete brahmanischen Wissens. Der schwächste Punkt ist die Geschichte. Die Brahmanen standen hier in starkem Gegensatze zu den Mohammedanern, die gern die Geschichte ihrer Zeit und ihrer Fürsten behandelten, auch zu den Buddhisten, die in ihren Chroniken alle für die Klöster wichtigeren Ereignisse dem Gedächtnis jüngerer Geschlechter überlieferten. Bei der Verödung der buddhistischen Klöster in Indien sind alle diese Chroniken zugrunde gegangen; nur in Kaschmir, wo sich der Buddhismus mit am längsten erhalten hat, ist der geschichtliche Sinn nicht ganz

mit den Klöstern erloschen, und das dortige Königsbuch Radschatarangini führt die Geschichte des Ländchens auch in der nachbuddhistischen Zeit fort. In Ceylon aber, wo noch heute der Buddhismus vorherrscht, sind fortlaufende Chroniken von den ältesten Zeiten bis zum Aufhören des singhalesischen Königreiches und der Besitzergreifung durch die Engländer vorhanden.

Auch für die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Natur war der Sinn der Brahmanen nicht gestimmt; hier stand die Forschung still vor dem Göttlichen, das Pflanze und Tier durchdrang und selbst den Stein belebte. Dennoch führte der Dienst des Opfers zu einer gewissen Kenntnis des Körpers und seiner manuellen Behandlung: eine gute Schule für die empirische Chirurgie, die in Indien eine bemerkenswerte Höhe erreichte. Selbst schwierige Eingriffe, wie die Operation des Grauen Stars und der Blasensteine, Rhinoplastik, die operative Entfernung der menschlichen Frucht usw., sind mit Geschick und Erfolg ausgeführt worden, und die medizinischen Lehrbücher der Brahmanen zählen nicht weniger als 127 verschiedene chirurgische Instrumente auf. Als die Araber die Heilkunde der Inder kennen lernten, sprachen sie sehr anerkennend über die Höhe ihrer Leistungen. Die Behandlung der inneren Krankheiten beruhte ganz auf roher Empirie; ein großer Arzneischatz stand dabei zu Gebote, und bei der Bereitung der Heilmittel hatte die angewandte Chemie eine Anzahl wichtiger chemischer Körper auf künstlichem Wege herzustellen gelernt.

Eine Holzflöte der Kha in Hinterindien. Nach Harmand. Vgl. Text S. 414.

Dem Berufe der Priester stand die Astronomie näher als andere Naturwissenschaften: war doch die Urreligion der Arier eine Anbetung der Kräfte, die sich in den Bewegungen der Sonne und der Planeten sowie der Sterne offenbarten. So ist auch schon in den älteren Weden das Sonnenjahr annähernd richtig bestimmt, indem für jedes fünfte der aus zwölf dreißigtägigen Monaten bestehenden Jahre ein Schaltmonat eingefügt wird. Auch wurde die Festsetzung der religiösen Opferhandlungen und Feste schon damals durch astronomische Tatsachen im voraus bestimmt. Immerhin stand die exakte Astronomie noch zur Zeit Alexanders des Großen auf keiner hohen Stufe, und manche Anregung gaben die in solchen Studien fortgeschritteneren Fremden. Dann aber hob sich diese Wissenschaft gegen die Mitte des 1. Jahrh. n. Chr. auf bemerkenswerte Höhe, sank aber wieder während der Zeit der großen mohammedanischen Staatenbildungen. Nur von einzelnen Fürsten (Dschaipur) ist die Astronomie selbst bis in die neuere Zeit hinein als besondere Liebhaberei gepflegt worden. Hand in Hand mit der Wissenschaft der Sterne ging das Studium der Mathematik, für das die Brahmanen große Begabung zeigten. Selbständig haben sie das dekadische Zahlensystem entwickelt, und sicher haben die Araber in der mathematischen Schule der Brahmanen vieles gelernt. Den Höhepunkt der Algebra bezeichnet Arjabhata (geb. 476 n. Chr.).

Neben den alten, in kurzen Lehrsätzen abgefaßten Dharmasutra und dem in Versen gedichteten Gesetzbuche des Manu (S. 378) genossen ähnliche Werke, wie das Dharmaschastra des Jadschnawalkja und des Parasara, ebenfalls großes Ansehen; sie alle behandelten außer der Ordnung der sozialen Verhältnisse die Rechtspflege im engeren Sinn. Später entstanden in den verschiedenen Teilen Indiens fünf Gesetzesschulen, die je nach der Eigenart der Bevölkerung mehr oder weniger verschiedene Richtlinien für die Rechtspflege aufstellten.

In den Künsten waren die Brahmanen die Führer des Volkes. Nicht nur Musik und

Dichtung wurzelten im Dienste der Götter, die mit kunstvoller Rede und weihevollem Gesange gefeiert wurden, sondern auch die bildenden Künste: die Architektur wie Malerei und Bildhauerei erhielten ihren stärksten Antrieb durch die Verehrung des Göttlichen.

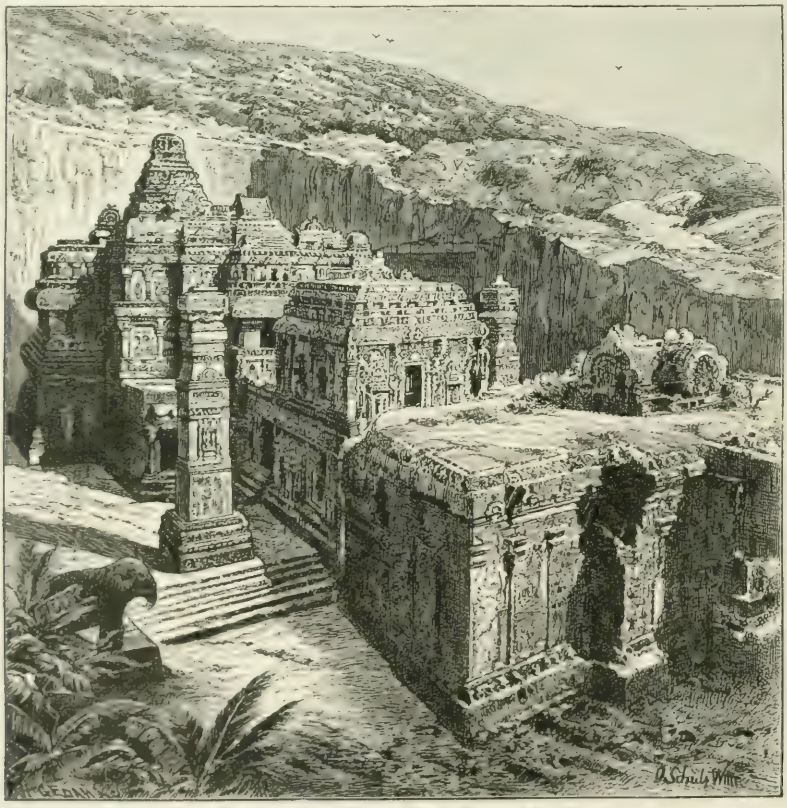
Die Tonleiter von sieben Intervallen ist bei den Indern schon uralt; und wenn ihre jetzige Musik (s. die Abbildung S. 413) unserem Empfinden widerstrebt, so liegt der Grund dafür in der Einschiebung zahlreicher Zwischenintervalle, für die unser Ohr nicht eingestellt ist. Hervorragendes schufen die Inder in ihren heiligen Hymnen (vgl. S. 373); kaum minder bedeutend ist, was unter brahmanischem Einfluß auf epischem Gebiet entstanden ist: Mahabharata und Ramajana (S. 374). Auch in die Brahmanas (S. 412) sind einzelne epische

Palast des Radscha in Dschaipur, Nordindien. Nach Photographie. Vgl. Text S. 416.

Stoffe eingeflochten. Bekannt ist die Gestaltung der Tierfabel durch die Inder. Eine der ältesten Sammlungen dieser Gattung, das Pantschatantra, reicht nach Hertel bis 300 v. Chr., jedenfalls aber bis vor das 6. Jahrh. n. Chr. zurück, in dem es ins Persische übersetzt wurde; eine Weiterbildung dieser Sammlung ist der noch mehr verbreitete Hitopadescha. Die indische Tierfabel hat ihren Siegeslauf über die ganze Welt angetreten, und Äsops Fabeln nicht weniger als Reinekes Taten sind nur ein Widerschein indischer Dichtkunst.

Von dramatischen Werken besitzen die Inder etwa 60 Stücke aus älterer Zeit, fast alle mehr Schauspiele mit freundlicher Lösung der Konflikte als Trauerspiele mit erschütterndem Ausgang. In ihnen herrscht nicht mehr die ungebändigte Kraft und die jugendliche Heldenfreudigkeit der ersten arischen Zeit: der Volkscharakter hat sich bereits unter den Händen der Brahmanen gemodelt; die Menschen dieser Dramen sind weichlicher. Es herrscht weniger der Charakter als das Gefühl: aber dies ist von bewunderungswürdiger Zartheit und Innigkeit, und es waltet noch eine Naturfreude, die wir bei den heutigen Hindu kaum mehr wiederfinden. Unter den dramatischen Dichtern Indiens steht in erster Linie Kalidasa, von

Völkertypen, Fresken aus dem 2. Jahrh. v. Chr. in der Höhle X zu Adschanta. Nach James Burgess. Die dargestellten Figuren tragen das Nama brahmanischer Gottheiten auf der Stirn. Der Gesichtsschnitt ist eher arisch als drawidisch; ebenso sprechen Schmuck und Sonnenschirm nicht, wie Fergusson und Burgess annehmen, für niedere Kasten.



Der „Kailasa" zu Ellora. Nach Gustave Le Bon.

Altindische Malerei und Baukunst.

dem ein Vers bereits auf einer Inschrift aus dem Jahre 472 n. Chr. angeführt wird; seine Werke „Schakuntala", „Wikramorwasi" (Wikrama und Urwaschi) und auch „Malawikagnimitra" (Malawika und Agnimitra) gelten als die höchsten Leistungen des indischen Dramas. Neben ihm ragen hervor: im 7. Jahrh. n. Chr. König Schri Harscha („Ratnawali", „Priyadarschika" und das buddhistische Drama „Nagananda"), im angehenden 8. Jahrh. Bhatta Bhawabhuti mit den Dramen: „Malatimadhawa" (Malati und Madhawa), „Mahawiratscharita" und „Uttararamatscharitra" (Schicksale des großen Helden und Weitere Schicksale Ramas), wahrscheinlich viel früher König Schudraka (?) mit „Mrtschakatika" (Wasantasena) und Wisakhadatta (vielleicht erst um 1100) mit „Mudrarakschasa" (Das Siegel

Waschung vorm Gebet vor der großen Moschee in Lahor, Indien. Nach Photographie von E. Brockhaus. Vgl. Text S. 416.

des Ministers). Auch als Epiker („Raghuwamsa" und „Kumarasambhawa") und Lyriker („Meghaduta", Der Wolkenbote) überragt Kalidasa andere Dichter dieser Gattungen.

Die bildende Kunst nimmt nicht weniger als die dichtende ihren Ausgang von der Gottesverehrung, und so sind auch hier wieder die Brahmanen Pfleger und Förderer. Malerei (s. die obere Hälfte der beigehefteten Tafel „Altindische Malerei und Baukunst") und Skulptur haben sich kaum über eine dekorative Stufe erhoben; nur durch die Griechen ist ein Hauch reiner Schönheit in die Darstellungen der Buddhafigur gedrungen (s. das Steinbildnis rechts unten auf der Tafel „Altindische Bildhauerkunst" bei S. 407). Die Malerei hat unter den kunstsinnigen mohammedanischen Fürsten in Bildnisdarstellungen kleinen Umfanges Hübsches geleistet. Im übrigen aber sind beide Künste im Dienste der Architektur geblieben. Phantastische Zusammenfügung von Menschen- und Tierformen oder Vervielfältigung einzelner Körperteile, übertriebene Bewegungen, ein gänzlicher Mangel an Maßhalten, äußerste Raumausfüllung, Fehlen der Perspektive sind die Merkmale beider Künste.

Höheres leistet die Architektur; sie wird monumental, nachdem durch Fremde

(Griechen) Stein als Baustoff eingeführt ist. Mehr als ein Jahrtausend lang hat diese Kunst fast nur religiöse Bauten errichtet; Paläste größeren Stiles (s. die Abbildung S. 414) treten erst mit dem Aufblühen mohammedanischer Reiche auf. Der Hinduismus in Religion und Kultus gibt der Architektur ihr Gepräge: es gibt keine Gemeinde (vgl. S. 408), und darum bedarf das Gotteshaus keiner größeren Räume; das eigentliche Heiligtum ist ein engbegrenztes Gelaß für das Bild oder das Symbol des Gottes. Aber um diesen gruppieren sich für die Menge der Pilger, die dorthin wallfahrten, um ihre Geschenke zu bringen und ihre frommen Übungen zu erfüllen, lange Korridore, mächtige Säulenhallen (s. die Tafel „Ein Säulengang auf Rameschwaram" bei S. 409), große Teiche mit Stufenwänden für die Waschungen (s. die Abbildung S. 415) usw. Daher erreichen auch die Tempel, die im Rufe besonderer Heiligkeit stehen, und zu denen im Lauf eines Jahres Zehntausende wallfahrten, oft riesige Ausdehnung. Namentlich gilt dies von den dravidischen Tempeln, die sich durch ihre Größe und Massigkeit auszeichnen und in den Tortürmen mit reichverzierten Stufenpyramidendächern ihr Merkmal besitzen. Die Bauten des Tschalukjareiches (S. 405) zeichnen sich durch feinsinnigen Schmuck, die der Dschaina durch erdrückenden Reichtum der Verzierungen aus. Aus der früheren Zeit des Buddhismus stammen die gewaltigen, aus dem natürlichen Felsen herausgehauenen und ausgesparten Tempel zu Karli, Adschanta, Ellora usw. (s. die untere Hälfte der Tafel bei S. 413). Kennzeichnend für die buddhistische Baukunst sind auch die zahlreichen Bauten für Reliquien (Stupas), die namentlich in Ceylon ganz ungeheuere Maße besitzen (s. die Tafel „Frühbuddhistische Tempelanlagen" bei S. 497). Die mohammedanische Zeit hat herrliche Moscheen und Palastbauten (Delhi, Agra usw.) hinterlassen. Hufeisenbogen und die Kuppel sind hier die bezeichnenden Merkmale, und im Schmuck tritt der durch die Berührung mit Persien beeinflußte Geschmack und Motivreichtum der Araber hervor.

B. Das mohammedanische Zeitalter Indiens (1001—1740).

a) Die Religionskämpfe zwischen Islam und Hinduismus (1001—1526).

Die Geschichtsschreibung pflegt die Ereignisse der mohammedanischen Zeit Indiens einfach nach Dynastien aneinanderzureihen. Aber bei genauerem Betrachten des inneren Gehalts dieses weiten Zeitraums treten in ihm zwei größere Abschnitte hervor, die durch das Jahr 1526 geschieden sind. In dem ersten ein unruhiges Gären, Sturm und Drang: Hindu und Mohammedaner in beständigem schweren Kampfe miteinander, Reiche werden gegründet und vernichtet, Dynastien kommen und gehen. Dagegen herrscht im zweiten Abschnitt eine weit größere Stetigkeit: der Gegensatz zwischen den Völkern gleicht sich allmählich aus, und während mehr als drei Jahrhunderten wird das Reich von 17 Herrschern ein und derselben Familie, den Timuriden, in ununterbrochener Abfolge beherrscht.

Sechs „Dynastien" lösen sich in dem ersten Zeitabschnitt in der Herrschaft ab: 1) das Haus von Ghasni 1001—1186, das von Ghor 1186—1206, die Mameluckenherrscher 1206—1290, das Haus Khildschi 1290—1321, die Toghlukiden 1321—1412, die Seijiden 1416—51 und die Dynastie des Bachlul Lodhi 1451—1526. In der ersten dieser „Dynastien" war der Besitz der Mohammedaner auf das Pandschab beschränkt, die Ghoriden erweiterten das Reich über die ganze nordindische Tiefebene, die Mamelucken bis an die Windhjaberge und der zweite der Khildschiherrscher über ganz Indien bis fast zur Südspitze. Damit war der erste Höhepunkt mohammedanischer Macht in Indien erreicht. Dann begann die Abbröckelung: die Toghluk verloren das Dekhan und Bengalen, und unter den beiden letzten Dynastien

waren die Grenzen des Reiches wiederholt nicht weiter als wenige Meilen jenseit der Mauer der Hauptstadt Delhi gezogen.

Dies halbe Jahrtausend war eine Zeit schwerster Bedrängnis der Hindu. Doch den Stürmen, die über das unglückliche Land dahinbrausten, ging ein warnender Vorbote voraus. Im Jahre 979 n. Chr. versuchte Dschaipal, Fürst von Lahor im Pandschab, der in der wachsenden Macht seines mohammedanischen westlichen Nachbarn, Nasir ed-Din Sabuktegin, des Herrn von Ghasni (Ghasna; 976—997), eine Gefahr für sein Land erblickte, diesen durch einen Kriegszug nach Afghanistan unschädlich zu machen; es kam zunächst zu einer friedlichen Auseinandersetzung. Als aber Dschaipal, unterstützt durch die Fürsten von Delhi, Adschmir und Kanaudsch, 988 seinen Angriff wiederholte, wurde er bei Lamgan schwer geschlagen. Turk-afghanische Horden durchzogen mordend und plündernd sein Land; Sabuktegin setzte sich an der Mündung des Kabul in den Indus fest und bekam so die Einfallspforte nach Indien dauernd in seine Hand. Sein Sohn Ismail folgte ihm in der Regierung; aber dieser wurde schon 998 von seinem Bruder Machmud Jamin ed-Daula entthront und in einer Festung gefangengehalten.

a) Das Haus Ghasni.

Machmud (998—1030), mit dem Beinamen Bhut Schikan („der Bilderstürmer"), war der bedeutendste Herrscher der Ghasni-Dynastie. Von seinem tatarischen Vater hatte er die zähe Kraft und die kriegerische Tüchtigkeit, von seiner Mutter, einer Perserin, den Sinn für höhere Kultur geerbt. Er war klug, tatkräftig und unternehmungslustig, zugleich auch ein eifriger Gönner der Kunst und Wissenschaft.

Prachtbauten von Moscheen und Palästen entstanden in Menge in seiner Hauptstadt; den schönsten Schmuck seines glänzenden Hofes bildeten die größten Gelehrten seiner Zeit (der Chronolog al-Beruni und der Polyhistor Abu Ali al-Hussein, bekannt als Ibn Sina [Avicenna]) und Dichter (Firdusi, 1020—1030). Er gründete in Ghasni eine Universität und stattete sie reich aus; auch ein Museum naturwissenschaftlicher Gegenstände diente für Unterrichtszwecke. Durch großartige Stiftungen sicherte er geistig hervorragenden Männern ein sorgenfreies Dasein. Obgleich ihn seine kriegerischen Unternehmungen fast immer fernhielten, trat doch während seiner 33jährigen Herrschaft keine innere Störung ein.

Die ersten Regierungsjahre des neuen Herrschers vergingen in Kämpfen mit kleinen Nachbarn. Dann aber wandte sich sein Blick nach Indien. Im Jahre 1001 wurde Dschaipal zum zweitenmal besiegt und endete sein Leben freiwillig auf dem Scheiterhaufen; das westliche Pandschab mit Lahor fiel dem Sieger zu. Diesem ersten indischen Zuge Machmuds folgten noch 16 weitere sturmgleiche Vorstöße, die Kaschmir (1013), Multan (1006), den Ganges, ja die Südspitze der Halbinsel Gudscherat erreichten; besonders ergiebige Beute brachte die Plünderung der Tempel von Nagarkot, Tanesar (Thaneschwara; 1014), Somnat (Pattana Somanatha; 1016/17) und Mattra (Mathura; 1018), während die Grenzen des Ghasni-Reiches nicht über das westliche Pandschab hinausrückten. Weit größer war seine Gebietsvergrößerung nach Westen und Norden, wo Machmud zwischendurch noch Zeit fand, das Land Ghor (Westafghanistan), Transoxanien und Persien in heißen Kämpfen zu erobern.

Als Machmud 1030 63jährig starb, hinterließ er ein gewaltiges Reich (s. die Karte bei S. 426). Aber seine 14 Nachfolger verstanden es nicht, es zusammenzuhalten: in Streitigkeiten der Thronprätendenten, in Aufständen, in Kämpfen mit den Feinden im Westen und Norden (Seldschuken) bröckelte ein Teil nach dem anderen ab. Ghasni fiel 1150 in die Hände der Fürsten von Ghor, und von der Überfülle herrlicher Prachtbauten blieben nach grausamer Plünderung nur die Grabmäler Machmuds und zweier anderer Fürsten erhalten. Die beiden letzten Ghasnawiden: Moiss ed-Daule Khusrau Schah, 1152—60, und Khusrau

Malik, 1160—86, führten in Lahor ein eingeengtes Dasein, bis auch dieser letzte Rest des einst so gewaltigen Ghasnireiches durch die Fürsten von Ghor hinweggefegt wurde.

β) Das Haus Ghor.

Westafghanistan hatte seit seiner Unterwerfung durch Machmud (1010) eine untergeordnete Rolle gespielt; doch als 1163 Ghijas (Ghajath) ed-Din Mohammed Ibn Sam zur Herrschaft gelangte, stieg die Macht Ghors rasch. Der neue Herrscher hatte — eine in mohammedanischen Staaten seltene Erscheinung — seinen Bruder Moiss ed-Din Ghori zur Mitregierung berufen; erst der Tod Ghijas' (10. Dezember 1203) machte den jüngeren Bruder zum Alleinherrscher.

Der Ghasnawide Khusrau Malik wurde 1186 angegriffen, besiegt, zunächst gefangengesetzt und 1192 mit seinen Söhnen ermordet. Die Dynastie der Ghasnifürsten war damit erloschen; das westliche Pandschab mit der Hauptstadt Lahor erhielt Moiss ed-Din. Mit dieser Erwerbung waren die Grenzen Ghors bis unmittelbar an die der Radschputenstaaten herangerückt, namentlich an die von Adschmir, über das Pithora Raj (Prithwiradscha II.) herrschte; gegen dieses richteten sich die nächsten Unternehmungen Moiss ed-Dins. Es kam bei Thaneschwara, an der schmalen Enge zwischen Wüste und Gebirge und zwischen den Flüssen Saraswati und Dschamna Taraïn, zu einer Schlacht, in der die afghanischen Reiterscharen durch die indischen Kriegerkasten eine schwere Niederlage erlitten (1191). Aber schon im folgenden Jahre siegte Moiss ed-Din über Adschmir und die mit ihm verbündeten Hindustaaten; Pithora Raj wurde auf der Flucht gefangen und getötet. Bald darauf fiel Adschmir in die Hände des Siegers, der, grausamer als Machmud von Ghasni, die Einwohner hinschlachten oder in Sklaverei abführen ließ.

Dann rückte er nach Delhi (genauer: Dihli, spr. dichli) vor, das, 1193 durch seinen Oberfeldherrn Kutub (Kotub oder Qutb) ed-Din eingenommen, von nun an der Hauptsitz der mohammedanischen Macht in Hindustan ward. Im Jahre 1194 schlug Moiss ed-Din den Fürsten Dschajatschandra von Benares und Kanaudsch, so daß sich sein Reich bis an die Grenzen von Behar erstreckte. In den folgenden Jahren wurde er mit seinem Bruder in Merw, Khwarism und Herat festgehalten, bis er durch dessen Tod die Regierung über das große Reich allein überkam. Inzwischen hatten Kutub ed-Din und sein Unterfeldherr, der Khildschi-Häuptling Mohammed Ibn Bachtjar, auch Behar (Bihar; 1194) und Oberbengalen (1195), Gwalior (1196), Gudscherat und Audh unterworfen: die Dynastie Ghor stand auf der Höhe ihrer Macht. Ein Mißerfolg, den Moiss ed-Din 1204 gegen Khwarism erlitt, erschütterte den ganzen Westen des Reiches bis zum Pandschab hinab. Zwar schlug der Sultan die Aufstände seiner dortigen Statthalter bald nieder, aber er selbst fiel 1206 am Indus unter den Dolchstichen eines Ismaeliten (Assassinen) oder einiger Ghakkar (eines wilden Bergstammes).

γ) Die Mameluckenherrscher (die „Sklaven- oder erste tatarische Dynastie").

Da Moiss ed-Din Ghori weder männliche Nachkommen hinterließ, noch Anordnungen über die Thronfolge getroffen hatte, brachen sofort schwere Unruhen aus. Zwar wurde einer seiner Neffen, Ghijas ed-Din II. Machmud, als Thronerbe aufgestellt, aber in Wirklichkeit machten sich dessen vier Statthalter in den Hauptprovinzen so gut wie selbständig. In Indien ergriff der bewährte General und Statthalter Kutub ed-Din Aibak sogleich (26. Juni) mit fester Hand die Zügel der Regierung, während in den anderen Reichsteilen bis zu ihrer Einverleibung in Khwarism noch neun Jahre lang, bis 1215, der Bürgerkrieg tobte. Mit der

Selbständigkeitserklärung Kutubs wurde Hindostan[1], das bis dahin nur eine Provinz der Reiche von Ghasni und Ghor gewesen war, unabhängig. Der neue Herrscher war ursprünglich ein türkischer Sklave Moiss ed-Dins gewesen. Aus untergeordneter Stellung allmählich bis zu der eines Obergenerals und Statthalters emporzusteigen, war ein für mehrere Herrscher der darauffolgenden Zeit typischer Lebensgang; und wenn auch einige von ihnen in natürlicher Erbfolge zum Throne gelangten, so hat doch diese ganze Reihe von Fürsten die gemeinschaftliche Bezeichnung der „Sklaven-Dynastie" erhalten (1206—90).

Kutub starb infolge eines Unfalls beim Polospiele 1210 in Lahor.

Ein mohammedanischer Geschichtschreiber charakterisiert ihn gut, wenn er sagt: „Das Reich war mit Wohlgesinnten gefüllt und von Widersachern gesäubert; sein Wohltun war ebenso ohne Unterlaß wie sein Blutvergießen." Von seinem Eifer für die Religion zeugt noch heute die herrliche Moschee und das stolze Minaret in Alt-Delhi, das noch immer seinen Namen führt (Kutub Minar).

Sein schwächlicher (Adoptiv-) Sohn Aram Schah wurde schon im Jahre seiner Thronbesteigung (1210) von dem aufständischen Schams ed-Din Altamsch (oder Altmisch, auch Iltamisch, Iltimsch, Lititminsch; genauer Altitmisch) geschlagen und wahrscheinlich ermordet. Auch dieser war ein türkischer Sklave gewesen; er hatte sich die Gunst Kutubs in so hohem Grad erworben, daß dieser ihm seine Tochter Malika Dschihan zur Frau gab und ihm die Statthalterschaft von Budaun übertrug. Altamsch bekam zunächst nicht das ganze Land in seine Gewalt: in Sindh, Multan, Bhakor und Siwistan hatte sich ein Schwager Kutubs unabhängig gemacht; ebenso fiel das Pandschab von ihm ab, und in Behar und Bengalen erhob 1219 der Statthalter Hasan ed-Din aus dem Stamme der Khildschi Ansprüche auf das Land. Bevor sich noch Altamsch gegen diesen erheben konnte, brauste der Sturm Tschengis Khans über das westliche Hindostan dahin. Dieser hatte das Reich Khwarism über den Haufen geworfen; und da der vertriebene Herrscher Dschelal ed-Din Mankburni (Mingburni) im Pandschab Schutz gesucht hatte, verfolgte er ihn dorthin und verwüstete die Provinzen Multan, Lahor, Peschawar und Malikpur (1221/22; vgl. S. 292). Altamsch, den der vertriebene Fürst von Khwarism um Hilfe gebeten hatte, hütete sich wohl, die Mongolenscharen zu reizen und blieb untätig in Delhi: so zog das Gewitter ebenso plötzlich wieder ab, wie es gekommen war. Danach unterjochte Altamsch 1225 Bengalen und Bihar; 1228 brachte er das Pandschab und Sindh in seine Gewalt und nach längeren Kämpfen (1226—32) auch das Reich Malwa im Süden (Zerstörung der Tempel von Bhilsa, Udschain und Gwalior). Hindustaaten, die nicht gerade feindselig gegen ihn aufgetreten waren, wurden milde behandelt und in bedingte Abhängigkeit vom Reiche gebracht, das sich beim Tode Altamschs (28. April 1236) vom Indus bis zum Brahmaputra und vom Himalaja bis zu den Windhjabergen erstreckte. Altamschs Verwaltung war wohl geordnet; an seinem Hofe herrschte ein reges geistiges Leben, und die Ruinen von Rä Pithara (Alt-Delhi) zeugen nicht nur von dem Reichtum, sondern auch von dem Kunstsinn des begabten Herrschers.

Die nächsten elf Jahre sahen nicht weniger als fünf Nachkommen Altamschs auf dem Throne von Delhi. Allen Mameluckenfürsten drohte von drei Seiten beständige Gefahr: von den Hindu, die sich um so widerwilliger dem fremden Joche fügten, je feindseliger religionseifrige Mohammedaner sie bedrückten, von den Heerführern und Statthaltern, denen das Emporkommen der ersten Mameluckenherrscher ein zu verlockendes Vorbild war, und von den Mongolen, deren Verwüstungszüge sich nach dem ersten Vorstoße Dschengis

[1] Hindostan (Hindustan): im engeren Sinne das Ganges-Dschamna-Stromgebiet; im weiteren Sinne Mohammedanisch-Indien überhaupt.

Khans oft wiederholten. Der nächste Nachfolger Altamschs war sein zweiter, verkommener Sohn Feros Schah Rukn ed-Din, den schon nach sieben Monaten 1236 eine Palastrevolution stürzte. An seiner Stelle gelangte seine Schwester Musamat Rasijah (Rezia, Rasia) Begum zur Herrschaft (1236—39), ein mit allen Herrschertalenten ausgestattetes Weib: die einzige Mohammedanerin auf Hindostans Throne. Mit klarem, männlichem Geiste, mit Kraft und Gerechtigkeit, Mut und Tapferkeit erfüllte sie die schweren Pflichten ihrer Stellung und ritt in Männerkleidung auf ihrem Kriegselefanten in die Schlacht, weshalb man sie auch mit „Sultan" oder „Padschah", wie einen Herrscher, anredete. Aber, wie der Geschichtsschreiber Mohammed Kasim Hinduschah Firischta (um 1600) sagt: ihr einziger Fehler war, daß sie ein Weib war: ihre Liebe zu einem abessinischen Sklaven machte sie beim Volk unbeliebt, und mehrere Aufstände führten schließlich zu ihrem Sturz. Innere Unruhen sowie wiederholte Mongoleneinbrüche ließen während der beiden folgenden, nur kurze Zeit regierenden Herrscher (Bachram Schah: 21. April 1240, und Masud: 1241—46) das Land nicht zur Ruhe kommen. Erst unter dem ernsten, sittenstrengen sechsten Sohn Altamschs, Nasr-ed Din Machmud Schah, 1246—66, der die Regierung seinem Schwager und Schwiegervater, dem Großwesir Ghijas ed-Din Balban, überließ, erlangte es die Sicherheit vor seinen äußeren Feinden wieder. Die Mongolen wurden 1247 zurückgeschlagen; da sie inzwischen das Abbassidenreich von Bagdad gestürzt hatten (vgl. S. 296), beschränkte Hulagu seine Macht auf Persien und drückte durch eine Gesandtschaft an den Hof von Delhi seine nunmehr friedliche Gesinnung aus. Es ist bezeichnend für den Geist jener Zeit und für den Charakter des allmächtigen Großwesirs, daß beim Einzuge jener Gesandtschaft das Stadttor Delhis mit den Leichen abgeschlachteter Hindu-Empörer geziert war. Von diesen gab es eine große Menge. Kaum war hier ein Aufstand blutig gedämpft, als dort neue Unruhen ausbrachen; nacheinander mußten die Hindu im Duab, in Bandelkhand, in Mewar, Malwa, Utsch, Karrak, Manikpur mit eiserner Faust niedergerungen werden.

Am 18. Februar 1266 starb Machmud, und der bisherige Großwesir Ghijas ed-Din Balban ward sein Nachfolger; auch er hatte seine Laufbahn als turkmenischer Sklave begonnen. Streng züchtigte er die aufrührerischen Banden im Nordosten und die Hindu von Mewar, Behar und Bengalen; bei der Bekämpfung der Radschputen von Mewar soll er 100000 Männer abgeschlachtet haben. Von kriegerischen Ereignissen gegen äußere Feinde ist ein Einfall der Mongolen in das Pandschab zu erwähnen (1285), die der Sohn des Sultans, Mohammed Khan, in zwei Schlachten zurückwarf, wobei aber der Sieger selbst fiel.

Balban war vor allem Fanatiker; wenn trotzdem unter ihm Delhi in den Ruf gekommen ist, eine Pflegestätte der Künste und Wissenschaften zu sein, so verdankt es das weniger seinem Herrscher, als den unruhigen Zeiten, in denen die geistig hervorragenden Männer nach dem sichersten Platze flüchteten. So nahm die Hauptstadt auch eine Menge abgesetzter Fürsten und hoher Würdenträger auf, und noch lange Zeit nachher wurden Straßen und Plätze nach den Ländern benannt, aus denen jene vertrieben worden waren.

Balban starb 80jährig 1287. Ihm folgte sein kaum 18jähriger Enkel Moiss ed-Din Kai Kobad, der wohl die Härte und Grausamkeit seines Großvaters, nicht aber dessen Strenge gegen sich selbst besaß. In Ausschweifungen verkommen, wurde er bald ein willenloses Werkzeug seines Großwesirs Nisam ed Din. Zwar befreite er sich von diesem 1290 durch Gift, er selbst aber wurde bald darauf von dem neuen Wesir Dschelal ed-Din in seinem Palast ermordet.

b) Das Haus Khildschi (die zweite tatarische Dynastie).

Schon unter Balban hatte sich ein Umschwung im Mameluckenwesen vollzogen: er suchte grundsätzlich nicht mehr, wie seine Vorgänger, wichtige Staatsämter mit Emporkömmlingen

aus der Reihe seiner Sklaven zu besetzen, sondern mit Männern aus altangesehenen Familien afghanischer oder turktatarischer Abkunft. Einer der bedeutendsten dieser Stämme waren schon von alter Zeit her die Khildschi (Khaldschi), die im 10. Jahrh. zum Teil im Quellgebiete des Amu Dardscha saßen, zum Teil schon nach Afghanistan vorgedrungen waren, wo sie noch eine türkische Mundart sprachen, aber bald mohammedanischen Glauben und mehr und mehr persische Kultur annahmen.

Ihr Stammeshäuptling Dschelal ed-Din Khildschi war bereits 70 Jahre alt, als er 1290 durch jene Palastrevolution zur Regierung von Delhi gelangte; sein Herrschername lautet Feros (Firus) Schah II. Um sich zu sichern, ließ er den Sohn Kai Kobads, Gajomarth, beseitigen; im übrigen war er ein milder Mann, freundlich gegen alle, versöhnlich bis zur Schwäche selbst gegen Feinde, ein Freund von Gelehrten und Priestern. Bald machten ihm auch die Moguls (= Mongolen) zu schaffen; während er sie in Person im Pandschab erfolgreich bekämpfte (1292), schlug sein Neffe Ala ed-Din Mohammed, den er zum Statthalter des Duab zwischen Dschamna und Ganges eingesetzt hatte, einen Aufruhr in Bandelkhand und Malwa nieder (1293). Dann drang Ala ed-Din aus eigenem Entschlusse 1294 mit 6000 Reitern in tollkühnem Ritte durch die unwegsamen Gebirge und Wälder der Windhjaberge 700 Meilen weit südlich vor. Unterwegs hatte er bereits den Tempel von Somnat (S. 417) geplündert. Die größte Beute aber fand er in der wohlbewahrten Feste Dewagiri (Dauladabad), die er durch List überrumpelte; ehe noch die südlichen Fürsten ihre Truppen sammelten, war er auf anderem Wege wieder nach seiner Provinz zurückgekehrt. Unter dem Vorwande, seinen Oheim um Verzeihung für den eigenmächtigen Zug zu bitten, lockte er den greisen Feros Schah in seine Provinz und ließ ihn hier hinterrücks niederstechen (19. Juli 1296).

Diese eine Tat zeigt ganz das Wesen Ala ed-Din Mohammed Schahs I., der unter Verdrängung Ibrahim Schahs I., seines erbberechtigten Vetters, 1296 zur Regierung gelangte. Grausam, falsch und tückisch, ohne jede Gewissensbisse, von einer Rücksichtslosigkeit, die ihn in allen Unternehmungen sicher sein Ziel erreichen ließ, war er das gerade Gegenteil seines menschenfreundlichen Oheims. Bei seinen Untertanen blieb er stets gefürchtet, wenn er auch durch Pracht, Freigebigkeit und staatliche Ordnung die Stimmung des Volkes für sich zu gewinnen suchte. Verschwörungen und Aufstände von Verwandten, Wesiren und Hindu hörten während seiner 20jährigen Regierung kaum auf, wurden aber immer mit fürchterlicher Grausamkeit unterdrückt. Auch drei Moguleinfälle beunruhigten das Land; der erste wurde 1297 kräftig zurückgeschlagen, zwei weitere (1298 und 1303) wurden mit geringem Nachdrucke geführt und blieben für längere Zeit die letzten. Erst 1310 konnte Mohammed Schah wieder auf seinen durch den Dewagiri-Ritt geweckten Wunsch zurückkommen, seine Macht im Süden zu vergrößern.

Die Geschichte des Dekhan während der ersten mohammedanischen Jahrhunderte Nordindiens ist erfüllt durch Kämpfe zwischen Radschputen und Drawida, durch Gründung und Verschiebung arisch-drawidischer Reiche im mittleren Dekhan: des Südmarrattenreiches, der Ost-Tschalukja in Kalinga, der West-Tschalukja im nördlichen Konkan, vom 13. Jahrh. an der Gaupati und Bellala, weiter im Süden Maisurs und der älteren Reiche der Pandja, Tschola und Tschera (vgl. oben, S. 379).

Mohammed Schah I. übertrug die Bekämpfung des Dekhan seinem Günstling Malik Kafur, einem früheren Hindusklaven, der nach Abschwörung seines früheren Glaubens als Mohammedaner die höchsten Stellungen im Staat erlangt hatte. Er durchzog in raschem Siegeslaufe das Marrattenland; die Hauptstadt der Bellala, Dwarasamudra, wurde

eingenommen (1311) und geplündert, die Königreiche Tschola und Pandja unterworfen, und nach zwei Jahren war ganz Vorderindien bis zum Kap Komorin dem Herrscher von Delhi untertan. Die besiegten Fürsten wurden tributpflichtige Vasallen: nur wegen Empörung oder Tributverweigerung (Dewagiri) wurden sie abgesetzt und ihr Land dem Reich einverleibt.

Aber bei der allgemeinen Unbeliebtheit des Sultans und seines Günstlings loderten immer wieder neue Aufstände auf. Ala ed-Din Mohammed Schah, der sich unmäßigem Weingenuß hingab, wurde wassersüchtig und starb am 19. Dezember 1316, vielleicht durch Gift, das ihm Kafur beigebracht hatte. Dieser wurde jedoch noch in demselben Jahr erschlagen, und nach einer kurzen Regierung des erstgeborenen Schihab ed-Din (Omar Schahs) bestieg am 21. März 1316 Ala ed-Dins dritter Sohn, Mubarak Schah, den Thron, den er sogleich durch Blendung seiner Brüder zu befestigten suchte. Einige verständige Maßregeln erweckten die Hoffnung auf eine gute Herrschaft; aber bald überließ der junge, verlotternde Sultan alle Staatsgeschäfte einem Hindu-Renegaten aus der verachteten Parwari-Kaste, Nasr ed-Din Khusrau Khan. Schon am 24. März 1321 wurde der Sultan mit allen Mitgliedern seiner Familie von seinem Emir getötet, und dieser wurde als Khusrau Schah Sultan von Delhi. War er schon als Großwesir verhaßt gewesen, so stieg die Erbitterung gegen ihn aufs höchste, als er das religiöse Gefühl der Hindu und der Mohammedaner schamlos verletzte, indem er die Haremsfrauen Mubaraks an seine Günstlinge verschenkte, die Bildnisse hinduischer Götter in Moscheen aufstellen ließ usw. An die Spitze der Bewegung stellte sich mangels echter Thronerben der mohammedanische Gouverneur des Pandschab, Ghijas (Ghajath) ed-Din-Toghluk; er schlug und tötete bei Delhi den Verhaßten, der kaum vier Monate regiert hatte

Nur ein Menschenalter hatte die Herrschaft der Khildschi gedauert, und von den 30 Jahren fallen zwei Drittel allein auf die Regierung Mohammed Schahs I.; aber groß war die Veränderung, die das Reich durch seine starke Kraft erfahren hatte. Die Erbfeinde des Landes, die Moguls, waren für lange Zeit zurückgeschlagen und hatten sich nach Hochasien zurückgezogen, nachdem sie mohammedanisiert worden waren; viele Zurückgebliebene traten zum Islam über und nahmen Söldnerdienste im Heere, wurden aber 1311 wegen einer Verschwörung sämtlich getötet. Auf religiösem Gebiete waren die Khildschi duldsam, und wenn sich die Hindu immer wieder auflehnten, so trieb sie dazu mehr nationaler Haß als religiöse Bedrückung. Allmählich vollzog sich im Volk ein gewisser Ausgleich der Gegensätze. Die Mohammedaner nahmen manche Sitten der Hindu an, und daß auch diese der herrschenden Rasse näher kamen, zeigt das Beispiel der Hindugünstlinge, die oft einen so großen Einfluß auf die indische Geschichte jener Zeit gewonnen haben. Dieser Völkerannäherung entstammen auch die Anfänge der Verkehrssprache des Landes, des Hindustani oder Urdu (Heerlagersprache), in der die Verschiedenartigkeit des Wortschatzes (Prakrit des Duab, Persisch, Turktatarisch usw.) ein Abbild der damaligen Völkermischung gibt.

Nach außen hatte das Reich unter Mohammed Schah I. seine größte Ausdehnung (s. die Karte bei S. 426) erreicht: ein Befehl aus Delhi galt bis an die äußerste Südspitze Indiens; nur einzelne Radschputenfürsten verteidigten mit Erfolg ihre Unabhängigkeit. Aber das so im Sturm Gewonnene hielt nicht lange zusammen: bereits unter Mohammed begann die Auflösung, die unter den folgenden Herrschergeschlechtern reißende Fortschritte machte.

ε) Das Haus Toghluks (die dritte tatarische Dynastie).

Ghijas ed-Din Toghluk I., der Sohn eines turkmenischen, dem Sultan Balban (S. 420) gehörigen Sklaven und einer Hindumutter, der sich durch seine Tüchtigkeit zur

Stellung eines Statthalters im Pandschab emporgearbeitet hatte, bewährte sich in gleicher Weise als Sultan während seiner kurzen Regierung (1321—25). Er sorgte ebenso für die Verbesserung des Landes wie für die Sicherung der Westgrenze, für die Wiedergewinnung verlorener Reichsteile (Warangel) und für die Beruhigung Aufständischer (Harasimha von Tirhat). Als er aus Tirhat zurückkehrte, wurde er mit seinem ältesten Sohne durch den Einsturz eines eben errichteten Festpavillons getötet: vielleicht ein Werk seines zweiten Sohnes Fakhr ed Din Dschauna Khan, der ihm in der Regierung als Mohammed II. (Ibn) Toghluk (1325—51) folgte. Unendliches Unglück kam durch diesen über das Land. Er war reich begabt und hatte eine vortreffliche Erziehung genossen, war hochgebildet, beredt, wie wenige, ein feiner Schriftsteller, Gönner der Gelehrten, dabei ein Stifter von Hospitälern, Armenhäusern und anderen Wohltätigkeitsanstalten. Aber alle diese guten Seiten verdunkelte der Cäsarenwahnsinn, der alle seine politischen Handlungen leitete. Die Laune war bei ihm bis zum Wahnsinne gesteigert.

Gegen die Moguls führte er ein gewaltiges Heer, um sie, ohne auch nur einen Schwertstreich geführt zu haben, gegen Bezahlung einer ungeheueren Summe zum Rückzuge zu bewegen (1327): 100000 Mann sollten über die für ein solches Heer ganz unpassierbaren tibetanischen Pässe des Himalaja gegen China marschieren und kamen im Schnee und Eis bis fast auf den letzten Mann um (1337; vgl. S. 351). Ein drittes Heer wurde nach Persien gesandt, aber bevor es noch in Tätigkeit kam, wieder aufgelöst, und die Soldaten zerstreuten sich plündernd über das eigene Land. Plötzlich sollten 1339 alle Bewohner Delhis nach Dewagiri, das von nun an den Namen Dauladabad erhielt (S. 421), auswandern; zweimal wurde ihnen die Erlaubnis gegeben, zurückzukehren, und zweimal der Auswanderungsbefehl wiederholt, gerade während einer furchtbaren Hungersnot, die viele Tausende dahinraffte. Die Zwangseinführung von Kupfer (statt Silbers) brachte dem Lande finanziellen Ruin. Zum Vergnügen des Herrschers wurden in ganzen Bezirken Treibjagden auf die eigenen Untertanen angestellt und diese wie Jagdwild gemordet. Die Steuern wurden zu unerschwinglicher Höhe hinaufgeschraubt und so grausam eingetrieben, daß die Bauern in großen Mengen in die Wälder flohen und sich zu Räuberbanden zusammenschlossen.

Kein Wunder, daß bei solcher Regierung überall die Empörung gegen den wahnsinnigen Sultan hell aufloderte, und daß sich die Provinzen unabhängig zu machen versuchten. Das Reich, das bis zu Mohammed Toghluks Regierungsantritt fast ganz Indien umspannt hatte, war bei seinem in den Fiebersümpfen Sindhs erfolgten Tod um Bengalen (seit 1338), die Koromandelküste, Dewagiri, Gudscherat, Sindh und alle südlichen Provinzen (seit 1347) verkleinert; von 23 Provinzen war kaum die Hälfte erhalten. Mohammed Ibn Toghluk „hinterließ den Ruf eines der gebildetsten Fürsten und eines der wütendsten Tyrannen, die je das Menschengeschlecht geziert oder entwürdigt haben" (Mountstuart Elphinstone).

So schwere Schäden, wie sie der wahnsinnige Herrscher über das Reich gebracht hatte, konnte auch die auf die Landeswohlfahrt gerichtete Regierung (1351—88) seines um 1300 geborenen Nachfolgers Feros (Firus) Schah III. nicht ganz heben. Seine Versuche, abgefallene Provinzen dem Reiche wiederzugewinnen, endeten zwar nur mit dem Scheine seiner Herrschaft. Doch in der inneren Verwaltung schuf er Gutes. Durch verständige und gerechte Besteuerung, durch menschenfreundliche Justizpflege, durch Regelung der Militärausgaben, für die er den Ertrag gewisser Ländereien (Dschaigirs) anwies, durch Förderung nützlicher öffentlicher Werke: Bewässerungsanlagen, Stauseen, Dämme und Kanäle (z. B. des großen Dschamnakanals, der erst in neuer Zeit von den Engländern teilweise wiederhergestellt worden ist), durch Gründung von Schulen, Hospitälern, Karawanserein usw. ermöglichte er die Wiedererholung des Landes.

In raschem Wechsel folgten einander nach Feros' Tode die fünf letzten Toghlukiden. Während der Jahre 1388—94 hörten Bürgerkriege nicht auf; schließlich war das einst

so mächtige Reich bis auf wenige Bezirke in der unmittelbaren Umgebung Delhis zusammengeschmolzen. Dazu kam noch ein Einfall der Moguls, größer und furchtbarer, als je einer vorher gewesen war. Es waren nicht mehr die ungezügelten Horden eines Dschengis Khan, sondern wohlgeschulte Scharen unter Timur (S. 302). Während der letzte Toghlukide, Machmud Schah II., in Gudscherat ein sicheres Versteck fand, drang der greise Eroberer nach Delhi vor, das ihm gegen das Versprechen seines Schutzes die Tore öffnete (18. Dezember 1398). Aber infolge eines „Mißverständnisses", wie sie bei den Kriegszügen Timurs oft vorkamen, erlitt die Bevölkerung ein furchtbares Blutbad. Der Sieger kehrte, reich mit Beute beladen, 1399 nach Samarkand zurück, und jetzt kam auch Machmud Toghluk wieder zum Vorschein. Nach seinem wenig rühmlichen Dasein erlosch in dem fast auf ein Nichts herabgesunkenen Reiche mit seinem Tode (im Februar 1412) die Dynastie der Toghlukiden.

ζ) Die Seijiden.

Nach einer kurzen Zwischenherrschaft des Afghanen Doulet Khan Lodhi (1413—14) bemächtigte sich Khisr Khan, früher Gouverneur, dann unbotmäßiger Emir von Multan, dessen, was von Hindostan noch übriggeblieben war (1414). Da seine eigene Provinz bald abfiel, blieben er (gest. 20. Mai 1421) und seine drei Nachkommen: Mubarek Schah II. bis 28. Januar 1435, Mohammed Schah IV. bis 1445 und Alim Schah, trotz aller Versuche, das Pandschab wiederzugewinnen, fast allein auf den Besitz der Stadt Delhi beschränkt. Diese schiitisch gesinnten Fürsten von angeblich alidischer Herkunft werden als Dynastie der Seijiden (1414—51) zusammengefaßt. Unter Alim Schah reichte die Landesgrenze an einer Stelle bis auf eine englische Meile an die Hauptstadt heran; nirgends war sie weiter als zwölf englische Meilen entfernt, und der einzige Vorteil für die Hindu war der, daß sie jetzt keine Verfolgungen zu erdulden hatten.

η) Das Haus Lodhi.

Im Jahre 1451 ergriff Bachlul Lodhi, der in Lahor die Herrschaft über das Pandschab führte, Besitz von der Stadt Delhi. Ihm (gest. 1488) und seinem Sohne Nisam Iskander (Sikender) II. (gest. 1517) gelang es, die Grenzen des Reiches im Westen bis über Lahor, im Osten bis über Benares und das Bandelkand hinaus vorzuschieben. Aber Bachluls Enkel Ibrahim II. (1517—26) rief durch seinen Stolz und seine Tyrannei wieder ernste Aufstände hervor. Der Osten fiel ganz ab; auch sein Statthalter im Pandschab erhob sich gegen ihn und holte seinen mächtigen Nachbar Baber aus Kabul zur Hilfe herbei. Unter diesem Vorstoße brach die morsche Herrschaft der Lodhifürsten zusammen (S. 426); und damit beginnt für Hindostan eine neue Zeit glänzenden Aufschwunges.

θ) Die politischen Veränderungen im Süden Indiens seit 1347.

Mohammed Ibn Toghluk hatte den Schmerz erlebt, daß die von ihm so bevorzugte Südprovinz mit der Hauptstadt Dauladabad von ihm abfiel und sich selbständig machte. Der dortige Vizekönig, Hasan Gango, ein schiitischer Afghane, erklärte sich 1347 unabhängig, verlegte die Hauptstadt nach dem westlich von Haiderabad gelegenen Kulbarga und wurde der Gründer der Bachmani-Dynastie. Die Grenzen seiner Herrschaft reichten von Berar bis zur Kistna und von der bengalischen bis zur arabischen See; sein Urenkel Ala ed-Din Achmed Schah II. (1435—57) gewann dazu das Konkan, Khandesch und Gudscherat. Die größte Macht besaß die Bachmani Dynastie im Anfange der Regierung Machmud Schahs II. (1482—1518), der über das ganze Dekhan nördlich von Maisur herrschte. Dieser Höhe folgte

bald jäher Fall: wieder durch Auflehnung der Statthalter löste sich der Norden zwischen 1484 und 1512 in fünf kleine mohammedanische Staaten auf, während im Süden das Reich von Widschajanagar rasch zu hoher Blüte gedieh.

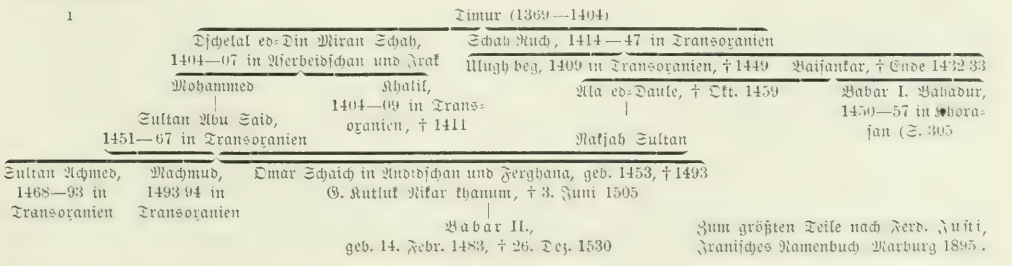
Unter jenen aufständischen Statthaltern war der erste Fatta Ulla Imad (Schmad) Schah von Berar, ein konvertierter Hindu von Widschajanagar; sein 1484 begründetes Reich (Hauptstadt Ellitschpur) bestand bis 1568, wo es Akbar einverleibte. Bald folgten die Statthalter Adil Schah von Bidschapur (Dauer des Reiches von 1489—1686) und Nisam Schah von Achmednagar (Dauer des Reiches von 1490—1595). Zwei Jahre später machte sich der Statthalter Barid Schah von Bidar (Bedar) unabhängig (Dynastie bis 1609), endlich 1512 Kutub Schah von Golkonda (Haiderabad; Dynastie bis 1687). Alle diese mohammedanischen Kleinstaaten sind, ohne daß einer von ihnen die Vorherrschaft errang, nach einer gewissen Blütezeit in dasselbe Delhireich wieder zurückgesunken, aus dem sie entsprungen waren.

Den größten Gewinn von der gegenseitigen Eifersucht der mohammedanischen Dekhanstaaten hatte ein hinduischer Staat im Süden, das Reich von Widschajanagar(a), das, 1326 von zwei Flüchtlingen aus dem Volksstamme der Kurumba (Hirten) gegründet, neben der nördlich benachbarten Übermacht der Mohammedaner zu keiner größeren Bedeutung kommen konnte. Die erste Dynastie von Widschajanagar erlosch 1479; die zweite, um 1450 als Nebenlinie von Narasimha gegründet, hob sich rasch zu glanzvoller Höhe. Nachdem die Tschola schon vor längerer Zeit ihre frühere Bedeutung eingebüßt hatten, wurde die Macht der Pandja (S. 385) gebrochen. Gegen Ende des 15. Jahrh. war Widschajanagar unbestritten die hinduische Vormacht in der südlichen Halbinsel: die kleineren Hindufürsten von Kattak bis nach Trawankor waren abhängig von ihm; Anfang des 16. Jahrh. besaß es die ganze Ostküste (s. die Karte bei S. 423). Die Bedeutung des großen Hindustaates und seiner kunstsinnigen Herrscher spiegelt sich noch in den herrlichen Ruinen wider, die jetzt in den Dschangeln von Bellari vergraben sind. Bis über die Mitte des 16. Jahrh. hinaus hatte Widschajanagar wenig von den sich gegenseitig in Schach haltenden mohammedanischen Staaten im Norden zu fürchten; als sich diese aber vereint gegen den Hindustaat wandten, brach dieser zusammen.

b) Das Mogulkaisertum der Timuriden bis auf Alamgir II. (1526—1759).

a) Baber.

Die Reihe der Mogulkaiser eröffnet eine der glänzendsten und zugleich anziehendsten Erscheinungen in der ganzen Geschichte Asiens, Sultan Baber (Sehir ed-Din Mohammed Babur oder Babar II.[1]), „der Löwe". Als Sohn Omars, eines im vierten Gliede direkt von Timur abstammenden, kleinen Fürsten im herrlichen Gebirgslande Ferghana (im oberen Oxusgebiet), und einer Mongolin, wurde er schon früh durch den Tod seines Vaters (1493) mitten in die schwersten Stürme gestellt. Schon 1494 ergriff er selbst die Zügel der Regierung, und was er in dem darauf folgenden Jahrzehnt an Kämpfen und Gefahren, an kühnster Tat und schwerstem Rückschlag, bald auf dem Thron eines großen Reiches und bald als fast verlassener Flüchtling in den schier unzugänglichen Schluchten seines heimatlichen Hochgebirges erlebt hat, würde genügen, ein langes Leben zu einem der denkbar ereignisreichsten zu machen.



Zum größten Teile nach Ferd. Justi, Iranisches Namenbuch Marburg 1895.

Ende 1504 mußte er der Übermacht der Usbegen weichen (S. 305) und zog, auf das Land jenseit des Hindukusch verzichtend, als Flüchtling hinüber nach Afghanistan. Schon zwei Monate später (1505) hatte er Kabul genommen, das von nun an in seinem Besitze blieb: aber auch jetzt hörten die härtesten Anstrengungen und wunderbarsten Wechselfälle für ihn noch nicht auf. Dabei gewinnt das rein Menschliche in seinem W. sein unser Herz: sein echtes, inniges Gefühl, die Liebe zu seiner Mutter und den Verwandten, seine Milde gegen Überwundene. Was er tief und warm empfand, dem hat er in türkischen und persischen Liedern formvollendeten Ausdruck gegeben, und seine in Osttürkisch (Tschagatai) geschriebenen „Denkwürdigkeiten", die uns wie ein reiner Spiegel das Wesen dieses seltenen Mannes schauen lassen, sind entschieden eines der hervorragendsten Werke dieser ganzen Literaturgattung.

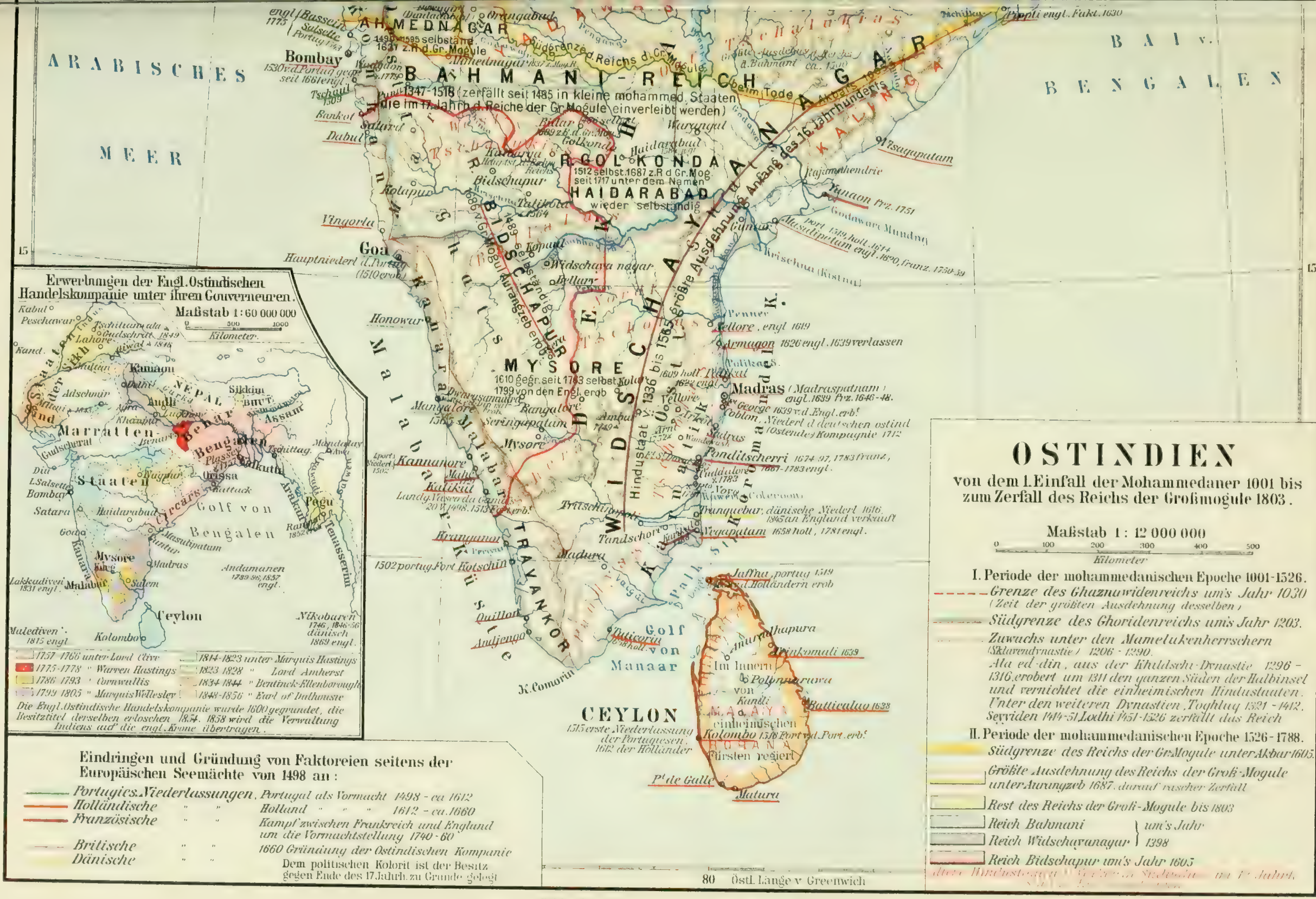
Die Mißerfolge, die Baber in Transoxanien und Baktrien erlitt, ließen ihn seine Blicke nach Indien richten: der Anspruch auf das Pandschab als Erbteil Timurs gaben ihm den Vorwand, der Ruf Daulet Khans, des aufständischen Lodhi-Statthalters in Lahor, den Anstoß, 1524 in das Nachbarreich einzufallen: mit leichter Mühe wurde der Widerstand im Pandschab gebrochen. Baber, den Gegnern namentlich durch seine Artillerie überlegen, rückte Ende 1525 über den Satledsch hinaus vor. Bei Panipat (S. 427; zwischen Satledsch und Dschamna, 10 Meilen nördlich von Delhi) stellte sich Ibrahim Lodhi am 21. April 1526 mit angeblich 100000 Mann und 1000 Kriegselefanten den 25000 Kriegern Babers entgegen; er verlor Thron und Leben. Delhi (24. April) und Agra, seit 1503/04 die Residenz der hindostanischen Afghanen, fielen ohne weiteres in die Hände des Siegers, der die reiche Beute des Kronschatzes an seine Krieger verteilte, darunter den berühmten Diamant Kohinur („Lichtberg"), der einst von dem Khildschi Mohammed Schah erbeutet, nunmehr Babers Sohne Humajun zufiel und seit 1850 das Prachtstück der englischen Kronjuwelen bildet. Der Sieg von Panipat brachte Baber in den Besitz Nordindiens nordöstlich von Delhi sowie eines schmalen Streifen Landes längs der Dschamna bis nach Agra. Noch vor Ablauf des Jahres 1526 war er auch Herr des Gebietes südlich von der Dschamna bis nach Gwalior. Jetzt stellten sich ihm die Hindu entgegen. Die Fürsten von Radschputana, an ihrer Spitze Rana Sanka, der Herrscher von Tschittor, Mewar und Adschmir, zogen ihm mit einem mächtigen Heere bis auf 7 englische Meilen westlich von Agra entgegen. Bei Fattepur Sikri oder Kanhwa kam es am 16. März 1527 zur Schlacht, in der die Radschputen unterlagen: Mewar fiel dem Sieger zu, der sofort an die Reorganisation der inneren Zustände ging. Den verzweifelten Todesmut der Radschputen lernte Baber noch einmal im folgenden Jahre kennen, als er einen ihrer aus der Schlacht bei Sikri entkommenen Fürsten in seiner Feste Tschandairi belagerte. Als seine Truppen schon am zweiten Tage die Wälle stürmten (20. Januar 1528), verbrannten die Gegner nach alter Kschatrijaart ihre Weiber und Kinder und stürzten sich dann nackend mit bloßen Schwertern dem Feind entgegen: die Leibgarde des Fürsten gab sich gegenseitig den Tod. Aus Audh wurde 1529 Machmud Lodhi, ein Bruder Ibrahims, vertrieben, Süd-Bihar auf dem rechten Ufer des Ganges genommen und der Radscha Nasr ed Din Nasrat Schah von Bengalen zur Niederlegung der Waffen gezwungen.

In drei Jahren hatte Baber in glänzendem Siegeszuge das ganze nordindische Tiefland bis nach Bengalen hin genommen (s. die beigeheftete Geschichtskarte „Ostindien"). Aber jetzt gab seine Gesundheit den unerhörten Anstrengungen seines rastlosen Lebens nach: am 26. Dezember 1530 starb Baber, der Löwe, noch nicht 50 Jahre alt; sein letztes Wort an seinen ältesten Sohn war: „Tötet nicht eure Brüder, sondern wacht liebevoll über ihnen."

β) Humajun und die Suriden.

Babers 1507 geborener Sohn und Nachfolger Nasr ed-Din Mohammed Humajun hatte von seinem Vater wohl die Tapferkeit geerbt, nicht aber seinen festen Willen, nicht seine

KARTEN ZUR GESCHICHTE OSTINDIENS.



Bibliographisches Institut in Leipzig.

Stetigkeit, nicht die festen Grundsätze, den hohen Ehrgeiz, die Herzenswärme und die unwandelbare Treue. Baber hatte Humajun zum Herrn des Reiches und seinen zweiten Sohn, Kamran, zum Statthalter in Kabul und Kandahar bestimmt. Humajun glaubte seinen Bruder noch fester an sich zu ketten, wenn er ihm die Herrschaft über das Pandschab ebenfalls überließ. Aber mit dem Aufgeben seines Stammlandes begab er sich auch der Verfügung über die kriegstüchtigen, abgehärteten Afghanen und schwächte seine militärische Stellung in Indien zu einer Zeit, da ihm nach dem Dahinsinken der mächtigen Gestalt Babers von allen Seiten Feinde erstanden. Zunächst galt es, Aufstände von Heerführern der letzten Afghanenherrscher zu dämpfen, dann Bahadur Schah, den Radscha von Gudscherat, für seine Umtriebe zu strafen. Der Kaiser selbst vertrieb Bahadur Schah; aber kaum war er wegen Unruhen in Bengalen nach seiner Hauptstadt zurückgekehrt, als auch schon seine in Gudscherat zurückgelassenen Truppen vertrieben wurden und selbst Malwa aufgegeben werden mußte.

Unterdessen zog sich ganz im Osten, in Bengalen, ein schweres Ungewitter gegen die Mogulherrschaft zusammen. Ferid Khan, ein Mohammedaner von hervorragender Begabung und angeblich dem afghanischen Königshause Suri entsprossen, hatte sich dort an die Spitze aller Mogulfeinde gestellt und schnell Bihar gewonnen. Während Humajun die Belagerung der starken Feste Kunar bei Benares monatelang aufhielt, eroberte sein kluger Gegner, der inzwischen den Titel Schir („Löwe") Schah angenommen hatte, Bengalen. Dann besiegte er den Timuriden in zwei Schlachten 1539 (Khonsa) und 1540 (bei Kanaudsch) so nachdrücklich, daß dieser sein Reich im Stiche ließ und zu seinem Bruder Kamran nach Lahor floh. Aber auch hier fand er keine Sicherheit: als Kamran im Schreck über die ganz unvorhergesehenen Erfolge Schir Schahs gegen Abtretung des Pandschab Frieden mit diesem schloß, begann für den landlosen Kaiser ein an Enttäuschungen und furchtbaren Entbehrungen reiches Wanderleben in Radschputana; in der Wüste Thar wurde ihm am 14. Oktober 1542 in der größten Bedrängnis sein Sohn Akbar geboren. Im Jahre 1543 wandte er sich nach Kandahar. Schir Schah, seit dem entscheidenden Schlage gegen Humajun Herr des ganzen Gangesgebietes, übernahm zu Delhi am 25. Januar 1542 im Alter von etwa 60 Jahren die Regierung und wandte sich der Verbesserung der inneren Verhältnisse zu, indem er bestrebt war, dem Landbau aufzuhelfen, Ordnung und Sicherheit zu schaffen, durch große Straßenanlagen den Verkehr zu fördern, das Beamtenwesen, die Steuern und die Rechtspflege zu heben. Bei der Belagerung einer feindlichen Festung (Kalindschar in Bandelkhand) fand er am 22. Mai 1545 ein jähes Ende.

Sein Nachfolger Selim (Islam) Schah suchte im Sinne des Vaters weiterzuwirken; doch hatte er während seiner kurzen Regierungszeit (1545—53) viel Aufstände zu unterdrücken. Und unter seinen unfähigen oder lasterhaften Nachfolgern Feros (1553), Mohammed (1553), Ibrahim (1554) und Sikander (1555) verfiel das Reich schnell. Überall erhob sich Aufruhr; der Weg für die Rückkehr Humajuns war geebnet. Zwei Heere schlug Humajun bei Sirhind, und am 23. Juli 1555 zog er wieder als König in Delhi ein. Doch fast genau ein halbes Jahr darauf starb er an den Folgen eines Sturzes (26. Januar 1556).

γ) Akbar.

Von seinem Vater war dem jungen Abulfath Dschelal ed-Din Akbar, der am 23. Februar 1556 den Thron Hindostans bestieg, der treubewährte Turkmene Be(i)ram Khan beigegeben worden, der das inzwischen wieder bis über Delhi und Agra hinaus vorgeschobene Lodhiheer unter Hemu (Himu) am 5. November 1556, wieder bei Panipat (S. 426), besiegte.

Die Staatsgeschäfte führte zunächst ebenfalls der auf seinen Titel Khan Babu (Königsvater) eifersüchtige, verhaßte Beram. Doch während einer Jagd kehrte Akbar plötzlich nach der Hauptstadt zurück und erließ eine Erklärung, daß er von nun an alle Staatsgeschäfte selbst übernehmen werde (1560). Der überraschte Beram versuchte sich aufzulehnen, fand aber keinen Anhang und mußte sich bald dem jungen Kaiser unterwerfen, der ihn wieder mit allen Ehren aufnahm. Im Begriff, eine Wallfahrt nach Mekka zu unternehmen, wurde Beram noch in demselben Jahre von einem seiner persönlichen Feinde ermordet.

So stand Akbar allein vor der Aufgabe, das durch jahrhundertelange Kämpfe zerrüttete, in Hunderte von kleinen Herrschaften zersplitterte Indien in ein einziges Reich zusammenzufassen. Alle Eroberer vor ihm waren Herren eines anderen Landes gewesen, aus dem sie ihre Kraft und ihren Rückhalt schöpften; der 18jährige Akbar war ganz auf sich gestellt.

Das Wesen Babers hatte sich auf den Enkel vererbt: vom Großvater hatte Akbar die geistige Begabung, den eisernen Willen, das großsinnige Herz überkommen, das warm für alles Menschliche schlug. Als Sohn eines flüchtigen Kaisers in der Wüste geboren, in halber Gefangenschaft aufgewachsen, hatte er schon als Kind des Lebens Schwere erfahren. Er besaß einen vollkommenen Körper, den er zu höchster Leistungsfähigkeit ausbildete. Immer huldigte er körperlichen Übungen: leidenschaftlich liebte er die Jagd, vor allem den aufregenden Reiz, wilde Pferde oder Elefanten zu bändigen oder den gefährlichen Tiger zu erlegen. Um den Radscha von Dschodhpur von seinem Vorhaben abzubringen, die Witwe seines verstorbenen Sohnes zum Besteigen des Scheiterhaufens zu zwingen, legte Akbar 220 engl. Meilen zu Pferde in zwei Tagen zurück. Im Ernstkampf entwickelte er höchste Tapferkeit. Bei gefahrvollen Feldzügen führte er selbst seine Truppen: die leichtere Beendigung des Krieges überließ er seinen Generalen. Ist der Sieg errungen, so ist er gegen den Unterworfenen menschlich, ein entschiedener Gegner jeder Grausamkeit. Frei von allen Vorurteilen, die die Menschen scheiden und zu Feinden machen, frei von Haß gegen Andersgläubige, frei von Voreingenommenheit gegen die seinem Stamme fremden Hindu und Drawida, war er berufen, die einander abstoßenden Völker seines Reiches zu einer starken und glücklichen Einheit zusammenzuschweißen.

Ernsthaft widmete er sich den Werken des Friedens. Mäßigkeit in allem Genuß, geringes Schlafbedürfnis, peinlichst genaue Einteilung der Zeit gaben ihm Muße, nach der Erledigung der Staatsgeschäfte sich der Wissenschaft und Kunst hinzugeben. Mit den bedeutenden Männern und Gelehrten, die seine Hauptstadt zierten, verkehrte er freundschaftlich; jeden Donnerstag Abend versammelte sich der Kreis zu geistvoller Unterhaltung und philosophischen Erörterungen. Seine nächsten Freunde waren zwei hochbegabte Brüder, Schich Fäsi (Faizi) und Abul Fasl, Söhne eines gelehrten Freidenkers. Von ihnen war der ältere ein ausgezeichneter Kenner der Hinduliteratur; Akbar ließ durch ihn und unter seiner Aufsicht die Hauptwerke des Sanskrits ins Persische übersetzen. Fasl dagegen, dem Akbar besonders nahe stand, war sein Historiograph, Feldherr, Staatsmann und Organisator; seiner Tätigkeit verdankte das Reich Akbars vor allem das feste innere Gefüge. — Seine Residenz hatte Akbar in Fattepur Sikri (s. die beigeheftete Tafel).

Seit langem war in Indien alle Autorität abhanden gekommen, und bei den Moguls waren die schweren Jahre der Verbannung Humajuns ebenfalls einer straffen Zucht ungünstig gewesen. Auch unter Akbar machte mancher Heerführer, nachdem er eine aufständische Provinz zur Ordnung gebracht hatte, den Versuch, die nach Delhi abzuführenden Steuern zurückzuhalten und das Gebiet für sich in Anspruch zu nehmen, so in Audh, Malwa, Bengalen usw. Die einen wurden mit starker Hand niedergeworfen; andere fesselte der Kaiser durch Milde an sich. Akbars eigener Bruder Mohammed Hakim, der 1566 das Pandschab besetzen wollte, wurde aus dem Lande vertrieben. Die Radschputenfürsten gewann Akbar durch freundliches Entgegenkommen. Er selbst war mit zwei Prinzessinnen von Amber und von Marwar vermählt; auch sein ältester Sohn, Selim Dschihangir, hatte eine Prinzessin von Amber zur Frau. Die Fürsten dieser Kleinstaaten, die von dem mächtigen Kaiser ganz wie seinesgleichen behandelt wurden, legten dem nach Abstammung und Religion fremden Herrscher gegenüber ihren Stolz ab und rechneten es sich zur Ehre an, hohe Stellungen in

Bilder aus Fattepur Sikri.

Nach Archaeological Survey of India „The Moghul Architecture of Fathpur Sikri".

Akbars Heer einzunehmen. Nur einer blieb abseits, der Fürst von Tschittor. Seine Hauptstadt wurde 1567 von Akbar belagert, der tapfere Befehlshaber vom Kaiser selbst auf den Wällen erschossen; die Besatzung tötete nach alter Radschputenweise erst ihre Weiber und dann sich selbst — der entflohene Fürst unterwarf sich dennoch nicht. Später gelang es noch zu Lebzeiten Akbars dem Sohne des Vertriebenen, sich in Udipur einen neuen Staat zu gründen, dessen Herrscher noch heute stolz darauf sind, daß auf ihrer Familie kein Fleck einer Verschwägerung mit den Kaisern von Delhi ruht.

Größeren Widerstand fand Akbar bei den Resten der letzten mohammedanischen Dynastie. Solche „Afghanen" wurden 1559 aus Audh und Malwa vertrieben. In Gudscherat stritten verschiedene Thronprätendenten miteinander. Von einem solchen herbeigerufen, vertrieb Akbar sie alle und verleibte das Land 1572/73 seinem Reiche als Provinz ein; als aber dort 1581 von neuem Unruhen ausbrachen, wurde lange unentschieden gekämpft, bis der Tod Mosaffars III. Habib (1593) Frieden brachte. Ähnlich zog sich die endgültige Eroberung Bengalens lange hinaus; schon 1576 dem Sohne Sulaiman Khans Kararani, Dawud Schah, abgenommen, wurde es nach wiederholten Aufständen sowohl der Mogulgenerale als auch der Afghanen erst 1592 dauernd zur Ruhe gebracht. Auch Orissa fiel dem Reiche von Delhi zu. In Sindh trieben militärische Abenteurer, Nachzügler der afghanischen Herrschaft, gleichfalls ihr Unwesen; sie wurden 1592 besiegt und durch Verleihen hoher Stellen im Kaiserreiche beruhigt. Eine kurze Unternehmung gegen den der Kak-Dynastie angehörigen Fürsten Jußuf von Kaschmir führte 1586/87 zur Einverleibung dieses Ländchens, das ein Lieblings-Sommeraufenthalt der Mogulkaiser wurde. Schwieriger waren die Kämpfe mit den Stämmen des fast unzugänglichen Kafiristan (den Jußufsai); die Natur des Landes sichert ihnen noch heutigentags ihre Unabhängigkeit. Die letzte Eroberung im äußersten Westen war Kandahar, das schon von Humajun besetzt, in den ersten Regierungsjahren Akbars aber von den Persern wieder genommen worden war; 1593/94 brachte es der Kaiser wieder in seine Gewalt.

So reichte das Reich Akbars (s. die Karte bei S. 426) von Afghanistan bis nach Orissa und vom Himalaja bis an die Narbada. Jenseit der letzteren waren die Wirren ebenso groß wie nördlich von ihr. Von einer der streitenden Parteien herbeigerufen, setzte sich Akbars Heer rasch in den Besitz von Berar (mit der Hauptstadt Ellitschpur); doch vor Achmednagar, dem Mittelpunkte der mohammedanischen Staaten des Dekhan, erhob sich ein unerwarteter Widerstand. Eine Frau von seltener Charaktergröße, Tschand Bibi, die Regentin für ihren unmündigen Großneffen Bahadur Nisam Schah, einigte vor der herannahenden Gefahr mehrere der im Streite liegenden Fürsten; in ihrer Hauptstadt belagert, entflammte sie den Widerstand der Ihrigen so, daß die Moguls gegen Aufgabe der Ansprüche Tschand Bibis auf Berar gern Frieden schlossen (1596). Neue Unruhen führten zu erneutem Vordringen der Moguls. Nach unentschiedener Schlacht ergriff Akbar selbst den Oberbefehl über seine Truppen (1599); aber erst, als Tschand Bibi von ihren eigenen Leuten ermordet worden war, fiel Achmednagar 1600. Nun setzte Akbar einen Scheinherrscher, Morteda II., ein, dessen Dynastie 1637 unter Schah Dschihan ihr Ende fand.

Die letzten Lebensjahre Akbars trübten schwere Familiensorgen und der Schmerz über den Verlust seines Freundes Abul Fasl. Der zum Thronfolger bestimmte Prinz Selim (Dschihangir), ein dem Opiumgenuß und dem Trunk ergebener, leidenschaftlicher Mensch, haßte den ersten Ratgeber seines Vaters, Fasl, tödlich. Akbar hatte den Sohn zum Vizekönig von Adschmir ernannt; doch das genügte seinem Ehrgeize nicht: er strebte nach dem Kaiserthrone, bemächtigte sich des Staatsschatzes, nahm den Titel König an und besetzte Audh und Behar.

Akbar behandelte ihn trotzdem freundlich, und Selim unterwarf sich ihm wieder, doch rächte er sich dafür durch einen Schurkenstreich: er stiftete einen der kleinen Fürsten in Bandelkhand an, Abul Fasl verräterisch zu ermorden (1602). Dazu kam der Verlust Danials, des dritten Prinzen, der, wie schon 1599 sein älterer Bruder Murad, an Trunksucht am 8. April 1605 zugrunde ging. Der Kaiser verwand diese Schicksalsschläge nicht. Nach längerem Kränkeln in der Nacht des 15. Oktober 1605 starb Akbar, der größte Herrscher, der auf einem der Throne Indiens gesessen hat (s. die untenstehende Abbildung).

Akbar war bei seiner Thronbesteigung ein guter Mohammedaner; noch 1576 trug er sich mit der Absicht, nach Mekka zum Grabe des Propheten zu pilgern. Aber bald danach wurden zu dem Gedankenaustausche der philosophischen Abende (S. 428) nicht nur der mohammedanische Mollah, sondern auch der gelehrte brahmanische Priester und selbst der römische Missionar hinzugezogen. Keine ihrer Lehren erschien ihm als die einzig wahre. Unter ihrem Einfluß und in seinem vertrauten Freundesverkehre wandelte sich ihm die Vorstellung des zornig eifrigen Gottes, die Mohammed von Moses übernommen hatte, in die eines mit gleicher Liebe alle umfassenden höchsten Wesens, vertiefte sich ihm die Lehre des vermenschlichten Gottes zu einem reinen, über alles Sinnliche erhabenen Glauben, nach dem die Gottheit nicht durch Offenbarung, sondern allein durch die Vernunft und den Verstand erkannt werden kann, eine Gottheit, der man nicht durch allerlei Zeremonien und leere Formeln, sondern nur durch sittlich reines Handeln dienen muß. Verlangt der schwache Mensch nach sinnlichen Symbolen des höchsten Wesens, so sind die erhabensten die Sonne, die Gestirne oder das Feuer. In Akbars Auffassung Gottes war kein Raum für rituelle Vorschriften, keiner für Propheten oder Priester.

Mausoleum des Kaisers Akbar d. Gr. in Sikandarah, unweit Agra. Nach Photographie von A. Hemide, Schiras.

Wenn er trotzdem zur Stütze seines Ansehens dem Volke gegenüber durch die Gesetzeskundigen erklären läßt, daß der König das Haupt der Kirche sei, wenn seine Bekenntnisformel lautet: es gibt keinen Gott als Gott, und Akbar ist sein Khalif, so wandte er doch zur Verbreitung seiner religiösen Anschauungen keinen Zwang an. Sie waren für die große Menge zu tief und zu abstrakt, und sie drangen kaum über einen kleinen Kreis philosophischer Anhänger

hinaus. Duldung war ein Grundzug seines Wesens; darum wollte er auch niemand, der zu einer anderen Art von Gott betete, seinem Glauben abspenstig machen. Jeder Muselmann konnte ungehindert seine religiösen Vorschriften üben, wenn er wollte; anderseits sollte aber auch keiner dazu gezwungen sein. Deshalb trat er dem Zwange, den der Islam vielfach dem öffentlichen und dem Privatleben auferlegte, entgegen: das Studium der Sprache des Korans wurde durch Akbar nicht gefördert, arabische Namen, wie Mohammed, Achmed usw., nicht mehr bevorzugt; an die Stelle des Grußes: Friede sei mit Euch, wurde die Formel gesetzt: Gott ist groß usw. So beschränkte Akbar bis zu gewissem Grade die Vorrechte seiner angestammten Religion. Gleichzeitig hob er den Druck auf, der auf den Hindu und ihrer Religionsübung lastete: die Kopftaxe, die auf die Ungläubigen gelegt war, eine Quelle tiefer Erbitterung für die Hindu, die Pilgersteuern auf ihre Wallfahrten wurden ganz erlassen; in ihrer Religionsübung wurden sie nur da beschränkt, wo die Forderungen ihrer Priester mit den Grundsätzen der Menschlichkeit in schreiendem Widerspruche standen, wie in den Gottesurteilen, der Kinderheirat, der Zwangsverbrennung und der Ehelosigkeit der Witwen usw. In allen bürgerlichen Rechten wurden Mohammedaner und Hindu gleichgestellt; beiden standen alle Staatsstellungen in gleicher Weise offen.

In der inneren Verwaltung seines großen Reiches entwickelte Akbar nicht geringere Umsicht und Tatkraft. Die Erhebung der Steuern war bei allen früheren Herrschern ein wunder Punkt gewesen. Die Einnahmen bedeutender Landbezirke waren einzelnen Generalen überlassen worden, und diese durften aus den Lehen herauspressen, was sie nur erhalten konnten; dafür mußten sie eine größere Truppe stellen und erhalten. Die eigentlichen Staatssteuern waren durch ein Heer von Beamten erhoben worden, die jeder Art von Bestechung zugänglich waren und einen beträchtlichen Teil der Einnahmen in ihre Taschen fließen ließen. Nur Schir Schah (S. 427) hatte während seiner kurzen Regierungszeit den Grund zu einer gerechten Besteuerung gelegt, der freilich während der darauffolgenden unruhigen Zeiten fast ganz wieder verschwand. Akbar nahm im wesentlichen den Plan Schir Schahs wieder auf, den er weiter ausbaute und durchführte. Er fand in dem Hindu Todar Mal einen Mann von fleckenloser Rechtschaffenheit und hervorragendem Organisationstalent, den besten Wiederhersteller der Staatsverwaltung, besonders des Steuerwesens.

Handel und Verkehr wurden gefördert, nicht zum wenigsten durch die einheitliche Einführung bestimmter Münzwerte; die Hunderte von Geldsorten, die bis dahin im Umlaufe gewesen waren, wurden eingezogen und kaiserliches Geld in den Münzen jeder Provinz geprägt. Das Reich war in 15 Provinzen geteilt (davon drei im Dekhan), deren jede ein die Zivil- und Militärgewalt in sich vereinigender Statthalter unter Oberaufsicht des Kaisers regierte. Die Rechtspflege lag für die Mohammedaner in den Händen eines das Urteil sprechenden Oberrichters, Mir-i-Adl, und eines ihm beigegebenen Kasi, der die Untersuchung führte und die in Betracht kommenden Gesetzesparagraphen feststellte; die Hindu wurden durch rechtskundige Brahmanen abgeurteilt. Verhältnismäßig weniger folgerecht und streng war die Organisation des Heeres durchgebildet. Aber im ganzen waren die inneren Einrichtungen des Staates, die Abul Fasls „Ain-Akbari" (Verordnungen Akbars) bis ins einzelnste festlegten, ein mächtiger Fortschritt und ein Segen für das aufblühende Land.

d) Dschihangir.

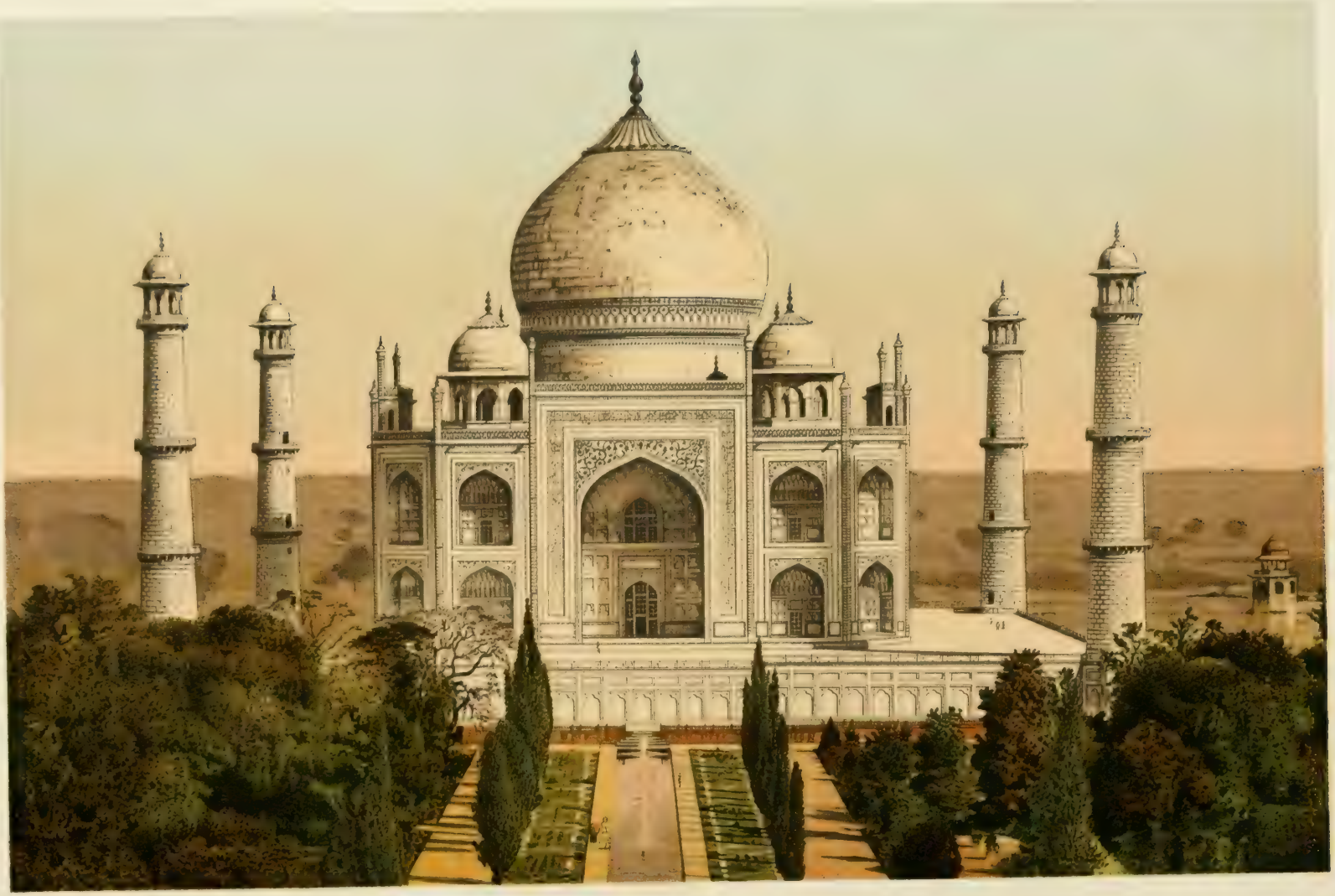
Als Akbar starb, hatte er zum Nachfolger seinen Sohn Nur ed-Din Mohammed Selim bestimmt, der als Kaiser den Namen Dschihangir (Dschehangir, = Eroberer der Welt)

führte. Schon zu Lebzeiten seines Vaters hatte er diesem oft bittere Sorge bereitet, nicht zum wenigsten durch Trunksucht und einen Jähzorn, der ihn zu Grausamkeiten hinriß, und der auch während seiner Regierung oft hervorbrach.

Sir Thomas Roe, der als Gesandter des Königs Jakob I. von England von 1615—18 am indischen Hofe verweilt hat, erzählt von der glänzenden Hofhaltung, von der Pracht- und Kunstliebe des feinsinnigen Kaisers, von seiner Freundlichkeit gegen Europäer, die zahlreich seinem Hofe zustrebten, von seiner Duldsamkeit gegen andere Religionen, insbesondere auch gegen die christliche: stellten doch zwei Perlen in seinem Rosenkranze die Köpfe Christi und Mariä dar, und zweien seiner Neffen hat er den Übertritt zum Christentum erlaubt. Aber er berichtet auch von den allnächtlichen Gelagen, in denen keiner nüchtern blieb, am wenigsten der Kaiser selbst. Dabei suchte dieser nach außen den Schein eines echten, sittenstrengen Mohammedaners zu wahren: als ein Eingeweihter sich am Tage eine unvorsichtige Anspielung entschlüpfen ließ, fragte der Kaiser ganz ernsthaft, wer sich eines solchen Vergehens gegen das Gesetz schuldig mache, und ließ den Namhaftgemachten so gründlich die Bastonade geben, daß einer von ihnen daran starb. Von den allgemeinen Zuständen entwirft Roe eine Schilderung, die im Vergleiche zu denen unter Akbar ungünstig erscheint. Nach seinen Berichten waren zwar die Finanzen gut, aber die Verwaltung war locker, die Beamten hielt er für tyrannisch und bestechlich, und den militärischen Geist im Heer, in dem er nur noch die Radschputen und Afghanen als tüchtige Soldaten gelten läßt, erklärt er für gesunken. Dennoch ging die Regierung Dschihangirs ohne tiefere Erschütterungen vorüber: Akbars Einrichtungen hatten zu fest Wurzel geschlagen, als daß sie nicht auch eine noch schlaffere Regierung überdauert hätten.

Dschihangir war schon früh (1586/87) an eine Tochter des Rai Sin von Amber verheiratet worden; einen entscheidenden Einfluß auf ihn gewann aber eine Perserin, Nur Dschihan, „das Licht der Welt".

Ein Krieg mit Udipur (S. 429) wurde durch den zweiten Prinzen Schihab ed-Din Mohammed khurram Schah Dschihan (Schah Dschehan) bald beendet (1614); ebenso führte dessen Tapferkeit zum günstigen Abschluß des anfangs unglücklichen Krieges gegen den mohammedanischen Dekhan. So sehr der Kaiser seinen ältesten, 1622 im Gefängnis gestorbenen Sohn Khusrau gehaßt hatte, so sehr wurde der zweite nicht nur sein, sondern auch der Kaiserin Liebling, die ihm ihre Nichte zur Frau gab; Schah Dschihan wurde öffentlich zum Thronfolger bestimmt. Aber die Gunst Nur Dschihans, die seit dem Tode des Vaters nur ihre eigenen Wünsche gelten ließ, wandte sich später dem jüngsten Prinzen zu, der ihr seit seiner Verheiratung mit ihrer eigenen Tochter näher stand. Als sein Vater ernstlich erkrankte, marschierte der in den Hintergrund gedrängte Schah Dschihan gegen Delhi, mußte aber nach Telingana und Bengalen zurückweichen und wurde dort von Mahabat Khan geschlagen. Da fiel plötzlich Mahabat selbst bei der Kaiserin in Ungnade, und um weiteren feindlichen Schritten von ihrer Seite zuvorzukommen, bemächtigte er sich der Personen des Kaisers und der Kaiserin. Zwar entkamen diese aus der Gefangenschaft und trafen ein Abkommen mit Mahabat, wonach er gegen Schah Dschihan von neuem zu Felde ziehen sollte: aber der General ging, die spätere Rache Nur Dschihans fürchtend, zu dem Prinzen über. Zu einem Zusammenstoß beider Parteien kam es nicht mehr: der Kaiser starb 1627, als er auf einer Reise von Kaschmir nach Lahor begriffen war. Nur Dschihan, von dem Thronfolger mit Achtung behandelt, überlebte ihren Gatten noch 19 Jahre in würdiger Zurückgezogenheit und wegen ihrer Wohltätigkeit allgemein beliebt.



Der Tadsch Mahal bei Agra.

Der Tadsch Mahal bei Agra.

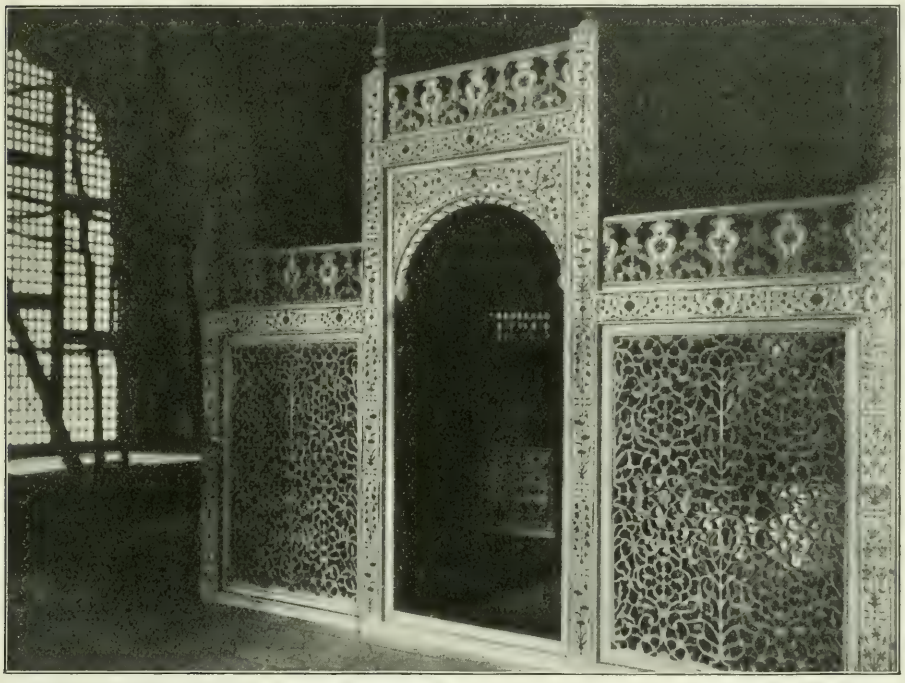
„Ein Traum in Marmor" ist der Tadsch, das Kleinod von Agra, dicht am rechten Ufer der Dschamna und 1½ km östlich vom Fort gelegen. Er ist das Mausoleum des Großmoguls Schah Dschehan (1628—58) und seiner Gattin Mumtas-i-Mahal. Eine große Mauer aus rotem Sandstein umschließt einen rechtwinkligen Raum von 298 m Länge und 99 m Breite. In strahlendem Glanze weißen polierten Alabasters erhebt sich das Gebäude auf einer Plattform, zu der eine große Freitreppe von 18 m emporführt; ein rechtwinkliges, gleichseitiges Viereck mit abgestumpften Ecken trägt den weithin sichtbaren Dom, der an seiner breitesten Stelle 18,8 m im Durchmesser hat und 78 m über die Fläche der Terrasse emporragt; die Kuppel endet in zwei vergoldeten Kugeln mit Halbmond. Im Innern, umschlossen von einem duftig in durchbrochener Arbeit ausgeführten Gitterwerk aus Marmor, stehen zwei leere Särge, beide, wie die Wände, mit Blumen aus kostbaren Steinen und anmutigen Ornamenten geschmückt. Umgeben ist das Gebäude von einem geräumigen Garten, worin sich ein langes, geradliniges Wasserbecken mit zahlreichen Springbrunnen befindet.

Der Tadsch Mahal bei Agra.

„Ein Traum in Marmor" ist der Tadsch, das Kleinod von Agra, dicht am rechten Ufer der Dschamna und 1½ km östlich vom Fort gelegen. Er ist das Mausoleum des Großmoguls Schah Dschehan (1628—58) und seiner Gattin Mumtas-i-Mahal. Eine große Mauer aus rotem Sandstein umschließt einen rechtwinkligen Raum von 298 m Länge und 99 m Breite. In strahlendem Glanze weißen polierten Alabasters erhebt sich das Gebäude auf einer Plattform, zu der eine große Freitreppe von 18 m emporführt; ein rechtwinkliges, gleichseitiges Viereck mit abgestumpften Ecken trägt den weithin sichtbaren Dom, der an seiner breitesten Stelle 18,8 m im Durchmesser hat und 78 m über die Fläche der Terrasse emporragt; die Kuppel endet in zwei vergoldeten Kugeln mit Halbmond. Im Innern, umschlossen von einem duftig in durchbrochener Arbeit ausgeführten Gitterwerk aus Marmor, stehen zwei leere Särge, beide, wie die Wände, mit Blumen aus kostbaren Steinen und anmutigen Ornamenten geschmückt. Umgeben ist das Gebäude von einem geräumigen Garten, worin sich ein langes, geradliniges Wasserbecken mit zahlreichen Springbrunnen befindet.

ε) Schah Dschihan.

Unter Schah Dschihan I., der nach der Tötung seines mit zwei Söhnen Danials (S. 429) verbündeten Bruders Schahrijar, der Dämpfung eines Aufstandes in Bandelkhand und der kurzen Zwischenherrschaft seines Neffen Dawarbachsch, des Sohnes von Khusrau, seit 1628 den Thron unbestritten innehatte, stand das Mogulreich auf dem Höhepunkte seines Gedeihens. Der Kaiser besaß großen Scharfblick in der Wahl tüchtiger Beamten, beaufsichtigte selbst streng die Verwaltung, führte viele Verbesserungen ein und dehnte das von Todar Mal (S. 431) geschaffene System der Landesaufnahme und der Besteuerung in 20jähriger



Metalltür in dem Tadsch Mahal bei Agra. Nach Photographie.

Arbeit auch auf die jenseits der Narbada gelegenen Reichsteile aus. So wenig zugängig er vor seiner Thronbesteigung geschildert wird, so mild und leutselig, so väterlich wohlwollend war er später gegen seine Untertanen; die Mohammedaner, die Akbar eher zurückgesetzt hatte, gewann er wieder mehr für sich, ohne deshalb die Zuneigung der Hindu zu verlieren.

Noch jetzt sprechen von jener glänzenden Zeit die zahllosen, unter seiner Regierung entstandenen privaten und öffentlichen Bauten nicht nur in den beiden Hauptstädten Delhi und Agra, sondern auch in allen anderen bedeutenderen Plätzen des Reiches, ja in jetzt ganz verlassenen Orten. Wie Rom unter Nero, wie Paris unter Napoleon III., so wurde Delhi durch Schah Dschihan von Grund aus umgestaltet. Die Paläste seiner Zeit, mit ihren Empfangssälen, Marmorsäulenhallen, Höfen und Privatgemächern, die Moscheen und Mausoleen sind die höchsten Leistungen mohammedanischer Kunst in Indien. Vor allem der (oder das) Tadsch-i-Mahal („Krone des Harems"; s. die beigeheftete Tafel „Der Tadsch Mahal bei Agra" und die obenstehende Abbildung), das Grabmal einer Lieblingsgattin des Kaisers, der Nuri-Mahal („Licht des Harems"). Im Angesichte der Kaiserfeste von Agra erhebt er sich, eins der zierlichsten Bauwerke der Welt, in seiner Grundform klar und einfach wie ein Kristall, aus Marmor von wunderbarer Zartheit der

Farbentönung, feinsinnig und keusch im Schmucke. Für das Leben aber und die Pracht des Hofes ist sinnbildlich der berühmte Pfauenthron, ein Schmuck des Herrschersitzes aus Diamanten, Smaragden, Rubinen, Saphiren usw., die die Form und die reichschillernden Farben eines ausgebreiteten Pfauenschweifes nachahmen: der Reisende Jean-Baptiste Tavernier (1605—89), ein Juwelier von Fach, gibt an, daß der Wert der hier zusammengestellten Edelsteine 160,5 Millionen Livres betragen habe. Wie viele Mittel aber auch solche Bauten und Kunstwerke in Anspruch nahmen, wie viele die mehrfachen Kriege verschlangen, das Volk erfreute sich während der Regierung Schah Dschihans hohen Wohlstandes, und der Kaiser, hierin den Mediceer Lorenzo „den Prächtigen" überragend, hinterließ bei seinem Tod einen riesigen Staatsschatz.

Unruhen, die 1629 im Dekhan entstanden waren, unterdrückte der Kaiser bald und zwang Achmednagar einen für Delhi günstigen Frieden auf. Als es sich vier Jahre später von neuem gegen ihn erhob, wurde es 1637 dem Delhireich einverleibt und zugleich der mit ihm verbündete Abdallah von Golkonda zu Tribut gezwungen. Weniger günstig gestalteten sich die Dinge jenseits der afghanischen Grenze. Zwar wurden die Usbegen, die in Kabul eingedrungen waren, anfangs aus Balch wieder zurückgeschlagen; 1637 wurde auch das von den Persern in Besitz genommene Kandahar wiedererobert. Aber bei erneutem Vordringen der Usbegen mußte der 1618 geborene dritte Sohn des Kaisers, Mohammed Muhi ed-Din Aurang seb, im Winter 1647 einen Rückzug über die Berge des Hindukusch antreten, der einen großen Teil seines Heeres kostete; Kandahar wurde 1648 von den Persern wiedergewonnen und blieb in deren Besitz, seitdem 1653 Schah Dschihan endgültig auf die Wiedereroberung verzichtet hatte. Im Jahre 1655 begannen im Dekhan neue Verwickelungen. Aurang seb, Statthalter daselbst, fiel verräterischerweise in Golkonda ein; die Hauptstadt wurde im Sturme genommen, geplündert, verbrannt, und Abdallah mußte 1656 unter schweren Bedingungen Frieden schließen. Dann wurde ohne ernsten Grund Bidschapur überrumpelt. Doch noch vor dessen endgültiger Unterwerfung wurde Aurang seb durch die Nachricht von seines Vaters plötzlicher Erkrankung veranlaßt, einen für Mohammed von Bidschapur verhältnismäßig günstigen Vertrag zu schließen und mit seinem Heere nordwärts abzumarschieren (1657).

Schah Dschihan hatte einen Anfall von Blutvergiftung erlitten. Vier gleich tapfere, aber nach Anlage und Charakter verschiedene Söhne des Kaisers erhoben sich als Bewerber um den Thron. Der 1613 geborene Dara Schuko war ein Mann vom Schlage Akbars, begabt, freisinnig, wohlwollend gegen die Hindu, freundlich gegen Europäer und Christen; nur fehlte ihm die äußere Haltung: er war leidenschaftlich, oft verletzend, ohne persönlichen Anhang, besonders bei den Mohammedanern wenig beliebt. Der zweite Prinz, Schodscha, war dem Trunk ergeben und wegen seiner Hinneigung zur Lehre der Schiiten bei den Mohammedanern verhaßt. Dagegen war Aurang seb fanatischer Mohammedaner, wegen seiner Leutseligkeit beliebt, von frischem Ruhm umstrahlt, aber eigensüchtig und falsch. Der vierte Prinz, Murad bachsch, war edelsinnig, aber geistig unbedeutend und von niedrig sinnlichem Triebe beherrscht. Aurang seb, der an der Spitze seines kriegsgeübten Heeres stand, ließ zunächst seine beiden älteren Brüder sich gegenseitig bekämpfen und schwächen, während er den kurzsichtigen Murad durch stark aufgetragenes Lob, Schmeichelei und Versprechen der Thronfolge ganz für sich gewann. Als er dann mit Hilfe Murads den aus dem Kampfe mit Schodscha siegreich hervorgegangenen Dara entscheidend geschlagen hatte, lud er den Ahnungslosen, dessen Sieg gefeiert werden sollte, zu einem Gelage ein: am anderen Morgen erwachte Murad von seinem Rausch in Ketten in der Zitadelle von Delhi, um später in das Staatsgefängnis von Gwalior übergeführt zu werden.

Schah Dschihan I., inzwischen wieder hergestellt, hatte die Regierung von neuem

übernommen. Aber da er noch immer seinen ältesten Sohn begünstigte, nahm ihn Aurang seb 1658 gefangen und brachte ihn in die Zitadelle von Agra, wo er, achtungsvoll behandelt, noch bis 1666 gelebt hat. Bald danach gelang es Aurang seb, den ältesten Bruder zu fangen: er ließ Dara durch ein Scheingericht als Abtrünnigen vom Glauben Mohammeds zum Tode verurteilen (1659). Das gleiche Los traf 1661 Murad, als er sich durch einen Fluchtversuch der Gefangenschaft entziehen wollte. Schodscha floh nach Bengalen, kam aber 1660 in dem Fieberlande von Arakan um, während seine Söhne bis zu ihrem Tod in Gwalior gefangen gehalten wurden. So war für den Nachfolger Schah Dschihans unter Brüdern und Verwandten kein Nebenbuhler mehr zu fürchten.

5) Aurang sebs Anfänge.

Aurang seb (Orangsib) Alamgir I. (1658—1707) hatte nichts von den großen Eigenschaften eines Baber und Akbar geerbt, nicht den weiten staatsmännischen Blick, nicht die Menschenliebe, vor allem nicht die religiöse Duldung, die das Volk glücklich und den Staat mächtig gemacht hatten. Jene waren schöpferische Geister, die in jeder Schwierigkeit das richtige Mittel zu finden wußten — Aurang seb ein engherziger Mensch, der seine guten Eigenschaften immer zu unrechter Zeit und am unrechten Orte zur Geltung brachte. Er war nachsichtig da, wo Strenge, streng, wo Nachsicht das Bessere gewesen wäre: er war freigebig, wo er hätte sparsam sein, knauserig, wo er reichlich hätte geben sollen, gerecht nur gegen seine Glaubensgenossen. Im Kriege war er persönlich tapfer; doch großen staatsmännischen Aufgaben stand er mit kleinlichen Mitteln gegenüber. Nicht Menschenliebe bestimmte sein Handeln, sondern Selbstsucht, Mißtrauen und religiöser Fanatismus. Niemand verstand es besser, seine Gedanken zu verbergen; kein Mittel war ihm zur Erreichung seiner eigensüchtigen Zwecke zu niedrig oder zu gewaltsam. Sein Streben war es, Förderer des allein wahren Glaubens der Sunna, sein Ehrgeiz, das Muster eines einseitig mohammedanischen Herrschers zu sein. Gegen seine Glaubensgenossen von einer Milde, die zu Mißbrauch, Unterschleif und Ungehorsam geradezu herausforderte, legte er seine Hand schwer auf die Mehrzahl seiner Untertanen, die gehaßten Hindu. Er war in der Literatur, besonders im Koran bewandert, im Privatleben mäßig und bedürfnislos, in seinem öffentlichen Auftreten prunkvoll glänzend und ein peinlicher Beobachter aller religiösen Vorschriften.

Anfangs schien sich der Kaiser in religiöser Duldung seinen Ahnen Akbar zum Vorbilde nehmen zu wollen: verheiratete er doch seinen Sohn Mohammed Muassem mit einer hinduischen Fürstentochter. Aber bald trat der Fanatismus gegen die fremde Religion hervor, und damit begann die Entfremdung zwischen Herrscher und Untertanen.

Die Steuer auf alle Kaufgeschäfte, die für die Mohammedaner nur 2½ Prozent betrug, erhöhte Aurang seb für die Hindu auf das Doppelte; die verhaßte, von Akbar abgeschaffte Kopftaxe der Hindu wurde wieder eingeführt: gegenüber den bevorzugten Mohammedanern eine doppelte Belastung der Hindugläubigen, die aus Verwaltung und Heer fortan ausgeschlossen wurden. 1679 ließ Aurang seb die drei heiligsten Tempel der Hindu in Multan, Mattra und Benares zerstören und auf der Stätte des Krischnatempels (Mattra) eine Moschee errichten. Nach Hunderten zählten allein in Radschputana die brahmanischen Heiligtümer, die seiner Glaubenswut zum Opfer fielen; Priester wurden getötet, die Tempelschätze nach Delhi abgeführt. Nichts charakterisiert den betörten Kaiser besser als sein Versuch, befreundete Hinduprinzen zu fangen und mit Gewalt zu Mohammedanern zu machen: ihre bewaffnete Begleitung wurde bis auf den letzten Mann niedergehauen, sie selbst entkamen und wurden mit ihren Standesgenossen fortan bittere Feinde Aurang sebs.

Gegen solche Bedrückungen erhoben sich zuerst die Satnami, eine puristische Hindusekte am linken Ufer des Satledsch: sie wurden nur mit Mühe niedergeworfen. Stämme der

Radschputen folgten ihnen, und mit wechselndem Erfolge wurde der Kampf so grausam geführt, daß die Radschputen seitdem einen tödlichen Haß gegen alle späteren Herrscher von Delhi behalten haben. Aurang sebs eigener Sohn Mohammed Akbar (der vierte Prinz) stellte sich, empört über die Unmenschlichkeit der ihm aufgetragenen kaiserlichen Befehle, auf die Seite der Bedrückten, mußte jedoch fliehen und wandte sich zuerst zu den Marratten, die mit seinem Vater im Kampfe lagen, und später nach Persien, wo er 1706 starb.

γ) Die Begründung der Marrattenmacht.

Aurang seb hatte schon Schah Dschihans Heere mit Erfolg gegen die mohammedanischen Staaten im Dekhan geführt, er hatte Golkonda und Bidschapur hart bedrängt; aber noch gab es dort unabhängige Herrscher. Und inzwischen war aus unscheinbaren Anfängen eine dritte Macht emporgewachsen, zäher und gefährlicher als jene, weil ihre Kraft im national-religiösen Gedanken wurzelte, die der Marratten (Maratta). Ein kraftvoller, auf die alte Kschatrija-Einwanderung zurückgehender Stamm bewohnte die Landschaft Maharaschtra und die südlich davon gelegenen Striche, und schon seit langem waren von dort tüchtige Männer nach den benachbarten mohammedanischen Reichen, besonders nach Bidschapur, gewandert, wo sie in Verwaltung und Heer hervorragende Stellungen einnahmen. Das Haupt einer solchen eingewanderten Familie, Schahdschi Bhonsla, hatte sich als Führer einer Reitertruppe ausgezeichnet und war von dem mohammedanischen Sultan von Bidschapur zuerst mit dem Militärlehn von Puna, später mit einem noch bedeutenderen im heutigen Maisur belohnt worden. Seiner Ehe mit einer vornehmen Frau entsproßte der Gründer der Marrattenmacht, Schiwadschi. Nationales und religiöses Fühlen erfüllten diesen mit tiefem Haß gegen alles mohammedanische Wesen. Während der Vater in seinem südlichen Lehen abwesend war, nahm der Sohn mit Hilfe der ihm ergebenen Truppen und befreundeter Marratten einige der stärksten Festungen, hielt die Steuern zurück und plünderte weit über die Grenzen seines Bezirks hinaus das Land seines Herrn, so daß sein Vater, der Mitschuld verdächtig, vom Sultan von Bidschapur gefangen gesetzt wurde. Schiwadschi knüpfte Verhandlungen mit dem mächtigen Delhikaiser Schah Dschihan an, und aus Furcht vor diesem wurde Schiwadschis Vater freigelassen; aber nun ging jener noch frecher gegen Bidschapur vor. Schließlich ward ein Heer unter Afsal Khan gegen ihn gesandt; Schiwadschi lockte den feindlichen Feldherrn zu einer vertraulichen Zusammenkunft vor Pratapgad Fort und erstach ihn; das überraschte Heer ward größtenteils niedergemacht. Schließlich erhielt er den Besitz seines vergrößerten Bezirks bestätigt und durfte 50 000 Soldaten zu Fuß und 7000 Reiter unterhalten.

All das war kurz vor der Thronbesteigung Aurang sebs geschehen. Nun richtete der Emporkömmling seine Angriffe selbst gegen dessen mächtiges Reich. Plündernd drang sein Heer 1662 bis in die Gegend von Surat vor; ein kaiserliches wich schimpflich vor ihm zurück. Erst den beiden folgenden Heerführern gelang es, Schiwadschi dazu zu bewegen, daß er am Hofe des mächtigen Kaisers erschien. Aurang seb empfing den Hindu kalt, fast verächtlich, und gedachte ihn mit Gewalt in Delhi zurückzuhalten. Aber der schlaue Marratte entkam mit seinem Sohn auf listige Weise in zwei Speisekörben (1665). Im Jahre 1674 erklärte er sich unabhängig, nahm den Titel Maharadscha an und prägte von nun an Münzen mit seinem Namen. Er versuchte auch, eine Flotte zu gründen, die freilich am Ende nichts weiter wurde als eine Piratenschule. Wäre Aurang seb ein weitsehender Herrscher gewesen, so hätte er als seinen gefährlichsten Feind dies neu aufstrebende Hindu-Staatswesen im Südwesten erkennen und sich mit den mohammedanischen Staaten im Dekhan verbünden müssen. Statt

dessen hoffte er, die Alleinherrschaft über alle Mohammedaner Indiens zu erlangen, und begünstigte den neuen Hindufürsten, als dieser von Bidschapur ein Viertel der Staatseinnahmen als Ablösung seiner Plünderungsfreiheit, den Tschaut, erzwang, eine Steuer, die später als „Marrattentribut" dem Delhireiche schwere Bedrängnis bringen sollte.

Der kluge Gegner beider mohammedanischen Feinde nützte seine günstige Stellung zum inneren Ausbau seines Hindustaates aus. Die Gesellschaft wurde nach dem Vorbilde der ältesten Überlieferung organisiert.

Die Brahmanen mit ihrer durch lange Geschlechterfolgen hindurch entwickelten geistigen Schulung und ihrer höheren Bildung waren die geborenen Berater der Nation; die obersten Beamtenstellen wurden mit Männern aus angesehenen Brahmanenfamilien besetzt, und sie schufen eine geordnete Verwaltung. Die Krieger, die ihre Herkunft auf die alteingewanderten Kschatrija zurückführten, bildeten die Berufsoffiziere und das wohlgeschulte, regelmäßig besoldete Heer. Die Landbauern (Kunbis) stellten nicht nur den Nährstand dar, sondern zugleich auch die freischärlerische Reserve des stehenden Heeres. Als vierte Klasse (Schankardatschi) wurden alle übrigen (Handwerker, Kaufleute usw.; s. die nebenstehende Abbildung) zusammengefaßt.

Hindu-Kaufleute. Nach Photographie.

Der so organisierte Staat hatte demnach ein kleines stehendes Heer von Lanzenreitern, das sich je nach Bedarf durch Aufgebot der Landwehr schnell zu einer mächtigen Truppe vergrößerte oder wieder auf seinen kleinen Bestand zusammenschmolz. Den schwerfälligen Truppen des Mogulkaisers war das Marrattenheer durch seine Beweglichkeit weit überlegen: traten jene geschlossen mit großer Übermacht auf, so fanden sie nur friedliche Bauern, die ihr Feld bestellten; zerteilten sie ihre Kräfte, so wurden sie unversehens überfallen. Plünderung und der den Nachbarn auferlegte Marrattentribut brachten reiche Einnahmen; die

Kriegsbeute wurde zum Teil an die Soldaten und die Landwehr verteilt, zum größeren Teil als Staats- und Kriegsschatz in die kleinen, fast uneinnehmbaren Bergfesten gebracht. So gebot Schiwadschi über ein starkes, immer bereites Heer, das sich selbst erhielt, während die kostbaren, unbehilflichen Truppen seines Gegners dessen Reichtum aufbrauchten; nie fehlte es den Marratten an Nachwuchs und Ergänzung ihrer Reihen, während sich das Mogulheer nur schwierig von weither rekrutieren konnte. Einen solchen Gegner glaubte Aurang seb gegen die dekhanischen Sultane ausspielen zu können; in Wirklichkeit war es die Marrattenmacht, die, indem sie sich auf die Seite bald des einen, bald des anderen Gegners stellte, beide schädigte und sich selbst damit hob.

β) Aurang sebs Ausgang.

Im Jahre 1672 überfiel Schiwadschi ein kaiserliches Heer und schlug es so kräftig, daß sich die Mogultruppen lange auf die Verteidigung des Hauptquartiers in Orangabad beschränken mußten. Eine stärkere Vereinigung aller kaiserlichen Kriegsmittel im Süden machten die Aufstände im Norden und Nordwesten des Reiches unmöglich. Eine günstige Wendung schien 1680 gekommen zu sein, als Schiwadschi (am 5. April) starb und sein ihm an Tatkraft auch nicht entfernt gleichkommender Sohn Sambhadschi nachfolgte. In diese Zeit fiel der Abfall des Prinzen Akbar (S. 436). Der argwöhnische Kaiser traute jetzt keinem mehr und stellte sich selbst an die Spitze seiner südlichen Heeresmacht, um mit gewaltigen Schlägen erst die mohammedanischen Gegner Ali II. von Bidschapur und Abul Hasan von Golkonda, dann auch die Marratten niederzuwerfen. 1683 marschierte er nach dem Dekhan; 1686 wurde Bidschapur genommen, und ein Jahr später fiel Golkonda. Damit waren die letzten selbständigen mohammedanischen Reiche im Dekhan verschwunden.

Auch Sambhadschi und sein sechsjähriger Sohn Sahu wurden 1689 durch Aurang seb gefangen: der Vater wurde nach grausamster Marter getötet, das Kind in strenger Gefangenschaft gehalten. Aber nunmehr erhob sich erst recht die zähe Kraft der Marratten. Aurang seb wurde bei Berampur geschlagen, und sein jüngster Sohn, Mohammed Kambachsch, mit seinem Obergeneral Sulfikar an der Ostküste so stark bedrängt, daß er sich zurückzog und seine Streitkräfte mit denen seines Vaters vereinigte. Wiederholt wurden neue kaiserliche Heere besiegt oder zur Ergebung gezwungen; selbst die Natur schien sich mit den Feinden zu verbünden: durch eine plötzliche Überschwemmung des Flusses Bhima verlor Aurang seb 1695 seinen ganzen Troß sowie 12000 Reiter. Noch einmal raffte der Mogulkaiser alle Kräfte zusammen; starke Burgen wurden genommen und marrattische Truppen zersprengt. Aber neue Festungen erstanden, und die zerstreuten Marratten sammelten sich an anderer Stelle von neuem. Zuletzt griff die Regentin Tara Bai, die Witwe von Sambadschis Bruder Radscha Ram, zu einem verzweifelten Mittel: sie ließ das ganze Land verwüsten, um dem Feinde die Zufuhr abzuschneiden. Und nun versagte auch des alten Kaisers körperliche Kraft: am 21. Februar 1707 erlag Aurang seb Alamgir I. einem Ohnmachtsanfall zu Achmadnagar.

γ) Die späteren Mogulkaiser.

Beim Tod Aurang sebs waren die Finanzen Delhis in Unordnung: die großen Einnahmen standen nur auf dem Papier; in Wirklichkeit waren sie durch Unterschleife, durch die Aufstände, durch allgemeine Verarmung gewaltig gesunken, die Ausgaben dagegen durch den beständigen Krieg stark gesteigert. Tiefer Haß gegen die mohammedanische Dynastie erfüllte die zahlreichen Hindu, die nur als Untertanen zweiter Klasse galten. Das feste Gefüge des Staates war ins Wanken gekommen: Gärung im Inneren, im Süden die durch

die verblendete Politik Aurang sebs groß gewordenen Marratten, im Nordwesten schadenfrohe Nachbarn. Das Herrschergeschlecht, das auf dem Pfauenthrone von Delhi saß, war entartet; der Stamm der Timuriden hatte in einer kurzen Reihe hervorragender Fürsten seine Kraft erschöpft: die später kamen, waren kümmerliche Schattenkaiser.

In den nächsten zwölf Jahren folgten nicht weniger als acht Herrscher[1].

Der erste, Muassem Schah Alam Bahadur Schah I. (1707—12), war zwar ein duldsamer Fürst, aber seine Kraft reichte für die Wiederaufrichtung des heruntergekommenen Staatswesens nicht aus. Sein lasterhafter Nachfolger Moiß ed-Din Dschihandar Schah (1712—13) spielte eine traurige Rolle. Ihm folgte Mohammed Farrukhsijar (Farothsir; 1713—19), ein Schwächling, der sich mit armseligen Ratgebern umgab und sich durch ungeschickte Ränke vergebens der wachsenden Gewalt einzelner seiner Untertanen zu erwehren versuchte: er wurde im Palast ermordet. Darauf wurden nacheinander zwei Kinder zur Herrschaft erhoben, von denen Rafied-Daradschat nach drei Monaten, Rafied-Daule Schah Dschihan II. in noch viel kürzerer Zeit der Schwindsucht erlag. Von längerer Dauer war die Regierung Rauschanachtar Mohammed Schahs (1719—48), eines nur seinem Vergnügen lebenden Weiberknechtes, der seiner Hauptfrau das kaiserliche Siegel zu unbeschränktem Gebrauch übergeben hatte. Sein Sohn Achmed Schah (1748—54) wurde gefangen genommen und samt seiner Mutter geblendet (gest. 1774). Noch kürzer war die Regierungszeit seines greisen Nachfolgers Asis ed-Din Alamgirs II., der 1759 von seinem Großwesir ermordet wurde.

Das waren, abgesehen von wenig erfolgreichen Thronbewerbern wie Asim Schah (1707), Kambachsch (1707/08), Nekusijar (1719—23) und Ibrahim (1720), im ersten halben Jahrhundert nach Aurang sebs Tode die „Träger des Zepters" in Hindostan. Die wirkliche Gewalt lag jedoch in den Händen von ehrgeizigen Wesiren, von Schmeichlern und Genossen der Ausschweifungen und Laster der Gekrönten, von Weibern des Harems. Schah Alam Bahadur litt unter der Abhängigkeit von Sulfikar, einem tapferen General Aurang sebs während seiner Kriege im Dekhan, und Dschihandar Schah wurde ganz dessen willenloses Werkzeug; ein Jahr nach seiner Thronbesteigung ward er bei einem Aufstande von Sulfikar an die Empörer ausgeliefert, die ihn nebst seinem Verräter töteten. Die nächsten vier Herrscher wurden von den „Königsmachern" auf den Thron erhoben, zwei Brüdern, die sich rühmten, Nachkommen des Propheten zu sein, den Seijids Hussein Ali und Abd Ullah, die Farrukhsijar ermorden ließen, dann zwei Kinder zu Kaisern machten, schließlich aber ein Jahr nach der Thronbesteigung Mohammed Schahs beseitigt wurden: Hussein Ali fiel unter dem Dolch eines vom Kaiser gesandten Mörders, Abd Ullah wurde mit seinem Heere geschlagen und wegen seiner Abstammung nicht getötet, sondern in dauernder Gefangenschaft gehalten. Von nun an führten Weiber und Schmeichler die Regierungsgeschäfte. Achmed Schah und Alamgir II. schließlich waren Nullen neben ihrem ehrgeizigen, schurkisch-treulosen und gewalttätigen Obergeneral und Großwesir Ghasi ed-Din, dem Enkel Asaf Dschahs von Haiderabad.

[1]

Mohammed Muhi ed-Din Aurang seb Alamgir I. (1658—1707)

1. Mohammed Muassem Schah Alam Bahadur Schah I. (1707—12)

Mohammed Asim Schah (1707)

Mohammed Akbar

Nekusijar (1719—23

Mohammed Kambachsch (1707/08)

2. Moiß ed-Din Dschihandar Schah (1712—13)

Mohammed Asim

Rafi al-Kadr († 1712)

Mohammed Khudschasta Khachter Dschihan Schah

Mohammed Muhji Ussunna

8. Asis ed-Din Alamgir II. (1754—59)

3. Mohammed Farrukhsijar (1713—19)

5. Rafi ed-Daule Schah Dschihan II. (1719)

4. Rafi ed-Daradschat (1719)

Ibrahim (1720)

6. Rauschanachtar Mohammed Schah (1719—48)

Schah Dschihan III. (1759—60)

Ali Guhar Schah Alam II. (1759—1806)

7. Achmed Schah (1748—54, gest. 1774)

Abul Nasr Muin ed-Din Akbar Schah II. (1806—37)

Bedarbacht (1788)

Abul Mosaffar Siradsch ed-Din Mohammed Bahadur Schah II. (1837—57; gest. 7. Nov. 1862)

(Nach Stanley Lane-Poole und Ferdinand Justi.)

In solchen Händen ruhte das Steuer des Staatsschiffes, das, zwischen gefährlichen Klippen hin und her geworfen, sich in allen Fugen zu lösen begann. Die verderbte Beamtenschaft beutete die Armseligkeit der Regierung zu ihrem Vorteil aus; die Steuern wandelten sich zu Erpressung und Raub, die Gerechtigkeit in bestechliche Willkür. Prinzen und Vasallen, Heerführer und Wesire rissen Provinzen vom Reiche los; kriegerische Hindu warfen das mohammedanische Joch ab. So errangen die Dschahs in Radschputana ihre Selbständigkeit (Hauptstadt Bhartpur). So löste sich das Fürstentum Dschaipur (Dscheipur) ab, dessen Herrscher, besonders Dschei Singh II., sich durch wissenschaftliche Studien (Astronomie) auszeichneten: als Residenz wurde 1728 Dschaipur erbaut, nachdem auf Befehl Dschei Singhs II. die prächtige Hauptstadt Amber verlassen worden war. In Audh gründete der schiitische Perser Sadat das Reich Lakhnau, Bengalen mit Orissa und Bihar wurden von einem konvertierten Brahmanen, Murschid Kuli Khan, zu einem Reiche zusammengefaßt; Malwa fiel an die Marratten, und im Süden errang Asaf Dscha die ganze Provinz des hindostanischen Dekhan für sich.

α) Die Sikh.

Um das Maß innerer Schwierigkeiten voll zu machen, gesellten sich zu den politischen Unruhen fanatische Religionskämpfe. Im äußersten Nordwesten Indiens, im Pandschab, hatte um 1500 der unter dem Einflusse Kabirs (S. 407) stehende Nanak (1469—1538) eine neue Lehre des allgemeinen Friedens und der Menschenliebe gepredigt. Er hatte es versucht, den Islam und die Religion der Brahmanen zu versöhnen, indem er alle ihre Verschiedenheiten nur als gleichgültige Nebensache, die Verinnerlichung des Gottesbegriffes als das Wesentliche hinstellte. Es war eine reine, von allem Sinnlichen in Lehre und Dienst möglichst absehende Reform. Alle Menschen sind nach ihr vor Gott gleich, Kastenunterschiede durch nichts gerechtfertigt. Die Anhänger Nanaks, die sich zunächst in geringer Zahl an ihn anschlossen, nannten sich Sikh, d. h. Jünger, Schüler; sie organisierten sich in den folgenden anderthalb Jahrhunderten zu einem religiös-staatlichen Verband auf Grundlage der Gaugenossenschaft.

Natürlich gefiel die Leugnung der wedischen Autorität den Hindu ebensowenig wie die des Korans den Mohammedanern; einer der geistigen Leiter (Guru) der Sikh, Ardschuni, wurde unter Dschihangir beschuldigt, bei einem Aufstande mitbeteiligt gewesen zu sein, 1606 gefangen gesetzt und so grausam gepeinigt, daß er daran starb. Von diesem Augenblick an änderte sich der Charakter der religiösen Bewegung. Der Sohn Ardschunis, Har Gowind, gab, nach Rache dürstend, 1638 der Sekte neue Satzungen und eine neue Richtung; aus den Jüngern des Friedens wurden fanatisch wilde Krieger und tollkühne Räuberbanden. Trotzdem wäre die Bewegung vielleicht in sich erloschen, wenn nicht der fanatische Aurang seb ihren Guru Tegh Bahadur hätte 1675 hinrichten lassen. Das entflammte den Haß gegen die Mohammedaner aufs neue. Der Sohn des Gemordeten, Gowind II., erklärte sich als Gottes Sohn, vom Vater gesandt, um alles Böse zu verfolgen und auszurotten: der Begriff des Kriegers sollte untrennbar sein von dem des Sikh. „Ihr sollt nicht mehr Sikh (Jünger) heißen, sondern Singh (Löwen)." Gowind hielt sich mit wechselndem Glücke gegen Aurang seb, den die Marratten im Süden festhielten. Schah Alam Bahadur suchte die Sikh zuerst durch Freundlichkeit zu gewinnen: als aber Gowind 1708 durch einen mohammedanischen Afghanen ermordet worden war, brach ihr Zorn furchtbar los: unter entsetzlichen Greueltaten, sengend und alle, die ihren Glauben nicht annehmen wollten, niedermetzelnd, drangen sie gegen Delhi vor. Zwar wurden sie von Bahadur geschlagen und zogen sich in Schlupfwinkel zurück; aber nachdem der Kaiser 1712 unerwartet (vielleicht an Gift) in Lahor gestorben war, erhoben sie

sich während der folgenden Wirren von neuem, so daß sie unter Farrukhsijar wieder einen großen Teil des Pandschab besaßen. Unter Banda drangen sie 1716 wieder unter unerhörten Greueltaten vor: Lahor wurde genommen, der Statthalter erschlagen, ein kaiserliches Heer zurückgeworfen. Doch dann wandte sich ihr Glück: von den kaiserlichen Truppen wiederholt besiegt, wurden sie mit Banda in eine nördlich gelegene Festung gedrängt, ausgehungert und getötet. Es blieben nur zersprengte Räuberbanden übrig, die in unwegsamen Gebirgstälern des Pandschab hausten.

λ) Nadir Schahs und Achmed Durranis Einfälle in Hindostan.

Wie eine Gottesgeißel kam in diesen Zeiten eine auswärtige Macht über Hindostan. Sohn eines Turkmenen, aber in Persien geboren, hatte Nadir Schah seine Laufbahn als Freibeuter begonnen und am 20. März 1736 den Thron der Sefewiden in Besitz genommen. Wegen nicht genügend ehrerbietiger Behandlung persischer Abgesandter in Delhi drang er 1738 nach Hindostan vor. Nachdem er das durch die Truppen Sadats (Audh) und Asaf Dschahs (Haiderabad) verstärkte Mogulheer besiegt hatte, zog er 1739 in die Hauptstadt ein. Plötzlich verbreitete sich unter den Hindu das Gerücht, der Perserkönig sei tot; die Einwohner stürzten sich auf die in der Stadt zerstreuten Soldaten und töteten 700. Als auf Nadir Schah, der Ruhe stiften wollte, selbst geschossen ward, befahl er eine allgemeine Niedermetzelung der Einwohner. Von Sonnenaufgang bis zum Abend wüteten Plünderung, Brand und Mord in der Stadt, in der 30000 Menschen der Rache der Perser zum Opfer fielen. Alle Kostbarkeiten und Juwelen des Staatsschatzes, darunter auch der Stolz Delhis, der Pfauenthron (S. 434), wurden weggenommen, das bare Geld des Kaisers, der höheren Beamten, der Privatleute eingezogen, den Statthaltern in den Provinzen schwere Kriegssteuern auferlegt. Der ganze Raub, den Nadir aus Hindostan wegtrug, wird auf fast drei Milliarden Mark geschätzt.

Acht Jahre später (20. Juni 1747) wurde Nadir Schah ermordet; sein Reich zerfiel sofort in einzelne Teile. In Afghanistan gewann die Herrschaft Achmed Abdali, der nach seinem Stamm den Titel Schah Durrani annahm; diesen reizte die reiche, von Nadir aus Hindostan mitgebrachte Beute. In sechs Raubzügen suchte er von 1747—61 das unglückliche Land und dessen Hauptstadt heim. Ein grausiges Gegenstück zu jenem Mordtag von Delhi bildete bei der dritten Unternehmung Achmed Schahs das Blutbad von Mattra, der heiligen Stadt des Krischna: mitten in der Festfreude der Einwohner und der wimmelnden Menge harmloser Pilger überfiel ein Trupp von Achmeds Heer die wehrlose Stadt; nach vielen Tausenden zählten die gemordeten Opfer.

μ) Das Marrattenreich auf der Höhe.

Innerhalb eines Jahrhunderts nach Schah Dschihan war das damals so mächtige Mogulreich auf die niederste Stufe heruntergesunken; sicherlich wäre es bald ganz verschwunden, hätten nicht um 1760 die Briten die erste Stelle in Indien gewonnen: ihnen lag daran, das Schattenkaisertum noch nicht eingehen zu lassen. Inzwischen hatten im Süden während der ersten Hälfte des 18. Jahrh. wichtige Ereignisse stattgefunden. Der Enkel des Marrattenfürsten Schiwadschi, Sahu, wurde bald nach Aurang sebs Tode (1707) freigelassen; er war — ein Vorbild für die spätere Behandlung junger indischer Thronfolger — ganz den nationalen Interessen der Marratten entfremdet. Im Harem aufgewachsen und von seiner mohammedanischen Umgebung beeinflußt, war er in seinem Denken und Fühlen mehr Mohammedaner als Hindu: seine erste Regierungshandlung war die, daß er zum Grabe des Mörders seines Vaters wallfahrtete.

Bis zu Sahus Thronbesteigung hatte die Regierung des Marrattenlandes in guten Händen gelegen: als Sambadschi gefangen und getötet worden war, wurde sein gleichfalls gefangener junger Sohn zum König erklärt; inzwischen aber führten der Bruder Sambadschis, Radscha Ram, und nach dessen Tode dessen tüchtige Witwe die Regentschaft, und das Königtum erlitt trotz der Gefangenschaft des Königs keine Einbuße. Aber das änderte sich, als Sahu selbst zur Herrschaft gelangte. Verweichlicht an Körper und Geist, überließ er die Staatsgeschäfte seinem gewandten Minister (Peschwa) Baladschi Wischwanath; diesem hatte er es zu verdanken, wenn seine Stellung wenigstens dem Mogulreiche gegenüber gefestigt wurde, während er selbst sich gern mit der Stellung eines Vasallen von Delhi begnügt hätte. Der Peschwa brachte vor allem in die Organisation des marrattischen Militärstaates mehr Ordnung. Zur Zeit der Hussein Ali und Abd Ullah (S. 439) marschierte er nach Delhi und erzwang nicht nur die Anerkennung der Souveränität des Marrattenfürsten, sondern auch das formelle Recht, im ganzen Dekhan die Marrattensteuer (S. 437) zu erheben. So ging unter Sahu die Macht tatsächlich auf den Peschwa über; und als die Erblichkeit des ersten Ministerpostens anerkannt wurde, erwuchs neben der Dynastie Schiwadschis, diese rasch zurückdrängend, die brahmanische Marrattendynastie der Peschwas.

Der Sohn Baladschi Wischwanaths, Badschi Rao (1720—40), der mit dem Verstande des Brahmanen die Tatkraft des Kriegers verband, brachte das Marrattenreich zur höchsten Blüte. Er wurde von dem Fürsten und dessen Partei gedrängt, die Macht des Staatswesens auf territorialer Grundlage zu festigen. Aber er sah ein, daß die Kraft seines Volkes gerade in ihrer militärischen Verfassung lag; sein Vaterland war mächtiger, wenn es seine Interessensphäre nicht durch feste Grenzlinien eindämmte, sondern wenn es seine Ansprüche (Marrattentribut) allmählich auf das ganze verfallende Mogulreich und darüber hinaus ausdehnte. Im Inneren lenkte der Peschwa die Staatsgeschäfte durchaus selbstherrlich, ohne Kontrolle des zu einem Scheinherrscher herabgesunkenen Fürsten. Die Zurückhaltung des Marrattentributs und die Ermordung des Marrattenheerführers Piladschi Gikwa gab Badschi Rao den Anlaß, sich Gudscherat zu unterwerfen. Er nahm 1733 die Provinz Malwa ein, verlangte aber in den Unterhandlungen mit Delhi nicht nur alles Land südlich vom Tschambal (s. die Karte bei S. 426), sondern auch die Abtretung der drei heiligsten Städte der Hindu: Mattra, Allahabad und Benares. Als sich der Mogulkaiser dagegen sträubte, erschien Badschi Rao 1737 vor den Mauern von Delhi und zwang Anfang 1738 den Bevollmächtigten des Großmoguls, Asaf Tschah von Haiderabad, zur Abtretung alles Landes südlich vom Tschambal. Aber ehe noch Mohammed Schah das Abkommen bestätigte, brauste der Sturm Nadir Schahs (S. 441) so furchtbar über das Land, daß selbst die Marratten sich erschreckt zurückzogen. Erst nach Badschi Raos Tode (1740) setzte dessen Nachfolger Baladschi, der dritte Peschwa, von Delhi 1743 die formelle Bestätigung des Vertrags von 1738 durch.

Um dieselbe Zeit (1741—43) brachen die Marratten wiederholt, zuletzt unter der Führung Raghudschi Bhonslas, nordostwärts gegen Bengalen vor, von dem sie 1743 nicht nur die Marrattensteuer, sondern auch die Abtretung eines Teiles von Orissa (Kattak) erzwangen. Von Delhi gegen die aufständischen Rohilla in Rohilkand herbeigerufen, halfen sie, immer mit neuen Tributbewilligungen belehnt, diese unterwerfen; nach des Afghanen Achmed Schah drittem Raubzuge drangen sie bis zur Nordwestecke Indiens vor, nahmen Lahor ein und vertrieben die kleine afghanische Besatzung aus dem Pandschab. Sie hatten den Höhepunkt ihrer Macht erreicht: so weit sich das Mogulreich zur Zeit seiner größten Blüte erstreckt hatte, sprachen sie in allen Angelegenheiten ihr Wort mit; ohne Herrscher zu sein, erhoben sie fast

überall ihren Tribut. Aber in Achmed Schah fanden ie ihren Meister. Der Marrattenführer Sindia ward geschlagen, zwei Drittel seiner Truppen niedergehauen und das Heer des zweiten Führers, Holkar, zersprengt. Unter dem Vetter des Peschwa ging ein neues, noch größeres Heer den Afghanen entgegen. Bei Panipat (S. 426) kam es am 6. Januar 1761 zur Entscheidung: die Marratten unterlagen; 200000 fielen im Kampf oder auf der Flucht, darunter der Feldherr, ein Sohn des Peschwa, und viele hervorragende Führer.

v) Die Umwandlung des Marrattenstaates in einen lockeren Staatenbund.

Den Sturz von der Höhe überlebte der Peschwa nur kurze Zeit. Die Marratten mußten sich aus Hindostan zurückziehen, und niemals gewannen die Peschwas wieder die frühere Bedeutung: das Marrattenreich wandelte sich in einen lockeren Staatenbund. Später sind Erfolge nur von einzelnen, fast unabhängigen Marrattenfürsten und mit Hilfe europäischer Offiziere und Soldaten erzielt worden. Die Politik Badschi Raos hatte sich der Natur des Marrattenstaates gut angepaßt: die Stellung des Fürsten war bis zur Bedeutungslosigkeit hinabgedrückt und der Peschwa auf die oberste Stelle erhoben worden. Aber dafür hatte die militärische Verfassung die einzelnen Heerführer selbständig, ja mit der Zeit fast völlig unabhängig gemacht. Der Grundsatz, die obersten Feldherren mit der Marrattensteuer reicher Provinzen zu belehnen und dafür die Unterhaltung größerer Truppenmassen zu fordern, wurde für die Einheit des Staates verderblich: sie wurden zuletzt die Herren der Provinzen und der unter ihrem Befehle stehenden Truppen. Innere Schwierigkeiten der nur dem Namen nach herrschenden Fürstenfamilie, äußere mit Haiderabad, Delhi, Bengalen usw. begünstigten das nach Selbständigkeit gerichtete Streben der Heerführer.

Schon unter dem dritten Peschwa Baladschi (1740—61) machte diese Auflösung rasche Fortschritte, und das Landesfürstentum, bis dahin absichtlich zurückgesetzt, kam zum Schaden des Ganzen wieder zu größerer Geltung. Wie des Königs Macht unter dem Einflusse des Peschwa gesunken war, so daß er allmählich auf den Besitz von Satara und Kolhapur beschränkt wurde, so zog sich schließlich auch die wirkliche Gewalt des Peschwa auf die Provinz Puna zusammen. Marrattenfürsten, die unter Badschi Rao zum erstenmal auftauchen, deren Stammväter noch unter ihm zum Teil in untergeordneten Stellungen gelebt hatten, bildeten nunmehr eine Vereinigung, an deren Spitze der Peschwa fast nur noch geduldet war. Um 1738 hatte sich Ragudschi Bhonsla, der die Heereszüge nach Bengalen und Orissa geführt hatte, als Gegner der Peschwas bekannt und in der Provinz Nagpur (etwa den heutigen Zentralprovinzen entsprechend) fast die Unabhängigkeit erreicht (gest. 1755). Die Heerführer Sindia, der zwar aus guter Familie stammte, aber einmal eine niedere Dienerstelle bei Badschi Rao eingenommen hatte, und Rao Holkar, ursprünglich ein Schäfer, wurden Herren der beiden aus dem neugewonnenen Malwa entstandenen Fürstentümer Indor und Gwalior. Im Nordwesten gewannen die Gikwar die Herrschaft über die Provinz Baroda. So war das einst gewaltige Marrattenreich in fünf größere und mehrere kleinere Fürstentümer zerfallen, die nur noch zum Schein unter der Oberhoheit des Peschwa standen.

x) Das Reich des Nisams.

Daneben entwickelte sich die früher mogulische Provinz Dekhan, für deren Erwerbung Aurang seb das Wohl seines Reiches geopfert hatte (S. 438), zu einem bedeutenden selbständigen Staatswesen. Im Jahre 1713 war Tschin Kilikh Khan, bekannter unter seinem späteren Titel Asaf Dschah, der Sohn eines turkmenischen Heerführers im dekhanischen Mogulheer und selbst früherer Offizier in diesem, als Nisam ul-Mulk (Statthalter) nach dem

Dekhan geschickt, aber bald wieder von den eifersüchtigen Seijids (S. 424) zurückgerufen worden. Eigenmächtig wandte er sich wieder nach seiner früheren Provinz, wo er gute Beziehungen zu Mohammedanern und Marratten unterhalten hatte. Zwei ihm entgegengestellte Heere unterlagen; kurz danach fanden Hussein und Abd Ullah ihr Ende (S. 439). Von Farrukhsijar als Großwesir nach Delhi zurückgerufen, fand er, der in der strengen Schule Aurang sebs erwachsene tüchtige Mann, den Kaiser und das ganze Staatswesen so hoffnungslos verkommen, daß er seine hohe Stellung wieder niederlegte. Unter huldvollsten Ehrenbezeigungen wurde Asaf Dschah von Farrukhsijar entlassen; aber ihm voraus ritten Boten zu Mobaris, dem stellvertretenden Statthalter im Dekhan, um ihm den Befehl zu überbringen, den zurückkehrenden Vizekönig abzusetzen. Diese Teufelei mißglückte: Mobaris wurde 1724 geschlagen, und Asaf Dschah sandte sein Haupt mit herzlichen Glückwünschen zu der raschen Unterdrückung des „Aufstandes" nach Delhi.

Um den Schein der Abhängigkeit zu wahren, sandte er auch weiterhin ab und zu Geschenke nach der Hauptstadt, war jedoch sonst durchaus selbständig. Gegen die Marratten behauptete er sich; den nicht zu umgehenden Tribut milderte er für sein Volk dadurch, daß er ihn durch eigene Beamte erheben und an die Marratten abführen ließ. Während das Mogulreich seinem Untergang entgegeneilte, hob sich unter Asaf Dschah die abgelöste Provinz zu erfreulichem Gedeihen: eine strenge Verwaltung sorgte für Ordnung und Ruhe; Landbau, Gewerbe und Handel blühten auf, Ruhe und Wohlstand kehrten ein. Beim Vordringen der Marratten ernannte Mohammed Schah 1737 den tüchtigen Nisam zum Diktator; doch die Schwäche des Kaisertums war so trostlos, daß auch Asaf Dschah weder gegen die Marratten noch gegen Nadir Schah heilende Hilfe bringen konnte. 1741 nach seinem Lande zurückgekehrt, hinterließ er bei seinem Tode (1748) seiner Dynastie ein aufblühendes Reich von der Größe Spaniens sowie die Führung über die kleineren Staaten im Süden Indiens.

Im Osten bildete dort das Karnatik, d. h. Tiefland unter dem Steilabfalle der Ghats, einen unter der Oberhoheit des Nisams stehenden Staat, den der Nuwab[1] von Arkot regierte. Das kleinere Fürstentum Tandschor, südlich von Arkot, stand unter der Herrschaft eines Nachkommen Schiwadschis, und wenig nordwestlich davon entfaltete sich Maisur zu einem selbständigen Staate (s. die Karte bei S. 426). Dazu kam noch eine Menge kleiner und kleinster Herrschaften, großenteils früherer Lehen aus der Zeit des Reiches von Widschajanagar (S. 425), oder auch selbständige Schöpfungen der abenteuernden Paligars oder Najaks, die von ihren Felsenburgen aus ihre Gewalt über das benachbarte Land ausdehnten.

C. Die Erschließung Indiens durch Europäer und die Kämpfe um seine wirtschaftliche Beherrschung (1498—1858).

a) Die Entdeckung des westöstlichen Seeweges nach Indien und die ihr folgenden Handelsunternehmungen europäischer Staaten (1498—1740).

Zwischen Indien und den westlichen Kulturländern der Alten Welt hatten schon Tausende von Jahren hindurch Handelsbeziehungen bestanden, deren Träger semitische Stämme waren: im Indischen Ozean die Araber, im Mittelländischen Meer in ältester Zeit die Phöniker. Als dann nach dem Falle Karthagos (146 v. Chr.) Rom die Herrschaft über die ganze westliche Welt gewann, wuchs mit dem Reichtum auch das Bedürfnis nach den

[1] Nuwab oder Nawwab, dem das verderbte Wort Nabob seine Entstehung verdankt, ist eigentlich eine Mehrzahl, nämlich die des arabischen Naib = Statthalter.

Erzeugnissen Indiens, seinen Edelsteinen und Perlen, vor allem aber nach seinen unentbehrlich gewordenen Gewürzen. Der Handel mit dem fernen Lande gewann einen mächtigen Aufschwung und ließ selbst nach dem Falle Roms nur vorübergehend nach: ihm verdanken die kleinen Küstenrepubliken Amalfi, Pisa, Genua und Venedig Kraft und Gedeihen.

Immer aber bildete die schmale Landbrücke von Sues einen erschwerenden Riegel für den direkten Handel. Wie konnte man das Hindernis umgehen, wie den Gewinn selbst einheimsen, den die Araber aus ihrem Umschlaghandel erzielten? Solche Fragen mußten sich den unternehmenderen Geistern jener Zeiten aufdrängen. Die Reisen der Poli (S. 144 f.) waren ein Versuch, zu Land einen Handelsweg nach den ergiebigen Wunderländern des Ostens zu finden: er führte zwar zu keinem greifbaren Ergebnis; aber ihre Berichte über den dortigen Reichtum machten das Verlangen, mit diesen Ostländern zur See in direkte Verbindung zu treten, nur noch dringender.

a) Die Portugiesen in Indien.

Vor allem waren es die Portugiesen, die sich unter Heinrich dem Seefahrer (1394—1460) mit der Umschiffbarkeit Afrikas beschäftigten. Schritt für Schritt drangen sie an der Westküste Afrikas südwärts vor, und 1487 erblickte Bartholomeu Diaz zuerst das Cabo Tormentoso. Da kam ihnen Kolumbus zuvor: kühner als sie, versuchte er, nicht an der Küste hinsegelnd, sondern das Weltmeer ostwestlich durchquerend, auf dem direktesten Wege nach dem ersehnten Indien zu gelangen; so entdeckte er am 12. Oktober 1492, indem er Indien gefunden zu haben glaubte, eine neue Welt. Mehr als je war es damit für die Portugiesen Ehrensache geworden, auch ihrerseits auf dem so lange und zähe verfolgten westöstlichen Wege das Ziel zu erreichen: Ende 1497 umschiffte Vasco da Gama das gefürchtete Kap, das von nun an das Kap der Guten Hoffnung wurde, und am 20. Mai 1498 ankerte seine kleine Flotte auf der Reede vor Kalikut. So waren die Portugiesen als erste auf direktem Seewege von Europa nach Indien vorgedrungen; sie haben über 100 Jahre das Monopol des Handels mit den reichen Küsten Süd- und Ostasiens in ihrer Hand gehalten.

Vasco da Gama segelte nach sechsmonatigem Aufenthalte wieder zurück mit folgendem Briefe des Samorin (Schamuri, Herrschers) von Kalikut an den König von Portugal: „Vasco da Gama, ein Edelmann von Eurem Hofe, hat zu meiner großen Freude mein Reich besucht; in diesem gibt es reichlich Zimt, Gewürznelken, Ingwer, Pfeffer und Edelsteine. Was ich von Eurem Lande haben möchte, ist Gold, Silber, Korallen und rotes Tuch."

Die glückliche Rückkehr des kühnen Seefahrers erweckte in seinem Heimatland einen Sturm von Begeisterung und Hoffnungen. Jahr für Jahr wurden neue Unternehmungen ausgerüstet: 1500 führte P. A. Cabral, der dabei die Küste Brasiliens entdeckte, eine zweite Expedition nach Indien, 1501 João da Nova eine dritte, 1502 Vasco eine vierte, 1503 Francisco d'Albuquerque, ein Vetter des großen Alfonso, eine fünfte. Jede Fahrt dehnte den Kreis der indischen Beziehungen Portugals weiter aus, das schon 1493/94 bei der „Teilung der Welt" durch Papst Alexander VI. die kirchliche Bestätigung als „Herren der Schiffahrt, der Eroberungen und des Handels mit Äthiopien, Arabien, Persien und Indien", d. h. mit allen südasiatischen Ländern, erhalten hatte. 1505 war die Zahl der befestigten Faktoreien bereits so bedeutend geworden, daß Francisco d'Almeida als erster Gouverneur und Vizekönig nach Indien geschickt wurde.

Der Kampf mit den Arabern um die Vorherrschaft auf den indischen Meeren war gleich beim ersten Auftreten der Portugiesen auf dem asiatischen Schauplatz erbittert entbrannt; zugleich führten aber auch der Übermut, die Habgier, die rohe Grausamkeit der Europäer schwere Streitereien mit den Landesfürsten an der Malabarküste herbei, die freilich unter sich nicht einig waren. Oft erlitten die Portugiesen schwere Bedrängnis und blutigen Verlust; trotzdem gewannen sie, dank der Überlegenheit ihrer Schiffe, ihrer Bewaffnung und ihrer

Taktik, mehr und mehr Boden. Almeida vernichtete 1509 auf der Höhe von Diu eine ägyptisch-arabische Flotte. Doch die Entscheidung über die Herrschaft in den indischen Gewässern verdankt Portugal seinem Nachfolger Alfonso d'Albuquerque, dem zweiten Vizekönig von Indien (1509—15). Nachdem er schon 1507 Sokotra und Ormus (das freilich bald wieder verloren ging) genommen hatte, eroberte er zuerst am 17. Februar, dann endgültig am 25. November 1510 Goa, 1511 Malakka und 1515 von neuem Ormus. Damit hatte Portugal im Osten und Westen feste Eckpfeiler, mit Goas sicherem und zu jeder Jahreszeit zugänglichem Hafen aber einen Mittelpunkt seiner asiatischen Macht gewonnen, der wunderbar rasch aufblühte. Albuquerque, ebenso groß als Mensch wie als Krieger, starb am 16. Dezember 1515 auf der Reede vor der Hauptstadt des neugewonnenen Besitzes der Portugiesen, die ihm seine Verdienste mit mißtrauischer Abberufung lohnten, während noch lange nach seinem Tode die Eingeborenen zu seinem Grabe wallfahrteten und Gebete an seinen Geist richteten, daß er sie vor der grausamen Bedrückung seiner Nachfolger beschützen möge.

Die Kraft der Araber war gebrochen, ihre Flotten zerstört, ihr Handel vernichtet, und die Nachfolger des großen Albuquerque hatten leichtere Arbeit. Soarez setzte sich 1515 auf Ceylon fest; 1518 wurde der Handel mit Bengalen eröffnet, 1543 Salsette (bei Bombay) und Baroda an die Europäer abgetreten. Sechzig Jahre nach ihrem ersten Auftreten in Indien wurden die Portugiesen wirklich, was ihnen der Papst versprochen hatte. Von Abessinien bis nach China (S. 149), wo seit 1557 Macao in ihrer Hand war, und Japan (S. 183), das ihnen freien Handel erlaubte, reichte ihr Einfluß. In Arabien waren sie mit mehreren Häuptlingen verbündet, im Roten Meer und im Persischen Meerbusen Alleinherrscher. Ein Kranz befestigter Handelsplätze umsäumte die Ost- und Westküste Indiens vom Kap Rames bis in die Bucht von Bengalen; über Malakka wehte ihre Flagge. Ceylon, Sumatra, Java und die Molukken gaben ausschließlich an sie ihre wertvollen Erzeugnisse ab.

In der ersten Begeisterung waren die Besten ihrer Zeit den lockenden Unternehmungen im fernen Osten zugeströmt; der Kern der Ritterschaft und des Volkes war ausgezogen, durch lange Kämpfe mit den Mauren geschult zu Wagemut und Tapferkeit, aber auch zu Glaubenshaß, Grausamkeit und Beutegier. Mit solchen Männern waren unter tüchtigen Führern, wie Vasco da Gama, Almeida, Albuquerque, große Erfolge errungen worden; doch die gute Meinung der Eingeborenen hatte man nicht erobert, und der Handel gedieh nur unter dem Schutze des Schwertes. In den unaufhörlichen Kämpfen und dem mörderischen Klima sank bald die Auslese des portugiesischen Volkes dahin; auf die Helden folgten die Soarez, Sequeira, Menezes, Lopo Vaz usw., auf die ehrlichen, geschulten Soldaten der Auswurf des Landes: mußte man doch schon 1538 die Gefängnisse öffnen, um dem Gouverneur Garcia de Noronha die erforderlichen Begleitmannschaften mitgeben zu können. Führer und Soldaten überboten sich an Raubgier und Unmenschlichkeit; es gibt keine Greuel, mit denen sich die Portugiesen jener Zeit nicht befleckt hätten. Dies brachte die Landesfürsten zu gemeinsamer Abwehr zusammen: 1567 stand den Portugiesen ein Bündnis aller Fürsten der Westküste gegenüber, und 1578 mußten allgemeine Erhebungen auf der Malabarküste, in Ceylon und in Amboina niedergeschlagen werden. Dem Handel waren diese Kämpfe nicht förderlich.

Ein ähnlicher Wandel, wie er sich in dem kriegerischen Wesen der portugiesischen Unternehmungen vollzog, fand in ihren religiösen Erfolgen statt. Sogleich nach der ersten Pionierreise Vasco da Gamas hatte Cabral Mönche mitgenommen, die den Heiden Indiens das Evangelium verkünden sollten; der größte von ihnen, der Apostel des Christentums für die Malabarküste, war Franz Xavier (S. 183). Sein weltkluges, bescheidenes, ja demütiges

Vorgehen verschaffte ihm viele Anhänger, und unter Gabriel de Sa gewannen die Jesuiten großen Einfluß. Aber kurz nach Xaviers Tode (2. Dezember 1552) brachten die Dominikaner die Inquisition ins Land, die alle geistigen Regungen in Fesseln legte. Während jede vom Papsttum abweichende Lehre verfolgt wurde, gedieh die allgemeine Lasterhaftigkeit.

Zu diesem Unheil gesellte sich die Kurzsichtigkeit der portugiesischen Handelspolitik. Nur ein einziges Mal (1731), als Portugal bereits fast alle Besitzungen in Indien verloren hatte, wurde nach dem Vorgange weitsichtigerer Staaten eine Handelsgesellschaft gegründet; aber nur ein einziges Mal gab ihr der König die Erlaubnis, ein einziges Schiff nach Surat und an die Koromandelküste zu senden. Sonst war der portugiesische Handel mit Indien stets das ausschließliche Monopol der Krone, die durch die kleinlichsten Mittel ihr Vorrecht schützte, die Waren in Indien zu erwerben, um sie daheim zu riesigen Preisen wieder loszuschlagen. Von oben herab wurde festgesetzt, wieviel Zimt alljährlich in den Handel kommen dürfe; was darüber hinaus eingeführt worden war, wurde, um den Preis hochzuhalten, verbrannt. Anfangs war ja großer Gewinn nach Portugal geflossen: Lissabon wurde, während Venedigs Glanz sank, im 16. Jahrh. der Stapelplatz fast des ganzen asiatischen Handels, und im Tejo sammelten sich die Schiffe der anderen europäischen Staaten, die kostbare Waren einkauften. Aber dieser Gewinn kam dem Land auf die Dauer wenig zustatten: der Reichtum häufte sich bei der Krone, in den Händen weniger bevorzugter Familien und in der großen Menge der Kirchen und Klöster an, während das Volk verarmte. Dabei wurde, je mehr sich die Portugiesen in Indien Feinde machten, der Reinertrag des Handels, dessen bewaffneter Schutz fast allen Gewinn aufzehrte, immer geringer.

Ein besonderes Unglück war es, daß Portugal 1580 mit Spanien unter Philipp II. vereint wurde, der mehr auf die Goldländer Amerikas und auf die Glaubenskämpfe in Europa blickte als auf den fernen Osten. Der bigotte König erschöpfte die Kraft der Iberischen Halbinsel in unglücklichen Kämpfen gegen die protestantischen Engländer und Holländer: 1588 ging die stolze Armada in den britischen Gewässern unter. Noch verhängnisvoller war Philipps kurzsichtiger Entschluß, die Holländer ganz vom Handel in Lissabon auszuschließen, die vorher die Hauptträger des Zwischenhandels zwischen Portugal und den nördlichen Ländern Europas gewesen waren; mit jener Maßregel drängte er den Unternehmungsgeist Hollands auf den direkten Handel mit den Ursprungsländern der vielbegehrten Waren hin.

β) Die Holländer in Indien.

Anfangs hofften die Holländer einen neuen Weg aufzufinden, auf dem sie den Portugiesen nicht begegnen würden, eine nordöstliche Durchfahrt: Willem Barends(zon) führte 1594—96 drei Expeditionen nach dem Polarmeer und gewann wohl als Entdecker von Nowaja Semlja dauernden Ruf, bezahlte aber den sonst vergeblichen Versuch mit seinem Leben (20. Juni 1597). Inzwischen aber waren die Holländer von ihren eigenen Landsleuten auf den Weg um das Kap hingewiesen worden: Jan Huygen van Linschoten, der 13 Jahre im Dienste des Erzbischofs von Goa gestanden hatte, veröffentlichte Ende des 16. Jahrh. seine Reisebeschreibung und seine Karten; und noch stärker wirkte Cornelis de Houtman auf seine Landsleute ein. Im Lissaboner Schuldgefängnis festgehalten, erhielt er genaue Kunde von den Geheimnissen der portugiesischen Seewege um das Kap. Durch freiwillige Beiträge reicher Holländer befreit (1594), bewog er sie, eine holländische Expedition unter seiner Führung nach Indien zu senden. Im Jahre 1595 segelte er aus Texel ab, erreichte nach 17 Monaten Sumatra und Java und kehrte 1598 wieder nach Holland zurück. Der

kaufmännische Erfolg seiner Unternehmung rief sogleich mehrere Handelsgesellschaften ins Leben: Houtman führte selbst 1599 eine neue Expedition an, die 1600 den Portugiesen die Insel Mauritius abnahm; wenn er selbst auch unterwegs getötet wurde und vier Schiffe verlor, so brachten doch die übrigen vier überreiche Ladung zurück.

Die verschiedenen Handelsgesellschaften verschmolzen sich 1602 zur Holländisch-Ostindischen Kompanie. Nun konnte man mit mehr Nachdruck gegen die bisherigen Herren des ostindischen Handels vorgehen, deren Minderwertigkeit zur See bald hervortrat. Zwar mißglückte 1603 der Versuch einer starken holländischen Flotte, die Portugiesen von der Mosambikküste und aus Goa zu vertreiben; aber in den nächsten Jahren wurden Niederlassungen auf dem bisher ausschließlich von den Portugiesen beanspruchten Gebiet, auf der Küste zwischen Mekka und China sowie auf Java und Sumatra, gegründet. Im Jahre 1612 setzten sich die Holländer in Ceylon und Timor, 1614 auf der Koromandelküste (Masulipatam) und in Siam fest; 1619 erlangten sie nach einem scharfen Kampfe mit den Engländern die Souveränität über einen Teil Javas. Bald darauf erstritten sie die Alleinherrschaft über die wertvollen Gewürzinseln. Wegen eines angeblichen Anschlags auf das Fort der holländischen Niederlassung in Amboina wurden 1622 alle zehn dort wohnenden Engländer zum Tode verurteilt und hingerichtet. Damit war auf den Molukken für lange Zeit aller ernstlicher Wettbewerb beseitigt; Amboina wurde der Mittelpunkt des holländisch-ostindischen Handels, und von hier aus wurden die Portugiesen Schritt für Schritt aus ihren Besitzungen verdrängt. Zuerst aus Japan, wo die Holländer das ausschließliche Vorrecht des Handels erlangten und unter gewissen Einschränkungen (S. 186) mehr als 200 Jahre lang behielten; dann nahmen sie 1635 den Portugiesen Formosa weg, 1640 Malakka; die letzte portugiesische Festung auf Ceylon, Dschaffna (s. die Karte bei S. 426), fiel 1658 in ihre Hände. 1664 war den Gegnern fast nur noch Goa geblieben; überall sonst war die früher ausschließlich portugiesische Küste von Festungen und Faktoreien der Holländer besetzt. Als Etappen ihres Handelsweges besaßen diese das Kap und das nach ihrem Statthalter Moritz von Oranien benannte Mauritius; in Persien hatten sie 2, in Gudscherat 2, an der Malabarküste 4, an der Koromandelküste 3, in Orissa und Bengalen 5, in Ceylon 6 Niederlassungen. Ebenso waren die Küsten Ostasiens bis nach Japan und den Molukken mit ihren befestigten Stationen besetzt.

γ) Die Handelsunternehmungen anderer europäischer Staaten.

Mit der Ausdehnung ihrer Macht in der Alten Welt, womit ein ähnlicher Aufschwung in der Neuen Welt Hand in Hand ging, waren die Holländer die erste See- und Handelsmacht der Welt geworden: ihre Handelsmarine umfaßte vier Fünftel von allen Kauffahrerschiffen Europas, ihr Handel verhielt sich zu dem englischen wie fünf zu eins. Wollten die Engländer im Wettbewerbe nicht unterliegen, so mußten sie ihre ganze Kraft einsetzen. Einen folgenreichen Schlag gegen Holland führten sie 1651 und 1660 durch den Erlaß der Navigationsakte, die jeden Zwischenhandel im Verkehr Englands mit seinen Kolonien verboten. Ein schweres Ringen folgte; in drei Kriegen (1652—54, 1664—67 und 1672—74) maßen beide Seemächte ihre Kraft: sie bezeugten die Überlegenheit Englands und den Beginn eines dauernden Rückganges der holländischen Macht; angesichts dessen konnte von einem vollständigen Ausschluß aller anderen Mitbewerber aus Ostasien keine Rede mehr sein.

Schon Anfang des 17. Jahrh. hatten einige Staaten das Beispiel Hollands nachgeahmt. Den ersten Gründungen kleinerer holländischer Handelsgesellschaften folgte am 31. Dezember 1600 die der Englisch Ostindischen Kompanie, 1604 die einer französischen und

am 17. März 1616 die einer dänischen in Kopenhagen. Die dänische Handelsgesellschaft verlor ein Schiff an der Küste von Tandschor. Fast die ganze Mannschaft wurde von den Eingeborenen getötet; nur der Kapitän entkam an den Hof des Radscha von Tandschor, wo er freundlich aufgenommen wurde und am 19. Nov. 1620 die Erlaubnis erhielt, in Trankebar eine Niederlassung zu gründen. Aber weder sie noch die in demselben Jahr entstandene Niederlassung in Serampatam am Hugli (in Bengalen) haben politische oder kommerzielle Bedeutung erlangt, da die Eifersucht der älteren in ihrer Nähe bestehenden Gesellschaften sie von allen vorteilhaften Geschäften ausschloß. Doch errang sie den Holländern und Engländern gegenüber 1705 den Ruhm, die protestantische Mission zuerst in Indien eingeführt zu haben. Nach langem Dahinsiechen ergab sich Trankebar im Anfang des 19. Jahrh. ohne Widerstand den Engländern; im Wiener Frieden wieder an die Dänen zurückgegeben, wurde es zusammen mit Serampur 1845 für 2,5 Millionen Mark an die Engländer zurückverkauft. Die dänische Mission ging 1847 an die Evangelisch-lutherische Mission in Leipzig über.

Das Deutsche Reich, durch den Dreißigjährigen Krieg bis zur Ohnmacht geschwächt, konnte im 17. Jahrh. nicht an überseeische Unternehmungen denken. Erst 1723 wurde zu Ostende die Kaiserlich Ostindische Kompanie gegründet und durch Karl VI. mit Privilegien ausgestattet. Rasch blühten in Koblon bei Madras und in Banhipur am Hugli kaiserlich deutsche Niederlassungen auf, die den anderen unbequem zu werden anfingen. Prinz Eugen trat für den Plan ein, eine deutsche Flotte zu gründen und Ostende und Triest zu zwei Haupthafenplätzen des Reiches zu gestalten. Aber auf die Einsprüche der Seemächte zog der Kaiser 1727 das Privileg der Ostindischen Handelsgesellschaft zu Ostende für sieben Jahre zurück; damit war dieser der Lebensnerv durchschnitten. Ihre Mitbewerber hetzten schließlich die Mohammedaner im Norden und Süden gegen die beiden befestigten Faktoreien auf: Banhipur wurde regelrecht belagert, und nach tapferster Gegenwehr gegen eine überwältigende Zahl von Angreifern schiffte sich die nur noch 14 Mann zählende Garnison nach Europa ein. Die Ostendisch-Indische Handelsgesellschaft endete 1784 mit einem Bankrott.

Bei der Aufhebung der Privilegien der Ostendegesellschaft waren ihre Beamten brotlos geworden: ihre Erfahrung und Geschäftskenntnis suchte der Schwede Heinrich von König (1686—1736) zu verwerten. Doch seine 1731 gegründete schwedische Handelsgesellschaft, die ein königliches Patent erhielt, hat nur ein kurzes und kümmerliches Dasein geführt.

Auch Friedrich der Große von Preußen richtete seine Blicke nach dem fernen Osten. Weil er Emden, die Hauptstadt des 1744 erworbenen Ostfriesland, zu einem großen Handels- und Hafenplatz umgestalten wollte, begünstigte er die dort 1750 ins Leben tretende Asiatische Gesellschaft, die nach und nach sechs Schiffe nach China sandte, aber so wenig Gewinn erzielte, daß sie nach drei Jahren wieder einging. Anderseits hatte die Bengalische Gesellschaft, deren Gründung der König selbst betrieb, mit der Feindseligkeit der bereits seit langem am Hugli bestehenden europäischen Niederlassungen zu kämpfen. Als die Schiffe vor dem Gangesdelta eintrafen, verweigerten ihnen alle holländischen, französischen und englischen Lotsen ihre Hilfe bei der gefährlichen Einfahrt und schwierigen Wasserstraße auf dem Hugli. Trotzdem kamen die Schiffe den Hugli herauf, und bei der Bestechlichkeit der Beamten der Englischen Kompanie entwickelte sich bald ein schwunghafter privater Handel zwischen diesen und den Deutschen, die, an Erfahrung und Geriebenheit den Briten nicht gewachsen, schlechte Geschäfte machten. Diplomatische Rücksichten, die Friedrich der Große in der Bedrängnis seiner Kriege mit Österreich auf die anderen Nationen nehmen mußte, führten bald zur Aufgabe der Bengalischen Handelsgesellschaft.

5) Die ersten Niederlassungen der Engländer.

Der erste Engländer, der zu Schiff die indischen Gewässer aufsuchte, war Francis Drake, der auf seiner Reise um die Welt 1578 die Insel Ternate auf den Molukken anlief und von dem dortigen Häuptling das Versprechen erhielt, alle dort erzeugten Gewürznelken an die Engländer zu verkaufen. Das Festland von Vorderindien hat Drake nicht berührt; der Ruhm, hier der Erste gewesen zu sein, gehört dem katholischen Geistlichen Thomas Stevens, der 1579 auf einem portugiesischen Schiffe nach Goa kam und dann Rektor am Jesuitenkolleg in Salsette wurde. Seine Briefe erregten in England Aufsehen und veranlaßten drei Kaufleute, Ralph Fitch, J. Newberry und Leedes, auf dem Landweg über Tripolis und Ormus nach Indien zu gehen. Nach vielen Hindernissen gelangte Fitch nach Ceylon, Bengalen und Hinterindien und kehrte auf dem Wege, den er gekommen war, in seine Heimat zurück, während Newberry als Händler in Goa blieb und Leedes in die Dienste des Großmoguls trat.

Nach der Vernichtung der spanischen Armada 1588 sandten englische Großkaufleute nach den ostindischen Gewässern private Expeditionen, die vollständig mißglückten; erst als die Holländer mit mehr Erfolg ihre Schiffe nach Indien gesandt und in kurzsichtiger Politik den Preis des Pfeffers 1599 um mehr als das Doppelte (von 3 sh auf 6 und 8 sh) hinaufgesetzt hatten, bildete sich in London unter der Nachwirkung der Erfolge von Thomas Cavendish und Drake die erste Englisch-Ostindische Handelsgesellschaft („The Governor and Company of Merchants trading to the East Indies"; vgl. oben, S. 448), der Königin Elisabeth 31. Dezember 1600 das Privileg freien Handels mit Ostindien, Afrika und Asien, das Recht, Gesetze zu geben und Strafen zu verhängen (soweit dies nicht im Widerspruch mit den englischen Gesetzen geschah), und das Recht, alle Waren steuerfrei auszuführen, erteilte.

In dem für eine beschränkte Zeit ausgestellten Patent war seine Erneuerung vorgesehen, „falls das Unternehmen zum Wohl Englands ausschlage", und die Königin empfahl die Expeditionen dem Wohlwollen aller Herrscher und Völker, deren Länder besucht werden würden. Das Vermögen der ersten Gründung betrug 72 000 Pfund Sterling mit 125 Anteilen. Jede Reise war zunächst ein Unternehmen für sich: man schoß das nötige Geld zusammen und teilte dann den Gewinn, der nur bei einer Expedition weniger als 100 Prozent betrug: erst dann hörte das auf, als 1612 das Gesellschaftskapital auf 400 000 Pfund Sterling erhöht worden war. Bis dahin waren die von James Lancaster, Henry Middleton u. a. geführten Unternehmungen kaum etwas anderes als Seeräuberzüge gegen spanische und portugiesische Schiffe. Middleton glaubte sich mit seinem Gewissen ganz gut abzufinden, wenn er sich 1609 vor die Straße von Bab el-Mandeb legte, allen mit indischen Waren beladenen Schiffen diese abnahm, und ihnen dafür nach seiner Abschätzung Waren abgab, die er selbst führte. Der von Privatkaufleuten ausgesandte Edw. Michelborne beraubte 1605 auch Fahrzeuge der Eingeborenen.

Im ganzen brachten jene Expeditionen überreichen Gewinn, und da sie in diesem Sinne „zum Wohl Englands" ausschlugen, bewilligte Jakob I. 1609 gern die Erneuerung des Patents. Da in Indien noch überall die Portugiesen herrschten, sandte England zum Schutze seines Handels 1612 vier Kriegsschiffe unter Kapitän Best dorthin. Kaum in Surat angekommen, wurden sie von zahlreichen Portugiesen vor den Taptimündungen angegriffen, siegten aber. Daraufhin erlaubte ihnen Dschihangir in einem Vertrag, im ganzen Mogulreiche Handel zu treiben, und gewährte ihrer Niederlassung in Surat kaiserlichen Schutz; Filialfaktoreien von Surat sollten in Gogra, Achmedabad, Khambat und Adschmir errichtet und ein englischer Gesandter (1615—18 war dies Sir Thomas Roe: vgl. S. 432) an den Kaiserhof in Delhi geschickt werden. Dem Wohlwollen Dschihangirs verdankten die Engländer die Gründung von Handelsniederlassungen in Agra und Patna. Auch im Süden an der Malabarküste setzten sie sich in Kalikut (1616) und dem wichtigen Kannanur fest; 1619 kauften

sie an der Koromandelküste bei Nellor ein größeres Stück Land. Der Engländer Verhalten gegenüber den eingeborenen Fürsten, besonders den Herrschern des großen Mogulreichs, war damals bescheiden bis zur Unterwürfigkeit; sie erschienen als friedliche Händler, die weder auf Landerwerb ausgingen noch sich in die inneren Angelegenheiten einmischten, sondern nur dem Handel oblagen, der auch für Indien vorteilhaft war.

Schah Dschihan hatte, als er vor seiner Stiefmutter Nur Mahal in die untern Gangesländer floh, den portugiesischen Befehlshaber am Hugli um Hilfe angerufen, war aber mit hochmütigem Hohn abgewiesen worden. Kurz darauf zur Regierung gelangt, zögerte er nicht lange mit seiner Rache: 1631 ließ er die befestigte Niederlassung stürmen und die Portugiesen aus Bengalen vertreiben, während er wie sein Vater den Briten entgegen kam. Diese freundliche Stimmung des Kaisers wurde jedoch getrübt, als eine englische Konkurrenzgesellschaft (Courten) seeräuberischerweise zwei Moguldschiffe gekapert und, wie das Gerücht ging, die Mannschaft gefoltert hatte. Die alte Gesellschaft schickte eine Gesandtschaft nach Delhi (1637), um des Kaisers Wohlwollen wieder zu gewinnen. Zufällig erlitt eine der Prinzessinnen eine schwere Verbrennung; dem von Surat herbeigeholten Schiffsarzte Gabriel Broughton gelang es, die Verletzte wiederherzustellen. Zum Lohn gab der Kaiser jenem Vorfall keine weitere Folge und erlaubte der englischen Kompanie, ihre Handelsgeschäfte auf ganz Bengalen auszudehnen. Für einen zweiten Dienst desselben Arztes gewann die Gesellschaft das Recht, am Hugli und in Balasor in Orissa neue Faktoreien zu gründen.

Das gute Verhältnis zu den Moguls blieb ungetrübt, bis britischer Übermut die ganze Zukunft ihres indischen Handels in Frage stellte. Als Aurang seb 1683 seine Macht in den Kämpfen gegen die Marratten erschöpfte, beschloß 1685 die Kompanie, mit Gewalt gegen jede indische Macht vorzugehen, „die den Handel stören werde". Zehn Schiffe von je 10—70 Kanonen und sieben Kompanien Soldaten, zusammen 1000 Mann, sollten unter dem „Generalgouverneur und Admiral von Indien" Sir John Child den Ansturm auf das Mogulreich im Westen und im Osten unternehmen: in Bengalen bombardierte man das indische Hugli; auf der Westküste nahm man Schiffe des Kaisers mit harmlosen Mekkapilgern weg und machte einzelne Vorstöße in das Land. Die Kompanie ließ diese Dinge geschehen, versteckte sich aber hinter der Verantwortlichkeit des Oberbefehlshabers. Aurang seb gab daraufhin Befehl, alle Engländer aus Indien zu vertreiben: ihre Faktoreien wurden angegriffen, Agenten gefangen gesetzt, Masulipatam, Waisagapatam, Tschatanati, Surat genommen, Bombay bedroht. Die Sache wurde noch schlimmer, als man, während schon Friedensunterhandlungen im Gange waren, Kapitän Heath mit dem Befehle hinüber sandte, mit den Feindseligkeiten fortzufahren; die Folge war, daß die Agenten aus Furcht vor den Moguls in Masse ihre Posten verließen. Jetzt endlich verleugnete die Kompanie ihren Generalgouverneur und Admiral, dem sie die ganze Schuld zuschieben wollte; und ihren demütigen Vorstellungen und einer Strafe von drei Millionen Mark gelang es, den Kaiser wieder zu besänftigen. Von neuem reizte eine Konkurrenzgesellschaft durch wiederholte Wegnahme von Moguldschiffen den Kaiser, der das Eigentum der alten Kompanien wegnehmen, alle Engländer und Holländer in Surat gefangen setzen und Madras blockieren ließ. Auch hier mußte Abbitte getan und hohe Entschädigung gezahlt werden.

Fast noch größer waren die Schwierigkeiten, die der Konkurrenz ihrer Landsleute erwuchsen. Öfters schickten private Kaufleute trotz der bestehenden Privilegien eigene Expeditionen aus. Mehrere Male wurden auch von der Regierung, den bestätigten Rechten der alten Kompanie zum Trotze, Patente an neue Handelsgesellschaften erteilt,

die die ältere Genossin soviel wie möglich drückten, bis dann die Nebenbuhler nach einiger Zeit miteinander verschmolzen wurden. Wiederholt mußte die ältere Kompanie büßen für Plünderungen indischer Schiffe, verübt von den neueren Gesellschaften.

Solche Konkurrenzunternehmungen waren die 1635 von Peter Courten gegründete, nach einer Niederlassung auf Madagaskar Assada benannte Gesellschaft, die sich 1650 mit der alten Londoner Gesellschaft vereinigte, dann die 1655 begründete und 1657 gleichfalls in dieser aufgehende Company of Merchant Adventurers, ebenso die Allgemeine ostindische Handelsgesellschaft, die, 1698 mit einem Kapital von 2 Millionen Pfund Sterling ins Leben gerufen, sich mit der „Londoner" Gesellschaft 1709 zur „United Company of Merchants of England trading to the East Indies" vereinigte. Mit welchen Mitteln kämpfte man gegeneinander! Aurang seb hatte 1703 die in Surat wohnenden Beamten der alten Gesellschaft gefangen genommen: als der Befehl eintraf, sie wieder frei zu geben, bestach der Geschäftsführer der C. o. M. A. die Beamten des Kaisers mit 2700 Pfund Sterling, daß sie seine Kollegen noch weiter gefangen hielten

Reede von Madras in Südindien. Nach Photographie.

Auch mit dem Parlamente hatte die Kompanie immer wieder Schwierigkeiten. Ihr Patent wurde regelmäßig nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren ausgestellt, und jede Erneuerung bedeutete eine Erpressung durch die Vertreter der Nation.

Man warf der Kompanie vor, daß sie ihre Beamten ungenügend besolde, daß sie Unterschleifen und privatem Handel Vorschub leiste, daß sie den Schutz ihrer indischen Niederlassungen vernachlässige usw.; wenn dann solche Beschuldigungen eine genügende Summe von „Gratifikationen" an die führenden Männer im Parlament herausgelockt hatten, erneuerte man das Patent wieder auf eine gewisse Anzahl von Jahren. Durch gerichtliche Untersuchung ist festgestellt worden, daß solche Spenden in manchen Jahren die Höhe von 2 Millionen Mark erreicht haben, wobei sehr hochstehende Männer beteiligt waren.

Trotz alledem gedieh die Ostindische Kompanie stetig. Ihre ersten Niederlassungen an der Koromandelküste war eine kleine Agentur in Masulipatam gewesen: 1619 kam dort dazu ein Fort in Nellor, 1622 Palipat, 1626 Armagaon und 1639 Madras[patam], das statt des ungünstig gelegenen und 1638 verlassenen Armagaon bald der durch das im März 1639

Surat am Tapti in Vorderindien, einst Hauptstadt des Reiches Gudscherat und Sitz englischer (seit 1612), holländischer (seit 1617) und französischer (seit 1675) Faktoreien. *Aus „Allgemeine Reisebeschreibung", 1750.*

von Francis Day angelegte Fort Saint George geschützte Hauptort der Kompanie an der Koromandelküste wurde (s. die Abbildung S. 452). 1654 wurde Madras von der Präsidentschaft Bantam auf Java losgelöst und zum Sitz einer besonderen Präsidentschaft erhoben, deren Bezirk sich zunächst auch über alle bengalischen Niederlassungen erstreckte.

Bei der Ankunft der Engländer in Vorderindien war Surat (s. die beigeheftete Tafel) der Haupthafenplatz des Mogulreichs und wurde naturgemäß auch für den britisch-indischen Handel der Mittelpunkt, um den sich eine rasch wachsende Anzahl von Agenturen und Faktoreien gruppierte. Aber Surat hatte eine dem Südwestmonsun stark ausgesetzte Reede; und gegen Feinde war es weder von der See, noch von der Landseite gut geschützt. In dieser

Main Street, Great Eastern Hôtel, Kalkutta. Nach Photographie. Vgl. Text S. 454.

Beziehung war Bombay weit günstiger: es bot einen vortrefflichen Hafen, und die darin gelegene Insel gab ihren Bewohnern natürlichen Schutz gegen die Überfälle der Marratten.

Bombay (Bom bahia, gute Bucht) war ursprünglich eine kleine portugiesische Niederlassung gewesen; durch die Vermählung Karls II. mit der portugiesischen Prinzessin Katharina von Braganza kam es als ein Teil der Mitgift in den Besitz des englischen Königs, der 1668 das uninteressante Fischerdorf gegen eine Entschädigung von jährlich 200 Mark an die Kompanie abtrat. Diese beschloß, nach dem Marrattenangriffe von 1670 dorthin den Sitz der Präsidentschaft zu verlegen, deren Bezirk die ganze Westküste sowie die Handelsniederlassungen am Persischen Meerbusen und am Euphrat umfaßte.

Die Entwickelung des britischen Handels in Bengalen begann später als die an der Ost- und Westseite des Dekhan; Surat blieb der Hafenplatz für den Verkehr, der sich weit hinein in die Gangesländer, bis nach dem nicht weit vom Anfang des Deltas gelegenen Patna erstreckte. Auch die Portugiesen hatten ihre Niederlassung im Gangesdelta, das 30 englische Meilen oberhalb des heutigen Kalkutta gelegene Hugli (Hooghly), nicht zu größerer Bedeutung zu erheben verstanden. Nachdem jedoch Schah Dschihan diese 1631 von dort vertrieben und den

Platz neun Jahre später den Engländern überlassen hatte, schlug der Handel mit Bengalen vorzugsweise diesen von der Natur so günstig geschaffenen Flußweg ein. Hatten früher die britischen Schiffe nur Pippli in Orissa anlaufen dürfen, so gingen sie jetzt am Ganges hinauf, soweit sie die Flut landeinwärts trug, und nahmen in Hugli die Waren in Empfang, die das reich entwickelte Stromnetz aus allen Teilen Hindostans herbeiführte. Als dann nach den guten Diensten, die Dr. Broughton dem kaiserlichen Hof als Arzt geleistet hatte, 1645 die Engländer das ausschließliche Recht, in Bengalen Handel zu treiben, erhalten hatten, blühte dieser rasch auf: 1681 wurden die Niederlassungen in Bengalen und Orissa als *selbständige Präsidentschaft* von Madras abgegliedert. Doch schon 1686 wurden der Gouverneur Charnock und alle Beamten der Kompanie vom Moguistatthalter für Bengalen, Schaista Khan, aus Hugli vertrieben und mußten sich auf eine sumpfige Insel an der Mündung des Flusses flüchten. Später gingen sie wieder flußaufwärts nach Tschatanati, in dessen Nähe zu ihrem Schutze das Fort William entstand; am 24. August 1690 gab ihnen der wieder versöhnte Aurang seb das Recht des Handels und die weggenommenen Faktoreien zurück. Und 1700 erwarben sie vom Lieblingssohne des Kaisers, Asim Schah, einen größeren Landstreifen, auf dem die Dörfer Tschatanati, Gowindpur und das schon in Akbars Denkwürdigkeiten genannte Kali Ghat die Grundlage des rasch aufblühenden *Kalkutta* (s. die Abbildung S. 453) bildeten. Der Schutz, den das britische Gebiet seinen Einwohnern in jener Verfallszeit des Mogulreichs gab, und die Aussicht auf Gewinn zogen immer neue indische Ansiedler herbei: in 60 Jahren hatten sich jene drei Dörfer zu einer Großstadt entwickelt, deren Einwohnerzahl 1752 auf 400000 geschätzt wurde.

b) Das Ringen der Engländer und der Franzosen um die Vormachtstellung in Indien (1740—60).

Die Engländer hatten festen Fuß in Indien gefaßt, und alles schien eine ungestörte Entfaltung ihres Einflusses zu verbürgen: da erstand ihnen in den *Franzosen* ein gefährlicher *Nebenbuhler*. In dem Augenblick, da zwischen England und Frankreich der erbitterte *Kampf um die Vorherrschaft* in Vorderindien begann, setzte für die Bevölkerung dieses Kriegsschauplatzes eine *neue Zeit* ein: das mohammedanische Zeitalter war zu Ende; und die nächsten beiden Jahrzehnte, an deren Ende das Ringen zugunsten der Briten entschieden ward, sind der erste Abschnitt der ostindischen „Neuzeit".

Schon im 16. Jahrh. hatten die Franzosen ihr Auge nach Indien gerichtet, aber ohne Erfolg. Als dann die Schwäche der Portugiesen erwiesen war, entstand auch fast gleichzeitig mit der holländischen und englischen unter königlicher Beteiligung eine französische Gesellschaft (1604), die von Heinrich IV. weitgehende Privilegien erhielt und auf Madagaskar Niederlassungen gründete, aber 60 Jahre lang keine rechten Erfolge erzielte. Erst als Colbert 1664 für die Gesellschaft eintrat, gewann sie größere Bedeutung. 1668 wurden die ersten Niederlassungen in Surat und in Golkonda gegründet: 1672 wurde den Holländern Saint-Thomé (beim heutigen Madras) abgenommen und die Inseln Mauritius und Bourbon als Etappen nach Indien besetzt. Saint-Thomé ging zwar schon 1674 wieder an die Holländer verloren: aber ein Teil der dortigen Franzosen erlangte von einem der kleinen Fürsten die Abtretung eines größeren Stückes Land an der Koromandelküste, auf dem Martin (gest. 1706) *Pondischerri* gründete. Vorübergehend wurde die neue Niederlassung den Franzosen durch die Holländer entrissen, aber im Frieden von Ryswyk (1697) zurückgegeben. Die von nur 60 Franzosen gegründete Stadt zählte 1729 bereits 40000 Einwohner.

a) Dupleix.

Auch in Bengalen traten die Franzosen in Wettbewerb mit den Holländern und Engländern. Tschandernagor wurde 1676 gegründet und 1688 befestigt. Doch kurzsichtige

Handelspolitik verbot 1687 in Frankreich die Einfuhr der wichtigsten indischen Waren; 1719 wurden die Privilegien zurückgezogen, und nicht lange nachher war die Gesellschaft am Erlöschen, als ihr die Reorganisation zu einer einfachen Handelsgesellschaft wieder neues Leben einhauchte und Ponditscherri zu neuer Blüte brachte. Und nun folgte in den 1740er Jahren eine glänzende Zeit. Seit 1730 war Joseph François Dupleix Direktor der Niederlassung von Tschandernagor; seine Tüchtigkeit hob diese so, daß sie (mit 103000 Einwohnern) nach zehn Jahren unter den Faktoreien in Bengalen mit in erster Reihe stand. 1742 zum Gouverneur von Ponditscherri befördert, erwarb sich Dupleix bei den einheimischen Fürsten solches Ansehen, daß der Nuwab des Karnatik (S. 444), als 1743 das Gerücht von einem Kriege zwischen Frankreich und England nach dem nur schwach beschützten Ponditscherri gelangte, auf Dupleix' Wunsch den Europäern in seinem Gebiet alle Feindseligkeiten untersagte. Als aber 1746 B. Fr. Mahé de La Bourdonnais, Statthalter von Bourbon und Mauritius, mit einer französischen Flotte in den Gewässern erschien, brachte Dupleix durch das Versprechen, er werde Madras bekommen, denselben Nuwab dazu, daß er den Angriff der Franzosen auf die Engländer nicht hinderte. La Bourdonnais schlug zuerst eine englische Flotte bei Negapatam und nahm dann das schlecht verteidigte Madras, kehrte darauf aber mit der Flotte nach Frankreich zurück. Da aber das versprochene Madras nicht herausgegeben wurde, marschierte Anwar ed-Din mit 10000 Mann zur Vertreibung der Franzosen heran, die ihm nur 230 europäische und 700 nach europäischer Art eingeübte indische Soldaten gegenüberstellen konnten und dennoch den Angriff abschlugen. Dies Treffen bei Saint-Thomé hat in der Geschichte Indiens eine gewisse Bedeutung: hier wurden von Europäern zum erstenmal eingeborene Truppen, Sepoys (Sipoys; vom neupersischen sipahi = Soldat), verwendet, und hier errangen sich die europäischen Truppen ein solches Ansehen, daß von da an der Erfolg von Europäern gegen Truppen der einheimischen Fürsten von vornherein gesichert erschien.

Dupleix versuchte vergebens, die Engländer auch aus dem von Major Stringer Lawrence verteidigten Fort David zu vertreiben; umgekehrt mußte sich der englische Oberbefehlshaber Edward Boscawen von Ponditscherri, das er im Herbst 1748 fünfzig Tage lang mit einer starken Flotte und mit 4000 Mann belagerte, mit Verlust des vierten Teils seiner Mannschaft am 18. Oktober unverrichteter Sache wieder zurückziehen. Bald darauf beendete der Friede von Aachen, der Madras den Engländern wieder zurückgab, den Krieg zwischen England und Frankreich.

Dupleix hatte sich durch sein Verhalten gegen Anwar ed-Din einen Feind geschaffen, den er beseitigen mußte. In Tritschinopoli war der Fürst Tschanda Sahib, der unternehmendste und zugleich beliebteste aller südindischen Herrscher, 1741 von den Marratten gefangen hinweggeführt worden; er erschien dem staatsklugen Franzosen als der geeignetste Mann für die Verdrängung Anwars. Dupleix gab das Lösegeld für ihn, und Tschanda hatte bald eine Truppe von 6000 Mann aufgebracht, um gegen den in seinem Land unbeliebten Nuwab des Karnatik zu marschieren. Noch günstiger gestalteten sich die Dinge für Dupleix durch den in dieser Zeit erfolgten Tod des alten Nisams ul-Mulk (S. 443). Dieser hatte seinen Enkel Mosaffar Dschang zum Thronfolger im Dekhan bestimmt; aber sogleich nach seinem Tode hatte einer der fünf Söhne des Nisams, Nasir Dschang, sich des Staatsschatzes und damit des Heeres bemächtigt. Die Franzosen sandten dem echten Thronfolger, der auch Tschanda durch das Versprechen, er solle Herrscher über das Karnatik werden, für sich gewonnen hatte, Truppen unter General Ch. J. Patissier Marquis de Bussy. Bei Ambar fiel am 3. August 1749 Anwar ed-Din; sein Sohn Mohammed Alli floh nach Tritschinopoli. Mosaffar belehnte

für diesen Sieg seinen Verbündeten Tschanda mit dem Karnatik, während er den Franzosen 81 Dörfer in der Nähe Ponditscherris abtrat. Doch ward er darauf von seinem durch englische Truppen unter Major Lawrence unterstützten Oheim Nasir Dschang bei Walathawur geschlagen, gefangen und in Ketten gelegt, während Tschanda entkam; der Sieger erklärte Mohammed Alli, den Sohn des früheren Nuwab, zum Herrscher über das Karnatik. In raschem Wechsel wandte sich wieder das Glück: Mohammed wurde am 4. Dezember 1750 bei Gingen von Dupleix geschlagen, Nasir nach einer an Bussy verlorenen Schlacht von Aufständischen getötet; nun waren die Dupleix erwünschten Männer tatsächlich Herrscher im Dekhan und Karnatik; der Franzose erhielt unterm 15. Dezember 1750 von Mosaffar im Namen des Großmoguls den Titel eines Gouverneurs von allem Lande zwischen Kistna (Krischna) und Kap Komorin. Mosaffar Tschang wurde zwar schon nach drei Wochen durch Europäer getötet; aber an seine Stelle wurde auf Bussys Betreiben wieder ein den Franzosen günstig gesinnter Nachfolger, ein Bruder Nasir Dschangs, auf den Thron gesetzt. So erstreckte sich Dupleix' Einfluß über den größten Teil des Dekhan; Frankreich stand auf der Höhe seiner Macht in Indien.

β) Clives erstes Auftreten und kriegerische Erfolge.

Robert Clive, geboren am 29. September 1725 als Sohn eines Gerichtsanwalts auf Styche in Shropshire, war 1743 nach Indien gegangen und arbeitete als Schreiber weder zu eigener, noch zu seiner Vorgesetzten Befriedigung. Bei der Kapitulation von Madras gefangen genommen, entwich er nach Fort Saint David und erhielt dort 1746 unter Major Lawrence eine Fähnrichstelle. Nach der Schlacht bei Ambar war der Sohn des gefallenen Nuwab von Karnatik, Mohammed Alli, nach der starken Feste von Tritschinopoli (s. die beigeheftete Tafel) geflüchtet und hielt sich dort tapfer gegen die Truppen Tschandas. Als aber Dupleix die letzteren durch französische Soldaten verstärkt hatte, drohte 1751 der belagerten Festung die größte Gefahr. Da machte Clive, der sich schon bei einem Angriff der Engländer auf Dävikotta (1749) ausgezeichnet hatte, seinem Vorgesetzten den Vorschlag, durch einen Vorstoß auf Arkot, die Hauptstadt Tschandas, diesen von der Belagerung Tritschinopolis abzuziehen. Er selbst marschierte mit nur 200 Europäern und 300 Sepoys dorthin und setzte sich am 30. August 1751 in Arkot fest. Clives Plan gelang: der Nuwab verließ mit 10000 Mann Tritschinopoli, und Clive hielt sieben Wochen lang mit zuletzt nur 120 Europäern und 200 Sepoys die Belagerung und heftige Angriffe auf die schlecht befestigte Stadt aus, bis Tschanda beim Herannahen eines Marrattenkorps und englischer Verstärkung abzog. Diese herzhafte Tat stellte Clive sofort in eine Reihe mit den gefeiertsten Männern der indischen Kriegsgeschichte; ihr Eindruck auf die Inder selbst war überwältigend, der Glanz der französischen Waffen verdunkelt. Die Franzosen schlug Clive bei Arni; vor Tritschinopoli ergab sich im Juni 1752 ihr Belagerungsheer auf Gnade oder Ungnade den Engländern, und Tschanda Sahib, der sich seinen Feinden ausgeliefert hatte, wurde durch Mohammed Alli ermordet, ohne daß es Major Lawrence hinderte. Noch drei Jahre kämpften, während Clive 1753 aus Gesundheitsrücksichten nach England zurückkehrte, Engländer und Franzosen mit schwankendem Erfolge fort, bis im August 1754 Dupleix abberufen wurde; mit dem nur für Frankreich opferreichen Vertrage vom 11. Oktober waren alle seine hohen Pläne begraben.

An der Küste war die Macht der Franzosen gebrochen. Im Inneren jedoch hielt das militärische und diplomatische Geschick Bussys ihren Einfluß beim Nisam noch hoch. Er schlug die mit Übermacht heranrückenden Marratten entscheidend und zwang sie zum

Tempel und Befestigungen auf dem Felsen in Tritschinopoli.

Nach Kurt Boeck, Durch Indien ins verschlossene Land Nepal (Leipzig 1903).

Frieden, überwand gefährliche Ränke und erreichte von dem wankelmütigen Nisam die Abtretung der vier nördlichen Sirkars (im nördlichen Teil der östlichen Kistna-Tiefebene). Doch auch er wurde 1758 auf Veranlassung des auf ihn eifersüchtigen Grafen Th. A. Lally-Tollendal, des Gouverneurs von Ponditscherri, zurückberufen.

Hatte sich der französisch-englische Kampf in der Gegend der beiden südlichen Hauptplätze bewegt, so drohte den siegreichen Briten jetzt eine unerwartete Gefahr im Norden. In Bengalen hatte die von Murschid Kuli Khan begründete Dynastie nur kurze Zeit bestanden. Ali Wardi entriß ihr 1740 die Herrschaft und gab bei einem Einfall der Marratten den Engländern die Erlaubnis, ihre Niederlassung zu Kalkutta mit Wall und Graben, dem „Marratta-Ditsch", zu befestigen. Nach seinem Tode (1756) folgte ihm sein Enkel Siwadschi Daula (Suradschah ed-Daula), ein 18jähriger, leidenschaftlicher, launenhafter Wüstling von geringem Verstande, der die Engländer haßte und ihr Emporkommen fürchtete. Rasch rückte er gegen Kalkutta vor; ein Hilferuf der Engländer an die benachbarten französischen und holländischen Niederlassungen blieb erfolglos, und am 20. Juni 1756 ergab sich nach viertägiger Verteidigung die ungenügend beschützte Stadt, nachdem der größere Teil der Bewohner zu Schiff flußabwärts geflohen war. Von den Zurückbleibenden wurden 146 Männer während der Nacht in das unter dem Namen des Schwarzen Lochs (black hole) zu trauriger Berühmtheit gelangte Militärgefängnis gesperrt, einen 30 qm großen Raum mit nur zwei kleinen vergitterten Fenstern: am Morgen wurden nur 23 Überlebende aus der verpesteten Luft hervorgezogen.

c) Das Zeitalter der Gelderpressungen (1760—98).

α) Clives zweites Auftreten in Indien.

Die Nachricht von dem Unglücke Kalkuttas erreichte Madras im August 1756, als Clive eben aus England dahin zurückgekehrt war. Sobald der Monsun es gestattete, segelte er im Oktober mit dem bei Madras stationierten Admiral Watson in das Gangesdelta und gewann am 2. Januar 1757 Kalkutta zurück; weiteres, von Clive verlangtes Vorgehen vereitelte zunächst die Ängstlichkeit des Rates, der in dieser Zeit die Nachricht vom Ausbruch des Krieges mit Frankreich erhielt, auch die Nähe Bussys und dessen Einfluß auf den Nisam fürchtete. Ein Vertrag, den der Nuwab von Bengalen mit den Briten schloß, ward von ihm sofort wieder gebrochen. Um die Franzosen zu schrecken, nahm Clive Tschandernagor, ihre Niederlassung am Hugli, mit Sturm. Gegen die Übermacht Schiwadschis suchte er seine Hilfe in Verschwörung und Verrat: einem Verwandten am Hofe des Nuwab, Mir Dschafir, wurde, wenn er in der zu erwartenden Schlacht mit seinen Truppen abfallen werde, die Thronfolge zugesagt. Das bengalische Heer hatte, über 50000 Mann stark, bei Plassey (Palaschi bei Murschidabad [Moxudabad]) ein befestigtes Lager bezogen: hier griff es Clive mit nur 2900 Mann an und siegte 23. Juni 1757 dank der verräterischen Haltung Mir Dschafirs und der Feigheit des Nuwab. Zum Lohn für seine Verräterei wurde Mir Dschafir Nuwab von Bengalen, wenn auch der Form wegen von Delhi bestätigt; den nachträglich gefangenen Nuwab brachte ein Sohn Mir Dschafirs um. Als Gegengabe für seine Erhöhung zahlte der Nuwab an die englische Kompanie und ihre einzelnen Beamten reiche „Geschenke", im ganzen mehr als 50 Millionen Mark (an Clive allein 5400000 Mark). Außerdem übertrug er an die Kompanie das Zemindarrecht (d. h. das Recht, für den Nuwab die Steuer zu erheben) über einen 882 Quadratmeilen großen Landbezirk um Kalkutta (die jetzigen 24 Perganas). Der Großmogul übertrug 1760 den Betrag dieser Steuer, jährlich 600000 Mark, auf Clive selbst. Dieser wurde dadurch im gewissen Sinne Herr seiner eigenen, die Steuer für ihn erhebenden Herren:

diese Ungeheuerlichkeit wurde 1765 infolge eines Parlamentsbeschlusses dahin abgeändert, daß diese Einnahmen Clive zehn Jahre lang, doch von da ab die Kompanie erhalten sollte.

Dem neuen Nuwab von Bengalen drohte bald Gefahr von hinduischer Seite. Ali Gubar, der Sohn des Großmoguls Alamgir II., war vom Hofe seines Vaters geflohen und hatte in Audh und Allahabad gute Aufnahme gefunden; nach der Ermordung des Kaisers (1759) erklärte er sich selbst zum Kaiser von Hindostan und nahm den Titel Schah Alam II. (vgl. S. 439) an. Mit einem aus Afghanen, Marratten usw. zusammengesetzten Heere von 40000 Mann marschierte er gegen Mir Dschafir und schlug zunächst die durch britische Sepoys verstärkten Truppen des Nuwab bei Patna, unterlag aber dann wiederholt mit Hilfe englischer Truppen (1760) und mußte seine Absichten auf Bengalen aufgeben.

Unterdes hatte der Ausbruch des 7jährigen Krieges in Deutschland dazu geführt, daß Frankreich und Rußland auf seiten Österreichs gegen Preußen und das mit diesem verbündete England standen. Graf Lally-Tollendal, seit 1756 französischer Gouverneur in Ponditscherri, machte sich bei aller Kriegserfahrung und Tapferkeit durch seine Taktlosigkeiten überall Gegner, so daß er dauernd Mißerfolge erzielte. Nach Bussys neidvoller Abberufung nahm der von Clive abgesandte Forde den Franzosen die nördlichen Sirkars; am 7. April 1759 fiel mit Masulipatam der letzte französische Stützpunkt im Dekhan den Briten in die Hände.

Bald nach seiner Ankunft (April 1758) hatte sich Lally am 1. Juni des englischen Forts Saint David bemächtigt; aber seine Absicht, rasch gegen das ungenügend geschützte Madras vorzugehen, vereitelte die Weigerung des französischen Admirals und die Versagung der Mittel von seiten des Rats in Ponditscherri. Vergebens suchte er sich dann durch die Bestürmung Tandschors das nötige Geld zu verschaffen. Als er endlich doch Madras belagert und schon Bresche in seine Mauern gelegt hatte, weigerten sich seine eigenen Offiziere, den Sturm zu unternehmen; beim Erscheinen einer englischen Flotte vor Madras zogen sich die Franzosen schleunig zurück mit Hinterlassung des ganzen Belagerungsgeschützes (Februar 1759). Nunmehr verpflichtete sich auch der Nisam den Engländern gegenüber, nie wieder Franzosen in seine Dienste zu nehmen. Noch einmal leuchtete diesen ein Funke Hoffnung, als eine starke französische Flotte vor Ponditscherri erschien; aber nach einer unentschiedenen heftigen Seeschlacht zog sie sich vor den Briten nach Isle de France zurück. Den letzten Versuch machte Lally, indem er das englische Fort Wandewasch bestürmte; aber der von Clive abgesandte Oberst Eyre Coote besiegte ihn am 22. Januar 1760. Lally, seit März 1760 zu Wasser und zu Land in Ponditscherri eingeschlossen, ergab sich am 16. Januar 1761. Nach Paris zurückgekehrt (1764), wurde er in die Bastille geworfen und am 7. Mai 1766 schimpflich enthauptet. Voltaires unerschrockenem Eintreten verdankte es sein Sohn, daß Ludwig XVI. unterm 21. Mai 1778 die Ehre des unschuldig verurteilten Vaters wiederherstellte.

So war der zweite ernstliche Mitbewerber um die Macht in Indien beseitigt, obwohl er im Pariser Frieden (10. Februar 1763) Ponditscherri und Tschandernagor — auf kurze Zeit (vgl. unten, S. 463) — wiedererlangte. Durch Clives Tätigkeit sank auch Hollands Bedeutung in Indien zu einem Nichts herab. Als sich 1760 die Lage für die Briten einmal schlimm zu gestalten schien, schickte die Holländisch-Ostindische Kompanie im heimlichen Einverständnis mit dem hinterlistigen Mir Dschafir von Java her sieben große Schiffe mit Truppen nach dem Hugli. Doch Clive nahm sie weg, rückte vor die holländische Niederlassung Tschinsura, und die Holländer verpflichteten sich vertraglich, niemals dort Befestigungen anzulegen und, außer einer kleinen Polizeitruppe, keine Truppen zu halten; jede Verletzung dieser Bestimmungen sollte mit sofortiger Austreibung der Holländer bestraft werden.

β) Mir Kasim: weitere Erfolge der Kompanie (1761—65) und die Verderbnis ihrer Beamtenschaft.

Clive kehrte noch 1760 nach England zurück und ward, 1762 als Lord Clive von Plassey irischer Peer, der vergötterte Liebling des Volkes. Aber in Indien fehlte überall seine starke Persönlichkeit. „Er hatte in Bengalen kein Regierungssystem zurückgelassen, sondern nur die Überlieferung, daß durch den Schrecken des englischen Namens unbegrenzte Summen Geldes von den Eingeborenen herausgepreßt werden könnten." Der Erfolg seiner Abmachungen mit Mir Dschafir wirkte für den Rat zu Kalkutta als böses Beispiel nach. Die Einsetzung des Nuwab hatte für alle so unerhörten Gewinn abgeworfen, daß nichts näher lag, als den Versuch zu wiederholen. Man bedrängte den selbstgeschaffenen Herrscher so lange, bis er schließlich abdankte; die Erhebung Mir Kasims, eines seiner Verwandten, an seine Stelle brachte außer schweren Haufen Geldes an die einzelnen höheren Zivil- und Militärbeamten der Kompanie die Bezirke von Bardwan, Midnapur und Tschittagong als Gegengabe ein. Doch der neue Nuwab besaß selbständigen Charakter, hohen Ehrgeiz und starke Tatkraft. Mit Eifer ging er daran, sich ein eigenes Heer zu schaffen und unter europäischer Schulung auszubilden. Unwillig ertrug er die Übergriffe der englischen Händler. Es war ein allgemeiner Brauch geworden, daß alle Beamten der Kompanie bis zum untersten Schreiber hinab die Dürftigkeit ihres Gehalts durch private Handelsgeschäfte mehr als ausglichen; wohl hatte der Herrscher von Bengalen dem Handel der Kompanie als solcher Zollfreiheit gewährt, aber auch jener private Handel beanspruchte von ihm dieselben Vorrechte. Der Nuwab beklagte sich bei dem Rat — ohne Erfolg, im Gegenteil, man reizte ihn noch mehr; als Gegendruck hob er in seinem Lande die Steuerfreiheit auch der Kompanie auf. Damit war der Kriegsfall gegeben. Das Heer des Nuwab, in das französische Truppenreste aufgenommen waren, zählte 15000 Mann, wurde aber durch den tüchtigen Major Tobias Adams bei Katwa, bei Gharia und bei Udwa Nala (Radschmahal) geschlagen. Mir Kasim flüchtete sich mit 155 gefangenen Engländern nach Patna und ließ diese, als er auch hier vom feindlichen Heere bedrängt wurde, ermorden, bevor er sich mit dem Reste seiner Truppen nach Audh, an den Hof des dortigen Wesirs Schudscha, zurückzog. An seiner Stelle kam der frühere Nuwab, Mir Dschafir, wieder auf den Thron von Bengalen, nicht, ohne daß auch bei dieser Gelegenheit der Kompanie und ihren Beamten reiche Gaben zugeflossen wären.

Inzwischen war der schwere Afghanensturm (S. 442) über das Delhireich hinweggefegt und hatte das Mogulreich bei Panipat am 6. Januar 1761, zehn Tage vor dem Falle Pondischerris, vernichtet. In Delhi herrschte volle Rechtlosigkeit; der Kaiser flüchtete sich zu Schudscha ed-Daula, dem Nuwab von Audh. Beide erkannten in der rasch wachsenden Macht der Engländer am unteren Ganges eine große Gefahr, und Mir Kasim fand mit dem immer noch ansehnlichen Reste seiner Leute am dortigen Hofe günstige Aufnahme. Die vereinten Heere drangen gegen die Engländer vor, gerade als deren Sepoytruppen meuterten; doch wurde der Aufstand durch Strenge schnell unterdrückt, und bei Baksar (Buxar) schlugen am 23. Oktober 1764 die Engländer unter Major Hector Monro die Übermacht der verbündeten Hindufürsten. Mir Kasim ist 1777 in Elend bei Delhi gestorben.

Der Sieg von Baksar, noch bedeutungsvoller als der von Plassey, brachte die Briten in direkte Beziehung zu dem Herrscher von Hindostan, dessen Würde noch immer ihren idealen Wert behalten hatte, wenn auch seine tatsächliche Macht auf fast nichts beschränkt war. In dem Friedensschluß wurde die Kompanie als Vasall Schah Alams, offiziell als Feudalherrin

von Unterbengalen, Bihar und Orissa anerkannt und erhielt 1765 den Diwanat, d. h. die ganze Zivil- und Militärverwaltung. Dafür hatte sie jährlich 5 Millionen Mark an den Mogul zu entrichten, dem der Besitz des unteren Duab (Allahabad und Kora) zugesichert wurde. Schudscha behielt gegen Bezahlung der Kriegskosten im Betrage von 10 Millionen Mark seine Herrschaft in Audh; der Nuwab von Bengalen, der Sohn des im Februar 1765 gestorbenen Mir Dschafir, erhielt als Entschädigung für den Verlust seiner Einkünfte aus Bengalen jährlich 12 Millionen Mark und die Kriminalgerichtsbarkeit, den Nisamat.

Trotz der großen Einnahmen, die der Kompanie zuflossen, hatte diese doch Ursache, mit Sorge auf die weitere Entwickelung der Dinge in Indien zu blicken. In der Verwaltung war vieles, ja alles faul: von den obersten bis zu den untersten Stellen waren alle Beamten von der Sucht ergriffen, sich mit erlaubten und unerlaubten Mitteln in kürzester Zeit zu bereichern, um dann den Rest der Tage in England als „Nabobs" zu verleben. Das Land wurde furchtbar ausgesogen: „In Kalkutta wurden unermeßliche Vermögen rasch zusammengehäuft, während 30 Millionen menschlicher Wesen bis auf die äußerste Stufe des Elends herabgedrückt wurden. Sie waren daran gewöhnt, unter der Herrschaft von Tyrannen zu leben, aber niemals hatten sie eine Tyrannei erfahren wie diese. Sie empfanden mit schwererem Drucke den kleinen Finger der Kompanie als die Hand Schudscha ed-Daulas." (Thomas Babington Macaulay, Lord Clive; 1840.) Selbst das Heer steckte das schlechte Beispiel der Beamten an: Habgier, Genußsucht, Lockerung der Disziplin waren auch hier eingerissen.

γ) Clives letztes Auftreten in Indien und sein Ende.

So stand Clive im Mai 1765, als er zum zweitenmal als Gouverneur in Kalkutta eintraf, einer schweren Aufgabe gegenüber. Hatte er ja doch selbst die Übelstände mitgeschaffen, die er jetzt abstellen sollte; hatte er doch als Beamter der Kompanie ungeheure Schätze erworben und durch die riesigen Schatzungen, die er den Herrschern auferlegte, selbst die Aussaugung des Landes eingeleitet. Mit starker Hand beseitigte er, trotz des Widerstandes aller Beamten, die selbst offen meuterten, manche Übelstände und minderte die allgemeine Verderbnis. Den Beamten ward es streng verboten, Geschenke anzunehmen, und ihr privater Handel nahm ab; dafür führte er als eine freilich ungenügende Entschädigung höhere Besoldungen ein, die das Salzmonopol deckte.

Clive verließ infolge geschwächter Gesundheit im Januar 1767 Indien, um nicht wieder dorthin zurückzukehren. Die Mißachtung, die er bei allen Europäern in Bengalen hervorgerufen hatte, trug schon vor seiner Heimkunft ihre Wellen in das Mutterland. Er fand dort nicht den glänzenden Empfang wie bei seiner vorigen Rückkehr. Die abenteuerlichsten Gerüchte über ihn waren im Umlauf. Es kam schließlich zu einer parlamentarischen Untersuchung und Anklage; sie endete mit der Erklärung des Hauses der Gemeinen, daß Clive seinem Vaterlande „große und wichtige Dienste geleistet" habe. Clive blieb trotzdem verbittert; Opiumgenuß untergrub seine Gesundheit, und in einem Anfalle von Schwermut beging er am 22. November 1774 Selbstmord.

δ) Der erste Krieg der Englischen Kompanie mit Haider Ali von Maisur.

Nach Clives Fortgange verschlimmerten sich die Verhältnisse in Indien noch. Sein erster politischer Schritt war der Friedensschluß mit dem Großmogul gewesen, und dieser hatte der Kompanie ein gewaltiges Gebiet übergeben, für dessen Verwaltung es an europäischen Beamten fehlte. Nur die oberen Stellen konnte man durch geschulte Engländer besetzen, während die Leitung der Bezirke den Eingeborenen überlassen wurde, deren anders

geartete Anschauungen über Recht und Unrecht die größten Schwierigkeiten herbeiführten; für diese aber waren die höheren europäischen Behörden verantwortlich, die den Verhältnissen verständnislos gegenüberstanden. Bei den Hindu-Unterbeamten waren Unredlichkeit und Unterschleif gleichsam ein Gewohnheitsrecht, und auch die europäischen Beamten erlaubten sich privaten Handel und Annahme von „Geschenken", seit Clives starke Hand fehlte. Die Einnahmen der Kompanie gingen in beunruhigender Weise zurück; anderseits wuchsen die Ausgaben gewaltig durch die kriegerischen Verwickelungen im Süden.

Im heutigen Maisur war im 16. und 17. Jahrh. eine eingeborene Hindu-Dynastie, die der Wodejar, aus kleinen Anfängen zu bedeutender Macht gelangt. Aber während der Kämpfe der Briten mit den Franzosen vertrieb der mohammedanische Heerführer Haider Ali (geb. 1728) den schwächlichen Tschikka Krischna Radscha Wodejar durch List und Gewalt, setzte sich 1761 selbst an die Spitze des Staates und vergrößerte, teilweise mit Hilfe französischer Unterführer, das neu erworbene Reich ringsum auf Kosten seiner Nachbarn. Als er 1767 gegen den Nisam vorzugehen drohte, schloß dieser bei der Abtretung der nördlichen Sirkars an die Engländer (S. 457) mit diesen ein Schutzbündnis; kaum aber waren auch sie mit Haider Ali in Krieg geraten, als der schlaue Mohammedaner den Nisam selbst durch Geld und Versprechungen gewann. Die britischen Truppen wurden von den Reiterscharen Maisurs bis nach Trinomalä zurückgedrängt; doch hier unterlag Haider, der seine Truppen auf das Hochland zurückführen mußte. Ein kräftiger Vorstoß nach der Westküste befreite ihn von den Truppen Bombays und brachte ihm Mangalor ein. Noch längere Zeit wurde mit wechselndem Glücke gekämpft, bis am 3./4. April 1769 ein für die Briten wenig ehrenvoller Frieden fast alle Eroberungen den früheren Besitzern zurückgab.

ε) Warren Hastings.

Der Kompanie hatte der Krieg nichts eingetragen, aber viel gekostet. Die reichen Quellen von Erpressungen bei Thronwechseln in Bengalen flossen nicht mehr; den kaufmännischen Gewinn steckten die Beamten großenteils ein. Dazu kam 1770 eine fürchterliche Hungersnot, die wohl ein Drittel der bengalischen Bevölkerung hinwegraffte und die Einnahmen fast ganz versiegen ließ. Die Gesellschaft stand 1772 nahe vor einem Bankstürz und hielt sich nur durch eine beträchtliche Unterstützung des englischen Staates. Wirklich helfen konnte freilich nur eine gründliche Reform.

Zu Clives Zeit hatte sich im Rate von Kalkutta seit 1761 Warren Hastings (geb. 6. Dezember 1732 zu Churchill) durch Besonnenheit, Rechtlichkeit und Arbeitskraft ausgezeichnet. Nach mehrjähriger Abwesenheit in England war er 1769 als Mitglied des Rates nach Madras gesandt worden; jetzt (1772) stellte man ihn an die Spitze des Rates von Bengalen. Und als infolge der erwähnten Mißstände im Februar 1773 die Verfassung der indischen Handelsgesellschaft durch die Regulating Act von Grund aus umgestaltet wurde, trat er an die Spitze aller indischen Besitzungen der Kompanie. Nach dieser neuen Verfassung nahm die Präsidentschaft Bengalen eine bevorzugte Stellung ein, indem ihr Präsident als Generalstatthalter auch politisch die beiden neuen Präsidentschaften führte. Ihm zur Seite standen vier Räte, deren Meinung bei Stimmengleichheit der Präsident bestimmte; außerdem wurde in Kalkutta, unabhängig vom Rat, ein höchster Gerichtshof eingesetzt.

Die Stellung des ersten Generalstatthalters war sehr schwierig. Seine Aufgabe, die festgewurzelten Mißbräuche in allen Zweigen der Verwaltung zu beseitigen, begegnete überall dem stärksten Widerstande. Schlimmer als das war die Hemmung, die Hastings im Rate

selbst erfuhr: von den vier Mitgliedern waren drei in allen Verwaltungssachen seine grundsätzlichen Widersacher, vor allem der tüchtige, aber ehrgeizige und etwas neidische Philipp Francis (der mutmaßliche Verfasser der „Junius-Briefe" 1768—72). Außerdem brachte die unklare Abgrenzung der Befugnisse des Rates und des obersten Gerichtshofes störende Verwickelungen. Mit Geschick, Tatkraft und Ausdauer überwand Hastings alle Hemmnisse. Als ein angesehener Brahmane, Nun Komar, die geschwächte Stellung des Generalgouverneurs im Rate dazu benutzen wollte, ihn durch eine falsche Angeberei zu stürzen, ließ dieser durch den ihm günstig gesinnten obersten Gerichtshof den Brahmanen wegen Urkundenfälschung anklagen, zum Tode verurteilen und hängen, ein warnendes Beispiel für alle Hindu. Von seinem Feind im Rate, Francis, befreite er sich, indem er ihn zum Zweikampf herausforderte und ihm dabei eine Kugel durch den Leib schoß; er kehrte 1780 für immer nach England zurück. Von da ab konnte Hastings, über die Mehrzahl der Stimmen im Rate verfügend, sein Reformwerk fortführen. Die Besteuerung wurde gründlich reorganisiert; als Verwaltungsbeamte der größeren Bezirke wurden Europäer eingesetzt. Alle Angestellten wurden besser besoldet und ihnen die Nebengewinne streng verboten; die Rechtspflege wurde durch Einrichtung von Bezirksgerichtshöfen gebessert usw. Bei der bisherigen Verrottung war nicht zu erwarten, daß die Reformen während der Regierungszeit des einen Mannes gänzlich durchgeführt sein konnten; aber die noch heute geltende Grundlage war gelegt und damit der Boden für eine gesunde Weiterentwickelung vorbereitet.

Warren Hastings sollte die in der Verwaltung bestehenden Übelstände abstellen, vor allem aber das vorhandene Defizit beseitigen und die Kompanie instand setzen, möglichst hohe Dividenden zu verteilen. Aber das Land war ausgesogen, und die Reformen kosteten einstweilen viel Geld, ohne unmittelbar etwas einzutragen. Dennoch löste der Generalgouverneur mit seinem weiten politischen Gewissen und seiner Rücksichtslosigkeit auch den zweiten Teil seines Auftrags glänzend.

Schon Clive hatte 1766 beim Thronwechsel das Jahresgehalt, das die Kompanie an den Nuwab vertragsmäßig zu zahlen hatte, von 12 Millionen Mark auf 8 Millionen herabgesetzt, und 1768 war bei gleicher Gelegenheit ein neuer Abzug von 2 Millionen gemacht worden. Hastings verminderte die Summe um weitere 3 200 000 Mark: den Nuwab, ein unmündiges Kind, brauchte man nicht zu fürchten, und wegen des Vertragsbruches beschwichtigte man leicht sein Gewissen: hatte man doch den Vertrag nur mit Mir Dschafir geschlossen, so daß seine Nachfolger noch zufrieden sein konnten, daß ihnen so viel übrigblieb.

Eine zweite reich fließende Quelle fand der in der Wahl seiner Mittel nie verlegene Generalgouverneur in dem Verhältnis der Briten zum Großmogul. Man hatte 1765 dem Kaiser Schah Alam die beiden Provinzen Allahabad und Kora sowie 2½ Millionen Rupien (3 Millionen Mark) aus den Einkünften von Bengalen zugesprochen. Aber als dieser 1765 die beiden Provinzen gegen sein früheres Hauptland und die Hauptstadt Delhi an die Marratten abtrat und 1771 in die letztere übersiedelte, behielt man nicht nur die festgesetzten Abgaben an den Kaiser zurück, sondern verkaufte auch noch jene beiden, den Briten gar nicht gehörenden Provinzen für schweres Geld an Schudscha, den Nuwab von Audh, — da der Kaiser von den englandfeindlichen Marratten abhängig sei. Dem Nuwab lieh man dann gegen Vergütung britische Truppen, um die Rohilla am Fuße des Himalaja zu unterwerfen, die den Briten nicht das geringste zuleide getan hatten. Nachdem er 1776 verstorben war, beschuldigte die Kompanie seine Mutter und seine Witwe (die beiden Begams), denen er 10 Millionen Rupien (13½ Millionen Mark) hinterlassen hatte, die in einem Streite mit dem Thronfolger Asaf ed-Daula ihnen der Rat von Kalkutta selbst zusprach: sie hätten den Radscha von Benares zum Widerstande gegen die Briten angestiftet, setzte sie gefangen und bedrohte sie mit schweren Gewaltmaßregeln, bis man ihnen ihr Vermögen abgepreßt hatte. Endlich richtete man den Blick auf den reichen Radscha von Benares, Tschait Sing. Nachdem man mehrere außerordentliche Geldzahlungen erzwungen hatte, verlangte man unberechtigterweise noch die Aufstellung einer besonderen Hilfsreitertruppe. Ein gefährlicher Volksaufstand ward niedergeschlagen und mit der Einsetzung eines gefügigeren Radscha beendigt: die jährlichen Einnahmen der Kompanie erhöhten sich dadurch ebenfalls um 200 000 Pfund Sterling.

ζ) Der erste Krieg der Englischen Kompanie mit den Marratten; der zweite Krieg mit Maisur; Hastings' Heimkehr.

Im Puna war 1761 der Peschwa Baladschi (S. 443) gestorben. Als ihm sein Sohn und sein Enkel bald nachfolgten, erklärte sich bei dem Mangel direkter Erben ein Bruder Baladschis, Raghnat Rao (Ragoba nach englischer Aussprache) zum Peschwa; doch wurde diese Thronfolge bestritten, als dem letzten Peschwa ein nachgeborener Sohn erstand. Raghnat suchte 1774 bei der Präsidentschaft Bombay Hilfe und versprach ihr dafür die beiden Hafenplätze Bassein und Salsette, die jene sofort besetzte; als er von den Marratten unter Sindia und Holkar angegriffen wurde, flüchtete er dorthin und übergab durch den Vertrag von Bassein (1775) die beiden Häfen an Bombay. Obwohl die Präsidentschaft seit der Regulativakte nicht mehr das Recht besaß, selbständig politische Verhandlungen zu führen, schickte sie Truppen unter Carnac aus; diese wurden jedoch 1779 bei Wadgaon von Sindia geschlagen, und das ganze Heer mußte sich ergeben. Wenn auch die Regierung in Kalkutta das Vorgehen Bombays nicht gebilligt hatte, so war es für sie jetzt doch Ehrensache, für die Geschlagenen einzutreten: 1780 wurden Truppen nach dem Westen geschickt, Achmedabad eingenommen und am 5. August die für unbezwinglich gehaltene Marratten-Feste Gwalior durch Major Popham gestürmt, Sindia selbst überrascht und geschlagen. Der vorläufige Vertrag von Salbai (1781) befreite die Engländer von diesem schärfsten Gegner, dem darin tatsächlich die Führerschaft im Marrattenbunde zuerkannt wurde. Im endgültigen Frieden von 1782 erhielten die Marratten Gudscherat, während die Präsidentschaft Bombay Bassein und Salsette behielt und Raghnat gegen ein Jahresgehalt auf die Stellung als Peschwa verzichtete.

Schon 1778 war von neuem Krieg zwischen England und Frankreich ausgebrochen und im Oktober Ponditscherri genommen worden (1783 durch den Frieden von Versailles an Frankreich zurückgegeben); um den Franzosen das an der Westküste gelegene Mahé (s. die Karte bei S. 426) zu entreißen, hatten Truppen von Madras das Gebiet von Maisur durchquert, ohne dessen Herrn darum zu fragen. Der auch sonst gereizte Haider Ali fiel im Juli 1780 mit starker Truppenmacht in das Karnatik ein und schlug am 10. September das schwächere und schlecht geführte Heer bei Pollilor vollständig. Der Befehlshaber (Baillie) selbst hatte die weiße Fahne aufgepflanzt, empfing aber trotzdem die Mohammedaner, als sie ungedeckt herankamen, mit heftigem Feuer. In ihrer Erbitterung über diesen Verrat würden sie die Engländer in Stücke gehauen haben, wären sie nicht durch ihre französischen Offiziere davon zurückgehalten worden. Der Führer des zweiten englischen Heeres, Thomas Munro, warf seine Kanonen in einen Teich und floh hinter die Mauern von Madras. Haider verwüstete das ganze Karnatik, um den Engländern die Mittel zur Kriegführung zu schmälern. Sobald die Nachricht von den Schlägen in Kalkutta einlief, brach Hastings sofort den Krieg mit den Marratten ab und sandte neue Truppen unter Sir Eyre Coote (S. 458), die Ende 1780 in Madras eintrafen; am 1. Juli 1781 wurde bei Porto Novo ein Sieg über Maisur errungen. Nach längerem gegenseitigen Beobachten schlug Coote den Feind am 2. Juni 1782 bei Tschittur; Haider Ali starb noch in demselben Jahre (10. Dezember) bei der Belagerung von Wellor. Sein Sohn Tippu Sahib setzte die Feindseligkeiten mit vielem Erfolg (April 1783 Einschließung des Generals Matthews in Bednar und 20. Juni Seesieg des mit Maisur verbündeten braven französischen Admirals P. A. Suffren de Saint-Tropez bei Kuddalor) fort, und erst am 11. März 1784 wurde auf Grund gegenseitiger Rückgabe der Eroberungen der Friede zu Mangalor geschlossen.

Im Frühjahre 1785 kehrte Warren Hastings nach England zurück, wo seine finanziellen Maßregeln wohl den Beifall seiner Kompanie fanden, nicht aber den des öffentlichen Gewissens. Er wurde auf Grund der am 18. Mai 1784 durch Pitt d. J. durchgesetzten India-Bill, wonach die Regelung der indischen Verhältnisse fortan einem ministeriellen Board of Control (Aufsichtsrat) unterstanden, 1787 vom Parlamente verschiedener Rechtsverletzungen und Erpressungen angeklagt: der Prozeß endete 1795 mit seiner Freisprechung, nachdem die gerichtlichen Verhandlungen sein Vermögen aufgezehrt hatten. Doch sicherte ihm die Kompanie nach Bezahlung seiner Schulden durch eine Jahrespension von 4000 Pfund Sterling einen sorgenfreien Lebensabend. Er starb am 22. August 1818, geehrt vom König und wiederhergestellt in der Gunst des Volkes.

η) Lord Cornwallis; der dritte Krieg gegen Maisur.

John Macpherson, während dessen Verwaltung (1785—86) nichts Bedeutendes eintrat, löste Charles Mann Graf von Cornwallis (1786—93) ab. Dieser hatte im nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege unglücklich gefochten, galt aber als ehrlicher und wohlwollender Mann: deshalb sollte er in Bengalen ein festes System der Landbesteuerung durchführen.

Er bestimmte zunächst, daß die Grundsteuer nach dem Satze der bisherigen Einnahmen auf zehn Jahre festgelegt werden sollte; doch schon 1793 wurde dies Verfahren für dauernd gültig erklärt. Die Meinungen über den Wert der Reform, die die Grundsteuereinkünfte Bengalens auf jährlich 60 Millionen Pfund Sterling festsetzte, sind geteilt. Die bestehenden Rechtsverhältnisse, an die man die Steuerbestimmungen anschließen mußte, waren sehr verwickelt, schwer verständlich und in den einzelnen Landesteilen verschieden; Ungerechtigkeiten waren somit nicht zu vermeiden: im allgemeinen wurden die Großgrundbesitzer (Zemindars) zu vorteilhaft, die Kleinbauern (Raiots) zu ungünstig gestellt. In anderen Zweigen der Verwaltung nahm Cornwallis Änderungen vor, die einen Fortschritt bedeuteten. Die Offiziere der Kompanie wurden denen der staatlichen Truppen gleichgestellt, die Kriminalrichterstellen nur mit Europäern besetzt, die Besoldungen der höheren Verwaltungsbeamten (Collectors) und der Richter in den Bezirken erhöht usw.

In der äußeren Politik blieben Lord Cornwallis Verwickelungen nicht erspart. Maisurs neuer Herrscher Tippu Sahib (Tipu Sultan), leidenschaftlich und rachsüchtig, tapfer, ausdauernd und schlau, hatte 1787 an Ludwig XVI. eine Gesandtschaft geschickt und mit dem Gouverneur von Ponditscherri Verbindungen angeknüpft, ebenso mit der mohammedanischen Macht im Norden, den Afghanen; den mit den Engländern verbündeten Radscha von Travankor überfiel er im Dezember 1789, freilich ohne Erfolg. So war er für die Engländer in Madras ein gefährlicher Nachbar, und Cornwallis verbündete sich sofort mit den Marratten und dem Nisam, um ihn zu stürzen und sein Land gemeinsam aufzuteilen. Aber der Krieg wurde 1790 ohne Nachdruck geführt. Als sich dann Lord Cornwallis selbst an die Spitze des englischen Heeres stellte, wurde 1791 ein Sieg bei Bangalor erfochten und ein kräftiger Vorstoß bis an die Hauptstadt des Gegners gemacht; aber von den Verbündeten im Stiche gelassen, mußte Cornwallis mit Verlust seines Belagerungsparks zurückweichen. Erst Anfang 1792 stürmte er mit verstärktem Heere Tippus Lager, griff ihn in Seringapatam an und diktierte ihm am 24. Februar den Frieden: Tippu bezahlte 3 Millionen Pfund Sterling Kriegskosten und trat die Hälfte seines Landes, Malabar und Kurg (Coorg), an die Verbündeten ab, die es unter sich teilten.

θ) Sir John Shore und das Erzwingen „subsidiärer Allianzen".

Auf Lord Cornwallis folgte sein Hauptmitarbeiter am Steuerreformwerk und einer der besten Kenner indischer Verhältnisse, Sir John Shore (1793—98; seit 1797 „Baron

Teignmouth"). Seine sonst nicht gerade scharfe Regierung hat die subsidiäre Allianz in die indische Politik der Briten eingeführt[1].

Der Nuwab Asaf ed-Daula von Audh (S. 462) war 1797 gestorben, und die Regierung in Kalkutta begrüßte zunächst die Thronbesteigung seines Sohnes Wesir Ali freundlich. Aber bald entdeckte man, daß sich der junge Nachbar möglicherweise den Gegnern Englands zugesellen könne. Shore, der in die Hauptstadt Lakhnau geeilt war, fand, daß die Abstammung Wesir Alis nicht echt sei, führte den Fürsten auf britisches Gebiet ab und setzte den gefügigeren Bruder Asafs auf den Thron, der zum Lohne dafür die Festung Allahabad abtrat und versprach, mit keinem fremden Staat in politische Beziehungen zu treten und jährlich 760000 Pfund Sterling Geld herzugeben für die Unterhaltung von 10000 britischen Soldaten, die mehr zur Unterdrückung freiheitlicher Gelüste des subsidiierten Alliierten als zu seinem Schutze da waren.

d) Der imperialistische Gedanke und das Zeitalter der großen Gebietserwerbungen (1799—1828).

Während sich so in Indien die englische Macht mehr und mehr vergrößerte, waren die politischen Verhältnisse Europas von Grund aus erschüttert worden. Aus den Trümmern der französischen Revolution war riesengroß die Gestalt Napoleon Bonapartes aufgewachsen, eine Macht, die der Weltherrschaft zuzustreben schien. Die Engländer hatten guten Grund, um ihre auswärtigen Besitzungen besorgt zu sein: Bonaparte drang nach Ägypten vor, um die mohammedanische Welt in seinen Bann zu zwingen; Mauritius (1715—1810 französisch) und Bourbon (1646—1810) bildeten gute Zwischenstationen auf dem Wege nach Indien. In den verschiedenen Hindu- und mohammedanischen Staaten Indiens standen noch immer französische Offiziere und Soldaten, die Reste aus Dupleix' Zeit (S. 455), im Solde der Fürsten, deren Heere sie nach europäischem Muster einübten. So hatten die Truppe des Nisams erst Bussy (S. 455), später dessen Nachfolger Joachim Maria Raymond gut geschult; im Dienste des Sultans von Maisur und in den Heeren der Marratten diente eine Menge Franzosen in höheren (P. Perron, de Boigne und andere) und niederen Stellungen. Je tüchtiger die ihrer Führung anvertrauten Truppen wurden, um so größer ward die Schwierigkeit der Engländer, ihre rings von Feinden umgebene Macht in Indien zu festigen.

α) Wellesley: Tippus Ende; der zweite Marrattenkrieg.

Niemand war für eine solche Aufgabe geeigneter als der Nachfolger Shores, Richard Cowley Baron Wellesley, Graf Mornington (1798—1805): ein Mann, „aus dem Stoffe, woraus Eroberer gemacht werden", ehrgeizig und von Selbstsucht nicht frei, von hochfliegenden, weit ausholenden Plänen geleitet. Ein warmer Freund Pitts, war er kein geringerer Franzosenhasser als dieser: der große Feind Englands erweckte in ihm selbst den Gedanken einer Weltherrschaft. So wurde er der erste Vorkämpfer für den britischen Imperialismus.

Die politischen Zustände in den einheimischen Staaten Indiens kamen seinen Absichten zu Hilfe. Der dem Nisam von Haiderabad angebotene Vertrag, wonach er, anstatt seiner französischen, englische Truppen und ein Trutz- und Schutzbündnis erhalten solle, wurde nach einigem Zögern am 1. September 1798 angenommen. Danach wurde im Februar 1799 Tippu Sahib von Maisur aufgefordert, alle Verbindungen mit den Franzosen sowie seine Beziehungen zu den Marratten aufzugeben; doch dieser weigerte sich entschieden. Nachdem Mornington das englische Heer verstärkt und sich der Neutralität des Peschwa in Puna versichert hatte, ließ er seine Truppen in zwei Abteilungen, die eine unter General Stuart von Bombay her, die andere unter seinem Bruder Arthur (1814 „Herzog von Wellington") von Madras her gegen die feindliche Hauptstadt vordringen. Am 4. und 6. März ward der Sultan geschlagen, und am 4. Mai 1799 nahm General Hartis Seringapatam stürmend ein; Tippu fiel tapfer kämpfend auf der Schwelle

[1] Über ähnliche „Erfindungen" auf dem schlüpfrigen Felde des Verhältnisses zwischen der Kompanie und den Staaten Indiens vgl. unten, S. 474 und 479.

seines Palastes. Der Staat Maisur wurde im Norden und Osten erheblich verkleinert und das abgenommene Land zwischen dem verbündeten Nisam und der Präsidentschaft von Madras geteilt. Auf den erledigten Thron kam der dreijährige Enkel des letzten, von Haider Ali verdrängten Hindufürsten aus dem Geschlechte der Wodejar (S. 459): die Söhne Tippus lebten von einem Jahresgehalt in Wellur, später in Kalkutta.

Dem imperialistischen Streben des Generalgouverneurs genügten kleine Gewinne nicht. Zwischen den älteren Besitzungen an der Küste des Karnatik und den Neuerwerbungen im Inneren lagen zwei Fürstentümer, die einer Abrundung der Präsidentschaft Madras im Wege standen. Der Radscha von Tandschor wurde einfach abgesetzt (1799); an seiner Stelle stimmte ein bloßer Titularfürst gegen Überlassung von einem Fünftel des Reinertrags der Abnahme seines Landes zu. Im Karnatik (Arkot) war der alte, noch von Clives ersten Heldentaten her bekannte Nuwab (S. 456) 1795 gestorben, und da sein schwacher Nachfolger die Geldforderungen der Engländer für ihren Beistand gegen die Marratten und Maisur nicht befriedigen konnte, mußte er abdanken. Und der neue „Herrscher" stimmte 1801 einem Vertrage zu, der den Engländern die ganze Verwaltung und das Militärwesen auslieferte.

Größere Aufgaben als im Süden fand der Generalgouverneur, inzwischen durch den Titel eines Marquis von Wellesley ausgezeichnet, im nördlichen Indien. Schah Alam freilich, aus Allahabad nach Delhi zurückgekehrt, war von Aufrührern geblendet worden, und seine Bedeutung lag weniger in den kärglichen Quadratmeilen, die er rings um den alten Prachtpalast seines Vorfahren Schah Dschihan noch besaß, als in der überlieferten Würde eines Großmoguls, die in ganz Indien die verschiedenen Bewerber um die Herrschaft je nach ihrem Vorteil bald anerkannten, bald ganz übersahen. Viel stärkere Gegner der Bestrebungen Wellesleys lebten dagegen im Marrattenbund. Allerdings war auch hier die Stellung des Peschwa als führenden Oberhauptes (S. 443) längst dahin. Obwohl sich die einzelnen Fürsten hüteten, den Zusammenhang ganz zu lösen, suchte doch jeder möglichst große Selbständigkeit zu erlangen, während sich die stärksten von ihnen bemühten, mit List oder Gewalt sich beim Peschwa als Vormünder den Rang abzulaufen. Sollte dies ganze System gestürzt werden, so mußte man also mit dem Peschwa selbst anfangen.

Im Marrattenstaat Indor (Holkar-Dynastie; S. 443) war nach dem Tode Tukai Holkars 1797 ein Thronstreit zwischen dessen beiden echten und einem natürlichen Sohne Dschaswant Rao ausgebrochen; trotz der Feindschaft seines Nachbars Daulet Rao Sindia (seit 1794 zu Gwalior) behielt der letztgenannte die Oberhand und wollte den Peschwa mit Gewalt auf seine Seite bringen. Jetzt war für Wellesley, der inzwischen gegen den Willen der Kompanie seine Truppen verstärkt hatte, die Zeit gekommen, dem schwachen Oberhaupte der Marratten den Antrag einer defensiven Allianz zu stellen (1801). Aber der Peschwa machte Ausflüchte. Auch im nächsten Jahre fanden die wiederholten Anträge Wellesleys noch kein Gehör; der Peschwa wollte sein Schicksal lieber Sindia als den Engländern anvertrauen. Als jedoch dessen Heer dem kühnen Dschaswant bei Puna unterlegen war, floh der erschreckte Peschwa auf englisches Gebiet bei Bombay. Wieder wurde ihm angeboten, britische Truppen in seinem Gebiet einzustellen, zu deren Unterhalt er ein größeres Gebiet abtreten sollte. Noch immer zögerte der Peschwa. Aber als zwei englische Heere heranmarschierten und Wellesley drohte, seine Forderungen höher zu schrauben, mußte der hart Bedrängte am 31. Dezember 1802 den Vertrag von Bassein unterzeichnen, worin die Briten die „defensive Allianz", d. h. die Entsagung des Peschwa auf politische Selbständigkeit, erhielten.

Der Vertrag mit dem Peschwa erregte natürlich alle Marrattenfürsten tief, am meisten Daulet Rao Sindia, der den größten Einfluß beim Peschwa besessen hatte; nunmehr war ihm „der Turban vom Haupte genommen". Aber Wellesley ließ ihm keine Zeit. In Eilmärschen rückten die englischen Truppen auf Puna vor, das sie im Mai 1803 besetzten. Jetzt erhielten Sindia und Raghudschi Bhonsla von Berar dieselben Anerbietungen einer defensiven Allianz; beide wiesen sie zurück. Nun wurde der englische Geschäftsträger bei Sindia zurückgerufen, während man seine Umgebung und sein Heer durch Bestechungen zum Verrate verleitete. Zugleich rückten zwei englische Heere gegen die beiden Marrattenfürsten vor, das eine in Hindostan unter der Führung des indischen Oberbefehlshabers Gerard Baron Lake, das andere in den

Marrattenstaaten selbst unter Generalmajor Arthur Wellesley. Letzterer nahm Achmednagar; eine besondere Abteilung unter Oberst Murray stürmte Barotsch (Broach) an der unteren Narbada, und am 23. September 1803 erlitt Sindia selbst bei Assaje (Berar) eine schwere Niederlage. Gegen Raghudschi Bhonsla von Berar wurde nun ebenfalls vorgegangen: Kattak in Orissa wurde besetzt, das feste Burhanpur und das für sturmsicher gehaltene Asir genommen, schließlich der Bhonsla selbst bei Argaon von Wellesley geschlagen. Nach einigen weiteren Mißerfolgen bat er Ende 1803 um Frieden. Im Vertrage von Argaon verzichtete er am 17. Dezember auf den Marrattenzoll und trat den Briten Orissa sowie dem Nisam das nördliche Berar ab.

Dennoch zögerte Sindia, Frieden zu schließen, da er auf eine günstige Wendung im Norden hoffte. Vergebens. Lake hatte schon am 14. September die durch den Franzosen Perron (S. 465) verstärkte Marratten-Feste von Aligarh (Alighur) genommen, am 11. September die Truppen Sindias unter seinem zweiten militärischen Berater, de Boigne, vor Delhi geschlagen und den blinden Schah Alam für immer von der Abhängigkeit von den Marratten befreit. Dem Mogul sicherten die Engländer ein Monatsgehalt von 90000 Rupien (130000 Mark) und die Einkünfte der alten Hauptstadt sowie ihrer nächsten Umgebung zu, gewannen aber selbst das ganze Duab zwischen Dschamna und Ganges. Von Delhi marschierte Lake nach Agra, dessen marrattische Besatzung sich am 17. Oktober 1803 ergab. Und am 1. November wurde das letzte südliche Heer Sindias unter Ambadschi bei Laswari endgültig geschlagen. Jetzt gab Sindia im Vertrag von Andschangaon (Berar) alle Ansprüche auf Hindostan auf und verpflichtete sich, niemals mehr Europäer in Dienst zu nehmen, deren Heimatland im Kriege mit England wäre.

Bis dahin hatte Dschaswant Rao Holkar sich nicht feindselig verhalten. Trotzdem forderte Wellesley von ihm, daß er auf den Marrattenzoll verzichte, da er nicht rechtmäßiger Herr von Indor sei. Da Holkar darauf nicht einging, folgte noch ein Jahr anstrengender Kämpfe, in denen auch die Briten schwer litten (verlustreicher Rückzug Monsons in Mittelindien, erfolglose Belagerung von Bhartpur durch Lake); Dschaswant erlangte am 10. April 1805 noch günstige Bedingungen, mußte sich aber nach neuen Feindseligkeiten gegen die Engländer bald endgültig unterwerfen; in dem Zusatzvertrage von Amritsar (Dezember 1805) wurde ihm Stadt und Bezirk Gwalior gelassen, sonst aber der Tschambalfluß als Grenze festgesetzt.

β) Sir George Barlow.

Richard Wellesley war seiner Zeit vorausgeeilt. Selbst Geister wie Pitt, David Dundas, Canning, Arthur Wellesley konnten sich mit so raschen Vergrößerungen der britischen Macht nicht befreunden, und noch erblickte das allgemeine politische Gewissen in der Vergewaltigung fremder Fürsten ein Unrecht. Auch die daraus möglicherweise entstehenden Gefahren wurden gefürchtet. Der Krämergeist der Kompanie aber sah nur die großen Ausgaben und die kleinen Einnahmen während der kriegerischen Zeit; kurz: die britische Regierung rief Wellesley ab. Als Lord Cornwallis 1805 zum zweitenmal als Generalgouverneur nach Indien geschickt wurde, sollte er Frieden um jeden Preis halten.

Schon zehn Wochen nach seiner Ankunft starb er (5. Oktober), und ein Zivilbeamter, Sir George Barlow, übernahm 1805—07 die Leitung der Geschäfte und den Friedensauftrag. Noch waren damals die Kämpfe mit den Marratten nicht ganz zu Ende geführt; weitere aber wurden Lord Lake (gestorben als Viscount und Gouverneur von Plymouth am 21. Februar 1808) verboten. Den Marrattenfürsten wurde Nachgiebigkeit gezeigt: die Verhandlungen mit Sindia gelangten zum Abschluß, und Holkar (s. oben) erhielt einen ziemlich vorteilhaften Frieden. Beide hatten nun freie Hand gegenüber den den Engländern befreundeten Radschputen, so daß dort bald alles drunter und drüber ging, ohne daß die Briten einschritten. Bei der ausgesprochenen Schwäche der Regierung fanden die Aufreizungen der beiden Söhne Tippus in Wellur unter den dortigen mohammedanischen Truppen von Madras williges Gehör: am 10. Juli 1806 kam es zu einem gefährlichen Aufstande, den nur schweres Blutvergießen dämpfen konnte. Barlow wurde infolgedessen bald Gouverneur in Madras.

γ) Lord Minto: die Eröffnung politischer Beziehungen zu nichtindischen Staaten.

An seiner Stelle ergriff mit kräftigerer Hand Sir Gilbert Elliot Baron Minto 1807—1813 die Zügel der Regierung in Kalkutta. Zunächst beseitigte er kleinere Schwierigkeiten mit Räubergesindel und unbedeutenden Fürsten. Schlimmeres fürchtete man noch immer von dem französischen Gespenste. Minto besetzte im Einverständnis mit Portugal Goa, dann die dänischen Kolonien (Trankebar) und bemächtigte sich außerdem der französisch-asiatischen Inseln, um den Seeweg nach Indien für England ungefährlich zu machen.

Eine willkommene Veranlassung zum Vorgehen gab das überwuchernde Piratenwesen im Indischen Ozean. Bourbon (Réunion) wurde am 8. Juli 1810 mit Leichtigkeit genommen, und nach schwereren Kämpfen auch Mauritius (Isle-de-France), das dauernd englisch blieb, während jenes am 2. April 1815 an Frankreich zurückgestellt wurde, nachdem schon der erste Pariser Friede von 1814 die anderen Eroberungen Mintos den früheren Eigentümern wiedergegeben hatte. Dann ging er gegen die den Holländern abgenommenen französischen Inseln im Malaiischen Archipel vor: eine kleine englische Expedition bemächtigte sich 1810 Amboinas, Celebes' und Ceylons, eine größere, vom Generalgouverneur selbst geleitete Flotte 1811 des von Napoleon durch Nachschub französischer Truppen stärker besetzten Javas; und 1812 hatten die holländischen Kolonien auf Sumatra und Borneo dasselbe Schicksal.

Zur Eröffnung politischer Beziehungen zu nichtindischen Staaten gab ebenfalls der Gedanke an die Möglichkeit eines französischen Einfalls den Anlaß: Lord Minto schickte Gesandtschaften an die Nachbarn im Nordwesten. Am meisten Erfolg hatte sein Gesandter Sir Charles Metcalfe, dessen ruhige Sicherheit, die schließlich das Herannahen britischer Truppen unterstützte, am 25. August 1809 mit Randschit Sing, dem Fürsten der Sikh (S. 440), einen Freundschaftsvertrag durchsetzte: dreißig Jahre behielt er zu beiderseitigem Vorteil und zum Nutzen der Radschputenstaaten Geltung. Dagegen erreichte Mountstuart Elphinstone am 17. Juni 1809 in Kabul nicht viel; auch der mit den Fürsten von Sindh zu Haiderabad geschlossene Vertrag vom 23. August 1809 war nicht von langer Dauer. Ebensowenig Vorteile erreichte Oberst John Malcolm am Hofe Fath Alis von Persien, wo ihm der im Februar 1807 von Napoleon I. abgeschickte General Matthieu Claude de Gardane zuvorkam: doch ließ bald die Entwickelung der Dinge in Europa die Aussicht auf eine französisch-russische Verbindung mit Persien schwinden: Gardane verließ dies Land am 16. Februar 1809, und 1814 schloß England einen Vertrag mit dem Schah.

Mintos Vorgänger Barlow hatte schon als Generalgouverneur einen blutigen Aufstand der Truppen zu unterdrücken; ein weit gefährlicherer brach unter seiner Gouverneurschaft in Madras aus. Streitigkeiten zwischen ihm und höheren Offizieren bewirkten eine allgemeine Auflehnung des ganzen Offizierkorps seiner Präsidentschaft, ja auch in Maisur und Haiderabad: mehr als 1000 Offiziere waren im offenen Aufruhr; doch gelang es dem Takte Lord Mintos, die Empörer wieder zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Barlow aber wurde seines Amtes als Gouverneur von Madras enthoben.

δ) Lord Moira (Hastings): die Kriege mit den Gurkha, Pindari und Marratten.

Während Lord Mintos Politik gegen den Erbfeind Englands scharf, ja selbstherrlich gewesen war, hatte er die innerindischen Verhältnisse, seinen Weisungen entsprechend, unberührt gelassen. Erst Francis Rawdon Graf von Moira (1813—23) ging von neuem die von Wellesley beschrittene Bahn und brachte den von jenem versteckt eingeführten Imperialismus offen bis zu einem gewissen Abschluß. Von vornehmer Gesinnung und hoher Bildung, hochherzig und wohlwollend, war er ein Staatsmann mit vorschauendem Blick und begeistert von dem Gedanken, England zur Vormacht (paramount) in Indien zu machen.

Der Sturm, der unter seiner Regierung den größten Teil des noch freien Indiens dauernd zu Englands Füßen legen sollte, erhob sich aus einem Winkel, woher ihn niemand erwartet hätte: aus Nepal (Nipal). In diesem langgestreckt dem Himalaja südlich vorgelagerten Lande (s. die Karte bei S. 426) hatten sich schon seit grauer Vorzeit Drawidas, Mongolen und Arier vermischt; auch die im westlichen Teile Nepals sitzenden tapferen Gurkhali oder Gurkha (Goorkha) können ihre gemischte Abstammung nicht verleugnen, wenn sie auch nach ihrer Überlieferung von eingewanderten Radschputen abstammen. Durch ihre tatkräftigen Führer Prithwi Narajan (gest. 1771) und Radscha Bahadur Sahi (1775—1806) zur Herrschaft in Nepal gelangt, suchten sie Raum für ihre Ausbreitung: nach Westen durch die Gebirgsketten und die erstarkten Sikh gehemmt, drängten sie, den Flußläufen folgend, südwärts und beanspruchten den Ganges als Grenze. So kam es 1814 zum Kriege.

Lord Moira ließ zwei Abteilungen abgehen, die sich in Katmandu vereinigen sollten, die westliche unter Generalmajor Sir Robert Rollo Gillespie, die östliche unter Generalmajor Sir David Ochterlony. Das Westheer wurde gleich beim ersten Anpralle vor Fort Kalinga von den mit kurzen Messern bewaffneten Gurkha zurückgeworfen und Gillespie getötet; von da ab fiel Schlag auf Schlag auf die von teils tolldreisten, teils kopflosen oder feigen Offizieren geführten Truppen. Auch bei Ochterlonys Heere wurde sogleich die Vorhut samt ihrem unvorsichtigen Führer gefangen. Doch dann wandte sich das Blatt. Der Überzahl der Engländer, ihrer besseren Bewaffnung und Kriegskunst konnten die 12 000 Gurkha auf die Länge nicht widerstehen; einer nach dem anderen ihrer festen Plätze fiel, und im Mai 1815 mußte sich der größere Teil von ihnen ergeben. Doch kam es erst am 3./4. März 1816 in Sigauli zum Friedensschluß. Der britische Gewinn war Kamaon, ein Streifen Landes, an Nepals Südgrenze, wo jetzt die Gesundheitsstationen des Gangeslandes den Europäern Erfrischung und Genesung bringen (Simla, Dagoschan, Ranikhat, Naini Tal usw.).

Mit Schadenfreude und wachsenden Hoffnungen hatten die durch Wellesley bezwungenen Marrattenfürsten verfolgt, wie eine Handvoll tapferer Eingeborener den übermächtigen Engländern den kriegerischen Ruhmesglanz, der sie seit Clives Zeit umstrahlte, entwand. Sorgenvolle und warnende Berichte liefen von den britischen Residenten an den Höfen der in defensiver Allianz mit der Kompanie verbundenen Fürsten ein. Außerdem waren aus den Heeren des niedergebrochenen Mogulreichs Räuberhorden hervorgegangen, die unter Führung von entlassenen Offizieren mächtige Banden bildeten. Im Dschangel zigeunerhaft lebend, brachen diese Pindhar(r)i von Zeit zu Zeit hervor und trugen Brand und Mord, Plünderung und Frauenraub in die wohlhabenden Bezirke. Die Marrattenfürsten erkannten sie gewissermaßen an, indem sie Tribut von den Räubern ihrer eigenen Lande annahmen. So waren die Banden Emir Khans eine regelrechte Einrichtung im Staatswesen Holkars, während die Pindhari der Räuberhauptleute Karim Khans, Dost Mohammeds, Tschitus und anderer die Länder Sindias brandschatzten und dem Herrscher dafür Tribut ablieferten. Auch auf englisches Gebiet trieb sie nun ihre Raubgier. Die Vorstellungen des Generalgouverneurs fanden in London taube Ohren. Erst nachdem die Pindhari bei einem Einfall in das britische Karnatik einen Schaden von mehreren Millionen Rupien verursacht hatten und der energischere George Canning als Präsident des indischen Kontrollamtes (S. 464) ins Ministerium eingetreten war, erhielt der nach der glücklichen Beendigung des Gurkhakriegs zum Viscount Loudoun, Grafen Rawdon und Marquis von Hastings beförderte Generalgouverneur die Erlaubnis, scharf vorzugehen.

Vorausblickend hatte Hastings schon vorher zwei Heere kriegsbereit gemacht, deren Zahl (120 000) in keinem Verhältnis stand zu der geringen Zahl (23 000) der undisziplinierten Pindhari. Eine größere Aufgabe stand vor seinem Geist: es galt, ein für allemal die Souveränität aller indischen Fürsten zu brechen. In seiner Proklamation beanspruchte Hastings

zum erstenmal die allgemeine Vormachtstellung Englands: die Gesetzlosigkeit müsse aufhören und der Friede wiederhergestellt werden „unter der Bürgschaft und der Machtvollkommenheit der englischen Regierung". Noch immer beanspruchte der Peschwa Badschi Rao trotz des Vertrags von Bassein (S. 466) die Führerschaft der Marratten und hielt trotz gegenteiliger Vertragsbestimmung Truppen. Aber das feste Auftreten des Residenten an seinem Hofe, Mountstuart Elphinstones, zwang ihn im Juni 1817 zu einem neuen Vertrag, in dem er sich für alle Zukunft als Feudalfürsten der Kompanie bekannte, auf alle politischen Verbindungen verzichtete und ein Stück Land abtrat, dessen Einkünfte (jährlich 2,5 Millionen Rupien) eine englische Schutztruppe für ihn unterhalten sollten. Leichter wurde Sindias Versprechen der Neutralität sowie die Zustimmung Appa Sahibs (Mudhadschis II.) von Berar zu einer subsidiären Allianz gewonnen.

Im Juli 1817 setzten sich die zwei großen Heere, deren Oberbefehl der Generalgouverneur selbst führte, von Norden und von Süden her gegen die Räuberbanden so umsichtig in Bewegung, daß sie im Notfalle gleich gegen einen aufständischen Marrattenfürsten vorgehen konnten. Wirklich bereute der Peschwa bald den ihm aufgedrungenen Vertrag, ließ die Residentschaft verbrennen und die Sepoys der Residenten durch seine Truppen heftig, allerdings vergeblich, angreifen. Rasch erschienen die britischen Truppen, besetzten Puna und verjagten den Peschwa, der zunächst zu Mudhadschi II. von Berar floh und diesen zu gleichem Vorgehen gegen den dortigen Residenten Jenkins verleitete. Mit gleichem Mißerfolg: der Angriff endet mit der Verhaftung Mudhadschis. Der ebenfalls verdächtige Sindia wurde in seiner Hauptstadt Gwalior so von englischen Truppen blockiert, daß er nichts unternehmen konnte; als er 1827 starb, legte er die Regelung der Thronfolge freiwillig in die Hände seines britischen Residenten. Schließlich wiegelte der Peschwa noch Holkar auf — auch dessen Truppen schlug General Sir Thomas Hislop bei Mahidpur. Eine letzte Niederlage erlitt der Peschwa mit dem Reste seiner Truppen bei Aschta unweit Satara, entkam, fiel jedoch nach unsteter Flucht den Engländern in die Hände. Später wurde auch Nagpur, die Hauptstadt des den Engländern wieder entschlüpften Mudhadschi, eingenommen, seine Truppen bei Simagar geschlagen, ein fester Platz nach dem anderen, zuletzt sogar die starke Feste Asinghar gestürmt; der landesflüchtige Fürst fand zunächst eine Zuflucht im Pandschab bei dem Radschputenfürsten von Dschodhpur und starb nach einiger Zeit.

So waren 1818 alle drei am Kampfe gegen die Engländer beteiligten Marrattenfürsten niedergeworfen. Des Peschwa Besitzungen (Puna) wurden zum größten Teile der Präsidentschaft Bombay zugeteilt; einen kleinen Bezirk, als Fürstentum, erhielt ein in Vergessenheit lebender Nachkomme Schiwadschis (S. 444), während der abgesetzte Herrscher von Puna mit 800000 Rupien Jahresgehalt in Bittur bei Kahnpur bleiben mußte. Herrscher von Indor (Dynastie Holkar) und Nagpur (Dynastie Bhonsla) wurden unmündige Kinder unter britischer Vormundschaft.

Während dieser Kämpfe wurde auch die andere Aufgabe, die Pindhari zu vernichten, durchgeführt: eine ruhelose Jagd auf ein zu Tode zu hetzendes Wild.

Scharen der Räuber wurden aufgerieben; ein Teil der Führer verkam im verborgenen (Tschitu wurde von einem Tiger gefressen). Andere entrannen der Verfolgung und setzten sich als friedliche Landbauern fest; das glücklichste Los wurde Emir Khan zuteil, der sich frühzeitig unterworfen hatte und einen Teil des Holkar abgenommenen Landes als Lehnsmann Englands erhielt.

ε) Lord Amherst und der erste Krieg mit Burma.

Durch den glücklichen Abschluß des letzten Marrattenkriegs waren die Grenzen der britischen Herrschaft abgerundet und für mehr als ein Vierteljahrhundert festgelegt. Kriegerische Ereignisse von größerer Bedeutung im inneren Indien sind während dieser Zeit nicht eingetreten, wenn auch jene Stürme in kleineren Aufständen nachgrollten. Dagegen kam es schon unter dem nächsten Generalgouverneur, Baron William Pitt Amherst (August 1823—1828), zu einem größeren Kriege mit Burma. In Assam, das Schembuan (S. 518) Burma

einverleibt hatte, bestanden schon einige Zeit Reibungen über den Lauf der langen Grenzlinie zwischen beiden Ländern und Zollstreitigkeiten. Schließlich wurde ein Sepoy-Grenzposten von den Burmanen aufgehoben (1823) und die Forderung Lord Amherſts um Abbitte mit einem neuen Überfall der Burmanen auf die vor der östlichsten Gangesmündung gelegene Insel Schapuri und der Gefangennahme zweier britischer Offiziere beantwortet. Der Krieg war notwendig geworden; geleitet wurde er freilich nachlässig, unbedacht und schwach.

Je eine Abteilung wurde von Bengalen und von Madras abgesandt; nach ihrer Vereinigung auf den Andamanen (s. die Karte bei S. 510) landeten die Truppen unter Archibald Campbell an der Irawadimündung und besetzten am 11. Mai 1824 Rangun, das, erst vor 70 Jahren gegründet, schon die zweitgrößte Stadt Burmas war. Aber die Ankunft erfolgte gerade, als der Südwestmonsun eingesetzt hatte: das ganze Land war in einen fieberhauchenden Sumpf verwandelt, in dem jede Bewegung unmöglich war, und der Irawadi so angeschwollen, daß an ein Hinauffahren zu Schiffe nicht gedacht werden konnte; zu Tausenden (45 vom Hundert der Gesamtzahl) starben die Soldaten an Malaria, ohne den Feind gesehen zu haben. Erst im Dezember erschien der tüchtigste der burmanischen Generale, Bandula, vor Rangun und schloß die Stadt ein, in der die Gesundheitsverhältnisse wesentlich gebessert und die Truppen durch neue Nachschübe verstärkt waren; seine Truppen wurden nach mehrwöchiger Belagerung Ranguns zurückgeschlagen. Trotzdem gaben die Briten den Plan, zu Schiffe den Strom hinauf vorzudringen, auf; vielmehr sollten jetzt zwei neue Expeditionen von Assam und von Tschittagong aus zu Lande den Feind in seiner Hauptstadt aufsuchen. Die erste irrte ein Vierteljahr in den Wäldern des Grenzgebietes umher, ohne den Feind zu finden, und kehrte dann wieder um. Die zweite hatte schon vor ihrer Absendung im Oktober 1824 das Mißgeschick, daß ein eingeborenes bengalisches Regiment meuterte, weil es die mangelhafte Vorbereitung erkannt hatte: es wurde niederkartätscht und niedergesäbelt. Als dann die Expedition nach Arakan gekommen war und die Provinzhauptstadt genommen hatte, erfaßte sie ebenfalls die Malaria. Im Februar 1825 entschloß sich die Kriegsleitung doch noch, ein Heer unter Campbell den Irawadi hinaufzuschicken. Nachdem der tapfere Bandula bei Donabew gefallen und seine dadurch verwirrten Truppen 1.—3. Dezember bei Prome in die Flucht geschlagen waren, kam es in Pagan zu Unterhandlungen, die, öfters unterbrochen, erst am 24. Februar 1826 zum Frieden von Jandabo führten, als die britischen Truppen nur noch wenige Tagereisen von Awa entfernt standen. König Phagji-dau mußte an die Kompanie die Provinzen Assam, Arakan und Tenasserim (zwei vorzügliche Reisländer) mit dem Mündungsgebiete des Salwen (wo Maulmain gegründet wurde) abtreten; den Engländern hatte der Krieg 5000 Mann (= 72,5 vom Hundert der ausgerückten Mannschaften) und 130 Millionen Rupien gekostet.

Wie die Wogen des nepalischen, so pflanzten auch die des burmanischen Krieges ihre letzten Wellen tief nach Indien hinein fort. Mit Ausnahme des älteren britischen Besitzes in Bengalen und Madras gärte es überall: hier und dort traten wieder Räuberbanden auf; viele kleine Fürsten zeigten sich auffällig feindselig, bei anderen kam es zu Aufständen, die nur Waffengewalt unterdrücken konnte. Die vergebliche Belagerung der Hauptstadt von Bhartpur durch Lake (1805; vgl. S. 467) hatte weit über die Grenzen des Kleinstaates hinaus die Überzeugung ihrer Unüberwindlichkeit hervorgerufen; diesen Glauben mußten die Engländer unbedingt zerstören. Der 1825 gestorbene Radscha hatte einen unmündigen Sohn hinterlassen; als Durdschan Sal, der Bruder des Verstorbenen, für seinen Neffen die Regentschaft ergriff, behaupteten die Engländer, er wolle den rechtmäßigen Erben beiseite schieben, und forderten ihn auf, gegen eine Entschädigung das Land zu verlassen. Da er sich weigerte, wurde die Festung mit starker Macht angegriffen und nach fünfwöchiger Belagerung durch Stapleton-Cotton Baron Combermere im Sturme genommen (1826); Durdschan Sal wurde auf der Flucht gefangen und als Staatsgefangener auf britischem Gebiete festgehalten.

e) Lord William Bentinck (1828—35).

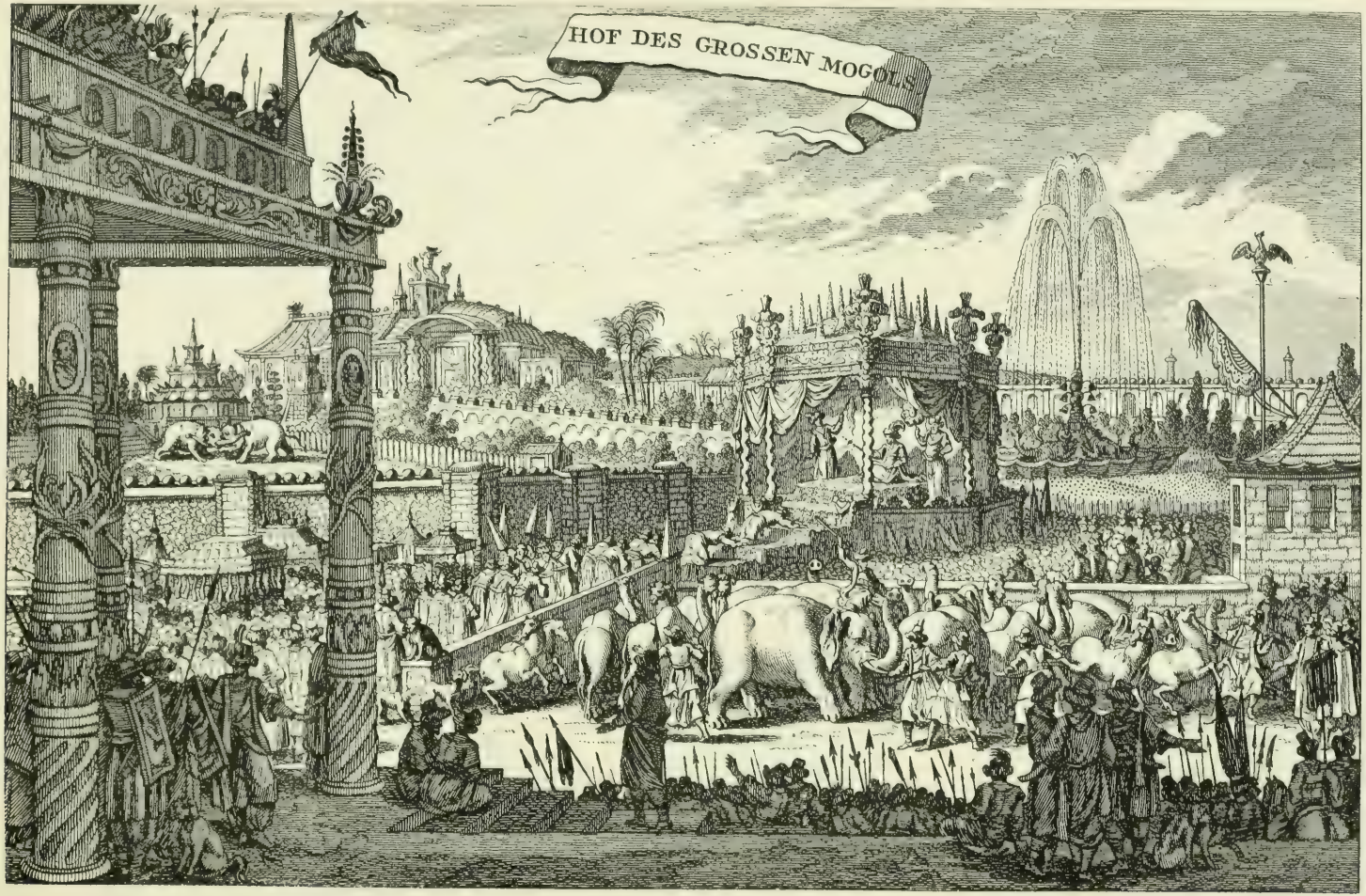
Zwischen dem letzten Marrattenkrieg und dem ersten gegen die Sikh, also zwischen 1818 und 1845, erfreute sich das von England beherrschte Indien im großen ganzen des

Friedens. Vor allem zeitigte die staatsmännische Verwaltung William Henry Cavendish Lord Bentincks (1828—35) auf der Grundlage des von Lord Hastings Geschaffenen im Inneren tüchtige Fortschritte. Die Rechtspflege wurde durchgreifend verbessert (Einsetzung von kleinen, aus Eingeborenen zusammengesetzten Gerichtshöfen für Rechtsfälle geringerer Bedeutung, die Anfänge eines allgemeinen Criminal Codex usw.). Zu den richterlichen und Verwaltungsstellen wurden die Indier zahlreicher zugelassen und durch bessere Besoldung zuverlässiger gemacht; für die Ausbildung zum Staatsdienst entstanden besondere Beamtenschulen (in Agra); das Englische wurde Dienstsprache. Das Steuersystem in den neuen Provinzen wurde auf bessere Grundlage gestellt, indem man die alten Rechte der Landbesitzer gerechter berücksichtigte; es wurden Kataster und Flurkarten der einzelnen Dörfer angelegt, der Anbau von Ländereien durch Europäer befördert usw. Schon Hastings steigerte trotz kostspieliger Kriege die reinen Überschüsse, die sein Vorgänger Minto auf 2 Millionen Pfund Sterling jährlich gebracht hatte, auf 3,5 Millionen; und wenn auch die wenig umsichtige Leitung des Grafen Amherst große Unterbilanzen verschuldet hatte, so hoben sich doch unter Bentinck (Zinsreduktion der Regierungsanleihen usw.) die Erträgnisse bald wieder. Freilich die Zeiten (1600—1800), da seefahrende Europäer fabelhafte Gewinne aus dem Handel mit Indien schöpften, waren für immer dahin; an die Stelle der die Phantasie Europas beschäftigenden Märchenpracht des Hofes der großen Moguls, von der die Bilder zu den viel gelesenen Reisewerken Olfert Dapperts (s. die beigeheftete Tafel) und seiner Nachahmer überschwengliche Vorstellungen erweckten, trat die poesielose Nüchternheit des Britentums.

Die Parlamentsakte vom 28. August 1833 schmälerte die oft verlängerten Vorrechte der Britisch-Ostindischen Kompanie in einschneidender Weise. Danach bestand sie vom 22. April an nur noch als politischer Körper, der unter der Aufsicht des Board of Control (S. 464) die Regierung Indiens bis zum 23. April 1854 zu führen habe; ihr Dasein als einer mit Monopolen ausgestatteten Handelsgesellschaft war damit zu Ende. Eine weitere Bestimmung dieser wichtigen Akte schuf eine Amortisationskasse (sinking fund), um innerhalb 40 Jahren die Aktien zum Kurswerte (200 Proz.) einzulösen; nach Ablauf dieses Zeitraums sollte es dem Parlamente vorbehalten bleiben, ob eine nochmalige Erneuerung des Freibriefes der Kompanie stattfinden solle oder nicht. Dieser zweite Fall trat ein, insofern unterm 4. Mai 1854 das Aufsichtsrecht der Krone erweitert und die Bestimmung getroffen wurde, daß die Verhältnisse der Kompanie jederzeit gesetzlich geregelt werden könnten: die Einleitung zu dem Ende von 1858 (vgl. S. 483). Die Zollverordnungen der Akte von 1833 hoben schon 16. Juli 1842 die neuen Bestimmungen über den Handel der britischen Besitzungen auf.

Zwei Erfolge vor allem sichern Bentinck für immer den Namen eines großen Wohltäters Indiens: die Abschaffung der Witwenverbrennung (Sati; S. 411) und die Unterdrückung der Mördersekte der Thags.

Bis zu seiner Regierung hatte man sich darauf beschränkt, die von den Brahmanen eingeführte Sitte so weit zu kontrollieren, daß keine Witwe gegen ihren Willen verbrannt werden durfte. Diese genaue Aufsicht führte zu statistischen Aufstellungen, aus denen sich ergab, daß die Übung in entschiedenem Rückgange war: 1828 kamen in dem 60 Millionen Bewohner zählenden Bengalen nur 420 solcher Selbstopferungen vor, während es 1817 noch 700 gegeben hatte. Deshalb machte ihr Bentinck trotz des Widerstrebens der Brahmanen und der Ängstlichkeit der Europäer mit einem Schlag ein Ende: am 4. Dezember 1829 erging ein Gebot, das jeden, der fortan bei einer Witwenverbrennung beteiligt sein würde, wegen Mordes mit Strafe bedrohte. Damit hörte das Sati-Unwesen, gegen das schon der große Akbar vergeblich angekämpft hatte, tatsächlich in Indien auf. Der letzte Fall einer Witwenverbrennung hat sich 1877 außerhalb des britischen Einflusses beim Tode des Herrschers von Nepal, Sir Dschang Bahadur, ereignet.



Der Hof des Grossmoguls. *Aus O. Dapper, „Asia“ (Nürnberg 1688/89).*

In demselben Gebiete, das die Pindhari (S. 469) großgezogen hatte, in Mittelindien, hatten seit mehreren Jahrhunderten Verehrer der Göttin der Zerstörung, der blutigen Kali (Bhawini; S. 408), eine erbliche Sekte, eine Kaste gebildet, die ihre materielle Notlage mit dem Dienste der Göttin dadurch zu vereinigen wußten, daß sie die Erdrosselung und Beraubung von (nichteuropäischen) Reisenden zu ihrer Lebensaufgabe machten. Die weit über das Land verbreiteten Thags waren einheitlich organisiert, hatten ihre besonderen Einweihungsgebräuche und eine eigene Diebessprache (ramasjana); vor jeder Unternehmung flehten sie Kali um Gelingen an und legten einen Teil des geraubten Gutes als Opfer auf ihren Altar. Nie wurden die Überfallenen auf blutige Weise getötet, stets nur durch die Schlinge (rumal oder phansi). Bentinck betrieb die Vertilgung der Thags eifrigst. Mit Hilfe trefflicher Beamten (Molony, Wardlaw, Borthwick), vor allem Major Sleemans, konnten bis 1835 nicht weniger als 1526 dieser frommen Raubmörder ergriffen und die übrigen zum Aufgeben der alten Unsitte gezwungen werden.

Sonst mischten sich die Engländer nur zweimal unter Bentincks Regiment in die Angelegenheiten einzelner Staaten ein. In Maisur hatte der von den Briten ausgesuchte und von ihnen erzogene Hindufürst so schlecht gewirtschaftet, daß ein allgemeiner Aufstand seiner Untertanen ausbrach (1831). Der Maharadscha wurde abgesetzt und die Regierung fortan durch einen Europäer mit drei Beigeordneten geleitet. Später wurde Tschama Radschendra Wodejar, seit 1865 Adoptivsohn des abgesetzten Fürsten, auch britischerseits als Thronfolger anerkannt, für seine spätere Aufgabe englisch erzogen und am 25. März 1881 auf den Thron von Maisur gesetzt. In Kurg (Coorg) hatten sich die drei letzten Fürsten durch Grausamkeit hervorgetan, besonders der von reiner Mordsucht befallene Wirardschendra Wodejar, so daß die für ihren guten Namen besorgte Vormacht Indiens Truppen einrücken ließ, die Hauptstadt Merkara besetzte und das Land auf Wunsch der Bevölkerung einverleibte (1834). Der mit guter Pension nach Benares geschickte Fürst ging später nach England, wo er 1868 starb.

f) Auckland, Ellenborough und Hardinge (1836—48).

Die Zeit ruhiger Arbeit zur Besserung der inneren Verhältnisse erreichte mit der stellvertretenden Geschäftsführung des Barons Charles Theophilus Metcalfe (1835—36) ihr Ende; als der durch Parteitreibereien an Stelle Lord William Heytesburys erwählte George Eden Baron Auckland (1836—42) als Generalgouverneur in Indien erschien, begann eine zwanzigjährige Kette kriegerischer Unternehmungen. Zunächst bot ein Thronwechsel Gelegenheit, von neuem die Rechte des eingeborenen Herrschers zu schmälern. In Audh war der „König" 1837 vergiftet worden, und die Mutter des Fürsten wollte den schon vom Vater zum Thronfolger bestimmten Sohn als Nachfolger einsetzen. Wieder fand das Gouvernement in Kalkutta heraus, daß dieser Sohn nicht echt sei; so wurde zum Nachfolger ein weitläufiger Verwandter auserkoren, von dem mehr Nachgiebigkeit und bei seinem hohen Alter ein baldiges Ende zu erwarten war. Da der Erbprinz trotzdem die Krönung vornahm, ließ der britische Resident seine Truppen auf das Volk in den Straßen schießen, den Thronsaal stürmen und seinen Kandidaten auf den Thron setzen: dafür unterzeichnete dieser im November 1837 einen Vertrag, der dem Residenten volle Macht gab, „jede ihm gutdünkende Maßregel zur Beseitigung der Mängel der bestehenden Verwaltung zu ergreifen". Selbst in England war man überzeugt, daß diese Mängel teils eingebildet, teils stark übertrieben, und daß sie wesentlich durch die britische Einmischung hervorgerufen seien: in London lehnte man den Vertrag ab. Aber Lord Auckland teilte diese Ablehnung dem Fürsten nicht mit; und so blieb dieser an den Vertrag gebunden.

Ende 1838 gab es, wenn man recht genau unterscheiden wollte, sechs verschiedene Arten von Verhältnissen der angloindischen Regierung zu den einheimischen Staaten. Nach der Verschiedenheit der abgeschlossenen Verträge teilte man sie damals

in folgende Klassen ein: 1) Schutz- und Trutzbündnis mit dem Recht auf den Schutz der Kompanie auch in inneren Angelegenheiten (Audh, Maisur, Berar, Travankor und Kotschin); 2) dasselbe (wie 1) ohne das Recht der inneren Einmischung (Haiderabad, Gaikawar, Gudscherat und Baroda); 3) dasselbe (wie 2) mit Tributzahlung und (meist) Kontingentstellung (Radschputenstaaten); 4) Gewährleistungs- und Schutzvertrag (Sikh); 5) Freundschaftsvertrag (Gwalior); 6) Schutzvertrag mit mehr oder weniger scharfer Bevormundung der inneren Angelegenheiten (Delhi, Satara und Kolhapur).

a) Der erste Krieg gegen Afghanistan.

Das verhängnisvollste Ereignis unter Auckland war die Verwickelung mit Afghanistan, auf das er gleichfalls durch Einsetzung eines abhängigen Herrschers die Hand legen zu können hoffte. Wie früher ein Überlandzug Napoleons, so erschien jetzt als Schreckgespenst ein möglicher Einfall Rußlands, das immer weiter nach Südasien vordrang (vgl. S. 341). Vor alter Zeit hatte dieses Land eine Dreiteilung gekannt, indem der nordwestliche Teil (Kabul) vorwiegend unter der Herrschaft nördlicher Stämme (Moguls usw.), der westliche (Herat) oft in Abhängigkeit von Persien war, während im Süden das Hilmentbecken mit Kandahar oft seine Besitzer wechselte. Nach dem Perser Nadir Schah (S. 441) hatte der Durranihäuptling Achmed Schah die Herrschaft in Afghanistan an sich gerissen. Seinen Enkel, Schah Sudscha, hatte 1809 ein jüngerer Bruder und diesen 1826 Dost Mohammed vom Stamme der Barakzais vertrieben; diese herrschten über Kabul, während Herat noch weiter unter einem Durranifürsten blieb. Die Leiter der Kompanie waren zufrieden, daß das früher so oft Indien gefährdende Afghanistan durch innere Kämpfe zersplittert und geschwächt war, und daß sich zudem noch zwischen ihrer Westgrenze und dem unruhigen Nachbar das unter Randschit Singh (S. 476) aufblühende Sikhreich wie eine Schutzmauer einschob. Aber sie sollte bald in nähere Beziehung zu Afghanistan kommen.

Als die Perser ein Heer, dem auch russische Offiziere beigegeben waren, nach Herat schickten und dort die Hauptstadt belagerten, als von Lahor her Randschit Besitz von Peschawar, dem Einfallstor nach Kabul, ergriff, da bemühte sich Dost Mohammed um die Freundschaft der Engländer, und Auckland schickte im Dezember 1836 eine „kommerzielle Mission" unter Alexander Burnes nach Kabul. Zu derselben Zeit überreichte ein Russe einen eigenhändigen Brief des Zaren. Dost Mohammed bot daraufhin den Engländern an, er werde mit den Russen brechen, wenn sie seine Absichten auf Peschawar unterstützten; aber Auckland lehnte ab. Natürlich wandte er sich nun den Russen zu, während Burnes abberufen wurde (Frühjahr 1838). Auckland, der sich mit dem Maharadscha des Pandschab zur Einsetzung des früheren Herrschers von Kabul, Schah Sudscha, verbündete und dem zukünftigen Herrscher den britischen Agenten William Macnaghten gleich mit auf den Weg gab, erklärte am 1. Oktober 1838 Dost Mohammed den Krieg.

Aus Rücksicht gegen den Verbündeten im Pandschab, dessen Land man mit Durchzügen verschonen wollte, besetzte man gegen den Willen der Bevölkerung und gegen frühere Verträge nicht nur das Land der einen Bund kleiner Stämme bildenden Sindhs am Indus, sondern forderte sogar von ihnen eine Beihilfe in Geld. Dann drang man unter großen Schwierigkeiten durch den Bolanpaß, überall angegriffen von feindlichen Stämmen, ausgesetzt allen Unbilden und Gefahren eines bösen Klimas, leidend an mangelhafter Verpflegung und ungenügenden Transportmitteln. Anfang Mai 1839 wurde Kandahar erreicht, und hier ergriff Schah Sudscha feierlich Besitz von seinem Land. Im Juni marschierte das Heer unter John Keane weiter nach Ghasni: die Tore wurden mit Pulver gesprengt und die Stadt mit Sturm genommen. Dost Mohammed floh zuletzt über den Hindukusch zu den Usbegen, und der neue Herrscher zog mit dem

englischen Heer am 7. August 1839 in Kabul ein. Die Bevölkerung nahm den ihr gebrachten Landesfürsten kühl auf: als aber zu seiner persönlichen Sicherheit eine Leibgarde der wildesten Stämme organisiert wurde, machte sich der Unwille des Volkes in wiederholten Aufständen Luft. Zu gleicher Zeit bedrohten die Belutschen die südliche Rückzugslinie durch den Bolanpaß; und von Norden her brach Dost Mohammed wieder ins Land ein, freilich nur, um nach erfolglosen Kämpfen sich 1840 freiwillig den Briten zu stellen und als Staatsgefangener nach Indien abgeführt zu werden.

Die Regierung war mit der bisherigen Kriegführung durchaus nicht einverstanden: sie schickte William George Keith Elphinstone; aber dieser verbrauchte, gichtbrüchige Brigadegeneral war seiner Aufgabe durchaus nicht gewachsen. Vergebens warnten umsichtige Offiziere und drangen auf Rückkehr; Macnaghten jedoch hielt es für eine Ehrensache, daß die Truppen bei ihrem Schützling aushielten. Die stark anwachsenden Kriegskosten zwangen zu Einschränkungen: man half sich damit, daß man den unruhigen Stämmen die für friedliches Verhalten versprochenen Gelder kürzte oder vorenthielt, erzielte aber nur, daß überall neue Feindseligkeiten ausbrachen. Aufständische besetzten die Paßhöhen des Khaiber und bedrohten die Rückzugslinien der anderen Pässe. Am 2. November 1841 wurde der zum Nachfolger Macnaghtens bestimmte Burnes in Kabul ermordet; bei einer Unterredung mit Akbar Khan, dem Sohne des verjagten Dost Mohammed, wurde am 24. Dezember auch Macnaghten niedergestochen. Die Forts von Kabul, in denen die Vorräte für das Besatzungsheer aufgespeichert lagen, fielen in die Hände der Feinde; die Lage war verzweifelt. Am 28. Dezember endlich wurde beschlossen, die Besatzung Kabuls (4000 Soldaten und 12000 Köpfe Troß) zurückzuziehen, mit Zurücklassung aller gefangenen britischen Offiziere, Mannschaften und Frauen. Der Winter war mit aller Macht hereingebrochen, die Wege tief verschneit, Vorräte für Menschen und Zugtiere nicht vorhanden; überall lauerte der grausame Feind. So schleppte sich im Januar 1842 der rasch kleiner werdende Zug durch die Engen von Khurd-Kabul und Dschagdalak hin; auf dem letzten Halteplatze von Gandamak waren nur noch 20 Offiziere und 25 Soldaten übrig. Zuletzt sanken auch sie dahin, und nur Dr. Brydon konnte die Nachricht von der gänzlichen Vernichtung nach Dschellalabad bringen, wo sich die Besatzung unter General Robert Sale noch hielt. Außer diesem Posten blieben nur noch die von Ghasni und Kandahar (unter William Nott) standhaft. Die Befehle des Oberfeldherrn (der als Geisel bei Akbar Khan blieb, aber bald an der Gicht starb), die Plätze an die Afghanen auszuliefern, befolgten die tapferen Truppen nicht; doch fiel Ghasni im März 1842.

Inzwischen waren in Indien wichtige Veränderungen vorgegangen: 1839 war der Maharadscha des Pandschab, Randschit Singh, gestorben, und es herrschte dort eine gefährliche Gesetzeslosigkeit (vgl. unten, S. 477). Für Britisch-Indien selbst war im Oktober 1841 an Stelle Aucklands, dessen Fehlgriffe die Hauptschuld an der schwierigen Lage trugen, zum Generalgouverneur Edward Law Lord Ellenborough (1842—44) ernannt worden, ein Mann vom besten Willen, aber unstet, großsprecherisch und unvorsichtig. Er traf am 21. Februar 1842 ein und mußte sogleich den in Afghanistan eingeschlossenen Truppenresten schleunigst Hilfe senden. General Sir George Pollock erzwang den Durchmarsch durch den Khaiberpaß und vereinigte sich in Dschellalabad mit Generalmajor Nott, der auf Ellenboroughs Befehl am 10. August Kandahar räumte. Nach der Sprengung der Werke von Ghasni (6. September) drang er nach Kabul vor (16. September); aber er fand den Schützling der Briten nicht mehr vor: Schah Sudscha war schon am 5. April dort ermordet worden. Sein Sohn ward auf den Thron gesetzt, die Gefangenen befreit und, als Denkmal der Anwesenheit der Briten, der ganze Marktplatz in die Luft gesprengt. Am 12. Oktober zogen die Truppen von Kabul ab, gelangten am 24. Oktober nach Dschellalabad, zerstörten es und erreichten am 6. November

1842 ungehindert Peschawar. Der Preis der ganzen Unternehmung waren ein schwerer Verlust von Menschenleben, 240 Millionen Mark Kriegskosten und eine gefährliche Einbuße des britischen Ruhmes. Dem Drama folgte das Satyrspiel auf dem Fuße: der Generalgouverneur ließ gefälschte Nachbildungen der Tore vom Grabe Machmud Ghasnis, die dieser 1017 vom Tempel zu Somnat geraubt hatte (S. 417), als „Rache für Somnat" feierlich durch das Land führen, erließ eine schwülstige Ansprache, und eine Denkmünze wurde geprägt mit der Inschrift: „Pax Asiae restituta".

β) Die Unruhen in Sindh und Gwalior; der erste Krieg mit den Sikh.

Die Friedensmünze war noch nicht fertig, als schon wieder ein neuer Krieg hell aufloderte. Die traurigen Nachrichten über die Engländer in Afghanistan hatten bei dem vergewaltigten Sindhbunde (S. 474) freudigen Widerhall gefunden, und seine Emire unterhandelten heimlich mit Lahor. Die Engländer warfen mehr Truppenmassen nach Sindh und unterstellten sie dem kampflustigen Sir Charles James Napier: ein Vertrag mit weitgehenden Forderungen wurde den Emiren vorgelegt, und diese unterzeichneten ihn auch; aber das Volk erhob sich gegen seine Führer. Am 17. Februar und 24. März 1843 bei Miani blutig zurückgeschlagen, mußten sich die Sindhstämme allen Bedingungen des Siegers unterwerfen: die Emire wurden abgesetzt und verbannt, das Land einverleibt und Napier als Gouverneur eingesetzt. Dieser selbst nannte das ganze Vorgehen eine „Schuftigkeit"; das Direktorium verurteilte die Einverleibung hart, erließ eine entsprechende Erklärung (August 1843) und — behielt das Land.

Inzwischen war in Gwalior der Maharadscha gestorben und hatte nur einen minderjährigen Adoptivsohn hinterlassen. Die Briten verlangten natürlich einen anderen Regenten als das Volk, drohten und forderten Verminderung des einheimischen Heeres. Da man darauf nicht einging, kam es zum Kampfe: die eingeborenen Truppen Gwaliors, die bei Maharadschpur und bei Panniar nach tapferem Widerstande geschlagen worden waren, wurden auf ein Drittel vermindert, und eine britische Abteilung wurde unter englischen Offizieren im Land aufgestellt.

Noch größere Gefahr drohte im äußersten Nordwesten von dem Reiche der Sikh (vgl. S. 440), die durch den Perserkönig Nadir Schah und den Afghanenfürsten Achmed Schah Durrani (1762, 1763 und 1767) grausam verfolgt und fast ausgerottet worden waren. Ihre zähe Lebenskraft war jedoch nicht ganz zu unterdrücken. Gegen Ende des 18. Jahrh. hatten die Sikh im östlichen Pandschab zwischen Bias und Satledsch wieder feste Wurzeln geschlagen. Das Haupt des Schukartscharja-Klans, der öfters genannte Randschit Singh, war 1798 von den Afghanen mit der Provinz Lahor belehnt worden und hatte sich zu Anfang des neuen Jahrhunderts bei den Thronstreitigkeiten zwischen Achmed Durranis Enkeln ganz unabhängig gemacht. Den lockeren Bund der Sikh hatte er in eine wohlgefügte Monarchie, ihre wilden Kriegerhaufen durch europäische Offiziere (besonders die Franzosen Jean François Allard, Ventura, Avitabile und Court) in ein modernes Heer umgewandelt. Als er aber seine Macht ostwärts über den Satledsch ausdehnen wollte, kam er mit den Briten in Berührung. Überwunden von der Staatsklugheit des britischen Agenten Charles Metcalfe, mußte er am 25. April 1809 gegen die britische Anerkennung seiner Souveränität im Pandschab alle Ansprüche auf das Gebiet jenseit des Satledsch aufgeben. Diesen Vertrag hat er bis zu seinem Tode (27. Juni 1839) treu gehalten; nur nach Norden (Kaschmir 1819) und Westen (Peschawar 1829) dehnte er sein Reich aus. Nach seinem Dahinscheiden jedoch begann sofort

ein aufregender Kampf um den Thron[1]. In der allgemeinen Unordnung erhoben drei Parteien ihr Haupt: die Vornehmen der Sikh (namentlich Ghulab Singh und Peschora Singh), die im Pandschab wohnenden Radschputen und als stärkste der Ausschuß des Heeres. Den Vertrag von 1809 als lästigen Zwang empfindend, hoffte vor allem das Heer der Sikh nach den britischen Unglücksfällen in Afghanistan, ihn mit Erfolg brechen zu können.

So stand die Sache, als Ellenborough, in dessen Befähigung beim Direktorium begründete Zweifel aufgestiegen waren, abgesetzt und durch den Generalleutnant Henry Hardinge (1844—48) ersetzt wurde, der sich gegen Napoleon in Spanien und bei Ligny ausgezeichnet hatte und zweimal (1828—30, 1841—44) Kriegsminister gewesen war. Schon sein Vorgänger hatte bei der immer drohender werdenden Haltung der Sikh die britischen Streitkräfte des Nordwestens verstärkt. Bald kam es zum Zusammenstoße.

Die Sikh, die in ihrem Kraftbewußtsein ihre europäischen Generale fortgeschickt hatten, gingen, 60 000 Mann stark und mit reichlicher Artillerie (150 Kanonen) versehen, im Dezember 1845 über den Satledsch; sie überraschten die englischen Truppen am 18. Dezember bei Mudki während des Frühstücks, wurden aber doch zurückgeschlagen. Der von Hardinge selbst und Sir Hugh Gough zusammenhangslos geleitete Angriff der Briten bei Ferosscha (21. Dezember) brachte schwere Verluste, endete am Tage darauf trotzdem mit einer Niederlage der Sikh. Am 28. Januar 1846 bei Aliwal geschlagen, verschanzten sie sich bei Sobraon am Satledsch. Ihre Kraft wurde hier am 19. Februar nach heftigem Widerstande gebrochen; nach einem Verluste von 8000 Mann mußten sie sich über den Satledsch zurückziehen, und die Briten rückten in Lahor ein. Die im Vorfrieden aufgestellten Bedingungen erhielten infolge feindseliger Haltung der Unterworfenen noch Verschärfungen: bei dem Friedensschluß vom 9. März 1846 wurde der zehnjährige Dhulip als Teil-Radscha eingesetzt; das Heer der Sikh wurde auf eine bestimmte Zahl beschränkt, während eine britische Abteilung auf Kosten der Besiegten (jährlich 2,2 Mill. Rupien) im Lande stationiert werden sollte. Ein britischer Resident (Oberst Henry Lawrence; später Sir Frederick Currie) wohnte fortan in Lahor; in der Verwaltung sollten als höhere Beamte vorwiegend Engländer angestellt werden. Das ganze Dschalander Duab zwischen Bias und Satledsch wurde an die Kompanie abgetreten, ebenso Kohistan und Kaschmir, das die Engländer am 11. März 1846 zu Amritsar für 10 Mill. Rupien Ghulab Singh, dem englandfreundlichen Radscha von Dschammu, überließen.

Der zum „Viscount of Lahor" erhobene Hardinge bewährte sich durchaus auch in der inneren Verwaltung; er war pflichtgetreu, von warmem Herzen für das Wohl des ihm anvertrauten Volkes, einsichtig und tatkräftig. Unter ihm wurde der große Ganges-kanal begonnen, der für Millionen von Menschen gesicherten Bodenertrag geben sollte. Die Einführung von Telegraphen und der Bau eines großen Netzes von Staatsbahnen wurden vorbereitet, die trigonometrische Landesvermessung von ganz Indien angefangen, das Steuerwesen vortrefflich geregelt. Für das Landheer wurden segensreiche gesundheitliche Einrichtungen (klimatische Erholungsstationen usw.) geschaffen. Die Regierung errichtete Versuchsplantagen für den Anbau von Tee, Cinchona usw. Das geistige Wohl der Eingeborenen war nicht minder des Generalgouverneurs Sorge: das Schulwesen wurde gehoben, und massenhaft strömten die Hindu den Gouvernementsschulen zu, seitdem die Regierung

---

1

Tscharat Singh (* um 1725, † 1773), Teilfürst der **Sikh**

Maha Singh (* 1764, † 1792) — Dal Singh

G.: NN. aus dem Tschind-Klan († 1797)

Randschit Singh (* 2. Nov. 1780, † 27. Juni 1839)

NN. — 1. G. Methab Kanwar aus dem Hause der Ghanni-Sirdars;

Dschowahir Singh, Wesir 1844 — 2. G. Rani Schanda, Regentin 1844/45 [Günstling: Lall Singh]

(1.) Kar(ra k Singh (* 1802, † 6. Nov. 1840) — (2.) Dhulip (Dulcep) Singh (* 1835),

G. Rani Kendkaur, Regentin 30. Nov. 1840 bis 20. Jan. 1841 — Maharadscha 1844, 1846 als Teilfürst bestätigt;

(* 1795, † Ende Jan. 1841) — 1849 abgesetzt

Nou Nehal Singh (* 1821, † Anfang Nov. 1840) — Schir Singh, Maharadscha 20. Jan. 1841 bis Sept. 1843

Perthab Singh († Sept. 1843)

angeordnet hatte, daß bei allen Anstellungen die in diesen Schulen Ausgebildeten bevorzugt werden sollten. In Verbindung mit den für den großen Gangeskanal errichteten Werkstätten entstand für die Eingeborenen eine Polytechnische Schule bei Rurki. Von Hardinges Regierungszeit an begannen einzelne Hindu ihre Kastenvorurteile so weit zu überwinden, daß sie das „schwarze" Meer nicht mehr scheuten und die Hochschulen Englands aufsuchten. Wie Bentinck die Auswüchse des Hinduglaubens durch Beseitigung der Witwenverbrennung und des religiösen Mordes der Thags (S. 472) unterdrückt hatte, so beseitigten Hardinge und seine Beamten (Sir Colin Campbells und John Macphersons) die Sitte der Menschenopfer bei den Khonds (S. 359).

g) Dalhousie (1848—56).

α) Die zweiten Kriege mit den Sikh und mit Burma.

Der neue Generalgouverneur, James Andrew Brown-Ramsay Graf Dalhousie (1848—56), trat am 13. Januar 1848 an, nur wenige Monate danach machte sich der Groll der Sikh über ihre nur widerwillig ertragene Unterwerfung gewaltsam Luft.

In Multan wurden am 19. April 1848 ein Offizier, Vans Agnew, und ein Zivilbeamter, Anderson, überfallen und getötet; der Diwan (Tributärfürst) Mulradsch erklärte sich für unabhängig. Und wenn es auch zwei jungen Hauptleuten (George Harris Edwardes und Lake) gelang, am 18. Juni bei Achmedpur und am 1. Juli bei Sadusam standzuhalten, so verbreitete sich doch der Aufstand mit riesiger Schnelligkeit; die Sikh erhielten noch Zuzug durch afghanische Reiterscharen, deren Zorn über den Einfall der Engländer größer war als der Glaubenshaß gegen die Sikh. Eine von General Whish am 2. September eingeleitete Belagerung Multans mußte am 14. aufgehoben werden. Dalhousie erkannte, daß die völlige Unterwerfung der Sikh eine dringende Notwendigkeit geworden war. Die britischen Truppen im Pandschab wurden Mitte November in Lahor unter Lord Gough (S. 477) vereinigt, erlitten aber infolge ungeschickter Führung zunächst schweren Verlust. Inzwischen kam Whishs Abteilung von Sindh herauf und begann am 27. Dezember mit der zweiten Belagerung Multans. Die Stadt wurde nach sechstägiger Beschießung am 2. Januar 1849 genommen; die Zitadelle ergab sich aber erst am 21. Januar. Acht Tage vorher hatte Gough durch sein unbesonnenes Draufgehen die blutige Schlacht von Kilanwala (oder Russur) gegen die Aufständischen verloren; aber am 21. Februar schlug er mit klügerer Taktik den Feind beim Städtchen Gudscherat vernichtend. Durch General W. R. Gilbert scharf verfolgt, mußte der Rest der Sikhtruppen sich am 14. März ergeben.

Nun wurde mit dem Sikhstaate gründlich aufgeräumt. Dhulip Singh, den die Engländer drei Jahre vorher selbst anerkannt hatten (S. 477), wurde am 29. März 1849 pensioniert und nach Puna verwiesen, der Kronschatz mit dem Kohinur (S. 426) und das Kronland eingezogen und das ganze Gebiet der Sikh zur britischen Besitzung gemacht. Die Brüder Henry und John Lawrence übernahmen die Neuorganisation der wertvollen Provinz; Dalhousie aber wurde von seiner dankbaren Königin zum Marquis ernannt.

Der glücklich beendete zweite Sikhkrieg hatte den britischen Besitz im äußersten Nordwesten bis zu seinem heutigen Bestand und seinen natürlichen Grenzen gebracht, der zweite Krieg mit Burma fügte ihm weit im Osten eine neue Provinz zu. König Pagan Meng (S. 519) konnte die Losreißung wertvoller Landesteile nicht verschmerzen und benutzte jede Gelegenheit, den Engländern, besonders den Handelsleuten, in seinem Gebiete Schwierigkeiten zu bereiten. Als sich deshalb der Verband der Kaufleute in Rangun 1851 beim Generalgouverneur beschwerte, sandte dieser im November ein Kriegsschiff an die Irawadimündung, um die Sache zu untersuchen. Die üble Behandlung der englischen Offiziere gab den Grund zur Kriegserklärung. Im Februar 1852 brachte eine Dampferflotte 6000 Mann dorthin, die am 14. April Rangun stürmten und die burmanischen Truppen verjagten. Die Regenzeit, die im ersten burmanischen Kriege so verderblich geworden war (S. 471), ging bei guter Vorbereitung und genügenden Schutzmitteln ziemlich unschädlich vorüber; nach ihrem Aufhören

drangen die Truppen den Fluß hinauf bis nach Prome vor (3. Oktober). Da sich der König durchaus nicht auf Friedensunterhandlungen einlassen wollte, wurde am 20. Dezember ganz Unterburma (Pegu) dem indobritischen Reich einverleibt; sein Wohlstand und sein Handel hat sich seither in überraschender Weise gehoben: letzterer um das Sechsfache; die Bevölkerung wuchs zwischen 1871 und 1881 um 81 Prozent!

β) Dalhousies innere Verwaltung; das Einverleiben einheimischer Staaten nach dem Grundsatze des „Anheimfallens".

In der inneren Verwaltung schritt Dalhousie auf der von seinen Vorgängern eingeschlagenen Bahn weiter fort. In seine Regierungszeit fallen die Vollendung des großen Gangeskanals (1854), die Eröffnung der ersten Eisenbahn (bei seinem Weggange waren 200 englische Meilen in Betrieb), die Einrichtung der Dampfschiffahrt auf dem Indus und eine regelmäßige Dampferlinie nach dem Roten Meer (Überlandweg), die Weiterführung der trigonometrischen Landesvermessung und die Küstenaufnahme durch die Marine, der Ausbau des Telegraphennetzes, die Förderung postalischer Verbesserungen, die Einrichtung einer Zentralbehörde für öffentliche Arbeiten usw. Trotz kostspieliger Kriege hoben sich die Einnahmen so weit, daß vom vierten Jahre seiner Verwaltung an wieder Überschüsse erzielt wurden. Auch das Unterrichtswesen wurde im Sinne seines Vorgängers gefördert.

In England ist man geneigt, die Leistungen Dalhousies auf dem Gebiete der Verwaltung auf Kosten Hardinges zu überschätzen: die meisten Neuerungen waren bereits von diesem geplant und vorbereitet; immerhin gebührt dem Nachfolger das Verdienst, mit Umsicht alles getan zu haben, um die gesamte Wohlfahrt Indiens zu heben. Wenn englische Geschichtschreiber Dalhousie „den größten aller indischen Prokonsuln" nennen, so lassen sie sich durch seine unmittelbaren Erfolge in der äußeren und inneren Politik bestimmen. In Kriegen mit Nachbarstaaten hatte er der britischen Herrschaft zwei reiche Provinzen zugeführt; in seinem Verfahren mit den indischen Fürstentümern erweiterte er den Besitz der Ostindischen Kompanie beträchtlich: bloß durch die glückliche Erfindung und Durchführung eines politischen Grundsatzes, der Lehre vom „Ins Freie fallen" der Staaten[1]. Danach sollte die Erbfolge beim Todesfall eines Fürsten nur dann berücksichtigt werden, wenn ein ehelicher Sohn des Verstorbenen vorhanden wäre. Fehlte ein solcher, so sollte ein etwaiger Adoptivsohn den Thron nicht erben, sondern das betreffende Fürstentum sollte „anheimfallen".

Die Lehre ist in acht Fällen praktisch angewandt worden. Den Reigen eröffnete gleich im ersten Jahre der Regierung Dalhousies Satara, der letzte Rest der einst so mächtigen Peschwaherrschaft. 1853 wurden zunächst der Radschputenstaat Dschhansi und Nagpur einverleibt, wo der letzte Bhonsla ohne Leibeserben gestorben war. In drei anderen Fällen desselben Jahres handelte es sich um Titularfürsten ohne Land, deren Adpotivsöhne beiseite geschoben und ihrer Titel sowie der für die Fürsten ausgesetzten Pensionen für verlustig erklärt wurden. Das geschah beim Ableben des letzten Nuwab des Karnatik, bei dem des Radscha von Tandschor und bei dem Tode des ehemaligen Peschwa Badschi Rao, des Adoptivvaters von Dundhu Path, der, als Nana Sahib besser bekannt, seine Beiseiteschiebung wenige Jahre später so furchtbar an den Briten rächte. Der letzte Titularherrscher, mit dem der schwache Abglanz einstiger Macht und Pracht erlosch, war der letzte Großmogul Mohammed Bahadur Schah II. (S. 439); ihm wurde das Abkommen aufgezwungen, daß seine Nachkommen den kaiserlichen Herrschersitz Schah Dschihans verlassen und sich ins Privatleben zurückziehen sollten. Schließlich konnte Dalhousies empfindliches Gewissen auch die Mißwirtschaft in Audh, das von zahlreichen nie versiegenden Stromläufen bewässert wird und die größte Volksdichtigkeit in Indien aufweist, nicht länger dulden. Zwar war nach dem Vertrage von 1837 (S. 473) der Fürst weniger für die Übelstände verantwortlich als der Resident, der ausdrücklich das Recht hatte, jede ihm

[1] Dadurch kam zu den oben S. 474 genannten sechs Arten der Abhängigkeit eine siebente!

gut scheinende Maßregel zur Beseitigung von Mißwirtschaft zu ergreifen, auch wenn die Übelstände vielfach erst durch britisches Eingreifen hervorgerufen wurden; das Herrschergeschlecht hatte sich überdies stets treu gegen die Briten erwiesen und ihnen in mancher Not die wertvollsten Dienste geleistet. Aber solche Bedenken erschienen dem Generalgouverneur klein gegenüber der Pflicht, das Volk von Audh glücklich zu machen, indem er am 7. Februar 1856 die reichste Provinz Indiens dem britischen Besitze hinzufügte. Die Wegnahme einiger Landesteile (der „Assigned districts" in Berar) eines anderen Verbündeten, des Nisams von Haiderabad, hatte wenigstens den tatsächlichen Rechtsgrund, daß er die Schulden, die ihm aus der aufgedrungenen Erhaltung britischer Truppen erwuchsen, nicht bezahlen konnte.

Dalhousie war ein frommer Christ. Niemand berief sich so oft und so nachdrücklich auf den Willen des Allmächtigen, und niemand kannte diesen Willen so gut wie er. Das Wohl der Untertanen stand bei ihm an erster Stelle. Da sich die Eingeborenen unter der heidnischen Mißwirtschaft nicht so glücklich fühlen konnten wie unter der christlichen Herrschaft Englands, so war es ihm Gewissenspflicht, heimgefallene Staaten dem Segen der englischen Einverleibung zuzuführen. „Ich kann mir nicht denken, daß irgend jemand die Politik bestreiten könnte, jede Gelegenheit zu benutzen, um das uns schon gehörende Gebiet zu festigen durch Besitzergreifung zwischenliegender Staaten, und unser Regierungssystem auf alle auszudehnen, deren höchste Interessen dadurch gefördert werden." — „Millionen von Gottes Geschöpfen werden aus dem Wechsel Freiheit und Glückseligkeit gewinnen."

Der Aufstand von 1857 war die furchtbare Quittung über diese Spendung von Freiheit und Glückseligkeit nach britischem Rezept. Durch die Einverleibung ward nicht nur dem Volke jede Anwartschaft auf höhere Stellungen entzogen; weit mehr fiel ins Gewicht, daß das Gefühl der Treue gegen die eingeborenen Herrscherhäuser, mit denen es durch lange Überlieferung verbunden war, mit Füßen getreten wurde. Das Volk konnte sich nicht mit einemmal einer Kultur anpassen, die sich auf anderem Boden ganz verschieden entwickelt hatte, und die es nur haßte und fürchtete: lieber wollte es von seinesgleichen bedrückt als von den Fremden beglückt werden, die ohne das geringste Verständnis der Volksseele ihre heiligsten Güter schändeten, ihre Fürsten absetzten und unermeßlichen Reichtum wegschleppten. Am tiefsten war das religiöse Gefühl getroffen. Die früheren Generalgouverneure hatten Glauben, Gesetz und Sitte der Inder nach Möglichkeit geschont; jetzt wurden plötzlich Grundsätze aufgestellt und Taten vollbracht, die den Grundanschauungen der Hindu ins Gesicht schlugen. Jedem von ihnen ist es das Höchste in diesem und im jenseitigen Leben, daß er beim Tod einen Sohn hinterläßt, der ihm die Augen zudrückt und der durch fromme Werke die Seligkeit der Ahnen gewährleistet. Wem aber das Schicksal den direkten Leibeserben versagte, der konnte durch Adoption seinen Stamm fortsetzen und sich durch den angenommenen Sohn in voll gleichwertiger Weise das ewige Heil sichern. An diese Überzeugung tasteten nun die Fremden mit frecher Hand unter dem Vorwande, daß es sich hier nur um das Wohl des Volkes handle, und mit dem Erfolge, daß sie immer mehr das eigenste Wesen der Hindu bedrängten, während sie selbst materielle Vorteile davon zogen. In dem Betonen, ein Gott wohlgefälliges Werk zu tun, erblickte der Hindu nur Hohn und Heuchelei.

h) Lord Canning; der Sepoy-Aufstand (1857).

Scharfsehenden Männern entging die tiefe und weitverbreitete Gärung unter den Eingeborenen nicht: aber das Direktorium schenkte den Stimmen kein Gehör, und die Blicke Viscount Charles John Cannings (1856—62), des Nachfolgers Dalhousies, lenkten zunächst das Vordringen der Perser nach Osten ab. Die Schwäche der englischen Truppen, die im Krimkrieg hervorgetreten war, hatte jenen Mut gemacht, Herat anzugreifen und zu

besetzen; aber als Ende 1856 eine britisch-indische Flotte im Persischen Meerbusen erschien, mußten sie, mehrfach geschlagen, Herat wieder freigeben und sich im Pariser Frieden vom 4. März 1857 verpflichten, sich nicht wieder in afghanische Angelegenheiten einzumischen.

Inzwischen hatte man in Indien das Gefühl der Hindu weiter verletzt: es waren Gesetze erlassen worden, die den Witwen die Wiederverheiratung gestatteten, die den Brahmanen die Vielweiberei verboten und bestimmten, daß die einheimischen Truppen zum überseeischen Dienste verwandt werden könnten. Die Erbitterung war aufs höchste gestiegen, und es bedurfte nur eines Funkens, um den Brennstoff zu entzünden. Diesen Anstoß gab die bei dem 1853 eingeführten Enfield-Vorderlader nötige Anwendung gefetteter Patronen. Unter den mohammedanischen Truppen verbreitete sich wie ein Lauffeuer das Gerücht,

Heiliger Stier in Benares, Ostindien. Nach Photographie.

daß sie beim Abbeißen der Patronen das Schmalz des unreinsten der Tiere, des Schweines, in den Mund nehmen sollten; bei den Hindu hieß es, daß sie gleiches mit dem Talg ihres heiligsten Tieres, des Rindes (s. die obenstehende Abbildung), tun sollten; beiden galt die Verordnung als die höchste Beschimpfung ihrer Religion. In Mirat weigerten sich einige Sepoys (S. 455), die Patronen zu gebrauchen, und wurden dafür eingesperrt. Aber am folgenden Tage, 10. Mai 1857, wurden sie von ihren Kameraden gewaltsam befreit; der meuternde, lawinenhaft sich vergrößernde Haufe zog am 11. Mai nach Delhi, wo die Garnison zu ihnen überging. Mit Sturmeseile verbreitete sich der Aufruhr über das ganze Land zwischen Dschamna und Patna und weit darüber hinaus: bezeichnenderweise jedoch nur in solchen Bezirken, die durch Dalhousies „Heimfälle" oder Einverleibungen betroffen worden waren. Die Präsidentschaften Bombay und Madras blieben ruhig; in dem durch Lostrennung einiger Provinzen erbitterten Reiche des Nisams gelang es dem Minister und der Anwesenheit der Truppen von Madras, drohende Unruhen im Keime zu ersticken. Ernstere Empörungen kamen schon in dem heimgefallenen Nagpur vor. Am erbittertsten aber war der Aufstand in dem vier Jahre vorher einverleibten kleinen, aber stolzen Radschputenstaate Dschhansi, in Audh, in

der Hauptstadt des Kaisers, dessen Nachkommen auf den Namen der Moguls verzichten sollten, und in Kahnpur (Cawnpore) am Ganges, in dessen nächster Nähe Dundhu Path, genannt Nana Sahib, der in seinem Erbrechte gekränkte Adoptivsohn des letzten Peschwa, wohnte.

Den Aufständischen kamen gewisse Umstände im Heere sehr zu statten. Die Anforderungen der Zivilverwaltung in den neuen Provinzen hatten ihm eine Menge gerade der befähigtsten Offiziere entzogen, während die im Heere gebliebenen, ihre Nichtberücksichtigung als Zurücksetzung betrachtend, den Dienst ohne Eifer und Freude verrichteten. Dann war ein großer Teil der Truppen in und nach dem letzten Sikhkriege nach dem Pandschab verlegt worden; durch die Sendung europäischer Soldaten aus Indien nach der Krim war ein solches Mißverhältnis entstanden, daß auf je einen europäischen Mann fünf indische Sepoys kamen. Endlich hatte man die wichtigste Waffe, die Artillerie, großenteils eingebornen Soldaten überlassen.

Innerhalb des aufständischen Gebietes traten drei Brennpunkte hervor: Delhi, Kahnpur und Lakhnau (Lucknow). In der Mogulhauptstadt sammelten sich im Sommer 1857 allmählich 50000 meuternde Sepoys an, die von Verjagung der Briten und Wiederherstellung des alten Glanzes in Hindostan träumten. In Kahnpur verschanzten sich die Europäer unter General Wheeler zunächst; aber es fehlte ihnen eine zielbewußte Führung, und als nach neunzehntägiger Umschließung Nana Sahib freies Geleit versprach, gingen sie darauf ein. Am 27. Juni beim Ganges angelangt und im Begriffe, sich nach Allahabad einzuschiffen, wurden 450 von ihnen in den Booten erschossen (nur vier retteten sich schwimmend ans andre Ufer) und etwa 150 Frauen und Kinder gefangen zurück nach Kahnpur gebracht. Erfolgreicher hielten sich die knapp 1000 Europäer in Lakhnau unter Henry Lawrence (S. 477), der die alte Residentschaft in eine kleine Festung umgewandelt hatte; auch nachdem er am 2. Juli gefallen war, boten sie unter Oberst John Inglis jedem Ansturme der erdrückenden Übermacht Trotz. Die den Briten treugebliebenen Truppen sammelten sich in Allahabad unter dem Brigadegeneral Henry Havelock; er führte sie zuerst gegen Nana Sahib und trieb diesen, der am 17. Juli Kahnpur aufgab, vor sich her. Am 25. September konnte sich der englische Feldherr mit den in der Residentschaft von Lakhnau eingeschlossenen Europäern vereinigen; da er jedoch nicht Truppen genug bei sich hatte, um sie zu befreien, blieb er zunächst selbst mit eingeschlossen. Am 24. November ist er, zu früh, als daß er seine Ernennung zum Baronet noch erfahren hätte, in Alam Bagh bei Lakhnau an der Ruhr gestorben.

Im Pandschab hatten die Sikh die furchtbaren Verfolgungen durch die Moguls nicht vergessen: sie blieben ihren neuen britischen Herren treu und ermöglichten es dem dortigen ersten Regierungsvertreter, John Lawrence, Truppen zur Wiedergewinnung Delhis abzuschicken. Bei ihrer Annäherung schwand den Aufständischen der Mut, und die Besatzung der Kaiserstadt sank bald auf 20000 Köpfe herab. Immerhin hatten die in der Minderzahl befindlichen britischen Truppen unter Oberst Archdale Wilson, der nach dem Tode des Generals Sir Henry William Barnard (22. Juli) den Befehl übernahm, sechs Tage erbittertsten Straßenkampfes durchzufechten, ehe sie die Mogulburg gewonnen hatten (20. September 1857). Mohammed Bahadur Schah II. wurde mit seinen beiden Söhnen auf der Flucht gefangen, diese von einem britischen Offiziere niedergeschossen, er selbst kriegsgerichtlich auf Lebenszeit nach Rangun verbannt, wo er am 7. November 1862 starb.

Das Schicksal des Aufstandes war mit dem Falle Delhis entschieden. Anfang Oktober langten englische Truppen vom Kap und aus Europa an. Nun konnte der zum Oberbefehlshaber ernannte Sir Colin Campbell (seit dem 3. Juli 1858 Lord Clyde) planvoll gegen

Der Bahnhof Victoria-Terminus in Bombay.

Nach einer Photographie gezeichnet von O. Schulz.

Kahnpur (Sieg am 6. Dezember) und Audh vorgehen. Unter zähem Widerstand (in Audh war es ein wahrer Volkskrieg) drang Campbell am 21. März 1858 bis zur Residentschaft in Lakhnau vor, aus der er schon zwischen dem 17. und 22. November 1857 die dort tapfer aushaltenden Europäer zurückgeholt hatte. Ebenso wurde der Rest der noch nicht gemordeten Weiber und Kinder in Kahnpur befreit und Schritt für Schritt das Duab, Audh und Rohilkand wiedergewonnen, wobei das benachbarte Nepal mit seinen Gurkha gute Hilfe leistete. Nana Sahib flüchtete sich ins Dschangel, wo er, wahrscheinlich am Fieber, starb.

Den Kampf im Süden des Aufstandsgebietes fochten die von Bombay gesandten Truppen unter Sir Hugh Rose aus. Aus Dschhansi wurde die verzweifelnd kämpfende Fürstinwitwe vertrieben; nachdem sie ihrerseits Sindia verjagt hatte, bemächtigte sie sich des fast uneinnehmbaren Gwalior und fiel hier am 18. Juni 1858 an der Spitze ihrer Truppen. Noch längere Zeit flackerte hier und da eine Flamme aus dem fast erloschenen Feuer hervor; aber im ganzen war Ende 1858 der blutige Kampf und die kritischste Zeit englischer Herrschaft in Indien abgeschlossen.

i) Die Einverleibung Indiens in das britische Kaiserreich (1858).

Der Sepoy-Aufstand war das letzte Zucken der Selbständigkeit des indischen Volkes: die schweren Erschütterungen waren die Geburtswehen einer neuen Zeit. Am 3. August 1858 setzte die Königin Viktoria ihre Unterschrift unter den Parlamentsbeschluß, der in folgerichtiger Anwendung der Akte von 1833 und 1854 (S. 472) die Ostindische Kompanie auflöste, zu ihrem Nachfolger den britischen Staat einsetzte und die Regierung unmittelbar der Krone Englands übertrug. Dies geschah am 1. September; Lord (seit 1859 Graf) Canning hat als erster Vizekönig von Indien bis zum Frühjahr 1862 segensreich gewirkt. Bald war das Land beruhigt; vereinzelte Aufstände (1863 in Patna) konnten schnell unterdrückt werden. Der schon unter den Generalgouverneuren Hardinge und Dalhousie begonnene Bau von Eisenbahnen (vgl. S. 477 u. 479) wurde rege fortgesetzt (s. die beigeheftete Tafel „Der Bahnhof Victoria Terminus in Bombay") und trug wesentlich zur Verbreitung europäischer Kultur bei. Die neuen Vizekönige von Indien, das durch Parlamentsbeschluß vom 29. April 1876 zum Kaiserreich erklärt ward, widmeten sich fortan den vielfachen Aufgaben der Verwaltung im Inneren (Finanz-, Steuer- und Zollwesen, Gerichtsorganisation, Bergbau- und Forstwirtschaft, Krankheitsfürsorge und Milderung der Hungersnöte 1873/74, 1877/78 und 1899) und dem Schutze der Grenzen. Mit dem Gesetze vom August 1858 schließt die selbständige Geschichte Indiens, das damit ein Teil des großen britischen Weltreiches geworden war.

k) Die neueste Zeit: Friede und soziale Aufbesserung.

1) James Bruce Graf von Elgin (1862—63).

Lord Elgin, der sich schon als Gouverneur von Jamaika und Kanada allgemeine Anerkennung erworben hatte, übernahm das Amt des Vizekönigs von Indien im Alter von fünfzig Jahren 1862, um die Politik seines Vorgängers Canning fortzusetzen. Aus seinen Briefen und Tagebüchern[1] ist zu ersehen, wie ängstlich er sich hütete, sich in die Angelegenheiten eingeborner Fürsten zu mischen und neue Steuern einzuführen. So hielt er sich diskret von dem Streite fern, den Dost Muhammad, der Emir von Kabul, mit dem Sultan Dschan in Herat bekam; er rief sogar, um Mißdeutungen zu vermeiden, während dieser Zeit seinen

[1] „Lettres and Journals of James, 8th Earl of Elgin" (1872).

Agenten aus Kabul ab. Seine Inspektionsreisen unternahm er als schlichter Passagier der indischen Eisenbahn, nicht in der früher beliebten pomphaften, das Volk aufreizenden Weise.

Während Elgins Amtsführung drohten Unruhen seitens fanatischer Muselmänner, Sepoys und Wahhabis, die ihren Sitz in Sitana, nördlich von Peschawar, hatten, wo seit den Tagen Randschit Sings unzufriedene, fanatisierte Elemente genug vorhanden waren. Um die Gefahr im Keime zu ersticken, schickte Lord Elgin im Oktober 1863 ein Heer von 6000 Mann unter dem Kommando von Sir Neville Chamberlain gegen Sitana. Der Feind, von diesem Unternehmen benachrichtigt, hatte aber in einer angeblichen Stärke von 60000 Mann den Ambalapaß, durch den die britische Expedition kommen mußte, besetzt und leistete solchen Widerstand, daß erst Verstärkungen abgewartet werden mußten, ehe man zum eigentlichen Angriff schreiten konnte. Dies geschah am 15. Dezember, der Feind wurde besiegt und der Ort niedergebrannt. Elgin erlebte das freilich nicht mehr; er war bereits am 20. November gestorben.

2) John Lawrence (1863—68).

Der Tod Dost Muhammads im Mai 1863 verursachte zunächst in Afghanistan ernstere Unruhen, da die Nachfolge keineswegs gesichert war. Scher Ali bestieg zwar den Thron als Emir und wurde auch von dem neuen Vizekönig, John Lawrence, der bereits am 12. Januar 1864 in Kalkutta eintraf, anerkannt; aber er hatte keinen höheren Anspruch auf die Nachfolge als die übrigen Fürsten und bekam auch bald Streitigkeiten mit seinen eigenen Verwandten.

Ein anderer Wetterwinkel für Britisch-Indien war damals der Bezirk von Bhutan, von der Größe Englands etwa, dessen mongolische Bewohner den Zugang zu Assam und Bengalen beherrschten. Obwohl dem Lama untertan, hatten sie bisher an Assam einen geringen jährlichen Tribut gezahlt. Nach dem ersten Kriege mit Burma aber hörten sie damit auf und unternahmen Raubzüge auf englisches Gebiet. Um geordnete Zustände herbeizuführen, schickte die Regierung im Januar 1864 in der Person Ashley Edens einen Gesandten, der seine Mission unter den schwierigsten Verhältnissen antrat. In Bhutan gab es zurzeit keine eigentliche Regierung: der König war abgesetzt oder vielmehr das willenlose Werkzeug in den Händen eines Insurgentenführers namens Toungso Penlo; und als Ashley Eden nach unsäglichen Mühsalen die Hauptstadt erreicht hatte, mußte er einen Vertrag schließen, der den Bhutanesen alle Vorteile sicherte. Die Regierung versagte die Zustimmung, und da ihre Vorstellungen in Bhutan keine Wirkung hatten, annektierte Lawrence in einer Proklamation vom 12. November 1864 die bengalischen Pässe. Die Bhutanesen griffen nun das am weitesten nach Osten liegende Fort Diwangiri an, wobei die Besatzung, 500 Sepoys, mit Aufgabe ihrer zwei Kanonen den Rückzug antreten mußten. Bald aber gewann eine starke Ersatzkolonne unter General Tombs das Fort wieder; der Feind zog sich in die Berge zurück, und da der König und Toungso Penlo nachgaben, brachte der Friede den Engländern alle eroberten Pässe und das anliegende Gelände ein.

Ein schreckliches Unglück kam 1865 über Indien in Gestalt der Hungersnot, die besonders in der Provinz Orissa zahllose Opfer an Menschenleben forderte. Infolge unzureichenden Regens war die Reisernte völlig mißraten: die Nahrungsmittelpreise stiegen ungeheuer, und Zufuhr zur See verhinderte das Einsetzen des Monsuns. Schließlich traten auch noch Überschwemmungen ein, welche die Hütten der Bauern zerstörten. Um eine Wiederholung solchen Unglücks unmöglich zu machen, ließ Lawrence die Provinz Orissa zum Zwecke der Kanalisation vermessen, die Flüsse regulieren und die Verkehrsmittel zu Wasser und zu Lande vermehren. Das dazu nötige Geld sollte in Form einer Anleihe aufgebracht und zur

Nationalschuld geschlagen werden, die jährlichen Zinsen aber sollten als Versicherungsprämie gegen Hungersnot gelten. So wurden in den beiden letzten Jahren der Amtsführung Lawrences 30 Millionen Mark geliehen für „Reproductive Public Works" und fast ganz zur Bewässerung verwendet.

Der Wohlstand des Landes hob sich unter Lawrence bedeutend, besonders infolge der Nachfrage nach roher Baumwolle. Das Schulwesen blühte auf, die Bevölkerung wuchs um 1 Prozent, die Ausfuhr nahm zu. Trotzdem schloß die Tätigkeit des damaligen Vizekönigs mit einem Defizit von über 60 Millionen Mark.

3) Richard Southwell Bourke Graf Mayo (1869—72).

Mit 46 Jahren übernahm Graf Mayo die Regierung Indiens, ein in allen Amtsgeschäften wohlerfahrener und populärer Mann, der die besten Absichten hatte, das friedliche Werk seines Vorgängers in jeder Hinsicht fortzusetzen. Der Versuch Scher Alis, gelegentlich einer Zusammenkunft mit dem Vizekönig, aus diesem mehr Vorteile für sich herauszuschlagen als bloße moralische Unterstützung, scheiterte an Mayos Grundsatz, mit seinen Nachbarn auf friedlichem Wege zu verkehren und sich in keinerlei Versprechungen oder Verträge einzulassen, die sich in der Folge als unbequem herausstellen konnten. Auf friedliche Weise wurden auch verschiedene Grenzregulierungen vorgenommen. Nur ein kurzer Feldzug gegen den Luschaistamm wäre hier zu erwähnen, der den Teepflanzungen von Katschar, in dem Gebiete zwischen Assam und Burma, durch seine Raubzüge gefährlich wurde. Der kommandierende General Robert Napier schaffte während eines nur kurzen Winterfeldzuges gründlich Abhilfe.

4) Thomas George Baring Northbrook (1872—76).

Mayo wurde auf der Rückkehr von einem Besuche in Burma zu Port Blair am 8. Februar 1872 von einem Afghanen ermordet. Nachdem sein Amt provisorisch Sir J. Strachey und dann Lord Napier-and-Ettrick bekleidet hatten, übernahm es im Mai Lord Northbrook. Eine seiner ersten Amtshandlungen war, den Khan von Khiwa, dessen Untertanen als die geborenen Sklavenhändler, die sie waren, Raubzüge auf russisches Gebiet unternahmen, freundlich zu ermahnen, es mit dem Zaren nicht zu verderben. Die Beziehungen der indischen Regierung zu Rußland waren friedlich, wie sich z. B. bei der Abgrenzung der Interessensphäre im Norden von Afghanistan zeigte. Dem Emir dieses Landes, Scher Ali, bereitete das freilich Unruhe; von Norden her fürchtete er das Vorrücken der Russen, und die Westgrenze schien ihm auch zu seinen Ungunsten gezogen, zumal Persien sie wenig achtete. Im Juli 1873 schickte er denn auch einen Gesandten nach Simla, über dessen Beschwerden zu verhandeln sicherlich viel Takt erforderte. Der Emir wünschte ein Schutz- und Trutzbündnis mit England; Northbrook dagegen sollte die von seinen Vorgängern verfolgte Politik streng einhalten. Dieser Gegensatz verschärfte sich im Laufe der Zeit recht unheilvoll, einstweilen aber beruhigte sich der Emir und blieb der Freund der Engländer.

Der Gaikwar von Baroda, Malhar Rao, gab 1874 infolge seines schimpflichen Verhaltens der Regierung ernstlichen Grund zur Klage; und als es ruchbar wurde, daß er versucht hatte, den britischen Residenten, Colonel Phayre, durch Gift aus dem Wege zu räumen, wurde er gefangen gesetzt und vor einen Gerichtshof von sechs Richtern, drei englischen und drei eingeborenen, gestellt. Da ein Urteil nicht gefällt wurde, setzte der englische Ministerpräsident Salisbury den Gaikwar wegen schlechter Bewirtschaftung seines Reiches ab.

Im Oktober 1875 wurde in Adschmir ein College für Eingeborene eröffnet, das sogenannte „Mayo College", das zum Teil aus den Zinsen eines von der Radschputen-Aristokratie gestifteten

Kapitals, zum Teil vom Staat erhalten wurde. Ungefähr gleichzeitig entstanden in anderen Teilen Indiens ähnliche Anstalten, und langsam zog auch europäischer Komfort in die indischen Städte ein: so galt Dschaipur lange als ein Muster, mit seinen Gaswerken, Museen, Hospitälern und dem botanischen Garten! Besonders wichtig war aber der Besuch, den der Prince of Wales 1875/76 Indien abstattete: eine politisch ungeheuer bedeutungsvolle Reise.

Im April 1876 gab Northbrook sein Amt auf und verließ Kalkutta, nachdem er mit seiner Heimatbehörde wegen der Sendung eines englischen Vertreters nach Kabul in Meinungsverschiedenheiten geraten war und seine Vorstellungen keine Beachtung gefunden hatten. Das Urteil über seine Tätigkeit faßte ein Eingeborener in die Worte zusammen: „Er annektierte keine Ländereien, er beging keine Plünderung und gab dem Lande Ruhe".

5) Edward Robert Bulwer-Lytton (1876—80).

Indien hatte seit 1858 begonnen, ein ganz neues Aussehen zu bekommen. Durch die Gründung zahlreicher Schulen und Colleges wurde für die Heranbildung der Eingeborenen viel geleistet, und wenn auch das Englische immer mehr die Stelle der einzigen Umgangssprache einnahm, so erschienen doch alljährlich eine Unzahl Schriften in einheimischen Sprachen und Dialekten, die von der geistigen Regsamkeit der Inder beredtes Zeugnis ablegten. Im nördlichen Hindostan trat in der Person des Dajanand Sastri ein Mann auf, der den Wischnuglauben durch Wort und Tat zu reformieren suchte. Eine noch tiefer gehende Bewegung verursachte Keschab Kandr Sen, der die Brahmo-Schule gründete, eine theistische Richtung, die weit zurückreicht, bis auf Ram Mohan Rai. Was früher ganz unerhört gewesen wäre: viele Hindus wagten sich jetzt sogar auf die sonst so gefürchteten Dampfer, um Berlin, London, Paris oder New York zu besuchen!

Auch bei den indischen Mohammedanern hatte sich ein Wechsel in den Anschauungen von dem, was erlaubt und verboten ist, vollzogen. Fanatische Bekenner des Koran, hielten sie es für gefährlich, mit Ungläubigen zu verkehren; und nun gar ihre Kinder in deren Schulen zu schicken, erschien ihnen einfach tödlich. Gegen diesen Fanatismus richtete sich eine Bewegung, die von einem Bekenner des Islam selbst ausging: von Saijid Achmad Khan. Eine Reise nach England, die er als Fünfzigjähriger unternahm, öffnete ihm die Augen über die Verkehrtheiten der sozialen Einrichtungen seiner Landsleute, und er ward nicht müde, in Wort und Schrift darauf hinzuarbeiten, diese auf dieselbe Stufe wie die Europäer zu erheben. Er bekämpfte die Vorurteile beider Nationen und suchte sie immer mehr einander zu nähern: er öffnete sein Haus Engländern und Mohammedanern mit der gleichen Gastlichkeit und gründete in Aligarh ein anglomohammedanisches College, in dem das ganze moderne Wissen in den Sprachen beider Nationalitäten gelehrt werden sollte.

Während sich so das Land kulturell ersichtlich hob, drohte von Afghanistan schwere Gefahr für den Frieden. Scher Ali fühlte sich von den Engländern unfreundlich behandelt, und vollends der Plan, in Kabul englische Agenten zu halten, war geeignet, die auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtigen, wehrhaften Afghanen vor den Kopf zu stoßen. Der Emir sandte September 1876 einen Abgeordneten nach Simla, den Lord Lytton kühl aufnahm. Wenn nun die Engländer gleichzeitig in Belutschistan an Einfluß gewannen, indem sie auf Grund freundschaftlicher Verhandlungen mit dem Khan von Kelat Kwetta besetzten, so war dies für Afghanistan ein neuer Grund zum Mißtrauen: man sah in dem Vorgehen der Engländer — mochte es auch noch so rechtlich sein — den ersten Schritt zum offenen Angriff, zum mindesten eine Drohung. In London fühlte man das sehr wohl, aber die warnende

Stimme von Lord Lawrence verhallte ungehört. Anfang 1877 wurde Sir L. Pelly beauftragt, in Peschawar mit dem Minister des Emirs, Nur Muhammad, zu verhandeln: er sollte mindestens durchsetzen, daß britische Beamte in Afghanistan stationiert wurden. Inzwischen hatte Rußland der Türkei den Krieg erklärt, in dessen Verlauf indoenglische Truppen nach Malta gesandt wurden. Diese Drohung beantwortete Rußland damit, daß der Statthalter von Turkistan den Befehl erhielt, an den Hof von Kabul eine Gesandtschaft abzuschicken, zu einer Zeit, da Scher Ali gerade nicht in der rosigsten Stimmung war. Die Russen haben es ja noch immer verstanden, England an der indischen Grenze Verlegenheiten zu bereiten, wenn in Europa sich zwischen den beiden Mächten Reibereien einstellten. Scher Ali nahm die russische Gesandtschaft höflichst auf und dachte schließlich nur daran, sie so bald wie möglich wieder loszuwerden. Er kam aber bald in große Schwierigkeiten; denn am 14. August erhielt er von Lord Lytton die Nachricht, daß Sir N. Chamberlain als Spezialgesandter an seinen Hof kommen würde. Scher Ali erhob von neuem Einspruch, aber es half ihm nichts. Chamberlain verließ Peschawar am 19. September und sandte Major Cavagnari voraus, der mit dem afghanischen Kommandanten des Forts Ali Masdschid am Eingang zum Khaibarpaß wegen des Durchzuges verhandeln sollte. Bei aller Höflichkeit blieb der Kommandant dabei, er müsse erst besondere Anweisung von Kabul abwarten, ehe er die Gesandtschaft durchziehen lassen könnte. Die Nachricht hiervon verursachte in London große Erregung, und trotz der bedächtigen Warnung des ehemaligen Vizekönigs Lawrence war die Stimmung kriegerisch, zumal da man während des türkischen Krieges auf alle Fälle schon einen Kredit von 120 Millionen Mark bewilligt hatte. Lord Lytton forderte also Scher Ali in einem Schreiben auf, um Entschuldigung zu bitten und einen ständigen englischen Vertreter in Kabul zu dulden, widrigenfalls er als Feind betrachtet werden würde. Da bis zur festgesetzten Frist keine Antwort an den Vizekönig gelangte, erfolgte am 21. November die Kriegserklärung. Drei Heere rückten gegen Afghanistan vor: die eine Kolonne unter F. Roberts, um über den Pewar Kotal- und Schutrpaß Kabul zu bedrohen; die zweite Kolonne unter S. J. Browne stand am Khaibarpaß, die dritte unter Donald Stewart war die einzige, die mit Belagerungsgeschütz ausgerüstet war. Scher Ali verlor bald alle Hoffnung, zumal sein Lieblingssohn und Thronerbe starb. Er überließ einem anderen Sohne, Jakub, den er seit Jahren gefangen gehalten hatte, die Verteidigung Kabuls, wandte sich in der Erwartung, die Russen würden ihm helfen, nordwärts und starb zu Masar-i-Scharif am 21. Februar 1879. Die nun bald eingeleiteten Friedensverhandlungen fanden am 26. Mai ihren Abschluß in einem Vertrage, dem zufolge England die Kontrolle in auswärtigen Angelegenheiten haben sollte, mit der Verpflichtung, Schutz und Verteidigung zu gewähren. Cavagnari wurde nun samt seinen Begleitern in Kabul festlich aufgenommen, und alles schien gut zu gehen, als im August eine Meuterei ausbrach, bei der Cavagnari und seine Offiziere getötet wurden. Roberts übernahm in Kabul die Regierung, nachdem Jakub abgedankt hatte, und ließ das Standrecht verkünden. Nach verschiedenen Gefechten (bei Achmad Khel, Maiwand, Kandahar) kam es zu friedlicher Einigung: der Posten des Emirs wurde einem Enkel von Dost Muhammad, Sirdar Abd ur-Rachman, übertragen und gleichzeitig beschlossen, die Truppen allenthalben zurückzuziehen. Der Gewinn aus diesem Kriege mit Afghanistan war die Verschiebung der Verteidigungslinie vom Indus nach den Abhängen der Sulaimankette und von Peschawar nach Kwetta. Zugleich aber zeigte es sich, daß Grenzstreitigkeiten im Nordwesten leicht zu einer europäischen Gefahr werden konnten.

Ende Oktober 1876 richtete eine Sturmflut in Niederbengalen eine fürchterliche

Verheerung an, zu der Pest und Cholera als natürliche Folgen kamen; und in der Präsidentschaft Madras und einem großen Teile des Dekhan brach eine Hungersnot aus. Die Zeit war also schlecht gewählt, wenn der 1. Januar 1877 zur Proklamierung der Königin Viktoria zur Kaiserin von Indien bestimmt wurde! Zu Delhi fand eine feierliche Versammlung statt, in der man die Proklamation verlas: gleichzeitig erfolgte in Kalkutta, Madras und Bombay die Bekanntmachung des neuen Titels.

6) George Frederick Samuel Robinson Marquis von Ripon (1880—84).

Unter Ripons Regime wurden mit zuerst in Maisur geordnete Verhältnisse herbeigeführt. Nach Haider Alis Zeit, als das Land wieder in den Händen einer Hindudynastie war, riß eine Mißwirtschaft ein, und namentlich die Hungersnot von 1877/78, bei der täglich mehr denn 100 Todesfälle vorkamen, zerrüttete das Land und seine Bewohner gar sehr. Aber es erholte sich doch so bald, daß unter Ripon die Schulden getilgt wurden, wozu ein gutgeschulter Stab einheimischer Beamten das meiste beitrug. Überhaupt war es sein Bestreben und zugleich die Veranlassung zu heftigen Angriffen seitens der konservativen Opposition, den Eingeborenen in immer größerem Umfange die Verwaltung von Stadt und Land zu überlassen. In den großen Gemeinden, wie Bombay, Kalkutta oder Madras, mit starker europäischer Bevölkerung gab es schon längst städtische Verwaltung, während im Inneren des Landes die örtliche Verwaltung in den Händen von Europäern lag. Ein wahrer Sturm der Entrüstung aber ging durch das ganze Land, als man versuchte, vermittelst der Criminal Procedure Amendment Bill von 1883 die Gerichtshöfe auch mit Eingeborenen zu besetzen. Die Engländer in Indien hatten durchaus keine Lust, sich gegebenenfalls von Hindus aburteilen zu lassen. Nach der Gerichtsordnung von 1873 mußten Richter und Angeklagter stets derselben Rasse angehören. Es erschien eine Abordnung vor dem Staatssekretär im India Office; es kam zu erregten Versammlungen, und schließlich endete die ganze Bewegung mit einem Kompromiß.

7) Frederick Temple Blackwood Graf von Dufferin (1884—88).

Nachdem Lord Ripon im Herbst 1884 zurückgetreten war, übernahm Dufferin am 13. Dezember desselben Jahres die Regentschaft in Indien. Für diesen Posten war er ganz besonders gut geschult: er war Unterstaatssekretär für Indien gewesen, dann sechs Jahre Generalgouverneur von Kanada, endlich Gesandter in St. Petersburg und in Konstantinopel. Im April 1885 hatte er eine Zusammenkunft mit dem Emir von Kabul zu Rawalpindi, da ein Zusammenstoß der Afghanen mit den Russen in Turkistan zu drohen schien. Es handelte sich vor allem um die Oase Merw, die sich seit 1856 in den Händen der Tekke-Turkmenen befand: eine wichtige Etappe auf dem Wege von Khiwa nach Herat. General Kumaroff nahm 1884 Besitz von der Stadt Merw und dem umliegenden Gelände, so daß seine Vorposten bis auf 1500 km an Herat heranreichten. Diese Ereignisse beunruhigten natürlich den Emir, da zu befürchten stand, die Turkmenen wie die Russen würden immer näher rücken. Es wurde also eine gemeinschaftliche Kommission eingesetzt, welche die Grenze regulieren sollte; englischerseits gehörte ihr General P. Lumsden an. Schon war es in dem strittigen Gebiete zu einem Zusammenstoß zwischen Russen und Afghanen gekommen; aber dank dem Entgegenkommen der russischen und englischen Regierung wurde die ganze Angelegenheit friedlich beigelegt und Pandschde für neutrales Grenzgebiet erklärt.

Weniger glatt ging die Lösung der Schwierigkeiten mit Burma von statten. Hier herrschte der despotische Thebaw, mit dem die Engländer vergeblich in Handels- und anderen

Angelegenheiten verhandelt hatten. Es verlautete, daß er ein Bündnis mit Frankreich suchte, um seine Nachbarn, vor allem Siam, überfallen zu können. Im November 1885 erklärte er in einer protzigen Proklamation den Krieg; aber bereits am 27. November, nachdem General Prendergast siegreich gekämpft und die alte Hauptstadt Awa erreicht hatte, war der Widerstand des Königs gebrochen. Die harten Friedensbedingungen, die Burma alsbald annahm, lauteten: Auslieferung des Königs, Waffenstreckung der burmanischen Armee und Übergabe von Mandalai. Thebaw wurde mit seiner Familie an Bord eines britischen Dampfers gebracht und dann in Britisch-Indien gefangen gehalten. Am 1. Januar 1886 wurde dann die Annexion des Landes öffentlich ausgesprochen.

Zu Dufferins Zeiten nahmen noch zwei andere Probleme das Interesse der Denker gefangen: die Kinderheiraten und die Purda- oder Senana-Wirtschaft. Bei den Hindus war es seit undenklichen Zeiten Sitte, ihre Mädchen noch im zartesten Alter zu verheiraten. Starb nun der „Ehegatte", so war seine Frau zu dem elenden Lose der indischen Witwe verdammt; und das war so unwürdig und bejammernswert, daß sich einige Philanthropen mit dem Gesuch an die Regierung wandten, durch Gesetz jene Sitte zu beseitigen. Dufferin sah freilich ein, daß es nicht anging, hier auf solche gewalttätige Weise Abhilfe zu schaffen, und daß eine Reform in diesem Sinne von den Hindus ausgehen müßte. Um so mehr Erfolg hatte er — oder richtiger seine Frau — bei der Behandlung der Purda- oder Senana-Angelegenheit, des Haremswesens in Indien. Die strenge Abschließung der Frauen von der Außenwelt brachte es naturgemäß mit sich, daß eine Frau, wenn sie ihrer Niederkunft entgegensah oder sonst erkrankte, ohne Gnade den höllischen Künsten irgendeiner „weisen" Frau ausgeliefert war. Ließ ja einmal ein aufgeklärter Gatte einen Arzt zu, so durfte er nur die Zunge besehen oder die Hand befühlen, die ihm durch einen schmalen Schlitz im Vorhang entgegengestreckt wurde[1]. Schon eine ganze Reihe von Jahren vor Dufferins Regentschaft hatte man in Bengalen den Versuch gemacht, eine Art ärztliche Missionsarbeit zu betreiben, ohne aber damit Erfolge zu erzielen. Jetzt aber interessierte sich die Königin Viktoria persönlich für diese ernste Frage, und als Dufferin zum Vizekönig ernannt war, beauftragte sie Lady Dufferin, sich der Sache mit all dem Nachdruck zu widmen, den sie ihrer Stellung zu verdanken hätte. Die Dame ging denn auch mit größtem Eifer an die Arbeit: es wurden Subskriptionslisten aufgelegt, viele reiche und angesehene Eingeborene wurden Mitglieder, und man gründete den „Countess of Dufferin's Fund". Viele hundert Hospitäler wurden gebaut, in denen die Frauen von Ärztinnen behandelt wurden; Ärzteschulen wurden eröffnet, um Frauen in der Medizin auszubilden, und mehrere Inderinnen sind inzwischen in Europa gewesen, um sich hier akademische Würden zu holen — der beste Beweis für die Erfolge der segensreichen Bestrebungen von Lady Dufferin.

8) Henry Charles Keith Petty Fitzmaurice Marquis von Lansdowne (1888—94).

Als nach Lord Dufferins Rücktritt Lord Lansdowne am 10. Dezember 1888 dessen Amt übernahm, fand er alles in bester Ordnung vor: Indien erfreute sich im allgemeinen der Ruhe des Friedens. Weder Krieg noch Hungersnot suchte das Land heim, nur in den Grenzgebieten von Burma, Belutschistan und Pandschab waren hier und da kleine Züge nötig, um die dortigen Gebirgsstämme in Botmäßigkeit zu halten. Eine ernstere Verwickelung gab es bloß mit Manipur, einem kleinen Staate zwischen Assam und Burma. Der

[1] Mary Frances Billington hat in ihrem Buch: „Woman in India" (London 1895) das Los der unglückseligen Haremsfrauen in ergreifender Weise geschildert.

Herrscher des Landes war im September 1890 bei einer Palastrevolution abgesetzt worden, deren Häupter seine beiden Brüder Tschubradsch (Juwaradscha, Kronprinz) und Senapati (Höchstkommandierender) waren. Der Maharadscha suchte Zuflucht in Kalkutta, während seine beiden Brüder die Regierung unter sich teilten. Da nun der englischen Behörde dieser Zustand nicht angenehm war, zumal der Senapati verdächtig schien, wurde Mr. Quinton mit 400 Gurkhas und mehreren Europäern nach Manipur gesandt, um den Tschubradsch zum König zu machen und den Senapati zu deportieren. Niemand ahnte, daß man dieser Absicht ernstlichen Widerstand entgegensetzen würde. In dem Durbar, welches Quinton sofort nach seinem Eintreffen berief, erschien der Senapati überhaupt nicht, da er die Absicht der Engländer gemerkt hatte, und der Tschubradsch weigerte sich, seinen Bruder auszuliefern. Schließlich kam es zu einem Tumulte, in dessen Verlauf zwei Mitglieder der englischen Bevollmächtigten von Speeren durchbohrt wurden; die übrigen Teilnehmer an dem Durbar wurden gefangen genommen und enthauptet. Bald aber brach das Strafgericht über Manipur herein: der Senapati wurde gehenkt, der Tschubradsch auf Lebenszeit nach den Andamanen verbannt und ein Seitenverwandter des Königs, ein Kind von fünf Jahren, auf den Thron gesetzt. Während seiner Minderjährigkeit wurde der Staat von einem englischen Bevollmächtigten regiert und dem Lande Tributpflichtigkeit auferlegt.

Im Jahre 1891 wurde eine allgemeine Volkszählung abgehalten, bei der es sich herausstellte, daß die Bevölkerungsziffer seit 1881 um 11 Prozent gewachsen war und die Gesamtzahl der Bewohner rund 287 Millionen betrug.

So wie die Ermittelungen dieses Zensus gedruckt vorliegen, bedeuten sie eine vollständige und genaue Wiedergabe alles Wissenswerten. Eine überaus wichtige Ergänzung dazu ist das mit unendlichem Fleiß von George Watt zusammengestellte Dictionary of the Economic Products of India. Hand in Hand mit den hierzu nötigen Untersuchungen gingen Erhebungen über den Bestand der Landwirtschaft in Bengalen, über den Opium- und Hanfgenuß, über den Aussatz: alles Unternehmungen, deren Ergebnisse den Behörden die nützlichsten Fingerzeige geben konnten.

9) Victor Alexander Bruce Graf von Elgin und Kincardine (1894—98).

Abgesehen von den Unruhen im Nordwesten, welche die Thronfolge in Tschitral hervorrief und die Entsendung einer Abteilung Soldaten nötig machte (1895), gab es unter Elgin zunächst keine kriegerischen Verwickelungen. Dafür kamen aber Anzeichen einer allgemeinen Hungersnot, der wirksam entgegenzutreten die Regierung alle erdenklichen Schritte unternahm. Um aber die Panik noch zu erhöhen, erschien auch noch die Beulenpest, die, zuerst in Bombay erkannt (im Herbst 1896), sehr bald den Charakter einer Epidemie annahm. Dank dem energischen Vorgehen der Sanitätsbehörden mit ihrer oft recht drastischen Art der Isolierung ging sie etwas zurück; aber bald brach sie mit neuer Kraft hervor und verbreitete sich weit über das Land. Die Sterblichkeit war vielleicht keine allzu große und stand sicher hinter der bei früheren Hungersnöten zurück; schlimmer war es jedoch, daß das Ansehen der Regierung litt und die Bevölkerung sich gegen die sanitären Maßregeln auflehnte: es ging so weit, daß in Puna zwei Sanitätsbeamte ermordet wurden. Die einheimische Presse führte eine heftige Sprache, aber schließlich brach sich doch die bessere Erkenntnis Bahn, so daß die prophylaktischen Maßnahmen der Regierung allmählich anerkannt und befolgt wurden. Immerhin betrugen die Todesfälle in Bombay etwa 63 Prozent der Bevölkerung, und diese Pestepidemie war entschieden eine der größten, die man überhaupt kennt. Im Distrikt von Patna (Bihar) erreichte die Zahl der tödlich verlaufenden Fälle ihr Maximum mit 2044 in der Woche!

Im Sommer 1897 brach eine Erhebung der Bergvölker im nordwestlichen Grenzgebiet

auf der ganzen Linie von Kaschmir bis Belutschistan gleichzeitig aus, der auch das Element des religiösen Fanatismus nicht fehlte. Malakhand, das Khaibartal und die übrigen Pässe sahen Angriffe auf englische Posten und Belagerungen. Die in mehreren Kolonnen entsandten Truppen stellten nach teilweise tapferster Gegenwehr bis Herbst 1898 die Ruhe wieder her.

Elgin trat von seinem Posten zurück nach einer in jeder Hinsicht erfolgreichen Wirksamkeit: in dem ungleichen Kampfe gegen Naturgewalten so gut wie in der Bekämpfung jener fanatischen Bergvölker, die in ihrem Aufstande die natürliche Beschaffenheit des Landes ebensosehr unterstützte wie ihr todesverachtender Mut und ihre vorzügliche Bewaffnung. (Über die jüngsten Ereignisse vgl. Band VI, Abschnitt VII.)

3. Ceylon.

A. Die Natur Ceylons.

a) Das Land.

Die Geschichte Vorderindiens ist, soweit wir sie zurück verfolgen können, beeinflußt von seiner Lage am Südrand eines großen Erdteiles: seine scheinbar unübersteiglichen Grenzgebirge sind immer und immer wieder von fremden Völkern überschritten worden, deren Einbrüche die Geschicke des von der Natur überreich ausgestatteten Landes so wechselvoll gestalteten. Anders lagen die Dinge in Ceylon: als südlichster Vorposten Indiens ist es so weit entfernt von dem übrigen Asien, daß von dort aus keine Stämme bis zu ihm vorgedrungen sind: alle geschichtlichen Anstöße kamen nur aus der Halbinsel, zu der Ceylon, durch eine flußähnlich schmale Meerenge von ihm getrennt, seiner ganzen Natur nach eine unmittelbare Fortsetzung bildet.

Infolgedessen wiederholt sich auch das Pflanzenleben: im Westen Üppigkeit und unerschöpfliche Fruchtbarkeit, im Osten ärmerer Pflanzenwuchs und ein mit seinen Gaben geizendes Land, das ebenso wie der flache Norden der Insel nur da eine größere Volksverdichtung ermöglicht, wo es des Menschen Fleiß erzwingt, durch künstliche Stauwerke das fruchtbringende Naß für die Zeiten der langen Dürre aufzusammeln. Auch die Tierwelt ist im ganzen dieselbe in Südindien und auf der Insel. Der Elefant, die großen Tigerkatzen (nur der Königstiger hat die Meeresstraße nicht überschritten), die Affen, Schlangen, Termiten und Blutegel bewohnen hier wie dort die Wälder. Die winzigsten Lebewesen erzeugen auf beiden Gebieten im Menschen dieselben Massenkrankheiten: die Cholera und namentlich die Malaria, die besonders an den Rändern der Steilgebirge und den vielen Felsenhorsten mit ihrem Gewirr übereinander gestürzter Felsenblöcke sowie in den Dschangeln und an den Flußläufen dem Menschen Tod und Verderben bringt.

b) Ceylons Urbevölkerung.

Es wäre wunderbar, wenn sich diese Gleichheit der Natur nicht auch in der menschlichen Bevölkerung zeigte, die von den ältesten Zeiten her die Insel bewohnt hat. Heute leben dort zwei anthropologisch wie ethnologisch verschiedene Hauptrassen, eine dunklere und eine hellere; letztere ist erst in verhältnismäßig später Zeit eingewandert. In der Urzeit der Völker war Ceylon wie Indien die Heimat einer einzigen, durch dunkle Pigmentierung, welliges Haar und kleinen Wuchs gekennzeichneten Rasse. Geologische, pflanzen- und tiergeographische Tatsachen sprechen dafür, daß in nicht allzuweit zurückliegenden Zeitaltern

Festland und Insel ein einziges zusammenhängendes Ganze gebildet haben. Wenn aber auch die Paltstraße immer so bestanden hätte, wie sie heutzutage ist, so würde es doch auch dem Menschen allerniedrigster Kulturstufe ein Leichtes gewesen sein, von den Ebenen Südindiens über die Adamsbrücke nach der lockenden Insel hinüber zu wandern. Geschichtlich nachweislich haben schon vor mehr als 2000 Jahren Tamileneinfälle stattgefunden; aber sicher war schon vor der ersten geschichtlichen Einwanderung die Insel von Stämmen bewohnt, die den Dravidavölkern anthropologisch äußerst nahestanden.

Die waldbewohnenden, wilden Yakka der Sage sind zweifellos als die Vorfahren der heutigen Wedda anzusehen: wahrscheinlich hat jedoch die erste arische Einwanderung in Ceylon schon andere dravidische Stämme angetroffen, die sich an günstigeren Wohnplätzen auf eine höhere Stufe des Daseins erhoben hatten. Die „ceylonischen Tamilen" freilich, die jetzt den Norden und die Ostküste der Insel bewohnen, sind zum größten Teil die Nachkommen von Dravidas, die in zahlreichen Kriegszügen den Norden der Insel überschwemmt haben.

B. Die Vorgeschichte Ceylons.

Neben dieser dunkelhäutigen urindisch-ceylonischen Rasse sitzt auf der Insel, und zwar in dichter Masse auf der von der Natur reicher ausgestatteten Südwesthälfte, noch ein körperlich und kulturell von jenen ganz verschiedenes Volk, die Singhalesen. Sie sind ursprünglich landesfremd, mit anders geartetem Körper, anderer Sprache, mit anderer Religion, anderen Sitten und Gebräuchen. Wo war die Heimat dieser Fremdlinge? Sicher nicht in dem damals von reinen Dravida bevölkerten Süden Indiens.

a) Die arische Einwanderung.

Die geographische Lage Ceylons weist uns als wahrscheinlichsten Ausgangspunkt einer solchen Einwanderung auf Nordindien hin. Im Süden liegt der Insel überhaupt kein Land gegenüber; im Osten und im Westen ist das Land weit entfernt und durch breite, nur auf höherer Stufe der Schiffahrt zu bewältigende Meere von Ceylon getrennt. Dagegen weisen die von Nordwesten und von Nordosten her sich krümmenden Küsten Vorderindiens der Küstenschiffahrt von selbst den Weg nach Ceylon. Abgesehen von wenigen, in den letzten Jahrhunderten eingeführten Malaien finden wir auf der Insel weder eine Spur indonesischen oder malaiischen Blutes noch etwas, das uns an afrikanische Rassen erinnert: dagegen treffen wir die nächsten Verwandten der Singhalesen in der Fortsetzung jener Küstenschiffahrtsbahnen unter den im 2. oder 3. Jahrtausend v. Chr. über die Randgebirge Indiens hereingewanderten Ariern und den von ihnen abstammenden Mischlingen der nordindischen Tiefebene: sie sind es nach Körperbau, Sprache, Sitte und Gesellschaftsordnung. Ja, diese Merkmale gestatten uns, sogar die Zeit annähernd zu bestimmen, wo die Einwanderung in die Insel erfolgt ist, sowie den Weg, den sie genommen hat.

Die höchste Kaste der Singhalesen waren zu allen Zeiten die Goiwansa oder Handuruwo, d. h. die Edelgebornen — Brahmanen hat es niemals in der Rangordnung ihrer Kasten gegeben. Wo sie von der Überlieferung oder in geschichtlicher Aufzeichnung genannt werden, handelt es sich um Erfindungen der Chronisten oder um fremde Brahmanen, wie z. B. bei der Erzählung von der Einführung der Buddhalehre in Ceylon: niemals aber erscheinen sie als wesentliche Bestandteile der singhalesischen Gesellschaft. Demnach muß die Ablösung des singhalesischen Zweiges der arischindischen Völkergruppe zu einer Zeit erfolgt sein, wo die Brahmanen noch nicht die Herrschaft über die Organisation der Gesellschaft an sich gerissen hatten, d. h. also vor der Zeit größerer Staatenbildungen im mittleren Gangeslande (vgl. S. 376). Also kann die singhalesische Auswanderung aus Indien nicht etwa im Osten, von den Gangesmündungen oder von Orissa aus stattgefunden haben: bis dorthin sind ja die Arier erst nach der Ausbildung der brahmanischen Vorherrschaft vorgedrungen, und das Gangesdelta ist bis in unser Jahrtausend hinein

ein gefürchtetes, von Ansiedlern gemiedenes Schwemmland gewesen. Viel früher waren die Arier im Westen bis ans Meer vorgedrungen, vom Pandschab aus längs des Indus bis an dessen Mündungen sowie später längs der Arawalliberge hinab nach Gudscherat (S. 376).

b) Die ceylonischen Geschichtsquellen.

Die Reihe von Schlüssen, die eine arische Wanderung aus dem Golfe von Khambat als das Nächstliegende, ja fast als das einzig Mögliche erscheinen lassen, erhält eine gewichtige Stütze durch die Überlieferung. Treuer als auf dem indischen Festlande hat auf Ceylon das Gedächtnis der Menschen die Tatsachen der Geschichte mehr als 2000 Jahre lang zuverlässig und darüber hinaus wenigstens einigermaßen festgehalten. Freilich, das Heldengedicht Ramajana, in der singhalesischen Gestalt eine kürzere Nachbildung des großen Werkes von Walmik, das den mythischen Bezwinger Ceylons verherrlicht, ist nur dichterisches Erzeugnis.

Es sind wertvollere, geschichtliche Quellen vorhanden. Die mehr als 2000jährige Dauer des Königtums und des von ihm geschützten Buddhatums war der Geschichtsschreibung günstiger als die politischen und religiösen Umwälzungen, die Vorderindiens ruhige Entwickelung unterbrochen haben. In den Klosterbibliotheken wurde aufgezeichnet, vor allem, was den Orden selbst und seine Beschützer, die Könige, betraf; was sich so in Annalen ansammelte, wurde von Zeit zu Zeit zu Werken zusammengefaßt.

So hat das älteste der Klöster Ceylons, das Mahawira („große Kloster") in Anuradhapura, in seiner Chronik „Mahawamscha" die Erinnerung an die Einführung der Buddhalehre und die Geschichte des „großen Geschlechts" von 174 Königen festgehalten. In den beiden Palibüchern, dem Dipawamscha („Geschichte der Insel") und dem ebengenannten, um 150 Jahre jüngeren Mahawamscha besitzen wir zwei, nur wenig von dem Original abweichende Bearbeitungen; beide reichen, wie jenes, nur bis zum Tode des Königs Dhatusena (479 n. Chr.). Der Mahawamscha aber wurde später wiederholt fortgesetzt: bis zum Ende des singhalesischen Königtums und bis zur Besitzergreifung der Insel durch die Engländer (1816).

c) Die Sage von der Besiedelung Ceylons.

Geschichtliche Klarheit beginnt bei allen diesen Chroniken erst mit der Einführung der Buddhalehre auf der Insel, d. h. mit der Zeit Asokas. Was sie von früheren Ereignissen in Ceylon berichten, ist zumeist rein buddhistische Erfindung mit der Absicht, den heiligen Orten der Insel durch eine angebliche Anwesenheit Buddhas oder seiner 23 Vorgänger höhere Weihe zu geben. Aber abgesehen von diesen Unwahrheiten enthalten die Chroniken in ihrem vorgeschichtlichen Abschnitte weltliche, für uns viel bedeutungsvollere Erzählungen. Denn hier ist niedergeschrieben, was sich im Gedächtnis des Volkes selbst jahrhundertelang in mündlicher Überlieferung von seiner früheren Geschichte erhalten hat, vielfach ausgeschmückt und verändert, das Werk ganzer Zeitalter zu einzelnen Persönlichkeiten verdichtet, aber doch im ganzen in seinen Grundzügen wahr und erkennbar. Schon die erste Figur in der singhalesischen Geschichte findet in den ethnisch-geschichtlichen Verhältnissen ihre sachliche Bestätigung. Widschaja („Sieg") führte den fremden Kulturstamm herüber, dessen Züge wir in den bis zum Meere vorgedrungenen Ariern vor der Brahmanenherrschaft wiedererkennen.

α) Widschaja.

Im Lande Lala (Gudscherat), so erzählt die Sage im 7. Kapitel des Mahawamscha, überfiel ein Löwe eine Karawane, in der sich die Tochter des Königs von Wanga und eine Kalingaprinzessin befand: er nahm die eine Königstochter mit sich in seine Höhle, und ihrer Verbindung entsproßten ein Sohn Sihabahu und eine Tochter Sihasiwali. Mutter und Kinder entflohen dem Gewahrsam des Löwen, und der heranwachsende Löwensohn wurde, nachdem er seinen Vater getötet hatte, Nachfolger seines mütterlichen Großvaters, des Königs von Wanga, ging jedoch später in sein Geburtsland Lala zurück und erbaute in der Wildnis an

Stellen, die für Besiedelung geeignet waren, Städte und Dörfer. Sein ältester Sohn, Widschaja, wurde, zum Mann erwachsen, zum Unterkönig ernannt; aber er entwickelte sich zu einem „Gesetzesfeind", und sein Gefolge beging zahllose Handlungen von Trug und Gewalttat. Schließlich brachte das erbitterte Volk die Sache vor den König. Dieser verwies es den Genossen des Prinzen; seinen Sohn aber tadelte er streng. Dieselbe Geschichte wiederholte sich ein zweites Mal, und als zum drittenmal das Volk rief: „Bestrafe deinen Sohn mit dem Tode!" ließ der König dem Widschaja und seinen 700 Anhängern den halben Kopf scheren und sie auf ein Schiff bringen, das hinaus aufs offene Meer getrieben wurde. Widschaja landete zuerst im Hafen Supparaka in Dschambudwipa (Indien); doch da er wegen des verbrecherischen Sinnes seiner Bande die Feindseligkeiten der Eingeborenen fürchtete, schiffte er sich wieder ein. „Dieser Prinz, Namens Widschaja, der dann durch Erfahrung klug geworden war, landete im Bezirk Tambapanni des Landes Lanka [= Ceylon]. Weil der König Sihabahu den Löwen (Pali: siha: Sanskr.: simha) erschlagen hatte, werden seine Söhne und Nachkommen Sihala (Singhalesen), d. h. Löwentöter, genannt, und da diese Insel Lanka von einem Sihala erobert und von einem Sihala kolonisiert wurde, erhielt sie den Namen Sihala dwipa (Löweninsel, Sanskr.: simhala [dwipa]: in englischer Aussprache Silan, in deutscher Ceylon)."

Der geschichtliche Kern dieser Sage führt uns zum Ausgangspunkte der singhalesischen Besiedelung, nach dem Lande Lala, dessen Name noch in dem griechischen Larike (oder Surachtrene), dem heutigen Gudscherat, erhalten ist: der einsame Löwe, der dort in allem Anfange das Land bewohnte, die Nachbarn überfiel und schädigte, ist zu deuten als eine frühe arische Ansiedelung am Golfe von Khambat: war doch das Beiwort „Löwe" eine Lieblingsbenennung aller kriegerischen Arier und ihrer Führer, und hat sich doch gerade in Gudscherat eine ruhmvolle Dynastie „der Löwen" bis in späte Zeiten erhalten! Die arischen Eroberer, damals den strengen Kastengesetzen der Brahmanen noch nicht untertan, trugen kein Bedenken, sich mit eingebornen Weibern (Kalingaprinzessin) zu verbinden. Die eigentliche Auswanderung nach Ceylon gehört einer etwas späteren Zeit an.

Widschaja ist — angeblich 543 v. Chr. (vgl. S. 496) — mit seinen Anhängern auf Tambapanni (dem Flusse [Sanskr.]: Tamraparni, dem Taprobane der Griechen) gelandet. Die Überlieferung schmückt seine weiteren Schicksale mit Zügen aus, die offenbar der Odyssee entlehnt sind (Handelsverkehr der alteuropäischen Kulturländer mit der Zimtinsel): die Fremden seien zuerst in die Hände einer Zauberin, Kuweni, gefallen, die sie an einem unterirdischen Orte festhielt, dann aber, durch den von einem menschenfreundlichen Gott (hier Wischnu) unterstützten Widschaja befreit worden. Dieser heiratet die Zauberprinzessin und gewinnt mit ihrer Hilfe die Herrschaft über das Land; dann aber verstößt er sie und vermählt sich mit der Tochter des mächtigen Nachbarkönigs Pandu von Madura, während seine Genossen die Töchter vornehmer Familien aus dem Pandureiche heiraten.

β) Die Nachfolger Widschajas.

Dem Tode Widschajas, der keine echten Kinder hinterließ, folgte ein kurzes Interregnum („das Land Lanka war ein Jahr lang ohne König"); dann aber kam ein neuer Zuzug der Arier aus Lala, und Widschajas Neffe Panduwasudewa ergriff die Krone des singhalesischen Reiches. Schon nach dem Tode seines Sohnes Abhaja unterbrachen Thronstreitigkeiten die Herrscherreihe 17 Jahre lang von neuem. Dann bestieg nach Besiegung und Tötung seiner Oheime der bedeutendste jener sagenhaften Herrscher, Pandukabhaja, den Thron. Unter ihm erhob sich der singhalesische Staat zu hoher Macht; die einander blutsfremden Stämme der Insel wurden miteinander versöhnt („der König begünstigte die Wünsche der Jakka") und wohnten in der Hauptstadt Anuradhapura (s. die Abbildung S. 495) friedlich zusammen. Diese hatten schon die ersten Ansiedler gegründet; aber jetzt erreichte sie durch Vergrößerung des schon früher angelegten Stauteiches zu einem großen See, durch Erbauung

von Palästen und Kultusstätten für die verschiedenen Religionen und Sekten höhere Bedeutung, so daß sie der Chronist „wonnevoll und wohleingerichtet" nennt. Stadthauptmann ward der älteste Oheim des Königs, der frühere Fürst Abhaja; zu Vorstehern von je zwei der vier inneren Stadtquartiere wurden zwei Jakka, zum Wächter des Südtors der Stadt ein anderer Jakka ernannt. Ganz verachtete Stämme, wie die Tschandala wurden in der Vorstadt angesiedelt, wo sie die Reinigung der Stadt, die Nachtwachen und die Begräbnisarbeiten zu verrichten hatten; außerhalb der Stadt wurden auch die Friedhöfe und die Plätze für Marter und Hinrichtung angelegt. Auch die Jäger des Königs (die Wedda, die sich noch jetzt scheu von den übrigen Bewohnern absondern; s. die Abbildung S. 496) erhielten ihre besondere Straße. Der König war wohltätig: für Kranke wurden Hospitäler errichtet; den verschiedenen religiösen Richtungen kam der König entgegen, indem er ihnen eigene Quartiere gab, Häuser für sie baute und Tempel errichtete.

Anuradhapura, Ceylon. Nach Photographie.

Diese singhalesischen Herrscher der Überlieferung sind keineswegs als geschichtliche Persönlichkeiten aufzufassen. Widschaja ist ebensowenig eine bestimmte Person wie der Gründer Roms, und Pandukabhaja ebensowenig wie Numa der Gesetzgeber. Wohl mögen die Züge hervorragender Führer mit in das Bild jener sagenhaften Könige hineingewoben worden sein — im wesentlichen bedeuten sie doch nur Entwickelungsstufen. In Widschaja verkörpert sich die erste Einwanderung der Arier, in Panduwasudewa eine spätere, in Abhaja, seinem Nachfolger, der Streit der Fürsten um die Herrschaft, in Pandukabhaja der endliche Sieg eines einzelnen über seine Mitbewerber und die Einführung geordneter Zustände, die Versöhnung der Eingeborenen mit den Eingewanderten, die Hebung der allgemeinen Wohlfahrt und das Aufblühen des Reiches. Im ganzen hielt die Entfaltung des arischen Wesens auf Ceylon gleichen Schritt mit der der blutsverwandten Stämme im Gangeslande: siegreiche Bekämpfung der Urbewohner und Besitznahme des Landes, Kämpfe der Fürsten untereinander, schließlich Bildung einzelner größerer Staaten, in denen sich bei den reichen Gaben, die die Natur freiwillig oder durch des Landmanns Fleiß dem Menschen bot, und bei der friedlichen Einordnung der Unterworfenen in das Staatswesen, rasch eine höhere Kultur ausbildete. Nur in einem wich die Entwickelung

der Inselarier von der ihrer festländischen Brüder ab: bei ihnen haben die Brahmanen niemals jene unheimliche Macht über die Gemüter erlangt.

γ) Die Chronologie der sagenhaften Zeit.

Die Chronologie der sagenhaften Zeit leidet unter der Zusammendrängung der Ausbildung des singhalesischen Königtums auf die Lebenszeit weniger Personen. Die Zeitangaben in den singhalesischen Chroniken werden erst von der Einführung der Buddhalehre an etwas zuverlässiger. Rechnet man ihre Angaben über die Regierungsdauer der einzelnen Herrscher zurück, so würde die Landung Widschajas auf 543 v. Chr., die Ankunft Panduwasudewas auf 504, die Regierungszeit Pandukabhajas zwischen 437 und 367 v. Chr. fallen, und 60 Jahre nach seinem Tode hätte sein Enkel Dewanampija Tissa den Thron bestiegen, der die ersten buddhistischen Missionare in Ceylon willkommen hieß. Demnach hätte die ganze Entfaltung des Reiches bis dahin nur 236 Jahre in Anspruch genommen. Natürlich hat eine solche Kulturarbeit viel mehr Zeit beansprucht. Die ersten arischen Eroberungszüge dürften mit der Besiedelung Gudscherats und den Kämpfen zwischen geistlicher und weltlicher Macht im Norden Indiens ungefähr zeitlich zusammenfallen; wir kämen danach auf die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr.

Wedda mit Bogen. Nach „The Living Races of Mankind" (London). Vgl. Text S. 495.

C. Die ältere Geschichte Ceylons (300 v. bis 1500 n. Chr.).

Seit rund 300 v. Chr. nimmt die ältere Geschichte Ceylons sichere Gestalt an. Beherrscht wird sie in der Hauptsache von drei Bewegungen: vom Buddhismus, von inneren Kämpfen um die Thronfolge und von äußeren Kämpfen mit den Dravida des Festlandes.

a) Der Buddhismus auf Ceylon.

(Hierzu die beigeheftete Tafel „Buddha-Bronzen aus Ceylon und Java".)

Die erste Figur von Fleisch und Blut in der singhalesischen Geschichte ist Dewanampija („Götterwonne") Tissa, der Zeitgenosse Asokas. Seine zeitliche Stellung ist in den singhalesischen Chroniken noch nicht fest bestimmt: so eingehend über ihn berichtet wird, so dürftig sind die Nachrichten über seine drei Nachfolger, von denen kaum mehr angegeben wird, als

Buddha-Bronzen aus Ceylon und Java.

Nach Photographie.

daß sie alle jüngere Brüder Tissas gewesen seien, daß jeder von ihnen zehn Jahre regiert habe, und daß sie fromme Stiftungen für die Mönche gemacht hätten. Ebenso soll der durch den ersten Tamileneinfall in der Regierungsfolge von ihnen geschiedene König Asela (angeblich ein Sohn des bereits 100 Jahre früher gestorbenen Königs Mutasiva!) zehn Jahre regiert haben. Diese Angaben der Regierungszeiten sind offenbar willkürlich ergänzt. Daher ist auch das größte Ereignis in der Geschichte Ceylons, die Einführung der Buddhalehre unter Tissa, später anzusetzen, als es die Chroniken angeben: während sie Tissa die neue Lehre bald nach seiner angeblich 307, tatsächlich aber 251 v. Chr. erfolgten Thronbesteigung annehmen und ihn 267 v. Chr. sterben lassen, hat die Aussendung buddhistischer Mönche nach Ceylon durch Asoka erst um 250 v. Chr. stattgefunden.

Der Herrscher, der die Mönche so warm empfing, wird von ihnen natürlich in den leuchtendsten Farben geschildert. Mit Asoka, der sein Reich von Afghanistan fast bis zum heutigen Maisur ausgedehnt hatte (S. 402), wird Tissa auf gleiche Stufe der Frömmigkeit gestellt, und die Legende ist sogleich bereit, den Grund ihrer „Freundschaft" in einem früheren Dasein zu suchen, wo beide Könige Brüder gewesen seien. Doch durch alle Schönfärberei schimmert die Wahrscheinlichkeit durch, daß der ceylonische König in einer gewissen Abhängigkeit von Asoka gestanden hat. In seiner 13. Felsinschrift zwar rühmt sich dieser nur, den Dhamma (S. 394) „bis nach Tambapamni" verbreitet zu haben; aber Tissa läßt sich, nachdem er 251 v. Chr. unter großer Feierlichkeit den Thron bestiegen hatte, nach Übersendung reicher Gegengeschenke, die zur Königsweihe bestimmt waren, durch besondere Abgeordnete Asokas noch einmal zum Könige krönen. Das Übermaß von Freigebigkeit, womit die Bringer der neuen Religion empfangen wurden, ist wohl zum Teil auf Rechnung jener Abhängigkeit zu setzen. Mahinda, Asokas Sohn von der unebenbürtigen Kaufmannstochter Dewi aus Wedisa, wurde einen Monat nach Tissas zweiter Krönung mit sechs anderen Missionaren von Tissa freundlich aufgenommen. Großartige Stiftungen von Land (der Prachtpark Magamega in der Hauptstadt sowie der Tschetja-Berg) sind die ersten Gaben, die mit höchstem Pomp übergeben, und auf denen für die Mönche Wohnungen errichtet wurden; mit dem König bekehrten sich gleich am ersten Tage 6000 seiner Untertanen zur neuen Lehre, die längst schon ihre ursprüngliche Einfachheit aufgegeben und der Reliquienverehrung breiten Raum gewährt hatte. So werden denn auch sogleich zwei der größten Heiligtümer durch besondere Abgesandte aus der Heimat des Religionsstifters herübergeholt, ein Schlüsselbein des „Erleuchteten" und ein Zweig des heiligen Bo-Baumes (S. 389). Die kuppelförmigen Reliquienbehälter, Stupas (Thupas) oder Dagobas (Dhatugarbhas), teilweise von ungeheurer Größe, füllen zu Tausenden noch heute die Insel und sind ein charakteristischer Zug in ihrem Landschaftsbilde (s. die Tafel „Frühbuddhistische Tempelanlagen bei Anuradhapura" bei S. 498). Mit den ersten Heiligtümern kam zugleich auch der Nonnenorden (Samghamitas) herüber (S. 396), dem gleichfalls viele Anhängerinnen zuströmten.

Die Einführung der Buddhalehre war von der tiefstgehenden Bedeutung für die ganze Entwickelung des singhalesischen Volkes. Der Macht der Brahmanen hatten sich die Vorfahren durch Auswanderung nach der Insel entzogen — den Buddhismus holten sich die Nachkommen selbst herbei. Unter schweren Kämpfen hatten sich die Brahmanen in Indien die hohe Stellung erobert — wie ein Geschenk wurde diese den buddhistischen Mönchen von den singhalesischen Königen dargebracht, und von jetzt an stehen diese und ihr Volk unter ihrem Banne. Zunächst nahm der Orden nur Plätze für die Errichtung von Klöstern, für Sommerfrischen und für Reliquienbauten an; im übrigen wurde noch immer das Gebot der Armut

schlechthin, das Buddha seinen Bhikkhus („Bettlern“: S. 396) auferlegt hatte, befolgt, und die Mönche erhielten alles, was zu des Leibes Nahrung und Notdurft gehörte, nur durch Almosen. Aber schon nach kaum mehr als 100 Jahren schenkte zuerst der wegen seiner Verdienste um den Orden gefeierte König Duttha Gamani, dann namentlich sein Enkel Vattha gegen diesen Grundsatz den Mönchen für ihren Unterhalt ausgedehnte Ländereien. Die Nachfolger wiesen ebenfalls die besten Äcker, Kanäle und Stauseen sowie ganze Dörfer mit ihren Bewohnern den Mönchen zu: mit der Zeit sammelte sich in der toten Hand, wo nicht der größte, so doch der beste Teil alles anbaufähigen und angebauten Landes an.

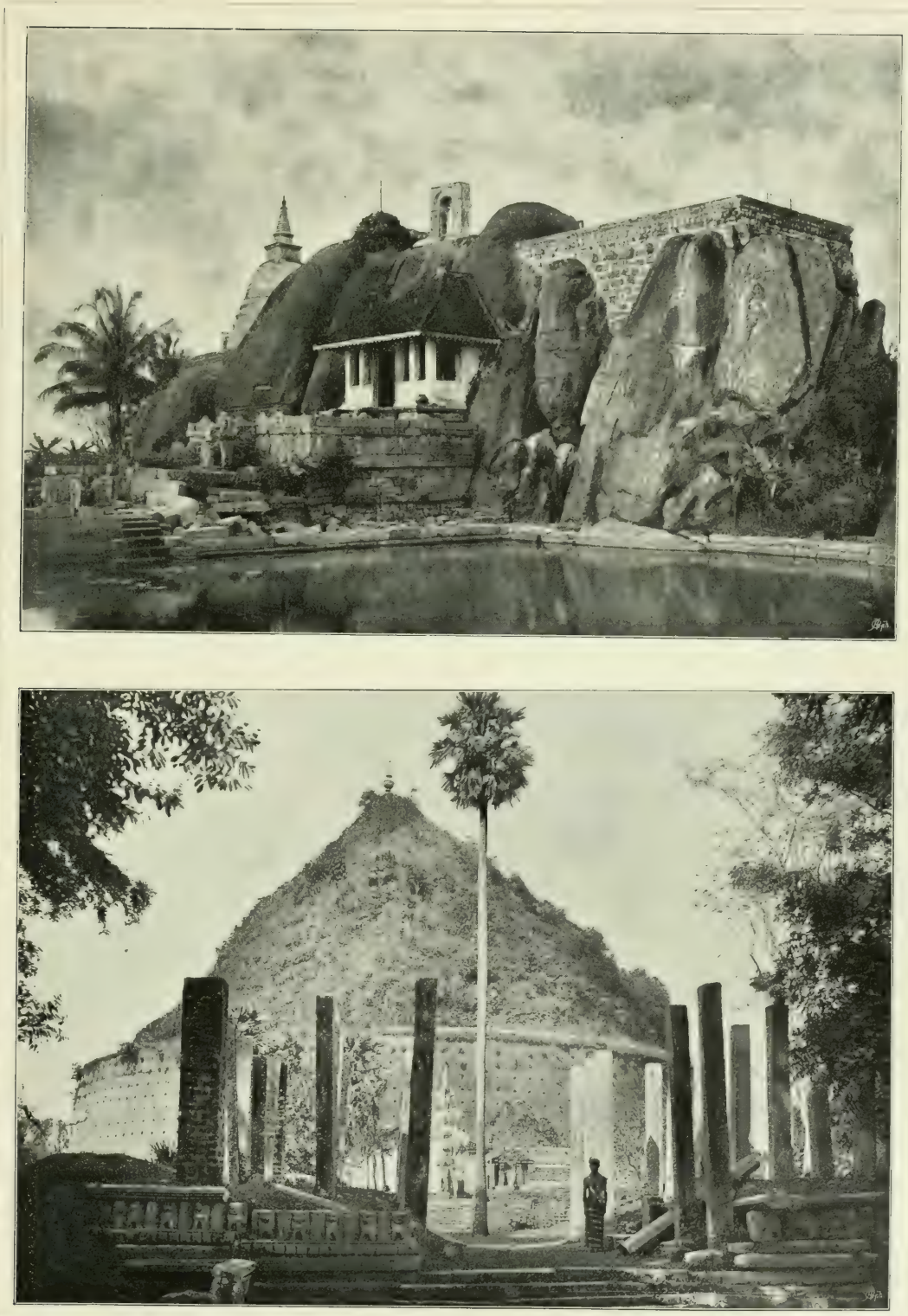
Dabei verarmte das Volk. Die Menschenzahl wuchs im Verhältnis zur Vergrößerung des durch Bewässerung dem Anbau gewonnenen Bodens; aber sein Ertrag kam größtenteils den müßigen Mönchen zugute. Viele Dörfer waren den Klöstern leibeigen geworden; die übrigen konnten unter den Steuern für den König und dem Almosengeben in die Töpfe der Männer mit dem gelben Gewande (S. 396) zu keinem Wohlstande gelangen. Ein beträchtlicher Teil der heranwachsenden Jugend verschwand und verkam in den Mönchs- und Nonnenklöstern; die Zurückbleibenden sanken unter dem Druck einer Lehre, die alle Tätigkeit als eine Hemmung für das wahre Glück ansah, in geistigen Stumpfsinn und verloren alles Freiheits- und Selbstgefühl.

Wohl mochte der fromme König, der den Buddhismus auf der Insel einführte, und mancher seiner Nachfolger mit Befriedigung auf den Reichtum der Insel, die Zunahme des Landbaues, das Wachsen der Bevölkerung und die willenlose Frömmigkeit seiner Untertanen schauen. Aber in dieser scheinbaren Größe lag die Schwäche der königlichen Macht: über ein Volk schlaffer Sklaven herrschte der König. Nur im Bergland erhielt sich ein Rest der früheren Volkskraft: dort stehen zwar nur unbedeutende Reste von Klöstern; aber dort lebten Männer mit starkem Arme. Wenn eine Tamilflut das „Königsland“ der nördlichen großen Ebene überschwemmt und den König aus seiner Hauptstadt vertrieben hatte, dann brach sich ihre Brandung an den Bergen.

Fast alle Könige waren nach buddhistischer Darstellung gute Herrscher: aber das Lob hängt nur von dem Maße der Gaben ab, die sie dem Orden spendeten.

Wie der Mahawamscha in einem Atemzuge erzählt, daß Asoka, der große Freund des Ordens, der weiseste und beste der Fürsten gewesen sei, und daß er seine 99 Brüder getötet habe, um allein in Tschambudwipa (Indien) zu herrschen, so werden auch später die Bruder- und Königsmörder genannt als „Männer, die sich ganz den Werken der Liebe und Frömmigkeit widmeten“, oder als solche, „die nach ihrem Tod in die Gemeinschaft des Königs der Götter eingehen“, wenn sie nur während ihrer Regierung wohltätig gegen den Orden gewesen sind. In dieser Beziehung erinnern einige Stücke des Mahawamscha lebhaft an gewisse Schilderungen Gregors von Tours. Der Buddhismus tat nichts zur Bekämpfung des Mordes von Königen durch Verwandte oder ehrgeizige Minister; wie durch eine Pestseuche wird eine große Zahl von Herrschern auf diese Weise beseitigt und das Land in schwere Wirren gestürzt.

Unter den Königen sind Gestalten, die mit fester Hand die Zügel der Regierung führten und das Land von den indischen Drawida säuberten, selten: die meisten waren unbedeutende Schwächlinge in den Händen der Mönche. Viele von ihnen taten Gutes für das Volk in buddhistischem Sinne. Sie sorgten für die Vermehrung des Kulturbodens, für Anpflanzung von Fruchtbäumen, für Gründung von Hospitälern (mehrere Könige werden als große Ärzte gerühmt), für Kunst und Wissenschaft, Theater und Ballett: einzelne Könige zeichnen sich als bildende Künstler, als Dichter, als Gelehrte aus. Aber für die Hebung des wahren Wohles der Untertanen, für ihre Erziehung zu denkenden und willensstarken Menschen ist von den Königen ebensowenig geschehen wie von den Mönchen.



Frühbuddhistische Tempelanlage und das Ruwanweli-Dagoba in Anuradhapura.
Nach Henry W. Cave, The ruined cities of Ceylon.

Erklärung der umstehenden Buddha-Tempel bei Anuradhapura auf Ceylon.

Oben: **Der Isurumunija-Tempel.** Gegründet angeblich von König Tissa (um 300 v. Chr.) an einem romantisch gelegenen, von Lotus umsäumten, aber von Krokodilen bevölkerten Weiher, ist dieser aus dem mit Hochreliefs bedeckten Felsen herausgearbeitete Tempel merkwürdig wegen der an seinen Terrassen angebrachten grotesken Fresken und Skulpturen in Flachrelief; besonders fallen an der Ecke des Teiches die Köpfe von vier Elefanten auf, über denen eine sitzende Figur sichtbar wird, die ein Pferd hält.

Unten: **Das Ruwanweli- oder das Goldstaub-Dagoba.** In der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. v. Chr. nahm die buddhistische Architektur unter dem Singhalesenkönig Dutthagamani einen neuen Aufschwung. Das umstehend abgebildete Dagoba mißt fast 90 m Höhe; jetzt ist es mit Bäumen und Sträuchern überwuchert, es besteht aber aus festem Mauerwerk. Den Vordergrund nehmen die Ruinen des Wachthauses ein, dessen ursprüngliche Anlage durch die in sechs parallel laufenden Linien angeordneten Säulen noch deutlich erkennbar ist; bemerkenswert sind die stilisierten Löwenskulpturen links vom Eingang. Rund um das Dagoba läuft ein beinahe 30 m breiter Wall, bequem genug für Prozessionen, an denen man eine große Zahl von Elefanten teilnehmen ließ. Darüber steigt eine weitere Plattform (ungefähr 170 m breit) auf, die von 400 3 m hohen Steinelefanten, von denen nur Kopf und Vorderteil und zwei Füße sichtbar war, getragen wird. Erst auf dieser Grundlage ist die eigentliche Anlage aufgeführt worden; ihre Höhe beträgt 90 m.

Nach Henry W. Cave, The ruined cities of Ceylon (London 1897).

Der Orden wuchs rasch an Mitgliederzahl, Reichtum und Einfluß. Aber in gleichem Maße ging er innerlich zurück an Reinheit der Lehre und des Lebens. Buddha selbst hatte seine Lehre nicht durch die Schrift festgelegt; unmittelbar nach seinem Tode traten schon Meinungsverschiedenheiten hervor über das, was der „Erleuchtete" gewollt hatte. So krankte von Anfang an die buddhistische Kirche an der Neigung zur Sektenbildung, und die Anschauung, daß alles Denken und Tun nur Leiden sei, verknöcherte bald zu einem Formenkrame von Äußerlichkeiten. Die Unduldsamkeit gegen andere wurde zu bitterstem Haß und tödlicher Feindschaft, als das Interesse an reichem Besitze Habsucht und Mißgunst großzog. So ist die Geschichte des Ordens erfüllt von schwerem Zwiespalte. Von König Wattha Gamani an standen die Bruderschaften des Mahawihara- und des Abhajagiri-Klosters (vgl. unten, S. 501) neid- und haßerfüllt einander gegenüber; die Spannung wuchs mit dem Besitze, den die Könige dem einen oder anderen von beiden zuwandten, und wurde zu blutigem Streite, wenn ein König entschieden für eine Seite Partei ergriff. Wenn auch die Einigungsversuche tatkräftiger Herrscher bisweilen Erfolg zu haben schienen, so brach doch immer wieder der alte Haß hervor, sehr zur Verminderung des Ansehens der Kirche. Dem Mangel an innerem Gehalte der Lehre entsprach die Lockerheit in den Sitten der Mönche. Der Mahawamscha klagt: „In den Dörfern, die dem Orden geschenkt worden waren, bestand die Reinheit des Lebens für die Mönche nur darin, daß sie sich Weiber hielten und Kinder zeugten." Das Volk wurde immer gleichgültiger gegen den Orden, den zu achten es längst verlernt hatte; nun verkümmerte dieser in den schweren und langwierigen Tamilkriegen so sehr, daß von 1065 n. Chr. an wiederholt auf der ganzen Insel nicht die vier ordinierten Mönche aufzutreiben waren, die zu einem regelrechten Kapitel und zur Aufnahme neuer Mitglieder erforderlich waren: man mußte Mönche aus Indien oder Burma holen.

b) Die ersten geschichtlichen Einfälle der Tamilen.

Die Reihe der Nachfolger Dewanampija Tissas gibt uns ein greifbareres, aber auch unerfreulicheres Bild als seine in der gedämpften Beleuchtung verklärten Vorgänger. Nach drei, in der Chronik noch schattenhaft gehaltenen Königen brachen, 237 v. Chr. nach dem Mahawamscha, die Tamilen ins Land ein, geführt von zwei jungen Fürsten, die über zahlreiche Schiffe und starke Reiterei verfügten; nachdem sie den König Sura Tissa getötet, herrschten sie 20 Jahre lang über das Reich, gerecht, wie die buddhistischen Geschichtsschreiber versichern, also duldsam. Zwar schlug sie Asela (S. 497) und tötete sie, aber nach den üblichen zehn Jahren drang von Norden 205 v. Chr. der Tamil Elara, „aus dem berühmten Stamme der Udschu", in Ceylon ein; er tötete den König und behauptete die Herrschaft 44 Jahre lang unparteiisch gegen Freund und Feind. Nur die ganz im Süden der Insel gelegene bergige Provinz Rohana beugte sich dem Fremden nicht; von dort aus vertrieb ein Nachkomme des „großen Geschlechts", Duttha Gamani, die Tamilen wieder: eine tamilische Feste nach der anderen fiel in seine Hände; zuletzt tötete er 161 in der Schlacht bei Anuradhapura den Tamilenkönig Elara selbst im Zweikampf und gleich darauf auch noch dessen Neffen Bhalluka, der zu spät ein neues Heer aus Malabar herübergeführt hatte. Wie ein schwungvolles Gedicht liest sich im Mahawamscha dieser Abschnitt: die Mönche hatten wohl Ursache, den frommen und freigebigen Besieger der Tamilen zu preisen. Zahlreich sind die von ihm neugestifteten Klöster; bleibende Denkmäler hat er sich in dem Tausend-Säulenpalaste Lohapasada, in dem (oder der) Marikawatti- und dem Rumanwelii-Dagoba (s. die untere Hälfte der Tafel bei S. 497) geschaffen.

Ein Enkel Duttha Gamanis, Ladschi Tissa, tötete, um selber zur Gewalt zu kommen, 119 v. Chr. seinen Oheim Saddha Tissa; seinen Nachfolger und jüngeren Bruder, Khallata Naga, ermordete 109 v. Chr. sein Minister Maharattaka. Kaum hatte der jüngste Enkel Duttha Gamanis, Wattha Gamani Abhaja, das Verbrechen gerächt, als auch schon, angelockt durch die Wirren in der Thronfolge, von neuem die Tamilen unter sieben Anführern (103 v. Chr.) einbrachen; der junge König mußte Schutz in den Bergen suchen. Damals schon konnte von Reinheit des Blutes der arisch-singhalesischen Könige keine Rede mehr sein: dem flüchtigen Könige rief der Brahmane Giri höhnisch nach: der große „schwarze" Sihala flieht! Wie sein Großvater, fand auch Wattha Gamani bei den Männern des Hochlandes die Kraft, den Thron Widschajas von den Erbfeinden zu befreien (88 v. Chr.). Danach baute er während seiner zwölfjährigen Regierung viele Klöster und wies den Mönchen, die bis dahin nur als Bettler von Almosen gelebt hatten, große Ländereien (Patta) für ihren Unterhalt an: das Volk war während der Tamilenwirtschaft so verarmt, und die Almosen flossen so spärlich, daß das Bestehen des Ordens sonst in Frage gestellt gewesen wäre. An der Stelle, wo er von dem Brahmanen Giri beleidigt worden war, stiftete er ein Kloster und nannte es nach einem seiner Namen und dem jenes Brahmanen Abhaja-Giri. Neidvoll fand das ältere Mahawihara-Kloster leicht einen Grund, die jüngere Schwester in Verruf zu tun. Der Streit hatte zwar die gute Folge, daß die heilige Lehre, die bis dahin nur mündlich von einem Geschlecht zum anderen überliefert worden war, jetzt schriftlich festgelegt wurde: die drei Pitakas (S. 391) und ihre Erläuterungen, die Atthakathas (S. 412), wurden in singhalesischer Sprache niedergeschrieben. Dennoch war ein Riß in die buddhistische Kirche gekommen, der nicht wieder zugeheilt ist.

c) Die letzten Könige aus dem Hause Widschajas und ihre Nachfolger (88 v. Chr. bis 1164 n. Chr.).

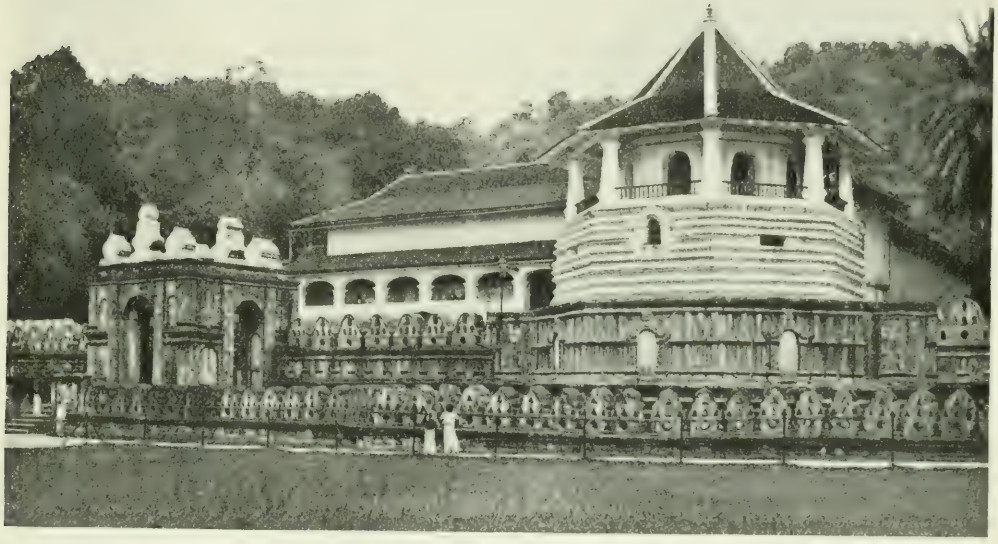
Trübe ist das Bild, das uns die Geschichtsschreiber des Mahawiharaklosters von den nächsten Nachfolgern Wattha Gamanis entwerfen. Sein Sohn Tschola Naga wird vor seiner Thronbesteigung als Räuber und Wegelagerer, danach als grausamer Verfolger der Mönche geschildert: offenbar hat er gegen die Bruderschaft Partei genommen. Dagegen scheint seine Gattin Anula (47—42 v. Chr.) wirklich ein Schandfleck auf dem Königsthrone gewesen zu sein, in Giftmord und in Wollust eine zweite Messalina. Sie vergiftete den Nachfolger ihres Gatten, um selbst auf den Thron zu kommen und hier ihrer unbändigen Gier frönen zu können. Von da an wütete der Mord weiter im Königspalaste: Anula selbst ward 42 v. Chr. umgebracht; zwölf Jahre später fiel Amanda Gamani unter dem Mordstahle seines jüngeren Bruders, ebenso 44 n. Chr. Tschandamukha Schiwa.

α) Unruhen auf dem Thron und in der Kirche: Buddhaghoscha.

Der Letzte des großen Geschlechts, Jasalalaka Tissa, selbst der Mörder seines Vorgängers, hatte einen Türhüter Subha, der ihm sehr ähnlich war. Der König hatte sein Vergnügen daran, diesen in königliche Kleidung zu stecken und auf den Thron zu setzen, während er selbst den Türhüter spielte. Doch als er einmal in solcher Verkleidung einen Spaß mit dem falschen Könige machte, rief dieser: „Was erlaubt sich dieser Knecht, in meiner Gegenwart zu lachen!" Jasalalaka wurde mit dem Tode bestraft, und Subha spielte seine Rolle als wirklicher König weiter. Aber nach nur einem Jahre tötete ihn Wasabha, ein Mitglied der Lambakannakaste, der nun den Thron bestieg. Schon früher hatten sich die Lambakanna aufrührerisch gezeigt: durch König Ilanaga (38—44 n. Chr.) in ihrem Kastenstolze

gekränkt, hatten sie sich gegen diesen empört und ihn für drei Jahre vertrieben; dieses Mal hielten sie sich durch drei Geschlechter auf dem Throne. Dann kam dieser durch wiederholte Empörung und Ermordung der Herrscher in wechselnde Hände, bis 248 n. Chr. wieder drei Lambakanna den König Widschaja II. töteten und die Herrschaft ergriffen.

Es waren schwere Zeiten für das Land, das Räuberbanden unsicher machten: das königliche Ansehen war tief geschädigt, und der Orden litt unter der Feindseligkeit der beiden Hauptbruderschaften. Der letzte der drei eben erwähnten Lambakanna, Gothabhaja, ging zuerst scharf gegen die Abhajagirisekte vor und ließ sechzig Mönche, „die die falsche Wetulalehre angenommen hatten und die gleichsam Dornen für die Religion des Überwinders" waren, aus der Kirche ausstoßen und auf das Festland verbannen. Aber



Buddha-Tempel in Kandi. Nach Ernst Haeckel, „Indische Reisebriefe" (Berlin 1883). Vgl. Text S. 502.

später durch Samghamitta, einen Schüler des verbannten Oberpriesters, umgestimmt, übergab er diesem sogar die Erziehung seiner Söhne. Bei dem älteren, Jettha Tissa I., hatte diese Erziehung keinen Erfolg: er verfolgte, zur Regierung gelangt, die Abhajagirimönche und besonders seinen Lehrer, der sich vor ihm auf das Festland rettete. Aber als ihm zwölf Jahre später sein jüngerer Bruder Mahasena (277—304 n. Chr.) gefolgt war, ließ sich dieser durch seinen wieder zurückgekehrten Lehrer zu scharfer Verfolgung der Mahawiharabruderschaft bewegen: er verbot, diesen Mönchen Almosen zu geben, und machte dadurch ihren Aufenthalt im „Königsland" unmöglich: sie mußten in die Berge fliehen. Das ehrwürdige Mutterkloster blieb neun Jahre lang verlassen, und man war schon dabei, es abzutragen und den wertvollen Baustoff zur Verschönerung des feindlichen Abhajagiriklosters zu verwenden, als schließlich der König doch noch zugunsten der bisher verfolgten Mönche umgestimmt wurde. Sein Berater Samghamitta wurde bei einem Volksaufstande getötet, die Mönche kehrten zurück, und ihr Kloster ward prächtiger wieder aufgebaut. Der König suchte fortan durch besonders freigebige Verehrung der Bruderschaft sein Unrecht wieder gutzumachen.

Die nächsten vier Könige waren gute Buddhisten, freigebig gegen die Kirche und wohlgesinnt gegen ihre Untertanen. Sirimeghawanna, Mahasenas Sohn (304—332), wird wegen der vollständigen Wiederherstellung des Mahawiharaklosters und als der Herrscher gepriesen, unter dem eine Prinzessin aus Dantapura, der Hauptstadt von Kalinga, das größte Heiligtum der Buddhisten, den Zahn Buddhas (Dathadhatu), nach Kandi (s. die Abbildung S. 501) auf Ceylon gebracht habe. Unter den folgenden zeichnete sich Jettha Tissa II. (332—341) als Bildhauer und Maler, sein Sohn Buddhadasa (341—370) als Arzt und medizinischer Schriftsteller („Kompendium der gesamten Medizin") aus. Dann folgte Upatissa II. (370—412), den sein Bruder Mahanama ermordete. Unter diesem (412—434) fand ein für den südlichen Buddhismus bedeutungsvolles Ereignis statt: die Übersetzung der in singhalesischer Sprache geschriebenen und in Indien noch nicht bekannten Atthakathas des Mahinda (S. 500) in die Palisprache. Den Mönch Buddhaghoscha (S. 412) schickte sein Lehrer Rewata aus Magadha nach Ceylon, um diese „nach den Regeln des Magadha, der Wurzel aller Sprachen", in der Stille des Ganthakaraklosters zu Anuradhapura zu übertragen. Davon hat gelegentlich der 25. Wiederkehr seines Regierungsantritts König Tschulalongkorn von Siam (S. 525) eine neue Ausgabe in 39 Bänden (Bangkok 1893—94) veranstaltet.

β) Abnahme der königlichen Macht: Vordringen der Tamilen (434—1164 n. Chr.).

Das Beispiel, das Mahanama mit der Ermordung seines Bruders gegeben hatte, fand bald mehrmalige Nachahmung. Dann erschienen wiederum die Tamilen, die sich unter ihrem König Pandu und seinen Söhnen 416—463 im nördlichen Teile der Insel festsetzten, aber Dhatusena, ein angeblicher Abkömmling aus Asokas Geschlecht (der Maurjadynastie), vertrieb sie aus dem Lande: „er schuf Frieden im Land und setzte die Religion, die von den Fremden beseitigt worden war, wieder in ihre Rechte ein". Trotzdem wurde er von seinem eigenen Sohne Kassapa gefangen gesetzt und lebendig begraben (479 n. Chr.).

Diese Schandtat eröffnete wieder eine schwere Zeit für das Land. In den nächsten zwei Jahrhunderten (von 479—691) starben nicht weniger als zwölf Herrscher eines gewaltsamen Todes. Brudermord und Empörung von Generalen führten zu raschem Wechsel auf dem Throne: die Vizekönige in den Provinzen gewannen Macht und Selbständigkeit; in der Kirche wütete der Kampf der Sekten ungeschwächt weiter. Die Tamilen, die früher zu Raub und Eroberung aus eigenem Antrieb eingebrochen waren, wurden jetzt des öfteren von singhalesischen Prinzen oder Heerführern herübergeholt, um die rechtmäßigen Herrscher zu stürzen. Tempel und Schatzhäuser der Könige wurden ausgeraubt, die Religion hart bedrängt; das Volk verarmte mehr und mehr. Noch im 5. und 6. Jahrh., zu den Zeiten der Könige Kumara Dasa (515—524), dem eine (nur in singhalesischer Übersetzung erhaltene) Sanskritbearbeitung des Ramajana zugeschrieben wird, und Agrabhi I. (564—598), der als Dichter hervortrat, schildern chinesische Pilger die Hauptstadt als eine glänzende Residenz; selbst im Anfange des 7. Jahrh. berichtet eine singhalesische Quelle von der Schönheit Anuradhapuras. Aber schon unter Aggabodhi IV. (673—689) konnte sich die Hauptstadt nicht mehr gegen die Erbfeinde halten: der Königssitz wurde, zunächst vorübergehend, um 846 n. Chr. dauernd, nach dem von der Einbruchspforte der Tamilen, dem Hafen Mantotte am Golfe von Manaar, weiter entfernten Polonnaruwa (Pulatthi) verlegt. Nur die inneren Kämpfe der verschiedenen drawidischen Stämme auf dem Festlande gaben der Insel zeitweise Erleichterung. Sena I. (846—866) jedoch mußte wieder in der Wildnis des Hochlandes Schutz suchen; der ganze Norden der Insel wurde grausam verwüstet, die

Hauptstadt geplündert, und alle Schätze wanderten nach Indien. Aber jetzt fingen, gelockt durch die reiche Beute, die Tschola mit ihren tamilischen Nachbarn Krieg an. So überschritt unter Sena II. (866—901), dem Enkel Senas I., ein singhalesisches Heer die Palkstraße; es tötete den Pandjakönig, plünderte die feindliche Hauptstadt Madura und brachte die aus Ceylon geraubte Beute wieder zurück. Unter Kassapa IV. (912—929) kam dann selbst ein singhalesisches Heer dem Pandjakönige zu (freilich unwirksamer) Hilfe, und der Tamilenherrscher mußte sogar in Ceylon Schutz suchen.

Aber dieser Aufschwung war nicht von langer Dauer: unter Udaja III. (964—972) und Mahinda IV. (975—991) brachen die Tschola in Ceylon ein; sie erreichten unter ihrem Könige Parakesarivarman (1052—61) sogar den äußersten Süden, die Provinz Rohana, führten zwei Söhne des Königs Manabharana weg und töteten den König Wira-Schalamega (um 1056). Das ganze Land litt furchtbar unter der Raubgier und dem Religionshasse dieser Malabaren. Erst 1059 warf ein tapferer Vornehmer, Loka, die Tschola aus seiner Heimat Rohana, dem letzten, nun auch schon umstrittenen Bollwerke des singhalesischen Reiches, zurück. Sein Nachfolger Widschaja Bahu I., mit dem Beinamen Sirisanghabodhi (1065–1120), zuerst unglücklich, drang wieder ins Unterland vor, und nachdem er drei Heere der Tschola geschlagen, ihre Festungen eingenommen, Anuradhapura wiedergewonnen und den letzten Widerstand der Feinde in einer blutigen Schlacht unter den Mauern Polonnaruwas gebrochen hatte, wurde das Land dauernd von den Tschola befreit.

Aber mit der Macht Ceylons war es doch nur schwach bestellt: als Widschaja Bahu, um ein freundliches Verhältnis mit den Feinden anzubahnen, dem Tscholakönige reiche Geschenke durch besondere Gesandte überbringen ließ, verloren diese Ohren und Nasen. Dazu meuterten seine eigenen Truppen, als sie nun gegen die Tschola marschieren sollten; im ganzen Süden erhob sich das Volk gegen den König, der die Empörung mit knapper Not unterdrückte. Das Land war aufs äußerste ausgesogen und der Orden so verkommen, daß sich auf der ganzen Insel kein einziger ordinierter Mönch auftreiben ließ, und daß solche von Ramanja (Martaban, Niederburma) herübergeholt werden mußten. Unter Wikkama Bahu I. fielen die südlichen Provinzen vollständig ab und wurden unter mehrere Herren geteilt; nur mit äußerster Anstrengung vertrieb der König einen Abenteurer aus Arjaland (Nordindien), vor dem er zuerst in eine Felsenfeste geflohen war, und gewann Polonnaruwa wieder. Das Volk war vollständig erschöpft; die Steuerschraube wurde angezogen, „wie die Zuckermühle Saft aus dem Rohre preßt". In seiner Not mußte Wikkama Bahu das Gut der Kirche angreifen und verfeindete sich so auch mit den Mönchen, die mit dem Zahn und der Almosenschüssel Buddhas nach Rohana auswanderten. Die vielen Kriege hatten die Wasserbauten zerstört und das fruchtbare Kulturland zu fieberschwangerer Einöde gemacht. Städte und Dörfer waren verlassen und verödet, „daß ihre Stätte nicht mehr aufzufinden war".

d) Parakkama Bahu I. der Große.

Parakkama Bahu I. (sanskritisch: Parakrama: 1164—97) war von allen denen, die auf dem singhalesischen Königsthrone gesessen haben, der größte. Man muß sich das Elend vergegenwärtigen, dem das Land zur Zeit seiner Jugend fast erlag, um zu würdigen, was dieser Mann, den die Geschichte mit Recht den Großen nennt, durch Geist, Willen und Vaterlandsliebe gewirkt hat.

Nach Widschaja Bahus I. Tode war das singhalesische Königtum fast zusammengebrochen. Zwar saß noch ein Schattenkönig in Polonnaruwa, aber der größte Teil des

Landes war in kleine Herrschaften zerfallen: in der Provinz Rohana allein saßen vier solche Kleinfürsten, unter ihnen Manabharana, der das Ländchen „der zwölftausend Dörfer" sein nannte, der Vater Parakkamas des Großen. In den Bergen wuchs dieser auf: „er wurde in Religion, in den verschiedenen Systemen des Rechtes, in Rhetorik, Poesie, in Tanz und Musik, im Reiten, im Gebrauche von Schwert und Bogen gründlich ausgebildet und erlangte darin den höchsten Grad von Vollkommenheit." (Mahawamscha.) Nach dem Tode seines Oheims zur Herrschaft über das kleine Fürstentum gelangt, gab er diesem eine treffliche Verwaltung, führte ein geordnetes Steuerwesen ein, sorgte für möglichste Ausnutzung alles Regen- und Flußwassers zu künstlicher Bewässerung des Bodens; zugleich aber übte er im Hinblick auf eine Einigung seines größeren Vaterlandes die waffenfähige Mannschaft. Seine erste Unternehmung war gegen das Hochland Malaja gerichtet; unterstützt von einem General des Königs Gadscha Bahu IV., unterwarf er es. Der Hof in Polonnaruwa war ganz entnationalisiert: dort lebte eine Menge Fremder, auch königliche Prinzen vom Festlande, die fremde Sprache, fremde Sitte, fremde Religion verbreiteten, und die „des Königs Land erfüllten, wie Dornen ein Bett". Deshalb erklärte er Gadscha Bahu den Krieg: in raschem Siegeslaufe drang er bis zum Perlenlande (zur Küste des Golfes von Manaar) vor; schließlich wurden der König und die Prinzen gefangen genommen. Aber nachdem der Zweck erreicht war, gab der Sieger dem Überwundenen sein Land zurück. Ein Häuptling aus Rohana, Manabharana der Jüngere, der sich den Krieg zwischen Parakkama und Gadscha Bahu zunutze machen wollte, ward gleichfalls überwunden, aber auch im Besitze gelassen. Beide Besiegte setzten ihren Überwinder zu ihrem Nachfolger ein. So wurde Parakkama Herr der ganzen Insel, wenn er auch in der ersten Zeit noch mehrfach, besonders bei den freiheitliebenden Bewohnern des Südens und in der westlichen Provinz Mahatittha, mit aller Strenge Aufstände zu dämpfen hatte.

Des großen Königs starke Hand machte sich bald über die Grenzen seines Reiches hinaus fühlbar. Mit Ramanja (Niederburma) bestanden seit langem freundschaftliche Beziehungen: noch Widschaja Bahu I. hatte sich von dort Mönche nach Ceylon erbeten (S. 503), und beide Länder verbanden friedliche Handelsbeziehungen miteinander. Aber in der traurigen Zeit der letzten singhalesischen Könige hatte Arimaddana, der Herrscher von Ramanja, die üble Lage Ceylons zu seinem Vorteil auszubeuten versucht: auf die Ausfuhr von Elefanten hatte er einen so hohen Zoll gelegt, daß ihn das verarmte Ceylon kaum tragen konnte; den singhalesischen Gesandten wurden die üblichen Geschenke vorenthalten, die Schiffe Ceylons durften in Burma nicht mehr landen, und die Botschafter aus Polonnaruwa wurden beraubt und gefangen gesetzt. Parakkama sandte daraufhin eine starke Expedition nach Ramanja. Wenn auch die Schiffe im Sturme großen Schaden erlitten, so schlug doch das Landheer die burmanischen Truppen, nahm die Hauptstadt mit Sturm und tötete den König: Parakkamas Oberhoheit wurde erklärt und der Friede nur gegen Sühne der früheren Kränkungen und gegen einen jährlichen Tribut bewilligt.

Auch in Südindien rächte Parakkama das in früheren Jahren gegen Ceylon begangene Unrecht. Die Kämpfe zwischen den Tschola und den Pandja (Tamilen) hatten seit Widschaja Bahu I. nicht aufgehört; jene bedrängten unter König Kulaschekhara hart den König Pandu in seiner Hauptstadt Madura. Da es nicht im Interesse Ceylons lag, an Stelle mehrerer sich bekämpfenden Kleinstaaten ein großes Drawidareich aufkommen zu lassen, so schickte Parakkama dem Tamilenkönig ein starkes Heer unter Lankapura und Dschagadwidschaja Najaka zu Hilfe. Bevor es eintraf, war Madura gefallen und König Pandu getötet: aber die

Singhalesen schlugen die Tschola zurück, drangen in ihr Land ein und verwüsteten es; nur mit knapper Not rettete sich der in der Feste Radschina eingeschlossene König Kulaschekhara durch die Flucht. Er mußte sich zu einem für seine Gegner vorteilhaften Frieden bequemen: das Pandjareich wurde wiederhergestellt, Prinz Wira Pandu in Madura als König eingesetzt und zur Erinnerung an diesen Feldzug eine tamilische Münze mit dem Bilde Parakkamas geprägt. Die gefangenen Tschola aber wurden nach Ceylon geschickt, wo sie bei der Wiederherstellung derselben heiligen Bauten mitarbeiten mußten, die ihre Vorfahren bei ihren Plünderungszügen zerstört hatten.

Getreu seinem Wahlspruche: „Was gibt es in der Welt, das nicht von beharrlichen Männern ausgeführt werden könnte?" führte Parakkama seine verödete Insel einem neuen Wohlstande zu. Schon als Häuptling eines kleinen Ländchens hatte er den Ausspruch getan: „In einem Lande, wie diesem, sollte nicht die kleinste Menge Wasser, das der Regen bringt, ins Meer fließen dürfen, ohne vorher dem Menschen nutzbar gemacht zu sein": denselben Grundsatz führte er in seinem großen Reiche mit allen Kräften durch. Zu Tausenden ließ er Stauteiche, von denen die größten (z. B. das „Meer des Parakkama") die Wasserfläche des Vierwaldstätter Sees erreichten, teils neu anlegen, teils aus ihrem Verfalle wiederherstellen; mehr als ein halbes Tausend Kanäle wurden neu gebaut, mehrere tausend zerstörte ausgebessert. An der Stelle fieberbringenden Sumpflandes und undurchdringlicher Waldwildnis erstreckten sich meilenweit grünende Reisfelder und Fruchtbaumpflanzungen; auf Ruinenstätten erstanden wieder Städte und Dörfer mit zahlreichen glücklichen Bewohnern. Die heruntergekommene Hauptstadt Polonnaruwa erhob sich in neuer Pracht, ausgestattet mit allem, was das Leben verbesserte und schmückte. Auch der altehrwürdigen Hauptstadt Anuradhapura wandte der Herrscher seine Fürsorge zu; die Paläste, die die Gründer des Reiches errichtet hatten, die Stätten, die durch Mahinda und seine Nachfolger geheiligt waren, die Klöster und Reliquienbauten wurden aus der Waldwildnis befreit und wiederhergestellt. In der Verwaltung schuf er Ordnung und führte ein mildes, gerechtes Steuersystem durch. Die Übelstände, die in der Kirche eingerissen waren, merzte er aus und hob die Sittlichkeit der Priesterschaft. Schließlich gelang es Parakkama sogar, die tausendjährige Feindschaft zwischen den Hauptsekten zur Ruhe zu bringen und die Einheit der Lehre wiederherzustellen: „das Unternehmen, diese Einigung herbeizuführen, schien so schwer, als ob er den Berg Meru hätte in die Höhe heben wollen".

e) Verfall des Reiches und der Kirche (1200—1500).

Auf Parakkama den Großen folgte sein Neffe, Widschaja Bahu II. (1197—98), ein Schwächling, den die Mönche einen großen Gelehrten und Dichter nennen; nach einjähriger Regierung fiel er unter Mörderhand. Damit begannen schwerste Wirren. In den auf den Tod des großen Königs folgenden 18 Jahren wechselte das Reich nicht weniger als fünfzehnmal seinen Herrscher; von ihnen hat je einer 1 Tag, 9 Tage, 17 Tage, 3, 7, 9 und 12 Monate regiert. Mindestens fünf sind ermordet, sechs abgesetzt, zum Teil auch geblendet worden. Eine bunte Reihe von Gestalten zieht an uns vorüber: mit Singhalesen wechseln Kalinga (Telugu), Tschola und Pandja. Erst mit dem Kalingaprinzen Magha (1215—36), der mit einem Heere von 20000 Kriegern von der Insel Besitz ergriff, kam wieder etwas mehr Festigkeit in die Besetzung des Thrones; freilich für das unglückliche Land war er eine wahre Gottesgeißel: niemals vorher ist es so furchtbar heimgesucht worden wie von diesen Teufeln. Nur im Süden fand wieder auf den natürlichen, durch Kunst verstärkten Bergfesten eine

Anzahl tüchtiger Männer Schutz und Selbständigkeit. Die bedeutendste dieser kleinen Herrschaften war Tambadenja, wo sich Widschaja Bahu III. (1236—40), der sein Geschlecht auf Widschaja Bahu I. zurückführte, festgesetzt hatte; von diesem festen Punkt aus unterwarf er die ganze Provinz Malaja. Sein Sohn Parakkama Bahu II. (1240—75) vertrieb 1255 die Dravida (der Tscholakönig Someschwara fiel) und rieb sie fast auf. Außerdem warteten seiner noch andere Kämpfe: die Schwäche Ceylons hatte die um jene Zeit besonders rührigen Malaien (S. 538) angelockt. Ihr Führer Tschandrabhanu fiel zweimal in das Land ein und verwüstete „die ganze Lanka“; aber zu einer dauernden Festsetzung der Malaien auf der Insel kam es nicht. Parakkama II. eiferte seinem großen Vorgänger auch in den Werken des Friedens nach. Die Dravida hatten alle Besitzverhältnisse umgestürzt; jetzt ward das Land regelrecht an Laien und den Orden neu verteilt. Straßen wurden angelegt, Teiche und Kanäle hergestellt, das zum größten Teil in Trümmern liegende Polonnaruwa wieder aufgebaut; auch in Anuradhapura wurden Arbeiten an den arg beschädigten Denkmälern vorgenommen. Inzwischen waren Leute, die sich Mönche nannten, in alle Arten von Laster versunken; und der Streit zwischen den Brüderschaften war wieder in alter Stärke entbrannt. Auch hier schuf der König Besserung: die schlechten Mönche wurden beseitigt, die feindlichen Sekten wieder versöhnt und dem Orden durch Herbeiziehung ordinierter Mönche aus dem Tscholalande frisches Blut zugeführt.

Doch Parakkamas II. Nachfolger Widschaja Bahu IV. ermordete schon zwei Jahre später einer seiner Generale, der aber auch in kürzester Frist umgebracht ward. Das Volk sank ohne kräftige Leitung schnell in das frühere Elend zurück. Um das Maß voll zu machen, ward es von schwerer Hungersnot heimgesucht. Dann fiel wieder ein Pandjaheer so plötzlich ein, daß nicht einmal der Zahn Buddhas in Sicherheit gebracht werden konnte, sondern mit dem anderen Raube nach Madura entführt wurde. Erst Parakkama Bahu III. (1288 bis 1293), der selbst bittend an den Pandja-Hof pilgerte, erhielt den Zahn wieder, gewiß nicht ohne schwerwiegende Zugeständnisse.

Dieser Raubzug der Pandja scheint der letzte Drawida-Einfall in Ceylon gewesen zu sein: wenige Jahre später (1311) drangen die Mohammedaner unter Kafur von Norden her bis zur Palkstraße vor (S. 421), und von der Mitte des 14. Jahrh. an waren die Pandja dem Reiche Widschajanagar (S. 425) tributpflichtig. Obgleich aber die singhalesischen Chroniken seit 1290 nichts mehr von Kämpfen mit den Drawida melden, hielten diese doch den äußersten Norden der Insel fest: hier ist später ein selbständiges Tamilenreich mit Dschaffna als Hauptstadt entstanden. Das Innere der nördlichen Hälfte der Insel, des ehemaligen Königslandes (Pihittiratta), war zu einer menschenarmen Einöde geworden. Die Könige verlegten bei den ewigen inneren Unruhen ihre Residenz immer mehr in die Berge zurück; mit ihnen befand sich der Zahn Buddhas fast beständig auf der Wanderschaft. Der Buddhismus bestand fast nur noch dem Namen nach. Deshalb sind auch bis auf Parakkama IV. (um 1300) in den Klöstern nur noch die allerdürftigsten, von da ab bis zur Mitte des 18. Jahrh. überhaupt keine geschichtlichen Aufzeichnungen mehr gemacht worden; erst unter Kirtischriradschasimha (1747—80) ward das Fehlende nach dem spärlich Vorhandenen und nach der Erinnerung wieder ergänzt.

b. Die neuere Geschichte Ceylons (seit 1500).

Von den 23 Königen, die zwischen jenen beiden Herrschern regiert haben, erfahren wir im ganzen nur Weniges und nicht immer Zuverlässiges. Etwas bestimmter werden die

Angaben mit Radschasimha I. (1586—92), der, durch die Ermordung seines Vaters zur Herrschaft gelangt, als fanatischer Schiwa-Anbeter die buddhistische Lehre und ihre Bekenner so verfolgte, daß viele Mönche das gelbe Gewand auszogen.

a) Die Portugiesen in Ceylon.

„In jenen Tagen trieben gewisse Kaufleute im Hafen von Kolamba Handel, und sie fuhren damit lange fort, bis sie im Laufe der Zeit sehr mächtig wurden. Die Parangi [Portugiesen] waren sämtlich schlechte Ungläubige, grausam und hartherzig." (Mahawamscha.) Im Jahre 1498 hatte Vasco da Gama vor Kalikut Anker geworfen; 17 Jahre später war der bis dahin monopolisierte arabische Handel mit den kostbaren Erzeugnissen Asiens, besonders den Gewürzen, vernichtet: Ormus, Malakka und Goa waren die starken Pfeiler der portugiesischen Macht in den indischen Meeren (S. 446). Schon 1505 hatten portugiesische Schiffe Ceylon angelaufen; aber erst 1515 segelte eine Flotte unter Lopez Soarez von Kalikut aus dorthin, und der Admiral erhielt von dem in Kotta regierenden singhalesischen Könige die Erlaubnis, in dem seiner Residenz benachbarten Hafen Kolamba eine befestigte Handelsniederlassung zu gründen. Hatte der König gehofft, auf diese Weise mächtige Freunde zu gewinnen, so sah er sich bald bitter getäuscht. Er mußte es sich gefallen lassen, daß man ihn zum Vasallen Portugals ernannte, und sich zu einem jährlichen Tribut an Zimt, Edelsteinen und Elefanten bequemen. Bald begannen Feindseligkeiten. Es half nichts, daß die Könige ihre Residenzen weiter zurück in das bergige Innere verlegten, zuerst nach Sitawaka, dann nach Kandi: der Krieg dauerte ununterbrochen fort, und die Portugiesen drangen immer weiter in das Land hinein.

Aber nun wuchsen die Schwierigkeiten, die ihnen das Hochland, der Urwald, das Klima und die starke Kraft der Hochländer entgegenstellte. Viel lernten diese mit der Zeit von ihren Feinden in Strategie, Taktik und Führung der Waffen; als von alters her geschickte Metallarbeiter verstanden sie es bald, Gewehre und Geschütze in besserer Ausführung herzustellen als jene. Majadhana und sein Sohn Radschasimha I. schlugen die Angriffe der Portugiesen kräftig ab; von Radschasimha II. sagt der Mahawamscha: „Wie ein Löwe mitten in eine Elefantenherde einbricht, oder wie eine Baumwollflocke von einem Windstoße verweht wird, also floh der von Furcht gepackte Feind vor dem furchtlosen Könige." Festen Fuß konnten die Portugiesen niemals im Inneren fassen; ihr sicherer Besitz blieb auf die Festungen Negambo, Kolamba (Kolombo), Galle, Battikalao und Trinkomali sowie auf das unmittelbar daran angrenzende Land beschränkt. Erfolgreicher waren sie nur gegen das Tamilenreich, das die Nordspitze der Insel und einen schmalen Streifen Landes längs der Ostküste einnahm. Die Hauptstadt Dschaffna wurde 1560 erstürmt; dabei fiel der heilige Zahn in ihre Hände. Vergebens bot der König von Pegu 400000 Goldstücke: die Portugiesen schätzten das Stückchen Knochen und seine Zerstörung höher ein: es wurde vom Erzbischof von Goa, Don Gaspar, in einem Mörser zermalmt, in einem Kohlenbecken verbrannt und seine Asche in den Fluß geworfen. Die Zahnverehrung war damit freilich nicht ausgerottet; sehr bald kam ein zweiter „Zahn" in Kandi zum Vorschein, der angeblich vor den Portugiesen versteckt und vergraben gewesen war, während diese nur eine Nachahmung des echten Zahnes zerstört hätten. Bei der ersten Eroberung Dschaffnas begnügten sich die Portugiesen damit, dem Sultan die Insel Manaar und alle seine Schätze wegzunehmen und ihm einen hohen Tribut aufzuerlegen. Aber 1617 wurde wegen angeblicher Feindseligkeit gegen die Christen die Stadt nochmals gestürmt, der Sultan enthauptet und sein Land als portugiesisches Eigentum erklärt.

Die Geschichte der Zerstörung des Buddhazahnes ist bezeichnend für den Glaubenseifer der Portugiesen: jedes Schiff brachte außer beutegierigen Soldaten auch Mönche mit, die sich mit allen Gewaltmitteln um Ausbreitung ihres Christentumes bemühten. Ihren größten Triumph feierten sie, als es ihnen gelang, einen singhalesischen König dem Schoße der alleinseligmachenden Kirche zuzuführen. „Der König Dharma Paula Radscha nahm die christliche Religion an und wurde auf den Namen Don Juan Pandaura getauft; mit ihm traten viele Vornehme von Kotta über. Von diesem Tag an begannen die Weiber der Vornehmen und auch die der niedrigeren Kasten, wie die der Barbiere, Fischer, Humawas und Tschaljas, des portugiesischen Geldes halber Christen zu werden und mit den Christen zu leben." (Radschawali.) Der von seinem Glauben abgefallene König setzte Philipp II. von Spanien und Portugal zum Erben seiner Herrschaft ein: seitdem fügten die portugiesischen Könige ihren vielen Titeln noch den der Herren von Ceylon hinzu.

Der Boden war für die Bekehrung der Singhalesen zum Christentume gut vorbereitet: war doch die alte Religion in ihrem Niedergang auf dem tiefsten Punkt angekommen. Radschasimha I., der Schiwa-Bekenner (S. 507), hatte seine buddhistischen Untertanen verfolgt. Die wiederholten Einführungen fremder Mönche hatten den Niedergang des singhalesischen Buddhatums nicht aufhalten können; des Volkes hatte sich die größte Gleichgültigkeit gegen religiöse Fragen bemächtigt. Im Bereiche der portugiesischen Lande konnten die Mitglieder der niederen Kasten nur gewinnen, wenn sie sich mit ihren Herren gut stellten; so trat das Volk in Massen zur katholischen Kirche über. Hochklingende portugiesische Namen sind noch unter den heutigen Singhalesen die Erbschaft der Nachkommen jener Bekehrten, die sich beim Glaubenswechsel als Familiennamen die ihrer Herren zulegten.

Ihr eigenes Christentum betätigten die Portugiesen darin, daß sie gegen alle, die in ihren Bereich kamen, unmenschliche Erpressungen verübten. Sie suchten sich auf diese Weise zu entschädigen für den verhältnismäßig geringen Gewinn, den ihnen der Handel eintrug. Die Kultur des wertvollsten Erzeugnisses der Insel, des Zimtes, hatte bei dem bitteren Hasse gegen die Fremden mit Schwierigkeiten zu kämpfen und blieb auf kleine Bezirke in der Nähe der befestigten Plätze Kolamba und Galle beschränkt: das Gewürz „mußte mit dem Schwert in der Hand gesammelt und unter den Kanonen der Festungen verschickt werden". Der Gewinn des mehr und mehr abnehmenden Handels wog die Kosten nicht auf, die den Portugiesen aus dem anderthalb Jahrhunderte dauernden Kriegszustand erwuchsen.

b) Die Holländer in Ceylon.

Das Zurückgehen der Bedeutung Ceylons für die Portugiesen war nur eine Teilerscheinung im allgemeinen Niedergang ihrer Macht. Der Unternehmungsgeist, der sie im 15. und noch im Beginn des 16. Jahrh. beseelt hatte, war erloschen, die Kraft des kleinen Landes durch die ewigen Kriege in mörderischen Klimaten aufgezehrt, das Volk verarmt. Portugal hatte seine Rolle unter den Kolonialmächten ausgespielt. An seine Stelle traten in Ceylon die Holländer: 1602 landete Joris van Spilbergen mit zwei Schiffen, um dem gegen die Portugiesen erbitterten Könige der Singhalesen ein Bündnis anzutragen; der König schickte zwei Gesandte „in ihr schönes Land" (Mahawamscha) und überredete das Volk, mit vielen Schiffen hierhin zu kommen. Beide Mächte schlossen 1609 einen Vertrag zur Vertreibung der Portugiesen von der Insel; doch weder der schlaffe König Wimala Dhamma Surja I (1592—1620) noch die Holländer fühlten sich zunächst stark genug dazu. Erst unter Radschasimha II. wurde der Krieg mit Nachdruck geführt: eine portugiesische Festung nach

der anderen gewannen die Holländer. Zuletzt (1658) fielen nach einem zehnjährigen Waffenstillstande Kolamba und Dschaffna. Damit hatten die Holländer die Portugiesen abgelöst.

Mit ihnen zog ein anderer Geist ein: die neuen Herren des Festungsringes, der die Insel umgab, waren Krämer, die nur das eine Ziel im Auge hatten, alles zu vermeiden, was den Handel stören konnte. Von Anfang an waren sie bereit, jährlich eine Gesandtschaft nach Kandi an den König zu schicken, der sie mit Verachtung und Hohn behandelte: die Gesandten wurden gelegentlich mit Stöcken geschlagen, gefangen gesetzt oder selbst getötet — die Holländer ließen sich das alles gefallen. Nur einmal, unter Kirtischriradschasimha, schwangen sie sich zu einem Strafzuge mit malaiischen Soldaten auf: Kandi wurde eingenommen, und der König mußte mit dem Buddhazahne fliehen. Aber Krankheit und Hungersnot brachen aus, die Rückzugslinien wurden unterbrochen; viele Soldaten erlagen den Angriffen der Bergbewohner, viele verkamen zersprengt in den unwirtlichen Wäldern.

Auf Radschasimha II. waren schwächliche Mönchsfreunde gefolgt, denen es doch nicht gelang, den Orden zu heben. Schri Wira Parakkama Narinda (1701—34) hatte für den heiligen Zahn den Dalada Maligawa, den noch jetzt stehenden Tempel, erbauen und seine Außenwände mit Gemälden von 32 Dschatakas (Geschichten von der Geburt Buddhas) bemalen lassen; aber schon unter seinem Nachfolger Widschaja Radschasimha (1734—47) gab es wieder keine Mönche mehr. Die Lehre selbst war zu einer Glaubensmischung von Hinduismus, Dämonenkult und buddhistischem Formenwesen ausgeartet. Durch die Beziehungen zu Südindien (eine lange Reihe von Kandi-Königen hatte sich nur mit Prinzessinnen aus Madura vermählt) hatten die brahmanischen Götter das Bürgerrecht in Ceylon erworben: ihre Bilder wurden in den Bittgängen einträchtig vereint mit Buddhabildnissen einhergetragen, und wenn ein König einen buddhistischen Reliquienbau errichtete, so setzte er daneben gleich einen dem Schiwa oder Wischnu geweihten Tempel. Erst Kirtischriradschasimha (1747—80) reinigte und belebte das inhaltlos gewordene Buddhatum: zwei Gesandtschaften brachten je ein Kapitel von zehn Mönchen (das erste unter dem Oberpriester Upali) aus Siam herüber. Unter der Duldung der Holländer und Engländer hat sich seither der Buddhismus auf Ceylon, wenn auch noch immer stark von der Verehrung brahmanischer Götter und drawidischer Dämonen durchsetzt, vertieft und ist wieder fester eingewurzelt.

Die Holländer zogen aus ihrem Handel mit den Erzeugnissen Ceylons anfangs großen Nutzen. Die den Portugiesen abgenommenen Zimtgärten wurden zwar nicht vergrößert; aber die planvolle Kultur des Gewürzstrauches hob die Güte seiner Rinde auf eine früher nicht erreichte Stufe, und der hochangesetzte Preis wurde durch strenge Monopolmaßregeln gehalten. Doch gerade das führte schließlich zum Niedergange des Handels. Der hohe Preis zog die Konkurrenz mit ähnlichen Zimtarten auf anderen Inseln groß; ein Heer von Unterbeamten verschlang einen großen Teil des Gewinnes, während deren schlechte Besoldung zu Betrügereien führte. Der Zimthandel brachte zuletzt nicht mehr die Selbstkosten ein.

c) Die Briten auf Ceylon.

Vor allem litt aber der ceylonische Handel durch den Rückgang Hollands in seiner Bedeutung als Seemacht. Die Wegnahme der portugiesischen Besitzungen bedeutet ihren Höhepunkt; der holländische Handel verhielt sich damals zum englischen wie 5 : 1. Aber während noch um Kolamba und Dschaffna gekämpft wurde, führte England einen Schlag gegen seinen Nebenbuhler, den dieser nicht verwinden konnte: 1651 und 1660 wurden die Navigationsakten erlassen, die allen fremden Schiffen den Zwischenhandel mit England und seinen

Kolonien verboten, und 1792 war das Verhältnis der Handelsgröße beider Wettbewerber wie 2 : 5. Und als 1794 die französischen Truppen nach Holland vorgerückt waren, nahm England diesem nicht nur seine Handelsflotte im Werte von 10 Millionen Mark, sondern auch alle seine Kolonien am Kap, in Malakka, Kotschin, auf den Molukken usw. weg. Die Besitzergreifung Ceylons wurde ihm nicht schwer gemacht. Der britische Gouverneur von Madras, Lord Hobart, sandte 1795 eine Flotte unter Blankert nach der Insel: mehrere Festungen fielen sogleich in seine Hände, und der Sitz der holländischen Regierung, Kolamba, wurde von dem bestochenen Gouverneur Joh. Gerh. von Angelbeck mit allen noch nicht genommenen festen Plätzen, allen Warenvorräten und Kassen (2½ Millionen Mark) ohne Schwertstreich ausgeliefert (15. Februar 1796). Doch die Verwaltung der Ostindischen Kompanie war noch schlechter als die holländische der letzten Zeit; als sich nach Jahresfrist offener Aufruhr gegen die Briten erhob, ergriff deshalb England selbst Besitz von der Kolonie und unterstellte sie unmittelbar der Krone.

Als erster Gouverneur wurde Frederick North (später Earl of Guildford) 1798 hingesandt. Hinter den Fortschritten, die damals (S. 465) auf dem Festlande gemacht wurden, durfte er nicht zurückbleiben. Darum ließ er sich zunächst mit Peleme Talawe, dem ersten Minister des singhalesischen Königs Schri Radscha Adhiradschasimha (1780—98), in landesverräterische Unterhandlungen ein: englische Truppen sollten unter dem Schein einer freundschaftlichen Ehrung einen Gesandten nach Kandi begleiten, um dort den König, wenn es sein mußte, mit Gewalt den englischen Wünschen geneigt zu machen. Aber sie kamen, gehindert durch die Schwierigkeiten der Natur und durch die feindselige Stimmung der Eingeborenen, nur zum kleinsten Teil nach Kandi und mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. Da dieser schlau eingefädelte Plan mißglückt war, schritt man 1802 zu offener Gewalt: in günstigerer Jahreszeit rückten 3000 Mann unter Mac Dowell nach der Hauptstadt vor und besetzten diese, nachdem der König geflohen war. Die Truppen unter Major Davie litten schwer unter Krankheiten, und den Rest überfielen 1803 die Singhalesen und machten ihn bis auf einen Einzigen nieder. Die europäische Kriegslage hinderte die Engländer, die Scharte sogleich auszuwetzen; aber der singhalesische König Schri Wikkama Radschasimha (1798—1815), der seit der Verräterei jenes Ministers bis zum Wahnsinne mißtrauisch und grausam gegen seine Untertanen geworden war, arbeitete ihnen selbst in die Hände. Die Erbitterung seines Volkes wurde so groß, daß die Engländer 1815 sich mit leichter Mühe Kandis bemächtigen konnten. Der König wurde am 18. Februar gefangen genommen und in Madras eingesperrt, bis er 1832 starb; eine Versammlung aller Häuptlinge aber übergab im März 1816 das singhalesische Reich der britischen Krone.

4. Indochina.

A. Der Schauplatz.

Hinterindien bildet den östlichsten der drei großer Vorsprünge, die Asien nach Süden zu ausschickt. Von der Größe des südlichen Vorderindiens (2126500 qkm), grenzt es im Norden an China, mit seinem nordwestlichen Viertel an Indien; seine westliche Begrenzung bildet in ihrer ganzen Ausdehnung die Ostküste des Bengalischen Meerbusens, seine südliche das flache Meer zwischen dem Festland und den Inseln Java und Borneo, seine östliche die Chinesische See (s. die beigeheftete Karte). Nicht über die See, sondern aus den beiden

BURMA
SIAM
CHINA
TONKING
FRANZ. INDO-CHINA
KAMBODJA
VEREINIGTE MALAYEN-STAATEN
Natuna Inseln
Andamanen
Nikobaren
Mergui Archipel
Mentawei Inseln
SINGAPORE-STRASSE.
SINGAPORE
JAVA.
Maßstab 1:9 000 000
Äquator
Bibliographis

istitut in Leipzig.

Kulturländern Indien und China sind die Anstöße zu höherer Entwickelung nach Hinterindien gekommen, das daher mit Recht Indochina genannt wird.

a) Das Land.

Die Oberflächenform Hinterindiens beherrscht das Vorhandensein im wesentlichen nordsüdlich gerichteter Parallelgebirge, die von dem Berglande, das sich zwischen Osttibet und den Südprovinzen Chinas: Jünnan, Kwangsi und Kwangtung, nördlich vom 25. Parallelkreise, lagert, südwärts ausstrahlen. An ihrer Wurzel fassen sie eng zusammengedrängt in

Ein Fischerdorf am Mekhong. Nach Photographie.

mehreren 1000 m tiefen Schluchten den Mittellauf von vier in Tibet entspringenden mächtigen Flüssen zwischen sich, die dann fächerartig auseinanderstrahlend den verschiedenen Meeren zustreben. Von jener Durchbruchsstelle an durchzieht ostwärts der Jangtsekiang als wichtigste natürliche Verkehrsader das Himmlische Reich; westwärts wendet sich der Brahmaputra durch das breite Tal von Assam dem Gangesdelta zu, und nur der Salwen und der Mekhong (s. die obenstehende Abbildung) gehören, in südlicher Richtung fließend, der indochinesischen Halbinsel an. Östlich und westlich sowie zwischen ihnen selbst schieben sich Parallelflüsse ein, deren Quellen nicht ganz bis zu jener Durchbruchsstelle hinaufreichen; am westlichsten der Irawadi, der, im Bergland östlich von Assam entspringend und als weit aufwärts schiffbar mit einem Nebenflusse den Zugang zu Jünnan erleichternd, die fruchtbaren Küstenebenen von Tschittagong und Arakan durchzieht und bei seiner Mündung im Golfe von Pegu eines der größten Deltas der Welt bildet. Von ihm trennen den Salwen nur

niedrige nordsüdliche Höhenzüge, die ihn schließlich von der schmalen Küstenlandschaft Tennasserim ablenken und dem mittleren Hinterindien zuweisen. Weiter ostwärts folgen der gleichfalls Indochina allein zugehörige Menam, der Hauptfluß Siams, dessen Quellgebiet nicht über 20° nördl. Breite hinausreicht, und der aus Tibet herabkommende Mekhong, dessen Delta sich ostwärts in die chinesische See erstreckt. Alle diese Ströme haben fruchtbare Deltas und Talebenen, sind jedoch dem Verkehre wenig günstig, da ihre Stromschnellen und Untiefen schon kurz oberhalb ihrer Mündung eine Schiffahrt in größerem Maßstab ausschließen. Eine nordsüdlich gerichtete Kette bildet östlich vom Mekhong eine scharfe Grenzscheide zwischen dem mittleren und dem östlichen Hinterindien: Kotschinchina, Anam und Tongking. Nur der Songka oder Rote Fluß durchzieht im Norden, in Tongking, das im ganzen schmale östliche Drittel Indochinas; aber besser schiffbar als die Ströme der Mitte bildet er den bequemsten Zugang nach dem mineralreichen Jünnan.

Das Klima ist ganz das eines asiatisch-tropischen Monsungebietes. In den Alluvialebenen der Täler und Deltas prangt die Natur in unerschöpflicher Fruchtbarkeit: hier lagen von alters her die Brennpunkte indochinesischer Kultur. Das weiter nördlich gelegene Gebirgsland, das dem Menschen nicht so willig reiche Gaben spendet, hat seine völkererziehende Macht seit Jahrtausenden bewährt: hier war von jeher die Heimat halbbarbarischer, aber kraftvoller Stämme, die, von den Völkerbewegungen der Nomadenhorden Mittelasiens getrieben oder selbst durch den Reichtum der südlichen Tiefländer angelockt, immer von neuem dorthin einfielen und ihnen immer neues, kulturempfängliches Volksmaterial lieferten.

b) Die Völker Indochinas.

So lassen sich noch jetzt anthropologisch und ethnologisch voneinander sich abhebende Stammesschichten erkennen. Als direkte Nachkommen der ältesten Bewohner erscheinen uns drei, verschiedenen anthropologischen Gruppen angehörige Stämme: der negrito-ähnliche, der malaiische und der indonesische.

Die negritoähnlichen Völkchen, die den Bewohnern der Andamanen, den Aëtas der Philippinen usw. nahestehen, bewohnen jetzt als Sakai und Semangs kleine Bezirke im Inneren der Halbinsel von Malakka. Die Malaien, desselben Stammes mit denen der Inseln, wohin sie erst in später Zeit verdrängt worden sind (vgl. unten, S. 538), nehmen in rassereinen Stämmen ebenfalls gewisse Distrikte der Malaiischen Halbinsel, in Blutmischung mit später eingedrungenen Stämmen (Tscham) ausgedehnte Strecken der Niederungen Siams und Anams ein: ihre ursprünglichen Wohnsitze scheinen die indochinesischen Tiefslande gewesen zu sein. Dagegen sind die höheren Lagen der Gebirge von den Indonesiern bewohnt worden, deren nächsten Blutsverwandten wir im Indonesischen Archipel begegnen: auf den Philippinen, Borneo (Tajak), Sumatra (Batta) usw. Heutige Vertreter des indonesischen Stammes in Indochina sind: die Naga in den Grenzlanden zwischen Assam und Burma, die Selong (im Mergui-Archipel), die Moi (halbwilde Stämme zwischen dem Mekhong und der Küste Assams und zwischen Jünnan und Kotschinchina), die Kui (im südöstlichen Siam und nordwestlichen Kambodscha), die Mon oder Talaing (in den Deltas der burmanischen Ströme, ehemals in ganz Unterburma verbreitet).

Das höhere Gebirgsland, das sich im Norden zwischen Osttibet bis nach den chinesischen Südprovinzen hin erstreckt, ist von alter Zeit her der Ursitz kräftiger, mit den Indonesiern nahe verwandter Stämme gewesen, die man als Völkerfamilien der Thai („Frei") zusammenfaßt. Von dort aus haben wiederholt Einfälle nach dem Tieflande hinab bis in jüngere Zeiten hinein stattgefunden: um 1250 saßen sie im Fürstentume Xieng-Mai: unter Rama Khomheng (1283) ist das weiter südlich gelegene Reich Sukhodaja inschriftlich bezeugt; durch den Widerstand der brahmanischen Könige von Kambodscha nach Westen abgelenkt, waren die Thai um 1350 Herren des unteren Menam (Hauptstadt Ajuthia). Die Nachkommen dieser

Einwanderer bilden in Blutsmischung mit den früher ansässigen Bewohnern die Hauptmasse der Bevölkerung in den zu höherer Blüte gelangten Kulturstaaten Hinterindiens. Ob die Tscham eine älteste Abzweigung der Thai gebildet haben, ob sie aus den Indonesiern hervorgegangen sind, läßt sich kaum mehr feststellen: sie fanden in den Niederungen die Malaien vor und nahmen von diesen die Sprache an (die der heutigen malaiischen Sprachenfamilie nahe verwandt ist), während der Körperbau entschieden von dem der Malaien abweicht und sich mehr dem der Indonesier nähert. Der erste Schimmer geschichtlichen Erkennens zeigt sie uns als das Volk eines Süd-Tongking, Anam und einen großen Teil von Mittel-Indochina umfassenden Reiches. Eine zweite, erst in unserer Zeitrechnung vordrängende Völkerwelle führte die Khmer herab in das fruchtbare Land; hier mischten sie sich gleichfalls mit der dort bereits ansässigen Bevölkerung: mit Malaien (brachykephal) und mit Indonesiern (welliges Haar der Kui), und brachten auf Kosten des Tschampa-Reiches ihren eigenen Staat Kambodscha zu hoher Blüte. Auch ihr Wohngebiet schränkten spätere Thai-Einfälle auf seinen jetzigen Bestand, das verkleinerte Kambodscha und das südliche Kotschinchina, ein.

Wieder neue Stämme drangen aus jener Völkerwiege nach Süden und Osten vor und verdrängten die Moi, Malaien und Khmer: das waren die Anamesen. Heute wohnen sie vom Tongkingdelta bis nach Südkotschinchina hinein, stark mit chinesischem Blute gemischt und ganz von chinesischer Kultur durchtränkt. Wahrscheinlich führte dieselbe Völkerwelle ungefähr gleichzeitig einen zweiten Thaistrom, die Lao, in die Bergländer des heutigen nördlichen Siam, und einen dritten, die den Tibetern sprachlich näher stehenden Burmanen, aus dem Gebirgsland östlich vom Tibet hinab zum Unterlaufe des Irawadi, wo sie die dort ansässigen, sprachlich mit den Anamesen verwandten Mon auf die Küstenstriche zurückdrängten. Ihnen folgten im Anfang unseres Jahrtausends die Schan (jetzt in den Berggegenden Oberburmas), die sich noch heute Thai („Freie") nennen, weiter östlich die Siamesen, die ihrerseits wieder die Herrschaft der früher eingewanderten Khmer in Kambodscha brachen und ein eigenes Reich zu hoher Blüte brachten. Alle diese Stämme zeigen in ihren körperlichen Merkmalen, daß sie von Blutmischung mit anderen Stämmen nicht frei geblieben sind.

B. Die Vor- und Frühgeschichte Indochinas.

Tiefes Dunkel bedeckt die Vorgeschichte Hinterindiens; nur ganz allgemeine Fingerzeige liefern Sprachvergleichung und Anthropologie. Beide deuten auf frühe Völkerbeziehungen und Stammesmischungen hin. Mehrere ursprüngliche Gruppen heben sich sprachlich voneinander ab. Kaum bekannt sind die Idiome der heutigen ganz dunkeln Bewohner der Halbinsel; dagegen verrät die Eigentümlichkeit der Sprache der malaiischen Stämme, daß sie sich bereits in der Urzeit abgesondert haben. Die übrigen, der isolierenden Sprachenfamilie zugehörigen Idiome der Völker Hinterindiens lassen bereits in ältesten Zeiten zwei gesonderte Urvölkerstämme erkennen, die wir nach der jetzigen Verbreitung ihrer Nachkommen als Tibeto-Burmanen und als Thaichinesen bezeichnen dürfen. Wo diese Stammvölker gesessen haben, darüber fehlt uns jeder Anhalt. Nur so viel läßt sich behaupten: die Abzweigungen jener Urvölker, die für die Geschichte Hinterindiens in Betracht kommen, sind sicherlich von Norden her eingedrungen; während der späteren Geschichte Indochinas saßen und sitzen noch jetzt die unvermischten Thai in dem gebirgigen Grenzland zwischen Hinterindien und China. Eine frühe Abzweigung der Thai müssen aus Gründen der Sprachvergleichung die Mon-Anamstämme gebildet haben, die in späteren Jahrhunderten wieder durch nachdrängende Thai als Mon (Pegu) und Anamesen (Ostküste Indochinas; dort Juon genannt) in ihre

jetzigen weit voneinanderliegenden Wohnsitze auseinandergesprengt wurden. Auch die Tscham haben sich zeitig von den Thai abgezweigt, sind auf malaiische Bevölkerungen gestoßen und von diesen körperlich wie sprachlich stark beeinflußt worden. Auf sie sind in jüngerer geschichtlicher Zeit die Khmer, die Lao, die Schan, die Siamesen gefolgt.

Wie und in welcher Zeit sich jene älteren Völkerverschiebungen vollzogen haben, darüber fehlt uns jeder Anhalt.

Zwar erzählen chinesische Quellen aus dem Jahr 1110 v. Chr. von einer Gesandtschaft aus Indochina (wahrscheinlich aus Tongking) an den chinesischen Kaiserhof der Tschau (S. 117); dann gründeten 214 v. Chr. und 109 n. Chr. chinesische Generale besondere Dynastien in Tongking. Aber wir erfahren nichts Näheres über die allgemeinen Vorgänge jener Zeit: die einheimischen Sagen sind durch das üppige Spiel der Phantasie in solchem Grade verwirrt, daß wir ihnen, wenn sie auch bis auf die Erschaffung der Welt zurückreichen, doch keinen geschichtlich verwendbaren Stoff entnehmen können.

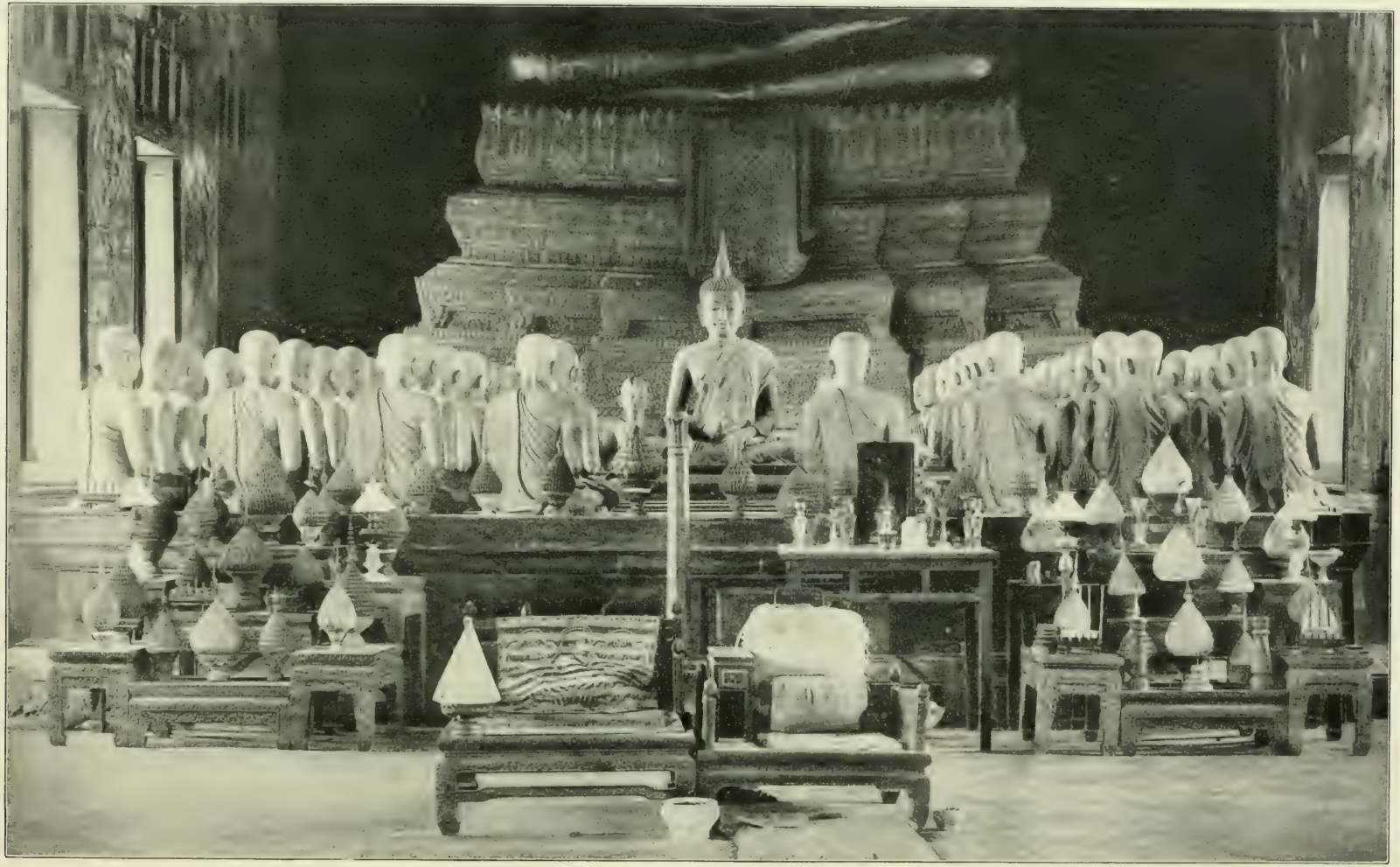
In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung lichtet sich endlich das Dunkel etwas: an der Nordgrenze und im Osten eine unruhige Bewegung und hin und her schwankende Kämpfe zwischen Chinesen und eingeborenen Stämmen, im Süden und Westen ein siegreiches Vordringen hinduischer Kultur[1]. Das Tschampareich der Tscham mit der Hauptstadt Tschampapura nahm den größten Teil des Südens ein; östlich und nordöstlich davon saßen die Khmer, die, wie die altkambodschanische Überlieferung meldet, aus ihren weiter nördlich gelegenen Wohnsitzen südwärts vordrangen und mit den Tscham in Berührung kamen. Ptolemaios berichtet, daß zu seiner Zeit die ganze Küste Hinterindiens von den Sindoi (Hindu) bewohnt gewesen sei. War deren Bedeutung in Indochina damals schon so groß, daß sie der alexandrinische Geograph als verbreiteten Volksstamm aufführt, so muß die hinduische Kultur jedenfalls einige Jahrhunderte vorher vorgedrungen sein.

Die Einführung brahmanischer Kultur war lediglich ein Sieg weniger Vertreter einer höheren Zivilisation: die körperliche Beschaffenheit der hinterindischen Bevölkerung hat sich dadurch kaum verändert. Der Anfang jener Bewegung reicht gewiß nicht hinter die Zeit der Besiedelung Orissas durch die Brahmanen (S. 375) zurück; von hier aus wahrscheinlich hat der Brahmanismus seinen Weg nach Indochina über das Meer genommen.

Denn einerseits sind die Brahmanen auf dem lange verschlossen gebliebenen Landweg über das Gangesdelta und Assam erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrtausends vorgedrungen, als brahmanisches Wesen in Indochina schon längst in tiefen Verfall geraten war; anderseits können wir auf eine überseeische Besiedelung daraus schließen, daß hinduisches Wesen an der Küste am stärksten vertreten war. Von dem südlichen Indien konnte die Bewegung nach Indochina deshalb nicht ausgehen, weil sich zu jener Zeit das brahmanische Gesetz dort noch nicht so fest eingebürgert hatte, daß eine Kulturübertragung von jenen Küsten her wahrscheinlich wäre; erst viel später hat sich ein Verkehr zwischen beiden Ländern entwickelt, der in dem Auftreten dravidischer Motive in den jüngeren Tempelbauten Indochinas seinen architektonischen Ausdruck gewinnt. Für die nordindische Herkunft des indochinesischen Brahmanentums sprechen außerdem nicht nur die fast ganz den Städten des Gangesgebietes entnommenen Sanskritnamen der wichtigeren Städte des alten Indonesiens, sondern auch der Wunsch der dortigen Herrscher, ihre Abstammung auf die mythischen Sonnen- und Monddynastien des Madhjadescha (S. 375) zurückzuführen.

Der Seeweg führte zunächst nach Burma; aber augenscheinlich war dort der Boden für die indische Kultur weniger gut vorbereitet als in dem großen, empfänglicheren Tschampareich im mittleren Süden: besonders der Golf von Ligor und das heutige Kambodscha längs seiner Küste und an den Ufern der größeren Ströme mit ihren wirtschaftlich günstigen Verhältnissen waren anscheinend Mittelpunkte brahmanischen Einflusses. Zu geringerer

[1] Die wichtigste Quelle für die Erkenntnis hinterindischer Zustände jener Zeiten ist die Erdbeschreibung des Klaudios Ptolemaios aus der ersten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr.; den Schlüssel für manche seiner Angaben verdanken wir namentlich G. E. Gerini („Journal of the Royal Asiatic Society", 1897).



Buddha und seine Schüler, Steinbildnisse im Tempelinnern der siamesischen Pagode Wat Suthat in Bangkok.

Nach einer Phototypie im 27. Bande der „Annales du Musée Guimet" (Paris 1895).

Erklärung des umstehenden Bildes.

Tritt man durch das der Pagode Wat Saket gegenüberliegende Tor in die siamesische Königsstadt Bangkok ein, so führt eine gerade Straße den Wanderer zur Pagode Wat Suthat. Im Inneren dieses Buddha-Tempels (Bŏt Phra) sehen wir vereinigt: den verehrungswürdigen Altmeister der drei Welten (tri loka thera; sanskr.: sthawira) und die Versammlung der Buddha-Hörer (sawaka saṅgha), rundherum um den predigenden siamesischen Buddha (somana Khôdom; sanskr.: çramana Gautama = Asket Gautama oder der letzte Buddha, der vierte des gegenwärtigen Zeitalters, kurz: der geschichtliche Buddha). Die in Lebensgröße angefertigten Steinbilder, angetan mit dem Kleide des niederen buddhistischen Priesters (talapoin), sind in vier Reihen angeordnet. Im Hintergrunde thront das übernatürlich große Steinbild des Sakja-Muni. Jeder der Sawoks (sanskr.: çrawaka; pâli: sāwaka) trägt seinen Namen auf einem Marmortäfelchen eingeritzt, das an dem unteren Teil des Bildwerkes angekittet ist; der Dialekt dieser Tai-Inschriften ist der von Sukhodaja.

Nach Lucien Fournereau: „Le Siam ancien", im 27. Bande der „Annales du Musée Guimet" (Paris 1895).

Bedeutung gelangte dieser in dem von seiner Heimat weiter entfernten und mehr der chinesischen Kultur unterworfenen östlichen Teile der Halbinsel.

Von Oberburma bis nach Kotschinchina stehen noch heute zahllose Tempelruinen mit reichen Skulpturwerken und Sanskritinschriften als Zeugen ehemaliger brahmanischer Herrschaft über die Geister; jedes Jahr bringt besonders in den durch die Franzosen erschlossenen Gebieten wichtige Entdeckungen. Auf den Inschriften lassen sich nach E. Aymonier jetzt die meisten der in der Überlieferung noch fortlebenden Namen der Könige Kambodschas in ihrer Sanskritform vom 3. Jahrh. n. Chr. bis 1108 nachweisen; später machte in diesem Gebiete das Sanskrit der heimischen Khmer-Schrift Platz. Die epigraphischen Denkmäler wie auch die architektonischen und plastischen zeigen, daß von allen brahmanischen Göttern Schiwa und sein elefantenköpfiger Sohn Ganescha (S. 408) die weiteste Verbreitung gefunden haben: ihre Götterbilder und Symbole (Lingam; s. die untenstehende Abbildung) überwiegen weit die der anderen Gestalten des hinduischen Götterkreises. Doch genoß auch Wischnu hohe Verehrung; ihm sind die bedeutendsten und schönsten brahmanischen Tempel Hinderindiens geweiht, so die von Angkor Thom und von Angkor Wat, der, wie Inschriften bezeugen, 825 erbaut worden ist.

Schon damals, als die ersten Träger des Brahmanentums nach Indochina vordrangen, hatte in dessen Heimat auch der Buddhismus Wurzel geschlagen, indem er nur als besondere Richtung des Glaubens an die alten Götter galt. So sind gewiß mit dem Hinübertragen brahmanischen Wesens auch buddhistische Keime in Indochina ausgesät worden. Wie Buddha selbst im Religionskreise des Wischnu als Inkarnation dieses Gottes Aufnahme gefunden hatte, so wurden seine Bildsäulen während der Blütezeit des Brahmanentums in Tschampa und Kambodscha innerhalb der dem Schiwa oder Wischnu geweihten Tempel aufgestellt und verehrt.

Ein Lingam-Idol. Nach Boeckh, „Durch Indien ins verschlossene Land Nepal" (Leipzig 1903).

Auf zwei Wegen ist der Buddhismus nach Indochina gelangt. Der eine führte von Indien und Ceylon direkt hinüber; aus dieser Insel brachte nach der Überlieferung im 5. Jahrh. n. Chr. Buddhaghoscha (S. 412 und 502) nach seiner Übersetzung der heiligen Schriften in das Pali die Lehre Buddhas in das Land, und gewisse Ähnlichkeiten der kambodschanischen Schrift mit dem ceylonischen Pali sprechen deutlich für religiös-kulturelle Beziehungen beider Länder. Daneben aber — nach Taw Sein Ko: vorher — war über Inner- und Ostasien die nördliche (Sanskrit-) Richtung des Buddhatums (S. 406) nach Hinterindien vorgedrungen. Sie traf dort zuerst auf die halbbarbarischen kräftigen Stämme des Gebirgslandes: diese scheinen sie mit Eifer angenommen zu haben. Jedenfalls waren die später südwärts wandernden Thaistämme (Lao, Schan, Siamesen) eifrige Buddhisten. Ihr Vordringen um die Wende des 1. und 2. Jahrh. n. Chr. bedeutet einen entschiedenen Rückgang brahmanischen Wesens in Indochina: seine Götter verblassen, seine Tempel sinken in Ruinen; an ihrer Stelle aber erheben sich Bauten, die in ihrer kunst- und schmuckarmen Ausführung ganz der Nüchternheit buddhistischer Gottes- und Weltanschauung entsprechen (s. die beigeheftete Tafel „Buddha und seine Schüler, Steinbildnisse im Tempelinnern der siamesischen Pagode Wat Suthat"). Nur in Kambodscha hat sich der Brahmanismus, wie die Bauten und Inschriften aus dem 6.—13. Jahrh. beweisen, länger behauptet. Gegen 700 findet zwar der nördliche Buddhismus schüchtern Eingang, und König Dschajawarman V. (968—1002) trat für den Buddhismus reformatorisch ein, aber erst 1295 befanden sich die Schulen in den Händen von Buddhisten, und erst 1320 wurde die Lehre Buddhas Staatsreligion in Kambodscha. Damals ungefähr fand auch der südliche (Pali-) Buddhismus dort Anhänger.

Wie tief aber vorher das Brahmanentum im Volke Wurzel geschlagen hatte, zeigen neben zahlreichen Sanskrit-Lehnwörtern der modernen hinterindischen Sprachen noch viele Besonderheiten des heutigen Volkslebens. Wischnu, Schiwa und Ganescha werden zwar nicht mehr als Götter verehrt, aber als Heroen gefeiert, und ihre Stein- und Bronzebilder zieren neben den Bildsäulen des Buddha die Gotteshäuser, z. B. im Tempel Wat-Bot-Phram zu Bangkok. Wischnu ist immer noch das Wappenbild im königlichen Banner von Siam, und die Könige dieses Reiches erweisen den dortigen, an ihrem alten Glauben festhaltenden Brahmanen besondere Gunst: sie allein dürfen das heilige Wasser bereiten und spielen bei vielen Zeremonien im Palast eine hervorragende Rolle. Auch die kambodschanische Aristokratie beansprucht noch jetzt Vorrechte im Sinne der brahmanischen Kastenordnung (Kschatrija).

C. Die Geschichte Indochinas.

Von den Zeiten an, aus denen wir, dank Ptolemaios, etwas deutlicheren Einblick in die Völkerverhältnisse Hinterindiens erhalten, macht sich in der ganzen Geschichte Indochinas eine Sonderung nach den drei von der Natur vorgezeichneten Hauptstücken der Halbinsel bemerklich: einem westlichen, dem Indischen Meere zugewandten, einem mittleren, von den Flüssen Salwen, Menam und Mekhong durchströmten, und einem östlichen Teile, der, von China aus am besten zugänglich, nach dem Chinesischen Meere hinschaut.

a) Das westliche Indochina (Burma).

Die ältesten Quellen burmanischer Geschichte stammen aus China, dessen Jahrbücher von Kämpfen mit den Bewohnern des nordwestlichen Hinterindien in den ersten Jahrhunderten v. Chr. erzählen, Kämpfen, in denen die alte Hauptstadt Tagong unterging, dann von weiteren chinesischen Einfällen zwischen 166 und 241 n. Chr. Weiter zurück reicht noch die freilich auch weit unklarere Überlieferung. Durch ihren Schleier hindurch erkennen wir von allem Anfang an unaufhörliche Kämpfe kleinerer Reiche, die kommen, mächtig werden und wieder verschwinden. Aus diesem Wechsel der Dinge hebt sich mit mehr Zähigkeit eine Anzahl größerer Staatswesen ab, so im Norden an der Küste das von Burma aus besiedelte, aber wegen seiner Nachbarlage stark indisch beeinflußte Arakan, das um 1133 unter König Gawlaja den Vorrang vor Bengalen, Pagan, Pegu und Siam behauptete und sich noch um 1450 von Sandowe über seinen Mittelpunkt Akjab hinaus bis nach Tschittagong erstreckt hat, im Süden das nach dem Hauptstamme genannte Malaja Desa; wichtiger aber noch als diese die beiden Staaten Burma und Pegu. Ihre Geschichte ist der unablässige Kampf zweier Völkerstämme, der von Norden her vordringenden Burmanen und der eingesessenen Mon (Talaing; Pegu).

Die frühesten Mythen der Burmanen zeigen uns Prome im 5. Jahrh. n. Chr. als Hauptstadt eines ältesten Reiches. Später wurde von Aufständischen, die aus Prome auswanderten, Pagan als Mittelpunkt eines neuen Reiches gegründet, das vom 7. bis 9. Jahrh. blühte und noch um 1060 so lebenskräftig war, daß es unter Anuruddha oder Anoratazo das Talaingkönigreich von Schadon erobern konnte, um 1300 aber durch die Dynastie von Pandscha vernichtet ward. Die Zeit, da Tagong (Taung gu) Hauptstadt des alten burmanischen Reiches war, fällt in die der Ausbreitung indischer Kultur durch die Brahmanen, nach deren Legenden Tagong am Irawadi etwa ein halbes Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung durch König Abhiradscha gegründet wurde. Jedenfalls standen die Herrscher über Tagong ganz unter dem Einfluß der fremden Kulturträger. Die Überlieferung hat lange Namenslisten verschiedener Dynastien bewahrt, die ihren Ursprung auf altindische

Königsgeschlechter zurückzuführen versuchten: einzelne dieser Könige feiern noch jetzt burmanische Volkslieder als gewaltige Helden.

Soweit sich sonst aus den Sagen ein geschichtlicher Kern herausschälen läßt, sehen wir das ganze erste Jahrtausend unserer Zeitrechnung erfüllt von unruhiger Bewegung und von Kämpfen, die die einzelnen Staaten bald untereinander, bald gegen die Singhalesen (S. 504) und namentlich die Chinesen ausfochten, die, wenn nicht durch innere Schwierigkeiten zur Ruhe gezwungen, Burma zu unterwerfen versuchten: auch später wiederholten sich chinesische Einfälle: schwere Kämpfe waren noch 1284 gegen den mächtigen Nachbar zu führen. Erst 1305 befreite sich der Burmane Minti von Chinas Vorherrschaft, bis sein Volk unter die der Schan geriet. Der Schleier, der bis dahin die Einzelheiten burmanischer Geschichte verhüllt, lichtet sich in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. Doch der Charakter der Weiterentwickelung bleibt derselbe: blutiger Krieg zwischen den beiden Hauptrassen, den Burmanen und den Mon, tapfere und grausame Herrscher, die mit Schwächlingen abwechseln, ein Auf- und Abwogen, das auch die kleinen Staaten des westlichen und selbst das Reich des mittleren Indochina in Mitleidenschaft zieht.

Im Jahre 1364 gründete König Schatomenchin (Thadominbia), der Herr über die Lande Sagoin (Sagany) und Pandscha, die burmanische Hauptstadt Awa (Ava; klassisch: Ratnapura), für lange Zeit der Mittelpunkt der Ereignisse. Sein Nachfolger Mengjitsauke (Min-Saw-Mun) vergrößerte sein Reich durch die Eroberung Promes; von ihm wie den nächsten Königen wurden nicht nur die Arakanesen (1413 und später), sondern auch die Chinesen 1424, 1449 und 1477 erfolgreich zurückgeschlagen. Aber dann verschob sich der Schwerpunkt der Macht von Awa nach Pegu, dessen Herrscher Mentara zuerst Burma und Arakan unterwarf (1540), dann Siams Hauptstadt Ajuthia nach tapferster Gegenwehr erstürmte und so die Oberherrschaft auch über das große Reich im mittleren Indochina gewann (1544). Mit Gewalt unterdrückte, aber zäh wiederholte Aufstände Siams führten bald zu seiner Befreiung von der Herrschaft des Pegukönigs Burankri Naunchan (1551—81: auch Bajin Naung, portug.: Branginoço). Länger blieb Burma von Pegu abhängig. Mehrere Befreiungsversuche mißglückten (1585), und Awa geriet als vernachlässigte Provinzialstadt in Verfall. Aber im Beginn des 17. Jahrh. wurden die Peguaner durch Njaung Mendara vertrieben, Awa als Hauptstadt Burmas 1601 wieder aufgebaut, Pegu und die nördlich benachbarten Schanstaaten unterworfen. Doch schon 1636 befreite sich Pegu nicht nur von Awa, sondern unterwarf sich auch dieses, und Awa ward Hauptstadt der beiden vereinigten Staaten. Noch mehrmals schwankte das machtverteilende Zünglein der Glückswage zwischen beiden Staaten hin und her. Pegu war in der zweiten Hälfte des 17., Burma im Anfange des 18. Jahrh. die Vormacht, trat jedoch 1740—52 nach schwerer Niederlage wieder hinter Pegu zurück. Mit dem endgültigen Abschütteln der peguanischen Herrschaft durch Burma beginnt 1753 der letzte Abschnitt der selbständigen Geschichte Burmas (bis 1885).

Schon mehrere Jahrhunderte vorher hatten Europäer den Fuß auf indochinesischen Boden gesetzt: das von Albuquerque 1511 eroberte Malakka war ein fester Pfeiler portugiesischen Einflusses im Malaiischen Archipel; auch nördlich davon entstanden an den Westküsten Hinterindiens Handelsniederlassungen, die freilich unter den Kämpfen zwischen Pegu und Burma zu keiner rechten Bedeutung gelangten. Gelegentlich fochten portugiesische Ritter und Soldaten auf der einen oder der anderen Seite; einzelne Abenteurer portugiesischer (Fil. de Brito y Nicote: 1600—13) oder spanischer (Sebast. Gonzalez de Tibao: um 1650) Abkunft brachten es zu vorübergehendem Ruhm, um bald kläglich zu enden. Doch ein

großer Zug ging allen europäischen Beziehungen mit Hinterindien ab. Später gründeten Holländer und Engländer an der burmanischen Küste ebenfalls Niederlassungen, wurden jedoch, weil sich jene burmanischen Beamten gegenüber ungeschickt benommen hatten, zusammen aus dem Lande vertrieben. Erst Mitte des 18. Jahrh. erhielten die Engländer durch die dem Befreier Burmas, Alompra, geleistete Hilfe, sowie durch kriechende Schmeichelei wieder die Erlaubnis, auf der Insel Negraïs an der Mündung des Bassein-flusses eine Faktorei zu gründen, die bis zum Oktober 1759 einen beträchtlichen Handel getrieben hat.

Burma hatte 1740 Beinga-Della von Pegu zu Boden geworfen und seine ganze Königsfamilie ausgerottet. Aber 1753 sammelte der einer geringen Familie entstammende Alompra (Alaungp'aja, Alung P'Hura, „der Jäger") im Dorfe Mozzobo (Manchabu) eine Schar Gleichgesinnter, verjagte den peguanischen Statthalter und den Bruder seines Königs, Aporaza, der 1754 mit einer Flotte vor Awa erschien, drang 1755 nach Pegu vor und bemächtigte sich 1757 der feindlichen Hauptstadt. Zum Gedächtnis des Sieges von Sünjangong (21. April 1755) ward Rangun gegründet, das, dank seiner günstigen Verkehrslage, rasch zu großer Bedeutung gelangte.

Pegu, mit dem Burma so viele Jahrhunderte um die Vorherrschaft gerungen hatte, hörte 1757 völlig auf zu bestehen. Seitdem war Burma, das durch die Besetzung von Mergui und Tenasserim sogar nach Siam übergriff, unbestritten die erste Macht im Westen der hinterindischen Halbinsel. Nach Alompras Tode (15. Mai 1760) hatten seine Nachfolger (Namdodschi Prau oder Phra usw.) nur noch Aufstände zu dämpfen, die Angriffe der Chinesen, die das Emporwachsen der jungen Macht an ihrer Südgrenze nicht dulden wollten, zurückzuschlagen und die bis dahin noch selbständigen Kleinstaaten des westlichen Indochina sich einzuverleiben. Der zweite Nachfolger Alompras, Schembuan (S'inbjujin, Schang-Phra-Schang; 1763—76), verteidigte sein Reich mit Erfolg gegen die Chinesen, deren Heer unter dem General Tschienlang er vor Awa fast vernichtete, eroberte (vorübergehend: 1771) Siam und nahm Assam (Asam) weg, das sich bis dahin sowohl Indochina wie Indien gegenüber seine Unabhängigkeit bewahrt hatte. Alompras dritter Sohn und der sechste König der Dynastie von 1757, Bhodau Phra (Bodaw p'aja = königlicher Großvater; eigentlich Baden-thaken, auch Mentaragji oder Menderadschi Prau), ein tapferer, aber grausamer und launenhafter Herrscher, gründete 1783 als neue Hauptstadt Amarapura (Ummarapura) und verpflanzte alle Einwohner Awas dahin. Aufstände in Pegu erstickte er in Blut, die buddhistische Lehre und ihre Priester verfolgte er aufs grausamste, Arakan nahm er 1784 durch List und verleibte es seinem Reiche ein. So stand Burma bei seinem Tode (1819) auf dem Höhepunkte seiner Größe und Macht.

Der Cäsarenwahnsinn Bhodau Phras vererbte sich auf seinen wieder in Awa residierenden Enkel und Nachfolger Phagji-dau (Ing-Sche-Men), der freilich an Begabung weit hinter jenem zurückstand. Seine Selbstüberschätzung führte ihn zum ersten Kriege mit England (1824—26; vgl. S. 470). Burma verlor durch den Frieden von Jandabo (24. Februar 1826) den größten Teil seines Bestandes und wurde auf das Becken des Irawadi beschränkt; sein Küstengebiet reichte kaum über das Delta dieses Stromes (mit Rangun) hinaus. Aber seine Herrscher hatten durch die schwere Züchtigung nichts gelernt. Nachdem bei Phagji dau der Wahnsinn offen ausgebrochen, er 1837 abgesetzt und eingesperrt worden war, erklärte sein ebenso verblendeter und gewalttätiger Nachfolger Tharawadi den Vertrag von Jandabo für ungültig: die englischen Missionare mußten fliehen, und die britische Residentschaft wurde wegen frecher Behandlung 1840 zurückgezogen.

Auch nachdem den gleichfalls wahnsinnig gewordenen Tharawadi 1845 sein Sohn Pagan Meng beseitigt hatte, hörten die Feindseligkeiten nicht auf: britische Kapitäne wurden beleidigt und die dafür verlangte Genugtuung verweigert; Burma drängte mit Absicht auf einen neuen Krieg mit England hin. In rascher Folge, wenn auch nicht ohne empfindliche Verluste, nahmen die britischen Truppen Martaban (Ramanja; 5. April 1852), Rangun, Bassein, Prome und Pegu (21. November) weg. Am 20. Dezember zog Earl Dalhousie selbst die neue Grenze, indem er Niederburma (Pegu) für britischen Besitz erklärte (S. 478): der Todesstreich für Burma, das dadurch ganz von der Küste und dem

Mandalai. Nach Photographie.

Seeverkehr abgedrängt und seiner fruchtbarsten Reisgebiete beraubt ward. England gewann durch diesen einseitigen Friedensschluß die früher burmanische Ostküste des Bengalischen Meeres vollständig; der Rest des einheimischen Königreiches war durchaus zur Abhängigkeit von Britisch-Indien verurteilt, hätte sich also mit England auf guten Fuß stellen sollen. Aber das war den burmanischen Herrschern nicht gegeben.

Dem 1853 abgesetzten Pagan Meng folgte der gutartige und gegen seine Untertanen wohlwollende Meng dan (dun) Meng (Menlung Men, Mindon-min); wie wenig aber auch er seine Lage verstand, geht daraus hervor, daß er 18 Monate nach der Einverleibung Pegus eine Gesandtschaft nach Kalkutta sandte mit der Bitte, das weggenommene Land wieder herauszugeben; dauernd weigerte er sich, den Verlust Pegus durch seine Unterschrift zu bestätigen. Immerhin bestanden unter diesem König, der seine Hauptstadt 1857 von Amarapura nach Mandalai (s. die obenstehende Abbildung) verlegte, erträgliche Beziehungen zwischen

Burma und Britisch Ostindien, das 1862 Arakan, Martaban (Irawadi), Pegu und Tenasserim zu „Britisch Burma" (unter Arthur Phayre als Hauptkommissar) vereinigte und 1874 das von seinem Fürsten freiwillig abgetretene malaiische Queda auf Malakka zu Tenasserim schlug. Auch schlossen 1871 Italien und 1873 Frankreich Handelsverträge mit Burma, das seinerseits durch Gesandtschaften (1872, 1874 und 1877) sein Interesse an einer regelmäßigen Verbindung mit Europa bewies.

Als Meng dan Meng am 1. Oktober 1878 gestorben war, folgte ihm in Thibau (Thebaw) ein König vom Schlage der Phagji dau und Tharawadi. Ein erbitterter Feind Englands, hatte er schon im September 1879 den Residenten durch Kränkungen aus Burma vertrieben. Nun begann er mit Frankreich, das die Grenze seiner hinterindischen Kolonien bis an die burmanischen Tributärstaaten der Schan vorgeschoben hatte, Verhandlungen, die auf einen engeren Anschluß hinzielten: es sollte aus französischem Gebiet eine Eisenbahn bis nach Mandalai gebaut, dort eine französische Bank gegründet werden usw. England richtete daraufhin am 17. Oktober 1885 an Thibau ein Ultimatum, das die Wiederaufnahme eines britischen Residenten und den Verzicht auf alle selbständige Politik Burmas verlangte. Nur vier Tage Bedenkzeit erhielt der König; er verwarf das Ultimatum. Aber die Engländer hatten die kurze Frist benutzt, um unter Oberst Harry North Dalrymple Prendergast 11000 Mann Truppen an der Grenze Burmas zu vereinigen. Der überraschte Thibau bat um Waffenstillstand für die Verhandlungen; unter der Bedingung ward er bewilligt, daß die ganze burmanische Armee ausgeliefert und Mandalai übergeben wurde. Als dies vertrauensvoll zugestanden und am 28. November ausgeführt war, wurde der wehrlose König am 1. Dezember ohne weiteres als Staatsgefangener über Rangun nach Madras geschafft. Die Engländer nennen diese ganze Angelegenheit den „dritten burmanischen Krieg" — tatsächlich kostete er ihnen nur bei der Erstürmung Minhlas (am 17. November) Opfer; durch Überrumpelung waren sie Herren des noch freien Westens von Burma geworden, der offiziell mit dem 31. Dezember 1885 aufhörte, selbständig zu sein, wenn er auch im April 1886 einen Aufstand versuchte, den im November General Roberts niederwarf. Nach der 1887/88 erfolgten Einverleibung der Schanstaaten (vgl. S. 525) besaßen die Briten ganz West-Indochina.

b) Das mittlere Indochina.

Im mittleren Hinterindien haben drei Reiche nacheinander die erste politische Stellung eingenommen: Tschampa, Kambodscha und Siam. Aber nur in den allgemeinsten Umrissen steht der Beginn der Geschichte Mittel-Indochinas vor uns.

a) Tschampa und Kambodscha.

Das gilt am meisten von Tschampa, dem ältesten der drei genannten Staaten: die frühesten klareren Nachrichten zeigen uns die Tscham bereits als machtvolles Volk. Zur Zeit seiner größten Blüte, gegen die Mitte des 1. Jahrh. n. Chr., hatte Tschampa ungefähr die Größe des heutigen Kambodscha, erstreckte sich aber zeitweise auch über Kotschinchina, Anam und selbst bis zum südlichen Tongking hin. Die Kultur war zu Ptolemaios' Zeiten bereits brahmanisch: alte Sanskrit-Inschriften reichen bis zum 3., junge bis zum 11. Jahrh. n. Chr.; die späteren Inschriften sind in Tschampa abgefaßt, einer eigenen, mit Sanskritbestandteilen gemischten Sprache. Die Religion war, wie überhaupt in ganz Hinterindien, vorwiegend Schiwakult (Lingam); vom Buddhismus sind aus jener Zeit nur schwache Spuren vorhanden, und erst bei dem Niedergange des Tschampareiches schlug die Religion Buddhas in diesen Gebieten tiefere Wurzel (vgl. S. 513 oben).

Kämpfe mit den Chinesen, die ihre Herrschaft über Tongking, Anam und Kotschinchina ausdehnten und die Tscham von dort verdrängten, erfüllten das 4.—10. Jahrh. unserer Zeitrechnung. Ein zweiter Gegner erstand für Tschampa in den Khmer, die nach altkambodschanischer Überlieferung von Norden her eingedrungen sind und zu Ptolemaios' Zeit im Nordosten des Tschampareiches wohnten. Schon im 7. Jahrh. haben sie sich südwärts wie ein Keil zwischen das Tschampareich und die Staaten Anam und Kotschinchina eingeschoben, die China unterworfen waren. Wir finden sie im Vollbesitz brahmanischer Kultur: das älteste inschriftliche, in Sanskrit abgefaßte Datum des Khmerstaates Kambodscha stammt aus dem 3. Jahrh.: 626 (nach der Schakarechnung: 549) wird auf diesen Inschriften ein König Tschanawarman genannt, dessen drei Vorgänger Rudrawarman, Bhawawarman und Mahendrawarman wir aus der zweitältesten buddhistischen Inschrift von 667 (nach der Schakarechnung: 589) rückwärts erschließen können, und von ihm läßt sich die Reihe der Königsnamen mit geringen Unterbrechungen bis 1108 verfolgen. Ein zuverlässiger Augenzeuge, der chinesische Pilger Hiuen Tsang (S. 406), besuchte 631—633 die beiden Staaten Kambodscha und Tschampa, von denen er uns die Städte Dewarawati, Tschamapura und Tschampapura nennt. Um diese Zeit war Kambodscha bereits ein dem älteren Tschampareich ebenbürtiger Staat.

Aber schon machte sich an der Nordgrenze eine gefährliche Völkerbewegung bemerklich. Von den chinesischen Grenzgebirgen her drangen Thaistämme südwärts bis an die Grenze von Kambodscha vor. Ein Zweig von ihnen, die Lao, siedelte sich schon 574 am 18. Breitenkreis an und gründete dort einen Staat mit der Hauptstadt Labong; andere kleinere Reiche der Thai bildeten sich neben ihnen. Im Anfange des 7. Jahrh. machten die Lao (in chinesischen Annalen: Ai-Lao) einen kräftigen Vorstoß gegen Kambodscha. Doch hier brach sich ihre Kraft. Die Sage verknüpft das Zurückschlagen der Thai mit dem Namen des Königs Phra Ruang; von seiner Regierung datiert die Zeitrechnung, deren Anfangsjahr 638 n. Chr. noch heute in ganz Mittel-Hinterindien als fester Zeitpunkt gilt. Die Unterlegenen gerieten in starke kulturelle Abhängigkeit: sie nahmen kambodschanische Schrift und kambodschanisches Gesetz an. Aber die jugendstarke Volkskraft ließ sich auf die Dauer nicht fesseln: die Thai befreiten sich davon, wie altkambodschanische und siamesische Quellen übereinstimmend berichten, 959 n. Chr. Vielleicht als Ausklingen der tatarischen Völkerwelle der Khitan, die seit 937 über China hereinbrach (S. 142), drangen sie dann unter ihrem König, wieder einem Phra Ruang, südwärts und gründeten auf Kosten des Khmerstaates ein selbständiges Reich: den Keim, aus dem um 1250 das Fürstentum Xieng-Mai (S. 512) und wenig später das neuere Siam hervorging.

β) Siam.

Wie ein Blitz in dunkler Nacht brach 1253/54 Mangu Khans chinesischer Generalstatthalter Kublai (S. 295) über die Thai herein: das von einem ihrer Stämme gegründete Reich Namtschao ward zerbrochen und die Schan hinüber nach ihren jetzigen Wohnsitzen gedrängt. Weniger litt das von Rama Khomheng regierte Thaireich Sukhodaja am Menam, das von Ligor bis nach Wingtschau und bis an den großen See von Kambodscha reichte. Immer weiter schoben sich die Siam-Thai vor, das Reich der Tscham einengend und das der Khmer bedrängend: am Ende des 13. Jahrh. erreichten sie bereits die Mündung des Menam. Damit hatte Siam (Muong Tai, „das Land der Thai") im wesentlichen seine jetzige Ausdehnung gewonnen. Das Reich Tschampa war auf ein kleines Gebiet im Süden zusammengeschrumpft, Kambodscha nach Südosten zurückgedrängt.

1) Das erste Zeitalter der neueren siamesischen Geschichte (1344—1556).

Der erste Abschnitt der neueren Geschichte Siams beginnt mit König Ramathibodi (Pora Utong), der, 1344 zur Regierung gelangt, sein Reich in raschem Siegeslaufe südlich über einen großen Teil Kambodschas und südwestlich bis auf die Halbinsel Malakka ausdehnte. Die Hauptstadt Tschaliang ward, dem veränderten Schwerpunkte des Reiches entsprechend, 1350 weiter südlich nach Ajuthia verlegt, das auf den Trümmern des alten Daona erstand. Von neuem ward Kambodscha 1353 und 1357 bekriegt und besiegt; mit den Gefangenen wurde die neugegründete Hauptstadt bevölkert, und das geschwächte Nachbarreich trat die Provinz Tschantabum an Siam ab. Die Nachfolger des großen Phra-Utong hatten die nördlichen Nachbarn (Lao) im Zaume zu halten (1382), den Gewalttaten Tschampas, das zu einem Seeräuberstaate herabgesunken war, Einhalt zu tun (1385), das abgefallene Malakka wieder unter die Oberherrschaft Siams zu bringen und einen Aufstand Kambodschas (1385) durch gründliche Zerstörung der Hauptstadt zu bestrafen; die Khmer verlegten sie infolgedessen in die sumpfigen Niederungen der Küste.

Dann folgten weniger bedeutende Herrscher, die nur mit Mühe das Reich in seinem Bestand erhielten. Unter ihnen fand die erste Berührung mit der europäischen Welt statt. Als 1511 König Borommaradscha das abgefallene Reich Malakka zurückeroberte, kam Siam mit den Portugiesen in Berührung, die im gleichen Jahre Stadt und Festung Malakka besetzt hatten: es entwickelten sich erträgliche Beziehungen zwischen beiden Mächten: man schloß miteinander einen Handelsvertrag. Sonst wurde Siam durch die Europäer vorläufig nicht beeinflußt. Im Inneren herrschten Unruhe, Thronstreitigkeiten, Günstlings- und Weiberwirtschaft. Solange nach außen Friede bestand, trat die Schwäche des Reiches nicht zutage. Aber es brach zusammen, als das erstarkte Pegu, das die Herrschaft über Burma besaß, sich auch gegen Siam wandte: König Mentara fiel mit großer Truppenmacht ein, und die Kambodschaner beteiligten sich an den Feindseligkeiten. Trotz verzweifelten Widerstandes ergab sich 1544 die Hauptstadt Ajuthia: Siam war ein tributpflichtiger Vasallenstaat Pegus. Kaum hatte sich das Land wieder etwas erholt, da dämpfte seine Neigung zu Selbständigkeit 1547 ein neuer Einfall Mentaras. Die von portugiesischen Rittern verteidigte Hauptstadt hielt zwar dem Ansturme stand, und Mentara zog sich unverrichteter Sache zurück; aber schon 1556 stürmte Mentaras Nachfolger Kumigren Ajuthia und schleppte fast die ganze Bevölkerung in Gefangenschaft: Siam war peguanische Provinz.

2) Das zweite Zeitalter der neueren siamesischen Geschichte (1556—1767).

Es war kein Beweis politischer Vorsicht Kumigrens, daß er zum Statthalter den Schwager des letzten Königs von Siam einsetzte, einen tüchtigen Mann, der sein starkes Vaterlands- und Freiheitsgefühl auf seinen 1542 geborenen, hochbegabten Sohn Phra Naret (Abhiradscha Pramerit: 1558—93) übertrug. Mit ihm beginnt der aufsteigende Ast der zweiten Wellenbewegung in der neueren Geschichte Siams; bis auf den heutigen Tag wird er als der große Nationalheld Siams gefeiert. Schon 1564 schlug er die Peguaner und bevölkerte mit den Gefangenen die noch immer menschenarme Hauptstadt (1566). Im Norden bezwang er in den beiden folgenden Jahren die Lao, und 1569 erlangte er von China die Anerkennung als rechtmäßiger König von Siam. Phra Naret wollte die Grenzen Siams über ganz Indochina ausdehnen. Doch zuerst galt es, den bisherigen Unterdrücker seines Vaterlandes, Pegu, zu zerschmettern. Für diesen Feldzug hatte ihm der König von Kambodscha seine Hilfe angeboten. Als jedoch die siamesischen Truppen nach Pegu abgezogen waren,

fiel dieser treulos in das wenig geschützte Land seines Verbündeten ein. Zwar wurde er zurückgeschlagen; aber der Krieg Phra Narets mit Pegu zog sich dadurch sehr in die Länge: erst 1579 endete er mit dessen völliger Unterwerfung unter Siam. Für den Verrat wurde nunmehr auch der kambodschanische Herrscher 1583 geschlagen, gefangen und die Hauptstadt Lawek von Grund aus zerstört. Unruhen in Pegu und Kambodscha riefen 1587 Phra Naret von neuem dorthin; aber als er sich nach der Bestrafung der Anstifter 1593 anschickte, sich auch das Reich Awa (Burma) zu unterwerfen, setzte seinem Siegeslauf ein plötzlicher Tod ein jähes Ziel.

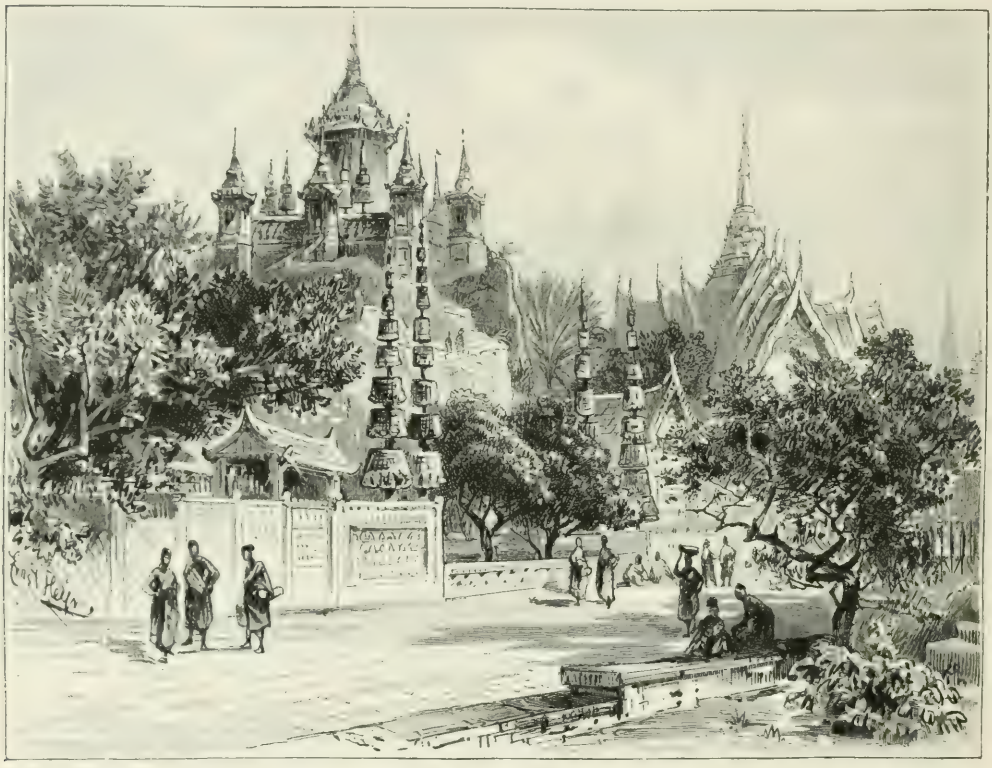
Auf den großen König folgte eine mehr als anderthalb Jahrhundert dauernde Zeit der Schwäche, erfüllt mit schweren Wirren, blutigen Greueln bei den Thronwechseln (1627 Ausrottung des Hauses Phra Narets durch den Minister Kalahom, der als Phra Tschau Phrasatthong eine neue Dynastie begründete), Aufständen des Volkes und der Provinzen (namentlich 1615), Bedrängungen von außen. Nur einmal schien es, als ob Siam höherem Gedeihen entgegengehen sollte. Im Jahre 1656 war ein venezianischer Abenteurer, Konstantin Phaulkon (siames.: Phra Klang; französ.: Mr. Constance) aus Kephallinia, ins Land gekommen. Durch seine Gewandtheit erwarb er sich die Gunst des damaligen Königs Narai (Tschau Noraga oder Naraja): dieser überhäufte ihn mit Ehren und berief ihn zu bedeutenden Stellungen; zuletzt ließ er ihm in fast allen Regierungssachen freie Hand. Es wurden holländische, englische, portugiesische und französische Handelsniederlassungen gestattet; der Verkehr wurde durch planvollen Bau von Wegen, Kanälen usw. gebessert, und der Wohlstand hob sich zusehends. Besonders begünstigte Phaulkon die Franzosen: sie erhielten 1663 eine katholische Kirche in Ajuthia und die Erlaubnis, unter Lamotte Lambert Missionen zu errichten. Nachdem König Ludwig XIV. und Papst Klemens X. 1673 zur Förderung des Christentums eine Gesandtschaft nach Siam geschickt hatten, wurde diese 1684 durch Phaulkon, der auf Betreiben des Jesuitenpaters Ant. Thomas am 2. Mai 1682 von der anglikanischen zur römisch-katholischen Konfession übergetreten war, erwidert. Frankreich schickte 1685 Chevalier de Chaumont als Gesandten nach Siam; ihm folgte 1687 eine Flotte (mit den Gesandten de la Loubere und Ceberet), die Bangkok und Mergui vertragsmäßig überlassen erhielt und befestigte, deren Besatzung (unter Volant, du Bruant und des Farges) sich aber durch Übergriffe bald verhaßt machte. Die umstürzenden Neuerungen waren zu plötzlich ins Werk gesetzt: Phaulkon fiel 1689 einem durch die Mandarinen Phra Phet Ratscha (Pitracha), Wisuta Söngtong und anderen angezettelten, am 18. Mai ausgeführten Volksaufstande zum Opfer; seine Reformen wurden nach Möglichkeit beseitigt, die Franzosen 1690 vertrieben, die Missionen und eingeborenen Christen schwer bedrückt.

Unter den folgenden schwachen Herrschern (Phra Phet Ratscha [1689—1700], seinen Söhnen und Enkeln) ging Siams Macht mehr und mehr zurück. Wieder kam von Westen her tiefste Erniedrigung. Im Nachbarreiche Burma hatte Alompra (S. 518) sein Volk von Sieg zu Sieg geführt und den Stammfeind Pegu zu Boden geworfen. Nun wollte er sich auch Siam untertan machen; aber als er fast ohne Widerstand bis dicht vor Ajuthia gerückt war, ereilte ihn 1760 ein plötzlicher Tod. Doch Alompras Nachfolger Schembuan fiel 1766 wieder in das Land ein; 1767 wurde Siams Hauptstadt genommen und verbrannt, und der verwundete König kam in den Flammen um.

3) Das dritte Zeitalter der neueren siamesischen Geschichte (seit 1767).

Durch den Fall der Hauptstadt und den Tod des Königs ward das Land eine leichte Beute des Siegers. Doch dieser ließ deshalb nur geringe Besatzungen zurück: im Norden,

wo die Kraft der Thai in ihrem Heimatboden noch immer festwurzelte, war ein siamesischer Statthalter übriggeblieben, Phaja Tak (Phiatak, Piatak), ein Chinese von Geburt. Er raffte zusammen, soviel er wehrfähige Männer um sich sammeln konnte, schlug die Burmanen zurück und gewann, nachdem die Dynastie von 1627 erloschen war, die Anerkennung Chinas. Da Ajuthia von Grund aus zerstört war, wurde die Residenz 1768 an die Mündung des Menam nach Bangkok (Bancasey; s. die untenstehende Abbildung) verlegt, das sich bald zu einem lebhaften Handelsplatz entwickelte. Mit dem Erfolge wuchs die Kraft: Phaja Tak brachte noch in demselben Jahre Kambodscha und kleinere Staaten des Südens in seine



Eine Straße in Bangkok. Nach Photographie.

Gewalt; dann unterwarf er im Norden die Lao (1777) und schlug die Burmanen, die den Verlust Siams nicht verschmerzen konnten, entscheidend zurück. Wahnsinnig geworden, floh er vor einem Volksaufstand in ein Kloster und ward getötet.

An Phaja Taks Stelle ergriff 1782 sein erster Minister Tschakri, der Stammvater der jetzigen Dynastie, die Zügel der Regierung. Es war die Zeit, in der ein französischer Bischof, Béhaine (S. 528), eine bestimmende Gewalt über den Thronfolger des Nachbarreichs Anam gewann: damals begann sich Frankreich stärker in die inneren Verhältnisse des östlichen Indochina einzumischen. Man war dort ängstlich vor den Europäern und ihren kirchlichen Sendboten; auch in Siam herrschte bei dem neuen König und seinen Nachfolgern (Pierusing bis 1809; Phendingtang 1809—24; Krom Tschiat oder Kroma Mom Tschit 1824 bis 3. April 1851) eine ungünstige Stimmung gegen die Fremden: den Missionen wurden Schwierigkeiten in den Weg gelegt und wiederholt Verordnungen gegen die christliche

Religion erlassen. Erst als in den 1840er Jahren dem französischen Bischof D. J. B. Pallegoix die Erziehung des Erbprinzen von Siam anvertraut wurde, gab dieser nach seiner Thronbesteigung (im April 1851) volle Religionsfreiheit. Schon seit Phaulkons glänzender Laufbahn hatte sich in Siam immer eine gewisse, oft mit Furcht gemischte Bewunderung Frankreichs erhalten; der junge Herrscher Tschau Fa Mongkut (dem 1824 verdrängten Zweige des Herrscherhauses entstammend) suchte 1851 durch eine Gesandtschaft engere Beziehungen mit Kaiser Napoleon, und sein Bruder und Nachfolger Somdet Phra Paramindr Maha Mongkut (1852 bis 30. September 1868) schloß 1856 einen Handelsvertrag mit Frankreich (mit England 1855, mit Deutschland am 7. Februar 1862, mit Österreich 1868). Auch unter dem König Paramindr Maha Tschulalongkorn (Lankara), der am 1. Oktober 1868 fünfzehnjährig den Thron Siams bestieg und am 16. November 1873 aus den Händen des bewährten Ministers Tschau Phraja Schri Surijawongse die Regierung selbst übernahm, dauerte jene Freundschaft mit Frankreich fort. Nachdem dieses 1884 die Schutzherrschaft über Anam, England 1886 den Besitz von ganz Burma erlangt hatte, war Siam der letzte unabhängig gebliebene größere Staat Hinterindiens. Am 8. Mai 1874 erhielt seine Regierung insofern eine neue Form, als der König seitdem die gesetzgebende Gewalt in Gemeinschaft mit dem Großen Staats- und dem Ministerrat ausübt.

Doch gab es in den kleinen Schanstaaten im Norden eine schlimme Brutstätte für Verwickelungen zwischen den beiden um Einfluß in Siam ringenden Westmächten. Die Schanstaaten auf dem östlichen Mekhonguser, namentlich Kienhong, waren zu verschiedenen Zeiten im Besitz oder unter der Oberherrschaft ihrer mächtigeren Nachbarn gewesen: Anam sowohl wie Siam und Burma hatten in Zeiten ihres Glanzes sie ihr eigen genannt und ihre vermeintlichen Rechte darauf nie aufgegeben. Um die Verwirrung vollständig zu machen, beanspruchte auch China von alten Zeiten her, wie über ganz Hinterindien, so auch über jene Staaten eine Vormachtstellung. Als nun England 1886 Burma und 1887/88 die Schanstaaten wegnahm (S. 520) und damit auch Kienhong am linken Mekhonguser beanspruchte, erhob Frankreich, dem dadurch auf der Mekhonglinie der Zugang nach Jünnan versperrt worden wäre, Einspruch, indem es als Schutzmacht Anams den Mittellauf des Mekhong als alte Westgrenze Anams für sich verlangte. England schob zunächst Siam vor und schloß mit ihm 1892 einen Vertrag, worin ihm dieses das an beiden Mekhongusern liegende Kienhong zusprach. Wie England hoffte, kam es 1893 zu kriegerischen Verwickelungen Siams mit Frankreich; doch diese endeten am 2. Oktober damit, daß Siam seine Ansprüche auf alles Land östlich vom Mekhong zugunsten Frankreichs aufgab. Wiederum vermied es England, offen Front gegen seinen starken Nebenbuhler zu machen: es versteckte sich hinter China und vereinbarte mit diesem eine Grenzregelung, die an China die Staaten Mongleng (Muang lem) und Kienhong überwies mit der Verpflichtung, diese Provinzen weder ganz, noch teilweise ohne Genehmigung Englands an irgendeine andere Macht (Frankreich) abzutreten. Frankreich war damit ebenfalls zu Grenzauseinandersetzungen mit China genötigt: am 20. Juli 1895 bewilligte es ihm südwärts eine bedeutende Ausbuchtung seines Gebietes am Mekhong, erhielt aber dafür erhebliche Handelsvorteile mit Südchina zugesichert.

Erst durch den Vertrag vom 15. Januar 1896 ist das Ränkespiel zwischen England und Frankreich zu einem (vorläufigen) Ausgleich gekommen. Darin wird über Siam in der Weise verfügt, daß der Bestand seines mittleren Teiles[1], etwa zwei Drittel seiner bisherigen

[1] Das vertragsmäßig „geschützte" Gebiet Siams umfaßt die Flußebenen des Petschaburi, Mekhong, Menam, Bang Pakang samt deren Nebenflüssen, dann den Küstenstrich von Muong Bang Tapan bis Muong Pase und die Becken

Größe, von beiden Mächten verbürgt wird. Von dieser Bürgschaft wird dagegen der aus einem östlichen, Französisch Anam zugewandten, und einem westlichen, Britisch-Burma benachbarten Abschnitt gebildete, ein Drittel Siams betragende Rest nicht berührt: beide Staaten versprachen sich darin stillschweigend, einander bei späteren Unternehmungen gegen jene ungeschützten Teile nicht im Wege zu sein.

Gegenwärtig macht sich in Siam ein geistiger Aufschwung bemerkbar, der vermuten läßt, das Land werde einst ebenbürtig neben Japan stehen. Von großer Bedeutung sind dabei die Europafahrten des Königs Tschulalongkorn (gest. 23. Okt. 1910; Nachfolger: sein ältester Sohn Wadschirawudh) gewesen; und wenn auch alles noch in den Kinderschuhen steckt, so muß man doch die Energie anerkennen, mit der die Siamesen sich abendländische Kultur anzueignen bemüht sind. Neben einer großen Anzahl von englisch und siamesisch geschriebenen „Magazinen" und „Revuen" ist vor allem der neugegründeten Historisch-archäologischen Gesellschaft zu gedenken, die unter dem Präsidium des Königs die älteste historische Literatur des Landes, Inschriften usw. veröffentlicht. Auch erscheint seit einigen Jahren in Bangkok ein „Journal of the Siam Society", philologisch-archäologischen Inhalts.

c) Das östliche Hinterindien (Tongking, Anam und Kotschinchina).

α) Die chinesische Zeit.

Von jeher waren die Geschicke des durch die Naturverhältnisse China angegliederten östlichen Hinterindiens eng mit diesem starken, schon sehr früh zu hoher Kultur gelangten Reiche verflochten. Alte Nachrichten erzählen von einer Gesandtschaft aus Tongking an den kaiserlichen Hof im 2. Jahrtausend v. Chr. sowie von der Gründung chinesischer Dynastien ebendort 214 v. und 109 n. Chr. usw. Das Ausdehnungsbedürfnis der chinesischen Kultur blieb aber dabei nicht stehen. Auch in Anam und Kotschinchina hatte sie bereits festen Fuß gefaßt und große Fortschritte gemacht, als von Kambodscha aus die brahmanische Bewegung nordwärts vorzudringen begann. Die ältere Kultur behielt dort den Vorrang: sie hat wesentlich den Charakter der anamitischen Volksentwickelung bestimmt. Die Ausläufer brahmanischen Wesens haben nur in Kotschinchina bemerkenswerte Fortschritte gemacht, während man in Anam nur wenige, in Tongking verschwindende Spuren davon findet.

Von jener entfernten Zeit der ersten Dynastiegründungen in Tongking an hat sich China mehr als ein Jahrtausend lang (bis 968) im östlichen Indochina festgesetzt, allerdings je nach dem Glückswechsel in der allgemeinen Geschichte Chinas (S. 122ff.) in verschiedenem Grade. War es durch innere Unruhen, Dynastienwechsel oder durch Angriffe starker Feinde in Schwierigkeiten geraten, dann behielt es kaum mehr als den Schein einer Vorherrschaft. So war z. B. von 222—618 n. Chr. seine Machtstellung in Anam sehr beschränkt, und die Statthalter machten sich fast unabhängig. Zu anderen Zeiten herrschte China über das östliche Hinterindien mit starker Hand; so unterdrückte es im ersten halben Jahrh. n. Chr. Aufstände in Kotschinchina (das sich auch 263 auf kurze Zeit selbständig machte), und nachdem 618 die kraftvolle Tang-Dynastie in China zur Herrschaft gelangt war (S. 138), brachte sie bald wieder den größten Teil Anams und Kotschinchinas in straffe Abhängigkeit.

β) Die Regungen nationaler Selbständigkeit.

Erst als im 10. Jahrh. China wieder innere Umwälzungen erschütterten (S. 141), gewannen die Selbständigkeitsbestrebungen in Anam von neuem den Sieg, seit 968/81

der Flüsse, an denen diese Orte liegen, schließlich das Gebiet nördlich vom Menambecken zwischen der englisch-siamesischen Grenze, dem Mekhong und der östlichen Grenze des Me-Ing-Beckens.

mit dauerndem Erfolg. In jener Zeit gründete dort einer der Statthalter Chinas, Li, eine nach ihm benannte Dynastie (1010—1225): Tongking warf 1164, Kotschinchina 1166 die chinesische Herrschaft ab. Nur vorübergehend brachte China die abgefallenen Provinzen wieder in seine Gewalt: Kaiser Kublai Khan (S. 144, 296 und 521) unterwarf nicht nur ganz Tongking, sondern auch Anam und Kambodscha. Aber die beiden letztgenannten Staaten befreiten sich bald wieder, und 1288 vertrieb auch Tongking die Chinesen. Freilich im 14. und zu Anfang des 15. Jahrh. gewann China von neuem Boden im östlichen Hinterindien: unter der Ming-Dynastie ward ihm 1368 Anam tributpflichtig (S. 148), und Tongking sowie Kotschinchina waren chinesische Provinzen, bis dann 1418/27 die nationale Bewegung in diesen Staaten den Chinesen die tatsächliche Herrschaft über sie für immer entriß. Der Führer jener Bewegung, Le Lo, wurde der Gründer der Dynastie der Le, die lange Zeit in Anam und Tongking herrschte (Hauptstadt Hanoi, 1427 gegründet) und nur durch Lehnsgesuch und Huldigungsgeschenke die Oberherrschaft Chinas anerkannte, während sich dies nicht mehr in die inneren Angelegenheiten einmischte.

Das Vordringen der Europäer nach dem Osten Hinterindiens gewann hier zunächst ebensowenig größere Bedeutung wie im Süden und Westen Indochinas. Zwar entstanden seit 1511 zuerst portugiesische, später holländische Faktoreien, und seit 1610 gab es Missionen (1610 in Kambodscha, 1615 in Tschampa und Tongking, 1631 in Hainan, 1632 in Laos) und kleinere einheimische Christengemeinden; aber das Land und seine Herrscher verhielten sich anfangs gleichgültig, später feindselig gegen alles Fremde. Allmählich hörten die Handelsbeziehungen im 18. Jahrh. fast auf, während Missionen und Christengemeinden mit Mißtrauen angesehen, oft mit Haß verfolgt wurden und schließlich nur im Versteck ein kümmerliches Dasein weiterführten.

Den kräftigen Führern des Hauses Le folgten im 16. Jahrh. schwächere Fürsten. Unter ihnen machten sich einige Teile Anams unabhängig (1558), und die Le-Dynastie wäre zugrunde gegangen ohne die Hilfe geschickter Beamter, die 1545 die Stellung erblicher Hausmeier (Haus Trigne oder Trinh; vgl. die Peschwas im Marrattenstaate, S. 442) erlangten. Von ihnen und dem Scheinherrscher machte sich 1570 in Kotschinchina Ngujen Hoang (Tien Wuong; bis 1614) frei: der Stammvater der jetzigen Herrscher von Anam. Seine Nachfolger vergrößerten ihr Reich durch Einverleibung des Restes von Tschampa und des südlichen Kambodscha (der sechs Provinzen des heutigen Nieder-Kotschinchina) und residierten in Hué. Im 17. und im größeren Teil des 18. Jahrh. bestanden demnach verwickelte politische Verhältnisse im östlichen Indochina. China beanspruchte die formelle Oberhoheit, wenn es sich auch sonst nicht einmischte. Über Anam herrschte dem Namen nach noch immer die Le-Dynastie; tatsächlich standen Anam (mit Kotschinchina) und Tongking einander als zwei verschiedene Staaten gegenüber, oft in bittere Kämpfe miteinander verwickelt. Dort herrschten die Nachkommen Ngujen Hoangs, in Tongking die Hausmeierfamilie der Trigne.

γ) Das Zeitalter des französischen Einflusses in Ost-Hinterindien.

Die europäischen Beziehungen hatten im 18. Jahrh. fast ganz aufgehört. Ein Versuch Englands, sich 1702 unter Catchpoole auf der Insel Pulo Condore festzusetzen, endete 1704 mit der Ermordung der Ansiedler durch die Eingeborenen und der Zerstörung der Faktorei. Erst gegen Ende des 18. Jahrh. trat Anam in nähere Verbindung mit Frankreich.

Ein von drei Brüdern niederer Herkunft, den Tai Son, erregter allgemeiner Volksaufstand gestaltete 1765 das politische Bild Anams mit einemmal völlig um: die alte

Dynastie der Le und die Hausmeierfürsten der Trigne verschwanden, die Nguyen nahezu. Nur der Enkel des letzten Königs dieser Familie, Nguyen Anyne, rettete sich nach Siam und wurde hier vom französischen Bischof Pigneux de Béhaine erzogen; dann gewann er den südlichsten Teil des Reiches seiner Vorfahren (Phukuog) wieder. Er sandte seinen Sohn mit dem Bischof 1787 nach Frankreich und schloß mit Ludwig XVI. am 18. November ein Schutz und Trutzbündnis, wonach Frankreich die Bucht und Halbinsel Turon, Nguyen Anyne dagegen die Hilfe Frankreichs bei der Eroberung des übrigen Anam erhalten sollte. Schwächte auch die große Revolution die staatliche Betätigung dieses Bündnisses durch Frankreich sehr ab, so gewann doch der durch den Bischof von Adran unterstützte Nguyen Anyne den Beistand vieler französischer Offiziere, die seine Truppen schulten und die kriegerischen Operationen leiteten. So unterjochte er von 1792—99 nicht nur das mittlere, von den Tai Son beherrschte Anam, sondern auch 1802 Tongking, das sich inzwischen von deren Herrschaft befreit hatte, und riß die Oberherrschaft in Kambodscha an sich.

Dieses Reich war schon längst zu einem Schatten der Größe herabgesunken, die es vor der Einwanderung der Siam-Thai gehabt hatte. Seit Phra Naret 1583 seine Füße in dem Blute des vor ihm enthaupteten Königs gebadet hatte (S. 523), konnte es sich nicht mehr von Siam freimachen. Innere Unruhen und äußere Verwickelungen mit Siam, Laos und Anam ließen das Land nicht mehr zur Ruhe kommen; die Könige wichen vor ihren starken Nachbarn mehr und mehr zurück und verlegten zuletzt ihre Hauptstadt an die Küste nach Saigon, das auf der Stelle des von Arrian genannten Thinai erstand. Ein Versuch Kambodschas, Siams Unglück im Kriege mit dem Burmanen Alompra auszunutzen, mißlang: 1794 mußte der von Siam eingesetzte Vasall Somrath Phra Narai zum Lohne dafür Battambong und Siemrat an Siam abtreten. Und von 1806 an entrichtete das arme Land sowohl an Siam wie an Anam Tribut: es erhielt zwei Siegel, eins von jedem der beiden Nachbarstaaten, und die Könige Kambodschas wurden von beiden Reichen belehnt.

Groß war der durch französische Hilfe errungene Erfolg Nguyen Anynes, der sich von da ab als „Kaiser [oder König] von Anam" den Herrschernamen Gia long (d. h. der Glück-Begünstigte) beilegte. Zur Macht gelangt, begann er die Fremden zu fürchten, deren Bedeutung ihm klarer geworden war als irgendeinem anderen hinterindischen Herrscher; er begünstigte sie nicht, vermied aber auch Feindseligkeiten gegen sie. Sein Kultusminister Nguyen Du Hun tam tri soll um 1788 den kulturgeschichtlich interessanten Dirnenroman „Kim Wan Kieu Tan Trujen" seinem Könige zuliebe anamitisch bearbeitet haben: bezeichnend für den Stand der Sitten und der Bildung am Hofe des damaligen Anam.

Sein Nachfolger Migne Megne (Minhmang: 1820—41) war anfangs duldsam gegen die Fremden. Aber politische Umtriebe französischer und spanischer Missionare machten ihn zum erbitterten Feinde der Europäer: 1833 wurden die Missionare grausam verfolgt; 1838 verbot er allen Europäern sein Land, und das Bekenntnis zum Christentum galt als ebenso strafwürdig wie der Hochverrat: diesem Erlaß fielen noch in demselben Jahre 33 französische Priester zum Opfer. Migne Megnes Sohn und Nachfolger Thie utri (1841—47) milderte die Verfolgungen, indem er die Missionare nur einkerkern ließ; vier von diesen befreiten 1843 französische Drohungen. Da jedoch die Bedrückungen fortdauerten, verlangte Frankreich im April 1847 durch Kommodore Lapierre völlige Glaubensfreiheit: nach Vernichtung der anamitischen Flotte wurde sie ihm versprochen. Der Kaiser starb noch im selben Jahr.

Ihm folgte auf dem Throne sein den Christen anfangs gleichfalls wohlgesinnter Sohn Tuduk (Tüdüc oder Tukduk: urspr. Hoong Nham) bis zum 17. Juli 1883. Wieder machten

die in die Frage der zweifelhaften Gesetzmäßigkeit der Thronfolge sich einmischenden Missionare den jungen Kaiser zum blutigen Feinde der Ausländer und Christen: 1848 und 1851 gab es schwere Christenverfolgungen. Schließlich sandte Frankreich, das sich als Schutzmacht der Christen in Asien betrachtete, im September 1856 Schiffe und Truppen unter Kapitän Lelieur de Ville-sur-arc dorthin. Turon wurde 1856 gestürmt — Anam antwortete darauf, nachdem die Schiffe abgesegelt waren, mit einer neuen Christenverfolgung und der Ermordung des spanischen Bischofs Diaz (1857).

Jetzt machte Frankreich unter der Mitwirkung Spaniens eine stärkere Anstrengung. Kommodore Charles Rigault de Genouilly nahm am 1. September 1858 von neuem Turon und im Februar 1859 die Stadt Saigon ein. Aber dann wurde der Kriegsplan geändert: Napoleon gab 1860 Befehl, sich von Anam zurückzuziehen und nur den Vasallenstaat Anams, Kotschinchina, zu besetzen. Zugleich lähmte der inzwischen ausgebrochene Krieg mit China das Vorgehen. Erst nach dem Frieden von Peking (S. 156) nahm man die Operationen von neuem auf. Vizeadmiral Théogène François Page zerstörte Anfang 1861 die Befestigungen an den Ufern des Mekhong; Admiral Louis Adolphe Bonard, der im Dezember 1861 den Oberbefehl übernahm, siegte am 19. Januar 1862 bei Longlap, eroberte die ganze Provinz Saigon und nahm fast alle wichtigeren Städte Kambodschas. Tuduk mußte am 15. Juni den Frieden durch Abtretung der drei Provinzen Saigon, Bienhoa und Mytho erkaufen. Unruhen, die schon im Dezember ausbrachen, führten zu neuen Verhandlungen, und erst am 15. Juli 1864 kam es zum endgültigen Frieden: Frankreich gab dabei die genannten Provinzen wieder heraus, behielt aber Saigon und übernahm, trotz Siams Einspruch, die Schutzherrschaft über Kambodscha, ein Verhältnis, das durch den Vertrag vom 17. Juni 1884 noch enger geworden ist: der eigentliche Herr war nicht König Norodom I. (1860—1904), sondern der französische Oberresident in Pnom Penh. Neue Aufstände Anams riefen Frankreich 1867 wieder zu den Waffen; ihr Ergebnis war der dauernde Verlust jener drei Provinzen, des heutigen Französisch-Kotschinchina.

Währenddessen hatte sich ein Nachkomme der Le-Dynastie, Le Phung, zum Herrn des östlichen Tongking und der Provinz Bac Nigne (Bacninh) gemacht; aber als Tuduk wieder freie Hand bekommen hatte, wurde er 1864 grausam getötet. Tongking kam damit noch nicht zur Ruhe. Seit 1850 war das große Nachbarreich im Norden durch die Taiping erschüttert worden, und erst 1865 wurde die Empörung in den Südprovinzen Kwangsi und Kwangtung bewältigt (S. 158). Viele der Aufständischen flohen unter Ua Tsong hinüber in die anamitische Provinz, wo sie, die Schwarzflaggen, von jetzt ab das vielgeprüfte Land als Banditen und Flußpiraten unsicher machten.

Bei der Festsetzung in Anam hatte Frankreich weitere Ziele als die bloße Vergrößerung seines Besitzes. Schon lange waren Gerüchte in Umlauf von fabelhaften Naturreichtümern der Südprovinzen Chinas, besonders Jünnans; Engländer und Franzosen wollten einander in deren Erschließung zuvorkommen. Mit der Einverleibung Burmas (S. 520) waren jene in den Besitz einer Wasserstraße gekommen, die ihnen die Möglichkeit bot, bis ganz in die Nähe Jünnans vorzudringen. Auch die Franzosen waren jetzt im Besitze der Mündungen eines großen, von Norden her kommenden Stromes, des Mekhong, und es galt, seine Schiffbarkeit zu erforschen: er erwies sich als unbrauchbar. Kapitän Dontard de Lagrée (1866—68) stellte fest, daß schon nahe der Mündung Stromschnellen unüberwindliche Hindernisse bildeten. Bessere Aussichten eröffnete der Songka (Rote Fluß) in Tongking. Hier rüstete Dupuis, ein unternehmender Franzose, auf eigene Kosten eine Expedition aus: er drang 1870

zu Schiff bis nach Jünnan vor und knüpfte Verbindungen mit chinesischen Mandarinen an. Feindseligkeiten der Anamiten veranlaßten 1873 die Absendung des Marineleutnants Marie Joseph François (gen. Francis) Garnier; dieser unterwarf mit kaum 200 Mann französischer Truppen in wenigen Monaten in Tongking ein von Millionen Menschen bevölkertes Land von der doppelten Größe Belgiens.

Diese Erfolge in Tongking fanden jedoch bei dem französischen Parlament kein politisches Verständnis. Die Truppen wurden zurückgezogen (Garnier war bei einem verräterischen Überfall der Schwarzflaggen am 31. Dezember 1873 getötet worden), und der ganze Gewinn Frankreichs war der am 15. März 1874 zu Saigon abgeschlossene Vertrag, worin Anam drei weitere Häfen (Ninh hai zu Hai phong, Ha noi und Thi nai oder Qui nhon) dem europäischen Handel eröffnete, freie Religionsübung zusicherte und darauf verzichtete, bei Aufständen sich an andere Mächte um Beistand zu wenden als an Frankreich. Am 31. August kam auch ein Handelsvertrag zustande, der trotz seiner Bestätigung (26. August 1875) von Anam nicht gehalten wurde; es beobachtete fortgesetzt eine feindselige Haltung gegen Frankreich, bis diesem zuletzt die Geduld riß. Hanoi wurde 1882 bombardiert, und die Franzosen drangen weiter in Tongking ein; hier machten ihnen die Schwarzflaggen viel zu schaffen (Major Henri Laurent Rivière fiel am 19. Mai 1883 im Hinterhalte). Langsam nahm Konteradmiral A. A. P. Courbet einen Platz nach dem anderen, zuletzt auch das von den Chinesen besetzte Sontai (16./17. Dezember 1883), und General Charles Théodore Millot Bac Nigne (10./12. März 1884). Anam, über das seit Juli 1883 Hiephoa[1] an Stelle seines verstorbenen Bruders Tuduk herrschte, mußte schon am 21. August 1883 (bestätigt und erweitert am 6. Juni 1884) neue Provinzen abtreten, die Schutzherrschaft Frankreichs anerkennen und auf alle politischen Beziehungen mit anderen Mächten verzichten, auch mit China, das noch 1882 durch Marquis Tseng in Paris erklärt hatte, es erkenne den Vertrag von 1874 nicht an. Doch erst im Vertrage von Tiëntsin vom 11. Mai 1884 gestand China, das ernstlich Miene machte, in Tongking mit bewaffneter Hand einzugreifen, alle Forderungen der Franzosen zu, insbesondere die Schutzherrschaft über Anam und Tongking. Trotzdem zog es seine Truppen nicht aus Langson in Tongking zurück, und es wurde dort noch längere Zeit mit wechselndem Glücke gefochten, wobei die Franzosen wieder durch die Schwarzflaggen empfindliche Verluste erlitten (General Franç. Oscar de Négrier wurde am 24. März 1885 bei Thatke verwundet). Schließlich kam am 4. April 1885 unter britischer Vermittelung der Friede von London (vollzogen zu Tiëntsin am 9. Juni) zustande, wonach China seine Truppen ganz aus Tongking zurückzog und das Protektorat der Franzosen über die Staaten anerkannte, über die es seit Jahrtausenden die Oberherrschaft besessen oder wenigstens beansprucht hatte. Bis zum Mai 1886 wurde auch die Macht der von China aus nun nicht mehr unterstützten Schwarzflaggen gebrochen. Damit sind die Franzosen in den ungestörten Besitz der Wasserstraße gelangt, die ihnen den Weg nach Jünnan weist. Seit dem 12. April 1888 werden Kotschinchina, Kambodscha, Anam und Tongking als Französisch-Indo-China, dem 1893 Laos zugefügt worden ist, einheitlich verwaltet.

[1] „Kaiser" Hiephoa, franzosenfreundlich, vergiftete sich am 28. November 1883. Danach regierten drei Neffen Tuduks, die Brüder: Kienphuk bis 1. August 1884; Ham Nghi floh Juli 1885, ward 1887 gefangen nach Algier gebracht, und Tonc Kanh-Dongkhanh; urspr. Tschanh Mong) vom 19. September 1885 bis zum 31. Januar 1889. Thanh Thái (urspr. Bun Lan) war Herrscher vom 1. Februar 1889 bis zum 27. September 1897 unter Vormundschaft, dann selbständig. Ihm folgte sein fünfter Sohn Duj Tan (geb. 1899) am 5. September 1907.

V. Indonesien.

Nach Dr. **Heinrich Schurtz** (†) neu bearbeitet von Dr. **Viktor Hantzsch** (†).

1. Ethnographischer Überblick.

Mit dem Worte Indonesien bezeichnen wir jene gewaltigste Inselgruppe der Erde, die sich Asien im Südosten vorlagert und den Übergang bildet einerseits zum Festlande von Australien, anderseits zu den melanesischen Archipelen und weiterhin zur Inselwelt Ozeaniens (s. die Karte bei S. 510). Unter den unzähligen Eilanden der Gruppe finden wir die mächtigsten Inselriesen des Erdballes mit Hochgebirgen und schiffbaren Strömen neben kleineren und kleinsten Landtrümmern, die kaum der dürftigsten Volkszahl die Möglichkeit des Daseins gewähren; wir finden neben Gebieten höchster tropischer Fülle und Fruchtbarkeit nach Osten hin bereits die ersten Spuren australischer Dürre und Verödung. Von einem gemeinsamen Namen für alle diese Inseln und Inselgruppen ist lange Zeit nicht die Rede gewesen, am wenigsten bei den Eingeborenen selbst, die oft kaum die größeren Inseln als einheitliche Gebiete erkannt und bezeichnet haben, deren enger Gesichtskreis sie aber vollkommen gehindert hat, den schroffen Gegensatz zwischen ihrem küstenreichen, zerrissenen Wohngebiet und den großen, massigen Festländern der Erde zu begreifen und durch zusammenfassende Namen festzuhalten. Erst der Geographie Europas, der das ganze Weltbild vor Augen schwebt, war es beschieden, zunächst die beiden großen Gruppen der Sunda-Inseln und der Philippinen zu bestimmen und endlich, freilich erst in neuerer Zeit und nicht ohne Widerspruch, diese beiden wieder als „Indonesien" (seltener „Insulinde"), dem Japanischen und dem Melanesischen Archipel gegenüberzustellen. Daß sich bei dieser Einteilung auch die Gesichtspunkte der Völkerkunde geltend gemacht haben, ist wohl zu beachten: Indonesien ist das Wohngebiet jener eigenartigen braunen, schlichthaarigen Menschenrasse, die wir als die malaiische bezeichnen und die schon früh als eine eigenartige Ausprägung des Menschen erkannt worden ist. Hier, wo es sich um die Geschichte der Menschheit handelt, dürfen wir den ethnographischen Standpunkt noch schärfer betonen und in diesem Sinn an Indonesien ein Gebiet anschließen, das in geographischer Hinsicht einem ganz anderen Hauptteile des Erdballes angehört: Madagaskar, eine große Insel, die wie zufällig dem starren, ungegliederten Erdteil Afrika östlich angelagert ist und in ihrer ganzen Art dem afrikanischen Landschaftscharakter wenig entspricht. Dieser Gegensatz tritt nicht nur in der geologischen Beschaffenheit und im Tier- und Pflanzenleben zutage; er erscheint am allerklarsten in den Völkerverhältnissen: hierin ist Madagaskar viel mehr ein Anhängsel Indonesiens als Afrikas.

Die indische Inselwelt gehört in ihrer ganzen Masse den Tropen an, in ihren Hauptteilen überdies dem feuchtwarmen tropischen Tieflande. Hochebenen, die für die Kultur tropischer Gebiete unermeßlich wichtig

sind, finden sich nur auf Sumatra in nennenswerter Ausdehnung, während es an Gebirgszügen und gewaltigen vulkanischen Kegeln auch auf den übrigen Inseln nicht fehlt. Erinnern wir uns an die Lehre Oskar Peschels, daß die ältesten Kulturländer den Tropen näher lagen als die gegenwärtigen, daß die Hauptzonen der Kultur also polwärts zurückgegangen sind, so läßt sich wenigstens vermuten, daß ein so günstig gelegenes Gebiet wie Indonesien nicht immer die geringe Bedeutung für die Geschichte der Menschheit gehabt hat wie heute. An eine uralte, hochentwickelte Kultur braucht man dabei nicht zu denken, sondern an eine verhältnismäßig früh zur Entfaltung gekommene, die dann stehengeblieben und von anderen weit überholt worden ist. Daß sich im Malaiischen Archipel schon in entlegener Zeit eine vergleichsweise beachtenswerte Kultur tatsächlich entfaltet hat, wird durch die ganze ethnische Entwickelung des Gebietes und durch den Einfluß bestätigt, den es einst über weite Erdräume geäußert hat.

Trotz seiner Stellung als Bindeglied zwischen Asien und Australien hat Indonesien doch im Sinne der Völkerkunde eine *Randlage*. Ausstrahlen konnte freilich die Kultur von hier fast nach allen Seiten hin; Anregungen dagegen hat das Gebiet so gut wie ausschließlich von Norden und Westen her, also von Asien und später von Europa, empfangen, kaum aber von Australien und Polynesien oder gar von Afrika. Diese Verhältnisse finden in den alten Völkerverschiebungen im Malaiischen Archipel ihren treuen Ausdruck. Fast aufgewogen werden die Nachteile dieser geographischen Stellung durch die außerordentlich günstige *Verkehrslage* der malaiischen Inseln, die in dieser Art auf der ganzen Erde nicht ihresgleichen findet. Die beiden größten Kulturgebiete der Welt, das europäisch-indische auf der einen, das ostasiatische auf der anderen Seite, konnten, da die mongolischen Wüsten eine schwer zu überschreitende Schranke bildeten, nur auf dem Weg um die Südostspitze Asiens in lebhaften Verkehr treten: hier im Südosten bot die Inselwelt Indonesiens ihre Häfen und die Reichtümer ihres Bodens den von weiter Fahrt ermatteten Seeleuten und lud sie ein, Waren zu tauschen und den Grund zu blühenden Handelsplätzen zu legen. Nie ist dieser Handelsverkehr, seitdem er einmal eröffnet war, wieder völlig erloschen: nur die Völker, die ihn betrieben, haben gewechselt. Die jetzige Kultur des Archipels ist unter dem Einflusse dieses beständigen Verkehrs entstanden: die ältesten Zustände dagegen, die so wichtig für die Geschichte der Menschheit sind, haben sich nirgends rein erhalten. Wir dürfen nicht in den Irrtum verfallen, die rohen Waldstämme Borneos oder Mindanaos für nachgebliebene Muster dieser alten Kulturwelt Indonesiens zu halten; sicher waren vielmehr die kühnen Seeleute, die bis zur Osterinsel und bis Madagaskar ihre Schiffe lenkten, von anderem Schlag als die verkommenen Bewohner des feuchten Urwaldes.

2. Die indonesische Geschichte.

Einen kurzen Abriß der indonesischen *Geschichte* zu geben, ist schon deshalb nicht leicht, weil über die richtige Art der Darstellung berechtigte Zweifel entstehen können: erstens haben wir es hier mit einem insulären, durchaus zersplitterten Gebiete zu tun, und zweitens wird ein großer, ja der größte Teil der geschichtlichen Ereignisse durch äußere Einflüsse angeregt und bestimmt. Der Inselnatur Indonesiens entsprechend, spaltet sich die Geschichte in eine Beschreibung unzähliger örtlicher Entwickelungen, von denen wenigstens die wichtigsten einzeln betrachtet und gewürdigt sein wollen; anderseits aber überfluten wieder Wanderströme und Kultureinflüsse die ganze Inselwelt oder größere Teile und bringen, indem sie die natürliche Vereinsamung der Inselgruppen aufheben, Einheit in das ganze Gebiet. Und doch ist diese Einheit wieder nur scheinbar; denn mögen auch neue Einwanderer an den Küsten der größeren Inseln Fuß fassen und fremde Kulturen in den Hafenstädten Wurzel schlagen, so halten dafür die Stämme im Inneren der Flutwelle stand und bewahren in feindseligem Trotz ihre Eigenart, geschützt bald durch die bergige Natur ihrer Heimat, bald durch die fieberhauchenden Wälder des Tieflandes, in denen sie Zuflucht suchen.

A. Die urgeschichtlichen Zustände.

Seitdem es keinem Zweifel mehr unterliegt, daß der Mensch bereits im Anfange der Diluvialzeit die Erde bewohnt hat, und seitdem sich die Meinung hervorwagen durfte, daß

sein erstes Auftreten in die Tertiärzeit falle (vgl. oben, S. 38), ist es nicht mehr möglich, aus den gegenwärtigen Verhältnissen des Erdballes auf die Urzustände der Menschheit zu schließen und ihre ältesten Sitze in einem der jetzt bestehenden Gebiete zu suchen. Am wenigsten wird man voreilige Schlüsse wagen, wenn man es mit einem offenkundig von den furchtbarsten Erschütterungen betroffenen, vom Vulkanismus durchwühlten und zerrissenen Teile der Erde zu tun hat wie Indonesien. Überdies hat die Auffindung gewisser Knochenreste bei Trinil auf Java durch E. Dubois (1891/92), die man einem Mittelgliede zwischen Menschen und anthropomorphen Affen zuschrieb, Veranlassung gegeben, gerade in Indonesien das Gebiet zu suchen, wo der Mensch aus einer tieferen Daseinsstufe sich zuerst zu seiner nunmehrigen Eigenart entwickelt habe. Mag diese Frage entschieden werden, wie sie will, so ist sie doch vorläufig geeignet, von einer Erörterung der Urzustände abzumahnen; namentlich hilft sie jene Ansichten zurückweisen, die die Heimat aller indonesischen Volksbestandteile ohne weiteres auf dem asiatischen Festlande suchen und von diesem Standpunkt aus ein willkürliches Grundgebäude der indonesischen Geschichte errichten. Schon die sprachlichen Verhältnisse warnen davor: auf dem Festlande Südostasiens finden wir einsilbige Sprachen, im Inselgebiete dagegen mehrsilbige, also einen ganz durchgreifenden Unterschied.

Negritos von Sambas (Westborneo): links Mischblut, rechts reiner Negrito. Aus „Ethnological Survey Publications", Bd. 2 (Manila 1905).

B. Die gegenwärtige Verteilung der Völker Indonesiens.

Im Malaiischen Archipel sind zwei Hauptrassen vertreten, die außerordentlich voneinander abweichen, und in deren gegenseitigem Verhältnis unbedingt das Ergebnis alter geschichtlicher Vorgänge zutage tritt: die braunen, straffhaarigen Malaien (im weiteren Sinn) und die dunkelfarbigen wollhaarigen Negritos, die den Namen ihrer Negerähnlichkeit verdanken. Da die ganze Art, wie die Negritos gegenwärtig auf den Inseln verbreitet sind, auf einen Rückgang deutet, so wird man geneigt sein, sie den Malaien gegenüber als die älteren Bewohner wenigstens gewisser Teile des Archipels zu betrachten.

Die Negritos (s. die obenstehende Abbildung) Indonesiens bilden ein Glied in der Kette jener äquatorialen, dunkelfarbigen Völkerschaften, die Afrika zum größten Teil, Südindien, Melanesien und Australien einnehmen und fast überall hellfarbigeren Völkern gegenüber in einem Rückgange begriffen sind, der sicher nicht erst in neuerer Zeit begonnen hat und darauf schließen läßt, daß die Wohnsitze dieser dunkeln Volkselemente einst ausgedehnter waren als

heutzutage. Ob wir freilich berechtigt sind, diese negerhaften Rassen als im engeren Sinne verwandt aufzufassen, ob nicht im Gegenteile mehrere ziemlich selbständige Zweige der dunkelfarbigen Menschenart vorhanden sind, ist zweifelhaft. Das eine steht allerdings fest: die Negritos des Malaiischen Archipels schließen sich ihrem geographischen Vorkommen und ihrer Körperbeschaffenheit nach am engsten den auf Neuguinea und den melanesischen Inselgruppen wohnenden Papuas an: das Papuatum hat also einst weiter nach Westen gereicht und ist im Kampfe mit dem malaiischen Volkstum unterlegen. Nach Alfred Grandidiers Ansicht würden selbst die dunkelfarbigen Bewohner Madagaskars engverwandt mit den Melanesiern sein.

Reine Papuas sind die Negritos keineswegs; nicht nur sind sie mit malaiischen Stämmen oft so stark gemischt, daß ihre Eigenart bis auf geringe Reste verloren gegangen ist, sondern viele Merkmale deuten auch darauf hin, daß durchgreifende Kreuzungen mit kleinwüchsigen Stämmen stattgefunden haben, deren Verhältnis zu den Papuas ungefähr dem der afrikanischen Zwergvölker zu den echten Negern entsprechen würde. Mit den übrigen Dunkelfarbigen dürfen gerade diese zwerghaften Völker keineswegs in eine Reihe gestellt werden. Verwandte des kleinwüchsigen Stammes, der sich mit den Negritos gemischt hat oder vielleicht ihre Grundlage bildet, finden sich auf der Halbinsel Malakka, besonders in ihrem nördlichen Teil, auf den Andamanen und auf Ceylon: demnach sind wahrscheinlich auf allen größeren Sunda-Inseln einst Vertreter dieser zwerghaften Rasse vorhanden gewesen.

Am zahlreichsten sind die Überreste dieser dunkelfarbigen Stämme auf den Philippinen. Karl Semper beschreibt die dortigen Negritos oder Antes als kleinwüchsige Leute von dunkel kupferbrauner Hautfarbe, mit platter Nase und wolligem, braunschwarzem Haare: sie sind also dort, wo sie sich einigermaßen rein erhalten haben, ein charakteristischer, von den Angehörigen der malaiischen Rasse wohl zu unterscheidender Menschenschlag. Auf den eigentlichen Sunda-Inseln scheint es reine Negritos kaum zu geben. Wohl aber deuten im Osten: auf Timor, Floris, den Molukken und Celebes, mehr oder weniger deutliche Spuren auf Zumischung einer dunkelfarbigen Rasse zur malaiischen Bevölkerung; selbst auf Java ist dergleichen nachgewiesen. Wo die Negritos sich deutlicher von den übrigen abheben, also vor allem auf den Philippinen, sitzen sie meist im schwer zugänglichen Inneren der Inseln, fern von den stärker besiedelten Küsten und fremder dort herrschenden Kultur. Daß diese Verhältnisse auf Rückgang und Verdrängung der Negritos hinweisen, ist ohne weiteres klar: aber Genaueres über diese Vorgänge läßt sich nicht so leicht sagen.

Das Papuatum, das neben dem kleinwüchsigen Stamm oft kenntlich genug hervortritt, dürfte auf eine Einwanderung von Melanesien her zurückzuführen sein, die noch in neuester Zeit ihre Parallelen gehabt hat. Als verwegene Seefahrer und Räuber sind die Papuas des westlichen Neuguinea an die Küsten der östlichen Sunda-Inseln vorgedrungen und haben dort Siedelungen begründet, oder sie sind auch, auf rächenden Streifzügen der Malaien überwältigt und mitgeführt, als unfreiwillige Kolonisten in diese Gebiete eingewandert. Im übrigen ist das Verhältnis der papuanischen zur malaiischen Kultur höchst merkwürdig, seine Aufklärung wünschenswert und für die Geschichte beider Rassen äußerst wertvoll. Der Papua hat sich dem Malaien gegenüber nicht durchweg empfangend verhalten, sondern, wenn auch in bescheidenem Maße, manches selbständige Kulturbesitztum geschaffen und verbreitet.

C. Die Wanderungen der Malaien.

Wenn auch dem Papua ein gewisser Wandertrieb innewohnt, der zu nicht unbedeutenden Völkerverschiebungen geführt hat, so werden diese doch in den Schatten gestellt durch die Wanderungen des malaiischen Stammes, vielleicht die großartigsten, die die ältere Geschichte der Menschheit überhaupt kennt, doppelt großartig deshalb, weil sie sich nicht auf dem festen Lande hinbewegten, sondern zur See ausgeführt worden sind und auf diese Weise drei Erdteile miteinander verknüpft haben.

Der Ausdruck Malaien hat, da er bald in engerem, bald in weiterem Sinne gebraucht wird, zu vielen Mißverständnissen Anlaß gegeben. Der Anfang der Verwirrung liegt in dem Umstande, daß man nach dem Volke, das zur Zeit der europäischen Entdeckungsfahrten am lebhaftesten an Krieg und Handel beteiligt schien, die ganze Völkergruppe benannt hat, von der es nur einen, wenn auch charakteristischen Teil bildete. Diese Volkergruppe aber, für deren herkömmlich gewordenen Namen nicht leicht ein Ersatz zu finden sein wird, ist ein von seinen Nachbarn wohl unterschiedener, der Natur seines Wohngebietes

vortrefflich angepaßter Zweig des Menschengeschlechtes, ein Zweig, dessen Einheitlichkeit auch in der nahen Verwandtschaft der Sprachen zum Ausdruck kommt. Daß er ursprünglich aus verschiedenen „Urrassen" zusammengeschmolzen ist, darf man immerhin annehmen. In Indonesien wie im nördlichen Asien scheinen Langköpfe zuerst verbreitet gewesen zu sein, mit denen sich dann früh schon einwandernde Brachykephalen gemischt haben; man hat vorgeschlagen, die ersteren als Indonesier (Protomalaien), die letzteren als eigentliche Malaien zu bezeichnen, da auch gegenwärtig noch Reste der Unterschiede nachweisbar sind. Das Völkchen der Tenggeresen auf Java würde z. B. nach der Ansicht J. H. F. Kohlbrugges ein noch ziemlich reiner Vertreter des „indonesischen" Stammes sein.

Gruppe von Battak-Leuten auf der Insel Palawan. Nach „Ethnological Survey Publications", Bd. 2 (Manila 1905).

Wo man die Urheimat der beiden Bestandteile der malaiischen Rasse zu suchen habe, ist eine müßige Frage gegenüber der unbestreitbaren Tatsache, daß der Kern des Malaientums gegenwärtig und sicher schon seit alter Zeit die Inselwelt Indonesiens besetzt hält, während auf dem Festland Asiens vergleichsweise nur geringe Bruchteile des Stammes und allenfalls in größerer Zahl Mischvölker zwischen malaiischen und mongolischen Rassenbestandteilen vorkommen. In diesem Sinn ist Indonesien (s. die Karte bei S. 510) die Wiege der malaiischen Rasse als einer eigenartigen Gruppe der Menschheit: von Indonesien sind jene Wanderzüge ausgegangen, die wir sogleich näher ins Auge zu fassen haben. Daß innerhalb der malaiischen Inselwelt nun die größeren Inseln wieder ihre sondernde, einseitig erziehende Einwirkung auf die Bewohner geäußert und dadurch so eigentümliche Völker geschaffen haben, wie die Batta(k) (s. die obenstehende Abbildung) auf Sumatra und Palawan, die Dajak auf Borneo und die Tagalen auf den Philippinen, darf uns nicht darin irremachen, daß doch im großen und ganzen das, was wir malaiische Rasse nennen, ein verhältnismäßig bestimmter Begriff ist. Die späteren Zumischungen indischen und chinesischen Blutes, die jetzt vielfach zu bemerken sind, kommen für die ältesten Zeiten nicht in Betracht.

a) Die Kultur der älteren Wanderzeit.

Scheinbar ist es nicht schwer, die Kultur jener Volksbestandteile zu kennzeichnen, die von Indonesien aus nach verschiedenen Richtungen gewandert sind; finden sich doch unter den Nachkommen dieser Auswanderer Stämme genug, besonders in Ozeanien, die auf vereinsamten Inseln später sich wenig neue Kulturgüter aneignen konnten, also den alten Zustand leidlich getreu bewahrt haben dürften, und muß es doch anderseits auch durch einfaches Vergleichen und Sichten des Kulturbesitzes, der den verschiedenen Abzweigungen des Urvolkes eigen ist, noch heute möglich sein, das ursprünglich Gemeinsame festzustellen.

Allein so einfach liegen die Verhältnisse keinesfalls. Ganz abgesehen davon, daß auch in entlegenen Gebieten Umbildungen und Weiterentwickelungen möglich bleiben, muß vor allem mit den Kulturverlusten gerechnet werden, die von ausgedehnten Wanderungen fast unzertrennlich sind. Gerade Polynesien ist ein Gebiet, dessen Besiedelung ohne solche Verluste kaum denkbar ist, da hier die Rohstoffe für zahlreiche Güter der materiellen Kultur fehlen. Wenn wir also heute, gegen Ozeanien hin vordringend, die Verbreitungsgrenzen einer ganzen Anzahl von Fertigkeiten und Besitztümern überschreiten, wenn auf den östlichen Inseln Indonesiens die Eisenschmiederei endet, auf der mikronesischen Inselflur die Kenntnis des Webens und die Verbreitung alter ostasiatischer oder europäischer Perlen, auf Fidschi die Töpferei, dann ist die Ursache dieser Erscheinungen nicht ohne weiteres klar. Es ist freilich möglich, daß die Bewohner Polynesiens zu einer Zeit aus der alten Heimat ausgewandert sind, als Schmiedekunst, Weberei und Töpferei noch unbekannt waren: aber es ist fast wahrscheinlicher, daß wenigstens ein Teil des Kulturbesitzes auf den kleinen Koralleninseln des Ozeans einfach verloren und vergessen worden ist oder nur noch in sprachlichen Spuren nachklingt, wie auf Fidschi (nach W. Pleyte) die Kenntnis des Eisens. Und auch im ersteren Falle bliebe immer noch die Frage offen, ob die verschiedenen Kenntnisse im Gefolge wandernder Stämme bis zu ihren heutigen Ausdehnungsgebieten gelangt sind, oder ob wir ein allmähliches Durchsickern der Kultur von Volk zu Volk annehmen dürfen, das auch ohne Wanderzüge in großem Stile möglich ist und bis zur Gegenwart fortgedauert haben kann.

Das wertvollste Gut, das Aufschluß über ältere Zeiten gewähren kann, ist die Sprache; aber leider fehlt es noch sehr an Untersuchungen, die unmittelbar für die geschichtliche Forschung verwendbar wären. Soviel freilich dürfte feststehen, daß indische oder chinesische Spuren in den polynesischen Dialekten so wenig nachweisbar sind wie in den madagassischen. Damit ist wenigstens klar, daß die großen Wanderungen vor dem Beginn unserer Zeitrechnung stattgefunden haben müssen.

Daß Indonesien in alter Zeit eine eigenartige, von äußeren Einflüssen nicht sehr abhängige Kultur besessen hat, beweist vor allem der Schatz von einheimischen Nutzpflanzen, über den die Bewohner bereits zur Wanderzeit verfügt haben müssen; mag auch der Anbau von Nutzgewächsen von außen her angeregt sein, so sind doch diese Anregungen in Indonesien offenbar selbständig weiter verfolgt worden. Der Reis, die wichtigste Nährpflanze Indiens und Südchinas, ist kein altes Besitztum der indonesischen Kultur; dafür kennt sie den Taro (Arum esculentum), die Jamwurzel (Dioscorea) und den Sesam. Von Nutzbäumen sind der Brotbaum (Artocarpus incisa) und vielleicht die Kokospalme zu nennen, die wenigstens im malaio-polynesischen Gebiet ihre größte Verbreitung besitzt. Von Nutztieren scheint man in älterer Zeit nur den Hund gekannt zu haben, möglicherweise auch das Schwein, aber weder Rind noch Pferd. Auch darin liegt eine Bestätigung der Ansicht, daß die Wanderjahre in eine verhältnismäßig frühe Zeit fallen.

Aus der Seetüchtigkeit und aus dem Umstande, daß auch in Polynesien die Einwanderer Küstenbewohner geblieben sind und das Innere der Inseln wenig besiedelt haben, darf man wohl den Schluß ziehen, daß die Hauptmasse der Wanderscharen von typischen Küstenvölkern ausgegangen ist. Vielleicht war Java, das durch seine Fruchtbarkeit die Volksvermehrung begünstigte und dessen vorgeschichtliche geschliffene Steinwaffen schon früh hier den Mittelpunkt einer gewissen Kultur vermuten lassen, das wichtigste Ausgangsland der Wanderzüge, die wohl wieder in mehrere, jetzt kaum mehr zu unterscheidende Abteilungen zerfallen. In der Hauptsache wird es sich dabei nicht um ungeheure Reisen gehandelt haben, sondern um ein Vordringen von Insel zu Insel, wobei man sich begnügt haben wird, zunächst einen Teil der Küsten zu besetzen und hier nach herkömmlicher Weise durch Anlegen von Brandfeldern im Urwalde, durch Fischfang und durch ausgiebige Raubzüge eine neue Daseinsgrundlage zu schaffen. Verhältnismäßig hoch entwickelt muß die Schiffsbaukunst und die Seetüchtigkeit gewesen sein, begünstigt durch die Erfindung der Doppelboote und der Ausleger, die es den Schiffern gestatteten, auch bei üblem Wetter die See zu halten und weite

Meeresräume zu durchqueren. Noch heute sind die Boote der Polynesier (s. die Abbildung S. 588) und der in dieser Beziehung ihnen anzuschließenden Melanesier die besten, die von Naturvölkern hergestellt werden, während im Malaiischen Archipel die Nachahmung fremder Muster bereits die alte Art des Schiffsbaues verändert und verdrängt hat. Das Segel muß den alten Bewohnern Indonesiens bekannt gewesen sein; daß sie sich nach den Sternen und der Dünung des Meeres zu richten verstanden, ist mehr als wahrscheinlich.

Die gesellschaftlichen Zustände der alten Zeit haben die Unternehmungslust zweifellos begünstigt: bei keiner Völkergruppe der Erde findet sich die Männergesellschaft gegenüber dem Familien- und Sippenwesen so kräftig entwickelt und bis auf den heutigen Tag erhalten wie bei den Malaio-Polynesiern; überall sind die jüngeren Männer, die meist in einem besonderen Junggesellenhause gemeinsam wohnen und schlafen, als kriegerische Gruppe organisiert, die oft die eigentliche Führung hat und jedenfalls ganz anders zu Unternehmungen und Wagnissen aufgelegt ist als die mit Sorge für Weiber und Kinder belasteten Familien oder Sippen. Es entsteht aus diesen Verhältnissen heraus ein kriegerischer Geist des Volkes, der Fehden und Raubzüge als etwas Natürliches erscheinen läßt und seinen greifbarsten Ausdruck in der ebenfalls dem malaio-polynesischen Stamm eigentümlichen Kopfjägerei findet: aus der Sitte hervorgegangen, Ahnenschädel als Heiligtümer im Männerhaus aufzustellen (s. das obere Bild der Tafel bei S. 560), hat sie zu einem unheimlichen Sammeleifer geführt, der beständige Kriege hervorruft und die Stämme niemals zur Ruhe kommen läßt. So sind demnach noch heute in Indonesien wenigstens die Spuren jener Zustände erhalten, die das Entstehen kühner Räuber- und Seevölker zur Genüge erklären.

b) Die Wanderzüge der frühesten Zeiten.

Es handelt sich hier um so weit zurückliegende Zeiträume, daß von keiner näheren zeitlichen Bestimmung der verschiedenen Wanderzüge die Rede sein kann; sie mögen deshalb nur kurz geschildert werden, ohne daß die Reihenfolge ein zeitliches Nacheinander bedeutet. Ein erster Wanderstrom hat sich von Indonesien aus nach Norden gewendet. Es ist an sich schon wahrscheinlich, daß die Philippinen später von malaiischen Stämmen besiedelt worden sind als die großen Sunda-Inseln, die eigentliche Heimat des echten Malaientums; von den Philippinen aus aber war es für die seekundigen Völker nur ein Schritt hinüber nach Formosa, wo Stämme unverkennbar malaiischen Ursprunges noch heute sitzen. Schwerlich ist es dabei geblieben. Auf dem Festlande Südchinas fehlt es nicht an Spuren, die auf eine Einwanderung von Malaien deuten. Und die Eigenart der Japaner erklärt sich wohl am besten aus einer Zumischung malaiischen Blutes; es ist sogar nicht ganz unwahrscheinlich, daß die Staatenbildung in Japan, die ja im Süden begann, von den seekundigen Malaien ausgegangen sei, die zunächst auf den Südinseln Fuß gefaßt und sich mit den bereits vorhandenen Bewohnern und wohl auch Einwanderern aus Korea gemischt hatten.

Eine zweite große Wanderung richtete sich nach Osten. Auf den melanesischen Inseln, die seit alter Zeit von einer dunkelfarbigen Rasse besetzt sind, entstanden zahlreiche malaiische Kolonien, die einen tiefen Einfluß auf die Melanesier ausgeübt haben, zum Teil aber nach und nach aufgesogen worden sind. Auch das Festland Australiens muß einen Zuschuß malaiischen Blutes erhalten haben. Freiere Bahn fand die malaiische Wanderlust auf der unendlichen Inselflur des Stillen Ozeans; ja, gewichtige Tatsachen lassen vermuten, daß bis zur Küste Nordwestamerikas einzelne Siedler gelangt sind. Wie diese Fahrten stattgefunden, welche Zeiträume sie beansprucht haben, wissen wir nicht; nur die Überlieferung Neuseelands erzählt uns noch in halb märchenhafter Weise, wie die ersten Einwanderer mit ihren Familien und ihren Göttern auf mächtigen Doppelbooten die gefahrvolle Fahrt von Sawaii und Rarotonga nach der neuen Heimat unternommen hätten.

Die dritte Völkerwelle, die in dem an vulkanischen Erschütterungen wie an Völkerbewegungen überreichen Indonesien entstanden ist, durchrauschte den Indischen Ozean und trug westwärts nach Madagaskar die ersten Keime malaiischen Volkstums. Vielleicht ist

dabei auch die afrikanische Küste erreicht worden, wenn es auch hier nicht zu dauernden Siedelungen gekommen sein mag.

So hat sich vor mindestens einem Jahrtausend das Malaientum über ein Gebiet ausgebreitet, das sich von den Gestaden Amerikas bis zum afrikanischen Festland über fast zwei Drittel des Erdumfanges erstreckt. Den Kontinenten ist der Malaio-Polynesier ferngeblieben: die inselreichen Ozeane der Erde sind das Erbteil seiner Rasse, der in Seebeherrschung keine gleichgekommen ist außer in unseren Tagen die arische Völkergruppe Europas.

c) Die Wanderungen der Malaien im engeren Sinne.

Wenn wir über die alten Wanderungen nichts weiter wissen als das, was uns Sprachvergleichungen und Völkerkunde lehren, so liegt uns dafür eine andere Völkerbewegung näher, die ebenfalls von Angehörigen der malaiischen Rasse ausgegangen ist, und die, wenn sie auch die Grenzen Indonesiens kaum überschritten hat, doch ein gutes Gegenstück zu den älteren Vorgängen bietet. Der Name der Malaien hat ursprünglich nicht der ganzen Rasse zugehört, sondern nur einem bestimmten Volke des Archipels (S. 534): dieses Volk hat nun durch seine Wanderungen in neuerer Zeit die alten Züge im kleinen wiederholt und sich damit würdig gezeigt, der ganzen beweglichen Völkergruppe seinen Namen zu leihen.

Die Ursitze des Volkes lagen auf Sumatra im Gebiete von Menangkabau; der Name Malaju bezeichnet bereits bei Ptolemaios die Insel Sumatra, und um 1150 erwähnt der arabische Geograph Edrisi eine Insel Malai, die lebhaften Gewürzhandel trieb. Wie es scheint, ist die indische Kultur nicht ohne Einfluß auf Menangkabau geblieben: denn nach den eigenen Überlieferungen der Malaien war es Schri Turi Bumana, ein Fürst von indischem oder japanischem Ursprunge, der einen Teil des Volkes über das Meer nach der Halbinsel Malakka führte und 1160 auf Singapur einen Mittelpunkt seiner Macht gründete. Der neue Staat habe die Eifersucht eines mächtigen javanischen Reiches, angeblich Modjopahits, erregt, Singapur sei endlich 1252 von den Javanern erobert worden, und darauf habe man eine neue malaiische Hauptstadt, Malakka, auf dem Festlande gegründet. Im Jahre 1276 soll sich der damalige Herrscher samt seinem Volke zum Islam bekehrt haben. Die Malaien, die auf der Halbinsel nur kleinwüchsige, scheue Waldstämme vorgefunden hatten, vermehrten sich mit der Zeit so ansehnlich, daß die Aussendung neuer Kolonien notwendig wurde und an allen Küstenländern Westindonesiens malaiische Händler und Ansiedler erschienen. Gegen Ende des 13. Jahrh. war der Staat Malakka weit mächtiger als das alte Menangkabau: er war zum politischen und ethnischen Mittelpunkte des Malaientums geworden; so kommt es, daß sich die echt insularen Malaien anscheinend vom Festland aus über die ostindische Inselwelt verbreiten. Die malaiischen Ansiedler sind zum Teil als Staatengründer aufgetreten, so vor allem auf Borneo, wo Brunei im Norden ein echter Malaienstaat war. Überall haben sich die Malaien mit den ursprünglichen Einwohnern vermischt und ihre Sprache zum allgemeinen Verkehrsdialekte der Sunda-Inseln gemacht. Auch die Bugi auf Celebes haben von ihrer Heimat aus weithin um sich gegriffen (vgl. unten, S. 559).

Wie geringfügig auch alle diese neueren Vorgänge gegenüber denen der alten Zeit sein mögen, so lehren sie uns doch die Zustände der Vergangenheit und die Möglichkeit so umfassender Wanderungen, wie sie von den Malaio-Polynesiern ausgeführt worden sind, begreifen.

D. Die Eingriffe von außen.

Mächtiger noch als die Einflüsse der Fahrten und Siedelungen sind die Einwirkungen von außen gewesen, die beständig die günstige Verkehrslage der Inseln hervorrief. Seit langem haben asiatische Völker den Archipel aufgesucht, Siedelungen begründet, hier und da auch politischen Einfluß zu üben gewußt. Die Inseln waren ja nicht nur Ruhepunkte des Verkehrs zwischen Ostasien und dem Westen, sie boten auch selbst begehrenswerte Schätze, vor allem die Gewürze, diesen Hauptartikel des indischen Handels, auch Gold und Diamanten in den Bergwerken von Borneo und manches andere kostbare Erzeugnis. Von Ostasien her faßten die Chinesen im Malaiischen Archipel Fuß: aus dem Westen kamen die Träger des

indonesischen und ostasiatischen Handelsverkehrs, die Hindu, dann die Araber und bald nach ihnen die ersten Europäer, die gegenwärtigen Beherrscher der indonesischen Inselwelt.

a) Die Chinesen.

Die Chinesen sind kein seefahrendes Volk. Erst als ihnen nach der Eroberung Südchinas eine hafenreiche Küste zufiel und sie sich zugleich mit den seekundigen älteren Bewohnern mischten, begann der Seehandel nach den reichen tropischen Gebieten Indonesiens aufzublühen; vielleicht nur als eine Fortsetzung eines älteren Verkehrs, der, durch die nordwärts gerichtete Wanderung der malaiischen Rasse angeregt, in den Händen malaiischer Stämme lag. Da nun Südchina um 220 v. Chr. in chinesischen Besitz kam, so hat sich frühestens seit dieser Zeit, wahrscheinlich aber erst beträchtlich später, der Einfluß des Chinesentums auf die Bewohner des Archipels geltend gemacht; sind doch dauernde Beziehungen zu Anam kaum vor Christi Geburt angeknüpft worden. Daß nicht die Freude am Leben zur See die Chinesen zu ihren Reisen antrieb, sondern der Handelsgeist, zeigte sich immer, sobald sich andere Völker des Verkehrs bemächtigten und die Chinesen in ihren eigenen Häfen aufsuchten. Immer schwand dann die chinesische Flotte rasch, die Zahl der Fahrten verminderte sich, und die Kaufleute des Himmlischen Reiches fanden es sicherer und bequemer, im eigenen Hause mit den Fremden zu handeln, als ihr kostbares Leben den unsicheren Planken der Schiffe anzuvertrauen. Unabhängig von diesen Vorgängen aber entwickelte sich die Auswanderung aus dem übervölkerten China, die sich, einerlei ob auf eigenen oder fremden Schiffen, mit Vorliebe dem Ostindischen Archipel zuwandte und in manchen Gebieten zu bedeutenden ethnischen Wandlungen geführt hat.

Über die Ausdehnung des ältesten chinesischen Seehandels widersprechen sich die Ansichten, namentlich auch über die hier weniger interessierende Frage, wie weit nach Westen chinesische Schiffe gelangt sind. Aus den Jahrbüchern der Liang-Dynastie (erste Hälfte des 6. Jahrh.) geht hervor, daß man damals einige Plätze an der Malakkastraße kannte, offenbar Ruhepunkte des ostasiatisch-indischen Handels. Schon im 5. Jahrh. hatte sich ein Verkehr mit Java entwickelt, angeregt vielleicht durch die Reisen des buddhistischen Sendboten Fa hien, der, durch einen Sturm nach Java verschlagen, genauere Nachrichten über die Insel nach China brachte: auch der Süden Sumatras hatte damals bereits Beziehungen zu China. Die geordneten politischen Verhältnisse Javas ermöglichten die Anknüpfung eines verhältnismäßig gesicherten und einträglichen Handels: die Chinesen holten edle Metalle, Schildpatt, Elfenbein, Kokosnüsse und Zuckerrohr und brachten als Gegengabe hauptsächlich baumwollene und seidene Stoffe. Häufig werden Sendungen von Geschenken indonesischer Fürsten erwähnt, die der chinesische Hof durch Verleihung pomphafter Titel und Amtssiegel, wohl auch durch diplomatische Unterstützung belohnte: 1129 erhielt einer den Titel eines Königs von Java. Mißhelligkeiten der angesiedelten chinesischen Kaufleute, die offenbar schon früh die Neigung zeigten, einen Staat im Staate zu bilden, mit den javanischen Fürsten unterbrachen später mehrfach den Verkehr; ja nach der Eroberung Chinas durch die Mongolen kam es sogar zu kriegerischen Verwickelungen: ein mongolisch-chinesisches Heer griff 1293 Java an, nachdem es sich auf der Insel Billiton einen strategischen Stützpunkt geschaffen hatte, mußte aber unverrichtbter Sache wieder absegeln. Zur Zeit der Ming-Dynastie blühte jedoch der Handel wieder; selbst ein gewisser politischer Einfluß Chinas ist nachweisbar: in den Jahren 1405—07 verweilte eine chinesische Flotte im Archipel, deren Führer eine Anzahl kleiner Fürsten zur „Unterwerfung" nötigte und den Herrscher von Palembang als Gefangenen nach China brachte.

Die Küsten von Borneo, die ja bei jeder Fahrt nach und von Java berührt wurden, lockten bald ebenfalls chinesische Kaufleute an, denen der Gold- und Diamantenreichtum der Insel kein Geheimnis blieb. Das Reich Polo im Norden der Insel, das im 7. Jahrh. zuerst in den chinesischen Jahrbüchern erscheint, wurde bereits im 10. Jahrh. regelmäßig von Chinesen besucht: an der Westküste war Puni, dessen Fürst 977 eine erste Gesandtschaft nach China schickte, ein häufig angelaufener Platz, während Bandschermassing, jetzt der blühendste Handelsort, erst 1368 zum erstenmal erwähnt wird.

Als die Ausbreitung des Islam mit ihren Folgen den chinesischen Handel mit den

Sundainseln mehr und mehr lahmlegte, wandte sich dieser einem bisher ziemlich vernachlässigten, obwohl näherliegenden Gebiete zu, den Philippinen. Auch hier war bereits ein lebhafter Handelsverkehr der malaiischen Stämme im Gang, ehe die Chinesen (spätestens im 14. Jahrh.) eingriffen und sich an verschiedenen Küstenpunkten festsetzten. Damals aber folgten bereits dem chinesischen Kaufmanne die Auswanderer, die sich zahlreich in den neuerschlossenen Gebieten niederließen, sich mit den Eingeborenen mischten und auf diese Weise, wie auch in Nordborneo, neue chinesisch malaiische Stämme ins Leben riefen. Als sich nach dem Eingreifen der Spanier die chinesischen Kaufleute zurückzogen oder doch auf bestimmte Orte beschränkt wurden, blieben diese Mischstämme im Lande zurück.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Chinesen zwar hier und da in Indonesien politischen Einfluß geübt und kleinere ethnische Umbildungen hervorgerufen haben, und daß sie auch jetzt noch in diesem Sinne tätig sind; dagegen ist der geistige Einfluß des Chinesentums nicht groß gewesen und mit dem der Inder und Araber nicht entfernt zu vergleichen. Gegenwärtig liegt wieder ein großer Teil des Handels im Archipel in chinesischen Händen, die Einwanderung ist ungeheuer gestiegen, und nirgends ist der „gelbe Schrecken" so merkbar wie dort; aber ein Nebenland der chinesischen Kultur ist Indonesien deshalb durchaus nicht zu nennen. Dieses Schicksal der geringen Einwirkung auf das malaiische Geistesleben teilt der Chinese mit dem Europäer. Bei beiden liegt die Ursache darin, daß sie vor allem als Händler und Herrscher gekommen sind, aber keine religiöse Bewegung entfacht haben; der Chinese nicht, weil er in religiösen Fragen gleichgültig ist, der Europäer nicht, weil der Islam mit seiner größeren werbenden Kraft das Christentum, dem er nun einmal einen mächtigen Vorsprung abgewonnen hat, nicht mehr zur Geltung kommen läßt.

b) Die Inder.

In ganz anderer Weise als die Chinesen haben die Bewohner Vorderindiens ihre insularen Nachbarn beeinflußt: sie brachten ihnen zugleich mit höherer Kultur zwei neue Religionen: den Brahmanismus und den Buddhismus.

Die Hindu und die sonstigen von ihnen kultivierten Inder sind so wenig leidenschaftliche Seeleute wie die Chinesen: die Küsten Vorderindiens sind verhältnismäßig arm an günstigen Häfen. Vermutlich sind die ersten, die das Bengalische Meer durchkreuzten, die seetüchtigen Bewohner der Sundainseln selbst gewesen, die zunächst als Räuber, ähnlich den Wikingern Norwegens, die Küsten brandschatzten, dann aber doch auch die Anfänge des Handels ins Leben riefen. Damit aber hatte für die Küstenbewohner Vorderindiens, die vorher wohl nur mit Arabien und dem Persischen Golf in lebhafterer Verbindung standen, auch der Verkehr mit Indonesien etwas Verlockendes erhalten, das zunächst einige unternehmungslustige Kaufleute zur Fahrt nach den gewürzreichen Inseln trieb, bis endlich ein regelrechter und gewinnbringender Handel eröffnet wurde. Vieler Jahrhunderte bedurfte es indessen, bis der geistige Einfluß der vorderindischen Kultur sich wirksam geltend machte.

Da der Hindu so wenig wie der Malaie Sinn für Geschichtsschreibung hat, läßt sich der Beginn des Verkehrs zwischen beiden Völkergruppen nur auf Umwegen feststellen. Die beiden, Indonesien eigentümlichen und in älterer Zeit nirgendwo anders hervorgebrachten Handelsgegenstände sind Gewürznelke und Muskatnuß; ihr erstes Erscheinen auf den westlichen Märkten muß demnach einen Fingerzeig geben, wann ein regelmäßiger Verkehr Vorderindiens mit dem Malaiischen Archipel spätestens begonnen hat. Nun werden die beiden Gewürze unter den zu Alexandria eingeführten Waren zum ersten Male gegen 180 n. Chr. genannt, während ein Jahrhundert früher der „Periplus des Erythräischen Meeres" sie nicht erwähnt. Bedenken wir nun, daß eine gewisse Zeit erforderlich war, die Gewürze in Indien einzubürgern,

ehe man daran denken mochte, sie weiterhin zu verfrachten, ja daß vielleicht bei den ersten Handelsfahrten, die notwendigerweise nach der Straße von Malakka gerichtet sein mußten, zunächst Erzeugnisse dieser Gegend und erst später die in entlegeneren Teilen des Archipels gedeihenden Gewürze eingetauscht worden sind, so darf man wohl die Anfänge des indisch-malaiischen Handels spätestens in das erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung verlegen. Für diese Auffassung spricht es auch, daß im „Periplus" von Fahrten der Inder nach der „Goldenen Chersones" die Rede ist, womit wahrscheinlich die Halbinsel Malakka gemeint ist; chinesische Berichte lassen vermuten, daß in dieser Zeit indische Kaufleute selbst die südchinesische Küste bereits erreichten. Später kamen schon genauere Nachrichten über Indonesien nach der griechisch-römischen Welt. Noch ehe Nelken und Muskatnüsse in den Warenverzeichnissen Alexandrias auftauchten, hatte der Geograph Ptolemaios auf seiner Weltkarte bereits die Namen „Malaju" und „Jawa" eingetragen. Verschiedene andere Tatsachen weisen darauf hin, daß schon damals die Insel Java der Kulturmittelpunkt Indonesiens und der Stapelplatz des Verkehrs war, der ja einige Jahrhunderte später auch die schwerfälligen Dschunken der Chinesen zur Fahrt nach seinen Küsten verlockte.

Auf den Spuren der Kaufleute kamen allmählich indische Priester nach den Inseln und erlangten dort Ansehen und Bedeutung. Indien selbst aber war bei Beginn unserer Zeitrechnung kein religiös einheitliches Gebiet. Wie eine hereinbrechende Flut hatte der Buddhismus den alten Brahmaglauben über den Haufen geworfen, das Kastenwesen zertrümmert und dann seine Apostel mit glänzendem Erfolg in fast alle umliegenden Gebiete entsandt. Aber er hatte die alte Religion des Landes nicht zu vernichten vermocht: mit unverwüstlicher Lebenskraft rang sich das Brahmanentum wieder empor. Heutzutage ist der Buddhismus in seiner ersten Heimat so gut wie verschwunden, während der alte Glaube wieder fast ausschließlich herrscht. In die Übergangszeiten nun, in denen die beiden Religionsformen nebeneinander bestanden, fällt die Beeinflussung Indonesiens durch die Hindu, und der religiöse Zwiespalt der vorderindischen Halbinsel ist nicht ohne Bedeutung für diese Pflanzstätte indischer Kultur geblieben. Buddhisten und Brahmanen traten nebeneinander auf, offenbar vielfach als Nebenbuhler; ob der geistige Kampf auch zu kriegerischen Verwickelungen geführt hat, bleibt zweifelhaft. In ihren Schicksalen aber bieten die Anhänger der beiden Religionen eine merkwürdige Parallele zu dem ihrer Glaubensgenossen in Vorderindien: auch im Malaiischen Archipel war der Buddhismus vorübergehend siegreich und prägte dem glänzendsten Zeitalter der javanischen Geschichte seinen Stempel auf; aber das Brahmanentum zeigte größere Lebenskraft und ist noch jetzt nicht ganz erloschen, während der buddhistische Glaube nur noch aus den gewaltigen Ruinen seiner Tempel zu uns spricht.

Der Gedanke liegt nahe, daß die brahmanischen Hindu aus einem anderen Teile der Halbinsel gekommen sind als die buddhistischen. James Fergusson vermutet die Heimat der buddhistischen Einwanderer in Gudscherat und an der Mündung des Indus, die der brahmanischen in Telingana und an der Mündung der Kistna.

Die Architektur der indischen Tempel auf Java und die Sprache der Sanskritinschriften spricht für diese Ansicht; immerhin mag erwähnt sein, daß H. Kern und J. Groneman, gründliche Kenner des Buddhatums, behaupten, die berühmten Tempel von Boro-budur müßten von Anhängern der südlichen Buddhisten (Hinajana: Buddhabilder mit unbedeckter rechter Schulter) erbaut sein, deren Sekte z. B. auf Südsumatra in dem Reiche Schri-Bhodscha geherrscht hat.

Brahmanen und Buddhisten sind wohl nicht gleichzeitig in Java erschienen: die ältesten Tempel sind zweifellos nicht von Buddhisten errichtet, sondern von Verehrern Wischnus im 5. Jahrh. n. Chr. Aus derselben Zeit stammen einige in Westjava gefundene Inschriften, die ebenfalls auf Anhänger Wischnus zurückgehen. Demnach hätten zunächst die Inder der Küste Koromandel den Verkehr mit Indonesien aufgenommen; erst später wären ihnen die Bewohner der indischen Nordwestküste gefolgt, die gleichzeitig in Verbindung mit den westlichen Kulturländern standen, dem Handel einen gewaltigen Aufschwung gaben und an die

Spitze der indischen Kolonie in Java traten. Daraus erklärt sich dann auch das spätere Überwiegen des Buddhatums im Malaiischen Archipel.

Im 8. Jahrh. n. Chr. scheint die Einwanderung der Hindu, darunter zahlreicher Buddhisten, in Java außerordentlich zugenommen zu haben: die Erbauung eines buddhistischen Tempels zu Kalasan 779 ist inschriftlich bezeugt. Damals entschied sich der Sieg der indischen Kultur: die Herrscher wandten sich mit Begeisterung den neuen Glaubensformen zu und verschwendeten die angesammelten Reichtümer in der Errichtung großartiger Tempel, deren Vorbild die Bauten Vorderindiens waren. Von Java, dem Brennpunkte der politischen Macht, verbreiteten sich Kultur und Religion der Hindu auf die benachbarten Inseln, auf Sumatra, das südliche Borneo und andere Teile des Archipels; die östlichsten Punkte buddhistischer Erfolge waren die Insel Ternate und das kleine Eiland Tobi nordöstlich von Halmahera, das schon den Übergang zu Mikronesien bildet. Damals wurde das Pali die Sprache der Gebildeten; indische Schriftsysteme regten die Entstehung einheimischer Schriftarten selbst bei Volksstämmen an, die im allgemeinen, wie die Battak im Innern Sumatras, die Kulturströmung nur schwach berührte. Später ging der indische Einfluß zurück. Im 15. Jahrh. ist er nochmals aufgeblüht, was wohl mit den politischen Verhältnissen auf Java zusammenhängt: da um diese Zeit der Buddhismus in Vorderindien nahezu erloschen war, bedeutet diese zweite Blüte zugleich ein Erstarken der brahmanischen Lehre: sie hat denn auch den Fall der indischen Kultur überlebt (s. die eine brahmanische Sage darstellenden Bilder aus Bali bei S. 561).

c) Die Araber.

Inzwischen waren bereits die siegreichen Nachfolger des Hindutums auf dem Platz erschienen, die islamischen Araber. Der arabische Handel nach Ägypten und Indien hatte schon vor Mohammed geblüht und dabei auch die Erzeugnisse Indonesiens aus den Händen der Inder übernommen und dem Westen übermittelt. Möglicherweise sind einzelne arabische Kaufleute schon früh nach Java gelangt, ohne dort Einfluß zu gewinnen. Erst der Islam gab dem Vorgehen der Araber seinen eigentümlichen Zug; er machte aus harmlosen Kaufleuten die Apostel einer neuen Lehre, deren Einfachheit in wohltuendem Gegensatze stand zu den gekünstelten Göttersystemen der Hindu oder dem entarteten Buddhismus, der im Malaiischen Archipel wenig von seiner ursprünglichen Reinheit bewahrt haben mochte.

Die neuen Aufgaben, die seine Religion nunmehr dem arabischen Kaufmann stellte, erfüllten ihn mit frischem Unternehmungsgeist, der vor der Durchquerung des Indischen Ozeans nicht mehr zurückschreckte; das Entstehen des Khalifats, das alle Reichtümer des Orients an sich zog, sicherte den kühnen Seefahrern und Handelsleuten Absatz ihrer Waren und reichlichen Gewinn. Basra blühte damals auf und war der Ausgangspunkt jener verwegenen Fahrten, deren Nachhall aus den Robinsonaden Sindbads des Seefahrers in „Tausendundeiner Nacht" entgegenklingt, und Oman am Persischen Golfe wurde ein wichtiger Handelsplatz; aber auch die älteren Seehäfen im südlichen Arabien wetteiferten mit ihren neuen Nebenbuhlern und hielten wenigstens den Handel mit Ägypten noch immer fest.

Die arabischen Seereisen zur Zeit des Khalifats bilden die erste Stufe der Beziehungen zwischen Indonesien und der islamischen Welt, die zunächst rein geschäftlicher Natur gewesen zu sein scheinen. Der Unternehmungsgeist der arabischen Kaufleute führte sie, nachdem einmal die ersten Schritte getan waren, bald über den Malaiischen Archipel hinaus bis an die Küsten von China, die um 850 bereits durch einen ziemlich lebhaften Seeverkehr mit Oman im Persischen Golfe verbunden waren; damit aber entwickelten sich in Indonesien selbst Handelsstationen, in denen sich arabische Händler dauernd niederließen und selbstverständlich nunmehr auch versuchten, dem Islam Anhänger zu gewinnen. Schon damals wären

vielleicht Bekehrungen in größerem Maßstab erfolgt, hätte nicht der Niedergang des Khalifats allmählich den arabischen Handel und damit den Einfluß der Araber in Indonesien verringert.

Einen neuen Aufschwung erfuhr der Verkehr zwischen den Staaten des Islam und dem Malaiischen Archipel, als zur Zeit der Kreuzzüge die mohammedanische Welt wieder erstarkte und das Reich der Sarazenen in Blüte stand: um 1200 n. Chr. Indessen scheint auch damals der Islam in Indonesien geringe Erfolge gehabt zu haben, abgesehen vielleicht von der Bekehrung des in Malakka residierenden Malaienfürsten Mohammed Schah, die (angeblich) um 1276 erfolgt) für die Zukunft von großer Bedeutung war, da die Malaien im engeren Sinne die eifrigsten Mohammedaner des Archipels wurden. Erst der dritte große Aufschwung des Handels, den die Blüte des türkischen und ägyptischen Reiches im 14. Jahrh. hervorrief, bahnte den Sieg der neuen Lehre an, den die Gewinnung Javas dauernd entschied. Der erste verunglückte Versuch einer mohammedanischen Bewegung auf Java fand 1328 statt, ein zweiter, ebenfalls erfolgloser 1391. Allmählich aber lockerten die beständigen Bemühungen der arabischen Kaufleute, die bald unter den Eingeborenen bereitwillige Helfer fanden und in den Malaien von Malakka Gesinnungsgenossen gewannen, den Boden für den endlichen Sieg der mohammedanischen Lehre, trotz des Widerstandes der Brahmanen, deren Religion, wie sich nun zeigte, keine tiefen Wurzeln im Volke geschlagen hatte: der Fall des Reiches Modjopahit, des Hortes der indischen Religionspartei, vernichtete 1478 den Brahmanismus auf Java.

d) Die Europäer.

In letzter Stunde glückte dem Islam der Sieg. Wenige Jahrzehnte später erschienen die ersten Europäer im Archipel. Ihnen war es zwar beschieden, die politische Obergewalt an sich zu reißen; ihr geistiger Einfluß hat sich indes dem des Islam nicht gewachsen gezeigt.

α) Die Portugiesen.

Der portugiesische Admiral Diogo Lopez de Sequeira und seine Leute waren, als sie 1509 an der Küste von Sumatra erschienen, sicherlich nicht die ersten europäischen Seefahrer, die die Küsten der malaiischen Inseln betraten. Mancher verwegene Kaufmann mag schon in älterer Zeit dahin vorgedrungen sein; der erste aber, in dem europäischer Forschermut und geistige Kraft verkörpert waren, der große Venezianer Marco Polo, hatte 1295 die Inseln besucht und alsdann die Heimat wieder glücklich erreicht. Ein lebhafterer Verkehr mit Europa wurde indes erst möglich, nachdem 1497/98 die Südspitze Afrikas umschifft und damit der unmittelbare Seeweg nach Ostindien gefunden war. Die Entwickelung ging dann rasch vorwärts.

Die erste Expedition unter Sequeira entging nur mit Mühe der Vernichtung, als sie im Hafen von Malakka ankerte und auf Befehl des Fürsten überfallen wurde. Dieser Vorfall gab dem Statthalter Affonso d'Albuquerque, als er sich 1511 nach Malakka wandte, einen vortrefflichen Vorwand, entschieden aufzutreten und im Vorbeigehen malaiische Handelsschiffe zu erbeuten. Da er vom Sultan von Malakka keine ausreichende Genugtuung erhielt, erklärte er ihm den Krieg, nahm die Stadt nach einem heftigen Kampf und verwandelte sie in einen festen Stützpunkt der portugiesischen Macht. Albuquerque suchte danach Verbindungen mit Java herzustellen und traf Vorbereitungen, mit den Gewürzinseln im Osten, den Molukken, in näheren Verkehr zu treten. Nach seiner Abreise fehlte es nicht an Versuchen, Malakka den Portugiesen wieder zu entreißen: aber die Festung hielt sich.

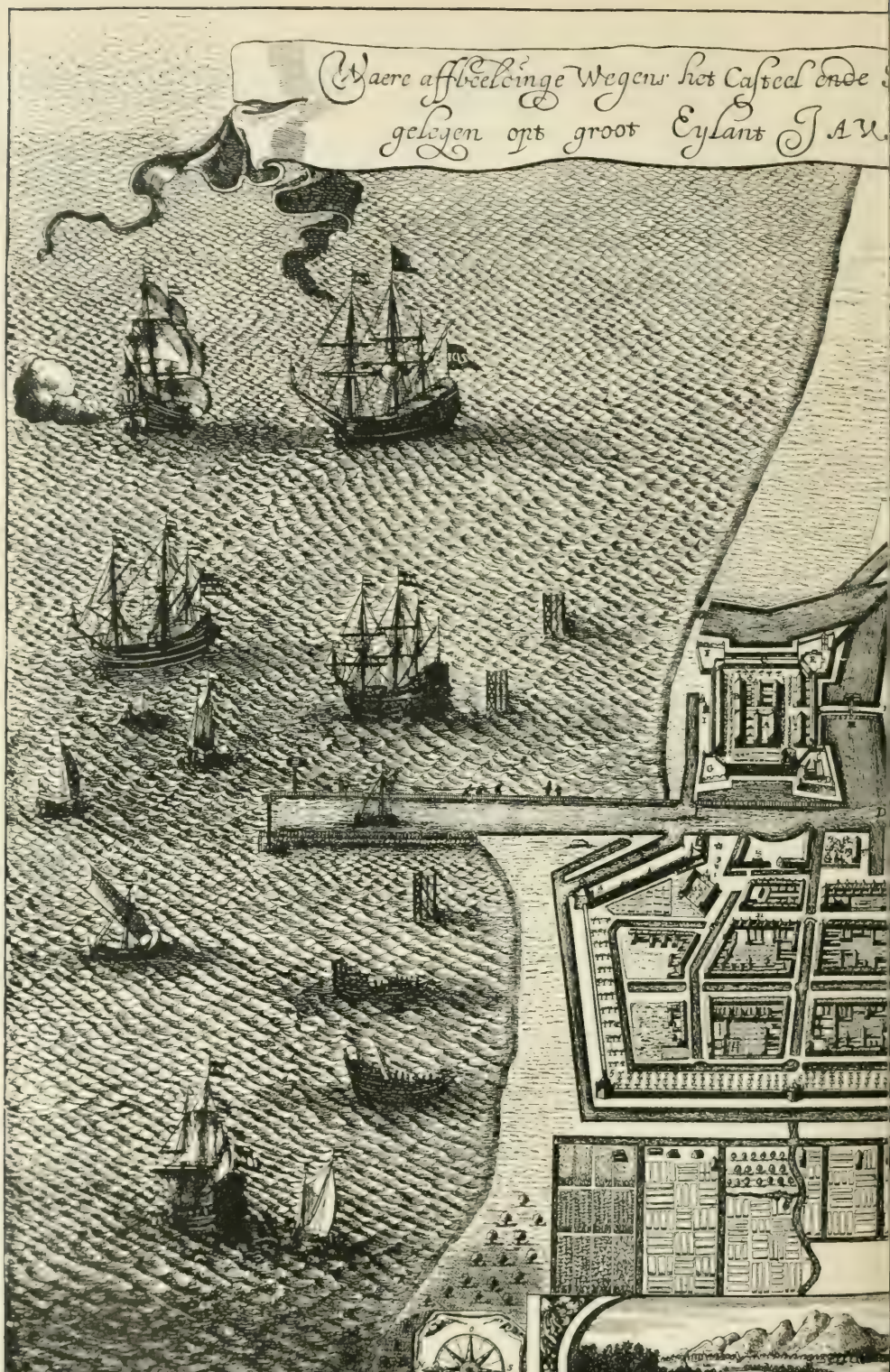
Waren die Portugiesen den Spuren der Araber bis Malakka, dem Kreuzungspunkte des indischen und ostasiatischen Handels, gefolgt, so wünschten sie nun auch, bis China vorzudringen

und damit den Verkehr nach diesem Lande selbst in die Hand zu nehmen. Eine Flotte unter Fernao Perez d'Andrade segelte 1516 von Malakka ab und gelangte, nachdem der erste Versuch mißlungen war, 1517 nach Kanton. Schon 1512 hatte Francisco Serrão Verbindungen mit den Molukken angeknüpft; indem sich die Portugiesen in die Streitigkeiten der Eingeborenen mischten, erwarb ihr Geschwaderführer Antonio de Brito hier rasch Einfluß und gründete 1522 auf Ternate eine Festung. In ihren Plänen störte sie dabei in unangenehmer Weise das kleine spanische Geschwader des am 27. April auf Matan gefallenen Magalhães, das am 8. November 1521, nachdem es den Stillen Ozean durchkreuzt hatte, vor Tidor erschien und Ansprüche des Königs von Spanien auf die Molukken geltend machte.

Im allgemeinen war es schon damals klar, daß die Portugiesen unmöglich imstande sein würden, das neuentdeckte ungeheure Ländergebiet auszunutzen oder gar zu kolonisieren. Von einer wirklichen Unterwerfung auch nur der Küstenländer der größeren Inseln ist nie die Rede gewesen. Ein großer Teil der vorhandenen Kräfte mußte auf die Behauptung Malakkas und die Niederhaltung der kleinen malaiischen Raubstaaten verwandt werden; andere nahmen die Kriege mit China in Anspruch. Namentlich der Malaienfürst von Bintang bedrohte mit seiner zahlreichen Flotte beständig die portugiesischen Besitzungen an der Straße von Malakka und bedrängte seit 1523 die Kolonie, bis man 1527 seine Hauptstadt zerstörte. Auch die Stellung der Portugiesen auf den Molukken war unsicher genug, da sich der spanierfreundliche Staat Tidor feindselig zeigte. Mit dem Staate Sunda im westlichen Java hatte man 1522 Handelsbeziehungen angeknüpft, aber nicht die Erlaubnis zur Ansiedelung erhalten. Auf Sumatra, wo Menangkabau schon 1514 von Portugiesen besucht wurde, erkannten einige Kleinstaaten die Oberherrschaft Portugals an; Atschin dagegen wahrte seine Selbständigkeit, und mit Borneo versuchte man erst 1530 in Verkehr zu treten.

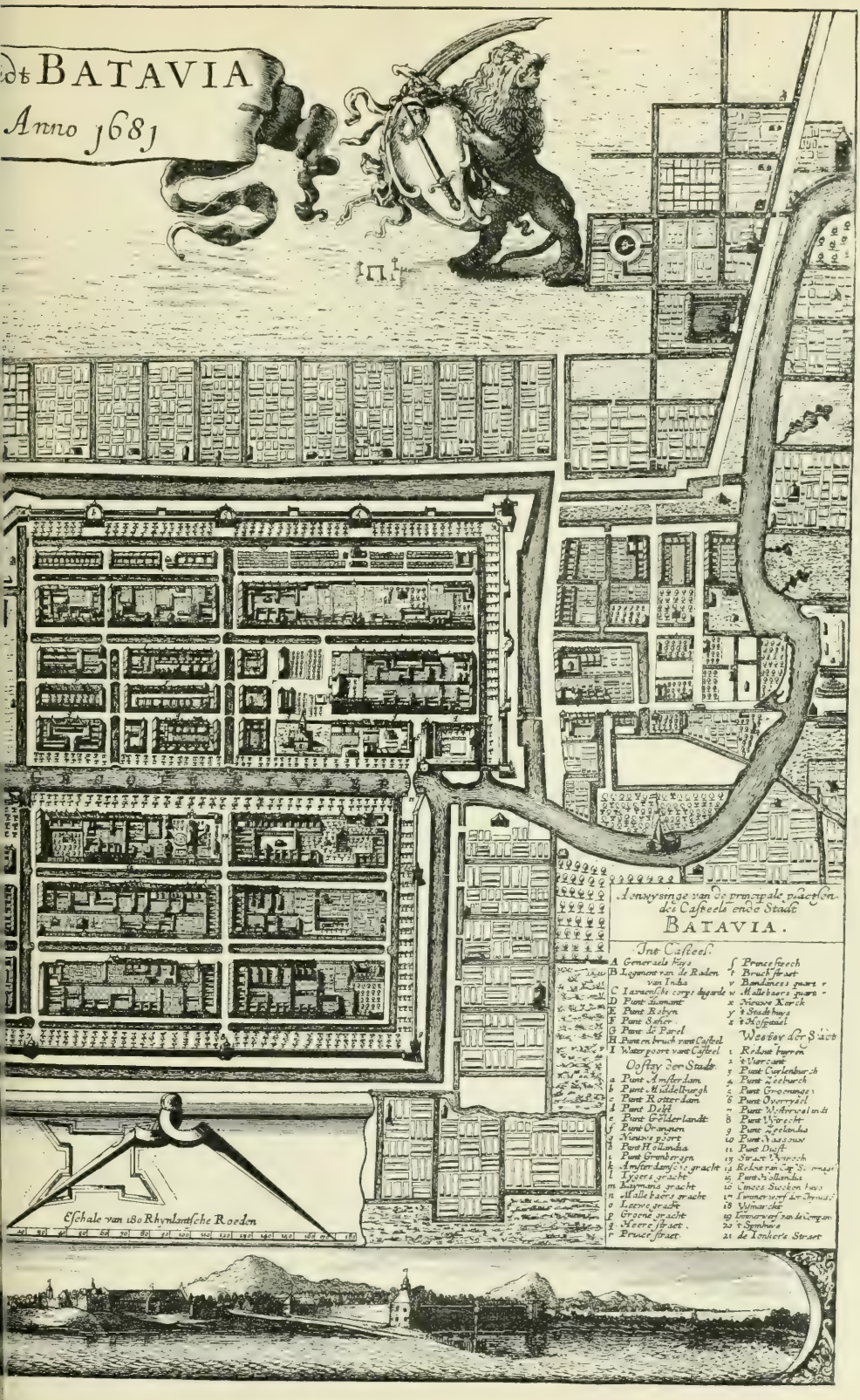
In demselben Jahr entstanden neue Verwirrungen auf den Molukken, da die Übergriffe der Portugiesen, die den König von Ternate gefangen setzten, auch das Volk dieses Bundesgenossen erbitterten; als der neue Oberbefehlshaber Gonzalo Pereira überdies den Nelkenhandel für ein Monopol der portugiesischen Regierung erklärte, ließ ihn die Königin ermorden, und auch das Leben der übrigen Portugiesen schwebte in der äußersten Gefahr. Nur mit Mühe wurde damals der Friede wiederhergestellt. Neue Unruhen waren wohl die Schuld jener verderbten Rotte von Abenteurern, die auf den Inseln im Namen des Königs von Portugal die Herrschaft führten, sich die zügellosesten Ausschweifungen gestatteten und durch Streitigkeiten untereinander ihr Ansehen untergruben. Der Statthalter Tristão de Taide brachte es dahin, daß sich sämtliche Fürsten der Molukken gegen ihn verbanden (1533); erst sein Nachfolger Antonio Galvão beendete den Krieg mit leidlichem Glück und stellte das Ansehen Portugals auf den Gewürzinseln wieder her. Seine Verwaltung war unbedingt die Blütezeit der dortigen portugiesischen Herrschaft. Später begannen die Kämpfe von neuem; sie führten um 1580 schließlich zum Abzuge der Portugiesen aus Ternate und zu ihrer Niederlassung in Tidor. So beschränkte sich der Einfluß der Portugiesen auf Teile der Molukken und auf einige Gebiete an der Straße von Malakka. Indonesien war in der Hauptsache nur das Durchgangsland für den chinesisch-japanischen Handel, der sich anfangs ebenso vielversprechend entwickelte wie die ostasiatische Mission. Die Hauptstation dieses Handels war und blieb Malakka, trotz seiner gefährdeten Lage zwischen malaiischen Seeräuberstaaten und dem mächtigen Atschin auf Sumatra.

Die Geschichte der spanischen Kolonisation im Malaiischen Archipel fällt fast ganz mit der Geschichte der Philippinen zusammen; man vergleiche daher Seite 562—565.



Plan von Batavia a

Nach einem Kupferstich in der Königl



dem Jahre 1681.

t öffentlichen Bibliothek zu Dresden.

β) Die Niederländer.

Die portugiesische Herrschaft in Indonesien war so wenig dauernd wie die in Vorderindien. Am Ende des 16. Jahrh. begannen die beiden Völker, die die reiche Erbschaft antraten, Niederländer und Engländer, ihre ersten Handels- und Kolonisationsversuche in den indischen Meeren; insbesondere mußten die Holländer infolge ihres Krieges mit Spanien, der den vorher so blühenden Handel mit den amerikanischen Kolonien lahmlegte, neue Gebiete ihrer Tätigkeit aufsuchen. Ihr Blick wandte sich nach Indien, wo Portugal, durch die Vereinigung mit Spanien (1580) eher geschwächt als gefördert, einer ungeheuren Ländermasse umsonst seinen Einfluß aufzuzwingen suchte; selbst ohne sofort in feindseligen Wettbewerb mit dem portugiesischen Handel zu treten, hofften die holländischen Kaufleute, noch unerschlossene Gebiete anzutreffen, deren Ausbeutung reichen Gewinn versprach. Die erste holländische Flotte ging 1595 unter Cornelis de Houtman von Texel aus unter Segel und ließ 1596 vor Bantam, der wichtigsten Handelsstadt Javas, die Anker fallen; damit war, obwohl diese erste Expedition infolge der üblen Eigenschaften des Führers wenig Glück im Verkehr mit den Eingeborenen hatte, für weitere Unternehmungen die Bahn gebrochen. In den nächsten Jahren entstand eine Menge kleiner Handelsgesellschaften, die sich gegenseitig zugrunde zu richten drohten, als sie endlich unter der Mitwirkung Oldenbarnevelds und des Prinzen Moritz 1602 zu einer großen Gesellschaft verbunden wurden, der „Allgemeinen Niederländischen Vereinigten Ostindischen Kompanie". Diese Kompanie, nicht der niederländische Staat, erwarb alsbald Besitzungen im Malaiischen Archipel und herrschte seit 1632 souverän darüber.

Die Kompanie gründete eine feste Niederlassung in Bantam, dessen Fürst Entgegenkommen zeigte, und übernahm die bereits bestehenden Handelsunternehmungen in Ternate, Amboina und Banda, deren Dasein übrigens beweist, daß auch die Holländer sofort ihren Teil am Gewürzhandel gewonnen hatten. Infolgedessen kam es 1603 bereits zu Kämpfen auf den Molukken, wobei die Eingeborenen, durch den Druck der Portugiesen und Spanier erbittert, sich auf die Seite der Holländer schlugen. Plan kam indessen erst in die Unternehmungen der Kompanie, als 1609 die Stelle eines Generalgouverneurs, dem der „Rat von Indien" zur Seite stehen sollte, geschaffen und damit eine Art selbständiger Regierung im Archipel eingerichtet wurde. Die Spanier erlitten jetzt eine gründliche Niederlage. Und als an ihrer Stelle die Engländer erschienen und in Wettbewerb mit der Kompanie traten, fanden sie sich in dem Generalgouverneur Jan Pieterszoon Coen einem Manne gegenüber, der, allen Gefahren gewachsen, die Vorherrschaft der Niederländer endgültig befestigte. Vergebens suchten die Briten mit Hilfe des Sultans von Bantam Einfluß auf Java zu gewinnen; Coen schlug seine Gegner, verlegte die holländische Niederlassung nach Dschakatra, gründete dort 1619 den nunmehrigen Mittelpunkt der niederländischen Macht, Batavia (s. die beigeheftete Tafel), und zwang das auf diese Weise in seinem Handel schwer geschädigte Bantam zur Nachgiebigkeit. „Wir haben Fuß gefaßt und Macht gewonnen im Lande Java", schrieb Coen an die Direktoren der Kompanie. „Seht und erwägt, was guter Mut vermag!" Zu seinem Schmerze ließ die holländische Regierung aus Rücksichten der europäischen Politik die Engländer von neuem im Archipel zu, was zu vielfachen Wirren und endlich zur Hinrichtung einer Anzahl Engländer führte, die sich angeblich der niederländischen Forts auf Amboina hatten bemächtigen wollen. Coens ganze Tatkraft war nötig, um 1628 das von den Javanern belagerte Batavia zu halten; sein Tod, der in demselben Jahr erfolgte, war ein schwerer Schlag für die holländische Macht.

Indessen war nunmehr der Einfluß der Kompanie genügend befestigt, um kleinere Erschütterungen zu überstehen. Die Portugiesen waren nach und nach völlig zurückgedrängt und hatten auch den ostasiatischen Handel so gut wie ganz aufgegeben: die Engländer fanden in Vorderindien ein Feld ihrer Tätigkeit, und die Spanier behaupteten zwar die Philippinen, verzichteten aber 1663 endgültig auf die Molukken. Java und die Gewürzinseln waren die Stützpunkte der holländischen Macht, die unter dem Generalgouverneur Anton van Diemen (1636—45) ihre höchste Blüte erreichte: damals wurde Malakka erobert, mit den Fürsten von Java ein freundschaftliches Einvernehmen hergestellt und Batavia in jeder Weise vergrößert und befestigt. Nicht lange darauf sicherte man den Seeweg nach Ostindien durch Anlegung einer Station am Kap der Guten Hoffnung und einer anderen auf Mauritius; diese Insel erhielt ihren Namen nach Prinz Moritz von Oranien. Daneben aber trat der Krämergeist der Handelsgesellschaft häßlich zutage in allerlei Maßregeln zur Aufrechterhaltung des Gewürzmonopols in den Molukken; diese hatten für die eingeborene Bevölkerung die traurigsten Folgen.

Allmählich schenkte man auch den bisher weniger beachteten Inseln des Archipels größere Aufmerksamkeit, besonders als 1662 Formosa an die Chinesen verloren ging. Die Versuche, auf Borneo Fuß zu fassen, hatten anfangs wenig Erfolg; dagegen entstanden an verschiedenen Küstenpunkten Sumatras Faktoreien, und 1667 unterlag der Fürst von Makassar auf Celebes, mit dem sich die Kompanie vorteilhaft verständigte. Auch in Java wuchs der Einfluß der Holländer beständig; 1684 wurde Bantam gedemütigt, und die Engländer zogen endgültig aus Java ab. Doch fehlte es auch in der späteren Zeit nicht an schweren Kämpfen.

Wie alle die großen souveränen Handelsgesellschaften der Entdeckungszeit, so erfreute sich auch die Niederländisch-Ostindische Kompanie keiner dauernden Blüte. Die alte Unternehmungslust ging zurück: knausernde Kleinlichkeit machte sich breit und wirkte entsittlichend auf die Beamten der Kompanie ein, denen ohnehin die Gefahr ihres Dienstes und das tropische Klima zur Entschuldigung mancher Ausschreitung dienten. Der Generalgouverneur Diederik Durven mußte 1731 wegen unerhörter Schändlichkeiten nach kaum zweijähriger Wirksamkeit abberufen werden, ohne daß nach seiner Entfernung die Zustände merklich besser wurden. Die Mißwirtschaft, unter der gerade die in den Städten angesiedelten chinesischen Kaufleute und Arbeiter am meisten litten, brachte auf Java diesen an und für sich unzuverlässigen Teil der Bevölkerung endlich zum offenen Aufstande. Während die Chinesen die Umgebung von Batavia unsicher machten, griffen die Bürger zu den Waffen und metzelten auf Geheiß des Generalgouverneurs Adrian Valckenier alle in der Stadt befindlichen Chinesen nieder (Oktober 1740). Doch erst nach langwierigen Kämpfen wurden die Empörer, die sich mit javanischen Fürsten verbündet hatten, völlig niedergeworfen.

Die Macht der Kompanie beruhte im Grunde nur auf ihren eifersüchtig bewachten Handelsmonopolen: sie fühlte einen Schlag gegen diese aufs empfindlichste. Mit berechtigter Sorge beobachtete man deshalb in Holland, daß die Engländer, deren Seemacht sich zur ersten der Welt entwickelte, ihre Tätigkeit wieder auf Ostindien richteten und nicht nur auf dem Festlande, sondern auch auf Sumatra und den Molukken in Wettbewerb mit der Kompanie traten, indem sie alle Gegenvorstellungen mit schlecht verhüllten Drohungen beantworteten. Dieser frischen Tatkraft war das verrottete Beamtentum der niederländischen Gesellschaft in keiner Weise gewachsen: während einzelne sich bereicherten, sanken die Einnahmen der Kompanie, und alle Überschüsse mußten für die unaufhörlichen Kämpfe mit den malaiischen Seeräubern und ähnliche kostspielige Zwecke geopfert werden. Gegen Ende des 18. Jahrh.

mußten die Generalstaaten durch Entsendung einer kleinen Kriegsflotte der hilflosen souveränen Kompanie beispringen. Als aber die Niederlande nach ihrer Umwandlung in die „Batavische Republik" (1795) mit England in Krieg gerieten, war das Schicksal der Kompanie besiegelt: sie fiel als ein mittelbares Opfer der französischen Revolution. Zunächst ging das Kapland, dann Ceylon nebst allen vorderindischen Besitzungen verloren; bald fiel auch Malakka, später wurden Amboina und Banda genommen. Nur Ternate widerstand. Java, von den Engländern vorläufig nicht angegriffen, war bald nahezu der einzige Rest des vorher so ausgedehnten Reiches der Kompanie, die sich, von Schulden bedrängt und durch die politischen Zustände der Heimat vollends geschwächt, nur noch durch verzweifelte Mittel einige Jahre halten konnte: 1798 wurde sie aufgelöst, und die „Batavische Republik" übernahm 1800 ihre Besitzungen.

Die Umwandlung der Republik in ein Königreich von Napoleons Gnaden (1806) und die Besetzung Hollands (1810) hatten weitere verhängnisvolle Folgen für die ostasiatischen Besitzungen; die Engländer bemächtigten sich der nunmehr französisch gewordenen Kolonien vollends und rüsteten 1811 als letzten Schlag eine Expedition gegen Java aus: sie gelang vollkommen. Batavia fiel ohne Widerstand, und das kleine niederländische Heer, das noch kurze Zeit in der Nähe der Hauptstadt standhielt, ergab sich. England ergriff Besitz von den holländischen Kolonien, schaffte die Monopole ab und eröffnete, nunmehr alleinige Herrscherin, den freien Handelsverkehr. Indessen führten die überstürzte Einführung der Reformen und andere ungeeignete Maßregeln bald zu allerlei Kämpfen und Verwirrungen, die die englische Regierung ihres neuen Besitzes wenig froh werden ließen. Nach Napoleons Sturz erhielten die Niederlande durch den Londoner Vertrag vom 13. August 1814 die ihnen entrissenen Kolonien, mit Ausnahme des Kaplandes und Ceylons, zurück; 1816 übernahmen die niederländischen Kommissare zu Batavia die Regierung aus den Händen des englischen Befehlshabers. Trotzdem führten die Engländer bald darauf mittelbar einen schweren Schlag gegen die niederländische Kolonie, indem sie ihren seit 1786 bestehenden Besitzungen auf Malakka 1819 durch Kauf die Insel Singapur hinzufügten und hier in kurzer Zeit einen Welthandelsplatz emporblühen ließen. Vor allen litt darunter Batavia, dessen Bevölkerung bald auf die Hälfte der bereits erreichten Zahl sank.

Die Aufhebung der Kompanie und die englischen Reformen hatten gründlich Bresche in das engherzige Monopolsystem gelegt, und die niederländische Regierung mußte wohl oder übel den veränderten Verhältnissen Rechnung tragen. Indessen war das kleine Holland schon aus wirtschaftlichen Gründen nicht imstande, sich dem freien englischen Handelssystem zuzuwenden, auf unmittelbare Staatseinkünfte teilweise zu verzichten und dafür die mittelbaren Erfolge des ungehinderten Verkehrs zu erwarten; die Kolonien mußten sich nicht nur selbst nebst einem angeworbenen Kolonialheer erhalten, sondern auch Überschüsse liefern. So wurde das Gewürzmonopol auf den Molukken wieder eingeführt, wenn auch in gemilderter Form und mit geringerem Erfolg als früher, da inzwischen auch an anderen Punkten der Tropenwelt der Gewürzbau eingeführt worden war. Die Haupteinnahmen aber hatte die geduldige Bevölkerung Javas aufzubringen, die seit 1830 nach einem vom Generalgouverneur Jan van den Bosch entworfenen Plane (Cultuurstelsel) zum Frondienst in den Plantagen der Regierung herangezogen und außerdem durch schwere Steuern bedrückt wurde. Von äußeren Feinden wurden die niederländischen Besitzungen fortan nicht mehr bedroht; aber das Kolonialheer hatte noch manchen Aufstand zu bekämpfen oder neue Gebiete für Holland zu erobern. Die wirkliche Herrschaft über den Indischen

Archipel ist den Niederländern erst nach und nach und in sehr verschiedener Weise zugefallen. Auf Sumatra und Borneo übten sie lange Zeit nur auf die Küsten einen mehr oder minder entschiedenen Einfluß aus, während das Innere ihnen teilweise noch heutigestags den Gehorsam versagt: ja selbst die Küsten haben ihnen genügend zu schaffen gemacht, wie die verzweifelten Kämpfe mit Atschin beweisen. Fast überall ließ man zunächst die einheimischen Fürsten im Besitz ihrer Würde, nahm aber doch vielfach und nicht immer ungern einzelne Gebiete unter unmittelbare Verwaltung. Eine ausgezeichnete Erziehung ihrer Kolonialbeamten sicherte besonders die Erfolge der Holländer.

Ein großer innerer Umschwung der Verhältnisse hat 1868 begonnen. Die unerträglich gewordene Lage der Eingeborenen auf Java und vielleicht mehr noch die Erkenntnis, daß trotz alles Zwanges zur Arbeit die Erträge der Regierungsplantagen nicht den Erwartungen entsprachen, führten zur Aufhebung der Frondienste und des ungesunden Raubbaues: sicherlich hat der Kampf, den der niederländische Dichter und ehemalige Kolonialbeamte Eduard Douwes Dekker (Multatuli) seit 1859 gegen die Mißbräuche der Verwaltung geführt hatte, zu diesem Erfolge mit beigetragen, obwohl seine Angriffe lange wirkungslos blieben. Das Kaffeemonopol blieb freilich, etwas verändert, bestehen; auch der Grundsatz, die Eingeborenen auf eigene Faust arbeiten zu lassen und ihnen dann zwangsweise den Ertrag zu sehr mäßigem Preis abzukaufen, ist noch immer in Geltung, da nun einmal das Gleichgewicht der indischen Finanzen gewahrt werden muß. Daß man überhaupt auf das javanische Fronsystem ohne allzu schwere Bedenken verzichten konnte, liegt darin begründet, daß die Entfaltung des Tabakbaues auf Sumatra (seit 1864) und des Kaffeebaues auf Celebes neue Einnahmequellen erschloß. Darum fiel 1873 endlich auch das unzeitgemäße Gewürzmonopol auf den Molukken, ohne die Staatsfinanzen allzusehr zu erschüttern.

In sehr gründlicher Weise wurde die wissenschaftliche Durchforschung des Gebietes angebahnt und betrieben. Jedenfalls sind die holländischen Besitzungen jetzt in vieler Beziehung musterhaft; und trotz aller Fehler zeigt auch die frühere Entwickelung, wie es einem kleinen europäischen Volke glücken kann, eine unendlich größere Zahl beweglicher Asiaten zu beherrschen und dem eigenen Nutzen dienstbar zu machen.

E. Die einzelnen Teile Indonesiens in ihrer geschichtlichen Sonderentwickelung.

a) Java.

Java ist bei weitem nicht die größte Insel des Archipels, wohl aber die am genauesten bekannte — schon F. W. Junghuhn (1819—66; s. die Abbildung S. 550) widmete ihm seine berühmte Monographie — und fruchtbarste, so daß sie eine gewaltige Volkszahl zu ernähren vermag, und die zugänglichste, vom Handel deshalb am frühesten und liebsten aufgesucht. Freilich hat die Kultur nur an der verhältnismäßig flachen, hafenreichen Nordküste leicht Wurzel gefaßt, während die steile, nach einem in alter Zeit kaum befahrenen Meere hinausblickende Südküste niemals Bedeutung erlangt hat. Die von einer mächtigen Vulkanreihe durchzogene, langgestreckte Insel zerfällt in eine Anzahl von Landschaften, in denen sich unabhängige politische Gebilde entwickeln konnten.

Abgesehen von geringen Spuren einer negritoähnlichen Bevölkerung ist Java ursprünglich von echten Malaien bewohnt. Eine zuverlässige ältere Geschichte der Insel gibt es nicht, da die immer noch unsichere Geschichtsschreibung erst in der islamischen Zeit einsetzt. So sind wir zunächst auf die Nachrichten anderer Völker und auf die Reste von Bauwerken und Inschriften angewiesen, die in reicher Zahl auf der Insel noch vorhanden sind. Jedenfalls ist

Java seit langem der Kulturmittelpunkt und in gewissem Sinn auch der politische Mittelpunkt des Archipels gewesen und hat bis heute diese Stellung behauptet.

Die ältesten Nachrichten über Java gehen auf die indischen Kaufleute zurück, die ungefähr seit dem Beginn unserer Zeitrechnung in Verkehr mit der Insel standen. Daß die Inder sich gerade Java zuwandten, das ihnen durchaus nicht am nächsten lag, hat wohl nur darin seinen Grund, daß dort bereits Anfänge festerer Staatengebilde bestanden, deren Herrscher den Kaufleuten Schutz gewährten, und deren Bewohner bereits die Stufe ursprünglichster Bedürfnislosigkeit überwunden hatten. Indem die Inder ihre Kultur nach Java verpflanzten und den Fürsten Gelegenheit gaben, mit Hilfe des Handels Macht und Reichtum zu mehren, trugen sie wesentlich zur Befestigung der Verhältnisse bei. Als eine sagenhafte Verkörperung dieser Einflüsse ist der am Anfange der einheimischen Überlieferung stehende Adji Schaka aufzufassen, der um 78 n. Chr. nach Java gekommen sein soll, weshalb auch mit diesem Jahre die javanische Zeitrechnung beginnt: er brachte die Kultur und die Religion, ordnete das Staatswesen, gab Gesetze und führte die Schrift ein. Die javanische Sagengeschichte nennt auch den Namen einiger von der Hindukultur beeinflußten Reiche: Mendang Kamulan soll Ende des 6. oder Anfang des 7. Jahrh. schon Bedeutung erlangt haben; 896 soll die Dynastie von Dschangala und 1158 die von Padschadscharam (Padschadsiran) gefolgt sein.

Die ersten Einwanderer auf Java sind, wie sich aus Inschriften und Ruinen ergibt, Verehrer Wischnus gewesen, denen später erst Buddhisten folgten. In Westjava, unweit von dem heutigen Batavia, hat man die ältesten Hinduspuren entdeckt; hier muß zwischen 400 und 500 n. Chr. ein Reich bestanden haben, dessen Herrscher sich bereits der neuen Kultur und Religion zuneigte. Vielleicht schon damals erschienen auch die ersten Buddhisten auf der Insel. Wichtige Inschriften aus dem Anfange des 7. Jahrh. melden uns von einem westjavanischen Fürsten Aditja Dharma, einem begeisterten Buddhisten und Herrscher eines Reiches, das auch Teile des benachbarten Sumatra umfaßte; er besiegte einen javanischen Herrscher, Schiwaraga, dessen Name schon auf einen Anhänger der brahmanischen Lehre schließen läßt, und erbaute einen prächtigen Palast in einem nicht mehr festzustellenden Orte Javas. Um einen Glaubenskrieg scheint es sich übrigens bei dem Zusammenstoße nicht gehandelt zu haben, sondern um eine rein politische Fehde. Aus chinesischen Quellen erfahren wir, daß es damals ein Reich Java gab, dem 28 kleinere Fürsten untertänig waren, und daß 674 ein Weib, Sima, auf dem Throne saß: vermutlich umfaßte dies Reich, dessen Hauptstadt ursprünglich weiter im Osten lag, die mittleren Teile der Insel, war also nicht mit dem des Aditja Dharma identisch.

Jedenfalls erstarkte der Buddhismus, unterstützt durch eine lebhafte Einwanderung aus Vorderindien, um diese Zeit rasch, namentlich in den mittleren Gebieten Javas, während im Osten und vielleicht auch im Westen der Brahmanismus standhielt. Im 8. und 9. Jahrh. blühten buddhistische Reiche, deren Macht und Glanz sich aus den großartigen Resten von Bauwerken, vor allem der Tempelruinen in den mittleren Teilen der Insel, und aus zahlreichen Inschriften erraten läßt. Die Tatsache, daß 813 von Java Negersklaven aus Sansibar als Geschenk an den chinesischen Hof geschickt wurden, beweist die Ausdehnung des damaligen javanischen Handelsverkehrs. Dürfen wir nach den Resten der Tempel auf die Bedeutung der Staaten schließen, so muß das Reich von Boro-Budur alle übrigen übertroffen haben, bis es — wahrscheinlich am Ende des 10. Jahrh. — zugrunde ging. Schon nach dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts scheinen Tempel und Inschriften im mittleren Java

kaum mehr errichtet worden zu sein, was auf gründlichen Verfall der staatlichen Kräfte deutet. Damit endete auch das goldene Zeitalter des Buddhatums.

Gleichzeitig rückte der Schwerpunkt der politischen Macht nach dem Osten der Insel. Inschriften aus dem 11. Jahrh. berichten von einem König Erlanga, dessen väterliches Reich in der Gegend des heutigen Surabaja gelegen haben muß; durch glückliche Kriege unterwarf er sich einen großen Teil Javas und scheint 1035 auf der Höhe seiner Macht gestanden zu haben. Sein echt malaiischer Name spricht für den einheimischen Ursprung seiner Familie; aber der indischen Kultur war er durchaus zugeneigt, wie sich aus der Zunahme sanskritischer Inschriften im östlichen Java seit dem Anfang des 11. Jahrh. schließen läßt.

Franz Wilhelm Junghuhn. Nach einem Amsterdamer Bildnis.
Vgl. Text S. 548.

Die nächsten Jahrhunderte sind verhältnismäßig dunkel, was mit einem gewissen Rückgang des indischen Handels und damit auch des Kultureinflusses zusammenhängen mag, aber auch in der Zersplitterung Javas in zahlreiche Kleinstaaten seinen Grund hat. Trotz dieser Zersplitterung mißlang 1293 der Versuch des Mongolenherrschers Kublai, Java zu besetzen; nur ein Teil des Ostens wurde ausgeplündert. Dort bestanden unter anderen die Reiche Pasuruan, Kadiri und Surabaja, von denen das erstere allmählich an Bedeutung verlor. Die Staaten im mittleren Java traten anscheinend den östlichen gegenüber in den Hintergrund; das änderte sich erst, als die Verbindung mit Vorderindien um 1400 wieder lebhafter wurde und infolgedessen die Reiche Solo und Semarang aufblühten.

Dies neue hinduistische Zeitalter, in dem sich nunmehr der Brahmanismus wieder geltend machte, wirkte indessen auch auf den Osten belebend ein: hier erhob sich das Reich Modjopahit (Madschapahit, Madschaput) zu gewaltiger Macht; im Westen war damals das Reich Padschadscharam die Vormacht. Als Gründungsjahr Modjopahits oder richtiger des ihm vorangehenden Reiches Tumapel geben javanische Überlieferungen 1221 (nach der Schaka-Rechnung: 1144) an, als ersten Herrscher Ken A(ng)rok, der als König den Namen Rajasa annahm und 1247 (Schaka: 1169) gestorben sein soll. Das Reich Modjopahit im engeren Sinn ist wohl erst 1278 entstanden; erster König war Kertarajasa. Modjopahit ist das bekannteste der älteren javanischen Reiche, da es nahezu bis zum Eintreffen der Europäer bestand und in einem Seitensprößling die Zerstörung durch den Islam, der um 1400 seinen Einzug hielt, überdauerte.

Modjopahits Geschick ist typisch für die eigentümlichen Verhältnisse des Malaiischen Archipels und aller seetüchtigen Küsten- und Inselstaaten: es hat niemals den Versuch gemacht, die Insel Java völlig zu unterwerfen und zu einem Einheitsstaat umzubilden, sondern es hat seine Herrschaft auf den Küsten der benachbarten Inseln geltend gemacht — genau wie Schweden zeitweilig die Küsten der Ostsee beherrschte, ohne Norwegen sich anzugliedern, oder wie England schon längst die französischen Küsten beanspruchte, ehe es Schottland dem britischen Reiche hinzufügte: an die altgriechischen Kolonien, an Karthago oder an Oman sei nur beiläufig erinnert. Im Westen Javas blieb immer ein starkes Reich bestehen, das zeitweilig Modjopahit in arge Bedrängnis brachte. Das Vorgehen Modjopahits war natürlich nur möglich, wenn der Staat über eine beträchtliche Flotte verfügte: diese soll 1252 die malaiische Hauptstadt Singapur zerstört haben. Den größten Umfang erlangte das Reich unter dem kriegslustigen König Ankawidschaja, der um 1390 den Thron bestieg und 36 kleinere Staaten unterworfen haben soll. Sicher hatte das Reich Besitzungen auf Sumatra und siedelte javanische Kolonisten dort an, auch die Südküste Borneos stand teilweise unter seinem Einfluß; wahrscheinlich haben die Javaner, die sich nachweislich auf den Molukken niederließen, dort ebenfalls politische Bedeutung gewonnen. Die Insel Bali im Osten Javas bildete meist einen unmittelbaren Bestandteil Modjopahits. Im übrigen war das Reich kein wirklicher Einheitsstaat, sondern übte mehr die Oberhoheit über zahlreiche Kleinstaaten aus, die sich gern wieder selbständig machten. Ein großer Krieg zwischen West- und Ostjava, der keine entscheidenden Folgen hatte, entbrannte 1403 und führte sogar zur Einmischung chinesischer Truppen.

Trotz allen Glanzes nagte an der Blüte der hinduistischen Staaten von Anfang an ein verderblicher Wurm. Der mächtige Aufschwung des Arabertums hatte seit Jahrhunderten arabische Kaufleute ins Land geführt, die sich endlich, wie früher die vorderindischen, dauernd niederließen und hier und da im Archipel, besonders bei den Malaien auf Malakka und selbst unter den chinesischen Händlern dem Islam Anhänger gewannen. „Der orientalische Kaufmann", sagt Conr. Leemans, „ist ein Mann von ganz anderem Schlag als der europäische. Während dieser immer nach seiner Heimat zurückzukehren strebt, verlängert der Orientale seinen Aufenthalt, siedelt sich leicht vollständig an, nimmt ein Weib des Landes und entschließt sich ohne Schwierigkeit, sein Vaterland niemals wiederzusehen. Er verschmilzt mit der einheimischen Bevölkerung und überträgt auf sie Teile seiner Sprache, seiner Religion, seiner Sitten und Bräuche." Es lag im Charakter der Heldenzeit des Islam, daß die arabischen Kaufleute nach mehr strebten als nach reichem Handelsgewinn; sie suchten auf dem Wege der religiösen Bekehrung zur Herrschaft zu gelangen. Wie es scheinen will, haben sie gerade das Reich Modjopahit, die hinduische Vormacht, schon früh als Hauptziel ihrer Tätigkeit betrachtet.

Der verhältnismäßig schwache Widerstand der buddhistischen und der brahmanischen Lehre erklärt sich zum Teil wohl daraus, daß beide nur bei den höheren Klassen wirkliches Verständnis fanden, während das Volk höchstens an Äußerlichkeiten hing; ein chinesischer Berichterstatter aus dem Anfang des 15. Jahrh. nennt die Eingeborenen Javas kurzweg Teufelsanbeter, stellt sie also den ihm wohlbekannten chinesischen oder hinterindischen Buddhisten durchaus nicht gleich. Nach der Überlieferung soll es zuerst gelungen sein, dem Islam in den Besitzungen Modjopahits auf Sumatra zum Siege zu verhelfen und auf diesem Weg Einfluß unter den Großen des Reiches zu gewinnen. Eine javanische Erzählung vom Sturze Modjopahits läßt nur vermuten, daß ein Aufstand der dem Islam gewonnenen Untertanen 1478 dem damaligen Herrscher, Bromidschojo, den Thron gekostet hat. Die treugebliebenen Brahmanisten zogen sich auf die Insel Bali zurück, behaupteten von hier aus noch längere Zeit einen Teil der Ostküste Javas und hinderten wenigstens, als dies nicht mehr möglich war, das Eindringen des Islam auf Bali. Dem Siege des Islam in Modjopahit folgte bald genug der in den übrigen Teilen der Insel. Immerhin suchte noch 1522 der Herrscher von Bantam den Schutz der Portugiesen gegen die Mohammedaner zu erlangen — zu spät: als zwei Jahre danach eine portugiesische Flotte erschien, war der wichtige Handelsplatz in islamischen Händen. Da die Bekehrungen in den einzelnen Gebieten Javas zu verschiedenen Zeiten erfolgten und meist mit Aufständen verbunden waren, so entstand zunächst eine Menge kleiner Staaten, unter denen Padschang und Damak die mächtigsten waren: auf der Insel Madura, deren Schicksal immer aufs engste mit dem Javas verknüpft war, gab es allein drei selbständige Reiche.

Etwa 100 Jahre nach dem Triumphe des Islam wandelten sich diese Verhältnisse. Nach und nach hatten sich die Fürsten von Mataram zu immer höherer Macht emporgeschwungen, während ihr Land ursprünglich nur eine Provinz Padschangs gewesen war; zuletzt hatten sie sich den Osten und die Mitte der Insel größtenteils unterworfen. Im Westen war dagegen das nunmehr islamische Bantam noch immer die Vormacht; mit ihm knüpften seit 1596 die Holländer Verbindungen an, die auf die Dauer nicht zum Vorteil Bantams ausschlugen. Die Gründung Batavias und die Einmischung der Engländer führten alsbald zu kriegerischen Verwickelungen; aber es gelang nicht, die Holländer wieder von der Insel zu vertreiben. Natürlich geriet die niederländische Handelskompanie auch mit dem aufstrebenden Reiche von Mataram in Streit. Der „Susuhunan" (Sultan) Agong von Mataram wollte auch den Westen Javas unterwerfen und trug den Holländern ein Bündnis an, fand aber bei den vorsichtigen Kaufleuten kein Entgegenkommen und machte infolgedessen zweimal (1628 und 1629) den Versuch, sich Batavias zu bemächtigen. Nach seinem Tode schloß sein Sohn Ingologo (1645—70) einen Friedens- und Freundschaftsvertrag mit der Kompanie (1646); da die Holländer vorläufig ihre Besitzungen auf Java nicht zu erweitern suchten, blieb der Friede längere Zeit erhalten. Doch Ingologos Nachfolger, der Susuhunan Amang Kurat, rief die Hilfe der Holländer zuerst gegen einen buginesischen Freibeuter an, der sich in Surabaja niedergelassen hatte: er wurde vertrieben; ebenso erlag ein aufständischer Prinz, Truna Dschaja, dem Angriff der holländischen Flotte. Die Kompanie ließ sich im Vertrage von Dschapara (1677) durch Abtretungen von Land und Erleichterung des Handels die geleistete Hilfe teuer bezahlen.

Allein die Verwickelungen waren noch nicht zu Ende. Truna Dschaja ergriff aufs neue die Waffen gegen Amang Kurat, vertrieb ihn aus seiner Hauptstadt und wählte Kadiri zur Residenz des Reiches, das er zu begründen im Begriff stand. Indes die Entscheidung lag in den Händen der Holländer, und diese wollten das alte Herrschergeschlecht auf dem Thron erhalten, schon deshalb, weil der vertriebene Fürst sich zu ganz anderen Bedingungen bequemen mußte als der siegreiche Nebenbuhler. Sie schlugen den Usurpator und setzten den Sohn des inzwischen verstorbenen Amang Kurat ein; eine kleine niederländische Garnison blieb zu seinem Schutz in der Hauptstadt. Der Tod des Susuhunan veranlaßte 1703 heftige Streitigkeiten über die Nachfolge: wieder mußte sich natürlich der mit Hilfe der Kompanie siegreiche Thronbewerber, Paku Buwono, durch Abtretungen und Zugeständnisse aller Art dankbar bezeigen (1705); übrigens dauerten die Kämpfe noch eine Zeitlang fort. Auch fernerhin konnten die Susuhunan von Mataram nur durch die beständige Unterstützung der Holländer den Zerfall ihres Feudalreiches verhüten. Die Verwirrung erreichte ihren Gipfel, als durch den Aufstand der Chinesen 1740 die Macht der Kompanie selbst tief erschüttert wurde. Der damalige Susuhunan sowohl als die Fürsten von Bantam und Tscheribon begünstigten den Aufruhr, während sie Ergebenheit für die Kompanie heuchelten; die Folge war, daß der Susuhunan sich nach der Niederwerfung der Chinesen zu neuen Abtretungen verstehen mußte und insbesondere auf seine Herrschaft über die Insel Madura verzichtete. Nach dem Verluste der Küste wurde das Reich Mataram immer mehr zu einem Binnenstaat und infolgedessen immer machtloser den seemächtigen Holländern gegenüber. Die Residenz wurde damals nach Solo (Surakarta) verlegt.

Je größeren Einfluß indessen die Kompanie auf das Reich Mataram gewann, desto mehr sah sie sich in die unaufhörlichen Aufstände und Erbfolgekriege hineingezogen, die nun einmal in Mataram herkömmlich waren. Von 1749—55 tobte ein Krieg, den endlich eine Teilung

des Reiches entschied: der Susuhunan Paku Buwono III. erhielt den östlichen Teil mit der Hauptstadt Surakarta, sein Nebenbuhler Mangku Bumi den Westen mit Dschokdschokarta als Residenz, während ein dritter Prätendent mit geringen Zugeständnissen abgefunden wurde (Verträge von 1755 und 1758). Neben den beiden aus dem alten Mataram gebildeten Staaten bestanden im Westen noch die Reiche Bantam und Tscheribon, beide in völliger Abhängigkeit von der Kompanie, die tatsächlich bereits den größten Teil Javas in Besitz hatte.

Unter den nunmehrigen Verhältnissen hörten die größeren Kämpfe auf; aber bei der schlechten Verwaltung der Kompanie und den Bedrückungen der Eingeborenen blieben kleinere Unruhen an der Tagesordnung. Der endliche Zusammenbruch der Kompanie und das wechselnde Schicksal der Niederlande um 1800 vermehrten naturgemäß die Unordnung auf Java, und die Reformen, die General Herman Willem Daendels 1808 endlich durchführte, kamen vorläufig zu spät: England bemächtigte sich 1811 der Insel (bis 1816). In dieser Zeit wurde der Rest der Gebiete von Bantam und Tscheribon weggenommen und den beiden Sultanen nichts als eine Pension und der leere Titel gelassen. So waren nur noch der Susuhunan von Surakarta und der Sultan von Dschokdschokarta als halbselbständige Herrscher übriggeblieben, beide übrigens zur Strafe für ihren Widerstand gegen die Engländer aufs neue in ihrem Gebiete beschränkt und durch Garnisonen in ihren Hauptstädten beobachtet.

Mit der abermaligen Besitznahme Javas durch die Holländer beginnt für die Insel eine neue, im allgemeinen aber kaum glücklichere Zeit. Die engherzigen Handelsbeschränkungen der alten Kompanie lebten zwar nur in gemäßigter Form wieder auf, und indem die Regierung für möglichst ausgedehnten Anbau von Nutzpflanzen sorgte, erhöhte sie nicht nur ihre Einnahmen, sondern beförderte auch die Zunahme der Bevölkerung und des allgemeinen Wohlstandes; um so härter aber lastete nunmehr der Druck der Frondienste auf den Eingeborenen. Aufstände kamen deshalb noch mehrfach vor; einer endigte mit der Verbannung des unzufriedenen Exsultans von Bantam (1832). Gefährlicher war eine frühere Erhebung, die 1825 in Dschokdschokarta unter der Führung des illegitimen Prinzen Dhigo Negoro gegen den Generalgouverneur Godard van der Capellen ausbrach; zu ihrer Bewältigung (1830) trugen, wie schon in früheren Fällen, die Truppen der den Holländern ergebenen Fürsten von Madura wesentlich bei. Obwohl dieser Aufstand manche Schwäche der niederländisch-indischen Regierungsweise bloßlegte, erfuhr diese erst seit 1868 eine gründlichere Umgestaltung (vgl. oben, S. 548); die Frondienste der Eingeborenen wurden endlich so gut wie ganz abgeschafft und ein gerechteres Verwaltungssystem eingeführt. Im übrigen hat Java, seitdem die niederländische Regierung auch den anderen Inseln des Malaiischen Archipels ihre Aufmerksamkeit mit Erfolg zugewandt hat, seine Vorrangstellung im indonesischen Kolonialreiche nicht mehr ganz behaupten können.

b) Sumatra.

Bei weitem größer als Java, aber von ähnlichem langgestreckten Bau, erhebt sich Sumatra in seinem Inneren zu ausgedehnten Hochebenen mit verhältnismäßig kühlem Klima; die Ostküste ist flacher und zugänglicher als die Westküste, der sich eine Reihe kleiner Inseln vorlagert. In seiner geschichtlichen Stellung wird Sumatra durch seine Lage zur Straße von Malakka und dem indischen Festland einerseits, zu Java anderseits bestimmt. Im ethnographischen Sinn aber ist es ein echtes Malaienland und wahrscheinlich der Ausgangspunkt der nach Westen gerichteten alten Wanderzüge. Im Inneren hat sich in den Battak (s. die Abbildung S. 535) ein Volk erhalten, das, von mancherlei Kultureinflüssen

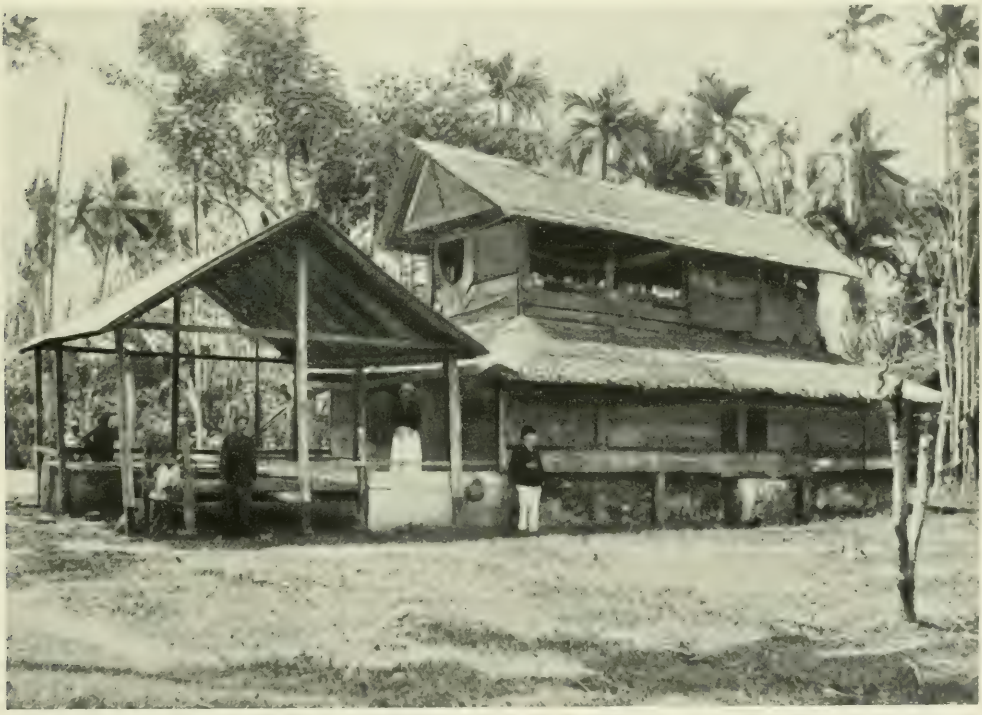
durchsetzt, dennoch einen großen Teil seiner ursprünglichen Eigenart bewahrt und die von außen gekommenen Glaubenslehren zurückgewiesen hat.

Mit Vorderindien mag Sumatra, seiner Lage entsprechend, früher als Java in Verbindung getreten sein, da wahrscheinlich die reichen Pfeffergebiete an der Straße von Malakka zuerst einen geregelten Handelsverkehr veranlaßten. Diesen Verhältnissen entspricht es durchaus, daß die Gebiete an der Nordspitze (das heutige Atschin; s. die beigeheftete Tafel „Häuser in Atschin") am frühesten Spuren hinduischen Einflusses und somit auch die Anfänge eines geordneten Staatslebens zeigen; von hier aus verbreitete sich dieser Einfluß weiter nach dem Binnenlande, wo er in Spuren bei den Battak noch heute deutlich nachzuweisen ist. Als ältere Reiche der Nordspitze werden Poli und Sumatra genannt; die Hauptstadt des letzteren, östlich vom heutigen Atschin gelegen, hat der ganzen Insel den Namen gegeben. Haben sich in Java mehr die Kultur und die Religion der Hindu Geltung verschafft, während die politische Macht in der Hauptsache doch in den Händen der Eingeborenen blieb, so scheinen in Nordsumatra die eingewanderten Vorderinder völlig an die Spitze des Staatswesens getreten zu sein und ein Lehnreich ganz im indischen Stile geschaffen zu haben. Dieses Reich, dessen Hauptstadt Pasir war, umfaßte zeitweilig einen großen Teil der Küsten Sumatras.

Während so im Norden die indische Kultur Wurzel schlug und in den mittleren Gebieten das Reich Menangkabau ihr wohl ebenfalls die staatliche Organisation verdankte, begann sie mittelbar auch auf den Süden zu wirken, wo nach chinesischen Berichten bereits im 5. Jahrh. ein Staat vorhanden war. Die geographische Lage hat das südliche Sumatra immer zu einer gewissen Abhängigkeit von dem volkreichen und mächtigen Java verurteilt. Schon in der ersten hinduischen Zeit Javas hatte ein Fürst Besitzungen auf beiden Seiten der Sundastraße (S. 549). Später mögen sich die Bewohner Südsumatras größerer Selbständigkeit erfreut haben, da genauere Nachrichten über Beziehungen zwischen den beiden Inseln fehlen, abgesehen von chinesischen Notizen über Kriege zwischen Westjava und Südsumatra im 10. Jahrh. Um 1377 wurde das südliche Sumatra, dessen Herrscher bei China Hilfe suchten, von den Javanern erobert; zeitweilig gehörte es zu Modjopahit. Palembang wurde damals von javanischen Kolonisten gegründet; wie gerade hier der Islam seine ersten Anhänger fand und dem Reiche Modjopahit verhängnisvoll wurde, ist auf S. 551 erzählt.

Der Islam brachte auch im Norden den Hinduismus zu Fall. Anfang des 13. Jahrh. erschienen die ersten Prediger der neuen Lehre an der Straße von Malakka und gewannen auf die Malaien im engeren Sinne, die aus Sumatra stammten und die Halbinsel Malakka mit den vorgelagerten Inseln beherrschten, zuerst Einfluß. In Atschin (Atjeh) selbst dagegen siegten sie erst zu Anfang des 16. Jahrh., also später als im östlichen Java. Allerdings scheint die politische Herrschaft der Hindu schon früher zusammengebrochen zu sein und einheimischen Dynastien Platz gemacht zu haben. Ali Moghajat Schah war nach glaubwürdiger Überlieferung der erste mohammedanische Sultan von Atschin; die völlige Neuordnung des Staates scheint Alo ed-Din al-Kahar (1530—52) durchgeführt zu haben, der auch ein battakisch hinduistisches Reich eroberte, das der neuen Lehre im Norden noch widerstand. In der folgenden Zeit schwang sich Atschin empor und wurde natürlich bald in die Kämpfe mit hineingezogen, die an der Straße von Malakka zwischen Portugiesen und Malaien fast unaufhörlich wüteten; atschinische Flotten und Heere erschienen mehrmals vor Malakka und machten den erfolglosen Versuch, die Stadt den Portugiesen zu entreißen.

Als die Niederländer die Erbschaft der Portugiesen antraten, übernahmen sie auch



Häuser in Atschin.

Nach J. Jacobs, Het Familier-en Kamponglevenop Groot-Atjeh (Leiden 1894).

das feindselige Verhältnis gegen Atschin. Anfangs freilich schien alles gut zu gehen: die Holländer wandten ihre Aufmerksamkeit mehr Java und den Molukken zu und begnügten sich, 1602 eine Art Handelsvertrag mit Atschin abzuschließen und 1669 sich einen Gebietsstreifen zur Anlage von Faktoreien abtreten zu lassen; inzwischen ging auch infolge innerer Unruhen die Macht Atschins bedeutend zurück. Je mehr sich indessen das Interesse für Sumatra belebte, desto klarer wurde es, daß das anfangs gering geschätzte Atschin ein gefährlicher, kaum zu bezwingender Gegner sei. So wurde es seit der Mitte des 19. Jahrh. der bedenklichste Stein im Spiele der holländischen Kolonialpolitik. Eine Dynastie arabischen Ursprungs, deren erster Herrscher, Machmud Schah, 1760 den Thron bestieg, nahm den Kampf mit den Holländern entschlossen auf. Durch den Londoner Vertrag vom 17. März 1824 war Atschin zwar als souveräner Staat anerkannt worden; aber es stellte sich allmählich heraus, daß ein freier Malaienstaat mit seiner unvermeidlichen Begünstigung oder Duldung der Seeräuberei an einer so gefährlichen Stelle wie der Straße von Malakka nicht länger bestehen durfte. Gegen die Zusage der Abtretung seiner Besitzungen in Westafrika erhielt deshalb Holland 1870 die Vollmacht, nach Gutdünken gegen Atschin zu verfahren. Verhandlungen mit dem Sultan führten zu keinem Ergebnis.

Der Krieg, der am 25. März 1873 begann, gestaltete sich unerwartet schwierig und verlustreich, nicht nur wegen des zähen Widerstandes der Bevölkerung (24. Januar 1874 Erstürmung des Sultanpalastes durch die Niederländer unter Generalleutnant J. van Swieten), sondern vor allem wegen der ungünstigen Beschaffenheit des Schauplatzes und des ungesunden Klimas. Erst 1879 konnte das Land als unterworfen gelten, beanspruchte aber noch immer eine ungewöhnlich große Besatzung und hat erst im Jahre 1896 wieder durch einen Aufstand gezeigt, auf wie unsicheren Füßen hier die holländische Herrschaft steht

Im Süden Sumatras hatten die Holländer von Java aus schon früh Einfluß gewonnen, so auf Lampong, das dem javanischen Reiche Bantam Tribut zahlte. Das wichtigste Reich, Palembang, nach der Zerstörung Modjopahits wohl kurze Zeit selbständig, wurde aber von den aus Java stammenden Geding Souro 1544 erobert und erhielt so eine javanische Dynastie, die bis 1649 regierte; darauf hatte eine neue Linie den Thron bis 1824 inne. Die Holländer hatten bereits 1618 eine Faktorei in der Nähe der Stadt Palembang gegründet. Die Ereignisse nahmen nun den üblichen Verlauf. Nachdem 1662 die Eingeborenen fast die ganze Besatzung niedergemetzelt hatten, zerstörte eine niederländische Flotte 1664 die Stadt Palembang; der eingeschüchterte Sultan schloß einen günstigen Handelsvertrag, der bis 1811 in Geltung blieb. Neues Interesse für die Holländer, die inzwischen einmal einen Bürgerkrieg beendeten, erlangte Palembang, als 1710 auf der zu diesem Reiche gehörenden Insel Ban(g)ka reiche Zinnlager entdeckt wurden; die Kompanie sicherte sich durch einen besonderen Vertrag sogleich einen Teil des Gewinnes. Das im allgemeinen freundliche Verhältnis zwischen den Holländern und Palembang hörte auf, als 1811 nach der Besetzung Javas durch die Engländer auf Befehl des Sultans die ganze Besatzung der holländischen Faktorei zu Palembang auf scheußliche Weise ermordet wurde. Die Engländer unternahmen eine Strafexpedition, ohne doch gründlich Ordnung schaffen zu können; ebensowenig gelang dies nach der Rückgabe der ostindischen Besitzungen (1816) den Holländern, bis sie 1823 Palembang ihrem Kolonialreich als Provinz einverleibten.

Kleine Staaten an der Westküste erwähnt bereits Marco Polo. Von den neueren Reichen stand Benkulen (Bangkahulu) seit 1685 unter englischem Einfluß und kam erst am 13. August 1814 an Holland. Die der Westküste vorliegenden Inseln, namentlich Nias, enthalten zum Teil eine Bevölkerung, die nur wenig von fremden Kulturwirkungen aufgenommen hat und in ihren Sitten an die alten Zeiten des wanderlustigen Malaientums erinnert.

c) Borneo.

Die größte Insel des Malaiischen Archipels, Borneo, hat bisher bei weitem nicht eine ihrem Umfang entsprechende Bedeutung erlangt. Ein Blick auf die geographische Beschaffenheit der plump gebauten, fast an allen Seiten von feuchten, ungesunden Tiefländern umgebenen Insel erklärt dieses Schicksal; ja, Borneo hätte wohl noch weniger die Aufmerksamkeit der Seevölker auf sich gezogen, hätte nicht sein Reichtum an Gold und Diamanten so unwiderstehlich gelockt. Und so wenig anziehend die Beschaffenheit der Rieseninsel für fremde Besucher ist, so wenig gibt sie auch ihren Bewohnern die Neigung zu Seefahrt, Wanderungen und Handelsverkehr. Das Kernvolk Borneos, die Dajak (s. die untenstehende Abbildung) ist in der Hauptsache ein echtes Binnenvolk, das wenig Beweglichkeit gezeigt und seine alten Sitten zäh bewahrt hat.

Befestigtes Haus eines dajakischen Distriktsvorstehers in Tumbang Hiang, am linken Ufer des Kapuas auf Borneo. Aus „Globus“ (Jahrgang 1907).

Im Inneren der Insel ist von Staatenbildungen größeren Stils keine Rede; nur die Küsten, von fremden Völkerwogen bespült, zeigen die Anfänge staatlicher Gebilde, die wieder viel mehr durch ihre Lage zu den anderen Inseln des Archipels und zu den Hauptwegen des Seeverkehrs bestimmt sind als durch die gemeinsame Grundlage ihres Daseins. Für den Bewohner der Nordküste wäre es z. B. in älterer Zeit ein weit geringeres Wagnis gewesen, die Häfen Chinas zu besuchen, als ein Dutzend Meilen ins Innere der eigenen Insel einzudringen oder gar bis zur Südküste zu wandern. Für die Südküste der Insel war die Nähe Javas von entscheidender Bedeutung: seine hinduistischen Reiche unterwarfen oder beeinflußten die nächstgelegenen Gebiete Borneos, wie außer unmittelbaren geschichtlichen Nachrichten mancherlei Reste von Bauten und Götterbildern beweisen. Besonders empfing Modjopahit Tribut vom Reiche Bandschermassing und anderen Staaten an der Südküste; selbst nach dem Zerfall des brahmanistischen Staates unterhielten die islamischen Fürsten auf Java noch eine Zeitlang dieses Verhältnis. Die Sagengeschichte der Einwohner deutet nach derselben Richtung, wenn sie erzählt, daß der aus Java eingewanderte Vorderinder Lembong Mangkurat Bandschermassing gegründet habe.

Zur Zeit des Falles von Modjopahit war Bandschermassing der mächtigste Staat auf Borneo. Das verdankte er der höheren Kultur, die, durch eine starke javanische Einwanderung

hervorgerufen, natürlich auch hinduische Glaubensformen übertrug. Nach der Sage gründete im 14. Jahrh. ein Königssohn von Modjopahit eine hinduistische Dynastie, die bis Pangeran Samatra, den ersten islamischen Herrscher, 13 Fürsten zählte; die Tochter Pangeran Samatras war mit einem Dajak vermählt, dem Stammvater einer neuen Dynastie. Der Umstand, daß Bandschermassing dem islamischen Staate Demak auf Java zinspflichtig wurde, während Sukkadana und Landak, die anderen Hauptstaaten der Südküste, in Abhängigkeit von dem ebenfalls islamischen Bantam kamen, begünstigte die Einführung des mohammedanischen Glaubens, der um 1600 zuerst Wurzel faßte. Dennoch ist die Erinnerung an Modjopahit nicht erloschen: die meisten Fürstenfamilien der Südküste leiten ihre Abstammung von seinem Herrscherhause her.

Im Norden kann dagegen in älterer Zeit der chinesische Einfluß nicht ganz gering gewesen sein; noch heute werden chinesische Porzellangefäße, die offenbar durch alte Handelsbeziehungen auf die Insel gekommen sind, von den Dajak des Inneren hoch geschätzt. Durch den Handel mit China mögen auch die ältesten auf Borneo erwähnten Reiche erstarkt sein, Polo im Norden und Puni an der Westküste: im 14. Jahrh. allerdings stand auch Puni unter javanischem Einflusse. Neben den Javanern haben die Malaien im engeren Sinne großen Einfluß auf Borneo geübt, dessen Küsten schon früh ein Lieblingsziel ihrer Fahrten und Siedelungen geworden sind. Ihnen verdankt der Hauptstaat der Nordküste, Brunei, seine Entstehung, deren Zeit freilich nicht mehr genau festzustellen ist; vielleicht ist er einfach eine Fortbildung des alten Reiches Polo. Wahrscheinlich sind schon vor ihrer Bekehrung zum Islam, die in der Mitte des 13. Jahrh. erfolgte, malaiische Einwanderer nach Brunei gekommen. Vorübergehend gewann auch Modjopahit Einfluß auf Brunei; als indessen die ersten Europäer das Land besuchten, war es ein mächtiges und völlig selbständiges Reich, das zeitweilig seine Macht über die Sulu-Inseln und bis zu den Philippinen ausgedehnt hat. Der erste Krieg mit den Spaniern entstand 1577, weitere Zusammenstöße folgten. Andere malaiische Staaten an der Westküste waren Pontianak, Matan, Mongama usw. Auch Bandschermassing, Sukkadana und Landak sind wohl ursprünglich von Malaien begründet und erst nachträglich unter javanische Botmäßigkeit gekommen.

Von Osten her haben die Bugi von Celebes auf den Küsten Borneos neue Heimstätten gesucht und ebenfalls eine Anzahl kleiner Reiche gegründet, deren Dasein ursprünglich auf Handel und Seeraub beruhte. Alle diese Einwanderungen haben natürlich die Folge gehabt, daß die Küstenbevölkerung Borneos ein unentwirrbares Durcheinander der verschiedensten Bevölkerungsbestandteile ist, daß die eingeborenen Dajak sich mit Malaien, Javanern, Chinesen, Bugi usw. zu den mannigfachsten Mischungen verbunden haben. Welches Teilchen die Führung hat, beruht zuweilen auf Zufall. In den Minenbezirken des Reiches Sambas im westlichen Borneo hatten sich z. B. seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. Chinesen in so großer Zahl niedergelassen, daß sie dem malaiischen Sultan vollkommen über den Kopf wuchsen und erst 1854 von der holländischen Regierung unterdrückt werden konnten.

Von den Europäern suchten zuerst die Portugiesen (seit 1521) mit Borneo Beziehungen anzuknüpfen; indes haben sie wenig erreicht, obwohl sie selbst noch 1690 einen Versuch machten. Inzwischen hatte die Holländisch-Ostindische Kompanie 1606 eine Faktorei in Bandschermassing eröffnet, die Pfeffer und Goldstaub ausführte, aber infolge der schwankenden und oft feindseligen Haltung des Sultans ebenfalls nicht recht gedeihen wollte und endlich, nachdem 1638 und 1669 die holländischen Beamten und Kaufleute ermordet worden waren, aufgegeben werden mußte. Nunmehr erschienen 1698 die Engländer auf dem Plan, anfangs

mit gutem Erfolge, bis sie die Zerstörung ihrer Faktorei 1707 von weiteren Unternehmungen abschreckte. Der Sultan von Bandschermassing wollte indessen trotz seines treulosen Benehmens durchaus nicht auf die Vorteile des europäischen Handels verzichten, sondern wandte sich abermals an die Holländische Kompanie. Erst 1733 entschloß sich diese zu einem neuen Versuch. Seitdem sind die Beziehungen trotz mannigfacher Mißhelligkeiten nicht wieder dauernd abgebrochen worden. Ihr entscheidendes Eingreifen in einen Krieg um die Thronfolge verschaffte der Kompanie 1787 die Souveränität über Bandschermassing und damit den größten Teil der Südküste von Borneo sowie das ersehnte Monopol des Pfefferhandels. Während der Besetzung Javas durch die Engländer verstand sich der damalige Sultan zu weiteren Zugeständnissen, die seit dem 1. Januar 1817 den Holländern zugute kamen; in diese Zeit fällt auch der abenteuerliche Versuch des Engländers William Hare, in Südborneo ein selbständiges Reich zu gründen. Durch neue Verträge und durch die Kriege, die sie 1850—54 an der West-, 1859—62 an der Südküste führten, haben die Holländer ihre Macht ausgedehnt und befestigt. Bandschermassing selbst wurde, als die Einmischung der Holländer in die Thronfolge 1852 einen Aufstand hervorgerufen hatte, 1857 seiner Dynastie beraubt und 1864 völlig einverleibt. Ein neuer Aufstand 1882 hat an diesen Verhältnissen nichts geändert.

Im angehenden 19. Jahrh. war das Sultanat Brunei an Macht bedeutend zurückgegangen; als nun 1839 ein Aufstand in der Provinz Sarawak tobte, nahm der dortige Statthalter das Anerbieten des Engländers Brooke, ihm zu Hilfe zu kommen, mit Freuden an. James Brooke, am 29. April 1803 zu Bandel in Bengalen geboren, hatte damals den Plan gefaßt, aus Privatmitteln eine Kolonie auf Borneo zu begründen, erschien im Juni 1839 mit seiner Mannschaft an der Küste und besiegte in der Tat die Gegner des Sultans, der ihm aus Dankbarkeit 1840 die Statthalterschaft von Sarawak übertrug und ihn 1842 förmlich mit der Provinz belehnte. Da Brooke kein gewöhnlicher Abenteurer, sondern eine edle und charaktervolle Natur war, so bedeutete seine Verwaltung einen wirklichen Segen für das zerrüttete Land. Als sich der Sultan mißtrauisch zeigte, stützte sich der Radschah Brooke nunmehr auf England, zwang den Sultan 1846, die Insel Labuan an die Briten abzutreten, und machte sich endlich, nachdem er verschiedene Aufstände der Malaien und Chinesen unterdrückt hatte, vollkommen selbständig. Er starb 1868 zu Barraton in England; auf dem Throne von Sarawak, der seit 1888 unter dem Schutze der britischen Regierung steht, folgte ihm sein Neffe Sir Charles Johnson Brooke als zweiter Radschah.

Der Nordosten Borneos (Sandakan) wurde seit 1878 nach Begründung einer Handelsgesellschaft (die königliche Bestätigung der „British North Borneo Company“ datiert erst vom 1. November 1881) von Großbritannien aus besetzt, während 1888 das benachbarte Sultanat Brunei dem Gouverneur der Straits Settlements unterstellt wurde.

d) Celebes.

Die vierte Hauptinsel des Archipels, Celebes, ist von ganz anderem Charakter als Borneo: statt plumper Umrisse finden wir hier reichste Gliederung, statt mächtiger Tiefebenen gebirgige Halbinseln und tief einschneidende Golfe. Wenn dennoch die Insel nicht in dem Maße den Verkehr an ihre Ufer gelockt hat, wie man das nach diesen günstigen natürlichen Verhältnissen vermuten sollte, so liegt das wohl daran, daß die naheliegenden gewürzreichen Molukken die Aufmerksamkeit immer ablenkten. Celebes, obwohl fruchtbar und nicht gerade arm an Erzen und Edelmetallen und deshalb jetzt ein wertvolles Besitztum, entbehrt doch jener Reizmittel, die dem Kaufmanne raschen und glänzenden Gewinn

versprechen. Aber wenn auch die Insel deshalb noch nicht entsprechend aufgeschlossen ist, so hat sie doch um so mehr auf einen Teil der Bewohner selbst gewirkt, sie auf die See hinausgewiesen und zu beweglichen Räubern, Händlern und Staatengründern gemacht. Dadurch hat Celebes für den östlichen Malaiischen Archipel eine ähnliche Bedeutung gewonnen wie Malakka für den westlichen.

Celebes ist von den alten Bewohnern des Archipels nicht als einheitliches Gebiet betrachtet worden. Die nördliche Halbinsel mit ihrer ursprünglichen Alfurenbevölkerung hat nichts zu tun mit den südlichen Teilen, die Makassaren und Bugi bewohnen. Im übrigen ist Celebes ein echtes Malaienland, wenn auch bei den Alfuren manches darauf deutet, daß eine Zumischung dunkelfarbiger Menschen stattgefunden hat: ob es sich freilich dabei um kleinwüchsige negritoartige Urbewohner oder um eingewanderte Papua handelt, läßt sich vorläufig nicht entscheiden. Bugi und Makassaren sind ungemischte Malaien, die auch in ihrem ganzen Wesen wohl mit am meisten jenen verwegenen Seefahrern malaiischer Rasse ähneln mögen, die Polynesien und Madagaskar bevölkert haben.

Angesichts der Tatsache, daß die Hauptmasse der Bevölkerung noch immer in zahlreiche kleine Stämme zerfällt, die wenig Neigung zeigen, miteinander zu verschmelzen, wird man das Entstehen größerer staatlicher Gebilde auf Celebes nicht allzuweit zurückverlegen dürfen. Die Überlieferung weiß im Süden noch zu berichten, wie die Heiligtümer einzelner Ortschaften, von denen Auswanderer nach anderen Punkten der Insel zogen, zuerst einen gewissen Zusammenschluß kleiner Stämme vermittelten oder zunächst wenigstens den Zerfall der an Volkszahl und Gebiet zunehmenden verhinderten; die Häuptlinge der einzelnen Ortschaften erkannten den Besitzer des ältesten und mächtigsten Zaubermittels als ihren Oberherrn an, vereinigten sich von Zeit zu Zeit zu Ratsversammlungen in seinem Dorf und veranlaßten so die Entstehung größerer Staaten. Gerade in Celebes mag sich dieser Vorgang verhältnismäßig am ungestörtesten und ohne Beihilfe von Fremden vollzogen haben; selbst der Hinduismus dürfte nur in schwachen Spuren nach der Insel gedrungen sein, wie unter anderem das Fehlen von Sanskritwörtern in den ursprünglichen Dialekten der Bugi beweist. Befehdeten sich vor der Bildung von Staaten die kleinen Stämme beständig, so wurden nachher diese Kämpfe noch in vergrößertem Maßstabe fortgesetzt, abwechselnd mit blutigen Streitigkeiten innerhalb der noch unfertigen Reiche: die Jahrbücher von Makassar erwähnen es z. B. als seltenes Ereignis, daß einmal einer seiner Fürsten eines natürlichen Todes starb. Die Vormacht unter den Makassaren war Goa, später Makassar, unter den Bugi dagegen Boni. Von Boni aus haben sich die Bugi nach und nach weithin über die Küsten der ostmalaiischen Inseln verbreitet und zum Teil neue Staaten begründet.

Die Portugiesen berührten Celebes zum erstenmal 1512. Schwerlich haben die damaligen Reiche auf der Insel seit langer Zeit bestanden; denn wenn auch 39 Fürsten aufgezählt werden, die bis 1809 nacheinander den Thron innegehabt hätten, so war doch während der wilden und blutigen früheren Zeit die durchschnittliche Regierungsdauer sicher nicht bedeutend. Demnach dürfte unter der Voraussetzung, daß die Überlieferung selbst leidlich zuverlässig sei, der Staat Makassar erst nach 1400 entstanden sein. Die Portugiesen suchten erst 1540 auf der Insel Fuß zu fassen, indem sie eine Faktorei in Menado errichteten; indessen erreichten sie ebensowenig, wie später Versuche der Engländer und Dänen glückten. Nur die Holländer, seit 1607 auf Celebes aufmerksam, hatten schließlich Erfolg.

Inzwischen aber hatte der Islam die Insel erreicht: 1603 trat der Fürst von Makassar nebst seinem Volke zu der neuen Lehre über. Die großen Gedanken dieser Weltreligion begünstigten wie gewöhnlich den Aufschwung des Landes, so daß der Einfluß des Reiches Makassar in der nächsten Zeit bedeutend wuchs, bis es zur unbestrittenen Vormacht

im südlichen Celebes wurde. Vor allem kam es mit dem Bugistaate Boni zu wiederholten Kämpfen, da das Volk des demokratisch organisierten Reiches den Islam nicht annehmen wollte und zunächst mit seinem Fürsten an der Spitze, dann aber, als dieser zum mohammedanischen Glauben übergetreten war, im Gegensatze zu ihm die neue Lehre bekämpfte. Indem sich der Sultan von Makassar in diese Streitigkeiten einmischte, glückte ihm 1640 die Unterwerfung Bonis, dessen Schicksal dann zahlreiche Kleinstaaten teilten. Das seemächtige Makassar unterwarf auch teilweise die Küsten von Sumbawa und Butung (Buton); aber bald erkannte es, daß die Zeit für einheimische Großstaaten im Archipel vorüber war.

Die Zerstörung einer holländischen Faktorei auf Butung zwang die Ostindische Kompanie zum Einschreiten: dabei stützte sie sich auf das besiegte, aber noch immer unruhige Boni, dessen flüchtige Herrscherfamilie freundliche Aufnahme bei den Holländern gefunden hatte. Bald mußte der Sultan von Makassar seine Eroberungen aufgeben und den Thron von Boni einem Schützling der Holländer, Radschah Palaka, überlassen, der nun von 1672 an Boni zur herrschenden Macht in Südcelebes erhob. Nach seinem Tode (1696) fiel ein Teil seines Reiches der Kompanie als unmittelbares Besitztum zu. Obwohl die Holländer bei dem alten Hasse zwischen Makassar und Boni stets ihre Rechnung fanden, so führten doch ihre Versuche, ihre Herrschaft weiter auszubreiten, zu häufigen und schwierigen Kämpfen, bis die vorübergehende englische Besetzung der Insel 1814—16 und die daraus entstehenden Wirren auch hier neue Verhältnisse herbeiführten. Ein Krieg mit den Fürsten von Südcelebes endete 1825 mit dem Siege der Holländer. Schon damals wäre es um die Selbständigkeit der Staaten völlig geschehen gewesen, hätte nicht der Aufstand auf Java (S. 553) die Aufmerksamkeit abgelenkt. So wurde erst nach neuen Kämpfen 1856 und 1859 ihre Angliederung an das niederländisch-ostindische Kolonialreich durchgeführt.

Die Geschichte von Nord-Celebes fällt eher mit der des molukkischen Archipels zusammen. Als größere politische Einheit ist der Staat Menado zu nennen. Nachdem sich die nördliche Halbinsel, insbesondere das Bergland der Minahassa als vorzügliches Kaffeegebiet herausgestellt hat, herrscht hier der europäische Einfluß um so mehr, als der Islam noch keinen Boden gewonnen hatte. Ein Teil der Bewohner der Minahassa hat das Christentum angenommen — eine seltene Ausnahme im niederländischen Ostindien. Die östliche kleinste Halbinsel von Celebes hat ebenfalls unter molukkischem Einflusse gestanden.

e) Die Molukken.

Wie Java im westlichen, so sind die Molukken (s. die beigeheftete Tafel) im östlichen Malaiischen Archipel der Brennpunkt der mittleren und neueren Geschichte. In der älteren Zeit freilich, als Muskatnüsse und Nelken noch keine fremden Schiffe angelockt hatten, ist vermutlich die molukkische Inselgruppe weniger hervorgetreten; kleine Stämme und Dorfgemeinschaften mögen sich gegenseitig bekämpft, ihre Kriegs- und Raubfahrten auch nach Celebes und Neuguinea ausgedehnt haben, und diese Besuche werden nicht unerwidert geblieben sein. Der Gewürzhandel steigerte alsdann den Reichtum und die Macht gewisser Orte derart, daß sie größere Teile des Archipels unter ihre Botmäßigkeit bringen konnten. Als ältestes Reich gilt Tschilolo auf der nördlichen Halbinsel Halmaheras; 1540 ist es von Ternate einverleibt worden. Der chinesische Einfluß auf die Molukken war wohl sehr gering, da die Inseln in den chinesischen Annalen vor dem 15. Jahrh. kaum erwähnt werden.

Die Portugiesen trafen bei ihrer Ankunft zwei größere Reiche an, Ternate und Tidor(e), beide ursprünglich aus kleinen Inselortschaften entstanden, in ihren Hauptorten

Häuser der Eingeborenen auf den Molukken.

Nach K. Martin, Reisen in den Molukken (Leiden 1894).

Erklärung zu den umstehenden Abbildungen.

Das obere Bild zeigt ein Haus von Honitetu in West-Seran mit Eingeborenen. Unter dem Dachrande eines ähnlichen Hauses von Nuniali an der Nordküste von West-Seran hängen die Schädel von 48 Erschlagenen.

Das untere Bild gewährt uns den Anblick einer Häusergruppe in Waümangi auf Buru. Dahinter stehen Bambusbüsche, im Vordergrunde ist ein Stück des Versammlungsplatzes zu sehen.

dicht benachbart: in feindseliger Nebenbuhlerschaft strebten sie einander zu verdunkeln. Die Bevölkerung dieser Staaten war wohl bereits damals sehr gemischt; zu der vermutlich ältesten Bevölkerung, den Alfuren, die besonders auf Halmahera und Seram (Ceram) größtenteils ihre Unabhängigkeit bewahrt hatten, traten an den Küsten Malaien, Bugi und die Abkömmlinge anderer am Gewürzhandel beteiligten Völker: der Javaner, die früher den Transport der Gewürze nach ihrer eigenen Insel fast ausschließlich besorgt zu haben scheinen, der Araber, wahrscheinlich auch der Chinesen und der Hindu. Von Ternate wissen wir, daß 1322 der siebente Herrscher den Thron bestiegen hat; zu seiner Zeit sollen Javaner und Araber besonders stark eingewandert sein. Ternate und Tidor waren echte Küsten- und Inselstaaten, flottenmächtig, aber ohne ausgedehnte Besitzungen auf Halmahera und Seram. Da ihre Macht durchaus auf dem Gewürzhandel beruhte, bewarben sich die Fürsten beider Staaten um die Gunst der Portugiesen, die ja zuerst als Kaufleute erschienen; als Ternate dabei siegte, warf sich der Herrscher von Tidor den Spaniern in die Arme, die damals mit ihren Ansprüchen auf die Molukken hervortraten. Die Gewalttaten der Portugiesen führten zu vielen Aufständen und Kämpfen.

Die ersten Holländer erschienen 1599 und errichteten eine kleine Ansiedelung auf Banda; indes dauerte es noch ein halbes Jahrhundert, ehe sie sich genügend sicher fühlten, um das Monopol des Gewürzbaues und -handels völlig an sich zu reißen. Die Sultanate von Ternate und Tidor, die teilweise selbst Küstengebiete auf Celebes und Neuguinea beherrschten, ließ man bestehen, nahm aber die eigentlichen Gewürzinseln, also vor allem Amboina (seit 1605) und Banda, in eigene Verwaltung. Da eine Überwachung aller Inseln nicht möglich schien, beschloß die Ostindische Kompanie, nur an gewissen Orten den Anbau der Nelken und Muskatnüsse zu dulden, sonst aber überall die Gewürzbäume auszurotten.

Diese Absicht war nur durch einen Krieg durchzusetzen, der 1621 die Bevölkerung der Bandainseln so gut wie vernichtete, so daß nunmehr die Kompanie Sklaven einführen und dadurch die Überwachung schärfer gestalten konnte. Da jedoch durch Vögel die Samen der Gewürzbäume beständig nach anderen Inseln verschleppt wurden, unternahm man alljährlich „Hongiefahrten", um nötigenfalls mit Waffengewalt die jungen Pflanzungen auf unerlaubtem Boden zu zerstören, und brachte dadurch unsägliches Elend über die Inseln. Diese traurigen Zustände, deren Urheber der Statthalter Arnold de Vlaming war, dauerten bis zur englischen Besetzung (1810) und wurden auch nachher, obwohl in milderer Form, wieder erneuert. Erst 1824 wurden die Hongiefahrten abgeschafft, erst 1873 aber die letzten Reste des Gewürzmonopols aufgehoben und die Plantagen an Privatunternehmer verkauft.

Während so die kleinen Gewürzinseln eine bewegte Geschichte hatten, blieben die Hauptinseln lange vernachlässigt. Allmählich gewannen aber die Niederländer auch auf die kulturarmen Alfuren Einfluß, von denen die auf Seram wohnenden in eigentümlichen, aus reinen Männerverbänden hervorgegangenen Geheimbünden organisiert sind.

f) Die kleinen Sunda-Inseln.

Unter allen Gebieten des Malaiischen Archipels treten die „kleinen" Sunda-Inseln geschichtlich am wenigsten hervor; in keiner Weise staatlich geeinigt, blieben sie ruhig, bis ihnen von außen her staatenbildende Keime zuströmten; wohl entstanden an den Küsten hier und da kleine Reiche, die jedoch das Innere nicht unterwerfen konnten.

Eine Ausnahme hierin macht nur Bali, das völlig unter altjavanischen Einfluß gekommen ist, aber oft politisch selbständig war. Als gegen Ende des 1. Jahrtausends unserer Zeitrechnung die brahmanistischen Staaten Ostjavas erstarkten, war auch Bali ein Staat mit Hindukultur (s. die beigeheftete Tafel „Zwei Darstellungen zur Hindu-Mythologie, aus

dem Tempel von Kusamba in Kelungkung, Südost-Bali"). Später bildete die Insel einen Bestandteil des Reiches Modjopahit. Der Islam hat die Balinesen, die in der Zeit ihrer Einigkeit ihrerseits sogar die mohammedanischen Sassak auf dem vorübergehend eroberten Lombok bedrückten und Sumbawa bedrohten, nicht gewinnen und den Brahmanismus beseitigen können; dieser hat sich hier vielmehr bis heute gehalten. Politisch riß infolge des herrschenden Landesfürstentums nach und nach völlige Zersplitterung ein: im 19. Jahrh., als die Niederländer 1846, 1848/49 und 1868 Feldzüge gegen balinesische Fürsten unternahmen, gab es acht Kleinstaaten auf Bali. Trotzdem benötigten die Holländer selbst neuerdings noch verhältnismäßig starker Streitkräfte, um den Widerstand eines der Fürsten zu brechen.

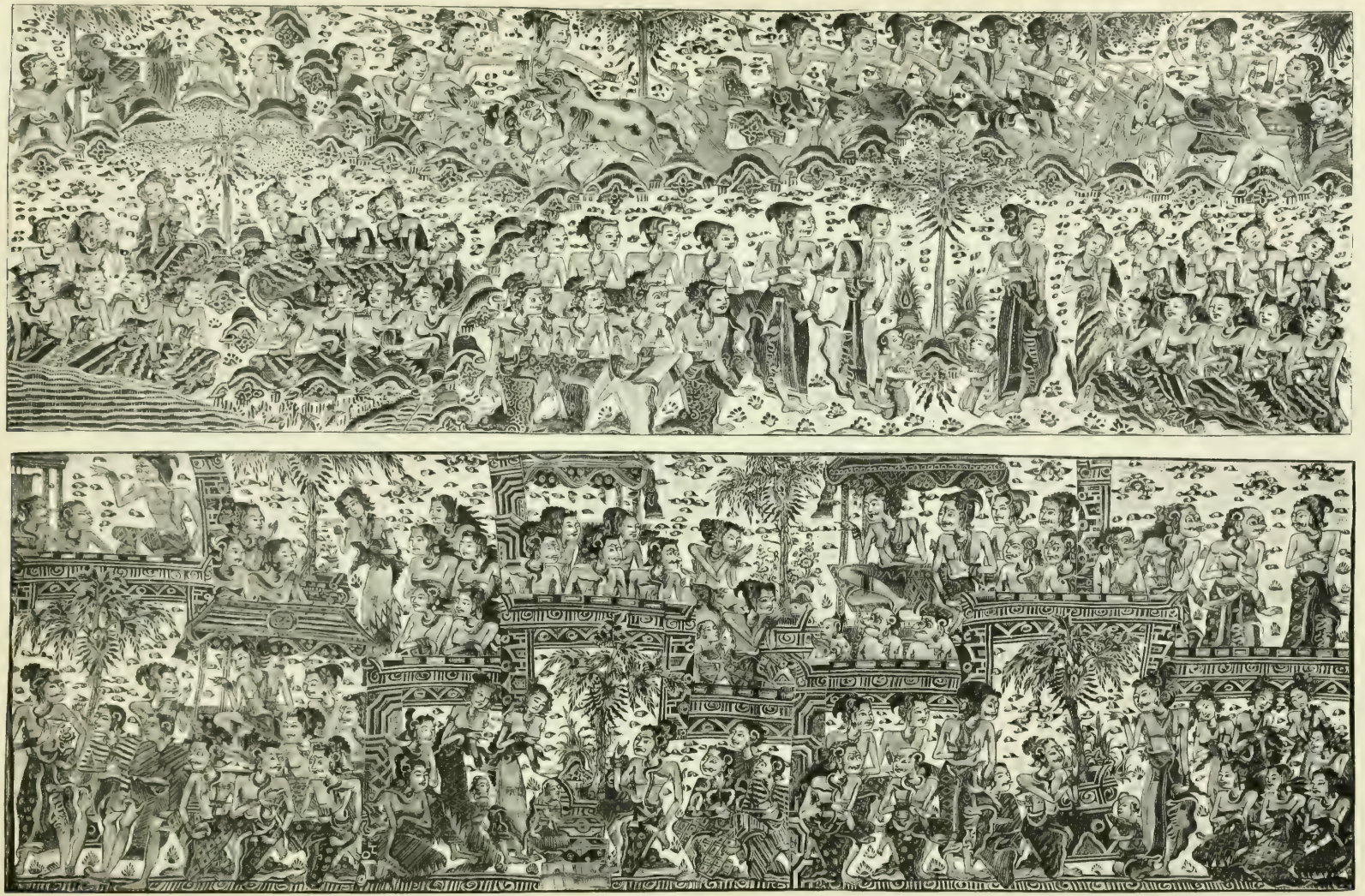
Von javanischem Einflusse berührt wurde vorübergehend auch Sumbawa, dessen Entwickelung im übrigen die seetüchtigen Bewohner des südlichen Celebes, die Makassaren und Bugi, bestimmten. Im Osten von Floris herrschten malaiische und buginesische Einwanderer: der Westen war von Bima, einem der Staaten auf Sumbawa, abhängig und durch gemeinsame Sprache mit ihm verbunden. Timor dürfte am meisten von den Molukken her beeinflußt sein und sah verhältnismäßig früh kleine Reiche an seiner Küste entstehen; um 1600 waren infolge des Vordringens der Timoresen im engeren Sinne, die den Osten der Insel bewohnten und wohl ursprünglich aus Seram stammten, diese Reiche meist zerfallen. Der nordöstliche Teil Timors (Dehli oder Dilli) ist übrigens der letzte Rest der portugiesischen Besitzungen in Indonesien; im Südwesten (Kupang) haben die Holländer seit 1688 (mit Ausnahme der englischen Jahre 1811—16) Fuß gefaßt.

g) Die Philippinen.

Den nordöstlichen Teil der malaiischen Inselwelt bildet die mächtige Inselgruppe der Philippinen, die im geologischen wie ethnologischen Sinne das Bindeglied zwischen Indonesien und den ostasiatischen Gebieten darstellt. Immerhin überwiegt das Malaientum auf den Philippinen durchaus; ja, in älterer Zeit hat es vermutlich auch Formosa beherrscht und von dort aus weitere Eroberungen gemacht. Nicht immer freilich war es in ihrem Besitz.

Das früheste geschichtliche Zeitalter zeigt uns als Bewohner der Inseln die Negritos, die erst allmählich die einwandernde braune Rasse nach den Bergen des Inneren zurückdrängte; nur an der Nordostküste Luzons (s. die Abbildung S. 563) haben sie sich am Meeresstrande behauptet. Wahrscheinlich haben zwei malaiische Einfälle stattgefunden; die Stämme der ersten haben sich sehr merklich mit Negritos gemischt und dann bei der zweiten Einwanderung auch deren Schicksal geteilt, indem sie ebenfalls nach dem gebirgigen Inneren der Inseln zurückweichen mußten, während die neuen Ankömmlinge die Küsten besetzten. Wie bei der ersten Einwanderung wurde auch bei der zweiten vor allem der Süden des Archipels überflutet und ethnisch umgestaltet, während die Küstennegritos im Nordosten von Luzon auch diesmal wieder der Vernichtung entgingen. Die Malaien der zweiten Wanderung brachten nach den Philippinen eine höhere, von der vorderindischen beeinflußte Kultur: das Ereignis mag also einige Jahrhunderte nach Christus stattgefunden haben. Manche, freilich nicht völlig überzeugende Gründe sprechen dafür, daß die zweiten Einwanderer aus Sumatra, der Völkerwiege des malaiischen Stammes, gekommen sind; andere Ähnlichkeiten deuten auf die Dajak von Borneo. Die Träger der einheimischen Halbkultur auf Luzon wurden die Tagalen. Eine dritte Einwanderung, die freilich nicht so recht mehr zur Durchführung gekommen ist, hängt mit dem Eindringen des Islam in die malaiische Inselwelt zusammen. Die Malaien von Brunei auf Borneo begannen um 1500 Eroberungs- und Bekehrungszüge nach den Philippinen zu unternehmen, unterwarfen Palawan und setzten sich auf Luzon fest. Fast gleichzeitig ließen sich Einwanderer aus den Molukken auf Mindanao nieder und bemächtigten sich der Sulu- (Dscholo-) Inseln; hier entstand ein mohammedanischer Seeräuberstaat, während vorher (nach chinesischen Nachrichten von 1417) diese Inselgruppe in drei Herrschergebiete zerfiel.

Die Philippinen wurden 1521 von Osten her durch den in spanischen Diensten stehenden Portugiesen Magalhães erreicht und als Sankt-Lazarus-Inseln bezeichnet; später



Zwei Darstellungen zur Hindu-Mythologie, aus dem Tempel von Kusamba in Kelungkung auf Südost-Bali.

Museum für Völkerkunde zu Berlin. 1/11 wirkl. Größe.

kam der Name Islas de Poniente auf, erst seit 1543 der Name Philippinen. Die Inseln erregten zunächst wenig Aufmerksamkeit, während sich Spanier und Portugiesen hartnäckig um die Molukken stritten. Als Karl V. 1529 die letzteren aufgab, wären den Portugiesen wahrscheinlich die Philippinen als Zugabe in die Hände gefallen, hätten nicht spanische Privatleute dort Fuß gefaßt, und hätte Portugal überhaupt an dem Besitze viel gelegen. Erst 1543 erschien wieder eine spanische Flotte im Archipel mit dem Auftrag, eine spanische Niederlassung zu gründen; diese fiel aber schließlich den Portugiesen in die Hände, die theoretisch ihre Ansprüche auf die Philippinen noch immer aufrechterhielten. Ein neuer Versuch 1565 glückte endlich: die Spanier setzten sich zunächst auf Cebu, dann auf Panai fest; 1570 wandte man sich nach Luzon und gründete im nächsten Jahre die Stadt Manila.

Negritoweib von Luzon. Nach „Ethnological Survey Publications“ (Manila 1905).

Die Spanier fanden, nachdem Portugal 1580 mit ihrem Reiche vereinigt worden war, zwei andere Nebenbuhler, die ihnen das Leben schwer machten: die von Süden vordringenden Mohammedaner oder Moros und die besonders auf Luzon zahlreich vertretenen Chinesen, die ja schon lange mit den Philippinen Handelsverkehr unterhielten und zeitweilig auch politischen Einfluß gewonnen zu haben scheinen. Sie bildeten eine beständige Gefahr für die spanische Herrschaft, verlangten aber behutsame Behandlung, da die Einkünfte der Kolonie fast ganz auf dem chinesischen Handel beruhten. Ein furchtbarer Aufstand der Chinesen brach 1603 aus; die Spanier erstickten ihn mit Hilfe der Eingeborenen und der Japaner, die sich ebenfalls zu Handelszwecken auf Luzon aufhielten, im Blute der Empörer. Wenige Jahre später war jedoch die Zahl der chinesischen Ansiedler in Manila wieder zu einer bedenklichen Höhe gestiegen. Ein neuer Aufstand wurde 1639 niedergeschlagen; und als 1662 der chinesische Freibeuter Tscheng Ko Tschwang (Koi sung), dessen Vater, Tscheng Tscheng Kung („Koxinga“), Formosa erobert hatte, die Philippinen bedrohte, gab es abermals ein Gemetzel, aber eine Ausschließung der unerwünschten Gäste gelang nicht.

Mehr Glück hatten die Spanier im Kampfe gegen den Islam. Auf Luzon vermochte das Christentum, dank der eifrigen Tätigkeit spanischer Mönche, ihm völlig den Rang abzulaufen, während auf Mindanao und den anderen südlichen Inseln das Vordringen der mohammedanischen Lehre wenigstens gehemmt wurde. Die Beherrschung der Eingeborenen war verhältnismäßig leicht, da vor der Eroberung keine größeren Reiche auf den Philippinen bestanden hatten.

Aufs ängstlichste strebte die spanische Regierung den Handel der Philippinen zu monopolisieren. Es war überhaupt nur Verkehr mit den amerikanischen Kolonien Spaniens erlaubt; die Erzeugnisse der

Philippinen wurden alljährlich einmal dorthin gebracht; die zurückkehrenden Schiffe nahmen als Gegenfracht in der Hauptsache Silberdollars mit. Ein bestimmtes Höchstmaß an Waren und Geld durfte dabei nicht überschritten werden. Unmittelbarer Handel mit Europa wurde trotz wiederholter Gesuche der Kaufleute von Sevilla nicht gestattet. Natürlich waren die reichbeladenen Handelsschiffe, die den Verkehr mit Amerika vermittelten, die Sehnsucht aller Piraten und feindlichen Admirale und wurden denn auch nicht selten erbeutet, so 1743 von George Anson (1697—1762) an der Küste der Insel Samar. Seit 1785 lag der Handel in den Händen der Real Compañía de Filipinas; erst 1803 wurde Manilas Hafen allen seefahrenden Völkern geöffnet, 1814 der Handel freigegeben und 1834 die Kompanie aufgelöst. Auch dann noch ist allerdings der fremde Wettbewerb durch allerlei Zollplackereien möglichst gehemmt worden; das verderbliche Tabaksmonopol fiel erst 1882.

Obwohl diese Handelsbeschränkungen und eine förmliche Priesterherrschaft allem Aufschwunge hinderlich waren, so bildeten die Philippinen doch während der Vereinigung Portugals mit Spanien (1580—1640) den Mittelpunkt eines glänzenden Kolonialreiches; durch den Wettbewerb der Niederlande aber wurde Spanien bald wieder auf die eigentlichen Philippinen beschränkt, die nun für lange Zeit wenig gediehen. Trotzdem verlieh die Ausbreitung des Christentums unter den Eingeborenen der Kolonie eine gewisse Festigkeit. Als 1762 eine englische Flotte vor Manila erschien und die Chinesen und Inder sich gegen die Spanier empörten, wurden mit Hilfe der christlichen Landbevölkerung schließlich doch die Engländer verdrängt und der Aufstand niedergeworfen. Im allgemeinen waren die Eingeborenen, obwohl auch bei den christianisierten Tagalen die Unzufriedenheit mit der Mönchsherrschaft allmählich zunahm, lange Zeit keine gefährlichen Gegner; weit bedenklicher waren dagegen die spanisch-malaiischen Mischlinge, die einige europäische Kultur in sich aufgenommen hatten, sich zurückgesetzt fühlten und nach einer führenden Rolle strebten. Schon 1823 erregten sie Unruhen. Der Militäraufruhr von 1872 hätte sehr gefährlich werden können, wenn er nicht durch rasches Eingreifen erstickt worden wäre. Im ganzen schien sich im Laufe des 19. Jahrh. die politische Macht Spaniens zu befestigen; es gelang allmählich, auch die bisher unabhängigen Teile, wie das südliche Mindanao und die Sulu-Inseln, wenigstens notdürftig der spanischen Herrschaft anzugliedern.

Aber das unausrottbare Herkommen, die Kolonien als Ausbeutungsgebiete für Stellenjäger und geistliche Orden zu betrachten, ließ kein wahres Gedeihen zu; ebenso unmöglich war es, die Tagalen dauernd nach Art der Indianer Paraguays zur Zeit der Jesuitenherrschaft zu behandeln. Allmählich verschafften sich freiheitliche Gedanken Geltung; geheime, dem Freimaurertum verwandte Gesellschaften bildeten den Sammelpunkt von unzufriedenen Filipinos, deren Haß sich vor allem gegen die Priesterherrschaft kehrte (Aufstände von 1876 und 1882). Ein gewaltiger Aufruhr zeigte 1886 die Macht dieser verborgenen Strömungen. Die Erfolge der ostasiatischen Großmacht Japan scheinen das Selbstbewußtsein der geweckten Eingeborenen nebenbei mächtig gehoben zu haben, da sie sich mit einem gewissen Rechte als Verwandte der Japaner betrachten. Noch einmal schien es den Spaniern, die sich durch Erschießung des patriotischen Dichters Dr. José Rizal verhaßt machten, durch große Opfer zu gelingen, die unter Führung Emilio Aguinaldos stehenden Tagalen zufriedenzustellen (Friede vom 14. Dezember 1897). Allein kaum war der Krieg mit den Vereinigten Staaten von Amerika ausgebrochen, als die Empörung wieder aufflammte. Da sich indes die siegreiche Union nicht geneigt zeigte, die Unabhängigkeit der „Philippinischen Republik" vom 23. Juni 1898 zuzugestehen, mußte sie seit Anfang 1899 ihrerseits den Kampf mit den Eingeborenen aufnehmen, wobei den amerikanischen Generalmajoren Elwell Stephen Otis (bis 5. Mai 1900) und Arthur Mac Arthur manches

Mißgeschick widerfahren ist. Selbst nach Aguinaldos Gefangennahme (Ende März 1901) gaben die freiheitsliebenden Tagalen unter ihrem nunmehrigen Diktator San Dico den Widerstand, namentlich auf Samar, nicht auf. Erst allmählich trat eine gewisse Beruhigung ein, namentlich als 1907 ein aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenes Parlament eröffnet wurde, und so konnten sich die Amerikaner immer erfolgreicher der wirtschaftlichen Hebung und Erschließung des Landes zuwenden.

3. Madagaskar.

Weit ab von der indonesischen Inselflur liegt ein anderes Gebiet der malaiischen Rasse, Madagaskar. Diese Insel hat eine weniger glänzende Geschichte als die Hauptgebiete Indonesiens; das erklärt sich aus ihrer Randlage und den wenigen Lockmitteln, die sie dem unternehmenden Kaufmanne bietet: vor der Umschiffung Afrikas durch die Portugiesen lag Madagaskar abseits von der großen Handelsstraße von West- nach Ostasien; nur die Schiffe, die aus Sofala den Ertrag der Goldbergwerke nach Norden führten, lenkten die Aufmerksamkeit der Araber auf die Küsten der gewaltigen Insel und brachten mittelbar Kunde von ihr nach den asiatischen und europäischen Kulturländern. Vermutlich ist unter der Insel Menuthios, die Ptolemaios erwähnt, Madagaskar zu verstehen. Aber alle historischen Nachrichten im engern Sinne sind bis zur Neuzeit so unsicher, daß sich wenig über die Frühgeschichte der madagassischen Völker sagen ließe, erlaubte nicht die Völkerkunde, unterstützt durch Sprachvergleichung und Anthropologie, einen Blick in weit entlegene Zeiträume.

A. Die Urgeschichte Madagaskars.

Die Tier- und Pflanzenwelt Madagaskars ist dadurch merkwürdig, daß sie ihre nächsten Verwandten nicht auf dem nahen Festland Afrikas, sondern in Malakka und Indonesien besitzt, möglicherweise deshalb, weil die Insel den Rest eines alten Erdteils (Lemuria) bildet, der einst den Indischen Ozean teilweise ausgefüllt hat. Stammt nun auch ein großer Teil, wenn nicht überhaupt die ganze ältere Bevölkerung Madagaskars aus der malaiischen Inselwelt, wie Sprache, Sitten und Körperbau unzweifelhaft beweisen, dann liegt es nahe, zunächst ebenfalls an das versunkene Lemurien zu denken und die Einwanderung melanesischer und malaienähnlicher Völker nach Madagaskar in die graueste Urzeit zu verlegen.

So ohne weiteres wäre angesichts des hohen Alters der Menschheit diese Vermutung nicht zu verwerfen; wenn sie trotzdem meist abgelehnt und die Verwandtschaft der madagassischen mit der indonesischen Bevölkerung als ein mehr zufälliges Gegenstück zu den tier- und pflanzengeographischen Verhältnissen betrachtet wird, so veranlaßt dazu die Annahme, daß die malaiischen Einwanderer schon eine verhältnismäßig entwickelte Kultur nach Madagaskar mitgebracht haben, wie sie von den Malaien Indonesiens erst im Verlaufe der Geschichte erworben worden ist. Alfred Grandidier hat indessen mit beachtenswerten Gründen die Ansicht verfochten, daß die dunkelfarbige Bewohnerschaft Madagaskars aus Melanesien stamme oder wenigstens mit den Melanesiern viel näher verwandt sei als mit den Negern; schon in sehr früher Zeit hätten auch Malaien den Weg nach Madagaskar gefunden. Grandidier stützt sich hierbei auf die Tatsache, daß alle Bewohner Madagaskars, hellfarbige wie negerähnliche, sprachlich der malaiischen Völkergruppe zugehören. — Ob die Reste einer angeblich im Innern entdeckten kleinwüchsigen Bevölkerung mit den Wedda auf Ceylon und den Waldstämmen von Malakka verwandt sind und seit uralter Zeit ihre Wohnsitze innehaben, ist schwer zu sagen, aber nicht unwahrscheinlich: sie wären dann vielleicht die Nachkommen des ältesten Volkes von Lemuria oder, da ja auch Afrika seine Zwergstämme besitzt, einer einst sehr weit verbreiteten Urrasse. Als solche Reste betrachtet man die Wasimba im Hochlande des Inneren und die von mehreren französischen Reisenden besuchten Kimos im Süden Madagaskars.

Die Malaien auf Madagaskar stammen offenbar aus mehreren jener merkwürdigen Wanderungen, die für die Geschichte Indonesiens und Ozeaniens bedeutungsvoll geworden sind. Gewisse Ähnlichkeiten sprechen dafür, daß von Sumatra die madagassische Kolonisation ausging. Die Zeit der wichtigsten Einwanderungen ist nur ungenügend zu bestimmen, dürfte aber vor dem Beginne des hinduistischen Einflusses in Indonesien liegen, da Sanskritwörter in den madagassischen Sprachen fast ganz fehlen; anderseits darf man den Beginn der Wanderung in Anbetracht der verhältnismäßig hohen Kultur nicht in allzu ferne Vorzeit hinaufrücken. Die Einwanderer brachten die Kunst des Eisenschmiedens mit, kannten dagegen anscheinend die Rinderzucht nicht, da das Howawort für Rind der ostafrikanischen Suahelisprache entlehnt ist. Mit dem Webstuhle verstanden sie umzugehen, verarbeiteten auf ihm aber anscheinend nicht Baumwolle, sondern Palmenfasern. Die Gesellschaft zerfiel in Geburtsadel, freie Leute und Sklaven.

Da die Europäer die im Osten Madagaskars liegenden Maskarenen unbewohnt fanden, so können die Wanderzüge nicht über diese einladend fruchtbaren Inseln Madagaskar erreicht haben. Vielleicht sind malaiische Seefahrer, die als Räuber und Händler bis zum Anfange der hinduistischen Handelsfahrten nach Malakka und Java die Küsten des Indischen Ozeans beherrschten, auf diese Weise von Nordosten her an die Küsten Madagaskars gelangt, wo mit der Zeit Ansiedelungen entstanden. Während andere malaiische Siedelungen, an denen es am Gestade des Indischen Ozeans nicht gefehlt haben mag, später wieder verschwanden, indem ihre Bewohner vernichtet wurden oder mit den Eingeborenen verschmolzen, konnte sich in dem dünnbevölkerten Madagaskar das malaiische Volkstum ungestört ausbreiten und den größten Teil der Insel nach und nach besetzen. Die Verbindung mit der indonesischen Heimat ging verloren, und die Ansiedler auf Madagaskar entwickelten sich selbständig weiter, wobei denn auch der Einfluß des benachbarten Afrika fühlbar wurde. Nach der Sage der Howa, die als späteste Einwanderer zu betrachten sind, sind ihre Vorfahren von einer fernen Insel auf einer wunderbaren Straße von Lotosblättern nach den Küsten Madagaskars gekommen und dann, um dem Sumpffieber der Uferlandschaften zu entgehen, in das Hochland vorgedrungen. Von schon vorhandenen Bewohnern berichtet diese Sage nichts.

Die reinblütigsten Malaien sind die Howa, die in der mittleren Provinz Imerina sitzen und gegenwärtig etwa eine Million Seelen zählen; schon mehr mit Negern gemischt scheinen die Betsileo zu sein, etwa 1200000 stark, die im Hochlande südlich von Imerina wohnen. Die Betsimisaraka an der Ostküste stehen den Negern viel näher als den Malaien. Merkwürdigerweise haben die Fragen, woher die nigritischen Einwohner stammen mögen, und wie wir uns ihre Einwanderung zu denken haben, fast noch lebhafteren Streit erregt als die nach der Herkunft der malaiischen Völker, obwohl doch die unmittelbare Nähe Afrikas wenigstens die erste Frage ohne weiteres zu beantworten scheint. Trotzdem wollen so gründliche Kenner Madagaskars, wie James Sibree und Grandidier, in den dunkelfarbigen Bewohnern der Insel lieber Verwandte der Papuas als echte Neger sehen. Mag man diese Ansicht nun auch vorläufig zurückweisen und die Negernatur der dunkeln Madagassen anerkennen, so ist doch die andere Frage, ob die Neger früher oder später als die Malaien nach der Insel gekommen sind, nicht so leicht zu entscheiden. Der nigritische Teil der madagassischen Bevölkerung spricht malaiische Dialekte, muß also längere Zeit unter entschiedenem malaiischen Einflusse gestanden haben; die Hauptmasse der dunkeln Bevölkerung, deren wichtigster Stamm die Sakalawen sind, bewohnt die Afrika gegenüberliegende Westküste der Insel; die Afrikaner des Festlandes sind wenig seetüchtig und würden wenigstens gegenwärtig nicht imstande sein, selbständig Madagaskar zu erreichen. Diese Tatsachen sprechen doch vielleicht dafür, daß erst nach der malaiischen Einwanderung Neger nach der Insel gekommen sind, und zwar durch Vermittelung oder doch auf Anregung der Malaien selbst. Vielleicht ist der Stamm der nigritischen Madagassen durch Sklavenraub der ostafrikanischen Küste entnommen, vielleicht haben die Malaien bei ihren wechselseitigen Fehden schwarze Hilfstruppen angeworben, oder beide Möglichkeiten sind gleichzeitig wirksam gewesen; es können auch vorübergehend ostafrikanische Küstenbewohner nach dem Beispiele der Malaien oder unter der Führung malaiischer Abenteurer größere Seetüchtigkeit gewonnen und sich endlich auf Madagaskar niedergelassen haben. Die Sakalawen waren lange Zeit als verwegene Seeräuber berüchtigt. Durch Einfuhr afrikanischer Sklaven ist die nigritische Bevölkerung noch bis in die neueste Zeit verstärkt worden.

B. Die beglaubigte Geschichte Madagaskars.

a) Die arabische Zeit.

Ziemlich früh haben die Araber, die im Ostindischen Archipel so mächtige Umwälzungen hervorriefen, auch an den Küsten Madagaskars ihren Einfluß geltend gemacht,

möglicherweise schon lange vor der Entstehung des Islam und offenbar veranlaßt durch die Nähe der Goldminen von Sofala. Sichere Kenntnis vom Dasein der Insel hat unter den arabischen Geographen namentlich Edrisi (1153), der sie unter dem Namen Rhesbesat aufführt; andere arabische Schriftsteller nennen sie Serenda oder El Komr. Den Namen Madagaskar erwähnt zuerst Marco Polo, der von arabischen Seefahrern genauere Kunde über die Insel erhielt und hierbei auch von einem Riesenvogel Rukh hörte; die fabelhaft ausgeschmückte Nachricht dürfte sich auf jene Riesenstrauße beziehen, die offenbar bis zur historischen Zeit Madagaskar bewohnt haben (Aepyornis maximus und ingens). Die ältesten Siedelungen der Araber, von denen wir wissen, lagen auf der Insel Nossi Boraha (Sainte-Marie) an der Nordostküste Madagaskars und auf der Ostküste selbst; wahrscheinlich sind auch die Kolonien im Nordwesten der Insel schon früh entstanden. Die religiösen Streitigkeiten nach Mohammed haben weitere arabische Einwanderungen, hauptsächlich von Sektierern veranlaßt, so die der Seiditen, einer Abart der Aliden, die Ausgang des 8. Jahrh. teilweise nach Madagaskar gekommen sein dürften, ferner um dieselbe Zeit die einer Anzahl von Ismaeliten. Die Araber blieben nicht ohne Einfluß auf die ihren Siedelungen benachbarten Stämme; vielfach traten Häuptlingsfamilien arabischen Blutes an die Spitze eingeborener Völkerschaften, ohne daß freilich der Islam deshalb nennenswerte Fortschritte machte.

Nach der Umsegelung Südafrikas gelangten auch die Portugiesen bald nach Madagaskar, als erster unter ihnen Fernando Soarez am 1. Februar 1506, am Sankt-Lorenztage, wonach die Insel den Namen San Lourenço erhielt. Sie wurde darauf wiederholt von Portugiesen besucht, ohne daß feste Ansiedelungen entstanden; auch die Holländer gaben ihre Kolonisationsversuche, die in die Jahre 1595—98 fallen, bald wieder auf.

b) Die nationalen Staatengründungen.

In der Zeit, aus der zuerst einigermaßen glaubwürdige Kunde zu uns herübertönt, waren die dunkelfarbigen Sakalawen an der Westküste das mächtigste Volk Madagaskars, während selbständige Stämme den größten Teil der Insel bewohnten. Am Ende des 16. Jahrh. war, wohl mittelbar durch arabischen Einfluß, das große Sakalawenreich Menabe entstanden, das im Laufe des 17. und 18. Jahrh. mehrere Ableger bildete, so besonders Iboina: der eigentliche Begründer der Macht Menabes war Andriandahifotsch, der 1680 starb.

Erst mit dem Auftreten des echten Malaienvolkes der Howa im Herzen der Insel änderten sich diese Verhältnisse. Die Howa, deren Wohnsitze in geschichtlicher Zeit im mittleren Hochlande, vor allem der Provinz Imerina, liegen, sind nach ihrer eigenen Überlieferung vor langer Zeit von der Ostküste aus in ihr Gebiet eingewandert.

Ein 1873 erschienenes Geschichtswerk gibt eine Liste von 36 Königen, die seit dieser Zeit auf dem Throne gesessen haben, wonach Sibree die Einwanderung ins Hochland in die zweite Hälfte des 11. Jahrh. verlegt. Übrigens kann sich die Königsliste nur auf einen Bruchteil des Volkes beziehen, da die Howa in ihrer Heimat zunächst in viele kleine, voneinander unabhängige Stämme zerfielen, die teilweise sogar den Sakalawen Tribut zahlten. Im Gegensatze zu Sibree nimmt Grandidier eine sehr späte Einwanderung der Howa oder richtiger der Andriana (Feudalherren) von Imerina an. Die Howa im engeren Sinne, das freie Bauernvolk von Imerina, sind nach seiner Ansicht Abkömmlinge der alten indomelanesischen Kolonisten, während die Andriana, die Javaner oder wenigstens echte Malaien sind, erst um die Mitte des 16. Jahrh., also nach der Zeit der portugiesischen Entdeckungsfahrten, nach Madagaskar gelangt sein sollen. Dem Antriebe dieser verhältnismäßig kultivierten Eindringlinge wäre dann erst der Aufschwung der Howa zu danken. Noch um 1780 bestanden in Imerina mehrere selbständige Reiche, deren mächtigstes das von Tananariwo war.

Im Laufe des 18. Jahrh. gelang die staatliche Einigung der Howa, die sich allmählich ihrer Kraft bewußt zu werden begannen und eine Gefahr für die umwohnenden Stämme wurden. Die ersten Eroberungszüge gegen die südlich sitzenden Betsileo unternahm der König Andrianimpoïna. Mit noch größerem Erfolge setzte sein Sohn Radama I. (1810—28) diese Fahrten fort, bemächtigte sich des größten Teils der nördlichen Hochlande und drang bis zur Ostküste vor, wo er Verbindungen mit den Engländern anknüpfte. Von diesen mit Feuerwaffen versehen, begann er den Kampf gegen die Sakalawen, zwang sie zur äußerlichen Anerkennung seiner Oberhoheit und trat bereits mit dem Anspruch auf die Herrschaft über ganz Madagaskar hervor, der freilich mit den tatsächlichen Verhältnissen noch in starkem Widerspruche stand. Im Süden und Südwesten gelangte die Herrschaft der Howa nie wirklich zur Geltung.

Bei der Thronbesteigung leistete das Volk den Huldigungseid; Gesetze und Verordnungen wurden in großen Volksversammlungen, die aber keine beratende oder entscheidende Stimme mehr hatten, öffentlich verkündigt. Von großer Bedeutung war der erste Minister; kam eine Prinzessin oder Königinwitwe auf den Thron, so hatte er diese nach einem festen Herkommen zu heiraten und übernahm dann meist tatsächlich die Regierung.

Radama kam bereits in Streit mit der europäischen Macht, die seit langem begehrlich auf Madagaskar schaute, mit Frankreich. Die früheste französische Ansiedelung, Fort Dauphin, entstand 1642 an der Südostküste der Insel. Eine Handelsgesellschaft, von dem Marinekapitän Ricault aus Dieppe ins Werk gesetzt und von Kardinal Richelieu begünstigt, begann ihre Tätigkeit, machte aber nach einigen Jahrzehnten Bankerott; bezeichnend für die trostlosen Zustände dieser „Kolonisation" ist die Tatsache, daß der Statthalter Etienne de Flacourt (der erste Geschichtsschreiber der Insel; gest. 1660) nach sechsjährigem fruchtlosen Ringen 1655 es vorzog, nach Frankreich heimzukehren. Die Kompanie überließ ihre Rechte der französischen Regierung, die schon damals Madagaskar als ihr Eigentum betrachtete, freilich ohne viel Freude an dieser Besitzung zu erleben. Ein Versuch Colberts, aus Madagaskar und den umliegenden Inseln ein großes Kolonialreich zu schaffen und durch Gründung einer „Ostindischen Kompanie" die nötigen Mittel aufzubringen, versprach anfangs Erfolg, endete aber infolge des anmaßenden Auftretens des Gouverneurs La Haye mit der Niedermetzelung aller angesiedelten Franzosen und der Zerstörung des Forts Dauphin 1672. Damit war allen Plänen vorläufig ein Ende bereitet; die einzigen Europäer, die bis auf weiteres Einfluß auf die Madagassen übten, waren Abenteurer und Piraten verschiedener Abkunft.

Immerhin lagen die Maskarenen, auf denen sich im Gefolge der Unternehmungen auf Madagaskar blühende französische Siedelungen entwickelt hatten, Madagaskar zu nahe, als daß nicht immer von neuem die Aufmerksamkeit auf diese vielversprechende Rieseninsel gelenkt worden wäre. Die Insel Sainte-Marie (Nossi Boraha) wurde 1750 erworben, 1768 das zerstörte Fort Dauphin wieder besetzt. Kurz darauf erschien Graf Moritz August Benjowski als französischer Gouverneur der madagassischen Besitzungen, unternehmend, aber unzuverlässig; er ließ sich von einigen Küstenhäuptlingen die ganze Insel abtreten, gründete neue Niederlassungen und betrachtete sich, nachdem er sein Amt niedergelegt hatte, als Eigentümer Madagaskars, das er dann wiederholt, aber vergeblich der französischen Regierung anbot, bis 1786 sein abenteuerliches Leben und damit zugleich sein Traum eines madagassischen Reiches endete.

Nach diesen erfolglosen Bemühungen versuchte man, unmittelbare Verbindungen mit den inzwischen zur Macht gelangten Howa anzuknüpfen, wobei sich bereits der Wettbewerb der Engländer, die Tamatawe an der Ostküste besetzt hatten (1810), fühlbar machte. Die

französischen Ansprüche überdauerten die Wirren der Napoleonischen Zeit; England gab gleichzeitig mit der Insel Réunion auch die madagassischen Besitzungen, soweit davon noch die Rede sein konnte, an Frankreich zurück, und es schien in der Tat, als ob dieser Staat für mancherlei erlittene Verluste in Madagaskar eine Entschädigung finden sollte. Der Wunsch, die Insel zu besitzen, kreuzte sich natürlich mit dem aufkeimenden Anspruche der Howa auf die Oberherrschaft unangenehm: als 1821 abermals eine Niederlassung auf Sainte-Marie begründet wurde, nahm der Howakönig Radama eine drohende Haltung an: der französische Gouverneur antwortete mit einem geharnischten Einspruche gegen die Annahme des Königstitels von Madagaskar durch Radama. Dank der Tätigkeit des englischen Gouverneurs von Mauritius, Sir Robert Farquhar, siegte damals der englische Einfluß in Madagaskar vollkommen: die Howa, deren Heer nach europäischem Muster organisiert wurde, entrissen den Franzosen Fort Dauphin, während die Engländer zahlreiche Handelsvorteile erhielten (1825).

Unter der Königin Ranawalona kam es abermals zu offenen Feindseligkeiten, die nicht zum Ruhme der Franzosen endeten. Zum Glück für Frankreich brachte die Königin, die den Südosten der Insel teilweise unterwarf, durch ihren leidenschaftlichen Fremdenhaß und durch Vertreibung der englischen Missionare (1835) auch Großbritannien gegen sich auf. In den Jahren 1838—41 besetzten die Franzosen, die durch die Fürstin Tsiumeik von Buëni (1839) und den Fürsten Tsimiar von Ankara (1840) herbeigerufen wurden, noch einige Punkte an der Nordwestküste, namentlich die Insel Nossi Bé, und befestigten so ihren Einfluß unter den Sakalawen; indessen war von einer entschiedenen und folgerichtigen Politik vorläufig keine Rede. Die unerträglich werdende Mißregierung der Königin Ranawalona zwang endlich die Howa selbst, auswärts Hilfe zu suchen; abermals begann das französisch-englische Ränkespiel und veranlaßte bereits bedenkliche Verwickelungen, als 1861 der plötzliche Tod der Königin und die Thronbesteigung des franzosenfreundlichen Radama II. einen Umschwung herbeiführten. Damals begann eine Zeit der Reformen, die auch, nachdem Radama durch die reformfeindliche, von den Engländern begünstigte Partei am 12. Mai ermordet worden war, von seiner Witwe und Nachfolgerin Rasoaherina fortgesetzt wurden. Die wirkliche Regierungsgewalt lag indessen in der Hand ihres Gatten Rainitaiariwoi, des ersten Ministers aus der Howafamilie Rainiharo, die mit englischer Unterstützung eine Art Hausmeiertum begründete. Die „Reformen" nahmen denn auch allmählich einen Charakter an, der für die Franzosen sehr bedenklich war (27. Juni 1865 Freundschafts- und Handelsvertrag mit England). Als Rasoaherina am 1. April 1868 starb, bestieg Ranawalona II. Majonka den Thron; am 21. Februar 1869 trat sie samt ihrem Gatten, natürlich abermals dem ersten Minister, zum Christentum, und zwar zur anglikanischen Kirche über, die sich inzwischen bei den Howa mehr und mehr eingebürgert hatte und nunmehr völlig durchdrang. Die Kunde von den Niederlagen der Franzosen im Kriege von 1870/71 ließ den französischen Einfluß natürlich noch mehr schwinden.

c) Die französische Zeit.

Die Anmaßung der Howa und die englischen Wühlereien zwangen endlich die französische Regierung nach langen unerquicklichen Verhandlungen, ihre Ansprüche auf das immer mehr zu Großbritannien hinüberneigende Madagaskar mit Gewalt durchzusetzen. Tamatawe an der Ostküste wurde 1883 besetzt, während nach dem Tode der bisherigen Königin Ranawalona III. Manjuaka den Thron bestieg. Obwohl ein Zug der Franzosen nach dem Innern der Insel mißglückte, wurde 1885 ein für Frankreich günstiger Vertrag geschlossen: Madagaskar

kam unter französische Schutzherrschaft; ein Generalresident sollte als Vertreter der auswärtigen Angelegenheiten in der Hauptstadt Antananariwo seinen Sitz haben. Die Howa nahmen diesen Vertrag indessen wenig ernst, bis 1895 eine neue, von der Nordwestküste ausgehende Expedition unter Generalleutnant Duchesne nach merkwürdig schwachem Widerstande der Howa am 30. September die Hauptstadt eroberte und mit Waffengewalt die Schutzherrschaft Frankreichs geltend machte (Vertrag vom 18. Januar 1896). Unterm 6. August 1896 wurde Madagaskar französische Kolonie. Rainilairiwoni, der Gemahl der Königin, wurde nach Algier verbannt, sie selbst einstweilen in ihrer Würde belassen; 1897 wurde auch sie abgesetzt und nach Réunion gebracht. Damit stand freilich erst das Reich der Howa unter französischem Einfluß. Die ganze Insel konnte erst 1900 nach endgültiger Unterwerfung der Sakalawen durch General Gallieni als erobert gelten.

Unter der Herrschaft Frankreichs hat sich der Handel sehr gehoben, wobei es gelungen ist, mit Hilfe eines Differentialtarifs die englische Einfuhr zugunsten der französischen stark zurückzudrängen; die Ausfuhr, deren wichtigste Artikel Gold, Raphia und Kautschuk sind, geht jetzt ebenfalls zum größten Teil nach Frankreich. Der Bau von Eisenbahnen hat begonnen, Straßen sind angelegt worden, und in den Hafenorten, deren wichtigster noch immer Tamatawe ist, entfaltet sich ein reges Leben. Zu Verwaltungszwecken ist die Insel in zwei Militärterritorien, zwei Zivilprovinzen und ein gemischtes Territorium eingeteilt. Ein kleines französisches Heer, das zum Teil aus Senegaltruppen besteht, und eine Eingeborenengarde stehen dem Generalgouverneur zur Verfügung. Die europäische Einwanderung ist schwach, während in den Küstenorten Chinesen und Inder bereits in beträchtlicher Zahl ansässig sind.

Seit 1841 stand die Komoreninsel Majotta unter französischer Hoheit, und 1886 wurde auch der Rest der Komoren einverleibt.

C. Die Maskarenen.

Die Geschichte der französischen Ansprüche auf Madagaskar hängt eng damit zusammen, daß auf den Maskarenen Mauritius und Réunion schon früh französische Kolonien entstanden waren, die einen blühenden Plantagenbau trieben. Als der Portugiese Pero Mascarenhas die Inseln 1505 entdeckte, waren sie völlig unbewohnt. Mauritius war eine Zeitlang im Besitze der Holländer (1640—1712; benannt nach dem Oranier Moritz) und wurde 1715 von den Franzosen, die schon seit 1646 auf Réunion („Mascareigne" bis 1649; „Isle de Bourbon" bis zur französischen Revolution und wieder 1814—48; „Isle Bonaparte" 1809—14) Niederlassungen besaßen, kolonisiert. 1734 und 1746 war Bertrand-François Mahé de la Bourdonnais, der uns schon in Indien begegnet ist, hier französischer Statthalter. Die Einführung des lohnenden Kaffeebaues vermehrte im Laufe des 18. Jahrh. Wohlstand und Volkszahl; später gewann auch der Zuckerbau große Ausdehnung.

Während der Napoleonischen Kriege ergriff England trotz des Widerstandes der Kreolen von beiden Inseln Besitz und behielt nach dem Friedensschlusse Mauritius nebst den Seychellen (nach dem Franzosen Moreau de Séchelles benannt) und Rodriguez zurück. Die Notwendigkeit, für die Plantagen auf Réunion billige Arbeitskräfte zu schaffen, lenkte immer wieder die Aufmerksamkeit der Franzosen auf Madagaskar und trug viel dazu bei, daß dieser Inselkreis schließlich dem Einflusse Frankreichs verfallen ist. Die Aufhebung der Sklaverei auf Réunion 1846 und 1848 ist ohne bedenkliche Folgen geblieben. Das französische Kreolentum herrscht auch auf dem englischen Mauritius noch heute vor. Daneben ist die Einwanderung von Indern bedeutsam geworden.

VI. Die geschichtliche Bedeutung des Indischen Ozeans.

Von Prof. Dr. **Karl Weule.** Bearbeitet von Oberlehrer **Karl Wegerdt.**

„Die Handelsgeschichte ist die Geschichte des Völkerverkehrs und der Geographie, und beide zusammen sind die Geschichte der Zivilisation unsers Geschlechts." O. Peschel.

1. Die Lage und die Gestalt des Indischen Ozeans.

Von allen Teilen des erdumspannenden Ozeans erscheint nächst dem Mittelmeere nach Lage und Gestalt für eine weltgeschichtliche Rolle kaum einer mehr geeignet als der Indische Ozean. Wie jenes für den Gang der Menschheitsgeschichte so wichtige Meeresbecken die Alte Welt von Westen her zerteilt und aufs feinste zergliedert, so dringt der Indische Ozean in ebendiese Landmasse in Gestalt einer ungleich gewaltigeren, halbkreisförmigen Bucht von Süden her ein, zu beiden Seiten die Erdteile Afrika und Australien, während sich breit vor das nördliche Ende der Riese Asien lagert. Der Zahl der umrandenden Erdteile nach steht also der Indische Ozean keinem der größeren Meeresbecken nach, weder den beiden großen Gefährten im Osten und Westen, noch dem kleinen Mittelmeer im Nordwesten; denn auch sie werden von je drei Erdteilen begrenzt.

Es ist indessen weniger die Zahl als die gegenseitige Lage der Randländer, die neben vielen anderen Ursachen die geschichtliche Rolle eines Meeres bestimmt. Von merkwürdiger Gleichartigkeit ist diese Lage beim Stillen und beim Atlantischen Ozean. Beiden gemeinsam ist der langgestreckte Erdteil Amerika auf der einen Seite, während Asien und Australien beim Stillen, Europa und Afrika beim Atlantischen die andere bilden. Bei jenem schließen die drei Länder einen Keil von ungeheurer Größe ein, dessen geschichtliche Bedeutung nicht gering ist. Die bemerkenswerteste Eigentümlichkeit dieser historischen Rolle liegt jedoch in der Tatsache, daß ihr Schwergewicht bis zur Gegenwart auf der westlichen Seite, also der von zwei Erdteilen begrenzten, geruht hat. Dementsprechend hat dieses beim Atlantischen Meere bis zur Stunde noch immer auf der Ostseite jenes langen, gewundenen Kanals gelegen, der wie kein anderes Meer berufen war, die Menschheit aus dem geschlossenen Becken des Mittelmeeres auf das Weltmeer hinauszuführen und damit den alten, engbegrenzten Gesichtskreis zum erdumfassenden zu erweitern. Auch beim Mittelmeer liegt der historische Schwerpunkt nicht im geometrischen Mittelpunkte; doch hat er, im Gegensatze zu den beiden Ozeanen, sich stets auf der großen Achse dieses für die abendländische Geschichte so bedeutungsvollen Beckens bewegt. Dabei ist die Neigung dieses Schwerpunktes, nach Osten zu wandern, zu gewissen Zeiten unverkennbar: man vergegenwärtige sich namentlich die wiederholten rückläufigen Bewegungen, die sich beim Zusammentreffen einer südlichen und einer nördlichen ostwestlichen Welle

am Atlantischen Ozean einzustellen pflegten. Abgesehen von den im östlichen Teile des Mittelmeeres angesessenen Mächten des Altertums, Ägypten und der griechisch-makedonischen Welt, haben auch alle anderen, vom alten Rom an über die Normannen und die Kreuzzüge, über Venedig und Genua hinweg, bis auf die neuzeitlichen Gewalten des westlichen Mittelmeeres, oft genug ihr Antlitz gen Osten gekehrt. Eine scheinbare Ausnahme bildet nur das karthagische Puniertum, das im Westen verharrte; doch hat das phönikische Muttervolk wenigstens einen Teil seiner Aufgaben im fernen Osten gesucht.

Dieses wiederholte Hinneigen der Mittelmeervölker nach Osten ist nichts Zufälliges oder Rätselhaftes. Wie der Riesenerdteil Asien fast die gesamte weltgeschichtliche Bedeutung des Stillen Ozeans auf seine östlichen Gestade konzentriert, so hat er in seinem Westen einen beträchtlichen Teil der historischen Rolle des Mittelmeeres auf seine breiten Schultern genommen. Er ist als Kulturträger zu alt, und das geheimnisvolle Dunkel seiner unendlichen Räume wie die Zahl seiner Schätze haben seither zu mächtig gelockt, als daß es jemals anders hätte sein können. Nichts ist demnach natürlicher und erklärlicher als das ungeheure geschichtliche Übergewicht Asiens auch für das Gebiet des Indischen Ozeans. Das wäre schon erklärlich, selbst wenn man dieses Meer sich ohne jede Beziehung zu anderen Meeren dächte, und es drängt sich als geradezu unabweisbar auf, wenn man der mittelmeerisch-indischen und der ostasiatisch-indischen Wechselbeziehungen einerseits, der abendländisch-ostasiatischen anderseits gedenkt: für diese letzteren bietet sich ja kein bequemerer und natürlicherer Weg als der Indische Ozean, insonderheit sein nördlicher Teil. Dieser ist damit der gegebene Träger der Geschichte des Ozeans, soweit sie durch Eingriffe von außen gestaltet wurde.

Die Umrandung des Indischen Ozeans zeigt eine große Mannigfaltigkeit der Gliederung. Nur die Westseite, die Ostküste Afrikas, ist massig und ungegliedert bis auf den Inselriesen Madagaskar und wenige Gruppen von Küsteninseln. Um so zerrissener erscheinen dagegen das östliche und das nördliche Gestade. Und doch, wie verschieden sind beide in ihrer Art! Die Ostseite endet im Süden in einem Eckpfeiler, der in einsamer Ruhe unermeßliche Zeiträume hindurch ein völlig geschichtsloses Dasein führen konnte, bis ihn endlich die Neuzeit zu historischem Leben erweckt hat. Unmittelbar daran aber schließt sich nach Norden hin ein Gebiet, das an Vielfältigkeit der Gestaltung auf Erden kaum seinesgleichen hat, die indonesische Inselwelt. Sie bildet die natürliche Völkerbrücke nach Osten, von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.

Auch das nördliche Gestade steht in seiner Gliederung einzig da durch seine Massigkeit: Südasien ist, wie der ganze Erdteil, das Land der gewaltigen Maße. In nirgends wiederkehrenden Größenverhältnissen ragen hier drei ungeheure Halbinseln ins Meer hinaus, und in ebenso großen und weiten, die Ausdehnung mäßiger Meere erreichenden Buchten dringt der Ozean ins Land hinein. Die Gliederung der Landmasse erscheint auf den ersten Anblick fast als zu großzügig, um auch dem angrenzenden Meeresteil eine handelnde Rolle zu gewährleisten. Man muß jedoch gerade hier im Auge behalten, daß der nördliche Indische Ozean in seinen beiden geographisch und geschichtlich bedeutendsten Ausläufern, dem Persischen Golf und dem Roten Meere, sich der abendländischen Kulturmitte, dem Mittelmeere, stark nähert: er streckt ihm gleichsam ein paar Fühler entgegen, ja, er wird des Mittelmeeres östliche Fortsetzung.

Die geometrische Achse des Indischen Ozeans verläuft, wie die der beiden anderen großen Ozeane, meridional; sie verfolgt damit eine Richtung, die in der Menschheitsgeschichte niemals und nirgends stark zur Geltung gekommen ist. Die Zone jener beiden Ausläufer stellt dagegen gleichsam ein Prisma dar, in das die Geschichtsstrahlen der mittelmeerischen Welt in westöstlicher Richtung eintreten, um, nach Südosten gebrochen, jenseits der Arabischen See in der früheren Richtung gen Osten weiterzuschwingen, und auch in umgekehrter Richtung ist eine geschichtliche Ausstrahlung zu beobachten. Dergestalt verläuft die

DER INDIS

OSMANISCHES REICH
Östl.Länge v Greenw.
MITTELL. MEER
Alexandria
Damaskus
Jerusalem
Kahira
Bagdad
REICH DER SEFEWIDEN seit 1505
AFGHANISTAN
Kandahar
Lahore
Pandschab
Delhi
KASCHMIR
Kerman
Persischer Golf
Hormus
Golf v. Oman
Mekran
Belutschen
Arabien
Nedsch
Wahhabiten seit 1740
Medina
Mekka
Djidda
Hedschas
Jemen
Sana
Hadramaut
Aden
OMAN
NUBIEN
Kordofan
REICH HABESCH
Schoa
Harar
Reich Adal
Bab el Mandeb
Zeila
K. Guardafui
Socotra
Meer von Oman
Arab. Meer
RADSCHPUTANA
Hindustan
GUDSCHERAT
MALWA
Diu
Surat
Bombay
Goa
Lakediven
Malediven
Monsun im Winter
Monsun im Sommer
Vasco da Gama 1498
ÄTHIOPIEN
Somal
Galla
Makdischu
Merka
Barawa
Malindi
Mombas
Pemba
Sansibar
Mafia
Kilwa Kisiwani
K. Delgado
Komoren
Seychellen
Amiranten
Äquatorial
Mocambique
Sambesi
Maschonal^d
Reich der Monomotapa
Simbabwe
Ophir?
Sofala
Inhambane
C. das Correntes
Lourenço Marques
Delagoa B.
Natal
Kapland
Agulhasstr.
I. St. Laurentius
Madagaskar
Maskarenen
Isle de France
Bourbon (Réunion)
Diego Rodriguez
Südliche Passat
Südl. Wendekreis
Seb. d'Elcano (Rückfahrt der Magalh. Expedition 1522)
Westwind
Äquatorialmaßstab 1:45000000
Warme Meeresströmungen
Kalte
Die Pfeile deuten die Stromrichtung an
Vorherrschende Windrichtung im Januar
Windstillen

HE OZEAN.

s Institut, Leipzig.

geschichtliche Achse des Indischen Ozeans in der Richtung der Breitenkreise. Sie läuft damit den historischen Bewegungsrichtungen der näheren Nachbarschaft, der mittelasiatisch-europäischen und der indonesisch-ozeanischen Welt, wie der allgemein menschheitsgeschichtlichen, parallel. Die geschichtliche Bedeutung des Indischen Ozeans ist damit gesichert.

Der Indische Ozean ist, wie Ratzel hervorhebt, physikalisch nur ein halbes Meer. Der Stille und der Atlantische Ozean kennen eine Begrenzung durch festes Land nur im Osten und Westen. Nach Norden und Süden dehnen sie sich grenzenlos bis in polare Breiten hin aus, so daß sich auf ihren unermeßlichen Flächen alle physikalischen Erscheinungen der Hydrosphäre und der Atmosphäre entfalten können. Anders dagegen beim Indischen Ozean. Grenzenlos ist er nur in der Richtung nach der Antarktis; im Norden hingegen ist er geschlossen wie ein Binnenmeer. Daher ist hier die Entfaltung ozeanographischer Erscheinungen unvollkommen, und es macht sich mit dem Fortschreiten nach Norden der Übergang zum Charakter des Binnenmeeres immer stärker fühlbar.

Geschichtlich steht der Indische Ozean ungleich höher. Zwar vermag sich seine historische Bedeutung keinesfalls mit der des im Vergleich zu ihm winzigen Mittelmeeres zu messen; sie reicht sicher auch nicht an die des Atlantischen, vielleicht nicht einmal an die des Stillen Ozeans heran, geht aber doch weit über die der Meere zweiten Grades, etwa der westeuropäischen und der ostasiatischen Randmeere, hinaus. Zwar ist er genau in der Breite, wo auf dem gesamten Erdenrunde die „Zone größter historischer Dichte" beginnt, durch den gewaltigen Riegel Asiens nach Norden zu geschlossen und ermangelt infolgedessen jener Großartigkeit transozeanischen Völkerverkehrs, die für seine beiden mächtigeren Nachbarn so bezeichnend ist. Anderseits jedoch schafft die Lage des Ozeans am Südrande der Alten Welt, sein förmliches Sichhineindrängen in diese historisch fruchtbare Landmasse, verbunden mit einer für den Völkerverkehr nicht ungünstigen Umrandung, einen Schauplatz, der an geschichtlicher, zeitlich und örtlich allerdings mehrfach unterbrochener Verinnerlichung ersetzt, was ihm an Großzügigkeit abgeht (s. die beigeheftete Karte „Der Indische Ozean"). Auch bei den anderen beiden großen Meeren verteilt sich die historische Dichte nicht gleichmäßig über die Fläche: beim Atlantischen Ozean ist sie ungemein groß auf seiner nördlichen Hälfte, gering dagegen im Süden. Ebenso liegt beim Pazifischen Meere der historische Schwerpunkt auf der nördlichen Halbkugel. Was sich dort aber auf einen Raum von riesiger Breite verteilt, drängt sich beim Indischen Ozean auf einen schmalen Saum zusammen, der sich zu Wasser und zu Lande im wesentlichen dem Verlauf seiner Küstenlinien anschmiegt.

Die brücken- und lückenlose Ausdehnung des Stillen und in noch viel höherem Maße des Atlantischen Ozeans hat beide bis in späte Zeit hinein für die Menschheit zu unübersteigbaren Schranken gemacht; erst nach weitgehender Vervollkommnung der Verkehrsmittel haben sie völkerverbindend den Ausdehnungstrieb des Menschen ungeahnt gefördert. Der Indische Ozean ist vermöge seiner einseitig geschlossenen Gestalt nie trennend aufgetreten. Seine beiden Eckpfeiler im Süden, Australien und Südafrika, haben nie das Bedürfnis gefühlt, Verbindungen miteinander anzuknüpfen, und für die Bewohner der nördlicher gelegenen Länder ist es stets bequemer gewesen, ihn ganz zu umgehen oder aber ihn, vorsichtig von Vorsprung zu Vorsprung tastend, in Küstennähe zu überschreiten. Dergestalt bietet der Indische Ozean ein System historischer Bewegungsrichtungen oder Achsen dar, das von dem anderer Meere seltsam absticht.

Soweit die Linien dieses Systems ganz dem Meer angehören, schneiden sie als Sehnen von dem großen Halbkreis eine Anzahl von Segmenten ab, deren peripherische Schnittpunkte mit den hauptsächlichsten historischen Ausstrahlungskernen des Gebietes zusammenfallen. Ein förmliches Strahlenbündel

geht vom östlichen Afrika aus: eine Linie nach Arabien und dem Roten Meer, eine zweite nach Vorderindien, die dritte schräg durch den Halbkreis von Madagaskar zum Indonesischen Archipel. Eine vierte Linie verbindet Ceylon mit Indonesien, eine andere dessen Inselgewirr mit Neuholland. Wichtiger aber als alle diese ist jene große Sehne, die den Halbkreis, fast parallel zur Basis, zwischen dem Roten Meer und der Sundasee durchschneidet und damit alle übrigen Linien kreuzt. Auf ihr pulsiert das geschichtliche Leben des Indischen Ozeans am kräftigsten: sie ist ebenso die Bahn alter, innerozeanischer Beziehungen wie des modernen, erdumfassenden Völkerstromes.

Auch die geschichtlichen Linien, soweit sie die zum Indischen Ozean gehörigen Ländermassen durchziehen, bilden ein verhältnismäßig einfaches System, wenngleich es in dieser Eigenschaft das maritime natürlich nicht erreicht. Die Hauptachsen verlaufen hier tangential, wie im ganzen östlichen Afrika, in Arabien und auf dem Archipel, wo alle Völkerbewegungen z. B. in der Richtung der Küsten stattgefunden haben; nur in den beiden Indien erfolgen sie vorwiegend radial. Dazwischen indessen verläuft eine große Menge von Achsen niederer Ordnung in den verschiedensten Richtungen, wie bei der vielgestaltigen Umrandungszone des Indischen Ozeans nicht anders zu erwarten steht.

Für die tangentiale Achsenrichtung stellen die beiden tiefen Ausbuchtungen des Roten Meeres und des Persischen Golfes nicht die Hindernisse dar, die sie zu sein scheinen. Beide verfügen über Ausgangsöffnungen, die so schmal sind, daß sie zum Übergange selbst ganzer Völker und Rassen förmlich auffordern; außerdem sind beide infolge der gerade in ihrer Zone so glücklichen vertikalen Gliederung im Norden leicht zu umgehen. Im Süden entspricht einer ungünstigen horizontalen Gliederung ein ebensolcher Vertikalaufbau. Afrika gibt darin Australien nicht das Geringste nach: beide Länder sind Schollen ohne jede natürliche Verkehrsstraße nach dem Inneren. Der Norden hingegen, die Halbinsel Arabien ausgenommen, ist etwas günstiger gestellt. Zwar entbehrt auch die gewaltige Halbinsel des Dekhan der Zutrittswege zum Meer, aber zu ihrer Basis, dem breithin gelagerten eigentlichen Indien, führen im Westen wie im Osten, auf dem Indus und dem Ganges und in den ungeheueren Flußtälern die besten Völkerstraßen der Welt. Wäre diesen je das Glück erblüht, von tatkräftigen, schiffahrtskundigen Völkern bewohnt zu werden — nichts hätte diese gehindert, Indien zur unumschränkten Herrscherin des indisch-pazifischen Geschichts- und Kulturkreises zu machen. Damit kommen wir zum springenden Punkt in der Geschichte des Indischen Ozeans überhaupt: die Vorbedingungen zu geschichtlicher Größe sind da, aber die Anwohner haben nur stellenweise und zeitweilig die Neigung gezeigt, sie auszunutzen. Daher die große Armut an geschichtlichem Eigentum beim Indischen Ozean gegenüber dem von außen hineingetragenen fremden Gute. Von Jahrtausend zu Jahrtausend ist es in dieser Beziehung mit ihm schlimmer geworden. Während die beiden Nachbarn aus dem historischen Nichts zu wahren Riesen an geschichtlicher Bedeutsamkeit emporgewachsen sind, hat er kaum vermocht, die angestammte Rolle in Ehren weiter zu spielen, und während sonst überall der geschichtliche Sauerteig der erdbewohnenden Menschheit, die weiße Rasse, die Natur wie die Völker sich unterworfen oder zu tatkräftiger Mitwirkung veranlaßt hat, ist im Indischen Ozean deren Eingreifen nur von bedingtem Erfolge gewesen: seine Randvölker waren und sind, mit wenigen Ausnahmen, zu massig und zu schwerfällig.

2. Die frühgeschichtliche Dämmerung.

Die geschichtliche Jugendzeit des Indischen Ozeans ist in dasselbe undurchdringliche Dunkel gehüllt, das auch die Urzeit anderer historisch bedeutsamer Teile der Erdoberfläche umschleiert. Zwar verlockt der Umstand, daß von manchen Forschern in sein Umrandungsgebiet die Sitze verschiedener Urrassen, ja sogar die Ursitze des Menschengeschlechts verlegt worden sind, zu einem Hinabtauchen in Tiefen der Menschheitsgeschichte; man verliert indessen dabei sofort den geschichtlichen Boden unter den Füßen. In klar erkennbaren Zügen beginnt der Ozean seine Tätigkeit vielmehr erst in jenem bedeutsamen Augenblicke, wo ein aus dem Innern Asiens in südlicher Richtung erfolgender Druck die dunkelst gefärbten

Bewohner am Südrande dieses Erdteils aus ihren Sitzen auf das vorliegende Meer hinauspreßte. Falls das hinausgedrängte Volk nicht schon vorher Ceylon bewohnte, konnte es in der Stoßrichtung nur bis zu dieser leicht zugänglichen Insel ausweichen; ein weiteres Hinausgehen auf die Fläche des Ozeans verbot sich hier von selbst mangels einer Inselbrücke. Dagegen konnte es nach Südwesten wie nach Südosten hin ungehindert in ungemessene Fernen wandern: hier wie dort boten weder der Weg in den südwestlichen Teil der Alten Welt, noch die Inselbrücke zum Stillen Ozean nennenswerte Hindernisse dar, selbst für Wanderer von geringer Seetüchtigkeit. Beide Wege hat in der Tat jene dunkle Rasse auf ihrem Rückzuge vor der nordsüdlichen asiatischen Völkerwoge betreten. Noch heute finden sich geringe Reste von ihr auf Ceylon wie im südlichen Indien selbst; Spuren von ihr gibt es ferner in Hinterindien auf Malakka, ja sogar im südlichen Arabien. Weit stärker aber ist sie vertreten im Indischen Archipel bis zu den Philippinen hinauf und bis nach Melanesien, ja wohl noch weiter im Osten; in weitester Verbreitung aber bevölkert sie den Erdteil Afrika.

Zu bedeutenden *seemännischen* Leistungen haben diese Wanderungen den dunkelfarbigen Völkern kaum Veranlassung gegeben. Der Übergang nach Ceylon machte sich von selbst; ebensowenig stellt der östliche Weg mit seinem dichtgesäten Inselschwarme Anforderungen an die Schiffahrtskunst. Ob die Urahnen der heutigen Neger den Ozean auf seinen Seitenarmen, dem Persischen Golf und dem Roten Meer, überhaupt gekreuzt, oder ob sie ihn umgangen haben — wer kann es wissen? Selbst wenn sie auf ihrem Marsch in die neue Heimat den Weg zur See gewählt haben, zu einem Volke von Seefahrern haben sie die wenigen Meilen der Überfahrt über jene schmalen Meeresarme ebensowenig gestempelt, wie ihre alten Sitze an Asiens Gestaden sie aufs hohe Meer zu führen vermocht hatten. Auch in der neuen Heimat ist der Neger dem Meer abhold geblieben. Ist es nur die Weite der Räume Afrikas, in denen er sich verlor, oder ist seemännische Begabung und Neigung der Rasse fremd? Fast scheint letzteres zuzutreffen: zu keiner Zeit und nirgends haben ihre Angehörigen zur See Bemerkenswertes geleistet. In Afrika erschöpfen sich ihre Taten in der Besetzung des nahen Madagaskar und der Küsteninseln vom Festland aus; in der indonesischen und melanesischen Inselwelt hat selbst die Durchsetzung mit malaiischem Blute den dunkelfarbigen Mann nicht über die Küstenschiffahrt emporgehoben. Mit ihm haben wir demnach in der Folge nur wenig zu schaffen; er ist im Bereiche des Indischen Ozeans weltgeschichtlich ebenso *passiv* gewesen wie im Atlantischen Weltmeere. Seine Wohnsitze sind geschichtlich zwar keineswegs tot; aber er hat wenig Neigung zur Betätigung nach außen. Der Neger strebt nach den Küsten und ist zufrieden, wenn er sie erreicht hat.

Trotz dieser geschichtlichen Minderwertigkeit der schwarzen Rasse hat ihre Verbreitung über die Umrandung des Indischen Ozeans hohe Bedeutung; schafft sie doch in der südostasiatischen Inselflur die Vorbedingungen für jene verwickelten *Mischungen* und *Durchdringungen*, deren Ergebnis wir in den heutigen buntfarbigen Bevölkerungsverhältnissen der indonesisch-pazifischen Welt erblicken. Für eine nachdrängende Völkerwelle ein auch nur einigermaßen merkbar hemmendes Hindernis zu bilden, sind die Völker dunkler Farbe dort niemals stark genug gewesen. Jene Inselwelt ist zudem kein ununterbrochener Strand, an dem eine Völkerwoge brandend zerschellen könnte; sie gleicht vielmehr einem vielfach gegliederten und durchbrochenen Riff, das die Meeresflut zwar, ohne großen Widerstand zu finden, durchdringt, das sie aber nicht verläßt, ohne mancherlei Bestandteile zurückgelassen zu haben. So hat auch die *malaiische* Völkerwelle, als sie, auch einem nordsüdlichen Drucke nachgebend, vom Südosten des asiatischen Festlandes aufs Meer hinausging, die in der indonesisch-melanesischen Zone vorgefundene negroide Rasse beeinflußt und die Spuren dieser Berührung, die wahrscheinlich von nicht sehr kurzer Dauer war, mit sich fast über die ganze Breite des Stillen Ozeans nach Osten getragen. Die Ergebnisse dieser Berührung sind, je nach Örtlichkeit und Zeitdauer der gegenseitigen Einwirkung, verschieden. Melanesier und Polynesier sind die

beiden Enden der Reihe: jener ist das Erzeugnis einer innigen Verschmelzung beider Rassen, dieser scheint nur negroid angehaucht. Die Zwischenstufen sind zahlreich und mannigfach; Mikronesier, Alfuren und Negritos bezeichnen nur scharf umrissene Gruppen in diesem Gemisch. Mittelbar zählt auch der Australier hierher, denn neben polynesischen Einwirkungen sind auch melanesische vorhanden.

In die Herausbildung dieser Völkertypen haben sich nach Lage der Dinge Stiller und Indischer Ozean geteilt. Die übliche Zerlegung der malaiischen Rasse in einen östlichen und einen westlichen Zweig deckt sich im großen und ganzen mit dem Bereiche der beiden Meere. Während aber der östliche Zweig seine geschichtliche Aufgabe in der Besetzung des allerdings riesigen pazifischen Gebietes erschöpft sah und darüber hinaus, trotz einer ans Wunderbare grenzenden Seetüchtigkeit, kaum merkbar in das Getriebe der Menschheitsgeschichte eingegriffen hat, haben die *Westmalaien*, fest am angestammten Boden Indonesiens haftend von Haus aus der Schiffahrt kundig und fähig, nicht nur über den Indischen Ozean hinüber bis nach Ceylon und Madagaskar hinausgegriffen, sondern auch in der Mehrzahl ihrer dauernden Sitze eine größere Rolle gespielt als ihre östlichen Stammesgenossen und fast alle Anwohner des Indischen Ozeans. Nur auf der Halbinsel Malakka im Festlande fußend, sind sie *wahre Kinder des Ozeans*; und wenn sie nicht vermocht haben, sich zu dessen unumschränkten Herren emporzuschwingen, so ist das vielleicht weniger die Folge von Mangel an Charakter und Begabung, als von der *Zersplitterung* ihrer Wohnsitze in so ungemein zahlreiche Inseln und von der Lage des Malaiischen Archipels im *Treffpunkt zweier so übermächtiger Kulturen*, wie der chinesischen und der indischen. Zwar hat der chinesische Einfluß sich im wesentlichen stets nur auf das handelspolitische Gebiet erstreckt; um so umfassender aber ist dafür seinerzeit der indische gewesen. Mit ganz ungewöhnlicher Kraft hat er das gesamte Kulturleben des westlichen Archipels umspannt, und obgleich er den seiner ganzen Veranlagung nach lebhafteren Malaien nicht dermaßen in das Joch religiöser Anschauungen zu spannen und damit an die heimische Scholle zu fesseln vermocht hat, wie daheim den Hindu, so ist unter der erschlaffend wirkenden indischen Beschaulichkeit die politische Tatkraft des Inselvolkes doch vielleicht nachteiliger beeinflußt worden, als man im allgemeinen annimmt.

Den Zeitpunkt der Wanderungen der negroiden und malaiischen Völker und damit den Beginn der geschichtlichen Rolle des Indischen Ozeans zu bestimmen, ist ebenso unmöglich wie nebensächlich. Wichtiger ist die Frage nach den *Ursachen jener Völkerbewegungen*. Für beide sind nach Süden gerichtete Stöße innerasiatischer Völker als das Nächstliegende anzunehmen. Daß *mongoloide Völker*, diese ewigen Störenfriede Asiens, in erster Linie in Frage kommen, ist sehr wahrscheinlich, für Hinterindien sogar sicher; denn in den heutigen Indochinesen mit ihren zahllosen Gruppen dürfen wir die mittlerweile stark gemischten Nachkommen jener Welle erblicken, deren Eintritt in das südostasiatische Randgebiet den Rückzug der Malaien auf das vorliegende Meer verursachte. Bis *an das Meer* ist ihnen die neue Bevölkerung gefolgt — *aufs Meer hinausgegangen*, um es zu beherrschen, ist sie jedoch ebensowenig wie alle anderen Zweige des großen Stammes: sie ist also weder für den Stillen Ozean nach Osten, noch für den Indischen Ozean nach Süden und Westen jemals historisch geworden. Selbst die örtliche Zumischung malaiischen Blutes hat den Hinterinder nicht über die Stufe des Seeräubers emporgehoben.

Schwieriger noch, als hier im Nordosten, ist es im *Nordwesten* des Ozeans, einen auch nur einigermaßen sicheren Einblick in die Verhältnisse der ältesten Zeit zu gewinnen. Wenn die Annahme einer Einwanderung der afrikanischen Neger aus dem nördlichen Randgebiete des Indischen Ozeans zutrifft und als die natürlichste Erklärung dafür ein Druck

von Norden her angenommen werden darf, so wissen wir doch weder über den Zeitpunkt, noch über die Urheber dieses Druckes, noch über das Woher ihrer Bewegungen etwas Genaueres. Sicher ist nur, daß eine unermeßlich lange Zeit verflossen ist, seitdem die letzte negroide Völkerwelle die Achse des Roten Meeres in der Richtung von Nordosten nach Südwesten gekreuzt hat; denn nach ihr ist noch der ganze hamitische Schwall desselben Weges gezogen, und dessen letztes Glied, die alten Ägypter, waren schon Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung ein hochentwickeltes Kulturvolk. Der bescheidene Anteil des Indischen Ozeans an diesem Abschnitte der Menschheitsgeschichte entfällt damit in Fernen, über die ein festes Urteil zu gewinnen wohl nie mehr möglich sein wird. Er ist in seiner ganzen Ausdehnung vorgeschichtlich; lange Zeiträume mußten vergehen, bis durch Vermittelung desselben Hamitentums, das vor alters die ostwestlichen Bewegungen abgeschlossen hatte, die geschichtlich beglaubigten westöstlichen Beziehungen aufgenommen wurden.

3. Die geschichtliche Zeit bis zum Auftreten des Islam.

Verschieden wie das morphologische Antlitz der Meere ist auch ihr geschichtliches. Der Grundzug in demjenigen des Stillen Ozeans ist immer anthropologisch-ethnographischer Natur gewesen.

Er hat seine geschichtliche Aufgabe stets darin gesehen, die Rassen zu mischen, um neue Typen zu schaffen und auszubilden; politische und kommerzielle Beziehungen zu entwickeln und zu pflegen, ist nie seine Stärke gewesen. Auch beim Atlantischen Ozean treten die letzteren zugunsten der ersteren, soweit sie die Beziehungen zwischen der Alten und der Neuen Welt betreffen, zunächst zurück: Amerika ist lange Zeit hindurch in erster Linie ein neuer Völkerherd für Europa sowohl wie für Afrika gewesen. Beide haben, jenes freiwillig, dieses gezwungen, Welle auf Welle hinübergesandt, den weiten, leeren Räumen der Neuen Welt zur Füllung, sich selbst zur Erleichterung. Selbst heute noch gilt das für Amerika, obschon sein politisches Gewicht, wie das seines Handels, in beispiellos rascher Entwickelung ins Ungeheure gewachsen ist. Nichts von alledem ist dem Indischen Ozean eigen. Wohl hat auch er gewaltige Völkerscharen nach Osten und Westen entsandt; aber die, welche nach Westen gingen, sind ihm meist fremd und fern geblieben, die anderen, im Osten, seinem Machtbereich enteilt. Wohl ist auch er ein Völkerbildner. Wo aber diese Aufgabe in großem Stil an ihn herantritt, wie im Archipel und in Australien, da muß er sie mit dem größeren Nachbar teilen; wo sie jedoch im kleinen ihm winkt, wie an den Gestaden Ostafrikas und auf Madagaskar, da entspricht das Ergebnis nur wenig der Würde und Größe des Ozeans. Auch seine politische Betätigung ist nie groß gewesen. Wo expansive Völker wohnen, wie im westlichen Archipel, auf Madagaskar und an den Küsten von Süd- und Ostarabien, da fehlen große, mächtig ausgreifende Reiche, und wo solche vorhanden sind, wie im ganzen südlichen Asien, vom Euphrat im Westen bis zum Brahmaputra im Osten, da fehlen Fähigkeit und Neigung für die Hochseeschiffahrt.

So bleibt denn für den Indischen Ozean als geschichtlich wirkende Kraft nur der Handel. Seine Betätigung auf diesem Gebiet ist der Grundzug seines geschichtlichen Antlitzes; obzwar im Wandel der Jahrtausende sich mancher Zug darin verändert hat, der Ausdruck ist immer derselbe geblieben. Welche Völker auch immer sich in geschichtlich erkennbaren Zeiten auf den Indischen Ozean hinauswagten, kommerzielle Zwecke haben ihren Fahrten stets zugrunde gelegen. So will denn die geschichtliche Rolle des Indischen Ozeans vorwiegend vom Standpunkte der Handelsgeschichte aus betrachtet sein. Der Gesichtswinkel ist nur scheinbar eng; in Wirklichkeit eröffnet er Aussichten von bedeutender Tiefe und erschließt Ausblicke in das Werden und Vergehen der Nationen, wie sie die ungleich breiteren und mannigfaltiger gegliederten Gesichtsfelder der beiden anderen großen

Weltmeere in diesem Maße längst nicht darbieten. Hier ist die Geschichte des Handels tatsächlich die Geschichte der Zivilisation unseres Geschlechtes.

Man kann die geschichtliche Bedeutung des Indischen Ozeans nicht schildern, ohne vor allem der wichtigen Rolle zu gedenken, die innerhalb dieses Rahmens sowohl das Rote Meer als auch der Persische Golf zu spielen berufen waren. Diese beiden nordwestlichen Seitenarme des Ozeans bilden die natürlichen Kanäle zwischen Orient und Okzident, das gegebene Bindeglied zwischen Morgen- und Abendland. Mehr noch aber, als der südliche Zugang zu der großen mesopotamischen Ebene, dessen Wert uns klarer vor Augen stünde, wenn wir Genaueres über den Handel der Elamiten wüßten, hat der bis dicht an die mittelmeerische Welt heranreichende Graben des Roten Meeres diese Verbindung ermöglicht und aufrechterhalten. Nicht nur ist er schon früh der Schauplatz eines Handelsverkehrs überhaupt, sondern er ist auch der Träger des internationalen Verkehrs bereits in Zeiten, in denen der Stille wie der Atlantische Ozean nichts anderes sind als unbefahrene Wasserwüsten. Hatten doch schon die Pharaonen (seit 1400 v. Chr.) sowie der Perserkönig Darajawahusch (Dareios I.), die Ptolemaier und die Römer eine Kanalverbindung zwischen dem Nil und dem Roten Meer erstrebt, bewerkstelligt und aufrechterhalten, bis diese Anlage seit dem 8. Jahrh. n. Chr. verfiel. Und wenn es auch seitdem im Laufe der Menschheitsgeschichte einen langen Zeitraum gegeben hat, wo das Rote Meer in das beschauliche Dasein einer stillen Meeresbucht zurückgesunken war, so spricht doch nichts klarer für seine geschichtliche Wichtigkeit, als der Umstand, daß einzig und allein eine so einfache Tat, wie seine 1859—69 hergestellte Verbindung mit dem Mittelmeer durch den Sueskanal, ihm mit einem Schlage seine alte Rolle zurückgegeben hat (vgl. unten, S. 604). Es ist zwar nicht mehr der alleinige Träger des Weltverkehrs; die Verbindung aber des kulturgewaltigen Abendlandes mit dem nunmehr in weitester Ausdehnung erschlossenen Osten stellt seine belebte Wasserstraße auch heute noch fast ausschließlich her.

A. Bis zum Auftreten der Chinesen.

a) Die alten Ägypter.

Der Handelsverkehr im nordwestlichen Indischen Ozean geht weit ins graue Altertum zurück. Haben auch die alten Ägypter mit ihrer Neigung zur Abgeschlossenheit keine ständige Flotte (s. die Abbildung S. 579) auf dem Roten Meer unterhalten, so haben sie doch immer wieder und zu den verschiedensten Zeiten versucht, sich mit den Ursprungsländern der geschätzten Spezereien, dem südlichen Arabien und dem Osthorn Afrikas, in direkte Verbindung zu setzen. Der letzte König der elften Dynastie, Seanchkara, übertrug dem Henu die Ausrüstung einer Expedition von Koptos aus nach „Punt"; die gleiche Aufgabe sollte die Flotte der Königin Hatschepsut (um 1490 v. Chr.) auf ihrer Südfahrt lösen. Die Ägypter sind die ältesten beglaubigten Schiffer auf dem Roten Meer und dem angrenzenden Teile des Indischen Ozeans. Obgleich jene vereinzelten Fahrten und selbst die von Ramses III. (1200—1168) unterhaltene Flotte ihren punischen Nachfolgern kaum als Wegweiser gedient haben, so sind sie doch bemerkenswerte Belege für die seemännischen Neigungen eines Volkes, das sonst fest an der Scholle klebte.

b) Indien.

Der Magnet, der von jeher mit nur zeitweilig verminderter Kraft alles in seinen Bann gezwungen hat, was die weite Fläche des vorgelagerten Meeres betrat, war Indien.

Indien und der Indische Ozean sind zwei untrennbare Begriffe. Und doch gilt diese Zusammengehörigkeit nur in beschränktem Sinn. Ihrer geographischen Lage nach ist die Halbinsel südlich vom Himalaja zur Beherrschung der umliegenden Meere geeignet, wie kein anderes Randland des Indischen Ozeans. Trotzdem hat sie es im Verlauf ihrer Geschichte niemals zu einer führenden Stellung gebracht, wenigstens nicht aus eigener Kraft. Weder ist die Halbinsel zu ausgedehnt, um die in ihr schlummernde, durch eine überaus dichte Bevölkerung dargestellte Kraft zu freier Entwickelung zu bringen, noch ist die geringe Gliederung ihrer Gestadelinie die Ursache für den auffälligen Mangel an historischem Wirken: Schuld daran tragen einzig und allein Indiens ethnographische Verhältnisse.

Bei ihrem Abstiege von den Hochebenen Irans in die heißen Ebenen Indiens haben die Arier eine andere Natur vorgefunden und sind deren Opfer geworden. Den neuen Bedingungen allmählich sich anpassend, haben sie dem subtropischen und tropischen Klima den natürlichen Tribut gezollt; sie haben eine innere, in religiöser Entfaltung gipfelnde Entwickelung durchgemacht und nie das Bedürfnis gefühlt, die Kraft ihrer überwältigenden Masse und ihrer höheren Geistesanlage nach außen hin zu betätigen. Daß die vedischen Hymnen und Manus Gesetzbuch arischer Seefahrten gedenken, für deren Ausdehnung nach Westen die Erwähnung der alten Insel Dioscorides (Sokotra) spricht, daß man aus dem Gebrauche des Kampfers an den üppigen Höfen indischer Fürsten zur Zeit Buddhas auf einen indisch-chinesischen Verkehr schließen kann, will wenig besagen: eine dauernde Schiffahrt der indischen Arier hat es nicht gegeben. Indien hat nie das Bedürfnis gefühlt, die Außenwelt zu suchen; wohl aber hat es immerdar das Schicksal gehabt, von jener erstrebt zu werden, zu Lande, wie zu Wasser. Seine Beziehungen zum Meere sind eng, aber einseitig; die zahlreichen Strahlen, die von ihm in alle Welt hinausgehen, sind nicht sein Eigentum: sie treffen aus Westen und Osten und Süden in ihm zusammen. Es hat der Welt aus seinen ungeheuren Schätzen das meiste unter allen Ländern der Erde gegeben; aber jene hat sie sich holen müssen.

Altes ägyptisches Seeschiff.

c) Die Phöniker, die Hebräer und Necho II. von Ägypten.

Die ersten Versuche direkter Schiffsverbindung mit Indien von Westen her haben die Phöniker unternommen. Selbst wenn man die Angabe Herodots und Strabons über

deren Ursitze am Persischen Golf und die Handelsplätze auf Tylos und Arados auf sich beruhen läßt, so gehen doch ihre Handelsfahrten auf dem nordwestlichen Indischen Ozean bis ins zweite Jahrtausend v. Chr. zurück: zur Zeit der Hiram-Salomonischen Ophirfahrten war der Weg von Eziongeber und Elath aus dorthin bekannt und ein regelmäßiger Fahrtbetrieb vorhanden. Die Leichtigkeit, mit der sie das Monopol für das Mittelmeer erlangt hatten, forderte die Phöniker geradezu heraus, auch auf der anderen in ihrem Machtbereiche liegenden Meeresfläche festen Fuß zu fassen, zumal dieses neue Arbeitsfeld mit seinen fremdartigen, von der damaligen Kulturwelt darum um so stärker begehrten Schätzen Vorteile versprach, wie sie ihnen das altbefahrene Mittelmeer kaum gewähren konnte. Gewiß haben sie auch auf dem Erythräischen Meere die Alleinherrschaft erstrebt, doch nicht erreicht. Vom Persischen Meerbusen wie vom Roten Meer durch je einen breiten Landstreifen getrennt, waren sie stets auf Verträge mit deren Bewohnern angewiesen; und wenn, wie im Falle Salomons und seiner Nachfolger, diese Verträge die Teilhaberschaft der Landesherren einschlossen, so mußten sie diese notgedrungen mit in Kauf nehmen; dem fügten sie sich um so gleichgültiger, als ihnen ihre Überlegenheit zur See den Sieg im Wettkampf sicherte.

Geschichtlich bemerkenswerter ist das Drängen der Hebräer zum Indischen Ozean. In jener frühen Zeit und bis zur Babylonischen Gefangenschaft noch lange kein Handelsvolk und um 1000 v. Chr. in seinem politischen Gefüge kaum erst gefestigt, belegten sie doch schon unter dem scharfblickenden König David zielbewußt das Nordende des Roten Meeres (Edom) mit Beschlag. Die Erfolge, die der freundschaftlichen Verbindung seines Sohnes Salomon mit dem Tyrerkönige Hiram aus den oben berührten Fahrten erblühten, waren lediglich die natürliche Folge der davidischen Politik. Welchen Wert die Hebräer auf den Zugang zum Indischen Ozean legten, zeigt nichts besser, als der Eifer, mit dem auch eine ganze Reihe späterer Herrscher ihn sich offen zu halten bestrebt war. So oft auch das Reich Juda in Bedrängnis geriet und vom Meere abgeschnitten wurde, immer war es eine Sorge seiner Fürsten, die unbotmäßigen Edomiter (Idumäer) von neuem zu unterwerfen, das mehrfach zerstörte Elath wieder aufzubauen und damit Herr an der Bucht von Akaba zu sein. Obwohl Juda unter Rehabeam durch den Ägypter Scheschonk I. (Sisak) gedemütigt und eingeengt worden war, dehnte es sich unter Josaphat um 860 von neuem kräftig aus: der König stellte Elath wieder her und rüstete eine neue Flotte aus. Unter Joram erlangten die Idumäer von neuem ihre Unabhängigkeit, bis Ussia (Azarja) sie in der ersten Hälfte des 8. Jahrh. zum drittenmal unterwarf und auch Elath zum dritten Male wieder aufbaute. Unter Ahas (um 730) erblaßte der Stern Judas auf dem Indischen Ozean für immer, und die Edomiter nahmen von nun an ihre angestammten Sitze dauernd wieder ein.

Der Verlust der Stellung des Hebräertums am Indischen Ozeane bezeichnet in der Geschichte der einen wie des anderen einen bedeutungsvollen Abschnitt. In der politischen und kulturellen Entwickelungsgeschichte Judas endet damit das erste und einzige Zeitalter bewußter Ausdehnungsbestrebungen in der Richtung auf das Weltmeer; seine Zurückdrängung ins Binnenland beraubt es für die gesamte Folgezeit der Möglichkeit, als politische Einheit eine Weltstellung zu erringen. Für den Indischen Ozean aber bedeutet jene gewaltsame Abkehr des jüdischen Volkes den Abschluß einer Zeit, wo zum erstenmal eine Nation ohne seemännische Eigenschaften seinen weltgeschichtlichen Wert mit vollem Bewußtsein erkennt und anerkennt. Dieses Urteil wiegt um so schwerer, als jene Nation seine Gestade nur mit äußerster Anstrengung zu erreichen und zu behaupten vermochte, die bei der geschichtlichen Stumpfheit seiner meisten Anwohner wohltuend berührt.

Den Phönikern darf man die Hebräer nicht an die Seite stellen. Für jenes Volk, das stets nur Handelsgewinn ohne politische Macht erstrebte, gab es bei der Erschließung neuer Gebiete schlechterdings keine Hindernisse. Nie in der Gewalt ihre Stärke suchend, haben sie es stets meisterhaft verstanden, ihr Ziel zu erreichen, nicht im Kampf mit dem Gegner oder Nebenbuhler, sondern durch ihn. Wie sie dazu die Hebräer ausgenutzt hatten, solange diese am Golfe von Akaba standen, so wandten sie nunmehr, rein politisch genommen allerdings nicht ganz freiwillig, ihre handelspolitische Gunst den Ägyptern zu. Die Ergebnisse dieser Verbindung äußern sich in dem Bestehen der Kriegsflotte, die der Ägypterkönig auf dem Mittelländischen und dem Arabischen Meere, wohl auf Anregung der Phöniker, unterhielt. Und die ins Reich der Fabel gehörige Umsegelung Afrikas unter Necho II. weist doch gerade auf die Wertschätzung hin, die Wagemut und nautisches Können bei den Phönikern von jeher genossen haben.

d) Der Etappenhandel auf dem Indischen Ozean 600—30 v. Chr.

Der Handel, der in den letzten sechs Jahrhunderten v. Chr. weder im Roten Meer, noch im Persischen Golfe, noch in den diesen vorgelagerten Teilen des Indischen Ozeans je ganz aufhörte, ist nie über die längst erreichte Stufe des Etappenhandels emporgestiegen. Getragen von den verschiedensten Völkerschaften, bleibt er gerade darum nur Kleinbetrieb von einer Zwischenstation zur anderen. Daran änderte nichts, daß der Perserkönig Darajawahusch I. den angeblich von Necho II. begonnenen Kanal vom Delta zum Roten Meer vollendete, und daß Ptolemaios II. Philadelphos (285—247) das inzwischen verfallene Werk von neuem herstellte. Oder was half es, daß Nabukudurriusur (Nebukadnezar II.) an der Euphratmündung, in erster Linie zu Handelszwecken, Teredon (s. die Karte bei S. 573) gründete und die Schiffahrt auf dem Euphrat und dem Tigris durch die Anlage zahlreicher Windungen günstiger gestaltete? Was er gefördert hatte, hemmten die Herrscher aus der Familie der Achämeniden. Zudem waren, seitdem ein Weltreich nach dem anderen das vordere Asien über Asien hinaus bis zum Nil hin in seine starken Fesseln schlug, die Phöniker aus dem Indischen Ozean verschwunden, für den Großhandel ein Verlust, den die Bewohner des südlichen Arabiens (Hadramauts usw.) mit ihren damals noch recht unzureichenden Schiffahrtsmitteln trotz aller Anstrengungen nicht zu ersetzen vermochten.

Auch der indische Feldzug Alexanders des Großen hat trotz seiner geschichtlichen Bedeutung für den Seehandel zunächst nicht die Früchte getragen, die der Gewaltige angestrebt hatte. Selbst das ägyptische Alexandrien hat sich erst Jahrhunderte nach seinem Tode zu dem entwickelt, was es schon unmittelbar nach seiner Gründung hatte werden sollen: der Brennpunkt für den mittelmeerisch-indischen Handel und damit der Stapelplatz für den Gesamthandel der damaligen Welt überhaupt. Aber Alexanders eigene kurze Meerfahrt im Mündungsgebiete des Indus, welche die Besitzergreifung des Ozeans versinnbildlicht, ferner des Nearchos berühmte Expedition vom Indus bis zum Schatt el-Arab, dann des Königs Versuch, den in völlige Vergessenheit geratenen Weg vom Persischen Meerbusen aus um Arabien herum von neuem zu erschließen, sein Plan, Afrika zu umschiffen, schließlich die von ihm durchgeführte Verbesserung des Fahrwassers bis Babylon hinauf, sowie die Gründung des Hafenortes Charax an der Tigrismündung — alles das spricht beredt für die Wichtigkeit, die Alexander dem Indischen Ozean beimaß, und für die Rolle, die dem neu erschlossenen Meere in den Zukunftsplänen des zu früh verschiedenen Helden zugedacht war.

Dennoch hat die großartig angelegte Herrschertätigkeit des Makedoniers die ihr eigene zauberische Kraft nicht verleugnet: ihre Nachwirkungen haben vielmehr Indien und den Indischen Ozean aus dem Halbdunkel orientalischer Vereinzelung in das helle Gesichtsfeld hellenistischer Kultur gezogen. Zwar ist

Babylon, durch Verlegung der Seleukiden-Residenz nach Antiochia, der Nebenbuhlerschaft des neugegründeten Seleukeia (Ktesiphon) rasch erliegend, weder der politische, noch der geistige, noch der kommerzielle Mittelpunkt der damaligen Kulturwelt geworden. Aber während bis auf Alexander Indien den Griechen nur durch die dürftigen Berichte weniger Männer bekannt gewesen war, hat nach jener glänzenden Epoche die Seeverbindung mit dem Osten fast ein ganzes Jahrtausend hindurch nicht wieder aufgehört. Begünstigt durch die weitausschauende Politik der Ptolemaier, die im Baue des Kanals zum pelusischen Nilarme (vgl. oben, S. 578), in der Anlage von Hafenstädten am Roten Meer und der Sicherung des alten Weges nach Koptos gipfelte, gewöhnte sich der Verkehr nach Indien jetzt daran, den seit vielen Hunderten von Jahren gepflegten Etappenhandel durch direkten Verkehr zu ersetzen; so bildete sich trotz immerhin noch bescheidenen Umfanges der Übergang zu einem internationalen Handel in größerem Stile.

c) Die Anfänge eines internationalen Verkehrs während der römischen Kaiserzeit.

Das Jahr 30 v. Chr. brachte mit der Erklärung Ägyptens zur römischen Provinz für den Indischen Ozean ganz neue Verkehrsverhältnisse. Jetzt lag der Weg nach dem schätzereichen Indien frei vor einem Volke, dessen materielle Bedürfnisse bei aller politischen Selbstzucht riesig gestiegen waren. Daher nutzten die Römer den neuerschlossenen Weg in umfassender Weise aus. Dennoch hätte sich der Verkehr mit dem Osten nicht weit über den früheren Stand zu erheben vermocht, wäre nicht den neuen Herren mit der Nutzbarmachung der Monsune eine Kraft zugute gekommen, die es ihnen mit einem Schlag ermöglichte, der bis dahin noch immer geübten Küstenschiffahrt für immer zu entsagen. Die um die Mitte des 1. Jahrh. n. Chr. erfolgte Entdeckung dieser dem nördlichen Indischen Ozean eigentümlichen Erscheinung wird dem griechischen Seefahrer Hippalos zugeschrieben, nach dem ja auch der Südwestmonsun benannt worden ist. Wie sie einerseits erst wirkliche Hochseefahrten ermöglichte, so zwang der regelmäßige Wechsel der beiden einander entgegengesetzten Luftströmungen anderseits die Unternehmer auch zu einem geregelten Fahrtbetriebe, der im übrigen zu bequem war, als daß man ihn nicht hätte aufrechterhalten sollen. In der Folgezeit sind denn auch indische Gesandtschaften in Rom keine Seltenheit mehr, und das Arabische Meer wird befahren, wie nie zuvor. Jetzt erfüllte auch Alexandria die Absichten seines Gründers. Nur eins beschwerte das Gemüt römischer Wirtschaftspolitiker mit tiefer Bekümmernis: daß dieser rege Handel das Nationalvermögen nicht vermehrte. Schon damals nämlich offenbarte der indische Handel die für ihn bezeichnende Eigentümlichkeit, daß der Ausfuhr keine Einfuhr gegenüberstand. Neben Strabon macht auch Plinius diese Beobachtung, und unter Tiberius sann der Senat ernsthaft darüber nach, wie dem ständigen Abströmen römischen Goldes nach Osten Einhalt zu tun wäre.

B. Vom Auftreten der Chinesen bis auf Mohammed.

Soweit wir zurückblicken können, ist der Indische Ozean niemals etwas anderes gewesen, als die Straße zu dem vom Abendlande heiß erstrebten Indien. Den bescheidenen Hilfsmitteln entsprechend, waren die Erfolge zunächst nur gering. Sie wurden erst bedeutend, sobald man der Küstenschiffahrt entraten konnte. Mit diesem Augenblicke veränderte sich das Bild sofort. Jetzt konnte Vorderindien dem Drang in die Ferne nicht mehr genügen. Jetzt wurden Ceylon und die Goldene Chersones (Malakka) von Westen her erreicht; und folgen wir den Schiffern, die seit der zweiten Hälfte des 1. Jahrh. n. Chr. gen Kattigara segeln, so treten wir, mögen wir es nach dem Tongking (südlich von Hansi) oder in die Nähe von Kanton verlegen (s. die Karte bei S. 573), mit dem Volke in Verbindung, das für lange auf dem Indischen Ozean eine große Rolle spielte, mit den Chinesen.

Der Kaiser Antun (= M. Aurelius Antoninus) vom Reiche Ta tsin sandte 166 eine Gesandtschaft in den fernen Osten (vgl. S. 268); und außer anderen römischen Expeditionen suchte eine indische mit Sina festere Bande zu knüpfen, als bloßer Handelsverkehr sie gewähren konnte.

a) Die Chinesen.

Die Bestrebungen des chinesischen Volkes zur See sind schon oben, S. 102, in Kürze beleuchtet worden. Soweit sich die chinesische Schiffahrt auf dem Indischen Ozean bewegt, hat sie das Eigentümliche, stets genau nur so weit nach Westen vorzudringen, bis sie sich

Eine chinesische Dschonke. Nach einem Modell im Städtischen Museum für Völkerkunde zu Leipzig.

mit der der Westvölker berührt. Diese Berührung ist ihr Bedürfnis; ein Durchdringen und Übereinandergreifen hingegen meidet sie. Dergestalt ist in den achtzehn Jahrhunderten, die für den chinesischen Verkehr auf dem Indischen Ozean in Frage kommen, dieser der Zeuge eines Schauspiels gewesen, wie es in dieser Art kein anderes Meer aufweist. Wo sonst ein neues Gebiet dem Verkehr gewonnen wird, bewegt sich die Berührungszone stets in der Richtung auf das neue Gebiet hin. In völligem Gegensatze zu dieser Regel schwankt das Berührungsgebiet des chinesisch-westländischen Verkehrs über die ganze Breite des Indischen Ozeans hin, von den Gestaden Malakkas im Osten bis zum Persischen Meerbusen, ja wahrscheinlich bis nach Aden im Westen. Schränken die Nationen des Westens den Bereich ihrer Fahrten ein, so folgt der Chinese, seinem Handelstriebe gemäß, mit seinem Fahrzeug (s. die obenstehende Abbildung) in westlichere Gegenden nach; dringen aber unternehmende Schiffer Westasiens oder Europas wieder weiter nach Osten vor, so

räumt der Sohn des Reiches der Mitte ohne weiteres das Feld. So ist es in den ersten Jahrhunderten der westöstlichen Beziehungen gewesen, und denselben Vorgang hat die beginnende Neuzeit erlebt. In einem förmlichen Rhythmus spielen sich diese Bewegungen ab, und sie erfolgen so regelmäßig, daß man die Beziehungen der Chinesen zum Indischen Ozean danach gliedern muß.

Diesen aus eigenem Antriebe zu betreten, waren die Chinesen ihrem ganzen Charakter nach nicht veranlagt. Dazu bedurfte es erst des Umstandes, daß die westasiatischen Schiffer (spätestens um 250 n. Chr.) die Fahrten nach Kattigara allmählich einstellten und sich mit näherliegenden Endzielen begnügten. Wegen des drohenden Handelsverlustes zogen die Chinesen den Barbaren nach Westen nach. Um 350 n. Chr. finden wir sie auf Pinang in der Malakkastraße. Gegen Ende des Jahrhunderts erreichen sie zum ersten Male Ceylon und damit den einzigen Punkt außerhalb des Bereiches ihres heimischen Ozeans, zu dem sie ein tieferes Interesse trieb; sahen sie doch in Ceylon den Keim und Kern der Buddhalehre, die für die Gestaltung ihrer eigenen Kultur von höchster Bedeutung gewesen ist. Nicht zufrieden indes mit diesem immer wieder erstrebten Ziele, kommen sie um die Mitte des 5. Jahrh. bereits bis zum Persischen Golf und bis zur Stadt Hira am Euphrat; später finden wir sie, falls wir Edrisi glauben dürfen, sogar in Aden und anderen Häfen des Roten Meeres. Die Fahrten der Chinesen nach Persien und Mesopotamien enden um 700, während sich ihre Schiffe von Ceylon, das sich zu einem blühenden Stapelplatze zwischen Osten und Westen entfaltet hatte, erst um die Mitte des 8. Jahrh. zurückzogen.

b) Die westlichen Nationen.

In den sieben Jahrhunderten der ersten Hin- und Herwanderung der chinesisch-westasiatischen Berührungszone wandelten sich die Teilnehmer an diesem Verkehre. Der ruhende Pol sind die Chinesen; von dem in späterer Zeit unter dem Namen der Malaien bekannten Volke abgesehen, durch dessen Teilnahme an den Fahrten nach Ceylon den Chinesen in dem zweiten Zeitalter ein bedeutender Wettbewerb erwächst, sind sie während der ganzen Zeit die unbestrittenen Träger des nach Westen gerichteten Handels. Dagegen breitet sich auf dem *westlichen* Flügel des Indischen Ozeans in jenen Jahrhunderten ein wichtiger *Umschwung* vor. Hier wurde der griechisch-römische Kauffahrer mehr und mehr durch Nationen verdrängt, die, zwar schon seit langem an den Rändern des Indischen Ozeans ansässig, sich doch erst jetzt auf ihre Aufgaben zur See besannen.

Zunächst sind hier die *Inder* selbst zu nennen, die damals vielleicht zum ersten Male im Verlaufe ihrer nach außen so tatenlosen Geschichte das Meer in ausgedehnterem Maße (für früher vgl. S. 579) befuhren. Mag man über ihre Beteiligung an den Fahrten nach Malakka und dem Archipel denken, wie man will, so haben sie doch der vor ihren Türen sich abspielenden glänzenden Entfaltung des westlichen Handels nicht untätig zugeschaut.

Dieser Handel ruhte, seitdem die Sassaniden (226—652) mit kräftiger Hand die Geschicke des von ihnen gegründeten Reiches lenkten, zum größten Teile bei den *Persern*. Mit staatsmännischem Blicke fand das Herrscherhaus heraus, daß es dem feindlichen oströmischen Kaisertum auf keine Weise besser zu schaden vermochte als dadurch, daß es dessen direkten Handel mit dem fernen Osten unterband. Ja, das nach unseren sonstigen Begriffen seefremde persische Volk hat damals den gesamten westöstlichen Handel an sich zu bringen beabsichtigt. Ganz hat es freilich seine Absicht trotz aller Bemühungen nicht durchzuführen vermocht. Es beherrschte nur den *einen* der beiden von Indien nach dem Abendlande führenden

Seewege, den über den Persischen Golf, bald vollkommen und für lange Zeit; doch auch weder den Indern, noch den rührigen Bewohnern des kleinen, aber für den damaligen Handel wichtigen Königreichs Hira (210—614) stand ein anderer Kurs zu Gebote. Gleich den persischen Schiffen fuhren auch die indischen und arabischen nach Ceylon, um die durch chinesische Dschonken dorthin gebrachten Waren, Seide, Gewürznelken, Aloe- und Sandelholz, in Empfang zu nehmen und direkt zum Persischen Meerbusen hinüberzuführen.

Dagegen hat sich der persische Machtbereich weder zur Zeit der Sassaniden, noch später jemals auf den zweiten Weg gen Westen erstreckt, auf das Rote Meer. Daher haben sich hier die Reste der einst meerbeherrschenden Stellung Roms am längsten erhalten. Bis ins 4. Jahrh. hinein blühte das altberühmte Berenike Troglodytike; und noch zur Zeit Justinians fuhren jährlich römisch-griechische Schiffe von Klisma und dem uralten Elath aus gen Indien. Aus volkswirtschaftlichen Gründen war es das Ziel dieses klugen Kaisers von Anfang seiner Regierung an gewesen, sich in handelspolitischer Beziehung von den Persern unabhängig zu machen. Zu Lande gelang ihm das, wenn auch erst 557 und nach mancherlei Fehlschlägen, insofern, als er, durch Mönchslist unterstützt, den Seidenbau, auf den es in erster Linie ankam, im Reiche selbst heimisch machen konnte (S. 265).

Dagegen blieben bei der ungemein festen Stellung der Perser im Euphrattal alle Versuche, deren Seehandelsmonopol auf diesem nächsten Wege zu durchbrechen, stets vergeblich. Als einziger Ausweg winkte hier das Rote Meer. Der bescheidene Schiffahrtsbetrieb von Klisma und Elath aus konnte dem ungeheuren Verbrauche des üppigen byzantinischen Hofes, wie überhaupt der damaligen mittelmeerischen Kulturwelt, schlechterdings nicht genügen. Geographisch begünstigtere Hilfskräfte suchte und fand Justinian in den Äthiopiern des befreundeten axumitischen Reiches, dessen Lage am Eingange zum Indischen Ozean und zum Roten Meer den Zwischenhandel förmlich aufdrängte.

Gleichwohl ist der Versuch gescheitert. Wohl gingen zahlreiche griechische Kaufleute nach Adulis hinunter, ja, auf äthiopischen Schiffen selbst nach Indien hinüber; wohl wußten die dunkelfarbigen Kaufleute den Wert ihrer Vermittlerrolle zu schätzen; dennoch gelang es auch ihnen nicht, dem persischen Monopol nennenswerten Abbruch zu tun. Die Perser hatten sich im Laufe der Jahrhunderte zu fest in den indischen Häfen eingenistet, als daß der Wettbewerb eines zudem nicht einmal sehr unternehmungslustigen und mächtigen Volkes sie aus ihrer sorgsam ausgebauten Stellung hätte vertreiben können: selbst Stürme von der Gewalt, wie sie die islamitische Bewegung des 7. Jahrh. auch für Persien mit sich brachte, haben sie nicht zu erschüttern vermocht. Im Gegenteil, soweit der Indische Ozean in Frage kommt, schienen die Perser aus jedem neuen Angriff und Vorstoß auch neue Kraft zu weiterem Ausgreifen zu schöpfen.

4. Von Mohammed bis auf Vasco da Gama.

Wie der geschichtliche Pulsschlag der Nationen stockt, wenn eine Erscheinung von weltgeschichtlicher Bedeutung die Erdteile heimsucht, wie sich die Geschichte der großen Festlandmassen nicht ohne Halte- und Wendepunkte abrollt, so gleitet auch die Geschichte der Weltmeere nicht in den glatten Bahnen dahin, die man bei ihrer Schmiegsamkeit und Beweglichkeit voraussetzt. Wie die leichte Verschiebbarkeit der Moleküle den hydrostatischen Druck nach allen Richtungen fortpflanzt, wie die Erdbebenwelle die Breite des Ozeans

von Ufer zu Ufer in rasendem Laufe durcheilt, so zieht auch jedes Geschehnis von allgemeiner Tragweite die gesamte Umrandung der Meere in seinen Bannkreis. Was für das Atlantische Meer die Westfahrt des Kolumbus, was für den Stillen Ozean der Abstieg des Balboa und die Fahrt des Magalhães, das ist für den Indischen Ozean die Ostfahrt Vasco da Gamas: ein Ereignis von einschneidender Bedeutung für die gesamte Folgezeit. Während aber jene Taten in der Geschichte der beiden erstgenannten Meere die einzigen Eingriffe von epochemachender Tragweite sind, steht die Entdeckung des Weges um das Kap der Guten Hoffnung nach Indien in dieser Beziehung nicht allein da.

Der Vorläufer, den sie gefunden hat, ist der Islam. Nach seinem ganzen Werden und Sein gehört er dem Indischen Ozean an. Wohl hat er auf unvergleichlich raschem Siegeszuge die Fahne des Propheten bis an die Gestade des Atlantischen Meeres getragen; wohl berührt er in seinen östlichen Ausläufern den Stillen Ozean; doch zu ungehinderter Entfaltung seiner Kraft und, was besonders wichtig ist, zu einem Ausgreifen über die Fläche des Weltmeeres ist er nur im Indischen Ozean gelangt. Daß die Araber erst seit der Hedschra den Fuß aufs Meer gesetzt hätten, ist nicht anzunehmen; dagegen sprechen, neben der Meerwanderung der Geesvölker von Südarabien nach dem Hochlande von Abessinien, die Schiffahrt der Völker von Hira und Aden und noch manche andere Tatsache. Aber zu keiner Zeit vor Mohammed sehen wir bei ihnen auch nur einen Anlauf zu jener bewußten Überseepolitik, wie sie die ganze Khalifenzeit hindurch und darüber hinaus das Arabertum kennzeichnet. Es ist, als ob erst durch den Islam das bis dahin nahezu unbekannte Volk, wie es zu Lande zum Welteroberer ward, auch zur See zum Bewußtsein seiner selbst gekommen sei.

Vier Jahre nach des Propheten Tode lag das neupersische Reich, von Omars wuchtiger Hand getroffen, zerschmettert am Boden. Fast schien es, als sollte unter den neuen Verhältnissen und den Kriegswirren der Indische Ozean in den Zustand der Bedeutungslosigkeit zurücksinken, aus dem er sich eben langsam erhoben hatte; denn gleichzeitig fielen auch das übrige Vorderasien und selbst Ägypten (641) dem Ansturme der Mohammedaner zum Opfer. Damit war der Indische Ozean ein arabisches Meer geworden; von Sues und Massaua im Westen bis über das Indusdelta im Osten schlugen unter den Omaijaden und Abbassiden seine Wogen an die Gestade des Khalifenreiches. Damit stand der gesamte westöstliche Verkehr, der damalige „Weltverkehr", unter der Herrschaft der Araber.

Zum erstenmal, seitdem der Indische Ozean in der beglaubigten Menschheitsgeschichte eine Rolle spielt, zwingt das Auftreten der Araber, das Gesichtsfeld zu zerteilen: neben der bis dahin ausschließlich in Frage kommenden westöstlichen Achse (S. 572) durch den nördlichen Teil kommt jetzt auch eine der nordsüdlichen Achsen ernsthaft in Betracht: das Ausgreifen der Araber auf die Küste von Ostafrika. Gerade dort hat das Arabertum seine Widerstandsfähigkeit gegen die Weltmächte der Neuzeit am längsten erwiesen. Seinen letzten Kampf hat es hier merkwürdigerweise gegen die jüngste Kolonialmacht der Alten Welt, das neugeeinte Deutsche Reich, auszufechten gehabt.

A. Der Osten.

Das Ausgreifen der Araber nach Osten während der Khalifenzeit ist noch ganz vom Standpunkte der Wechselbeziehungen zwischen Ost- und Westasien aus zu betrachten. Im Besitz einer ganzen Anzahl der besten Häfen des Indischen Ozeans, darunter gerade derjenigen, die den ostindischen Handel beherrschten, mußten die Araber ihr Interesse mehr und mehr der See und in erster Linie dem östlichen Ozeane zuwenden. Einmal war auf diesem

Wege der Angriff auf Indien am leichtesten: schon 637 finden wir eine arabische Kriegsflotte an dessen Westküste; dann aber galt es, den auch nach dem Sturze der Sassaniden zur See noch immer mächtigen Persern die Vorherrschaft im Indischen Ozean zu entwinden.

Die Araber haben weder auf dem Seeweg Indien erobert, noch ist es ihnen gelungen, den Wettbewerb der Perser aus dem Felde zu schlagen, trotz der von politischem und verkehrsgeographischem Scharfblicke zeugenden Gründung von Basra (Bassora; 636) und Bagdad (754). Mehr als zwei Jahrhunderte hindurch durchfurchen ihre Flotten in friedlicher Gemeinschaft mit den persischen Kauffahrern die Wogen des Indischen Ozeans. Unter den ersten Khalifen bewegt sich diese Schiffahrt noch in den Bahnen der Sassanidenzeit. Sie geht nicht über Ceylon hinaus; damals erstreckten sich ja die Fahrten der Chinesen noch immer bis in den Persischen Golf (S. 584). Erst etwa seit 700 greifen Araber und Perser, ermutigt durch Verbesserungen im Schiffsbau und die wahrscheinlich damals erworbene Kenntnis des Kompasses, kühn über den Meerbusen von Bengalen hinüber bis an die Küsten Chinas. Entsprechend diesem Vordringen und getreu ihrer Gewohnheit, nur so weit in die Ferne zu gehen, wie es der Handelsverkehr erforderte (S. 583), schränkten die Chinesen dafür die Ausdehnung ihrer Fahrten allmählich ein, zunächst bis Ceylon. Um die Mitte des 8. Jahrh. verließen sie auch diese Insel und verschwanden damit für mehr als ein halbes Jahrtausend vom Indischen Ozean überhaupt.

Weder Persern noch Arabern war es vergönnt, den Chinesen während dieses langen Zeitraumes über die Grenzen des Indischen Ozeans hinaus auf das große östliche Weltmeer zu folgen. Als 878 zu Khanfu angeblich 120 000 Mohammedaner, Juden, Nestorianer und Magier getötet wurden, war ferneren Fahrten über Malakka hinaus nach Nordosten für immer ein jähes Ende bereitet. Damit schließt der Zeitraum des lebhaftesten Verkehrs, wie ihn, mit alleiniger Ausnahme des Mittelmeeres, kein anderes Meer vor dem Beginne der Neuzeit auf seinem Rücken getragen hat. Seine Art und seinen Umfang kennzeichnet am besten die Tatsache, daß ein arabischer Schriftsteller jener Tage den Persischen Golf, den Ausgangs- und Endpunkt des gesamten nach Osten gerichteten Verkehrs jener Zeit, das „Chinesische Meer" nennen konnte. Ein einziger großer Kulturkreis bietet sich hier im Osten dar. Vergleichen wir damit das Dunkel, das noch zur Karolingerzeit auf dem halb christlichen, halb heidnischen Europa ruht, so verstehen wir es, wenn Oskar Peschel (1826—75) betont, daß die Brennpunkte der geistigen und materiellen Zivilisation jenes Zeitalters südlich vom 40. Breitengrad und östlicher als irgendein Meridian des Mittelmeeres gelegen haben.

Mit dem Wegbleiben der Chinesen fiel der Indische Ozean keineswegs der Verödung anheim. Denn wenn auch der Stille Ozean den Persern und Arabern in der Folgezeit verschlossen war, so fanden sie doch in dem an der Malakkastraße gelegenen Kalah einen Platz, wo sich der Handel mit den Chinesen abwickelte, bis diese von neuem die alte Straße nach Ceylon und den Häfen der Malabarküste aufsuchten. Dieses Wiederausgreifen der Chinesen ist die letzte ihrer rhythmischen Bewegungen auf der Fläche des Indischen Ozeans (S. 584). Sie beginnt erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh., als Kublai Khan (S. 144 und 296) die Schiffahrt mächtig anregte. Wie 900 Jahre früher begannen nun ihre riesigen Dschonken (s. die Abbildung S. 583) wieder in großen Flotten gen Westen zu fahren. Das alte Ziel, Ceylon, war geblieben; daneben aber wurden die mächtig aufblühenden Häfen Kalikut und Ormus die Endpunkte ihrer Fahrten. Auch jetzt dienten diese in erster Linie dem Handel, ohne jedoch Unternehmungen anderer Art auszuschließen. Was die Chinesen auf den Fluten

des Indischen Ozeans vorher nie getan hatten, versuchten sie damals: sie unternahmen eine Entdeckungsfahrt bis nach Magdischu (Ostafrika), und in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. unterwarfen die Herrscher der Ming-Dynastie Ceylon (S. 149). Das war der Höhepunkt der Tätigkeit Chinas auf dem Indischen Ozean.

Doch schon um die Mitte des 15. Jahrh. war China wieder vom Indischen Ozean verschwunden; diesmal für immer. Daß die von den Chinesen in mehr als tausend Jahren immer von neuem gemachten Versuche, mit den Nationen des Westens in Verbindung zu bleiben, für den Osten wie den Westen nicht mehr Früchte getragen haben, ist nicht etwa die Folge der Einseitigkeit dieses bloßen Handelsverkehrs, der sich für den Austausch der materiellen wie der geistigen Kultur sehr fruchtbar erwiesen hat, resultierte vielmehr aus der allzu großen physischen und psychischen Verschiedenheit der beteiligten Rassen und Völker, die eine gegenseitige Durchdringung der beiderseitigen Kulturen verhinderte.

Ein malaiischer Segler (Prau). Nach einem Modell im Ethnographischen Museum zu München.

Während dieses ganzen Zeitalters war Neuholland immer noch der stumme, tatenlose Eckpfeiler, wie in der Urzeit (S. 572). Selbst an der einzigen Stelle, wo ihm vermöge seiner Lage zu der benachbarten Inselwelt Gelegenheit gegeben gewesen wäre, handelnd aufs Meer hinauszutreten, im Norden und Nordwesten, blieb es dem Ozean fern.

Dagegen begann das Volk der Malaien, das, wie kein anderes auf der östlichen Halbkugel, seemännische Neigungen und Fähigkeiten besitzt (s. die obenstehende Abbildung), in dieser Zeit aus seinem bisherigen Dunkel emporzutauchen. Die Fahrten, die es bereits unternommen hatte, als die Chinesen zum erstenmal über die Straße von Malakka hinaus weit nach Westen vordrangen (S. 584), waren sicherlich nicht die ersten in seiner Geschichte gewesen; doch ist darüber nichts Näheres bekannt. Dagegen können wir ziemlich klar verfolgen, wie der westliche Archipel, besonders Java, früh schon in eine gewisse Beziehung zu Vorderindien geriet. Brahmanentum und Buddhismus haben beide den Weg hierher gefunden (vgl. oben, S. 515 und 542). So folgenschwer auch die Einführung der beiden Religionen für die geistige Entwickelung dieses Teiles der indonesischen Inselwelt gewesen ist, so wenig hat sie — aus Gründen, die in der Natur jener Lehren selbst gegeben sind — dessen Bewohner dazu veranlaßt, schon damals an die Aufgaben heranzugehen, zu deren Lösung sie vermöge ihrer Seetüchtigkeit sich längst hätten berufen fühlen müssen. Erst in dem Augenblick, da die Malaien, in richtiger

Erkenntnis der Schmalheit ihrer politischen und wirtschaftlichen Grundlage, den Fuß von der Inselwelt auf das vor langer Zeit verlassene Festland zurücksetzten, erlangten sie Kraft und Möglichkeit, in die Geschicke ihrer Meere handelnd einzugreifen. Die vom alten Reiche Menangkabau aus 1160 erfolgte Gründung von Singapur war tatsächlich der Ausgangspunkt ihrer Macht, die sich in den nächsten Jahrhunderten auf einen großen Teil Indonesiens ausdehnte und ihren hervorragendsten Ausdruck in der Blüte des 1252 gegründeten Malakka fand, das Jahrhunderte den gesamten westöstlichen Verkehr vermittelt hat.

Ein unfreundliches Geschick hat die Malaien nicht zur Entfaltung ihrer angestammten seemännischen Fähigkeiten in größerem Maßstabe gelangen lassen. Sie hatten den günstigen Zeitpunkt verpaßt: denn kaum waren sie für eine weiter ausholende Überseepolitik herangereift, so brach jene Zeit an, welche die gesamten bisherigen Verhältnisse auf dem Indischen Ozean über den Haufen warf: seine Erschließung durch die Europäer von Westen und Osten her. Zwar wurden die Malaien nicht, wie Perser und Araber, gänzlich vom östlichen Indischen Ozean verbannt — dazu waren sie zu innig mit ihm verwachsen; aber ihre Schiffahrt ward durch den nachhaltigen Eingriff der neuen weißen Herren auf die sittlich niederste Stufe nautischer Betätigung herabgedrückt: die Seeräuberei. Schon vorher von den Malaien in ausgedehntem Maße geübt, wurde sie nunmehr ihre fast alleinige Beschäftigung; damit verzichteten die Malaien auf eine geschichtliche Rolle im höheren Sinne.

Nur eine einzige Tat größeren Stils haben die Malaien innerhalb des Indischen Ozeans vollbracht: die Besiedelung der großen Insel Madagaskar. Im Grunde genommen ist diese Wanderung aus den im Indischen Archipel gelegenen Ursitzen „vorgeschichtlich“: die Annahmen über ihren Zeitpunkt schwanken zwischen dem 1. und 12. Jahrh. n. Chr. Dennoch war das Dunkel der Geschichtslosigkeit, das damals noch über dem westlichen Indischen Ozean ruhte, schwerlich ganz undurchdringlich. Nur waren die Errungenschaften der Alten auf diesem Gebiete verloren gegangen: alles, was man in dem langen Zeitraume von den frühesten Fahrten der Phöniker bis auf den Periplus des Erythräischen Meeres hier erforscht und erkundet hatte, war in späteren Wirren der Vergessenheit anheimgefallen und so für menschliche Gesittung und Geschichte unfruchtbar geblieben.

B. Der Westen.

a) Die Araber.

Immerhin hat der Westrand des Ozeans auch in dieser trüben Zeit das Schicksal der in fast ungeschichtlicher Öde verharrenden Ostseite nicht geteilt. Blieben auch die griechischen Kauffahrer schließlich weg, so hörten doch die Araber, die schon früh von ihren Handelsplätzen im Jemen aus nach Süden gesteuert waren, auch über das 2. Jahrh. n. Chr. hinaus nicht auf, die Ostküste Afrikas eifrig und bis weit über den Äquator hinunter zu befahren. Vor dem Auftreten des Propheten verfolgten sie lediglich Handelszwecke. Reichlich hundert Jahre aber nach der Hedschra wurde die vordem nur lockere Verbindung mit dem Süden mehr und mehr gefestigt. Wo früher lediglich einfache Faktoreien bestanden hatten, wuchs jetzt eine feste Stadt nach der andern heran. Um diese Städte herum gruppierten sich Reiche von zwar nur geringer Ausdehnung; nichtsdestoweniger sind sie imstande gewesen, Volkstum und Sitte, Religion und Blut der eingesessenen Bevölkerung in hohem Maße zu durchsetzen und zu verändern. Magdischu und B(a)rawa, Malindi und Mombas, besonders aber das lange blühende Kilwa-Kisiwani sind die Kernpunkte dieser Staaten, mit deren Erhaltung während voller 900 Jahre das Arabertum den glänzendsten Beweis für historische Kraft und Ausdauer gegeben hat.

Prüft man die Ursachen, die den Blick der Araber auf Ostafrika lenkten, als es galt, die bisher nur auf dem Handel beruhenden überseeischen Beziehungen in bewußte

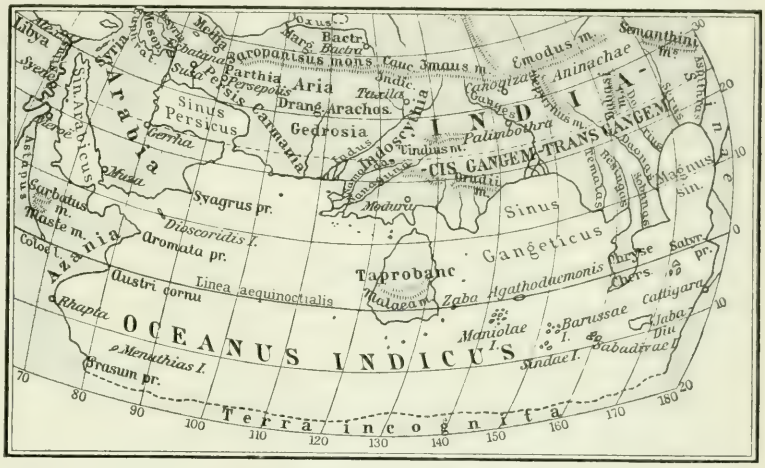
politische Machterweiterung umzusetzen, so findet man im großen und ganzen dieselben Umstände, die Jahrhunderte vorher ihre Vorfahren zur Anknüpfung eben jenes Handelsverkehrs geführt hatten. Die an und für sich geringe Entfernung der beiden Länder voneinander wird in geradezu einziger Weise verkürzt durch die periodisch wehenden Monsune, deren Benutzung durch die Anwohner des nordwestlichen Indischen Ozeans zweifellos viel älter ist, als ihre Entdeckung und Verwertung in der Römerzeit. Ein weiteres und vielleicht ausschlaggebendes Lockmittel für politische Besitzergreifung war ferner die Eigenart der afrikanischen Küstenbevölkerung, die weder zu Lande noch zur See imstande war, mit den Eindringlingen in Wettbewerb zu treten. Auch ein ideeller Umstand kommt in Betracht: die Ansichten der Araber über die Lage Afrikas zu ihrer Heimat und, in Verbindung damit, ihre Vorstellungen von der Gestalt des Indischen Ozeans im allgemeinen.

b) Die Folgen der Irrtümer des ptolemaiischen Erdbildes.

In größerem Maßstab ist von allen drei Ozeanen keiner so früh von Schiffen durchfurcht worden, als der Indische; keiner aber hat merkwürdigerweise so lange Zeit gebraucht, um von der Menschheit nach Gestalt und Größe richtig erkannt zu werden. Der Stille Ozean ist erst Anfang des 16. Jahrh. in den Kreis der Geschichte einbezogen worden; aber nur wenig über 250 Jahre dauerte es, bis er in seiner ganzen riesigen Dreiecksgestalt erforscht vor uns lag. Auch der Atlantische Ozean bildet bis zur Fahrt des Kolumbus, oder, wenn man will, bis zur Landung der Normannen an den Gestaden „Vinlands" (um 1000), eine nach Westen hin ins Ungemessene sich dehnende Wasserwüste, von der nur der nördliche Ostrand in geschichtliche Benutzung genommen worden war. Aber was beim Stillen Ozean noch Jahrhunderte gedauert hatte, währte bei ihm nur Jahrzehnte: schon am Anfange des 16. Jahrh. ist seine Kanalform in ihren Hauptlinien erkannt. Anders der Indische Ozean. Ihn hatten die seetüchtigen Nationen des Altertums bereits weithin befahren; Perser und Araber hatten ihn in seiner ganzen westöstlichen Breite kennen gelernt. Dennoch hat die Neuzeit ihn in einer Form übernehmen müssen, die an Verzerrung das Höchste bedeutet, was menschliches Wissen in seinem Stückwerk betreffs der Zeichnung des Erdkartenbildes jemals geleistet hat. Der Indische Ozean wurde aufgefaßt als Binnenmeer, als ein langer, schmaler Kanal, der, an das Rote Meer sich anschließend, gleichsam eine nach Süden gerückte Verlängerung des Mittelmeeres darstelle. Während das Nordgestade dieses merkwürdigen Beckens im Südrande Asiens gegeben ist, wird für die Südküste der Erdteil Afrika herangezogen, dessen Ostrand, um mehr als einen Quadranten verschoben, sich weit im fernen Osten mit Südasien vereinigt.

In seinen Anfängen geht dieser Irrtum bis auf Eratosthenes und Hipparch, ja bis auf Aristoteles zurück; für die Menschheitsgeschichte folgenschwer wird er indessen erst infolge seiner Verarbeitung durch Ptolemaios, dessen kosmographisches System für die Erdkunde des gesamten Mittelalters bestimmend gewesen ist (s. die Karte S. 591). Wie sich die Araber, die Erben des großen Geographen, kritiklos Richtiges und Irrtümliches von ihm angeeignet haben, so übernahmen sie auch den Indischen Ozean als Binnenmeer, obwohl ihnen die Richtung der Sendschküste Ostafrikas (etwa im Gebiet von Sofala) geläufig sein mußte. Ihr Festhalten an dieser Gestalt des Indischen Ozeans ist nur aus dem Zusammentreffen verschiedener Umstände zu erklären. Einmal ging ihnen Ptolemaios über alles, in der Hauptsache eine Folge ihres Mangels an kartographischem Talente. Dann aber vermuteten sie, als Anhänger des ptolemaiischen Systems, daß die Temperaturen auf der südlichen Halbkugel zur Zeit des nördlichen Winters, wo die Sonne sich der Erde am meisten nähert, eine Höhe erreichten, die für alle Lebewesen tödlich sein müßte. Daher hielten sie alles Land südlich vom Äquator für unbewohnbar und das Meer für die Schiffahrt unzugänglich: daher wähnten sie, die von ihnen bis Sofala hinunter befahrene Küste verlaufe westöstlich und liege Südasien unmittelbar gegenüber.

Für die Menschheitsgeschichte ist der Indische Ozean in dieser ptolemaiischen Gestalt in zwiefacher Hinsicht bedeutungsvoll geworden. Der eine Teil seiner Rolle erschöpft sich in den politischen Errungenschaften der Araber an der Ostküste Afrikas, die man in höherem Maße vielleicht, als auf die oben angeführten ersten beiden Umstände, auf das erklärliche Gefühl der Sicherheit zurückführen darf, im Mutterlande immer einen sicheren Rückhalt zu haben, weil es ja geradezu im Angesichte der Kolonien liege. Der andere Teil seiner Bedeutung ist ungleich umfassender nach Ort und Zeit: er liegt in der Gestalt der Terra australis, des unbekannten Südlandes. Von Ptolemaios in seinen Grundzügen dem Griechentum entnommen und unter dem Namen des äthiopischen Australiens als Südrand seines geschlossenen Indischen Ozeans festgelegt, hatte es in der Vorstellung der Araber in der Sendschküste seine Auferstehung gefeiert, war dann, teils durch Vermittelung der Araber, teils unmittelbar in die Erdkunde der Scholastiker übergegangen und steht nun am Ende eines vielbewegten, in vielen seiner Abschnitte aber unfruchtbaren Zeitraumes als ein Rätsel da, das zu lösen das Mittelalter kein Anrecht hatte.



Der Indische Ozean nach Ptolemaios.

Während der zweieinhalb Jahrtausende, durch die uns bisher der Indische Ozean beschäftigt hat, erscheint er tatsächlich nur wie eine Verlängerung des Roten Meeres und des Persischen Golfes, wie ein schmales Binnenmeer, dessen Südufer, allerdings bloß in der Phantasie der damaligen Menschheit bestehend, eine für jede Erweiterung dieser Meeresfläche unübersteigliche Schranke bildet. In Wirklichkeit deckt sich der Indische Ozean dieser ganzen Zeit fast immer mit dem Meere des Ptolemaios. Wenn er je dessen Bereich überschreitet, so geschieht das entweder nur in beschränktem Maße und in einer ganz bestimmten Richtung, wie in den Südfahrten der Araber; oder die Erschließung größerer Teile bleibt der Kulturwelt vorenthalten, wie es mit den Südwestfahrten der Chinesen geschah, oder aber sie liegt von vornherein außerhalb des Bereiches der beglaubigten Geschichte, wie es mit der Wanderung der Malaien nach Madagaskar der Fall ist.

Dem Charakter eines mäßig großen Binnenmeeres entsprechend, kommt die trennende Eigenschaft, wie sie ausgedehnten Meeresflächen jeder niedrigen Kultur gegenüber eigen ist, beim Indischen Ozean kaum zur Geltung. In frühen Zeiten, wo die Menschheitsgeschichte auch in seinem Gebiete sich in bloßen Massenverpflanzungen erschöpft, umging man ihn einfach; später segelte man entweder die Küsten entlang von Hafen zu Hafen, oder ließ sich vom Monsun treiben, nach Osten oder nach Westen. Mit Ausnahme der Sofalafahrten läuft der gesamte Verkehr in der Richtung der Breitenkreise, von den Unternehmungen

der Phöniker im 2. Jahrtausend v. Chr. an, über die Griechen und Römer, die Perser und Araber hinaus bis auf die letzten, nach Ceylon gerichteten Vorstöße der Chinesen um die Mitte des 15. Jahrh. Wie einseitig auch dieser Verkehr ist — mit Ausnahme weniger aus religiösen Beweggründen unternommener Reisen der Chinesen und der vereinzelt dastehenden kriegerischen Unternehmungen der Araber gegen Indien ist er stets dem Handel gewidmet gewesen —, so bedeutsam hat er sich doch für die Entwickelung menschlicher Kultur erwiesen.

Bei diesem Austausche von Kulturerrungenschaften zwischen Osten und Westen war das Abendland vorwiegend der nehmende, der Osten hingegen der gebende Teil. Und in dem ganzen letzten Drittel des von uns durchmessenen Zeitraumes ist der Austausch lediglich durch Vermittelung vorderasiatischer Völkerschaften, durch die Perser und besonders durch die Araber erfolgt. In dem Augenblicke, da diese aus dem Nichts zur politischen und geistigen Weltmacht emporschnellten, war die alte direkte Verbindung des mittelmeerischen Kulturkreises mit Süd- und Ostasien unterbrochen. Einerlei, ob es sich um den Bezug seltener Gewürze, Färb- und Genußmittel, oder um die Einführung des indischen Systems vom Stellenwerte der Zahlen handelt, ob eine Erweiterung der Kenntnisse in Medizin oder Mathematik, in Erd- und Himmelskunde in Frage kommt: stets sind die Beherrscher des Roten Meeres und des Persischen Meerbusens die unumgänglichen Makler. Tatsächlich trägt seit dem 7. oder 8. Jahrh. der Indische Ozean das Gepräge eines asiatischen Meeres, wenn man will, mit schwacher afrikanischer Beimischung.

Seit dem Bestehen des arabischen Riegels treten für den Indischen Ozean betreffs der Weißen dieselben Verhältnisse ein, wie sie auf dem Stillen Ozean herrschten, bevor der Europäer an dessen Ufern erschien. Wie dieser von den abendländischen Kulturnationen erst entdeckt und erschlossen werden mußte, so hatte dies mit jenem aufs neue zu geschehen, nachdem er dem Gesichtsfelde der Abendländer schon einmal entrückt worden war. Daß die Erschließung beider Meere um etwa dieselbe Zeit erfolgt ist, gleichzeitig zudem mit der Aufhellung des über dem Atlantischen Ozean ruhenden Dunkels, das war durch Umstände bedingt, die im Schoße der aufsteigenden Westvölker geboren waren. Dem innersten Wesen dieser Meere entspricht es jedoch, daß sich die geschichtlichen Folgeerscheinungen dieses anbrechenden Zeitraumes für jedes verschieden gestalteten.

5. Die neue Zeit.

Dieselbe Erdbeben- oder Gezeitenwelle, die den Stillen Ozean durchkreuzt, vermag auch die Gewässer des Indischen und selbst des Atlantischen in schwingende Bewegung zu versetzen: dasselbe Wassermolekül, das infolge von Schwereunterschieden den Standort wechselt und heute von der Antarktis aus zum Stillen Ozean treibt, kann aus gleicher Ursache in späterer Zeit das Indische oder das Atlantische Meer betreten. Physikalisch also ist der erdumspannende Ozean eine Einheit. Doch der geschichtlichen Betrachtung erscheint er geteilt: denn er ist eine „Funktion seiner Uferländer". Haben schon viele der kleinen, von wenigen Nationen umwohnten Binnen- und Randmeere ihren eigenen geschichtlichen Ausdruck, um wieviel mehr müssen große und scharf gezeichnete Züge hervortreten bei den gewaltigen, von ganzen Rassen umgebenen Weltmeeren! Tatsächlich erscheint jeder der drei Ozeane im Rahmen der Menschheitsgeschichte als Persönlichkeit, als

Einzelwesen. Freilich erleidet diese Eigenschaft eine Einschränkung: sie *sind* es nicht mehr; sie *waren* es. Der Menschheit von heute ist der Unterschied zwischen physikalischem und geschichtlichem Weltmeere nicht mehr geläufig. Wie die Woge des einen Ozeans schrankenlos mit der des anderen sich eint, so flutet der moderne Weltverkehr und damit die Weltgeschichte ungehemmt von einem zum anderen. Zwar gehen beide in bevorzugten Bahnen; aber diese Bahnen umspannen den ganzen Erdball und durchkreuzen die Meere in jeder vom Menschen gewollten Richtung: der Grundzug des wahren Weltverkehrs.

A. Von Vasco da Gama bis zum Beginne der britischen Herrschaft in Indien (1498–1757).

Vierhundert Jahre sind dahingerauscht, seitdem sich dieser *Umschwung* im *Wesen* der Ozeane — nicht in der menschlichen *Anschauung* darüber — vollzogen hat: eine kurze Spanne Zeit gegenüber den Jahrtausenden vorher. Dem Atlantischen, wie dem Stillen Ozean haben sie unendlich viel gebracht, jedem sicherlich mehr, als dem Indischen Ozean; trotzdem ist die Gesamtsumme ihrer historischen Bedeutsamkeit nicht größer, als die des letzteren. Auch bei ihnen beginnt mit den Entdeckungsfahrten der Europäer eine neue Zeit; aber Großes aus der Vergangenheit hatten sie nicht einzusetzen. Was der Stille Ozean an eigenem maritimen Leben vorher besaß, spielte sich auf der im Verhältnis zur Fläche des Ganzen verschwindend kleinen nordwestlichen Randzone ab oder fällt, wie das Wirken der Polynesier, aus dem Rahmen der übrigen Menschheitsgeschichte heraus. Der Atlantische Ozean aber war in seinem bei weitem größten Teile zu geschichtlichem Leben überhaupt noch nicht erwacht; nur der feingegliederte Nordosten mit seinen unvergleichlichen Seitenbecken, dem Mittelmeere, der Nord- und der Ostsee, war seit langer Zeit tätig, der Gelegenheit harrend, mit seiner durch Jahrhunderte und Jahrtausende gestählten geschichtlichen Kraft den Erdball zu überfluten. Auch der Indische Ozean ist vor dem Anbruche des neuen Zeitalters längst nicht mehr in seiner Gesamtausdehnung geschichtlich bedeutungsvoll gewesen; der ganze große Süden lag ja völlig brach. Gleichwohl will der schmale Nordrand, der hier lediglich in Frage kommt, von anderen Gesichtspunkten aus betrachtet sein, als die entsprechenden Teile der beiden Nachbarmeere. Der mittelmeerische Kulturkreis ist ebenso eine Welt für sich, wie der ostasiatische. Um ein volles Drittel des Erdumfanges räumlich voneinander getrennt, sind sie zwei geistig völlig verschiedenartige Größen, die bewußt und unbewußt das ständige Bestreben zeigen, sich einander zu nähern, einander zu berühren und zu durchdringen. Diese Annäherung herbeizuführen, ist der asiatische Landriese in seiner Massigkeit nicht geeignet; ein vielversprechender Versuch, die Berührung Chinas mit Rom im Jahre 95 n. Chr. (vgl. S. 268), blieb ohne Nachfolge. In dieser Not ist das Wasser des Indischen Ozeans helfend, *vermittelnd* eingetreten: seine geschichtliche Wirksamkeit erschöpft sich geradezu in der Verbindung von Osten und Westen.

a) Die Bedeutung des selbständigen Eindringens der weißen Rasse in den Indischen Ozean.

Darüber hinaus ist er indes auch der Schauplatz einer *eigenen Geschichte*. Weder von der starren Großartigkeit der ostasiatischen, noch von der Beweglichkeit der mittelmeerischen, hat sie die Eigenschaft, den gesamten Ozean, soweit er für die Menschheitsgeschichte überhaupt in Frage kommt, zu umfassen. Getragen von der Lehre des Propheten, reicht sie fast lückenlos von Ufer zu Ufer, von der Ostküste Afrikas im Westen bis zu den Inseln des Archipels im fernen Osten. Demgemäß ist der Einbruch der *weißen Rasse*,

deren Kulturentwickelung er so lange Zeit hindurch erfolgreich beeinflußt hatte, hier von einer ganz anderen Bedeutung, als es die Ausbreitung der Europäer für die jungfräulichen Flächen des Atlantischen und des Stillen Ozeans gewesen ist: diese konnten im Grunde genommen dabei nur gewinnen; der Indische Ozean dagegen hatte mancherlei zu verlieren. Von diesem Standpunkt aus will der Indische Ozean seit der Fahrt des Vasco da Gama (s. die untenstehende Abbildung) betrachtet sein. Dem äußeren Anscheine nach sind die Schicksale der drei Ozeane fast völlig gleich. Keiner von ihnen hat sich auf die Dauer dem Einflusse der weißen Rasse zu entziehen vermocht; der Indische Ozean teilte dieses Geschick sogar in höherem Maße, als sein östlicher Nachbar. Dennoch sind die Ergebnisse sehr verschieden. Atlantischer wie Stiller Ozean erleiden, genau wie der Indische, zunächst Verluste am eigenen historischen Vermögen; in Amerika und Australien werden die Herde selbständiger Geschichte sogar völlig gelöscht. Überall indessen hat sich dieser Vermögensschwund schließlich ins Gegenteil gekehrt. Was die Eingewanderten in der Union und in Australien in überraschend kurzer Zeit an historischen Werten geschaffen haben, wiegt die ehemaligen Verluste bei weitem auf.

Vasco da Gama.

Beim Indischen Ozean liegt die Sache von vornherein wesentlich anders. Nimmt man das außertropische Südafrika aus, so umschließt seine Fläche kein Land, das einer europäischen Masseneinwanderung jemals als Ziel gedient hat. Noch heute verschwindet der Weiße der Zahl nach völlig gegenüber der Masse der Eingeborenen, einerlei, ob wir ihn im Archipel, in Indien oder an den Gestaden Ostafrikas aufsuchen. Vor 300 oder 400 Jahren, in den Anfangszeiten der Kolonisationstätigkeit, war dieses Verhältnis zweifellos noch stärker ausgeprägt. An ein Wegfegen der einheimischen Kulturen, wie es in jenen Tagen Amerika erlebt hat, und damit an einen Ersatz durch ein europäisches Tochtergebilde war unter diesen Umständen natürlich nicht zu denken; es lag ebenso außerhalb des Bereiches der Möglichkeit, wie z. B. ein Hinwegräumen der ostasiatischen Kultur. Hier konnte es sich höchstens darum handeln, den Gegner (einen solchen hat der Weiße in jedem Anwohner des Indischen Ozeans bis auf den heutigen Tag zu sehen) wirtschaftlich und politisch zu vernichten. Beides ist dem Europäer gelungen; denn der Widerstand, den Bali und Atschin, Madagaskar und Arabisch-Ostafrika in unseren Tagen noch geleistet haben, gleicht dem letzten Zucken eines Sterbenden. Entsprechend der Verschiedenartigkeit der Völker, hat der Kampf sich örtlich und zeitlich sehr ungleich gestaltet: eine Handvoll Krämer konnte einen allerdings tönernen Riesen wie Indien zertrümmern, während jene eben genannten Zweige der Malaien der Fremdherrschaft noch heute trotzen.

Nirgends ist dieser Kampf leichter gewesen, als dort, wo nur ein schwaches oder gar kein Band die Völker mit dem Ozean verknüpfte, anderseits um so hartnäckiger, je inniger die Randvölker mit ihm verwoben waren. Allerdings läßt sich diese (ursächliche oder nur begleitende?) Erscheinung nicht ohne weiteres verallgemeinern. Zwar unterlagen Azteken und Peruaner dem Ansturme der Weißen noch leichter, als die Inder; aber China steht, trotz mancher Stürme, bis auf die Gegenwart im wesentlichen noch unerschüttert da. Anderseits ist der Widerstand nirgends geringer gewesen als bei den Polynesiern; hier hat

die Verstreuung einer spärlichen Bevölkerung über ein riesiges Gebiet die Durchführung jedes Verteidigungskampfes von vornherein verhindert. Aber stehen Indonesien und Indien nicht fast unter den gleichen Verhältnissen, nach der einen, wie nach der anderen Richtung? Trotzdem verhalten sie sich gerade umgekehrt. Wir werden daher dem Indischen Ozean zweifellos nur dann gerecht, wenn wir ihn, für Indien wenigstens, aus der Reihe der geschichtlichen Mächte erster Ordnung streichen. Hier waren vielmehr die durch die eigenartige religiöse und politische Entwickelung des Volkes bedingten Zustände die fast ausschließliche Ursache des raschen äußeren Zerfalles einerseits, wie ein fester Hort anderseits. Ganz bedeutungslos für Indien ist der Indische Ozean in jener schweren Zeit des Überganges übrigens nicht gewesen. Wohl unter der Einwirkung des regen, nach dem Roten Meer gerichteten arabisch-ägyptischen Handels hatten sich um die Wende des 15. Jahrh. die Staaten der Malabarküste zu eigenen Flotten emporgeschwungen: diese haben in dem Verzweiflungskampfe gegen die portugiesischen Bedränger eine wesentliche Rolle gespielt, allerdings unter steter Beihilfe arabischer Kriegsfahrzeuge. Erst mit Vernichtung des letzten eigenen Schiffes erlahmte der Widerstand der Inder merklich.

Von den eigentlichen Hütern des Indischen Ozeans kommen für eine nachhaltige Verteidigung von dessen historischem Eigenbesitz im Grunde genommen nur die Araber in Frage. Denn die Malaien waren im Anfange des 16. Jahrh. mit dem erst vor wenigen Generationen besetzten Boden noch zu wenig verwachsen. Sie sind ferner zu wenig zahlreich, zudem über eine zu weite Inselflur verteilt, als daß ihr Widerstand gegen die gerade auf ihre Sitze von Osten und Westen her gleichzeitig hereindringende Flut der Europäer hätte auf die Dauer erfolgreich sein können. Daß sie dennoch den Kampf in mäßigen Grenzen jahrhundertelang fortführen konnten, verdanken sie nur ihrer Seetüchtigkeit, die ihnen ermöglichte, die weißen Eindringlinge besonders durch Seeraub schwer zu schädigen (vgl. S. 589).

Anders die Araber. Sie waren, als Vasco da Gama nach seiner denkwürdigen Fahrt in Kalikut den Boden Indiens betrat, die wahren Herren des Indischen Ozeans auf geistigem, d. h. in diesem Falle vorwiegend religiösem Gebiet und die alleinigen Inhaber des Handelsverkehrs, soweit er die indische Welt mit dem Abendlande verband. Nicht nur stehen und fallen die märchenhafte Blüte Kairos und Alexandriens, die Macht von Venedig, Genua und Pisa, von Barcelona und Florenz, kurz, der Glanz der mittelmeerischen Welt jener Zeiten mit diesem Handel, sondern es wurde auch der ganze Norden Europas mit seinem regen Verkehrsleben bis weit über Deutschland und Flandern hinaus durch dessen Fernwirkungen in ganz bestimmte Bahnen gelenkt. In Wirklichkeit stand das gesamte Abendland zwischen 1200 und 1500 im Banne des Handels mit Indien. Der dabei in Aussicht stehende sichere Riesengewinn hatte dereinst die Bürgerschaft der aufstrebenden Städte zu tatkräftiger Förderung der Kreuzzüge geführt und über jenen merkwürdigen Zeitraum hinaus als Quelle alles Reichtums seinen entscheidenden Einfluß auf die Verhältnisse des einzelnen, wie der Völker nicht eingebüßt. Europas Antlitz war damals in viel höherem Grade gegen Osten gerichtet, als vom 16. Jahrh. ab gegen Westen: daher die Erregung, die sich aller Nationen des Abendlandes bemächtigte, so oft die schmalen Durchgangspforten zum Indischen Ozean, die Handelsstraßen des Persischen Golfes oder des Roten Meeres, sich zu verengen oder gar zu verschließen drohten.

b) Der Kampf um die Vorherrschaft im Indischen Ozean.

Schon im Augenblicke der Landung Vasco da Gamas erkannten die Araber die Gefahr, die ihrer Alleinherrschaft drohte. In der Folgezeit war ihr Widerstand gegen die Eindringlinge zäher und nachhaltiger, als der der seeungewohnten Inder. Sogar das Osmanentum, das 1517 mit der Eroberung Ägyptens das Erbe der Mameluken angetreten

hatte, verschloß sich der Einsicht nicht, daß Ägypten ohne die volle Bewegungsfreiheit auf dem Indischen Ozean wertlos sei. Diese Einsicht gewann es allerdings erst durch die infolge der Unterbindung des Levantehandels ihres Lebensnervs beraubten Venezianer und Genuesen; demgemäß waren die Versuche der Türken, jene Bewegungsfreiheit wieder zu erlangen, weniger nachhaltig, als es im Interesse aller Mittelmeerstaaten zu wünschen gewesen wäre. Weit entfernt, die Herrschaft der Portugiesen zu stürzen, vermochten sie noch nicht einmal, die von jenen einige Jahrzehnte lang durchgeführte Blockade des Roten Meeres zu durchbrechen. Dieses sank damit vorläufig zu einem toten Meeresarme herab; zudem legte sich des Türken schwere Hand, alles ertötend, auf seinen nördlichen Ausgang.

Politisch war der Indische Ozean im 17. und 18. Jahrh. und auch den größten Teil des 19. hindurch zunächst kein Durchgangsmeer. Wohl folgten die Holländer den Spuren der Portugiesen bis nach Japan hinauf; aber der Ostrand Asiens war noch zu fest verschlossen, als daß damals schon jener eifrige Wettbewerb der europäischen Kolonialvölker hätte beginnen können, der heute den nordwestlichen Stillen Ozean auszeichnet. Diesen Wettkampf finden wir vielmehr in jener Zeit an den Ufern und auf den Flächen des Indischen Ozeans. Diesen hatten die Portugiesen ein volles Jahrhundert hindurch als ihr Meer zu betrachten sich gewöhnt, kraft des Machtspruchs des Papsttums, das allein es wagen konnte, den alten Begriff des Mare clausum noch einmal in die Wirklichkeit zu übertragen, indem es das Weltmeer zwischen die beiden Mächte der Iberischen Halbinsel teilte. Indessen hat, wie mit so manchem anderen, die nachkolumbische Zeit auch mit diesem Begriff aufgeräumt. Wie die Spanier den Stillen Ozean nicht halten konnten, so vermochten die Portugiesen den aufstrebenden neuen Kolonialmächten gegenüber das Indische Meer um so weniger zu schließen, als diese, seine Bedeutung nunmehr erfassend, fast gleichzeitig und in dichtem Schwarm anrückten: wir haben nun das Zeitalter des Mare liberum, der Herrenlosigkeit der Ozeane, vor uns. Die Kolonialgeschichte zwischen 1600 und 1850 kennt, außer dem amerikanischen Mittelmeere, kein größeres Gebiet, das hartnäckiger umstritten worden wäre, als die Uferländer und Inseln des Indischen Ozeans. Und nicht genug damit, daß die europäischen Nationen sich beeilten, in tollem Wirbeltanze das portugiesische Erbe anzutreten, trat auch seit 1660 das Arabertum aus Maskat kräftig mit auf die Bühne, um in einem achtzigjährigen Kampfe dem verhaßten Europäer die mittlere Ostküste Afrikas aufs neue zu entreißen.

Die weltgeschichtliche Stellung des Indischen Ozeans spiegelt sich in den zahlreichen Stufen dieses Wettkampfes in verschiedener Weise wieder. Bis über die Mitte des 18. Jahrh. hinaus waren die Handelsmächte mit gleich regem Eifer, aber mit wechselndem Erfolge bestrebt, sich an seinen Rändern und auf seiner Fläche ihr Plätzchen zu sichern: daher die internationale Reihe von Handelskompanien, unter denen wir sogar Vertreter der deutschen Nation in Gestalt der Ostender Gesellschaft und bei dem Versuch einer Koloniegründung an der Delagoabai unter Maria Theresia erblicken.

Diese Internationalität des Ozeans nahm ein Ende, als das politische Gleichgewicht zugunsten Englands gestört ward, in dessen Bann er nunmehr für die ganze Folgezeit treten sollte. Hervorgerufen ward diese Störung durch einen an sich unwesentlichen Vorgang, der aber in seinen Folgeerscheinungen die ganze fernere Geschichte des Ozeans und seiner Randländer bestimmt hat: durch die erste britische Erwerbung von Boden in Indien. Wenn man bedenkt, daß sich von 1498 an bis über die Mitte des 18. Jahrh. hinaus die geschichtliche Betätigung der europäischen Mächte in der Anlage bloßer Faktoreikolonien

erschöpft, die keiner der beteiligten Nationen eine breitere wirtschaftliche Grundlage verschaffen und eine Vorherrschaft sichern konnten, so darf man in dem entscheidenden Siege Robert Clives bei Plassey am 23. Juni 1757 den Beginn eines neuen Zeitalters ebenso für Indien erblicken, wie für den Indischen Ozean.

c) Der Indische Ozean als Teil des Weltmeeres.

Mit der Entdeckung der beiden Seewege nach Indien hatte sich auch der geschichtliche Schwerpunkt des Indischen Ozeans beträchtlich verschoben. Wie er auf dem Atlantischen Meer, entsprechend dessen einseitiger Erweiterung, nach Westen rückte, so bewegte er sich hier, im Anschluß an die neue Straße um das Kap, nach Osten. Damit haben wir die Anfänge jenes Linienſystems, das in unseren Tagen seiner Vollendung entgegenreift, der mehr und mehr zum Ausdrucke gelangenden Verlegung des weltgeschichtlichen Schwergewichts auf den Stillen Ozean. Der Nordwesten des Indischen Ozeans, der zweiundeinhalb Jahrtausende hindurch der Träger seiner Geschichte gewesen war, kam unter den neuen Verhältnissen kaum noch in Frage; er war zu abgelegen für einen Verkehr, der seine Bahnen aufs hohe Meer verlegt hatte.

Die veränderte Bedeutung des Weltmeeres spricht sich in nichts besser aus, als in der Gleichartigkeit, mit der die einzelnen Ozeane vom Beginne des 16. Jahrh. an im Dienste der Menschheitsgeschichte erscheinen. Jetzt wirklich ein ungeteiltes Ganzes, steht der Ozean den Seemächten der Neuzeit in allen seinen Teilen offen, die eine bestimmte Färbung nur durch das Fehlen oder das Hervortreten der einen oder der anderen Farbe erlangen. Der Indische Ozean des 16. Jahrh. steht ausschließlich unter portugiesischem Kolorit, ebenso wie der Stille Ozean desselben Zeitraumes ein rein spanisches zeigt. Beide Farben haben indessen keinen Bestand. Wie die letztere in der Folgezeit durch Engländer Niederländer und Franzosen, Russen, Deutsche und Japaner, schließlich gar durch die Nordamerikaner bis zum völligen Verschwinden verwischt wird, so hat auf dem Indischen Ozean schon früh das Eingreifen der erstgenannten drei Nationen, denen sich später noch Araber, Deutsche und Italiener hinzugesellten, reichlich dafür gesorgt, daß von der alten, rein portugiesischen Grundfarbe nicht viel mehr als ein schwacher Schimmer übriggeblieben ist. In diesen Vorgängen selbst liegt also kein solcher Unterschied, daß er unserem Ozean den Anspruch auf eine historische Persönlichkeit noch gewährleistete.

Dieser Anspruch erwächst ihm vielmehr erst, unter Zuhilfenahme seiner sonstigen geschichtlichen Entwickelung, im Hinblick auf seine Lage zum Stillen Ozean. Es ist eine der seltsamsten Tatsachen des Zeitalters der großen Entdeckungen: der Indische Ozean empfand seine Abhängigkeit von seinem großen Nachbar schon, bevor sich die damalige Kulturwelt des Daseins dieses letzteren bewußt ward. Das geschah erst im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrh. mit dem Abstiege des Balboa von den Höhen Dariens zum Meere des Südens. Erst damals wurde dem staunenden Europa kund, daß das neuentdeckte Land nicht der Ostrand Asiens war, sondern daß sich zwischen jene und das alterstrebte Kathai und Zipangu eine neue Wasserwüste legt, über deren Ausdehnung erst das dritte Jahrzehnt mit der Fahrt des Magalhães Aufklärung bringen sollte. Bevor jedoch die Spanier von Osten her an die Lösung der pazifischen Frage gingen, hatten die Portugiesen sie von Westen her eingeleitet, und zwar durch ihre schon seit einem Jahrhundert unternommenen Fahrten zur Aufsuchung des Weges nach Indien um das Kap der Guten Hoffnung. Nicht Vorderindien an sich oder irgendein anderes bestimmtes Gebiet des westlichen Indischen Ozeans

war ja das eigentliche Ziel der portugiesischen Seefahrer. Wie die Entdeckungsfahrten der Spanier sich an die Suche nach dem Vorkommen der edlen Metalle knüpfen, so werden die der Portugiesen beherrscht vom Streben nach dem Ursprungslande der Gewürze und Spezereien. Von diesem Standpunkt aus sind die portugiesischen Kolonien sowohl in Vorder und Hinterindien, wie an der Ostküste Afrikas, nichts anderes, als Stützpunkte auf dem gefährlichen Wege nach dem Gewürz-Archipel.

Dieses Streben nach dem Osten, über den Indischen Ozean hinaus, hörte mit den Fahrten der Portugiesen nicht auf. Zwar legten, wie wir soeben gesehen haben, ihre Erben, die Holländer, Briten, Franzosen und Dänen, in den auf den Verfall des portugiesischen Kolonialreichs folgenden zwei Jahrhunderten das Schwergewicht ihrer kolonialen Tätigkeit auf die Behauptung ihres am Indischen Ozean erworbenen Besitzes; daneben aber ward die gesamte europäische Kulturwelt von der Lösung einer Frage in Anspruch genommen, die, auf der Fläche unseres Meeres beginnend, sofort in den Zug nach Osten überging. Diese Aufgabe ist die Suche nach dem unbekannten Südlande, der Terra australis incognita (S. 591). Anstatt daß dieses Phantasiegebilde infolge der Umsegelung Afrikas im Süden wenigstens aus dem Atlantischen und Indischen Ozean endgültig verschwunden wäre, verflossen nur wenige Jahrzehnte, bis es von neuem auftauchte. Gerade im Indischen Ozean reichte es in Breiten hinauf, die der Ansicht des alten Hipparch, der in Ceylon die Nordspitze dieses sagenhaften Landes gesehen hatte, nicht viel nachgaben. Demzufolge setzen die Bestrebungen, Lage, Gestalt und Umfang des Südlandes zu entschleiern, Bestrebungen, die im übrigen allen drei Ozeanen angehören, hier am kräftigsten ein. Sie heben mit Abel Tasmans Fahrten (1642/43 und 1644) an und enden mit James Cooks berühmter Zirkumpolarfahrt 1772—75. Jene trieben das Trugbild wenigstens für den Indischen und westlichen Stillen Ozean über den 45. Kreis südl. Breite zurück; diese aber räumte mit ihm überhaupt auf, nachdem es zwei Jahrtausende lang das Kartenbild der Erde entstellt hatte. Erst jetzt konnte man von der Vollendung der Hydrographie der Erde reden, nachdem man eine annähernd richtige Vorstellung von der Verteilung des Festen und Flüssigen gewonnen hatte. Die wissenschaftliche Klarstellung dieser Verhältnisse greift bedeutsam in den Verlauf der Weltgeschichte selbst ein. Damals erst traten der südliche Indische Ozean und die australischen Meere in den Dienst der Menschheit; damals ward Neuholland zu geschichtlichem Leben erweckt. Australien, der Kolonisation eröffnet, begann nun eine Laufbahn, die dahin führen sollte, dem jüngsten Erdteile die politische und wirtschaftliche Führerschaft auf der gesamten Südhalbkugel zu sichern.

B. Vom Beginne der britisch-indischen Herrschaft bis zur Durchstechung der Landenge von Sues (1757—1859).

Seine Weihe findet der Beginn des mit dem Siege von Plassey einsetzenden Zeitalters zunächst im Pariser Frieden vom 10. Februar 1763, worin dasselbe Frankreich, dem eben noch ein Dupleix so glänzende Aussichten eröffnet hatte, für immer auf den Besitz Indiens und damit auf die Vorherrschaft im Indischen Ozean verzichtete; 1770 erfolgte sodann die Auflösung der Französisch-Ostindischen Kompanie. Damit war der einzige derzeit in Frage kommende europäische Nebenbuhler endgültig aus dem Felde geschlagen: England durfte nunmehr die Erreichung des Zieles ins Auge fassen, den Indischen Ozean zu einem britischen Meere zu stempeln, zu einem Mittelmeer, um das sich die asiatischen, afrikanischen und australischen Glieder des britischen Weltreiches gruppieren konnten. So ungeheuerlich

auch dieses Beginnen dem 18. Jahrh. noch erschien, so war es doch hundert Jahre nach dem Rückzuge der Franzosen aus Indien tatsächlich erreicht. Unmittelbar vor der Eröffnung des Sueskanals besaß England zwar nicht alle Gestadeländer des Indischen Ozeans; aber es fand sich dort niemand, der ihm die Herrschaft streitig machen konnte.

Die geschichtliche Bedeutung des Indischen Ozeans während jener hundert Jahre gipfelt darin, daß er damals am meisten *um seiner selbst willen* gesucht und umworben wurde; erst mit dem Beginne der Erschließung Ostasiens ist er wieder mehr und mehr zu einem Durchgangsmeer herabgesunken. Die *eigene* geschichtliche Betätigung trat gegenüber den Eingriffen von außen in den Hintergrund, obwohl sie mindestens ebenso rege war, wie im vorigen Zeitraume. Sie spielte sich wiederum lediglich am Westrande des Ozeans ab und fand ihr Ende in der Gründung und dem Ausbau des Sultanats *Sansibar*, des Schlußsteins in dem Gebäude der politischen und kulturellen Leistungen des Arabertums im Indischen Ozean. Aber kaum vollendet, krachte es auch schon in allen Fugen. Während der Ozean früher eine entlegene Bucht mit nur einem einzigen Zugange tief unten am Kap gewesen war, wurde er durch die künstliche Meeresstraße von Sues dem ausbreitungsbedürftigen Teile der Menschheit um vieles nähergerückt, und an die Stelle des zähen, aber durch die Kolonisationsarbeit von Jahrhunderten ermüdeten *Romanen* trat der frische, zielbewußte *Germane*. Unter dem Ansturme von Briten und Deutschen brach das von den Moslemin durch die Arbeit eines Jahrtausends mühsam errichtete Bollwerk am Osteingange zum dunklen Erdteile schnell zusammen.

Nicht so beschränkt in ihrem Wirkungsbereiche waren damals die Eingriffe von außen. Zwar hatten auch sie nur zwei Ausgangspunkte; aber von dem einen aus ward die gesamte Fläche des Ozeans in Mitleidenschaft gezogen. Diese beiden Punkte sind *Indien* im Norden und das Festland von *Australien* im Südosten des Indischen Ozeans. Wenn man die Lage beider Länder zueinander und zu Europa betrachtet, so ergibt sich die Beobachtung, daß der Besitz Neuhollands wenig gesichert erscheint, sofern man nicht gleichzeitig die Hand auch auf Vorderindien gelegt hat, daß aber anderseits dessen Besitz den des fünften Erdteils keineswegs bedingt. In der Tat erfolgte die Ergreifung und Nutzbarmachung Australiens durch die Briten aus Beweggründen, die mit deren indischer Politik nicht das mindeste zu schaffen haben. Unter anderem erlebte das dem Indischen Ozean zugekehrte Gestade Australiens erst 1829, vierzig Jahre nach der Landung an der Botanibai, die ersten Kolonisationsversuche. Die Minderwertigkeit des australischen Westens erklärt diese Tatsache nur zu einem Teile; sie wäre sicher kein Siedelungshindernis gewesen, hätte die politische Notwendigkeit die Front zum Indischen Ozean bedingt. Doch auch mit der einseitigen Bevorzugung seines Ostens hat Australien bedeutsam auf die indische Politik Großbritanniens eingewirkt. Es ist geographisch wie geschichtlich vom Tage seiner Erweckung an ein unteilbares Ganzes, dessen Beziehungen zur Alten Welt schon aus dem rein äußerlichen Grunde der geringeren Entfernung enger sein müssen, als die zum pazifisch-amerikanischen Kulturkreise. So tritt denn Australien tatsächlich bereits seit 1788 wirksam in die indische Politik Großbritanniens ein. Es hat sich seither stets *neben Indien, nie ihm gegenüber* gestellt und durch die damit herbeigeführte Vergrößerung der Masse zur tatkräftigen Durchführung der englischen Weltpolitik in diesem Teile der Erde beigetragen.

Mit seiner Festsetzung in Indien ist England ein bestimmter Weg zur Sicherung des neuen Besitzes vorgezeichnet: es muß danach trachten, sich der *Zugangsstraße* in möglichst allen ihren Teilen zu versichern, wie auch die Fläche des vorliegenden Meeres zu beherrschen.

Jenes hatten schon vor England die Portugiesen und die Holländer, selbst die Franzosen versucht. Die Portugiesen hatten ihre Hand auf zahlreiche Teile der Westküste Afrikas, von Madeira und Arguin im Norden bis Benguela im Süden, gelegt und auch die Ostküste von Sofala bis Magdischu und Sokotra zu Stützpunkten gemacht. Mit besserem Blicke hatten später dann die Holländer den Schwerpunkt ihrer Sicherheitsmaßregeln auf die Südspitzen Afrikas und Indiens, das Kapland (1602 und 1652) und Ceylon (1602—1796) gelegt, ohne dabei Mauritius (1598—1710) und die Delagoabei (1721) zu vergessen. Für Frankreich endlich sollten die Inseln, Madagaskar und seine Nachbarn, den Weg nach Vorderindien wenigstens im Süden des Indischen Ozeans decken. Die Briten folgten diesen Spuren keineswegs unmittelbar nach dem Beginn ihrer indischen Herrschaft; jahrzehntelang galt vielmehr Sankt Helena noch immer als ausreichender Stützpunkt auf dem langen Weg ums Kap. Selbst die erste Besetzung Kaplands (1795—1802), die lediglich aus Eifersucht gegen die Franzosen erfolgt war, hatte dem offiziellen England die Augen über den Wert Südafrikas für den Indischen Ozean noch nicht geöffnet; sonst hätte es dieses wohl kaum an die Batavische Republik zurückgegeben. Erst die Agitation einsichtiger Politiker, wie die Richard Wellesleys, der schon 1798 klar aussprach, daß Indien ohne Kapland nicht zu halten sei, mehr aber noch die ausgeführten und geplanten Angriffe Napoleons I. auf das britische Kolonialreich führten diese Einsicht herbei. Darum setzte England 1806, der Absicht Napoleons, das Kap zu besetzen, rasch zuvorkommend, seinen Fuß von neuem und diesmal endgültig auf Südafrika. Dieser Schritt Englands ist entscheidend für die ganze fernere Gestaltung der Verhältnisse am Indischen Ozean. Neben dem Scheitel dieser großen Bucht verfügt es seitdem über die beiden Eck- und Grundpfeiler an deren Basis. Damit besitzt es dort eine uneinnehmbare Verteidigungsstellung und ist allein unter allen Nationen imstande, die Geschicke dieses Meeres zu lenken.

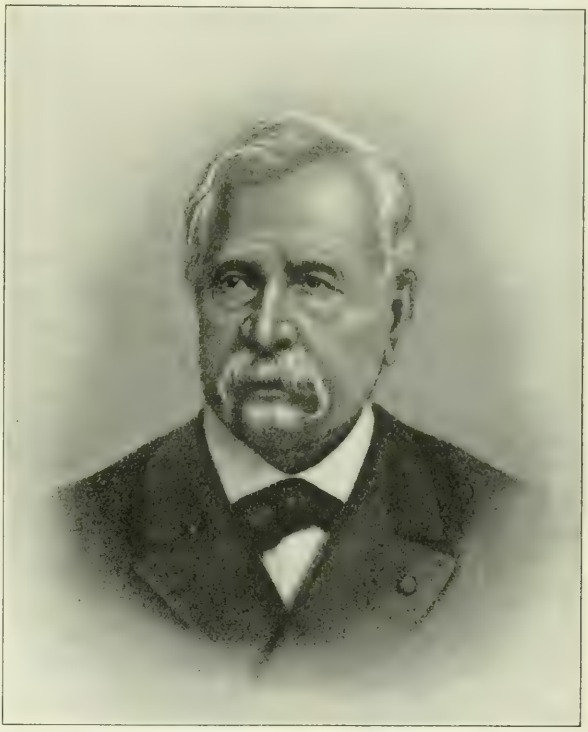
An Versuchen, diese britische Vorrangstellung zu erschüttern, hat es zu keiner Zeit gefehlt. Sie begannen mit der ägyptischen Expedition Napoleons, sowie dessen eben erwähntem Plan einer Eroberung des Kaps und fanden im Wiener Frieden von 1815 ihre Fortsetzung in der England auferlegten Zurückgabe eines großen Teiles der französischen und holländischen Kolonien, die es 1810—14 weggenommen hatte, sowie eine schwächere in dem steten Bemühen Frankreichs, Madagaskar zum Ausgangspunkt einer neuen indischen Politik zu machen. Als die verhältnismäßig erfolgreichste dieser Unternehmungen muß man die napoleonische Expedition nach Ägypten bezeichnen, die zweifellos den erhofften Zweck erreicht hätte, wäre Frankreich den Engländern zur See gewachsen gewesen. So hatte sie nur den unbeabsichtigten Erfolg, daß diese auf den schwächsten Punkt in ihrer Stellung am Indischen Ozean, den Zugang zum Roten Meer, in sehr deutlicher Weise geradezu gestoßen wurden und ihre ganze fernere Politik natürlich auf dessen Verstärkung einrichteten. Große Ereignisse werfen ihre Schatten auch in der Geschichte der Meere voraus. Seit der Nivellierung der Landbrücke von Sues während der französischen Expedition ist der Plan einer Kanalverbindung zwischen dem Mittelmeer und dem Indischen Ozean und damit einer völligen Umwälzung der bestehenden Verhältnisse nicht mehr zur Ruhe gekommen. Der seit 300 Jahren in beschaulicher Ruhe dahinträumende Graben des Roten Meeres erwachte nun unter der erneuten Beachtung Europas zu neuem, wenn auch zunächst noch schwach pulsierendem Leben, und dies hatte wieder zur Folge, daß der ganze Ozean sein Antlitz wieder mehr nach der alten Nordwestrichtung zu kehren beginnt. 1839 besetzten die Engländer Aden, den schon zur Zeit der alten Segelfahrt

blühenden Stapelplatz am Eingange zum Roten Meer. In dem Augenblicke dann, wo der Bau des Kanals nicht mehr zu verhindern war, setzte es sich auf Perim im Eingange selbst fest (1857) und zog auch fast gleichzeitig den Persischen Meerbusen in seinen Machtbereich.

C. Die Gegenwart (seit 1859).

a) Der Bau des Sueskanals und seine Folgen (s. das Textkärtchen S. 602).

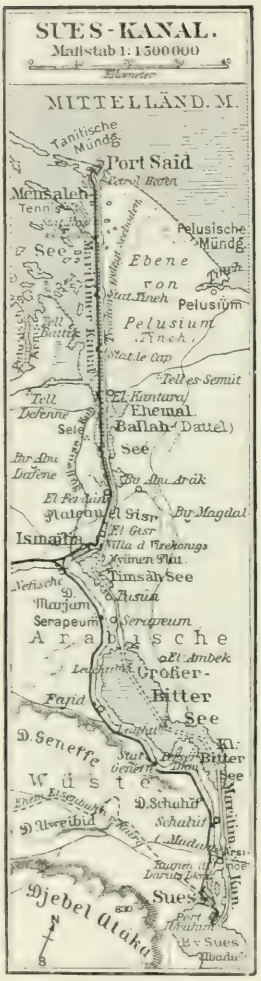
Der Zug Napoleons hatte England gezeigt, wie unsicher sein indischer Besitz war, sobald Frankreich oder irgendeine andere Macht den Fuß auf Ägypten setzte. Das oder auch nur eine politische und wirtschaftliche Erstarkung dieses Landes selbst zu verhindern, mußte demnach seit der Schlacht an den Pyramiden (21. Juli 1798) die Hauptaufgabe seiner indischen Politik sein. Ihre Durchführung war leicht, solange der Sueskanalplan noch im Keime verharrte und solange England noch unumstritten über das Weltmeer die Alleinherrschaft führte, die es während der Revolutions- und der Napoleonischen Kriege erlangt hatte. Später aber, als der Kanalplan immer festere Gestalt annahm, als die anderen, inzwischen erstarkten Mächte von neuem auf den Ozean hinausgriffen, ward sie schwieriger, gleichzeitig natürlich auch wichtiger: daher Lord Ellenboroughs berechtigtes Wort, daß England, wolle es sich die Vorherrschaft über die Welt sichern, mit einem Fuß in Indien, mit dem anderen in Ägypten stehen müsse. Henry John Temple Viscount Palmerston, 1855—58 englischer Ministerpräsident, ließ dem Grafen Ferdinand de Lesseps (s. die obenstehende Abbildung) unter der Hand mitteilen, daß, wenn England Sues dauernd militärisch behalten und den Verkehr im Kanal überwachen solle, er und England das Unternehmen nach jeder Richtung hin fördern wollten. Am 14. Juli 1882 besetzten denn auch die Blaujacken Ihrer Britischen Majestät das in Trümmer geschossene Alexandrien. Damit war die große Aufgabe gelöst: der Weg nach dem Indischen, wie dem Stillen Ozean war eine englische Straße geworden; gleichzeitig aber erwuchs durch die Besetzung des alten Pharaonenlandes Großbritannien die neue Aufgabe, den Indischen Ozean durch ein vom Kap bis zum Nil englisches Afrika zu flankieren.



Graf Ferdinand v. Lesseps. Nach einem Stich.

Der Widerstand Englands gegen den Bau des Sueskanals (s. die Karte S. 602) wird verständlich, sobald man seine geschichtliche Stellung während der ersten fünf oder sechs Jahrzehnte des 19. Jahrh. und die geographischen Verhältnisse des in Frage

kommenden Gebietes ins Auge faßt. Englands Absicht, über die Lesseps durch Palmerston Klarheit erhielt, war die Aufrechterhaltung seines Welthandelsmonopols und seiner Alleinherrschaft auf allen Meeren. Beide hatten ihren Ausgangspunkt und ihre durch die Geschichte bedingte Grundlage im Indischen Ozean, der in jener Zeit tatsächlich ein englisches Meer war. Obwohl nun England dessen gewärtig sein mußte, der Durchstich der Landenge von Sues werde durch die beträchtliche Verkürzung des Seeweges nach Indien gerade ihm ungeheure Vorteile bringen, so konnte es sich anderseits der Tatsache nicht verschließen, daß dieser Zugang vom Atlantischen Ozean aus nicht nur ihm offenstehen, sondern in vorläufig noch ganz unberechenbarem Maße auch den fremden Wettbewerb herbeilocken und großziehen werde. Bei dem weiten Weg um das Kap hatte man damit kaum zu rechnen brauchen; mit der neuen Straße, die den einst so fernen Osten allen Völkern Europas gleichsam vor die Tür setzte, wurde eine Konkurrenz in Aussicht gestellt, die man nicht genug fürchten konnte: daher der hartnäckige, mit allen Mitteln versuchte und jahrzehnte hindurch fortgesetzte Widerstand gegen die Verwirklichung des Planes. Und als England ihn schließlich doch aufgab, vertraute es wahrscheinlich genügend seinen eigenen politischen Fähigkeiten, um von diesen die Sicherung seiner Interessen auch unter veränderten Verhältnissen zu erhoffen.



England hat sich darin nicht getäuscht. Nur ein Fehler hat sich in seine Rechnung eingeschlichen: die Außerachtlassung des Umstandes, daß in moderner Zeit wirtschaftliche und politische Interessen stets untrennbar miteinander verknüpft auftreten. Im Indischen Ozean zeigt sich das in klassischer Weise darin, daß die beiden hauptsächlich in Betracht kommenden neuen Mächte, Deutschland und Italien, von bloßer wirtschaftlicher Betätigung seit 1884 zu politischer Koloniengründung an dem bis dahin kaum beachteten Westrande dieses Meeres fortgeschritten sind.

Die Eröffnung der neuen Wasserstraße zieht auch sonst ein wahres Bündel neuer Erscheinungen nach sich, für die Menschheit im allgemeinen, den Indischen Ozean und das Mittelmeer im besonderen. Dieses letztere entwickelte sich jetzt nicht nur zu einer der befahrensten Durchgangsstraßen überhaupt, sondern erwachte auch langsam zu neuem Eigenleben, das in seiner kräftigsten Form die Italiener sogar zu überseeischer Ausdehnung trieb. Großzügiger noch waren die Wirkungen der Inbetriebsetzung des Sueskanals für den Indischen Ozean und den Weltverkehr. Die bisher vom Kap aus nach Norden und Nordosten verlaufenden dünnen Bündel von Schiffahrtslinien schrumpften zu vereinzelten Strahlen bloßer Segelfahrt zusammen. Dafür haben sich aus den wenigen Linien, die in den ersten Jahren nach der Eröffnung des Kanals die neue Verkehrsstraße durchzogen, bald immer stärkere Bündel entwickelt, die von Aden aus ebenso auseinanderstreben, wie sie in Port Said zusammengelaufen sind. Dabei verfolgen diese Linien und Bündel mit wenigen, durch die späte Entdeckung und Erschließung von Madagaskar und Australien bedingten Ausnahmen Wege, die aufs genaueste mit denen der Schiffahrt längst verflossener Jahrhunderte zusammenfallen: der Indische Ozean ist in der Gegenwart wieder zum Vorhofe seines größeren Nachbarn geworden.

Neben dem gewaltigen Verkehr aber, den er zwischen dem mittlerweile in das Vordertreffen gerückten Stillen Ozean und Europa vermittelt, verfügt auch der Indische Ozean

der Gegenwart über einen Reichtum an geschichtlichem Eigenbesitz. Allerdings, von geschichtlicher Tätigkeit alteingesessener Völker ist in der Gegenwart nichts mehr zu merken, nachdem das Sultanat Sansibar und das Reich der Howa aus der Liste der Staaten gelöscht worden sind. Dafür aber haben sich Deutsche und Briten, Franzosen und Italiener so fest an den Gestaden und auf der Fläche des Indischen Ozeans eingenistet, daß man nunmehr hier von einer Beheimatung der Europäer reden und den Eigentumsbegriff auf ihre geschichtliche Betätigung übertragen darf.

b) Die Sicherung der britischen Vorherrschaft im Indischen Ozean durch die Nil-Kap-Politik.

Die Einbuße, die England dadurch erlitt, suchte es auf anderem Wege wieder wettzumachen: 1866 erwarb es Britisch-Ostafrika, genau in der Mitte zwischen Kapland und Ägypten gelegen. Der Gedanke an einen Zusammenschluß dieser drei Glieder mußte sich von selbst aufdrängen, zumal da sich dazwischen, an der Südküste des Golfs von Aden, am Sambesi, am Niassa und in dem so wichtigen Sansibar-Archipel, zu gleicher Zeit oder wenig später, Gelegenheiten zur Erweiterung der britischen Macht darboten. Der großartige Gedanke eines Afrika, das wenigstens in seiner östlichen Hälfte britisch ist, vom Kap bis zur Nilmündung, verliert unter diesen Umständen an Kühnheit; aber er hat in England gezündet und ist bereits seiner Verwirklichung sehr nahe gerückt. Er allein ist es gewesen, der die Herren von Ägypten veranlaßt hat, dem Mahdismus am 2. September 1898 vor Omdurman das wohlverdiente Ende zu bereiten. Um ihn zu verwirklichen, haben die Engländer das Matabele-Reich über den Haufen geworfen und ihre Grenzen weit über den Sambesi hinaus nach Norden vorgeschoben; seinetwegen schufen sie in Afrika ein Eisenbahnnetz, das nicht nur von wirtschaftlichem Scharfblicke zeugt, sondern in seinen nördlichen Verzweigungen, der Niltal- und der Ugandabahn, England auch vom Roten Meer und dem Arabischen Busen unabhängig macht, falls diese von einer feindlichen Macht blockiert werden sollten. Ja, neben anderen Beweggründen hat jenes Projekt auch zur Niederwerfung der Buren geführt. Zwar waren die Buren afrikanischer, als selbst die Neger, insofern als sie nicht einmal wie diese wenigstens bis an das Meer gestrebt haben, also Großbritannien als Seemacht nicht stören konnten; aber als Landmacht mußte England am Indischen Ozean so lange beeinträchtigt bleiben, als die beiden Burenrepubliken vorhanden waren.

c) Der nördliche und nordöstliche Indische Ozean.

Während des letzten Halbjahrhunderts hat auch der Norden und Nordosten des Indischen Ozeans als Durchgangsgebiet nach dem Osten eine erhöhte Bedeutung in dem Augenblick erlangt, da Ostasien, aus seiner langen Abgeschlossenheit gewaltsam herausgerissen, der Betätigung des Europäers geöffnet ward. England hat auch hier den Sieg davongetragen: schon im Dämmerlichte dieser anbrechenden Zeit (1824) hatte es die Hand auf die Malakkastraße mit Singapur, Malakka und Pulo Pinang gelegt. Seitdem trägt der Indische Ozean, soweit er für den modernen Weltverkehr in Frage kommt, trotz des ausgedehnten holländischen Besitzes, auch hier ein englisches Gepräge.

Der letzte Abschnitt seiner Rolle endlich ruht zumeist noch in der Zeiten Schoß. Er bringt uns mit einem Volke in Berührung, das uns am Stillen Ozean oftmals beschäftigt, das aber hier anzutreffen anscheinend kein Anlaß vorliegt: mit den Russen. Und doch bedingt deren Erscheinen am Großen auch das Drängen nach dem Indischen Ozean. Will

Rußland in dem ungeheuerlichen Raume seines asiatischen Besitzes nicht ersticken, will es ihn überhaupt lenkbar in der Hand behalten, so muß es ans nächstgelegene Meer gelangen; seine ostasiatische Küste aber ist nach jeder Richtung hin unzureichend, außerdem allzusehr entlegen: daher seit Jahrzehnten das Drängen nach Süden, nach Mesopotamien und dem Persischen Golf, das gerade im letzten Jahrzehnt in der Frage der vorderasiatischen Eisenbahnen und eines russischen Hafens an jener Bucht so oft sichtbare Form angenommen hat. England hat hier einen ungleich schwereren Stand, als irgendwo anders an den Gestaden des Indischen Ozeans. In Hinterindien verzettelt sich die Macht Hollands in tausend Inseln und Inselchen; in Ostafrika legt sich Englands Kolonialbesitz fest wie eine Klammer um und hinter die Gebiete der Portugiesen, Deutschen und Italiener. Hier dagegen sieht es sich selbst eingezwängt zwischen das Meer und einen Gegner, dessen ungefüge Masse langsam, aber mit unwiderstehlicher Gewalt nach Süden drängt.

6. Rück- und Ausblick.

Vom ersten Tag an, da die Menschen den Fuß an und auf ihn setzten, bis auf den heutigen hat der Indische Ozean die Rolle des Vermittlers gespielt, in anthropologischer, kommerzieller und religiöser, überhaupt in kultureller Beziehung. Ihren reinsten Ausdruck findet diese Tatsache, soweit die eigene Geschichte in Frage kommt, in der Herausbildung eines indisch-afrikanischen Kulturkreises, der den gesamten Nordwesten des Ozeans umspannt und dessen stärksten Träger wir im Islam erkennen. Gerade heute wäre er der Sauerteig, geeignet, seinem Kulturkreise wieder die Vorrangstellung zuzuwenden, die er unter dem vierhundertjährigen Ansturme der Weißen eingebüßt hat. Die Führung in diesem Kampfe käme aus rein numerischen Gründen einzig und allein dem Volke der Inder zu, falls es dem tatenlosen Dahindämmern zugunsten einer tatkräftigeren Religion entsagen wollte. Diese könnte allerdings auch das Christentum sein. Aber einmal hat der Islam diesem gegenüber schon jetzt einen gewaltigen Vorsprung: 2 Millionen Christen stehen allein in Indien 57 Millionen Mohammedanern gegenüber. Sodann scheint ihm im Bereiche des Indischen Ozeans überhaupt keine Zukunft zu erblühen. Weder am Südrand Asiens, noch in Afrika macht es nennenswerte Fortschritte, während sich die Lehre des Propheten in beiden Erdteilen schnell verbreitet hat. Solange Indien unter englischer Herrschaft steht, wird es niemals zu selbständigem Hinausgreifen aufs hohe Meer fortschreiten, weil hierzu der Einfluß des Europäertums auf die starre Masse der Hindu in dem tropischen Lande zu geringfügig ist.

Näher liegt diese Möglichkeit bei den beiden anderen großen englischen Kolonien am Indischen Ozean. Australien hat sich gerade in der Gegenwart zu einem Staatenbund unter englischer Oberhoheit entfaltet, der bereits in seiner Jugend lebhafte Neigung zur Ausbreitung verrät. Sie ist zwar ausnahmslos nord- und nordostwärts, auf die Inselgruppen Melanesiens und Polynesiens, gerichtet. Was aber sollte die Vereinigten Staaten von Neuholland hindern, später ihre Blicke auch auf den holländischen Archipel zu richten? Für Südafrika bedeutet die Front nach dem Indischen Ozean sogar eine Naturnotwendigkeit, da ihm Antarktis und Südatlantischer Ozean keinen festen Punkt bieten können.

Englands Stellung im Indischen Ozean wird durch solche Vorgänge in hohem Grade gefördert; ja sie ist, besonders seit der erfolgreichen Inangriffnahme seiner allafrikanischen Politik, gefestigter; sein Gebiet ist umfangreicher, als je zuvor. Dennoch wird dieser Ozean

kaum wieder ein geschlossenes englisches Meer werden; dazu gibt es der seekräftigen Mächte in der Gegenwart zu viele, ebenso wie der Zugänge zu ihm. Unter diesen hat der durch das Rote Meer von Jahrzehnt zu Jahrzehnt an Wichtigkeit zugenommen, dank der hervorragenden Bewertung Südost- und Ostasiens in den Augen der Europäer und Nordamerikaner, dank aber auch dem Übergange des Weltverkehrs vom Segler auf das Dampfschiff. Ob dieser Umschwung in der Schiffahrt, der zeitlich fast genau mit der Eröffnung des Sueskanals (1869) zusammenfällt, eine direkte Folge von ihr ist, bleibe dahingestellt; sicher aber hat sie zu ihm beigetragen. Damit bezeugt der Indische Ozean seine Bedeutung auch auf einem Gebiete, das für die Gestaltung der Weltgeschichte der Zukunft wohl noch wichtiger werden wird, als es in der Gegenwart bereits ist.

Dagegen kann die Zukunft des Indischen Ozeans auf anthropologischem Gebiete nur gering sein: für eine Mischung von so bedeutender Tragweite, wie sie für den Stillen Ozean in Aussicht steht, ist hier kein Raum. Der Neuholländer scheidet, als dem Untergange geweiht, von vornherein aus. Der Hindu aber, wie der Festlandafrikaner vom Osthorn bis zum Sambesi, wird auch fernerhin in zu dichter Masse leben, als daß das Eindringen fremden Blutes merkbare Änderungen der Rasse hervorzurufen vermöchte. Also bleiben nur der schmale Streifen an der äquatorialen Ostküste und die Südspitze Afrikas als Gebiete inniger Rassenmischung übrig. Jener hat keine Zukunft, da sich seit dem Eintritte der neuen Verhältnisse der arabische Nachschub vermindert; damit fällt der Suaheli rettungslos der Vernegerung anheim. Anthropologisch aussichtsreicher hingegen ist der Süden, wo auf engem Raum eine ganze Reihe verschiedener Bestandteile sich zusammendrängt: der Kaffer und die hellfarbigen Völker der Hottentotten und der Buschmänner, der niederdeutsche Bur und der Angelsachse, der Malaie und der Inder. Ob eine Vermengung aller dieser Teile je erfolgen wird, ist fraglich; in den Bastaards ist sie seit langem angebahnt.

Bibliographie.

Einleitung: Überblick über die Geschichte der Weltgeschichtsschreibung. (Seite 1—26.)

Bagehot, W.: Der Ursprung der Nationen. Betrachtung über den Einfluß der natürlichen Zuchtwahl und der Vererbung auf die Bildung politischer Gemeinwesen (deutsch von J. Rosenthal, Leipzig 1874). — Bastian, A.: Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen (Berlin 1881); Die Völkerkunde und der Völkerverkehr unter seiner Rückwirkung auf die Volksgeschichte (Berlin 1900). — Bernheim, E.: Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie (5. und 6. Aufl., Leipzig 1908). — Büdinger, M.: Die Universalhistorie im Altertume (Wien 1895); Die Universalhistorie im Mittelalter (Denkschriften der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse, 46. Bd.; Wien 1900); Von dem Bewußtsein der Kulturübertragung (Züricher Festrede, 1864). — Fueter, E.: Geschichte der neuen Historiographie (München 1911). — Goldfriedrich, J.: Die historische Ideenlehre in Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte der Geisteswissenschaften, vornehmlich der Geschichtswissenschaft und ihrer Methoden im 18. und 19. Jahrhundert (Berlin 1902). — Gotsch, M. A.: Geordnete Materialien zum philosophischen Studium einer neuen, allgemeinen Erd-, Menschen-, Staaten- und Kulturgeschichte (Wien 1799); Geschichte der Kultur des Menschengeschlechts im allgemeinen und jedes welthistorischen Volkes insbesondere (Wien 1803, 3 Bde.). — Günther, F.: Die Wissenschaft vom Menschen. Ein Beitrag zum deutschen Geistesleben im Zeitalter des Rationalismus mit besonderer Rücksicht auf die Entwickelung der deutschen Geschichtsphilosophie des 18. Jahrhunderts (Gotha 1907). — Heeren, A. H. L.: Ideen über Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der Alten Welt (Göttingen 1793, 2 Bde.). — Herder, J. G.: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit (Riga und Leipzig 1784—91, 4 Teile). — Iselin, J.: Über die Geschichte der Menschheit. Neue Ausgabe (Basel 1791, 2 Bde.). — Joachimsen, P.: Geschichtsauffassung und Geschichtsschreibung in Deutschland unter dem Einfluß des Humanismus, 1. Teil (Leipzig und Berlin 1910). — Lamprecht, K.: Alte und neue Richtungen in der Geschichtswissenschaft (Berlin 1896); Moderne Geschichtswissenschaft. Fünf Vorträge (2. Aufl., Berlin 1909); Zur universalgeschichtlichen Methodenbildung (Abhandlungen der philosophisch-historischen Klasse der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, Bd. 27, Leipzig 1909). — Lorenz, O.: F. C. Schlosser und über einige Prinzipien der Geschichtschreibung (Wien 1878). — Löttge, A.: Herders Auffassung von der Weltgeschichte (Programm, Seehausen 1868). — Marthe: Was bedeutet Karl Ritter für die Erdkunde? (Festrede 1879). — Matthiä, A.: Versuch über die Ursachen der Verschiedenheiten in den Nationalcharakteren (Leipzig 1802). — Nalbandian, W.: Leopold von Rankes Bildungsjahre und Geschichtsauffassung (Leipzig 1901). — Oberhummer, E.: Die Stellung der Geographie zu der historischen Wissenschaft (Wien 1904). — Ratzel, F.: Anthropogeographie. Teil I: Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte (2. Aufl., Stuttgart 1899); Völkerkunde (2. Aufl., Leipzig 1894, 2 Bde.). — Richter, O.: Der teleologische Zug im Denken Carl Ritters (Leipziger Diss., 1905). — Ritter, C.: Die Erdkunde im Verhältnis zur Natur und zur Geschichte des Menschen oder allgemeine vergleichende Geographie (2. Aufl., Berlin 1822—59, 19 Teile); Über das historische Element in der geographischen Wissenschaft (Berlin 1833). — Ritter, M.: Ranke, seine Geistesentwickelung und Geschichtsschreibung (Stuttgart 1896). — Schnürer, G.: Über Periodisierung der

Weltgeschichte. Rektoratsrede (Freiburg i. d. Schw. 1900). — Thies, K.: Entwickelung der Beurteilung und Betrachtung der Naturvölker (Leipziger Diss., 1899). — Walther, J.: Geschichte der Erde und des Lebens in biologischer Betrachtung (Leipzig 1907). — Wegele, F. H. v.: Geschichte der deutschen Historiographie seit dem Auftreten des Humanismus (München u. Leipzig 1885). — Wisotzki, E.: Zeitströmungen in der Geographie (Leipzig 1897). — Wolf, G.: Einführung in das Studium der neuen Geschichte (Berlin 1910). — Wollschläger, C. S.: Übersicht der Weltgeschichte in ethnographischer Anordnung nach den Perioden bis auf die Gegenwart (Eisenach 1873). — Wünsche, A.: Die geschichtliche Bewegung und ihre geographische Bedingtheit bei Karl Ritter und seinen hervorragendsten Vorgängern in der Anthropogeographie (Leipziger Diss., 1899). — Ziegler, H.: Chronicon Carionis (Halle 1898).

I. Die Vorgeschichte der Menschheit. (Seite 27—101.)

Andree, R.: Die Metalle bei den Naturvölkern. Mit Berücksichtigung prähistorischer Verhältnisse (Leipzig 1884). — Bertillon, usw.: Dictionnaire des sciences antropologiques (Paris 1885—93). — Birkner, Dr. F.: Der diluviale Mensch in Europa (München 1910). — Boucher de Perthes: De l'homme antédiluvien et de ses œuvres (Paris 1860). — Boule, M.: Les grottes de Grimaldi (Imprimerie de Monaco 1906); L'origine des éolithes, Extr. de l'Anthropologie, Bd. XVI, S. 1—11; L'homme fossile de la Chapelleaux-Saints (Corrèze); L'Anthropologie, Bd. XIX (1908), S. 519ff. — Boyd-Dawkins: Höhlenjagden. Übersetzt von Spengel (Leipzig 1876). — Buffon: Naturgeschichte der Tiere; Histoire naturelle, générale et particulière (Paris 1749—88). — Cartailhac, E.: La France préhistorique d'après les sépultures et les monuments (Paris 1889). — Cartailhac, E., und Breuil, H.: La caverne d'Altamira à Santillane (Monaco 1906). — Chantre, E.: Age du bronze. Recherches sur l'origine de la métallurgie en France (Paris 1875/76); Premier âge du fer. Nécropoles et tumulus (Paris und Lyon 1880). — Cuvier, v.: Das Tierreich. Übersetzt von H. R. Schinz (Stuttgart und Tübingen 1821). — Esper: Ausführliche Nachrichten von neuentdeckten Zoolithen (Nürnberg 1774). — Fraas, O.: Beiträge zur Kulturgeschichte des Menschen während der Eiszeit. Archiv für Anthropologie, Bd. II, S. 29ff.; Beiträge zur Kulturgeschichte, aus schwäbischen Höhlen entnommen. Archiv für Anthropologie, Bd. V, S. 173. — Fullroth: Der fossile Mensch aus dem Neandertal (Duisburg 1865). — Groß, V.: La Tène, un oppidum Helvète (Paris 1886); Les Protohelvètes (Berlin 1883). — Hampel, J.: Altertümer der Bronzezeit in Ungarn (Budapest 1887—96). — Hoernes, M.: Die Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stand der Wissenschaft (Wien, Pest und Leipzig 1891); Natur- und Urgeschichte des Menschen (Wien und Leipzig 1909); Der diluviale Mensch in Europa. Die Kulturstufen der älteren Steinzeit (Braunschweig 1903). — Jacobsens Reise an der Nordwestküste Amerikas 1881—1883 für den deutschen Leserkreis bearbeitet von A. Woldt (Leipzig 1884). — Joly, N.: Der Mensch vor der Zeit der Metalle (deutsche Übersetzung; Leipzig 1880). — Klaatsch, H., und Hauser, O.: Homo mousteriensis Hauseri. Archiv für Anthropologie. N. F., Bd. VII, S. 287ff. — Kohn, A., und Mehlis, C.: Materialien zur Vorgeschichte des Menschen im östlichen Europa (Jena 1879). — Lehmann-Nitsche, R.: Nouvelles recherches sur la formation pampéenne (Buenos Aires 1907). — Lippert, J.: Die Kulturgeschichte in einzelnen Hauptstücken (Leipzig und Prag 1885). — Lindenschmit, L.: Das römisch-germanische Zentralmuseum in bildlichen Darstellungen aus seinen Sammlungen (Mainz 1889); Das Gräberfeld von Hintelstein bei Monsheim. Archiv für Anthropologie, Bd. III, S. 101ff.; Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit (Mainz 1858—1904). — Lubbock, Sir John: Die Entstehung der Zivilisation und der Urzustand des Menschengeschlechtes erläutert durch das innere und äußere Leben des Wilden. Aus dem Englischen von A. Passow (Jena 1875). — Lyell, Sir Ch.: Das Alter des Menschengeschlechtes auf der Erde und der Ursprung der Arten durch Abänderung, nebst einer Beschreibung der Eiszeit in Europa und Amerika. Deutsch von Louis Büchner (Leipzig 1864). — Mammutfund an der Beresowka (Sitzungsbericht der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Petersburg 1903). — Meyer, Ed.: Geschichte des Altertums. 2. Aufl. (Stuttgart 1907). — Montelius, O.: La civilisation primitive en Italie. I. (Berlin 1895); Die Bronzezeit im Orient und in Griechenland (Archiv für Anthropologie, XXI [1892/93], S. 1—40). — Mortillet, G. und A. de: Le Préhistorique (Paris 1900). — Much, M.: Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältnis zur Kultur der Indogermanen. 2. Aufl. (Jena 1893). — Müller, S.: Nordische Altertumskunde (Straßburg 1898). — Nehring, A.: Über Tundren und Steppen der Jetzt- und Vorzeit (Berlin 1890). — Obermaier,

H.: Der Mensch aller Zeiten. Bd. I (Berlin 1911); Die Steingeräte des französischen Altpaläolithikums. Mitteilungen der prähistorischen Kommission der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien (Bd. II, Heft 1, S. 41—125). — Penck, A.: Mensch und Eiszeit (Archiv für Anthropologie, Bd. XV, Heft 3, S. 211ff.); Die alpinen Eiszeitbildungen und der prähistorische Mensch (Archiv für Anthropologie, N. F., Bd. I, Heft 2, S. 78ff.). — Piette, E.: Études éthnographiques préhistoriques (L'Anthropologie. Tome VII, VIII, IX). — Pinza, G.: Monumenti primitivi della Sardegna (Monumenti antichi della R. Accademia dei Lincei, vol. XI, Rom 1901). — Portis, A.: Über die Osteologie von Rhinoceros Merckii und über die diluviale Säugetierfauna von Taubach bei Weimar (Paläontographika, Bd. XXV, Kassel 1878). — Ranke, J.: Die Felsenwohnungen aus der jüngeren Steinzeit in der fränkischen Schweiz (Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, Bd. III, S. 206ff.); Der Mensch, 3. Aufl., 2 Bde. (Leipzig und Wien 1911/12); Der fossile Mensch und die Menschenrassen (Korrespondenzblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1896, S. 151ff.). — Reinach, S.: Antiquités nationales I. Époque des alluvions et des cavernes (Paris 1889). — Sacken, E. Frhr. v.: Das Grabfeld von Hallstatt in Oberösterreich (Wien 1868). — Schliemann, H.: Bericht über die Ausgrabungen in Troja im Jahre 1890 (Leipzig 1891). — Schmidt, R. R.: Die vorgeschichtlichen Kulturen der Ofnet. Bericht des naturwissenschaftlichen Vereins für Schwaben und Neuburg (Augsburg 1908, S. 87ff.). — Schoetensack, O.: Der Unterkiefer des Homo Heidelbergensis aus den Sanden von Mauer bei Heidelberg (Leipzig 1908). — Schrader, O.: Sprachvergleichung und Urgeschichte. Linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des indogermanischen Altertums, 2. Aufl. (Jena 1890). — Schröter, C.: in Radimsky, Die neolithische Station von Butmir (Wien 1895). — Schurtz, H.: Urgeschichte der Kultur (Leipzig und Wien 1900). — Schwalbe, G.: Die Vorgeschichte des Menschen (Braunschweig 1904). — Schweinfurth, G.: Deutsch-französisches Wörterverzeichnis der die Steinzeit betreffenden Literatur. Kunstsprache zur Beschreibung des in Gebrauch genommenen, bearbeiteten und zugeschlagenen Steines. Terminologie der vorzeitlichen Steinmanufakte. Terminologie der Kunde vom bearbeiteten Stein der Vorzeit (Berlin 1906). — Steenstrup, J.: Sur les Kjökkenmöddings de l'âge de la pierre et sur la faune et la flore préhistoriques de Danmark (Kopenhagen 1872); Comparaison entre les ossements des cavernes de la Belgique et les ossements des Kjökkenmöddings du Danmark, du Grönland et de la Laponie (Brüssel 1873). — Tischler, O.: Über die Formen der Gewandnadeln (Archiv für Anthropologie, Bd. IV, S. 87ff.). — Weule, K.: Völkerkunde und Urgeschichte im 20. Jahrhundert (Eisenach und Leipzig 1902). — Worsaae, J. J. A.: Die Vorgeschichte des Nordens. Übersetzt von Mestorf (Hamburg 1898). — Zittel, K. v.: Grundzüge der Paläontologie, 2. Aufl. (München 1903); Paläontologische Wandtafeln und geologische Landschaften (73 Tafeln. Kassel, dann Stuttgart 1879—1901; Taf. 74—83 von Pronpeckj, Stuttgart 1908); Aus der Urzeit (München 1875).

II. China, Japan, Korea und neueste Geschichte Ostasiens.

(Seite 102—241.)

Allgemeines.

Zeitschriften.

The Chinese Repository (Macao, Canton, Hongkong 1832—52); seitdem geteilt in China Review (Hongkong) und China Recorder and Missionary Journal (Schanghai). — Notes and Queries on China and Japan (Hongkong). — Journal of the Shanghai literary and scientific Society. I u. II (Schanghai 1858—60); fortgesetzt durch Journal of the North China Branch of the Royal Asiatic Society (Schanghai 1864ff.). — Transactions of the Asiatic Society of Japan (Yokohama 1872ff.). — Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens (Yokohama und Tokio 1873ff.). — Journal of the Peking Oriental Society (Peking 1885ff.). — T'oung Pao. Archives pour servir à l'étude de l'histoire des langues, de la géographie de l'Asie orientale (Chine, Japon, Corée, Indo-Chine, Asie centrale et Malaisie), rédigées par G. Schlegel et H. Cordier (Leiden 1890ff.). — Annales du Musée Guimet. Revue de l'histoire des religions (Paris 1890ff.). — The Geographical Journal, including the Proceedings of the Royal Geographical Society (London). — Transactions and proceedings of the Japan Society. I—VII (London 1904ff.). — The Korean Repository (Söul 1894ff.). — The China Medical Missionary journal (Schanghai). — Les Annales de la Foi (Lyon). — Lettres édifiantes et curieuses (Paris und Lyon). — Mitteilungen von Justus Perthes' Geographischer Anstalt über wichtige neue Erscheinungen auf dem Gesamtgebiet der Geographie, von Dr. A. Petermann (Gotha). — Mitteilungen des Seminars für Orientalische

Sprachen, 1. Abteilung: Oſtaſiatiſche Studien (Berlin 1898ff.); daraus beſonders: Kinsei shiryaku ni hen ni. Geſchichte Japans ſeit 1869 von R. Lange und T. Senga. Bd. I und II; Synchroniſtiſche Regenten-Tabellen zur Geſchichte der chineſiſchen Dynaſtien von C. Arendt. Bd. II—IV; Mu Wang und die Königin von Saba von A. Forke. Bd. VII.

Zeitungen.

The Japan Times (Yokohama). — The Japan Weekly Mail (Yokohama). — The Japan Gazette (Yokohama). — The China Mail (Hongkong). — The North China Herald (Schanghai). — The Peking and Tientsin Times (Tientſin). — The London and China Telegraph (London). — The Times (London). — Daily Telegraph (London; Letters by Bennet Burleigh). — Morning Post (London; Letters by Archibald R. Colquhoun). — Die engliſchen Bluebooks (London). — Die franzöſiſchen Livres jaunes (Paris). — Die amerikaniſchen Redbooks (Foreign relations of the United States; Waſhington). — Engliſche Revuen: Wide World Magazine; Cornhill Magazine; Asiatic Quarterly Review; Contemporary Review; Proceedings of the Central Asian Society; Blackwood's Edinburgh Review; China's Millions; East of Asia (Schanghai); The East and the West; International Review of Missions; Reports of the Society for promoting Christian knowledge; National Review Shanghai; Adversaria Sinica Shanghai. — Amerikaniſche Revuen: Forum; Missionary Review; North American Review; M'Clure's Magazine. — Franzöſiſche Revuen: Revue des Deux Mondes; La Revue Jaune (Agence d'Extrême Orient; Brüſſel); Bulletin économique de l'Indo-Chine Française (Hanoi); Bulletins de la Société Franco-Chinoise (Paris); Bulletins de la Société Franco-Japonaise (Paris). — Deutſche Revuen: Der Ferne Oſten (Schanghai); Oſtaſien; Aſien; Oſtaſiatiſche Rundſchau (Schanghai); Globus.

Handel.

Returns of Trade and Trade Reports, published by the Imperial Chinese Maritime Customs (Veröffentlichungen des kaiſerlich Chineſiſchen Seezollamts; Schanghai 1865 bzw. 1882ff.).

Bibliographien.

Cordier, H.: Bibliotheka Sinica. Dictionnaire bibliographique des ouvrages relatifs à l'Empire Chinois (Paris 1881; 2. Auflage 1903ff.). — Wylie, A.: Notes on Chinese literature. With introductory remarks on the progressive advancement of the art and a list of trans'ations from the Chinese into various european languages (Schanghai 1867). — Mayers, W. F.: The Chinese Readers Manual. A handbook of biographical, historical, mythological and general literary reference (Schanghai 1871). — Griffin, A. P. C.: Select list of books (with references to periodicals) relating to the Far East (Waſhington 1904; vgl. dazu Nachod im Literariſchen Zentralblatt vom 8. April 1905). — Wenkſtern, F. v.: A bibliography of the Japanese Empire (Leiden 1895). — Giles, H. A.: A glossary of reference on subjects connected with the Far East. 2. Aufl. (Hongkong und London 1886). — Hirth, F.: Schriftenverzeichnis 1869—1899 (München 1900, als Manuſkript gedruckt).

Bücher.

Curzon, G. N.: Problems of the Far East. Japan, Korea, China (London 1894). — Townsend, M.: Asia and Europe. 2. Aufl. (London 1903). — Coucheron-Aamot, W.: Die Geſchichte Oſtaſiens nach dem Frieden von Shimonoſeki. Aus dem Norwegiſchen von K. Robolſky (Leipzig 1899). — Bérard, V.: La révolte de l'Asie (Paris 1904). — Kentaro Kaneko, Baron: The situation in the Far East (Cambridge 1904). — Peez, A. v.: Wir und die Oſtaſiaten (München 1904). — Griffis, W. E.: America in the East. A glance at our history, prospects, problems and duties in the Pacific Ocean (London 1899). — Hübner, M. de: Promenade autour du Monde. 2 Bde. (Paris 1873). — Norman, H.: Peoples and politics of the Far East (London 1894). — Colquhoun, A. R.: The Mastery of the Pacific (London 1902). — Baelz, C.: Die Oſtaſiaten (Stuttgart 1901). — Wachs, O.: Schlaglichter auf Oſtaſien und den Pacific (Berlin 1901). — — Franke, O.: Was lehrt uns die oſtaſiatiſche Geſchichte der letzten fünfzig Jahre? (Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutſchen Kolonialgeſellſchaft, Verhandlungen 1903—05, Bd. VIII, Heft 4; Berlin 1905); Oſtaſiatiſche Neubildungen. Beiträge zum Verſtändnis der politiſchen und kulturellen Entwickelungsvorgänge im Fernen Oſten (Hamburg 1911). — Reinſch, Paul S.: Intellectual and Political currents in the Far East (Boſton und New York 1911).

1. China. (S. 104—161.)

Geſchichte, Land und Leute, Archäologiſches.

De Mailla: Histoire générale de la Chine. 11 Bde. (Paris). — Groſier, A.: Description générale de la Chine. 7 Bde. (Paris). — Du Halde, J. B.: Description de l'Empire de la Chine et de la Tartary. 4 Bde. (Paris 1735). — Yule, H.: Cathay and the way thither; being a collection of mediaeval notices of China, translated and edited by H. Y. with a preliminary essay on the intercourse between China and the western nations previous to the discovery of the Cape route. 2 Bde. (London 1866); The book

of Ser Marco Polo, the Venetian, Concerning the Kingdoms and marvels of the East. Newly translated with notes, maps, and other illustrations. 3. Aufl. hrsg. u. vermehrt von H. Cordier. 2 Bde. (London 1903). — Staunton, G. T.: Authentic account of an embassy from the king of Great Britain to the Emperor of China (Earl of Macartney's Mission). 3 Bde. (London 1798). — Ellis, H.: Embassy to China (Lord Amherst's Mission, London 1840). — Plath, J. H.: Über die lange Dauer und die Entwickelung des chinesischen Reiches (Akademie-Rede; München 1861). — Pauthier, M. G.: La Chine ou description historique, géographique et littéraire de ce vaste empire d'après des documents chinois. 2 Bde. (Paris o. J.). — Williams, S. W.: The middle Kingdom. A survey of the Geography, Government, Literature, social life, Art and History of the Chinese Empire and its inhabitants. Revised edition with illustrations (New York 1900). — Hirth, F.: The ancient History of China to the End of the Chou Dynasty (New York 1908). — Chavannes, E.: L'histoire de Sze Ma Tsien I—V (bis 104 v. Chr.; Paris). — Parker, E. H.: Ancient China Simplefied, John Murray (London 1908); The provinces of China with a prefeace (Schanghai 1909). — Mayers, F. W.: Treaties between the Empire of China and foreign powers, together with regulations for the conduct of foreign trade (Schanghai 1877); The Chinese Government. A manual of Chinese titles, categorically arranged and explained with an appendix (Schanghai 1878). 2. Edition with addition by G. M. H. Playfair (London 1886). — Chinese Imperial Maritime Customs. Treaties, Conventions etc. between China and foreign states, with a chronological list of treaties and of regulations based on treaty provisions, 1689—1886. Prepared by order of the Inspector General of customs (Schanghai 1887). — Richthofen, F. v.: China. Ergebnisse eigener Reisen und darauf gegründeter Studien. I (Berlin 1877). — Davis, J. F.: China, traduit de l'anglais par A. Pritchard, revu et augmenté d'un appendice par Bazin ainé (Paris 1837). — Huc, E. R.: L'empire chinois. 4. Aufl. (Paris 1862). — De Mas, D. E.: La Chine et les puissances chrétiennes. 2 Bde. (Paris 1861). — Giles, H. A.: Historic China and other sketches (London 1882). — Fries, S. v.: Abriß der Geschichte Chinas und seiner Entstehung. Nach chinesischen Quellen übersetzt und bearbeitet (Wien 1884). — Favier, A.: Péking, histoire et description (Peking 1897). — Pourvourville, A. de: L'empire chinois (Paris 1902). — Faber, E.: China in historischer Beleuchtung (Berlin 1905). — Beresford, Lord Ch.: The Break up of China, with an account of its present commerce, currency, waterways, armies, railways, politics and future prospects (London 1899). — Colquhoun, A. S.: China in transformation (London und New York 1898). — Douglas, R. K.: Li Hung chang (Public men of to day; London 1895). — D'Ollone, le commandant: Les derniers Barbares, Chine - Tibet - Mongolie. Mission d'Ollone 1906—1910 (Paris 1910). — Laufer, B.: China Pottery of the Han Dynasty (Leyden 1909). — Giles, H. A.: The Civilisation of China (London 1906). — Stein, A.: Ruins of desert Chatay. Personel Narrative of Explorations in Centralchina and Westernest China, 2 Vol. (London 1912). — Little, A.: Li Hung chang, his life and times (London 1904). — Translations from the Peking Gazette, Reprinted from the North China Herald (Schanghai 1872 ff.). — Hackmann, H.: Von Omi bis Bhamo. Wanderungen an den Grenzen von China, Tibet und Birma. Illustriert (Halle a. S. 1905). — Bretschneider, E.: Notes on Chinese mediaeval travellers to the West (Schanghai und London 1875); Notices of the mediaeval geography and history of central and western Asia, drawn from Chinese and Mongol sources and compared with the observations of western authorities in the middle ages (London 1876); Recherches archéologiques et historiques sur Pékin et ses environs. Traduction française par V. Colin de Plancy (Paris 1879). — Hirth, F.: Zur Kulturgeschichte der Chinesen. Vortrag (München 1898); Chinesische Studien (München 1890); China and the Roman Orient. Researches into their ancient and mediaeval relations as represented in old chinese records (München 1885); Über fremde Einflüsse in der chinesischen Kunst (München 1896). — Courant, M.: La cour de Pékin. Notes sur la constitution, la vie et le fonctionnement de cette cour (Paris 1891). — Reinaud, J. T.: Relation des voyages faits par les Arabes et les Persans dans l'Inde et la Chine, dans le 9ième siècle de l'Ère chrétienne; avec texte arabe (Paris 1845). — Moellendorff, O. F. v.: Die Große Mauer von China (Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Bd. XXXV, 1881). — Richard, L.: Comprehensive Geography of the Chinese Empire and dependencies, translated into English by M. Kenelly. S. J. T'usewei Press, Shanghai. — Morse, H. B.: The Trade and administration of the Chinese Empire (London). — Bell, H. F. M., und Woodhead, H. G. W.: The China Year Book 1912 (London).

Die Mandschu-Dynastie 1821 bis zur Gegenwart.

Pauthier, G.: Histoire des relations politiques de la Chine (Paris 1858). — Parker, E. H.:

Chinese Account of the Opium war (The Pajoda library I; Schanghai 1888); Chinese intercourse with foreign nations (The Pajoda library II; Schanghai 1890). — Loch, G. G.: Narrative of events in China (London o. J.). — Bellew, H. W.: Kashmir and Kashgar. A narrative of the Journey of the Embassy to Kashgar in 1873—74 (London 1875). — Anderson, J.: Mandalay to Momien. A narrative of two expeditions to Western China (London 1876). — Boulger, D. C.: The Life of Jakoob Beg (London 1878). — Bland, S. O. F., und Backhouse, E.: China under the Empress Dowager; Being the history of the life and times of Tse-hsi (London 1910).

Der Taiping-Aufstand und der französisch-englisch-chinesische Krieg von 1858 und 1860.

Fishbourne, Captain: Impressions of China and the present revolution, its progress and prospects (London 1855). — Wilson, A.: The ever victorious army. A history of the Chinese campaign under Lt Colonel Gordon and of the suppression of the Taiping rebellion (London 1868). — Maßmann, S.: General Gordon's private Diary on his exploits in China, amplified by M. (London 1885). — Medhurst, W. M.: Pamphlets issued by the Chinese Insurgents at Nan-king, to which is added a history of the Kwangsi Rebellion. Compiled by M. (Schanghai 1853). — Callery, J. M., und Yvan, M.: L'insurrection en Chine (Paris 1853). — Meadows, T. T.: The Chinese and their Rebellions (London 1856). — Mackie, J. M.: Life of Tai-ping Wang. Chief of the Chinese Insurrection (New York 1857). — Spielmann, C.: Die Taiping-Revolution in China, 1850—64. Nebst einem Überblick über Geschichte und Entwickelung Chinas. 2. Aufl. (Wiesbaden 1900). — Lay, W. T.: The Autobiography of the Chung Wang, translated from the Chinese (Schanghai 1885). — Grant, Sir H.: Incidents in the China war of 1860, compiled from his papers by Henry Knollys (Edinburg u. London 1875). — Swinhoe, R.: Narrative of the North China Campaign of 1860 containing personal experiences of Chinese character and of the moral and social condition of the country, together with a description of the interior of Peking. Illustriert (London 1861). — Walrond, T.: Letters and journals of James Earl of Elgin (London 1872). — Oliphant, L.: Lord Elgin's Mission to China and Japan (London und New York 1862). — Moges, Marquis de: L'Ambassade de Baron Gros en Chine et au Japon 1860 (Paris 1860). — Wolseley, G. J.: A narrative of the War with China 1860 (London 1862). — Loch, H. B.: Narrative of occurrences during Lord Elgins second Embassy to China (London 1869). — Cordier, H.: Histoire des relations de la Chine avec les puissances occidentales, 1860—1902. 3 Tle. (Paris).

Der Boxeraufstand.

Macdonald, Lady: Besieged in Peking (The Ladies Magazine; März 1901). — Giles, L.: Diary of the Boxer Riots and of the Siege of the legations in Peking. June 14th to August 14th 1900 (Christ College Magazine, 1901, Bd. XV, Nr. 45). — Bismarck, H.: Die Belagerung von Peking (Ostasiatische Rundschau I, 3, 1901). — Martin, W. A. P.: The siege in Peking. China against the World. By an eyewitness (Edinburg u. London 1900). — Hart, Sir R.: These from the land of Sinin. 2. Aufl. (London 1903). — Admiralstab der Kaiserlich Deutschen Marine: Die kaiserliche Marine während der Wirren in China (Berlin 1903). — Pontèves, J. de Ruffi de: Souvenirs de la colonne Seymour (Paris 1903). — Pélagot, Colonel de: Expédition de Chine de 1900 (Paris 1903). — Wegener, G.: Zur Kriegszeit durch China (Leipzig 1902). — Hooker, M.: Behind the scenes in Peking, being Experiences during the siege of the legations (London 1908). — Indiscreet letters from Peking, being the notes of an eye-witness which set forth in some detail, from day to day, the real story of the siege and sack of a distressed capital in 1900, the year of great tribulation. Edited by B. L. Putnam Weale (London 1900).

Soziologie.

Medhurst, W. H.: The Foreigner in Far Cathay (London 1872). — Smith, A.: Chinese Characteristics (Schanghai 1890); Village life in China. A study in Sociology. Illustriert (Edinburg 1900). — Simon, E. G.: La cité française par le lettré Fanta-gen (Paris 1890); La cité chinoise. 2. Aufl. (Paris 1886). — Tcheng-Ki-Tong: Les chinois peints par eux-mêmes (Paris 1844). — Giles, H. A.: Strange stories from a Chinese Studio. Translated and Annotated. 2 Bde. (London 1880); China and the Chinese (London und New York 1882). — der Ling, Princesse: Two years in the forbidden City (London 1912). — Kuhung ming: Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen. Kritische Aufsätze mit einem Vorwort von Alfons Paquet (Jena 1911). — Moellendorf, P. G. v.: The family law of the Chinese (Schanghai 1896). — Parker, E. H.: Comparative Chinese family law, reprinted from China Review (Hongkong 1879). — Franke, O.: Das Grundeigentum in China in ethischer und rechtlicher Bedeutung (Berlin 1904). — Faber, E.: The status of women in China (Schanghai 1889); The famous men of China (Schanghai 1889); Famous women of China (Schanghai 1890). — Staunton, G. T.: The Tsing Leu Loo, being the

fundamental laws etc. of the penal code of China (London 1810). — Doolittle: Social life of the Chinese (Schanghai o. J.). — Chavannes, E.: La sculpture sur pierre en Chine au temps des deux dynasties Han (Paris 1893). — d'Hervey de St. Denys: Œuvres de Ma-touan-lin. Ethnographie des peuples étrangers (Paris o. J.). — Dyer-Ball, J.: Things Chinese, or, notes connected with China. 4. Aufl. (London 1904). — Münsterberg, O.: Chinesische Kunstgeschichte. 2 Bde. (Eßlingen am Neckar 1911). — Brandt, M. O.: Der Chinese in der Öffentlichkeit und in der Familie. Wie er sich selbst sieht und schildert. In 82 Zeichnungen nach chinesischen Originalen (Berlin 1912).

Religion.

Julien, St.: Le livre des récompenses et des peines. Accompagné de 400 légendes, anecdotes et histoires, qui font connaître les doctrines, les croyances et les mœurs de la secte des Tao-sse, traduit du Chinois (Paris und London 1835); Lao-tseu, Tao te king. Le livre de la voie et de la vertu composé dans le VIe siècle avant l'ère chrétienne par le philosophe Lao-tseu. Traduit en français (Paris 1842); Histoire de la vie de Hiouen-tsang et de ses voyages. Voyages des pélérins bouddhistes. Traduit du Chinois (Paris 1852). — Biot, E.: Le Tcheou-li ou Rites des Tcheau, traduit du Chinois (Paris 1851). — Callery, J. M.: Li Ki ou Mémorial des Rites, traduit pour la première fois du Chinois et accompagné de notes, de commentaires et du texte original (Turin und Paris 1853). — Legge, J.: The religions of China. Confucianism and Taoism described and compared with Christianity (London 1880); A record of buddhistic kingdoms, being an account by the Chinese Monk Fahien (a. D. 399—414) in search of the buddhist books of discipline. Translated and annotated with a corean revision of the chinese text (Oxford 1886). — The Sacred Books of the East (Oxford): Bd. III (J. Legge): The sacred books of China. The texts of Confucianism. Teil 1: The Shiking. The religious portions of the Shiking. The Hsiao-king (1879); Bd. XVI, Teil 2 (J. Legge): The Yiking (1882); Bd. XIX (S. Beal): The Fo-Sho-Hing-Tsan-King. A life of Buddha, by Asvaghosha Bodhisattva. Translated from Sanscrit into Chinese by Dharmaraksha a. D. 420 and from the Chinese into English (1883); Bd. XXVII und XXVIII, Teil 3 und 4 (J. Legge): The Liki (1885); Bd. XXXIX und XL (J. Legge): The texts of Taoism. Teil 1: The Tâo teh king. The writings of Kwangsze, books 1—17; Teil 2: books 18—33. The Thâi shang tractate of actions and their retributions (1891). — Legge, J.: The Chinese Classics, translated into english with preliminary essays and explanatory notes. Revised and reproduced from the author's work containing the original text. I. The life and teachings of Confucius. 5. Aufl. (London 1877); II. The life and works of Mencius (London 1875); III. The She-king or the Book of ancient poetry, translated into english verse (London 1876). — Faber, E.: Lehrbegriffe des Confucius (Hongkong 1872); Introduction to the Science of Chinese Religion. A critique of Max Müller and other authors (Hongkong 1880); Die Grundgedanken des alten chinesischen Sozialismus oder Lehren des Philosophen Mine, zum ersten Male vollständig aus den Quellen dargelegt (Elberfeld und London 1877); Eine Staatslehre auf ethischer Grundlage oder Lehrbegriff des chinesischen Philosophen Mencius. Aus dem Urtext übersetzt, in systematische Ordnung gebracht und mit Anmerkungen und Einleitungen versehen (Elberfeld und London 1877); Der Naturalismus bei den alten Chinesen, sowohl nach der Seite des Pantheismus als des Sozialismus oder die sämtlichen Werke des Philosophen Licius, zum ersten Male vollständig übersetzt und erklärt (Elberfeld 1877). — Strauß und Torney, V. v.: Shi-king, das kanonische Liederbuch der Chinesen. Aus dem Chinesischen übersetzt und erklärt (Heidelberg 1880); Lao-tses Tao te king. Aus dem Chinesischen ins Deutsche übertragen, eingeleitet und kommentiert (Leipzig 1870). — Harlez, C. de: I-li, Cérémonial de la Chine antique avec des extraits des meilleurs commentaires, traduit pour la première fois (Paris 1890); Les Religions de la Chine (Leipzig 1891). — Eitel, E. J.: Buddishm, its historical, theoretical and popular aspects. 3. Aufl. (Schanghai und Hongkong 1871; bekannter unter seinem Nebentitel „Three lectures on Buddhism"); Handbook for the Student of Chinese Buddhism (Hongkong 1870); Fengshui, or, the Rudiments of natural science in China (London 1873). — Milne, W.: The sacred edict, containing sixteen Maxims of the Emperor Kang-Hi, amplified by his son, the Emperor Yoong-Ching, together with a paraphrase on the whole by a Mandarin. Translated from the Chinese Original and illustrated with notes. 2. Aufl. (Schanghai 1870). — Beal, S.: Buddhism in China (London 1884). — Edkins, J.: Chinese Buddhism. A volume of sketches, historical and critical (London 1880). — Plath, J. H.: Die Religion und der Kultus der alten Chinesen. 2 Bde. (München 1862). — Brandt, M. v.: Die chinesische Philosophie und der Staats-Confucianismus (Stuttgart 1898). — Beal, S.: Travels of Fah-hian and Sung-Yun, Buddhist Pilgrims from China to India (a. D. 400—518; London o. J.). — Edkins, J.:

Ancient symbolism among the Chinese (London 1889). — Grube, W.: Die klassische Literatur der Chinesen (Berlin 1901).

Das Christentum in China.

Huc, E. R.: Le Christianisme en Chine, en Tartarie et en Tibet. 4 Bde. (Paris 1857). — Memorandum on Christian missions addressed by the Chinese Government to the treaty powers 1871 (Tientsin 1892). — Missionaries in China by a candid friend (A. Michie) (Tientsin 1891). — Michie, A.: China and Christianity (Tientsin o. J.). — Les missions catholiques en Chine et le protectorat de la France (Revue des Deux Mondes, 15. Dezember 1886). — Alcock, S. R.: France, China and the Vatican (The Nineteenth Century, November 1886). — Cariati, Prince di: La question des missions catholiques en Chine. Extrait de la Revue Internationale, XX, 2 (Rom 1888). — Legge, J.: Christianity in China. Nestorianism, Roman Catholicism, Protestantism (London 1888); Der Kaiserlich Deutsche Schutz der katholischen Missionen in China (Wien 1891). — Brandt, M. v.: Zur Missionarfrage in China (Deutsche Revue, Oktober 1900). — Reid, G.: The Ethics of loot (The Forum, Juli 1901). — Greenwood, F.: The Missionaries and the Empire. An appeal to the Missionary societies (The Nineteenth Century, Juli 1901). — The anti-foreign riots in China in 1891. With an appendix (Schanghai 1892). — Li Shao yang: A Chinese appeal to Christendom concerning Christian Missions (London 1911). — Wolferstan, R. B., S. J.: The catholic Church in China (London und Edinburg 1909). —

2. Japan. (S. 161—211.)

Geschichte, Geographie, Land und Leute.

Valentyn: Beshryving von onzen Handel in Japan (Dordrecht und Amsterdam 1726). — Titsing, J.: Nipon o dai itzi ran ou Annales des Empereurs du Japon, traduits par J. T., accompagné de notes et précédé d'un aperçu de l'histoire mythologique du Japon, par M. J. Klaproth (Paris 1834). — Kämpfer, E.: Amoenitatum exoticarum politico-physico-medicarum fasciculi V, quibus continentur variae relationes, observationes et descriptiones rerum persicarum et ulterioris Asiae, multa attentione in perigrinationibus per universum orientem collectae ab autore E. K. (Lemgo 1712); Geschichte und Beschreibung von Japan. Aus den Originalhandschriften des Verfassers herausgegeben von Ch. W. Dohm, mit Kupfern und Karten. 2 Bde. (Lemgo 1777; zuerst in London 1725 englisch erschienen). — Thunberg, K. P.: Reise durch einen Teil von Europa, Afrika und Asien 1770—79. 2 Bde. (Berlin 1792—94). — Chamberlain, B. H.: Allerlei Japanisches. Notizen über verschiedene japanische Gegenstände für Reisende und andere. Übersetzt von Bernhard Kellermann (Berlin 1912). — Papinot, E.: Historical and Geographical Dictionary of Japan (London 1909). — Longford, J. H.: Japan of the Japanese (Countries and peoples Series) (London 1911); The story of old Japan (London 1910). — Siebold, Ph. F. v.: Nippon. Archiv zur Beschreibung von Japan und dessen Neben- und Schutzländern, Jezo mit den südlichen Kurilen, Krafto Kooraï und den Liu-kiu-Inseln. Nach japanischen und europäischen Schriften und eigenen Beobachtungen bearbeitet. Illustriert. 3 Bde. (Leiden 1832; stark abgekürzt in 2 Bdn.; Würzburg 1896—97). — Nachod, O.: Die Beziehungen der Niederländisch-Ostindischen Kompanie mit Japan (Leipzig 1897). — Narrative of the Expedition of an american Squadron to the China Seas and Japan, 1852—54. 3 Bde. (Washington 1856). — Alcock, R.: The Capital of the Tycoon. A narrative of a three years residence in Japan. 2 Bde. (New York 1877; zuerst in größerer Ausgabe London 1863). — Die preußische Expedition nach Ostasien. Nach amtlichen Quellen. 4 Bde. (Berlin 1864—73). — Eulenburg-Hertefeld, Ph. Fürst zu: Ostasien, 1860—62, in Briefen des Grafen Fritz zu Eulenburg (Berlin 1900). — Adams, F. O.: The History of Japan (1853—71), 2 Bde. (London 1875). — Black, J. R.: Young Japan. Yokohama and Yedo. A narrative of the settlement and the city from the signing of the treaties in 1858 to the close of the year 1879, with a glance at the progress of Japan during a period of 21 years. 2 Bde. (London und Yokohama 1880). — Griffis, W. E.: The Mikados Empire. Book I. History of Japan, from 600 B. C. to 1872 A. D. Book II. Personal experiences, observations and studies in Japan 1870—1874 (New York 1876). — Rein, J. J.: Japan nach Studien und Reisen, im Auftrage der königlich preußischen Regierung zusammengestellt. 2 Bde. (Leipzig 1881 u. 1886. Bd. I in 2. Aufl. neu bearbeitet, Leipzig 1902). — Exner, A. H.: Japan. Skizzen von Land und Leuten mit besonderer Berücksichtigung kommerzieller Verhältnisse. Illustriert (Leipzig 1891). — Takenob, J., und Kawakami, K.: Japan Year Book (Tokio 1911). — Kellermann, B.: Ein Spaziergang in Japan (Berlin 1910). — Norman, H.: The real Japan. Studies of temporary japanese manners and politics. Illustrated (London 1902). — Lane-Poole, St., und Dickins, F. V.: The life of Sir Harry Parkes. Sometimes H. M.'s Minister to China and Japan. 2 Bde. (London u. New York 1894). — Michie, A.: The Englishman in China during the Victorian Era as

illustrated in the Career of Sir Rutherford Alcock, many years Consul and Minister in China and Japan. With illustrations and Maps. 2 Bde. (London 1900). — Brandt, M. v.: Dreiunddreißig Jahre in Ostasien. 3 Bde. (Leipzig 1901). — Fischer, A.: Bilder aus Japan. Illustriert (Berlin 1897); Streifzüge durch Formosa. Illustriert (Berlin 1900). — Davidson, J. W.: The Island of Formosa, past and present. History, people, resources and commercial prospects (London o. J.). — Satow, E. M., und Hawes, G. S.: Handbook for travellers in Central and Northern Japan (Yokohama 1899). — Brinkley, F.: Japan and China. Their history, art and literature. Illustrated. 12 Bde. (London und Edinburg 1903—04). — Chamberlain, B. H.: Treaties and conventions concluded between the Empire of Japan and foreign nations, together with regulations and communications 1854—1874 (Tokio 1874); Cabinet Impérial. Bureau général de statistique. Résumé statistique de l'Empire du Japon (Tokio 1887 ff.).

Der Krieg gegen China 1894/95.

(S. 219—220.)

Kunowski, v., und Fretzdorff: Der Japanisch-chinesische Krieg 1894—1895. 2 Tle. (Leipzig 1895). — Müller, v.: Der Krieg zwischen China und Japan 1894—1895. Mit Skizzen und Karten. 3 Tle. (Berlin 1895). — Du Boulay: An Epitome of the China-japanese war 1894—1895. Compiled in the intelligence division of the war office (London 1896); Documentary History of the peace negotiations between China and Japan. March-April 1895. With text of the treaty of peace. Officially revised (Tientsin 1895); History of the peace negotiations, documentary and verbal, between China and Japan. March-April 1895. With text of the treaty of peace and portrait of the Vice Roy Li Hung chang. Reprinted from the Peking and Tientsin Times (Tientsin 1895). — Yukichi Inouye: The Japan-China War. Illustriert. 3 Bde. (Yokohama 1894—95) — Richthofen, F. v.: Der Friede von Shimonoseki in seinen geographischen Beziehungen (Berlin 1895).

Der russisch-japanische Krieg.

(S. 230—235.)

McCaul, Miß E.: Cassel's History of the Russo-japanese war (London 1904). — Kinkodo Co: The Russo-japanese War fully illustrated (London 1904 bis 1905). — Weale, B. L. P.: Manchu and Muscovite. Being letters from Manchuria written during the autumn of 1903 (London 1904). — Der Russisch-Japanische Krieg. Amtliche Darstellung des Russischen Generalstabs. Deutsche, vom Russ. Kriegsministerium autorisierte Ausgabe von Freiherr von Tettow, Oberstlt. a. D. (Berlin 1911). — Weale, P. L. P.: The coming struggle in Eastern Asia (London 1908); The reshaping of the Far East (London 1905); The truce in the East and its aftermath (London).

Die Entwickelung Japans.

Asiaticus (P. Kempermann): Die staatliche und soziale Entwickelung Japans in den letzten zehn Jahren (1868—78) (Die Gegenwart, 1878). — Japanese Department of education. An outline history of japanese education prepared for the Philadelphia International exhibition, 1876 (New York 1876). — The Constitution of Japan with the laws appertaining thereto and the Imperial Oath and speech (Yokohama 1889). — Polder, L. van de: La Pairie Japonaise (Yokohama 1885). — Ikeda Chugoro: Some Japanese Statesmen. Translations from Biographical sketches of the members of the present cabinet (Yokohama 1887). — Satow, E. M.: Kinse Shiriaku. A history of Japan from 1853 to 1869. Translated from the Japanese (Yokohama 1873). — Courant, M.: Okoubo (Paris 1904). — Okubo, T.: Die Entwicklungsgeschichte der Territorialverfassung und der Selbstverwaltung Japans in politischer und insbesondere wirtschaftlicher Beziehung (Halle a. S. 1894). — Fukuda, T.: Die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung in Japan (Sonderabdruck aus den Münchener Volkswirtschaftlichen Studien; Stuttgart 1900); Rundschau am politischen Horizont Ostasiens von Juli 1898 bis September 1900 (Berlin 1900). — Siebold, A. v.: Der Eintritt Japans in das Europäische Völkerrecht (Sonderabdruck aus „Ostasien"; Berlin 1900). — Kinza Riugé: Japan wie es wirklich ist. Deutsch von Klittke. 2. Aufl. (Leipzig o. J.). — Nobushige Hozumi: Der Einfluß des Ahnenkultus auf das japanische Recht. Aus dem Englischen übersetzt von P. Brunn (Berlin 1901). — Goto, R.: Die japanische Seeschiffahrt (aus den Rechts- und Staatswissenschaftlichen Studien; Berlin 1902). — Takaoka, K.: Die innere Kolonisation Japans (aus den Staats- und sozialwissenschaftlichen Forschungen; Leipzig 1904). — Brandt, M. v.: Die eingeborene Tagespresse in Japan und ihre Vorläufer (Cosmopolis, November 1897). — Tébla, J.: Le Journalisme japonais (La Revue, 15. Februar und 1. März 1901). — Franke, O.: Japans asiatische Bestrebungen (Deutsche Rundschau, August 1903). — Ikeda, R.: Die Hauserbfolge in Japan unter Berücksichtigung der allgemeinen japanischen Kultur und Rechtsentwickelung (Berlin 1903). — Yamawaki, H.: Japan in the beginning of the 20th Century (Tokio o. J.). — Okakura, K.: The ideals of the East (London o. J.). — Dumolard, H.: Le Japon politique, économique

et social (Paris 1903). — Weulersse, G.: Le Japon d'aujourd'hui. Études sociales (Paris 1904). — Munzinger, K.: Japan und die Japaner (Stuttgart 1904). — Nippold, A.: Die Entwicklung Japans in den letzten funfzig Jahren (Bern 1904). — Unser Vaterland Japan. Herausgegeben von A. Stead (Leipzig 1904). — Rathgen, K.: Japans Volkswirtschaft und Staatshaushalt (Leipzig 1891); Die Japaner und ihre wirtschaftliche Entwicklung (Leipzig 1905). — Porter, R. G.: Commerce and industries of Japan (Philadelphia 1896). — Kawakami, K. K.: The political ideas of modern Japan (Bulletin of the State University of Iowa, April 1903).

Kulturhistorisches, Volkskunde und Literatur.

Hearn, L.: Glimpses of unfamiliar Japan. 2 Bde. (Boston und New York 1894); Kokoro (Boston und New York 1896); Gleanings from Buddha fields. Studies of hand and soul in the Far East (Boston u. New York 1897); Japan, an attempt at interpretation (New York u. London 1904). — Freeman-Mitford, A. B.: Tales of Old Japan. Illustrated (London 1874). — T. A. F.: Our Neighbourhood, or Sketches in the suburbs of Yedo (Yokohama 1874). — McClatchie, Th. R. H.: Japanese plays. Versified. With illustrations (Yokohama 1879). — Chamberlain, B. H.: The classical poetry of the Japanese (London 1880). — Florenz, K.: Dichtergrüße aus dem Osten. Japanische Dichtungen, übertragen von F. (Leipzig u. Tokio 1899); Japanische Dramen. Terakoya und Asagao, übertragen von F. (Leipzig u. Tokio 1900). — Aston, W. G.: A history of Japanese literature (Short histories of the literatures of the world, VI; London 1899). — Okasaki, T.: Geschichte der japanischen Nationalliteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart (Leipzig 1899). — Florenz, K.: Geschichte der Japanischen Literatur (Die Literaturen des Ostens in Einzeldarstellungen, X; Leipzig 1905).

Religion.

Pagès, L.: Histoire de la religion chrétienne au Japon. Depuis 1596 jusqu'à 1651, comprenant les faits relatifs aux deux cent cinq martyrs béatifiés le 7 Juillet 1867. 2 Bde. (Paris 1869). — Haas, H.: Geschichte des Christentums in Japan. 2 Bde. (Tokio 1902 u. 1904). — Ritter, H.: Dreißig Jahre protestantischer Mission in Japan (Berlin 1890). — Fujishima, Ryaon: L'état actuel du Bouddhisme japonais (Annales du Musée Guimet. XLIII, 2; Paris 1901). — Tschikadzumi, J.: Coup d'œil sur l'histoire du Bouddhisme au Japon au point de vue de la philosophie de l'histoire (daselbst).

3. Korea. (S. 211—219.)

Klaproth, J.: San Kokf tsou ran to sets ou Aperçu général des trois royaumes, traduit de l'original japonais-chinois, accompagné de 5 cartes (Paris 1832). — Dallet, Ch.: Histoire de l'Église de Corée, précédée d'une introduction sur l'histoire, les institutions, la langue, les mœurs et coutumes coréennes, avec carte et planches. 2 Bde. (Paris 1874). — Oppert, E.: A forbidden land. Voyages to the Korea (London 1880). Deutsch: Ein verschlossenes Land. Reisen nach Korea (Berlin 1880). — Griffis, W. E.: Corea, the hermit nation (New York 1882). — Rockhill, W. W.: China's intercourse with Korea from the XVth Century to 1895 (London 1905). — Launay, A.: Les Missionnaires français en Corée (Paris 1895). — Madrolle: Chine du Nord et de l'Ouest, Corée, le Transsibirien (Paris 1904). — Vautier, E., und Frandin, H.: En Corée (Paris 1904). — Fenwick, M. C.: The Church of Christ in Corea (London 1911). — Longford, J. H.: The Story of Korea (London 1911).

III. Hochasien und Sibirien. (S. 242—350.)

1. Allgemeines. Urzeit und geschichtliche Anfänge Hochasiens.

Humboldt, A. v.: Asie centrale. 3 Bde. (Paris 1843). — Mac Gregor: Central Asia (Kalkutta 871). — Dutreuil de Rhins: L'Asie centrale Paris (1889). — Dunmore: The Pamirs. 2. Ausg., 2 Bde. (London 1893). — Grigorjew: Die Nomaden als Nachbarn und Eroberer zivilisierter Staaten (Petersburg 1875, russisch). — Bruhns: Definition des Hordenvölkerbegriffs (Leipzig 1899). — Giraud: Les origines de la soie, son histoire chez les peuples de l'Orient (Paris 1883). — Yoshida: Die Entwicklung des Seidenhandels und der Seidenindustrie bis zum Ausgang des Mittelalters (Heidelberg 1895). — v. Schwarz: Alexander des Großen Feldzüge in Turkestan (München 1893). — Radloff: Atlas der Altertümer der Mongolei (Petersburg 1893—96).

2. Hochasien seit dem Entstehen mongolischer Nomadenstämme.

de Guignes: Histoire générale des Huns. 3 Bde. (Paris 1756—58). — Wylie: History of the Heungnov (London 1874). — Ujfalvy: Sur le berceau du peuple magyar (Paris 1874). — Vambery: Der

Ursprung der Magyaren (Leipzig 1882). — Vambery: Uigurische Sprachmonumente (Innsbruck 1870). — Schott: Zur Uigurenfrage. 2 Bde. (Berlin 1874—76). — de Tott: Mémoires sur les Turcs et les Tartares. 4 Bde. (Amsterdam 1784). — Radloff: Ethnographische Übersicht der Türkstämme Sibiriens und der Mongolei (Leipzig 1883). — Vambery: Das Türkenvolk (Leipzig 1885). — Radloff: Ethnographische Übersicht der Türkstämme des südlichen Sibiriens und der Dsungarei (Tomsk 1888, russisch); Die alttürkischen Inschriften der Mongolei. 3 Bde. (Petersburg 1894—99). — Aristow: Bemerkungen über die ethnographischen Bestandteile der türkischen Stämme (Petersburg 1897, russisch). — Chavannes: Documents sur les Tou-Kine (Turcs) occidentaux (Petersburg 1903). — Franke: Beiträge aus chinesischen Quellen zur Kenntnis der Türkvölker (Berlin 1904). — Schott: Die echten Kirgisen (Berlin 1864).

Schlagintweit, E.: Buddhismus in Tibet (Leipzig 1863). — Huth: Geschichte des Buddhismus in der Mongolei. 2 Bde. (Straßburg 1892—96). — Waddell: The Buddhism of Tibet (London 1895). — Grünwedel: Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei (Leipzig 1900); Geschichte des Buddhismus in Indien (Berlin u. Leipzig 1900); Archäologische Ergebnisse der dritten Turfan-Expedition (Ztschr. f. Ethnologie 1909). — v. Lecoq: Reisen und Arbeiten in Zentral-Turkistan (Ztschr. f. Ethnologie 1907). — Stein, M. A.: Forschungsreisen in Zentralasien 1906—1908 (Wiener Geograph. Gesellschaft 1909). — Barthold: Zur Geschichte des Christentums in Mittelasien bis zur mongolischen Eroberung (Tübingen 1901). — Dabry de Thiersant: Le Mohamédanisme en Chine et dans le Turkestan, oriental. 2 Bde. (Paris 1878). — Lane-Poole: The Mohammadan dynasties (London 1894).

3. Hochasien von der Mongolenzeit bis zur Gegenwart.

Abulgasi Bayadur-Chan: Histoire généalogique des Tartares (Leiden 1726). — Pallas: Sammlungen historischer Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften. 2 Bde. (Petersburg 1776—1801). — Hüllmann: Geschichte der Mongolen bis 1206 (Berlin 1796). — Mouradjee d'Ohsson: Histoire des Mongols. 2 Bde. (La Haye 1834—35). — Howorth: History of the Mongols. 4 Bde. (London 1876—88). — Bachfeld: Die Mongolen in Polen, Schlesien, Böhmen und Mähren (Innsbruck 1889). — Strakosch-Graßmann: Der Einfall der Mongolen in Mitteleuropa 1241 und 1242 (Innsbruck 1893). — Prinz Bonaparte: Documents de l'époque mongole (Paris 1895). — Parker, E. H.: A thousand years of the Tartars (London 1895). — Iwanowski: Die Mongolen. Ethnographische Skizze (Leipzig 1895). — Barthold: Turkestan im Zeitalter des Mongoleneinfalls. 2 Bde. (Petersburg 1900, russisch). — Lemke: Die Reisen des Venezianers Marco Polo im 13. Jahrhundert (Hamburg 1907). — Petis de la Croix: Istoria del Gran Genghizcan, primo imperadore degli Mongoli e Tartari (Venedig 1737). — Schmidt, J.: Forschungen im Gebiete der älteren Bildungsgeschichte der Mongolen und Tibeter (Petersburg 1824). — v. Erdmann: Temudschin der Unerschütterliche (Leipzig 1862). — Douglas: Life of Jenghis-Chan (London 1877). — Cherefed din Ali: Histoire de Timur-Bec. 4 Bde. (Paris 1722). — Capus: A travers le royaume de Tamerlan (Paris 1892). — v. Hammer-Purgstall: Geschichte der Goldenen Horde in Kiptschak (Pest 1840). — Schlagintweit, E.: Die Könige in Tibet (München 1866). — Hedin: Durch Asiens Wüsten. 2 Bde. (Leipzig 1899). — Deasy: In Tibet and Chinese Turkestan (London 1901). — Sarat Chandra Das: Journey to Lhasa and Central Tibet. 2. Ausg. (London 1902). — Hedin: Im Herzen von Asien. 2 Bde. (Leipzig 1903). — Wegener: Tibet und die englische Expedition (Halle 1904). — Grenard: Le Tibet (Paris 1904). — Landon: Lhasa. 2 Bde. (London 1905). — Waddell: Lhasa and its mysteries (London 1905). — Filchner: Das Kloster Kumbum in Tibet (Berlin 1906). — Francke: A history of western Tibet (London 1907). — Markham: Aus dem Lande der lebenden Buddhas (Hamburg 1909). — Hedin: Transhimalaja. 2 Bde. (Leipzig 1909). — v. Hammer-Purgstall: Geschichte der Ilchane. 2 Bde. (Darmstadt 1843). — Kuropatkin: Kashgaria (London 1883). — Lansdell: Chinese Central-Asia. 2 Bde. (London 1893). — Church: Chinese Turkestan (London 1901). — Stein: Sand-buried ruins of Khotan (London 1903). — Pumpelly: Explorations in Turkestan (Washington 1905—08). — Stein: Ancient Khotan. Detailed report of archeological explorations in Chinese Turkestan (Oxford 1907); Ruins of Desert Cathay. 2 Bde. (London 1912). — Hartmann: Chinesisch-Turkestan (Halle 1908). — Schuyler: Turkestan. 2 Bde. (London 1876). — Weil: La Tourkménie et les Tourkmènes (Paris 1880). — L'expédition du général Skobeleff contre les Tourkmenes (Paris 1881). — Lansdell: Russian Central Asia (London 1885). — Abul-Ghazi Behadur-Chan: Genealogie der Turkmenen (Aschabad 1897, russisch). — v. Schubert-Soldern: Die Baudenkmale von Samarkand (Wien 1898). — Skrine und Roß: The heart of Asia: a history of Russian Turkestan and

the Central Asian khanates (London 1899); Russisch-Turkestan (Taschkent 1899, russisch). — v. Schwarz: Turkestan, die Wiege der indogermanischen Völker (Freiburg 1900). — Krafft: A travers le Turkestan russe (Paris 1902). — Abasa: Die Eroberung von Turkestan (Petersburg 1902, russisch). — Rohrbach: Die russische Weltmacht in Mittel- und Westasien (Leipzig 1904). — Anginieur: En Asie centrale (Paris 1904); Les Mosquées de Samarkande publ. par la Commission Impériale Russe archéologique (Petersburg 1905). — Lerch: Khiva (Petersburg 1873). — Schmidt, E.: Die Expedition gegen Chiwa (Petersburg 1874). — Burnaby: A ride to Khiva (London 1877). — Vambery: Geschichte Bocharas (Stuttgart 1872). — v. Schubert-Soldern: Bochara. Architektonische Reiseskizzen (Wien 1899).

4. Sibirien und das asiatische Rußland.

Atkinson: Oriental and Western Sibiria (London 1857). — Slowzow: Historische Übersicht Sibiriens (Petersburg 1886, russisch). — Rußland in Asien. Bd. 1—10 (Leipzig u. Berlin 1898—1909): Krahmer: Das transkaspische Gebiet (1905 [Bd. I]); Rußland in Mittelasien (1898 [Bd. II]); Sibirien und die große sibirische Eisenbahn (2. Aufl. 1900 [Bd. III]); Rußland in Ostasien (1899 [Bd. IV]); Das nordöstliche Küstengebiet (1902 [Bd. V]); Die Beziehungen Rußlands zu Persien (1903 [Bd. VI]); Die Beziehungen Rußlands zu Japan (1904 [Bd. VII]); v. Zepelin: Der ferne Osten (1907—1908 [Bd. VIII, IX]). Grulew: Das Ringen Rußlands und Englands in Mittelasien (1909 [Bd. X]). — Wirth: Geschichte Sibiriens und der Mandschurei (Bonn 1899). — York v. Wartenburg: Das Vordringen der russischen Macht in Asien (Berlin 1900). — Skrine: The expansion of Russia, 1875—1900. 2. Ausg. (Cambridge 1901). — Wright: Asiatic Russia (London 1903). — Shoemaker: Great Siberian railway (London 1903). — Krieger: Die ersten hundert Jahre russisch-chinesischer Politik (Berlin 1904). — Hiekisch: Die Tungusen (Dorpat 1882). — Sjeroschewki: Die Jakuten (Petersburg 1896, russisch). — Bergmann: Nomadische Streifereien unter den Kalmüken. 4 Bde. (Riga 1804—05). — Lesur: Histoire des Cosaques. 2 Bde. (Paris 1814). — Nieffel: Les Cosaques (Paris 1898). — Histoire de Kamtschatka, des isles Kurilski et des contrées voisines. 2 Bde. (Lyon 1767). — Andree: Das Amurgebiet (Leipzig 1876). — Plath: Die Völker der Mandschurei. 2 Bde. (Göttingen 1830—31). — Hosie: Manchuria (London 1904). — Wigham: Manchuria and Korea (London 1904).

IV. Indien. (S. 351—530.)

1. Die Natur Vorderindiens.

Elliot, H. M.: Memoirs of the history, folklore and distribution of the races of the northwestern provinces of India. 2 Bde. 2. Aufl., hrsg. von J. Beames (London 1869). — Grierson, G. A.: Linguistic survey of India. Erschienen sind die Bände II, III, 2. 3, V, 1. 2 und VI (Kalkutta 1903—04). — Mayr, G. v.: Die Bevölkerung Britisch-Indiens nach dem Zensus von 1901 (Der Orient, hrsg. von H. Grothe, Heft 5; Halle 1906).

2. Die Geschichte Vorderindiens.

A. Das indische Altertum.

(a—c)

Indien und Iran. Katalog Nr. 9 von R. Haupt (Halle a. d. S. 1906). — Grundriß der indo-arischen Philologie, Straßburg 1896 ff. (noch nicht abgeschlossen). — Cunningham, A.: Archaeological survey of India. 23 Bde. (Kalkutta 1871 ff.; Index 1887). — Hirt, H.: Die Indogermanen. 2 Bde. (Straßburg 1905—07). — Pictet, A.: Les origines indo-européennes. 2 Bde. (Paris 1859—63). — Ratzel, F.: Die geographische Methode in der Frage nach der Heimat der Indogermanen (Kleine Schriften, Bd. II; München 1906). — Schmidt, J.: Die Urheimat der Indogermanen (Berlin 1890). — Schrader, O.: Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde (Straßburg i. E. 1901); Sprachvergleichung und Urgeschichte. 3. Aufl. (Jena 1906). — Duncker, M.: Geschichte des Altertums. Bd. I—VII in 5. Aufl., neue Folge Bd. I u. II; Bd. III: Indien (1879), Bd. IV: Iran (1880), Bd. V—VII: Griechenland (Leipzig 1878—86). — Deussen, Allgemeine Geschichte der Philosophie, Bd. I (Leipzig 1894—99). — Fick, Die soziale Gliederung im nordöstlichen Indien zu Buddhas Zeit (Kiel 1897). — Hillebrandt, A.: Altindien und die Kultur des Ostens (Breslau 1901). — Lassen, Ch.: Indische Altertumskunde. Bd. I—IV (Bonn u. Leipzig 1847—61; Bd. I u. II in 2. Aufl. 1867 u. 1874). — Lefmann, S.: Geschichte des alten Indiens (Berlin 1890). — Müller, F. M.: Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung (Leipzig 1884). — Oldenberg, H.: Aus Indien und Iran (Berlin 1899); Die Religion des Veda (Berlin 1894).

d) Der Buddhismus in Indien.

Cunningham, A.: Ancient geography of India. Bd. I (Kalkutta 1871). — Grünwedel, A.:

Buddhistische Kunst in Indien. 2. Aufl. (Berlin 1900); Buddhistische Studien (Veröffentlichungen des k. Museums für Völkerkunde, Bd. V; Berlin 1897). — Kern, H.: Der Buddhismus und seine Geschichte in Indien. Deutsch von H. Jacobi. 2 Bde. (Leipzig 1882—84). — Oldenberg, H.: Buddha. 4. Aufl. (Stuttgart 1903). — Pischel, R.: Leben und Lehre des Buddha (Leipzig 1906). — Smith, V. A.: The early history of India, from 600 b. C. to the Muhammedan Conquest, including the invasion of Alexander the Great (Oxford 1904). — Wheeler, J. T.: History of India. 4 Bde. (London 1868—81).

c) Die Zeit vom Zug Alexanders d. Gr. bis zum Eindringen des Islam.

Hertzberg, G.: Die asiatischen Feldzüge Alexanders d. Gr. 2 Bde. (Halle 1863—64). — Elphinstone, M.: A history of India: the Hindoo and Muhammedan periods. 9. Aufl. (London 1905). — Hardy, E.: König Asoka (Mainz 1902). — Smith, V. A.: Asoka, the Buddhist Emperor of India (Rulers of India; Oxford 1901).

B. Das mohammedanische Zeitalter Indiens.

Elliot, H. M.: Biographical index to the historians of Muhammedan India (General histories, Bd. I; London 1849); The history of India, as told by its own historians. The Muhammedan period. 8 Bde. (London 1867—77). — Gentil, Colonel: Mémoires sur l'Indoustan ou l'Empire Mogol (Paris 1822). — Kennedy, P.: A History of the Great Moghuls I. (London 1905). — Lane-Poole, St.: Mediaeval India under mohammadan rule 712—1764 (London 1903). — Noer, F. A. v.: Kaiser Akbar. Ein Versuch über die Geschichte Indiens im 16. Jahrhundert. 2 Bde. (Leiden 1881—85). — McAuliffe, R. P.: The Nizam: origin and future of Hyderabad state (London 1904). — Garbe: Kaiser Akbar von Indien (Tübingen 1909).

C. Die Erschließung Indiens durch die Europäer.

Buckland, C. E.: Dictionary of Indian Biography (London 1905). — Bose, P. N.: History of Hindu civilisation during British rule. 4 Bde. (London 1896 ff.). — Elphinstone, M.: The rise of the British power in the East (London 1887). — Forrest, G. W.: British India, 1603—1858 (Cambridge 1901). — Hunter, W. W.: History of British India. 2 Bde. (London 1899—1900). — Neumann, K. F.: Geschichte des englischen Reiches in Asien. 2 Bde. (Leipzig 1857). — Michaud, J. F.: Histoire des progrès et de la chute de l'empire de Mysore. 2 Bde. (Paris 1801). — Sprengel, M. C.: Hyder Alu und Tippo Saheb (Halle 1801). — Noti, S. (S. J.): Das Fürstentum Sardhana. Geschichte eines deutschen Abenteurers und einer indischen Herrscherin (Freiburg i. B. 1906). — Boulger, D. C.: India in the 19th century (London 1901). — Cotton, H. E. A.: The century in India 1800—1900 (London 1901). — Cotton, J. S.: Elphinstone and the making of Southwestern India (London 1892). — Lee-Warner, W.: The life of Marquis of Dalhousie. 2 Bde. (London 1904). — Kaye, J. W., und Malleson, G. B.: History of the Indian Mutiny. Neue Ausgabe. 6 Bde. (London 1897). — Cotton, H. J. St.: New India, or, India in transition. 2. Ausg. (London 1904). — Piriou, E.: L'Inde contemporaine et le mouvement national (Paris 1905). — Nazelle, Marquis de: Dupleix et la défense de Pondicherry 1748 (Paris 1908).

3. Ceylon.

Geiger, W.: Ceylon (Wiesbaden 1897). — Cave, H. W.: The ruined cities of Ceylon (London 1897; deutsch von Gräfin Zech, Berlin 1901). — Geiger, W.: Dīpavaṃsa und Mahāvaṃsa und die geschichtliche Überlieferung in Ceylon (Leipzig 1905). — Schmidt, E.: Ceylon (Berlin 1897).

4. Indochina.

Cordier, H.: Bibliotheca Indo-sinica; Essais d'une bibliographie des ouvrages relatifs à la presqu'ile indo-chinoise (T'oung Pao, Dezember 1903; Mai u. Juli 1904; März 1905; März 1906). — Edwards' Oriental Catalogue, Part VI (relating to Japan, Philippine Islands, Malaya, Sumatra, Java, Borneo, Celebes and Molucca Islands) (London 1904). — Relation nouvelle et curieuse des royaumes du Tunquin et de Lao. Traduite de l'italien du P. Mariny Romain par L. P. L. C. C. 2 Bde. (Paris 1666). — Orleans, Père d' (S. J.): Histoire de Monsieur Constance, Premier Ministre du Roy de Siam (Paris 1692). — Devéria, G.: Histoire des relations de la Chine avec Annam (Paris 1880). — Gautier, H.: Les Français au Tonkin, 1787—1883 (Paris 1884). — Kunz [, H.]: Die Feldzüge der Franzosen in Tonkin von 1883 bis 1885 (Berlin 1902). — De la Loubère: Description du royaume de Siam. Neue Ausg. 2 Bde. (Amsterdam 1713). — Pallegoix, J. B.: Description du royaume Thaï ou Siam (Paris 1854). — Gréhan, A.: Le royaume de Siam. 4. Aufl. (Paris 1878). — Rosny, L. de: Ethnographie du Siam (Paris 1885). — Chevillard, S.: Siam et les Siamois (Paris 1889). — Conrady, A.: Die [frühe] Geschichte der Siamesen (Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 20. u. 21. November 1893). — Fournereau, L.: Le Siam

ancien (Annales du Musée Guimet, Bd. XXVII; Paris 1895). — Young, E.: The Kingdom of the yellow robe. 2. Aufl. (London 1900). — Lanessan, J. L. de: L'Indo-Chine française (Paris 1888); La colonisation française en Indo-Chine (Paris 1895). — Launay, A.: Histoire ancienne et moderne de l'Annam, Tongking et Cochinchine (Paris 1884). — Lehautcourt, P.: Les expéditions françaises au Tonkin. 2 Bde. (Paris 1888). — Lemire, Ch.: Les cinq pays de l'Indochine Française (Paris 1899). — Mission Pavie; Indochine, 1879—1895 (Paris 1898 ff.). — O'Sullivan, W. A.: The relations between Southern India and the Straits Settlements (Journal of the Straits Branch of the Royal Asiatic Society, XXXVI; London 1902). — Pallu de La Barrière, L.: Histoire de l'expédition de Cochinchine en 1861. 2. Aufl. (Paris 1888). — Schmidt, W. (S. V. D.): Die Mon-Khmer-Völker, ein Bindeglied zwischen Völkern Zentralasiens und Australasiens (Wien 1906). — Schreiner, A.: Abrégé de l'histoire d'Annam (Saigon 1900). — Wehrli, H. J.: Zur Wirtschafts- und Siedelungsgeographie von Ober-Burma und den nördlichen Shan-Staaten (Wissenschaftl. Beilage z. Jahresbericht der Geogr.-Ethnogr. Gesellschaft in Zürich für das Jahr 1905/06; Zürich 1907) — L'affaire du Tonkin. Histoire diplomatique de l'établissement de notre protectorat sur l'Anam et de notre conflit avec la Chine, 1882—1885. Par un diplomate (Paris 1888).

V. Indonesien. (S. 531—570.)

1. Ethnographischer Überblick.

Wallace, Der Malaiische Archipel, deutsch von Meyer. 2 Bde. (Braunschweig 1869). — v. Rosenberg: Der Malaiische Archipel. 2 Bde. (Leipzig 1878). — Bastian: Indonesien. 5 Bde. (Berlin 1884 bis 1894). — Riedel: De sluik en kroes-harige rassen tusschen Celebes en Papua ('s Gravenhage 1886). — van den Berg: Le Hadhramout et les colonies arabes dans l'archipel indien (Batavia 1887). — Hagen: Anthropologische Studien aus Insulinde (Amsterdam 1890). — Meyer: The distribution of the Negritos in the Philippine Islands and elsewhere (Dresden 1899). — Swettenham: The real Malay (London 1900). — Breitenstein: 21 Jahre in Indien. 3 Bde. (Leipzig 1900—02). — Reed: Negritos of Zambales (Manila 1904).

2. Indonesische Geschichte.

a) Allgemeines.

Crawfurd: History of the Indian Archipelago. 3 Bde. (Edinburg 1820). — Müller, J.: Über Altertümer des Ostindischen Archipels (Berlin 1859). — Montero y Vidal: Historia de la pirateria Malayo-mahometana en Mindanao, Jolo y Borneo. 2 Bde. (Madrid 1888).

b) Niederländisch-Indien.

van der Chijs: Proeve eener Ned. Indische Bibliographie. 3 Bde. (Batavia 1875—1908). — — Hartmann: Repertorium op de literatuur betreffende de Nederlandsche Kolonien ('s Gravenhage 1895). — Nijhoff: The principal works relative to the Dutch East Indian colonies (Hague 1908). — Tijdschrift voor Nederlandsch-Indië (Batavia 1838 ff.). — Tijdschrift voor Indische taal-, land en volkenkunde (Batavia 1852 ff.). — Bijdragen tot de taal-, land- en volkenkunde van Nederlandsch-Indië ('s Gravenhage 1881 ff.). — Valentijn: Ouden nieuw Oost-Indië. 8 Bde. (Dordrecht u. Amsterdam 1724—26). — Lauts: Geschiedenis van de veroveringen der Nederlanders in Indië. 7 Bde. (Groningen und Amsterdam 1852—66). — De Jonge, van Deventer, Tiele und Heeres: De opkomst van het Nederlandsch gezag in Oost-Indië. 18 Bde. ('s Gravenhage 1862—95). — Meinsma: Geschiedenis van de Nederlandsch Oost-Indische bezittingen. 2 Bde. ('s Gravenhage 1872—75). — van Berckel: Bijdragen tot de geschiedenis van het Europeesch opperbestuur over Nederlandsch-Indië 1780—1866 (Leiden 1880). — van Rees und Perelaer: Neerlands Indië. 3 Bde. (Leiden 1883). — van der Chijs: Nederlandsch-Indisch plakaatboek 1602—1811. 17 Bde. (Batavia 1885—1900). — Tiele und Heeres: Bouwstoffen voor de geschiedenis der Nederlanders in den Malaischen Archipel. 3 Bde. ('s Gravenhage 1886—95). — Hooijer: De krijgsgeschiedenis van Nederlandsch-Indië. 1811—94. 3 Bde. ('s Gravenhage 1895—97). — van der Linth: Encyclopaedie van Nederlandsch-Indië. 4 Bde. ('s Gravenhage 1895—1906). — Alex: Generaal van Heutsz ('s Gravenhage 1904). — Heeres: Corpus diplomaticum Neerlando-Indicum ('s Gravenhage 1906).

c) Java.

Raffles: The history of Java. 2. Aufl. (London 1830). — Humboldt, W. v.: Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java. 3 Bde. (Berlin 1836 bis 1839). — van Deventer: Bijdragen tot de kennis van het landelijk stelsel op Java. 3 Bde.

('s Gravenhage 1865—66). — van Soest: Geschiedenis van het kultuurstelsel. 3 Bde. (Rotterdam 1869—71). — Veth: Java. 4 Bde. (Haarlem 1875—1884). 2. Aufl. 3 Bde. (Haarlem 1896—1903). — Robidé van der Aa: De groote Bantamsche opstand ('s Gravenhage 1881). — van Deventer: Geschiedenis der Nederlanders op Java. 2 Bde. (Haarlem 1886—87: 2. Aufl. Haarlem 1895); Daghregister gehouden in't casteel Batavia 1624—79. 28 Bde. (Batavia 1887—1909); Het Nederlandsch gezag over Java ('s Gravenhage 1891). — Louw: De Java-oorlog van 1825—30. 3 Bde. (Batavia 1894—1904). — Day: The policy and administration of the Dutch in Java (London 1904).

d) Sumatra.

Marsden: History of Sumatra (London 1783, 3. Aufl. ebenda 1811). — Veth: Atchin en zijne betrekkingen tot Nederland (London 1873). — Gerlach: Atjih en de Atjinezen (Arnheim 1873). — Marre: Sumatra, histoire des rois de Pasey (Paris 1875). — Kielstra: Beschrijving van den Atjeh-oorlog. 3 Bde. ('s Gravenhage 1883—85). — Janssen: Die holländische Kolonialwirtschaft in den Battaländern (Straßburg 1886). — Brooshooft: Geschiedenis van den Atjeh-oorlog 1873—86 (Utrecht 1887). — Hurgronje: De Atjehers. 3 Bde. (Batavia 1893—95).

e) Borneo, Celebes.

Brooke: Ten years in Sarawak. 2 Bde. (London 1866). — Jacob: The Raja of Sarawak. 2 Bde. (London 1876). — Hatton: North Borneo (London 1885). — Meyners: Bijdragen tot de kennis der geschiedenis van het Bandjermasinsche Rijk (Leiden 1886). — Roth: The natives of Sarawak and North Borneo. 2 Bde. (London 1896).

f) Molukken.

de Argensola: Conquista de las islas Malucas (Madrid 1609). — van der Chijs: De vestiging van het nederlandsche gezag over de Banda-eilanden 1599—1621 (Batavia 1886). — Bokemeyer: Die Molukken (Leipzig 1888). — Martin: Reisen in den Molukken (Leiden 1894). — McClymont: The first expedition of the Portuguese to Banda (Hobart 1905).

g) Philippinen.

Juan de la Concepcion: Historia general de Philipinas. 14 Bde. (Manila 1788—92). — Semper: Die Philippinen und ihre Bewohner (Würzburg 1869). — Blumentritt: Holländische Angriffe auf die Philippinen im 16.—18. Jahrhundert (Leitmeritz 1880). — Blumentritt: Versuch einer Ethnographie der Philippinen (Gotha 1882, Ergänzungsheft 67 zu Petermanns Mitteilungen). — Montero y Vidal: El archipielago Filipino (Madrid 1886); Historia general de Filipinas. 3 Bde. (Madrid 1887—95). — Paterno: La familia Tagalog en la historia universal (Madrid 1892). — Delgado: Historia general de las islas Filipinas (Manila 1892). — Foreman: The Philippine Islands (London 1892; 2. Aufl. ebenda 1906). — Worcester: The Philippine Islands and their people (London 1898). — Sawyer: The inhabitants of the Philippines (London 1900). — Robinson: Philippines, the war and the people (New York 1901). — Halstead: Story of the Philippines (Chicago 1902). — Pardo de Tavera: Biblioteca Filipina (Washington 1903). — Griffin: A list of books on the Philippine Islands in the Library or Congress (Washington 1903). — Blair and Robertson: The Philippine Islands, 1493—1898. 5 Bde. (Cleveland 1903ff.). — Vindel: Catálogo de la biblioteca Filipina. 2 Bde. (Madrid 1904). — Atkinson: Philippine Islands (London 1905). — Lindsay: The Philippines under Spanish and American rules (Philadelphia 1907). — Robertson: The bibliography of the Philippine Islands (Cleveland 1908).

3. Madagaskar.

de Flacourt: Histoire de la grande isle de Madagascar (Paris 1661). — Ellis: History of Madagascar. 2 Bde. (London 1838). — Descartes: Histoire et géographie de Madagascar (Paris 1846). — Barbié du Bocage: Madagascar, possession française depuis 1642 (Paris 1859). — Sibree: Madagascar and its people (London 1870). — Grandidier: Histoire physique, naturelle et politique de Madagascar. 40 Bde. (Paris 1876ff.). — Escamps: Histoire et géographie de Madagascar (Paris 1884). — Little: Madagascar, its history and people (London 1884). — Oliver: Madagascar, an historical and descriptive account. 2 Bde. (London 1886). — de la Vaissière: Histoire de Madagascar. 2 Bde. (Paris 1895). — Brunet: La France à Madagascar. 1815—95 (Paris 1895). — Sibree: Madagascar before the conquest (London 1896). — Hanotaux: L'affaire de Madagascar (Paris 1893). — Malotet: Etienne de Flacourt, ou les origines de la colonisation française à Madagascar 1648—61 (Paris 1898). — Carol: Chez les Hova. 2. Ausgabe (Paris 1898). — Gallieni: La pacification de Madagascar (Paris 1900). — Poirier: Conquête de Madagascar (Paris 1902). — Basset: Madagascar et l'œuvre du général Gallieni

(Paris 1903). — Brunet: L'œuvre de France à Madagascar (Paris 1903). — Gravier: Madagascar, les Malgaches, origines de la colonisation, la conquête (Paris 1904). — You: Madagascar, histoire, organisation, colonisation (Paris 1905). — Gallieni: Madagascar (Paris 1905). — Leblond: Madagascar (Paris 1907). — Grant: The history of Mauritius (London 1801).

VI. Die geſchichtliche Bedeutung des Indiſchen Ozeans.

(S. 571—605.)

Segelhandbuch für den Indiſchen Ozean. Mit Atlas. Hrsg. von der Deutſchen Seewarte (Hamburg 1891—92). — Findlay, A.: The Indian Ocean. 4. Aufl. (London 1882). — Lenormant, F., und Babelon, E.: Histoire ancienne de l'Orient. 9 Bde. (Paris 1868—88). — Ratzel, F.: Völkerkunde. 2. Aufl. Bd. I u. II (Leipzig und Wien 1894—95). — Erman, A.: Ägypten und ägyptiſches Leben im Altertum. 2 Bde. (Tübingen 1885—87). — Dümichen, J.: Die Flotte einer ägyptiſchen Königin (Leipzig 1868). — Müller, W. M.: Aſien und Europa nach ägyptiſchen Denkmälern (Leipzig 1893). — Lieblein, J.: Handel und Schiffahrt auf dem Roten Meere in alten Zeiten (Leipzig 1887). — Maspéro, G.: Quelques navigations des Égyptiens (Revue historique, 1879). — Berger, H.: Geſchichte der wiſſenſchaftlichen Erdkunde der Griechen. 2. Aufl. (Leipzig 1903). — Heeren, A. H. L.: Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmſten Völker der Alten Welt. 4. Aufl. 6 Bde. (Göttingen 1824—26; Zuſätze 1827). — Laſſen, Ch.: Indiſche Altertumskunde, Bd. I—IV (Bonn und Leipzig 1847—61, Bd. I und II in 2. Aufl. 1867 und 1874). — Müller, W.: Die Umſegelung Afrikas durch phönikiſche Schiffer um 600 v. Chr. (Rathenow 1889). — Richthofen, F. v.: China. Bd. I (Berlin 1877); Über den Seeverkehr von und nach China (Verhandlungen der Geſellſchaft für Erdkunde, Berlin 1876). — Niſſen: Der Verkehr zwiſchen China und dem römiſchen Reiche (Jahrbuch des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande, 95. Heft, Bonn 1894). — Hirth, F.: China and the Roman Orient (Leipzig und Schanghai 1885). — Yule, H.: Cathay and the way thither. 2 Bde. (London 1866). — Heyd, W.: Geſchichte des Levantehandels im Mittelalter. 2 Bde. (Stuttgart 1879). — Reinaud, J. T.: Relation des Voyages faits par les Arabes et les Persans dans l'Inde et à la Chine (Paris 1845). — Peſchel, O.: Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde, hrsg. von S. Löwenberg. Bd. I u. II (Leipzig 1877—78). — Crawfurd, J.: History of the Indian Archipelago. 3 Bde. (London 1820). — Wachs, C.: Die Etappenſtraße von England nach Indien um das Kap der Guten Hoffnung (Marine-Rundſchau, 1899). — Ruge, S.: Das unbekannte Südland (Deutſche geographiſche Blätter, Bremen 1895). — Fricker, K.: Antarktis (Bibliothek der Länderkunde, Berlin 1898). — Danvers, F. C.: Reports on the Portuguese Records relating to the East Indies (London 1892); The Portuguese in India (London 1894). — Guillain, M.: Documents sur l'histoire, la géographie et le commerce de l'Afrique orientale (Paris 1856). — Burton, R. F.: Zansibar. City, Island and Coast (London 1872). — Krapf, J. J.: Reiſen in Oſtafrika (Kornthal und Stuttgart 1858). — Kerſten, O.: Tabellariſche Überſicht der Geſchichte Oſtafrikas (Leipzig und Heidelberg 1879). — Krahmer [, G.]: Die Beziehungen Rußlands zu Perſien (Rußland in Aſien, Bd. VI; Leipzig 1903); Rußland in Mittelaſien, ſ. unter Abſchn. III, 4. — Rohrbach, P.: Die wirtſchaftliche Bedeutung Weſtaſiens (Halle 1902); Perſien und die deutſchen Intereſſen (Berlin 1901). — Zeitſchrift der Deutſchen Morgenländiſchen Geſellſchaft (Leipzig 1842—88).

Register.

Hauptſtellen in längeren Zahlenreihen ſind fett gedruckt.

Aachen, Friede 455.
Abaka von Iran 298f.
Abbaßiden 586.
Abbeville 39ff. 43.
Abdallah (Golkonda) 434.
Abd Allah von Bochara 318f. 328.
— — II. 320.
— Ulla 439. 442. 444.
Abel Rémuſat 112.
Abenteurer 568.
Aberglauben 132. 152. 209.
Abeſſinien 446. 586.
Abeſſinier 420.
Abgaben 194.
Abgeordnetenhaus, ſ. Parlamentarismus.
Abhaja 494f.
Abhajagirikloſter 499ff.
Abhiradſcha 516.
Abſolutismus 13. 16.
Abu Giaffar Khalif 132.
— Said Bahadur, Ilkhan 298. 305.
Abul Faſl 428ff.
— Fath Dſchelal ed-Din Akbar, ſ. Akbar d. Gr.
— Ghaſi I. Behadur 319.
— Haſan 438.
— Kaſim Babar Bahadur 305.
Achämeniden 581.
Achmad Khel 487.
Achmed 298.
— Abdali Schah Durrani 439. **441f.** 474. 476.
— ibn Owai 303.
Achmedabad 450. 463.
Achmednagar 429. 434. 438. 467.
Achmedpur 478. 490.
Ackerbau 60. 63. 65. 73. 79. 108f. 170. 199. 244. **247f.** 250. 252. 275. 282. 321. 329. 347f. 356. 365. 371. 376. 387. 402. 427. 444. 472.
Ackerbauer 46. 70. 102. 109. 142. 257. 263. 277. 337. 437. 464. 470.
Ackerbaukolonien 336.
Ackerbauländer 329.
Ackerland 175.
Adames 33.
Adams, Tobias 459.
Adamsbrücke 384. 492.
Adel **174.** 176. **178.** **208f.** 378. 383. 566.
Adelung 7.
Aden 149. 583f. 586. 600ff.
Adil Schah von Bidſchapur 425.
Aditja Dharma 549.
Adji Schaka 549.
Adoption 166. **480.**
Adſchmir 361. **417f.** 426. 429. 450. 485.
Adſchunta 286.
Adulis 585.
Aëtas 512.
Affe 491.
— anthropomorpher 533.
Afghanen 353. 358. 424. 426f. 429. 432. 440. 458f. 478. 485.
Afghaniſtan 247. 256. 262. 279. 283ff. 305. **344.** 353. 370. 402f. **417f.** 421. 426. 464. **476f.** 481. 484ff. 488. 497.
— Krieg mit England 474ff.
Afrika 445. 450. 492. 531. 533. 538. 543. **565ff.** 571ff. **575ff.** 581. **589ff.** 593. 598. **603f.**
Aſſal Khan 436.
Agardſchuna 279.
Aggabodhi 502.
Agnew, Vans 478.
Agni 373.
Agong von Mataram 552.
Agra 416. 426f. **433.** 435. 450. 467. 472.
Agrabhi I. 502.
Agricola, Rudolf († 1435) 4.
Aguinaldo, Emilio 564f.
Ägypten 22. 60f. 149. 158. 279. 281. 284. 289. 304. 465. 542f. 572. **582.** 586. 595f. **600f.** 603.
Ägypter **577f.** **581.**
Ägyptiſche Kultur 251.
Ahas 580.
Ahnenverehrung 108. 151. 159. 170. 201. 210. 480. 537.
Ahorn 29.
Aidzu 206.
Aiguillon, Herzogin von 151.
Aino 102. **161ff.** 166. 169. 250. 324. 334f.
Ajodhja 375.
Ajuthia 512. 517. 522ff.
Akaba, Bucht 580f.
Akademie 125.
— Sorbe Theologie 8.
— St. Petersburg 33.
Akbar d. Gr. 425. **427ff.** 434f. 454. 472.
— Khan 475.
— Prinz, ſ. Mohammed.
Akita 201.
Akjab 516.
Akkader 106.
Ak Koinlo, ſ. Turkmenen.
Akſu, Oaſe 133. 244.
Ala ed-Din Achmed Schah II. 424.
— — Mohammed Schah I. 421f. 426.
Alam Bagh 482.
Alamgir I., ſ. Mohammed Muhi ed-Din Aurang ſeb.
— II., ſ. Aſis ed-Din.
Alanen (Aorſen) 269f. 325f. 336.
Alaska 67.
Alaska-Eskimo 54.
Albaſin (Albazin) 339. 354.
Albuquerque, Affonſo d' 445f. 513. 543.
— Franziſko 445.
Alchimiſten 125.
Alcock, Rutherford, engliſcher Geſandter 203.
Aleuten 32.
Alexander der Große 101. 261. 284. 288. 385. **400ff.** 413. 581f.
— VI., Papſt 445.
— VII., Papſt 151.
Alexandria 540f. 581f.
Alexandrien 595. 601.
Alexejef, Admiral 230.
Alfuren 559. 561. 576.
Algier 530. 570.
Ali II. von Bidſchapur 438.
— Guhar Schah Alam II. 458.
— Masdſchit 487.
— Moghajat Schah 554.
— Wardi 457.
— Weſir 465.
Aliden 567.
Aligarh (Alighur) 467. 486.
Aliwal 477.

Alk 63.
Allahabad 442. 458. 460. 462. 465f. 482.
Allah Kuli, Khan von Khiwa 341.
Allard, Jean François 476.
Allgemeine Oſtindiſche Handelsgeſellſchaft 452.
Alluviale Fauna 61.
— Steinzeit 58.
Alluvium **27f.** 35. 351. 512.
Almeida, Francisco d' 445f.
Almoſen 498.
Aloe 585.
Alo ed-Din al-Kahar 554.
Alompra 518. 523. 528.
Alpen 250. 275.
Alphabet 132. 214. 278. 365. 386; ſ. auch Schrift.
Alt, Simon 4.
Altai 243f. 251. 253. **272—275.** 301. 322. 326. 331. 348.
Altaibergwerke 253. 340.
Altaiſtämme 264. 271.
Altamſch, ſ. Schah ed-Din.
Altertum 572. 590.
Altin Khan 244. 258. 339. 311f.
Althiſtoriker 18.
Altneolithikum 61.
Altpaläolithikum 47. 55.
Amak'ſa 183f.
Amalfi 445.
Amang Kurat 552.
Amarapura 519.
Amaterasu, Sonnengöttin 164.
Ambadſchi 467.
Ambalipaß 484.
Ambar (Schlacht) 455.
Amber 428. 432. 440.
Amberg 4.
Amboina 446. 448. 468. 545. 547. 561.
Ameghino 38f. 46.
Amerika 102. 250. 329. 333f. 447. 537f. 563f. 571. 577. 594; ſ. auch Vereinigte Staaten.
— Entdeckung 145. 445. 545.
Amerikaniſche Expedition 218.
— Geſandtſchaft 225.
— Miſſion 153. 225.
— Schiffe 204f.
— Vermittelung 231.
Amherſt, William Pitt, Baron 155. 470ff.
Amicus 41. 43.
Amida 287.
Amneſtie, allgemeine 240.
Amoy 153. 155. 228.
Amritſar 467. 477.
Ämterweſen, ſ. Beamtenweſen.
Amu Dardſcha (Oxus) 247. 261f. 299. 316f. 343. 369. 403. 421. 425.
Amur 161. 230. 325. 333f. 336f. 339ff. 345. 347f.
Anabarhauſen 33.
Anadyrſk 339.
Anam 148. 154. 158. 161. 231. 512f. **520—526.** 529f. 539.
— Flotte 528.
Anämaläberge 355. 362.
Anameſen 513.
Ananda 390f.
Andamanen 471. 490. 512. 534.
Anderſon 478.
Andhra-Dynaſtie 403.
Andidſcham 344.
Andrade, Fernao Perez d' 544.
Andram, Biſchof von 528.
Andriana 567.
Andriandahifotſch 567.
Andrianimpoina 568.
Andſchangaon 467.
Andſchu 344.
Aneignende Wirtſchaft 334.
Anekdote 7.
Angelbeck, Joh. Gerh. v. 510.
Angelſachſen 605.
Angkor Thom 515.
— Wat 515.
Anglikaniſche Kirche 523. 569.
Angora 303.
„Anheimfallen" indiſcher Staaten 479. 481.
Anhſi (Anſi) 267.
Anhui 106.
Animismus 286.
Ankara (Madagaskar) 569.
Ankawidſchaja 551.
Anleihe 232. 484f.
Annaliſtik 2. 493.
Annam, ſ. Anam.
Anoratazo 516.
Anſäſſigkeit 249. 315.
Anſelin, Nicolas 146.
Anſon, George 564.
Antagonismus 208.
Antananariwo 570.
Antarktis 573. 592. 604.
Antes 534.
Anthropologie 565. 605.
Antiochia 268. 582.
Antiochien 126.
Antiochus Theos 284.
Antun 583.
Anula 500.
Anuraddha 516.
Anuradhapura 493ff. 497. 499. 502f.
Anwar ed-Din von Karnatik 455.
Aorſen, ſ. Alanen.
Apollo 286f.
Appa Sahib (Mudhadſchi II.) von Berar 470.
Araber 20. 211. 249. 274f. 288. 297. 357. 413. 444ff. 539f. 542f. 551. **565ff.** 586f. **589ff.** 595ff. 605.
— Händler 132. 361. 445f. 507. 542f. 531.
Arabertum 586. 589. 596. 599.
Arabien 266. 416. 445. 540. 542. 574f. 577f. 580f. 586. 592. 595.
Arabiſches Meer 355. 375. 385. 424. 572. 581f. 603.
Arachoſien 402.
Arados 580.
Arakan 435. 471. 511. **516ff.** 520.
Aralſee 269. 274. 284. 316.
Aram Schah, Mameluk 419.
Arawelliberge 493.
Arbeiter 194. 235.
Arbeitsteilung 376. 411.
Archangelſk 339.
Archäologie 281.
Architektur 52. 88. 282. **414f. 433f.** 514f. 541. 548f. 556.
Ardſchuni 440.
Arendt, Karl 135.
Argaon 467.
Arguin 600.
Argun 298.
Arier 257. 351. 353. 359. 361f. 364. **368—385.** 387. 469. 492ff. 538. 579; ſ. auch Indogermanen.
Ariſche Nomaden 252. 260.
— Sprache 252.
— Wanderſtämme 260.
Arima 181. 183f.
Arimaddana 504.
Arimaſpeia 255. 263.
Arimaſpen 263f.
Ariſteias 253. 263. 265.
Ariſtoteles 590.
Arjaland 503.
Arkot 444. 456.
Arktiſche Nomaden 321.
Armada 447.
Armagaon 452.
Armenien 103. 147. 261. **295. 298. 300ff.** 304. 358.
Armenier 296f.
Arni 456.
Arrian 400. 528.
Arslan Khan 316.
Arthur, Mac, Gen.-Major 564.
Artillerie 426. 482.
Arznei 244. 365.
Arzt 103. 260. 502.
Aſaf Dſchah von Haiderabad 439ff.
— ed-Daula von Audh 462. 465.
Aſanga 406.
Aſchin 272.
Aſchta 470.
Aſchtarchaniden 319f.
Aſela 497. 499.
Aſerbeidſchan 304f.
Aſiatiſche Geſellſchaft 449.
Aſien **242ff. 321ff.** 450. 532f. 535. 571ff. 590. 597. 604.
Aſikaga 178. 181. 187f. 215f.
Aſim Schah, ſ. Mohammed.
Aſinghar 470.
Aſir 467.
Aſis ed-Din Alamgir II. 425. 439. 458.
Aſkeſe 383. 389. 400. 402. 408.
Aſoka, König 283f. 306. 385. 391. 393ff. **401ff.** 493. 496ff. 502.
Aſop 414.

Asiaje 467.
Asiam 353. 355f. 358. 360. 470f. 484f. 489. 511. 514. 518.
Asian (Korea) 219f.
Assassinen 296f.
Assyrer 400.
Assyrien 261.
Assyrisch-babylonische Urkunden 260.
Aston, W. G. 166.
Astrachan, 298. 300. 320.
Astralgottheiten 286.
Astronomie 106. 111. 127. 150. 297. 379. 413. 440. 592.
Asura 368f.
Athiopien 445. 585. 591.
Atila 270.
Atlantischer Ozean 247. 573. 575. 577f. 586. 590. 592ff. 597f. 602. 604.
Atmosphäre 573.
Atrek 344.
Atschin (Atjeh) 514. 548. 554f. 594.
— Flotte 554.
Atthakatha 500. 502.
Attok 401.
Aubigné, Agrippa d' (1552 bis 1630) 8.
Auckland, George Eden, Baron 473.
Audh 356. 418. 426. 428f. 440f. 458ff. 465. 473f. 479f. 481. 483.
Auerhahn 63.
Aufstand 134. 140. 148. 150. 154ff. 176. 180. 184. 202. 208. 210. 214. 229. 234. 239. 297. 299. 301. 318. 417. 419ff. 468. 471. 473. 483. 510. 523f. 527. 546. 552f. 555. 558. 560f. 563f.
— der gelben Turbane 134.
— der Panthais (1856) 133.
Augustin 1f. 10. 287.
Augustiner 185.
Augustus 385.
Aurang Zeb Alamgir I., s. Mohammed Muhi ed-Din.
Aureola 286.
Aurignac, Stufe von 47. 56.
Ausfuhr 200. 203. 266. 484. 570. 582.
Aussatz 364. 490.
Ausschüsse 195.
Australien 53. 103. 236. 531ff. 537. 573f. 576f. **591.** 594. 598f. 602. 604.
Auswanderung 232. 539f.
Avignon 151.
Avitable, franz. Offizier 476.
Awa (Burma) 471. 489. 517.
Awaren 247. 271. 325f. 336.
Awesta 257. 368.
Axum 585.
Ay . . ., s. auch Aj . . .
Aymonier, E. 515.
Az . . ., s. auch As . . .
Azteken 594.

Bab el-Mandeb 450.
Baber (II.) der Große, s. Sehir ed-Din.
Babylon 581f.
Babylonien 60. 242. 250ff. 260. 279. 281f. 402.
Babylonisch-assyrische Kultur 253.
Babylonische Gefangenschaft 580.
Babylonischer Turmbau 106.
Bachlul Lodhi 416. 424.
Bachmani-Dynastie 424.
Bac Nigne 529.
Bacon, Francis († 1626) 11f.
Badschi Rao 442f. 470.
Bagdad 295ff. 299. 303f. 587.
— Ilkhan von 301.
Bahadur Nisam Schah von Achmednagar 429.
— Schah von Gudscherat 427.
Bahinpur 449.
Baikalsee 289. 325. 329f. 339. 348.
Baillie 463.
Bajad 420.
Bajesid I., Sultan 303.
Bak'fu (Japan) 179. 197.
Bakar (1764) 459.
Baktrien 261f. 267. 401. 426.
Baladschi, Peschwa 442f.
Balamir, Hunnenführer 270.
Balasor 451.
Balban, Sultan, s. Ghijas ed-Din.
Balboa 586. 597.
Balch 317. 320. 434.
Balearen 90.
Bali 542. 551. 561f. 594.
Balkan 253.
Balkaschsee 316.
Balkaschtal 244.
Baelz, E. 106. 163. 212.
Banda 441. 545. 547. 561.
Bandel 558.
Bandelkhand 420f. 424. 427. 430. 433.
Banden 225.
Banditen 529.
Bandornamente 49. 77.
Bandschermassing 539. 556ff.
Bandula 471.
Bangalor 464.
Bangka 555.
Bangkok 516. 523f.
Bang Pakang 525.
Bantam 453. 545f. **551ff.** 555. 557.
Bär 30. 42. 44. 46. 82.
Barakzai 474.
Barawa 589.
Barcelona 595.
Bardwan 459.
Barends(zon), Will. 447.
Bäreninseln 54.
Bärenverehrung 324.
Barid Schah von Bidar 425.
Barlow, Sir George 467f.
Barma, s. Burma.
Barnard, Sir Henry William 482.
Baroda 443. 446. 474. 485.
Barotsch 467.
Barraton in England 558.
Bartholomäus von Cremona 147.
Baschkiren 316.
Baskisch 368.
Basra 542. 587.
Bassein (Burma) 518f.
— (Vorderindien) 463. 466. 470.
Bastaards 605.
Bastian 50.
Batavia 545ff. 549. 552.
Batavische Republik 547. 600.
Batta(k) 512. 535. 542. 553f.
Battambong 528.
Battikalao 507.
Batu 294f. 297. 299.
Bauern **178.** 182. 184. **192. 194. 200.** 209. 248. **380.** 567.
Bauernaufstände 181. 208.
Bauerngüter 192.
Baukunst, s. Architektur.
Baumgarten, Jakob 14.
Baumwolle 126. 485. 539. 566.
Baumzucht 74. 505.
Beamtenwesen **170. 175. 194f.** 199. 208. 347f. 427. 431ff. 440. **459ff.** 464. 472. 488. 546. 548. 557.
Becher 77.
Beck, Christian Daniel (1757—1832) 15.
Becker, Karl Friedrich (1777—1806) 14.
Beda († 735) 1f.
Bednar 463.
Befestigung 167.
Begams 462.
Begräbniswesen, s. Leichenbestattung.
Behaine, Pigneux de 524. 528.
Behar 418ff.
Beinga-Della 518.
Belagerungskunst 291.
Belgien 222. 530.
Bellala 421.
Belutschistan 475. 486. 489. 491.
Bemalung, s. Tätowierung.
Benares 375. 387. 389. 418. 424. 435. 442. 462. 473.
— Predigt von 389. 395f.
Benedikt XIII., Papst 152.
— von Polen 146.
Bengalen 149. 359. 406f. 416. **418ff.** 423f. 426f. 428f. 432. 435. 440. 442f. 446. 448f. 450. **453ff.** 457. 459ff. 464. 471. 484. 487. 490. 516. 558.
Bengalische Gesellschaft 449.
Bengalisches Meer 353. 384. 446. 510. 519. 540. 587.
Benguella 600.
Benjowski, Graf M. A. 568.
Benkulen 555.
Bentinck, William Henry Cavendish 471ff. 478.
Beram Khan 427f.

Berampur 438.
Berar 424f. 429. 466f. 470. 474. 480.
Berenike Troglodytike 585.
Bergbau 93. 223. 236. 253. 265. 348f. 483. 538. 565.
Bergfestungen 505.
Berg- und Dschangelstämme, s. Dschangelstämme.
Bergwerksdistrikte 133.
Berieselung 369.
Bering, Vitus, Kapitän 340.
Beringinseln 322.
Beringstraße 32. 322. 329. 333f. 340.
Berlin 222. 281. 348. 486.
Berner Museum 82.
Bernheim 9. 12.
Bernstein 81. 85. 99.
Beschwörung 279. 383. 406.
Besichtigungsreisen 196.
Best, Kapitän 450.
Bethlehem 268.
Betsileo 566. 568.
Betsimisaraka 566.
Bettelorden, buddhistische 396.
— katholische 183. 185.
Bevölkerungsrückgang 347.
Bevölkerungszunahme 553.
Bewässerung 169. 277. 485. 494. 504.
Bhabra 394.
Bhakor 419.
Bharata 375. 378. 387. 408.
Bhartpur 440. 467. 471.
Bhatta Bhawabhuti 415.
Bhawawarman 521.
Bhikkhu 498.
Bhilsa 419.
Bhima, Fluß 438.
Bhodau Phra 518.
Bhonsla-Dynastie 470. 479.
Bhumitsch 367.
Bhutan 105. 161. 353. 484.
Bias 476f.
Bibel 1. 252. 265.
Biber 30.
Bibliothek 125. 127. 280.
Bidschapur 434. 436ff.
Bienhoa 529.
Bihar 419. 426f. 440. 460.
Bilanz 200.
Bilderschrift 50. 52.
Bilderstürmer 417.
Bildhauerei 414. 502.
Biliktu 311.
Billington, Mary F. 489.
Billiton 539.
Bima (Sumbana) 562.
Bimbisara 389f. 398.
Binnenhandel 201.
Binnenverkehr 352.
Bintang 544.
Biographie 2. 22.
Birke 29.
Birma, s. Burma.
Bischof von China 151.
Bison 29. 32.
Bittur 470.
Biwasee 177. 191.
Bizenleute 206.
Blankert 510.
Blaue Horde (Mongolen) 360.
Blitzsteine 39. 61.
Blutegel 491.
Blutrache 364.
Blutregen 145.
Board of Control 464. 469. 472.
Bo-Baum 389. 497.
Bochara **244f.** 291. **299.** 301. **317ff. 341ff.**
Boddhisatwa 286. 406.
Bodensee 69.
Bodenverteilung 127.
Bodin 21.
Boigne, de 465. 467.
Bojarski 33.
Bolanpaß 474f.
Boleslaw V., Herzog von Sandomir 294.
Bombay 352. 356ff. 360f. 451. **453.** 461. 465f. 481. 483. 488. 490.
— Präsidentschaft 453. 463. 470.
Bonard, L. A. 529.
Boni 559f.
Bonzen 147.
Bopp, Franz 368.
Borneo 468. 510. 512. 532. 535. 538ff. 542. 544. 546f. 551. **556ff.** 562.
Boro-Bodur 541. 549.
Boromaradscha 522.
Borthwick 473.
Boscawen, Edward, Admiral 455.
Bosch, Jan van den 547.
Bossuet (1627—1704) 10. 13.
Botanibai 599.
Botanischer Garten 486.
Botenstock 51f.
Boucher, Guillaume 147.
— de Perthes (1788—1868) 36. 39. 41. 47.
Bourbon-Insel, s. Réunion.
Bourdonnais, Bertrand-François Mahé de la 455. 570.
Bower 13.
Boxer 225ff.
Boxeraufstand 228.
Boyd-Dawkins 49.
Boyer, A. M. 403.
Brachykephalen, s. Kurzköpfe.
Braganza, Katharina von 453.
Brahmanismus 285. 306. 351. 359f. 363. 366. 368. 375. **377ff.** 385. 387. 389. 394. 396. **401—411.** 430f. 435. 437. 440. 472. 481. 492ff. 496f. 500. **514ff.** 520f. 526. **540ff.** 549ff. 556. 561f. 588.
Brahmaputra 276. 353f. 356. 419. 511. 577.
Brahmi-Alphabet 393.
Brahmo-Schule 486.
Brahui 359. 366.
Brandt, J. Fr. 32.
Branntwein 347.
Brasilien 445.
Braunschweig 76.
Brawa, s. Barawa.
Breitköpfigkeit (Brachykephalie), s. Kurzköpfe.
Breslau 146.
Britannien 250.
Briten, s. Engländer.
Britisch-Burma 520. 526.
— -Indien 105. 279. 357. 519f. 593.
— -Ostafrika 603.
British North Borneo Company 558.
Brito, Antonio de 544.
— y Nicole, Fil. de 517.
Bromidschojo, javan. König 551.
Bronze 85. 93. 96. 160. 214. 250f. 369.
Bronzekultur 71. 74. **93.** 251. 254. 263. 322. 326.
Brooke, Charles Johnson 558.
— James 558.
Brotbaum 536.
Broughton, Dr. Gabriel 451. 454.
Browne, S. J. 487.
Bruant, du 523.
Brücken 294.
Brunei 538. 557f. 562.
Brunnenvergiftung 255.
Brydon, Dr. 475.
Buchara, s. Bochara.
Bücherverbrennung 258.
Budaun 419.
Buddha 103. 172. 277. **387ff.** 493. 499. 509. 579.
— Inkarnationen, s. dieses.
Buddhadasa 502.
Buddhagoscha 502. 515.
Buddhastandbilder 268. 515f.
Buddhazahn 502. 504. 506ff.
Buddhismus 104. 107. **128ff.** 133. 136f. 159. 166. 170. 174. 185. 189. 209. 213ff. 245f. 262. 268. 277ff. **282ff.** 288. 294. 305. 312. 314. 336. 353. 361. 378. 383. 387. 392. 403f. **406f.** 412. 492f. **496ff.** 506. 508f. 515. 518. 520. 540ff. 549ff. 584. 588.
— Japanisierung des 171.
— nördlicher 406.
— östlicher 306.
— südlicher 515; s. auch Hinajana.
Buddhistenverfolgung 131. 170. 172. 183. 406. 508. 578.
Buddhistische Bücher 129.
— Chroniken 399.
— Hierarchie 306.
— Klöster 138. 148. 308. 313.
— Kunst 284ff.
— Mission 392. 497.
— Mönche 188. 190.
— Nonnen 138.

Buddhistische Priester 180f. 183. 283. 297. 306.
— Propaganda 310f.
— Reformation 307.
— Tempel 198. 289.
— Wiedergeburtslehre 307.
Budget 233. 239.
Bueni 569.
Buffon (1707—88) 39.
Bugi 538. 552. 557. 559ff.
Buke (Schwertadel) 176. 192. 195f.
Bulgaren 327. 336.
Bulwer-Lytton, E. Robert, s. Lytton.
Bungo 182f. 189. 208.
Bunjo (Gouverneur) 194.
Bunsen, Karl Josias, Frhr. v. (1791—1860) 10.
Burankri Naunchan 517.
Bureaukratie 202.
Buren 603. 605.
Burgeoine 157.
Bürgerkriege 192. 198. 271. 418. 555.
Bürgerliche Partei 233.
Burhanpur 467.
Burjäten 313. 324f.
Burma 69. 154. 158. 161. 285. 357f. 361. 397. 405. 484f. 488f. 499. **514ff.** 522ff. 529.
— Kriege mit England 470ff. 478ff.
Burmanen 107. 513.
Burnell, A. C. 378.
Burnes, Alex. 474f.
Buschmänner 53. 605.
Bussy, Ch. J. P., Marquis de 455ff. 465.
Busurg Khan 314.
Butmir 73f. 77. 85. 101.
Butung 560.
Byzanz 160. 265f. 268. 270. 273. 299. 584.

Cabo Tormentoso 445.
Cabral 445f.
Caldwell, Bischof R. 365.
Calvinismus 8.
Cambay, s. Khambat.
Cambodscha, s. Kambodscha.
Campbell, Archibald 471.
— Colin 478. 482f.
Canning, George 469.
— Viscount 480f. 483.
Capellen, Godard van den 553.
Carion, Johannes (1499—1537) 5.
Carnac, engl.-ind. Offizier 463.
— Feld von 91.
Cäsar 71. 288.
Cäsarenwahnsinn 423.
Catchpoole 527.
Cavagnari, Major 487.
Cavendish, Thomas 450.
Cawnpore, s. Kahnpur.
Cebu 563.
Celebes 468. 523. 534. 538. 546. 548. **557ff.** 561f.
Cerqueira, Bischof 185.
Ceylon 149. 283. 285. 351. 364f. 376. 384ff. **390ff.** 396ff. 412ff. 416. 446. 448. 450. 468. **491ff.** 515. 534. 547. 565. 574ff. 582. 584f. 587f. 592. 598. 600.
Ch..., vgl. Kh... und Tsch...
Chagatai, s. Dschagatai.
Chamberlain, Sir Neville 484. 487.
Chaos 108. 113. 116. 164.
Charax 581.
Charnock 454.
Chaumont, Chevalier de 523.
Chavannes, Edouard 116.
Chelles, Stufe von 47.
Chemie 413.
Child, Sir John 451.
China **102ff.** 168. 184. 189. 199ff. 209f. 212. 216. 232. 236. 242. 244. 246ff. 250. 252. 255. 258—267. 269f. 273—285. 293ff. 303f. 306ff. 312. 314f. 334. 336. 339ff. 343ff. 350. 353. 423. 446. 448f. **510f.** **513f.** 516ff. 521f. 524ff. 529f. 536f. **539f.** 541ff. 546. 548. 557ff. 579. **583.** 587f. 593f.
— Armee 241.
— — Aufstand 563.
— Einwanderung 237.
— Flotte 220. 539.
— Gesandter 221.
— Geschichtsschreiber 331.
— Handel 339. 342. 563.
— kaiserliche Familie 240.
— Kaiserinregentin 228.
— Kolonien 306. 313.
— Kultur 167. 170. 256. 273. 282. 294. 297. 331f. 340. 513. 515. 540. 576.
— Literaten 281.
— Literatur 258.
— Militärkolonien 340.
— Ostbahn 348.
— Pilger 502.
— Politik 312.
— Prinzessin 283.
— Quellen 514. 541. 549. 551. 554. 560. 562.
— Reisende 404.
— Republik 241.
— Residenten 310.
— Schiffe (Dschunken) 277. 539. 541. 583. 585. 587.
— Schrift 106f.
— Sprache 536.
— Staat 277. 331.
— Unabhängigkeit 229.
— Verfassung 173.
„China für die Chinesen" 236.
Chinesen **106.** 535. 539f. 546. 551. 557f. 561. 563f. 570. 578. 582ff. 587. 591f.
— Aufstand 552.
Chinesentum 223. 340. 539.
Chinesische Frage 227.
Chinesisches Meer 105. 510. 512. 516.
— Meer = Persischer Golf 587.
— Ostmeer 161.
Chinesisch-japanischer Krieg (1894 bis 1895) **219ff.** 228. 346. 349.
— — Vertrag 237.
Chinesisch-Turkistan 161. 279. 350.
Chirurgie 413.
Cholera 364. 488. 491.
Christen 183. 295. 297. 361. 434.
Christentum 13. 146ff. 150ff. 155. 158. 170. 182. 188f. 199. 217. 290. 296. 432. 508. 523. 540. 560. 563f. 569. 604.
— amerikanisches 210.
— auf japanischer Grundlage 210.
Christenverfolgung 152. 154. 171. 184. 190. 207. 217. 219. 225. 524f. 527ff.
Christliche Gemeinde 146f. 194. 282. 402. 408. 416. 527.
— Kirche 146.
— Kirchen 134.
— Missionare 158. 306.
Christus 156. 288.
Chronistik 1f. 385. 412f. 491ff.
Chronologie 92. 100. 125. 167. 385. 401. 496.
Churchill 461.
Cinchona 477.
Civilgouverneur 193.
Clive, Robert 456. 462. 466. 469. 597.
Clüver, Johannes 8f.
Coen, Jan Pieterzoon 545.
Colbert 151. 454. 568.
Collectors 464.
Colombo 507ff.
Colyma, s. Kolima.
Combermere, Stapleton-Cotton, Viscount 471.
Compagnies de la Chine 151.
— des Indes 151.
Company of Merchand Adventurers 452.
Confucius, s. Kung fu tize.
Cooke, James 598.
Coote, Lid Eyre 458. 463.
Coppleston, R. L. 394.
Corcelettes 95.
Cordes, Dolmetscher 227.
Cornish, W. R. 380.
Cornwallis, Charles Mann, Graf von 464. 467.
Coromandel, s. Koromandel.
Corvin-Wiersbitzki (1812—86) 16.
„Counters of Dufferins Fund" 489.
Courbet, A. P. A. 530.
Court, französischer Offizier 476.
Courten, Peter 450. 452.
Cowley, s. Wellesley.
Crannoger 87.

Criminal Procedure Amendment Bill 488.
Cro-Magnon, Grotte von 56.
— — -Raſſe 55.
Cromlech 91.
Cuddalor 463.
Currie, Sir Frederick 477.
Cuvier (1769—1832) 27 f.
Cuvierſche Kataſtrophentheorie 35 f.

Daendels, Hermann Willem, General 553.
Dagoba 397. 497. 499.
Dagoſchan 469.
Daibutſu 287.
Daigo Tenno (898—930) 176.
Daijo daijin 176.
— kwan (oberſte Regierungsbehörde) 174.
Daimio 193. 205.
Dainihonſchi 201 f.
Dajak **512.** 535. **556 f.** 562.
Dajanat Saſtri 486.
Dalada Maligawa, Tempel 509.
Dalai Lama 277. 285. **307 f. 310.** 312. 347.
Dalhouſie, James Andrew Brawn-Ramſay, Graf 478 ff. 481. 483. 519.
Dalni 346 f.
Damak 551.
Damaskus 303.
Dambadenja 506.
Dämonenglaube **360. 363 f.** 373. 383. 397. 406 f. 509.
Damoura, Schlacht bei 179.
Dampfſchiffahrt 345. 479. 605.
Dänemark 61 f. 351. 449. 468. 559. 598.
Danial, Timuride 430. 433.
Daniels Weisſagung 2.
Däniſch-Oſtindiſche Handelsgeſellſchaft 559.
Dantapura 502.
Daona 522.
Dappert, Olfert 472.
Dara Schuko, Timuride 434 f.
Dardiſtan 358.
Dareios 261. 285. 336. 578. 581.
Darien 597.
Darkot, Pamirpaß 278.
Darwinſche Abſtammungslehre 368.
Daſeinskampf 336.
Datt 10.
Dauladabad 424.
Daule Khan Lodhi, Afghane 424. 426.
— Rao Sindia 466.
David 580.
Davies, Major 510.
Dawarbachſch 433.
Dawikotta 456.
Dawkins, W. Boyd 64.
Dawud Schah 429.
Day, Francis 453.
Deduktion 26.
Dekabriſten-Unruhen 349.
Dekhan 354 f. 359. 400. 416. 421. 431 f. 434. 436. 440. 443. 453. 455 f. 458. 487. 574.
Dekker, Edouard Douwes 548.
Delagoa-Bai 596. 600.
Delhi 302. 416 ff. 420. 423 f. 426 f. 432 ff. 440 ff. 450. 459. 462. 466 f. 474. 481 f. 488.
Delisle de la Croyère, Louis, Aſtronom 340.
Demagogie 208. 236.
Demak 557.
Demokratie 208. 560.
Denjen 192.
Deportation, ſ. Zwangsanſiedelung.
Derbent 298.
Descartes 12.
Deſchnef, Koſak 340.
Deutſch-franzöſiſcher Krieg 569.
Deutſch-polniſches Heer 295.
Deutſche 358. 597. 599. 603.
— Finanz 221.
— Kriegsſchiffe 222. 449.
Deutſchland 160. 170. 178. 182. 198. 210. 220. 222. 247. 351. 449. 458. 525. 586. 595. **602.** 604.
Deviſe, ſ. Jahresdeviſen.
Dewadatta 390.
Dewagiri 421 ff.
Dewanampija Tiſſa 496.
Dewarawati 521.
Dhamma 497.
Dharma Paula Radſcha (Don Juan Pandaura) 508.
Dhatuſena 493. 502.
Dhigo Negoro, Javane 553.
Dhulip Singh 477 f.
Dialektik 406.
Diamanten 538 f. 555.
Diaz, Bartholomeu 445. 529.
Dichtkunſt 140. 411.
Dico, San 565.
Diebesſprache 473.
Diemen, Anton van 546.
Dienſtpflicht, ſ. Wehrpflicht.
Dieppe 568.
Diluvialfauna 30. 35.
Diluvialmenſch 8. 27. **35 ff.** 55.
Diluvialſchichten 33.
Diluvialſchutt 42.
Diluvium **27 ff.** 52. 252. 322. 333. 532.
Dingo 70.
Diodorus Siculus 1. 400.
Diodotos 403.
Dioscorides 579.
Dipawamſcha 391. 493.
Diplomatie 203. 218. 225. 228. 230. 255. 310. 343. 346. 449. 539.
Dispoſition, ſozialpſychiſche 25.
Disputationen 130.
Diu 446.
Diwanat 460.
Dſch..., ſ. Dſch...
Dnjepr 337.
Doggersbank 231.
Dolmen 91.
Dominikaner 147. 151. 185. 447.
Donabew (Burma) 471.
Donau 261.
Donauländer 270.
Doniſche Koſaken 337.
Donnerkeile 61.
Donnerſteine 39.
Dontard de Lagrée 529.
Dordogne 50. 56.
Dorf 194. 372.
Dörpfeld 100.
Doſt Mohammed 469. 474 f. 483. 487 f.
Douglas, Robert K. 106.
Dove 19.
Dovrefjeld 38.
Drake, Francis 450.
Drama 414.
Drawida 351. 359 ff. **365 ff.** 390. 403. 406 f. 421. 428. 469. 496. 502. 504. 506. 514.
Dreißigjähriger Krieg 160. 182. 449.
Dſchaffna 448. 506 f. 509.
Dſchagadwidſchaja Najaka 504.
Dſchagatai 298 ff. 303. 426.
Dſchagdalak 475.
Dſchah von Radſchputana 440.
Dſchaina 361. 398. 400. 405 f.
Dſchaipal 417.
Dſchaipur 413. 440. 486.
Dſchajatandra 418.
Dſchajawarman V. 515.
Dſchakatra 545.
Dſchalander, Duab 477.
Dſchalandhra, Konzil zu 285.
Dſchambudwipa 494. 498.
Dſchammu, Radſcha von 477.
Dſchamna 370. 387. 403. 426. 467. 481.
— Kanal 423.
— Taraïn 418. 421.
Dſchangala, Dynaſtie 549.
Dſchangelſtämme 359 f. 363 f. 401. 425. 469. 483. 490 f.
Dſchaniden von Transoxanien 298. 305. 320.
Dſchanna Mohammed Schah 245.
Dſchapara, Vertrag 552.
Dſchaswant Rao Holkar 466 f.
Dſchatakas 509.
Dſchei Singh II. 440.
Dſchelair, Emir von 299.
Dſchelal ed-Din Khildſchi, ſ. Feroz Schah II.
— — Mankburni 419.
Dſchellalabad 475.
Dſchen, Reich 213.
Dſchengis Khan (Temudſchin: Taitſu) 133. **143 f.** 147. 179. **288 ff.** 298 ff. 305 f. 336. 419 f. 424.
Dſchengiſiden 311.

Dschetawana 390.
Dschahanfi 479. 481. 483.
Dschihandar Schah, f. Moiſs ed-Din.
Dschihangir, f. Nur ed-Din Mohammed Selim.
Dschilolo 560.
Dschimmu Tenno 165. 167. 173. 175.
Dschina 398.
Dsching Kogu, Kaiſerin (201—269) 169.
Dschodhpur 428. 470.
Dschokdschokarta 553.
Dschuang 367.
Dschubradſch 490.
Dschudſchi 299f.
Dſchunken, ſ. China, Schiffe.
Dſungarei 105. 311.
Dſungaren 304. 314ff.
Dſungſtämme 107.
Duab 375. 420f. 460. 467. 483.
Dubois, E. 533.
Duchesne, J. Ch. R. A. 570.
Dufferin, F. T. Blackwood, Graf von 488f.
— Lady 489.
Dukmeyer, C. C. 303.
Duldſamkeit 432.
Dundas, David 467.
Dunganen 133f. 342.
Dupleix, J. F. 454ff. 465. 598.
Dupuis, Franzoſe 529.
Durbar 490.
Durdſchan Sal 471.
Durga 409.
Durven, Diederik 546.
Duttha Gamani 498ff.
Dwaraſumadra 421.

Eckard 10.
Edelmetalle 265. 329.
Edelſteine 445. 507.
Eden, Aſhley 484.
Edkins, Joſeph 112.
Edomiter 580.
Edriſi, Geograph 538. 567. 584.
Edwardes, H. H. 478.
Ehe 365.
Eheloſigkeit 172.
Eibe 29.
Eiche 29.
Eichhorn, Johann Gottfried (1752 bis 1827) 14. 21.
Eike von Repgow 2.
Einbaum 82.
Einfuhr 200. 211. 237. 570. 582.
Einſiedler 384. 389.
Einwanderung 235. 549. 556f. 563. 565ff. 570. 576. 594.
Eiſen **93.** 253. 266. 372.
Eiſenbahngeſellſchaft, öſtl. chineſ. 222.
Eiſenbahnweſen 220. 223. 226. 232. 236. 239. **346.** 477. 479. **483.** 520. 570. 603f.
Eiſeninduſtrie 356. 536. 566.
Eiſenzeit **93. 97.** 254.
Eismeer 325. 329f. 339. 447.
Eiszeit **30f.** 46. 243. 249.
Ekaterinburg 349.
Ekkehard von Aura († nach 1125) 2.
Elamiten 578.
Elara, Tamil 499.
Elath 580. 585.
Elch 32.
Elefant 29. 420. 426. 428. 491. 504. 507.
Elfenbein 99. 539.
Elgin und Kincardine, Victor Alex. Graf von 490f.
— James Brun Graf von 483f.
Elias, Prophet 2.
Eliſabeth, Königin 450.
El Komr 567.
Ellenborough, Edward Law, Lord 473. 475ff. 601.
Ellitſchpur 425. 429.
Elphinſtone, Mountſtuart 423. 470.
— Will. Gge. Keith (Generalmajor) 475.
Emden 449.
Emeſa 298.
Emir Khan 469f.
England 155. 158. 161. 185f. 203f. 210f. 220. 223f. 228f. 232. 235. 279f. 285. 305. 310. 313. 315. 343f. 350. 356f. 413. 441. **447ff.** 486f. 509f. 518ff. 525. 527. 529. 547. 551. 553. 558. 560. 569ff.
— Faktorei 527.
— Fiſcherflotte 231.
— Flotte 481. 564.
— Geſandter 206. 222. 363. 450.
— Geſandtſchaft 203f. 450.
— Geſchwader, Schiffe, Dampfer 204. 220. 339. 546.
— Parlament **452.** 458. 460. 464.
— Reſident 518. 520.
— Sprache 472. 486.
— Weltpolitik **465ff.**
Engländer 486. 509. 519. 523. 527. 545f. 552. 555. 557ff. 562. 568. 597f. 600. 603.
Engliſch-burmaniſche Kriege 519f.
Engliſch-chineſiſcher Handelsvertrag 228.
Engliſch-franzöſiſcher Krieg gegen China (1840/42, 1857/58, 1860) 155f.
Engliſch-japaniſcher Vertrag 233.
Engliſch-Oſtindiſche Kompanie 448f. 450. 459. 472. 479.
Enomoto, Admiral 206.
Entdeckungszeitalter 546. 593.
Entſittlichung 546.
Enzyklopädie 154.
Eolithen 34f. 45.
Epen 257. 414.
Epheſus, Konzil 288.
Epigonentum 393.
Epigraphiſche Denkmäler 515.
Erasmus von Rotterdam 4.
Eratoſthenes 590.
Erbfolgekriege 552. 558.
Erbfolgerecht 197. 201.
Erbſen 74.
Erdbauten 65.
Erdbeben 145.
Erdkunde, ſ. Geographie.
Erfindungen 160.
Er-langa 549.
Erle 33.
Erlöſung 381f.
Eroberungspolitik 338.
Eros 286.
Erratiſche Blöcke 87.
Erwerbsgemeinſchaft 170.
Erythräiſches Meer 540. 580.
Erz 95. 372. 558.
Erzbiſchof von Peking 288.
Erziehungsweſen, ſ. Schulweſen.
Eſel 72.
Eskimo 46. 52. 65ff. 70. **321.** 334.
Eſoteriſche Probleme 279. 407. 412.
Esper (1742—1810) 35f.
Etappenhandel 264. 314. 581f.
Etappenſtraße 266. 268. 294.
Ethik 210. 273.
Ethnographie, ſ. Völkerkunde.
Eto Schimpai 208.
Etzigo 208.
Etzijen 187f. 197. 203. 205.
Eudemos (Indien) 402.
Eugen, Prinz 449.
Eunuchen 140. 145. 149f. 159.
Euphrat 344. 453. 577. 581. 584f.
Europa 160. 182. 242. 247. 250. **256.** 269. 282. 289. 292. 295f. 307. **321f.** 337. **447.** 465. 526. 532. 563. 565. 577. 583. 587. 595. 599f. 602.
Europäer 357. 361. 403. 432. 434. 444ff. 486. **517.** 524. 527. 539f. **543ff.** 550f. 557f. 560. 566. 568. 574. 589. 592ff. 603ff.
Europäiſche Bücher 199.
— Kultur 480. 483. 526. 564.
— Politik 545.
— Sprachen 368.
— Weſtſtaaten 295.
Euſebius († 340) 1.
Evangeliſch-lutheriſche Miſſion in Leipzig 449.
excommunicatio major 152. 185.
Exegetiſche Schule 143.
Exterritorialität 211.
Eziongeber 580.

Fa hien 129. 406. 539.
Fakhr ed-Din Dſchauna Khan (Toghlukide), ſ. Mohammed II.
Faktoreien 327. 445. 448ff. 454. 518. 546. 555. 557ff. 589. 596f.
Familie **174.** 194. 197. 209. 363. 369. 372. 537.
Familiennamen 109. 508.
Fanatismus 103. 171. 328. 419f. 435. 440. 446. 484. 486. 491. 499.

Faradsch von Ägypten 303.
Farben 109.
Färberei 266. 592.
Farges, des 523.
Faröerinseln 84.
Farquhar, Sir Robert 569.
Farrukhsijar, s. Mohammed.
Farsistan 301.
Fasl, s. Abu Fasl.
Fath Ali von Persien 468.
Fatta Ullah Imad Schah von Berar 425.
Fattepur Sikri 426. 428.
Fauna, s. Tiergeographie.
Fegefeuer 382.
Fehden 318f. 537. 566.
Feigenbaum, heiliger 389. 397.
Feldbahn 237.
Feldbau, s. Ackerbau.
Feldzeichen 171. 177. 293.
Felle 244. 266.
Felltribut, s. Jassak.
Fenel 94.
Ferghana 244. 259. 273. 305. 314. 317. 320. 343. 425.
Fergusson, James 541.
Ferid Khan, s. Schir Schah.
Feros (Suride) 427.
— Schah I. 420.
— — II. 421.
— — III. 423.
Ferosschah (1845) 477.
Feste 409. 413.
Festungen 328. 364.
Fetischdienst 408.
Feudalismus 175. 192f. 208f. 256. 318. 398. 552. 567.
Feueranbeter 358.
Feuerbestattung, s. Leichenverbrennung.
Feuerländer 43. 53. 60. 66. 68. 75.
Feuerstein 66. 81. 362.
Feuersteingebiet 48. 66.
Feuerstein-(Silex-)Geräte 40. 45. 66.
Feuerstellen 52.
Feuerwaffen 568.
Fichte 19. 29. 62.
Fichtenzeit 65. 75. 77.
Fidschi 536.
Filipinos 564.
Fillmore, Millard 204.
Finanz 134. 156. 232f. 237. 241. 432. 438. 548.
Finnen 20. 247. 324. 337.
Finnisch-ugrischer Sprachstamm 250. 256. 326.
Finnland 326.
Firnis 265.
Firus, s. Feros.
Fisch 371.
Fischer 46. 63. 75. 162. 331. 334.
Fischer, Johann Eberhard 340.
Fischesser 164.
Fischfang 52. 60. 65. 83. 170. 322. 329. 333.
Fischgrätenmuster 49. 68.
Fitsch, Ralph 450.
Flachs 73.
Flacourt, Etienne de 568.
Flandern 595.
Flechtornament 53.
Flechttechnik 51. 83.
Fleischnahrung 371.
Fliegenwedel 324.
Flora 321.
Florenz 595.
Floris 534. 562.
Flotte 144. 189f. 202. 206. 216. 235. 436. 446. 544. 551. 578. **580f.** 587. **595.**
Flußpferd 29.
Flutepoche, s. Diluvium.
Föderative Staatsform 331. 335.
Föhre 29.
Fokien 223.
Forde 458.
Formosa 106f. **152ff.** 156. 162. 209f. **220.** 448. **537.** 546. 562f.
Forstwirtschaft 483.
Fort Dauphin 568f.
— Diwangir 484.
— Kalinga 469.
— St. David 454ff.
— Wandewasch 458.
Forts 217f. 220. 453.
Fraas, Oskar 43. 45f. 48. 51. 62.
Francis, Philipp 462.
Franck, Sebastian (1499—1542) 4.
Franken 58.
Frankfurt a. M. 15.
Frankreich 151. **155.** 161. 204. 220. 222f. 235. 247. 280. 454ff. 463. 489. 510. 520. 524f. **527f.** 529f. 551. 568ff. **598ff.**
— Banken 222. 520.
— Expedition 218.
— Flotte 204. 523.
— Handelsgesellschaft 448. 598.
— Matrosen 206.
— Mission 217.
— Resident 529.
— Revolution 465. 528. 570. 601.
Franziskaner 147. 185.
Franzosen 449. 457. 515. 523. 528. 565. 597f. 600. 603.
Französisch-Anam 526.
Französisch-Indochina 285. 530.
Französisch-Kotschinchina 529.
Französisch-Ostindische Kompanie 568. 598.
Frau 107. 160. **398. 411.**
Frauenorden, s. Nonnen.
Freher 10.
Freibeuter 183.
Freimaurertum 564.
Freising, Otto von 2.
Freiwillige 234.
— Kompagnien 236.
Fremdenhaß 203. 211. 225. 346. 569.
Fresken 281.
Friedhof, s. Leichenbestattung.
Friedrich der Große 449.
Friesen 58.
Frondienst 140. 142. 175. 192. 547f. 553.
Fuchs 30.
Fudai 194.
Fudschu 213.
Fuhrwesen, s. Wagen.
Fuh(s)i 108.
Fujiwara 165. **173ff.** 190. 194.
Fukien 153.
Funen 64.
Fünfstämmebund 371. 375.
Fünfstromland 370. 387. 401.
Furtwängler 100.
Fusan 216ff. 350.
Fuschimi 191. 196. 205. 216.
Futschau 155.

Gadscha Bahu IV. 504.
Gaikawar 443. 474. 485.
Gaillenreuth, Höhle von 35.
Gaja 286.
Galdan Khan 309. 312.
Galle, s. Point de Galle.
Gallieni, General 570.
Galvão, Antonio 544.
Gama, Vasco da 403. 445f. 507. 585f. 593ff.
Gandhara 401.
Gandharaskulpturen 281. 285ff.
Ganesch 515f.
Ganges 302. 306. 352. **354ff.** 370. 387. 398. 401. 404. 406. 409. 417. 421. 426. 449. 453f. 457. 459. 467. 469. 471. 482. 492f. 495. 511. 514. 574.
Gangeskanal 477. 479.
Ganggräber 88.
Gardane, M. C. de 468.
Garnier, Marie Joseph François 530.
Garnisonen 196.
Gartenwirtschaft 74. 200.
Gas 160. 486.
Gaspar, Don, Erzbischof von Goa 507.
Gastwirte 133.
Gatterer, Johann Christoph (1727 bis 1799) 14.
Gaudamak 475.
Gaugenossenschaft 369. 372. 386. 440.
Gaupati 421.
Gautama Siddharta 283. 402; s. auch Buddha.
— Familie 388.
Gebet 374. 377.
Geding Souro, Javane 555.
Gedrosien 400ff.
Geesvölker 586.
Gefäße 63.
Geflügel 72.
Gefolgschaft 193f.
Geheimbünde 561.
Geistiges Leben 348.
Gelbe Gefahr 540.
Gelbes Meer 105f. 211f. 215. 258.

Gelehrsamkeit 411.
Gelehrte 200 ff. 258. 417.
Gembloux, Sigebert von 2.
Gemeinde, christliche, s. Christliche Gemeinde.
Gemeindeland 175.
Gemüsebau 74.
Genealogie 383.
Generalgouverneur 545.
Generalresident, japanischer, in Korea 233.
Generalstaaten 547.
Generalstatthalter 461. 570.
Genf 8.
Genroin 233.
Gensan 218.
Genua 348. 445. 572. 595f.
Genußmittel 592.
Geographie 21. 340. 531. 590. 592.
— historische 8.
Geographische Lage 320. 336. 492. 532. 553f. 556. 579. 601; s. auch Klima.
Geographischer Grundlage, Weltgeschichte auf 20.
Geok-Tepe, Feste 344.
Geologie 27. 92. 340.
Georgien 298. 300. 302.
Geräte 53. 96.
Gerichtsbarkeit, s. Rechtspflege.
Gerichtshof, höchster 461f.
Gerini, G. E. 514.
Germanen 71. 284. 599.
Gerste 73. 369.
Gervinus 11.
Gesandtschaften 168. 226f. 583.
Geschichte 93. 412.
— der Menschheit 251.
—, Periode aufdämmernder 92ff.
Geschichtliche Literatur 254.
— Methode, s. Methode.
Geschichtlicher Pragmatismus 11.
Geschichtliches Verständnis 19.
Geschichtliche Zeit 165.
Geschichtsphilosophie 1. 10. 12.
Geschichtsquellen 374. 404. 493.
Geschichtsschreibung **1ff.** 284. 297. 319. 493. 499f. 540; s. auch Annalen, Chronistik, Jahrbücher usw.
Geschichtswissenschaft 92.
Geschlechterverfassung 159. 170. 173.
Geschlechtsregister 303.
Geselligkeitstrieb 251. 372.
Gesellschaft 437. 492. 532. 566.
Gesellschaft der großen Faust 225.
Gesellschaften, Geheime 155. 158. 239. 564.
Gesellschaftsordnung 386. 411.
Gesenius, Wilhelm 265.
Gesetzbücher 378.
Gesetzgebung, s. Rechtspflege.
Gesittung, s. Sitte.
Getreide 52. 83. 109. 167. 371.
Gewerbe 169. 208. 289. 444.
Gewichte 199.
Gewürze 75. 266. 445. 450. 507. 538. 540f. 545ff. 560f. 585. 592. 598.
Gewürzinseln 448. 543f. 546. 561. 598.
Ghakkar 418.
Gharia 459.
Ghasan, Ilkhan (1295—1304) 298.
Ghasi ed-Din 439.
Ghasni-Dynastie 416ff. 474f.
Ghats 352. 386. 444.
Ghijas ed-Din Balban 420. 422.
— — II. Machmud 418.
— — Mohammed Ibn Sam 418.
— — Toghluk 422f.
Ghor-Dynastie 416ff.
Ghulab Singh 477.
Ghusen 275.
Gia long 528.
Gibbon, Edward (1737—94) 14.
Gikwar, s. Gaikawar.
Gilden 201. 208f.
Gilgit 278. 370.
Giljaken 161. 324. 336.
Gillespie, Sir R. R. 469.
Gingen, Schlacht (1750) 456.
Giquel 158.
Glas 99. 266.
Glaubensfreiheit, s. Religiöse Duldung.
Glaubenskrieg 549.
Glaubensregiment 307.
Gletscher 30. 62.
Glyptodonpanzer 55.
Gmelin, Joh. Georg, Botaniker 340.
Gnostizismus 284.
Goa 185. 352. 446. 448. 450. 468. 507. 559.
—, Erzbischof von 447.
Gobi 243. 259. 311. 340.
Go Daigo 181.
Godaweri 355. 405.
Godefroy de Guignecourt, Denys (Dionysius Gothofredus) (1549 bis 1622) 8.
Gofudai 194.
Gogra 450.
Gohei 324.
Goiwana 492.
Gokama 386.
Gokennia 193f.
Gold 93. 200. 253. 265. 538f. 555. 557. 565. 567. 570.
Goldast 10.
Goldene Chersones 541. 582; s. auch Malakka (Halbinsel).
— Horde 298.
Goldminen 191. 251.
Goldschmiedekunst 372.
Goldwäsche 244.
Golkonda 434. 436. 438. 454.
Golowkin, Graf Jurij A. 155.
Gond 359. 367.
Gopura 397.
Gordon, Major Ch. G. († 1885) 157.
Gosankio 197. 203.
Goschi 194.
Go Schirakawa 176f.
Götter 373. 408.
Götterbilder 422. 556.
Götter- und Heroenzeit 164.
Gough, Sir Hugh 477f.
Gowind II. 440.
Gowindpur 454.
Grabbeigaben 97f. 366.
Gräber 52. **87ff.** 99. 116. 263. 326. 362; s. auch Leichenbestattung.
Grabsteine (-stelen) 254. 362.
Gräko-buddhistische Kunst, s. Gandharaskulpturen.
Grandidier, Alfred 534. 565.
Gravierung 50. 53. 84.
Gray 13.
Gregor XIII., Papst 185.
— von Tours 498.
Greise 263.
Grenzregelung 340. 485. 525.
Grenzverkehr 264.
Griechen 322. 353. 384f. 400. 415f. 582. 584. 589. 592.
Griechenland 160. 170. 254. **279ff.** 408. 572.
— Geschichtsschreiber 261.
— Quellen 257.
— Sprache 284.
Griechentum 285. 591.
Griechisch-baktrisches Reich 283f. 286. 403.
Griechisch-römische Kultur 280. 541.
Grimaldi, Grotte 56.
— -Rasse 56.
Grimm, Jakob und Wilhelm 368.
Gronemann, J. 541.
Grönland 29. 329.
Grönländisches Moos 44.
Groß 95f.
Große Mauer **121ff.** 136. 149. 246. 258. 281. 287.
Großgrundbesitz 192. 464.
Großkhan von Sibirien 338.
Großmogul 450. 452. 456f. 460. 462. 466. 472. 482.
Großrussen (Muschiks) 163.
Großschogun 181.
Grundbesitz 172. 194. 208.
Grundeisformation 32.
Grundmoräne 33f.
Grundsteuer 126. 140. 464.
Grünwedel 107. 280f. 284.
Gudscherat 361. 376. 386. 400. 403. 405. 417f. 424. 427. 429. 442. 448. 463. 474. 493f. 496. 541.
— Stadt 478.
Guignes, Joseph de (1721—1800) 257.
Günstlingswirtschaft 522.
Gupta 404.
Gur Emir-Moschee 303.
Gurkha 154. **468ff.** 483. 490.
Guru 440.
Guthric 13.

Gwalior 418f. 426. 434f. 443. 463. 466f. 470. 474. 476f. 483.

Hackbau 250f.
Hadramaut 581.
Hafen 203. 532. 540. 542. 570. 582. 586.
Hafer 74.
Hahn, Eduard 251.
Haiderabad (Dekhan) 356. 360. 362. 424f. 439. 441ff. 464f. 474.
— (Sindh) 468.
Haider Ali 460f. 463. 466. 488.
Haiman 107. 156. 223. 527.
Hai phong 530.
Hakas, ſ. Kirgiſen.
Hakodate 200. 202.
Hakonepaß 181.
Halbbarbaren 512.
Halbkultur 306. 562.
Halima 307.
Hallſtattfunde 97. 100.
Hallſtattperiode 97. 99.
Halmahera 542. 560f.
Hami 280.
Hamiten 577.
Hammelſchlächter 133.
Hammer 68.
Han 218. 240.
— -Dynaſtie 119. 123. 126f. 167. 213. 268. 271.
— — ſpätere 104. 125ff. 134f. 141. 213.
— Fluß 218. 240.
— jang am Han, ſ. Söul.
— ſüdliche 89f.
— Tſcho 110.
Handel 137. 165. 183ff. 187. 200. 203. 208. 210. 216. 232. 236. **244.** 256. 262. 264. 266. 268. 291. 312. 314. 327. 339. 342f. 348. 352. 357. 364. 387. 431. 444ff. 450f. 454. 488. 494. 504. 518. 527. 534. 537ff. 542f. 545. 548ff. 554. 556ff. 563f. 566. 570. **578.** 595.
— freier 547.
— weſt-öſtlicher 266. 275.
Handelsbeſchränkungen 553. 564.
Handelsbräuche 264.
Handelsflotte 510.
Handelsgeſellſchaften 447f. 452. 545f. 558. 568. 596.
Handelskaſte 410.
Handelsmächte 596.
Handelsmonopol 201. 265f. 273. 445. 447. 472. 507. 509. 544. 546ff. 558. 561. 563f. 580.
Handelsplätze 196. 200. 266. 532. 542. 547. 551.
Handelspolitik 314. 338. 384. 446f. 455.
Handelsprivileg 450.
Handelsſperre 267.
Handelsſtraßen 256. 267f. 271. 274. 306. 437. 565.
Handelsverträge 343. 522. 525. 530. 555. 569.
Handelsvorteile 525.
Handmühle 73.
Handuruwo 492.
Handwerk 170. 200f. 208f. 371. **379ff.** 437.
Hanf 167. 490.
Hängebrücken 160.
Hangtſchau 104. 143.
Hankau (Stadt in China) 106. 240.
Hannibal 278.
Hanoi 527. 530.
Hanſi 582.
Haongho, oberer 292.
Harakiri 179. 188. 191. 205. 231.
Hardinge, Henry 473. 477. 479. 483.
Hardy, Edmund 394.
Hare, William 558.
Haremswirtſchaft 127f. 139. 147. 150. 159. 422. 439. 489; ſ. auch Eunuchen.
Haſan ed-Din, Khildſchi 419.
— Gango 424.
Haſelnuß 29.
Haſtinapura 375.
Haſtings, Marquis, ſ. Moira.
— Warren 461ff.
Hatamoto 193ff.
Hatſchepſut 575. 578.
Hatſchiman, Kriegsgott 169.
Haudenſyſtem 175.
Häuptling 364. 369. 559.
Hausbau 321. 369. 371.
Hauſer 6. 56.
Hausmeiertum 299. 301. 527f. 569.
Haustiere 44. 46. 48. 52. 59f. 63f. 70. 79. 83. 95. 109. 371.
Havelock, Henry 482.
Heath, Kapitän 451.
Hebräer 112. 579ff.
Hedin, Sven v. 280. 310.
Hedſchra 586. 589.
Heer, Oswald 73f.
Heerweſen 208. 372. 437f.
Hegel 19.
Heidelberg 8. 15.
Heilige 286.
Heilige Bilder 170. 278.
— Bücher 278. 306. 313. 374. 377. 383. 399.
Heineccius 10.
Heinrich der Seefahrer 445.
— IV. von Frankreich 454.
— II. von Niederſchleſien 295.
Held, Friedrich Wilh. Alex. (1813 bis 1876) 16.
Heldenzeit 551.
Hellenismus 280. 581.
Hellfarbige Völker 533.
Helmolt, H. F. 7. 21. 23.
Henu 578.
Herat 292. 298. 301f. 418. 474. 480f. 483. 488.
Herd 63. 371f.
Herden 108. 253. 262. 369. 385.
Herder 10. 13. 21f.
Herkulanum 49.
Hermaios 403.
Hermann der Lahme († 1054) 2.
Herodot 22. 71. 80. 255. 263. 400. 579.
Hertel 414.
Heſenthaler, Magnus (1621—81) 8.
Heyne, Chr. Gottlob 14.
Heytesbury, William Lord 473.
Hiakſei (Korea) 213f.
Hidaſpes 401.
Hidejori 184. 191f. 201.
Hidejoſchi 149. 169. 183. **188ff.** 193. 197. 216.
Hidetada 191f. 197f.
Hiedopha 530.
Hieizan 171. 177. 181.
Hienfeng 224.
Hieroglyphen, ſ. China, Schrift.
Hieronymus, Danielkommentar 2.
Hilment 474.
Himalaja 105. **243ff.** 275. 277. 279. 285. **353. 355f.** 358f. 361. 407. 419. 423. 429. 462. 469. 579.
Himmelskunde, ſ. Aſtronomie.
Hinajana 285. 406. 541; ſ. auch Buddhismus, ſüdlicher.
Hindoſtan 418ff. 424. 441. 443. 454. 459. 466f. 482. 486.
Hindoſtani 422.
Hindu 281. 360ff. **405ff.** 481. 486. 488f. 509. 514. 539ff. 544ff. 549ff. 554ff. 561. 566. 576. 604f.; ſ. auch Brahmanismus, Schiwa, Wiſchnu.
— -Dynaſtie 488.
Hinduismus **406ff.** 410. 416ff. 420ff. 424ff. 428. 431. 433ff. 438. 458. 461. 478. 480.
Hindukuſch 262. 279. 370. 426. 434. 474.
Hinterindien, ſ. Indochina.
Hiphaſis 401.
Hippalos, Seefahrer 582.
Hipparch 590. 598.
Hira 584ff.
Hirado 184. 186.
Hiram 580.
Hirſch 29. 83.
Hirſchhorn 81.
Hirſe 74. 356. 369.
Hirten 35. 79. 289. 333. 356. 376. 380. 385. 410.
Hirth, Fr. 126. 257. 267.
Hislop, Sir Thomas (1764—1843) 470.
Hiſſarlik, Burghügel 73.
Histoire raisonnée 11.
Hiſtoriker, zünftiger 17.
Hiſtoriſch, ſ. Geſchichtlich.
Hiſtoriſch-Archäologiſche Geſellſchaft (Siam) 526.
Hitachi 181.
Hitotſubaſchi 197. 203. 205.
Hiuen Tſang 406. 521.

Hiung nu, ſ. Hunnen.
Hizen 189. 197. 207f.
Hoangho 106. 126. 244. 258. 293ff.
Hobart, Lord 510.
Hochaſiaten 248.
Hochaſien **242ff.** 329. 331. 337. 422.
— Straßen 255. 266.
Hochſeefahrten 582.
Hodſcho 178ff. 193; ſ. auch Tokimaſſa.
Hoernle, A. F. R. 399.
Hof 195. 579. 585.
Hofadel 174f.
Hofſchulen 195.
Hohe Tatarei, ſ. Tarimbecken.
Höhlen 35.
— des Périgord 48. 50.
Höhlenausgrabungen 50.
Höhlenbär 27. 29. 35.
Höhlenbewohner 48. 163.
Höhlenfunde 47. 55. 83.
Höhlengegend 69. 79. 85.
Höhlengravierung 50.
Höhlenhyäne 32.
Höhlenmalerei 50f. 53.
Höhlenwohnungen 83. 85.
Holkar 443. 463. 466. 469f.
Holland, ſ. Niederlande.
Hölle 382.
Holzplattendruck 160.
Holzwaren 82.
Homer 101. 253.
Homo sapiens 55.
Honan 103. 116. 129. 141. 294.
Hongiefahrten 561.
Hongkong 155. 161. 223.
Honjo 192.
Honſchiu 161. 335.
Hoops 73.
Horden 316. 319. 364.
Hoš 367.
Hoſain Emir 301.
Hoſpitäler 226. 423. 486. 489. 495.
Hotel 67.
Hottentotten 605.
Hou Liang, ſ. Liang (ſpätere).
Houtman, Cornelis de 545.
Howa 566ff. 603.
Hſia 141f. 192.
— -Dynaſtie 104. 109.
— — weſtliche 293.
Hſiang fu 288.
— Tſchi 123.
Hſien pi 258. 260. **270ff. 331f.**
Hſing tſching (Stadt) 333.
Hſüan Ti 267. 291.
Hſuan Tſung (Tao kwang) 104f.
Hſuang Tung (Puh ji) 238.
Huë 527.
Huemo Kadphiſes 403f.
Hugli 449ff. 453f. 458.
Hulagu 297f. 420.
Humanismus 3. 13.
Humajun 426ff.
Humawas 508.
Humboldt, Wilhelm v. 19. 21.
Hunan 240.
Hund 46. 49. 52. 63. 65. 70. 87. 150. 240. 322. 324. 369. 536.
Hünenbetten 65. 87.
Hungersnot 150. 356. 364. 410. 423. 461. 483ff. 488. 490. 506. 509.
Hunnen (Hiung nu) 103. 126. 128. 247. **257f.** 261. 263. 265f. **269ff.** 273. 275. 277. 290. 325f. 331. 336. 403f.
Hunza-Nagar 161.
Hupei 106. 145. 240.
Huſſein Ali, Seijid 439. 442. 444.
Huth 280.
Hütten 80.
Hutuktu 313.
Hutung 194.
Hyäne 30.
Hydrographie 573. 598.
Hymnen 368. 370. 373f. 377. 412. 414. 579; ſ. auch Weden.
Hyperboreer 321.
Hypotheſe 26.

I-Barbaren 107.
— hông 219.
Iboina 567.
Ibrahim II. (Lodhi) 424. 426f.
— Schah I. (Khildſchi) 421.
— (Delhi) 305.
Idealphiloſophie 19.
Ideenlehre 19.
Idſumo 164. 167.
Idumäer 580.
Ijejas 179. **185ff. 190ff.** 198. 200f.
Ijemitzu (1623—51) 198. 217.
Iki 161. 180.
Ikko 171.
Ilanaga 500.
Ili 101. 105. 157f. 161. 244. 341. 350.
— tſchu tſai 293ff.
Ilion 101.
Ilkhane 297. 299.
Ilm 43.
Imam 147.
Imerina 566f.
Imola 86.
Imperialismus 465ff.
Inaul (Fliegenwedel) 324.
Inder **356ff. 540ff.** 549. 564. 570. **584f.** 594f. 604f.
India Office 488.
India-Bill 464.
Indianer 60. 70. 564.
Indien 102. 183. 229. 232. 242. 245. 248. 252f. 260ff. **266ff.** 278. 283f. **292f.** 300. 302. 304ff. 310. 336. 343f. **350ff.** 369. **401f. 411ff.** 492. 494. 496. 499. 510f. 515. 533. 536. **540—542.** 547f. 550. 553. 570. **578f.** 581f. 586f. 592. **594ff.** 604.
— Einverleibung in England 483.
— Epigraphik 393.
Indien, Geſandtſchaft 582.
— Handel 266.
— Heroenzeit 383.
— Hiſtoriker 404.
— Kaiſerreich 483. 488.
— Kaſtenweſen 137.
— Kaufleute 549. 551.
— Kontrollamt, ſ. Board of Control.
— Kultur 106. 159. 277. 306. 516. 538. 541ff. 549f. 554. 576; ſ. auch Brahmanismus, Hinduismus.
— Miſſionare 129.
— Rat von 545.
— Schrift 281.
— Sprachen 284. 359. 536.
— Vizekönige 483.
Indiſcher Ozean 344. 356. 444. 468. 516. 537. 542. 565f. **571ff.**
— Archipel 541f.
Individualpſychologie 25.
Indochina 257. 283. 450. **510ff.** 575f. 604.
Indochineſen 359. 576.
Indogermanen 368.
Indoneſien 468. 517. **531ff.** 538ff. 542. 545. 550. 553. 556. 559ff. 565f. 572. **574ff.** 588f. 595.
Indoneſier 492. 512f. 535.
Indoneſiſcher Archipel 512.
Indor 443. 466f. 470.
Indoſkythiſches Reich 258. 262. 281. 286.
Indra 359. 364. 368. 373.
Indraprahaſtha 375.
Indus 276. 306. 351ff. 356. 359. 370. 401. 403. 417. 419. 474. 479. 487. 493. 541. 574. 581. 586.
Induſtrie 199. 232. 236. 387.
Inglis, John 482.
Ingologo von Mataram 552.
Inkarnation 171. 198. 278. 286f. 307. 309. 378. 386. 406f. 515.
Innerafien, ſ. Hochaſien.
Innozenz IV. 146.
— X. 151.
— XI. 151.
Inouje 204.
Inquiſition 151. 447.
Inſchriften 404. 541f. 548ff.
Inſelſtaaten 553. 561.
„Ins Freie fallen" 479.
Integrität Chinas 230.
— Koreas 210. 228f. 233.
Intereſſenſphäre 485.
Interglaziale Epoche 31. 33. 37. 47.
— Schichten 29.
Internationale Miſſion 153.
— Truppen 226.
— Wachen 226.
Internationaler Handel 578. 582.
Irak 296.
Iran **245. 248. 252. 260ff.** 296. 298. 300f. 304. **368.** 579.

Iran, Geistesleben 306.
— Sprache 284.
— Staat 297.
— Volkstum 316.
Iranier 257. 261. 264. 297. 325f.
Iranisierung 305.
Irawadi 353. 471. 478. 511. 513. 516. 518. 520.
Irdikut Schahri 282f.
Irdschar (Bochara) 341.
Irkutsk 339f. 348.
Irnach (Hernac, Irnas) 270.
Irokesen 170.
Irtisch 327. 340. 347.
Ischarnawarman 521.
Iselin, Isaak (1728—82) 10f.
Iskander II. (Lodhi), s. Nisam.
Isker (Sibir), Stadt 328. 338.
Islam 132. 146. 148. 280. 282. 286. **288 ff.** 298ff. 306. 312ff. **328.** 357. 360f. **416.** 422. 431. **538 ff. 542 f.** 548. 550ff. 554. 556f. 559f. 562f. 567. 577. 585f. 593. 604.
— in China 132.
Islas de Poniente 562.
Isle Bonaparte, s. Réunion.
— de Bourbon, s. Réunion.
— de France, s. Mauritius.
— Napoléon, s. Mauritius.
Ismail el-Safi 316.
— Ghasnawide 417.
Israeliten 418. 567.
Issedonen 258. 263f. 403.
Issik-kul 259. 261.
Italien 223. 279. 520. 597. **602 ff.**
Itälmen, s. Kamtschadalen.
Ito, Marquis 204. 210. 220. 224f. 233. 235.
Itschak 234.
Itschang 106.
Iwakura (Kuge) 204.
Iwan IV., der Schreckliche 328. 337f.

Jablonoi-Gebirge 243.
Jacobi, Hermann 399.
Jadeit 244.
Jagd 52. 60. 65. 79. 83. 170. 259. **322.** 325. 329. 347. 351. 371. 428.
Jagdgeräte 45.
Jagdtiere 63. 244.
Jäger 35. 44. 46. 63. 251. 254. 321. 339. 495.
Jägerstämme 357.
Jago, Sankt 184.
Jahrbücher 163. 166f. 173. 180. 516. 539. 559.
Jahresdevisen 121. 148.
Jai Schan, Insel 143.
Jak 245. 276f. 293.
Jakka 492. 494f.
Jakob I. von England 432. 450.
Jakobsen, J. A. 54.
Jakub (Afghanistan) 487.
— Beg 133. 342f.
— Bei, Mohammed 314f.
Jakub Khan 157f. 320.
Jalu 211. 217. 220. 229. 231.
Jama 368.
Jamagata, Marschall 229.
Jamaika 483.
Jamato 164f. 167ff. 180.
Jamswurzel 536.
Jandabo 471.
Jan fang 226.
Jangtse 156. 225. 241.
Jangtsekiang 102. 105f. 295. 353. 511.
Jao 107. 149.
Japan **102 ff.** 148ff. 158. **161 ff.** 212. 216. 218ff. 224. 228f. 232. 236. 258. 265. 280. 284f. **334.** 340. 346. 348. 405. 446. 448. 526. 564. 596.
— Christianisierung 187.
— Entdeckung 183.
— Eröffnung 204. 235.
— Expedition 218.
— Flotte 218. 220. 231.
— Gesandter 210. 226.
— König 182.
— Kultur 159. 336.
— Kunst 335.
— Münzen 335.
— Schrift 335.
— Seeleute 335.
— Staat 331. 537.
— Zivilisation 209.
Japaner 103. 144. 149. 349. 537f. 563. 597.
Japanische Gefahr 237.
Japanischer Archipel 531.
Japanisches Meer 161. 211. 215.
Japanisierung 187. 336.
Japano-Zentrismus 187.
Jarkand 129. 154. 244. 267. 314. 342. 403.
Jarlun 278.
Jarmak, Kosak 328. 338.
Jassak, Fellтribut 327. 339. 347.
Java 405. **446 ff.** 453. 458. 468. 496. 510. 533ff. 539. **541 ff. 545 ff.** 554ff. 558. 560f. 566. 588.
— König 539.
— Reich 149. 285. 538.
— Tempel 286.
Javaner 557. 561. 567.
Jazartes, s. Sir Darjscha.
Jedo 179. 188. 193. 195f. 198ff. 203. 205ff. 217.
Jehova 112.
Jemen 589.
Jenissei 31. 272f.
— -Ostjaken 250. 322.
— -Sprachen 322.
Jen jen 270ff. 326. 332.
Jenkins, Resident 470.
Jesaias, Prophet 104.
Jeso 161. 202. 206. 250. 333. 335.
Jesuiten 149ff. 171. 183. 185. 447. 450. 523. 564.
Jesukai 290.
Jesus 388.
Jettha Tissa I. 501.
— — II. 502.
Ji-Sekte 171.
— wang Jong, Minister 234.
Jin Tschang, General 240.
Joch 252.
Jodosekte 171f.
Joh Fei, General 143.
Joi, japanisches Feldgeschrei 202. 206.
Jokohama 204.
Joram 580.
Joritomo 171. 176. 179. 192f.
Josaphat 580.
Joschimu (1716—45) 199.
Joschu 193f.
Journal of the Siam Society 526.
Jü 109.
Jütschao 108.
Jüan-Dynastie 143ff. 298.
Juan Schi kai 238. 240f.
Juda 580.
Juden 147. 286. 357. 359. 361. 587.
Jue tschi 126. **258 f. 261 ff.** 273f. 284f. 316. 403.
Jugendwehren 236.
Jugrier 327f.
Jühsien 225.
Jukagiren 330.
Jumen 331.
Jü-mönn-Paß 267f.
Junggesellenhaus 537.
Junghuhn, F. W. 548. 550.
Jung lu 227.
Jungpaläolithikum 47. 55.
Jünnan 106f. 133. 148. 154. 296. 511f. 525. 529f.
Jura, fränkischer 83.
— polnischer 85.
Juristische Person 170.
Jußuf (Kaschmir) 429.
— Beg 301.
Jußußei 429.
Justinian 585.
Justinus II., Kaiser 273.
Jütland 64.

Kabinettsbildung 240.
Kabir 407. 440.
Kabul 370. 400f. 417. 424. 426f. 434. 468. 474f. 484. 486f.
— Emir von 483. 488.
— Fluß 252. 305.
— Hausmeier in 301.
Kadaphes 262.
Kadiri (Java) 550. 552.
Kaffee 548. 560. 570. 605.
Kaffern 605.
Kafiristan 429.
Kafur 506.
Kaga 194.
Kagoshima 183. 204.
Kahnpur 482f.
Kahror 404.
Kaifengfu 141. 294.

Kai Kobad, s. Moiss ed-Din.
Kairo 595.
Kaisong 214.
Kaiserkanal 144. 156.
Kak-Dynastie 429.
Kakjen 107.
Kala 587.
Kalahom 523.
Kalajan 541.
Kalender, s. Zeitrechnung.
Kalgan 149.
Kali 409. 473.
Kalifat, s. Khalifat.
Kali Ghat 454.
Kalidasa 414f.
Kalifornien 236.
Kalikut 386. 445. 450. 507. 587. 595.
Kalindschar 427.
Kalinga 358. 386. 406. 421. 493f. 502. 505.
Kalka 144.
Kalkutta 356. 393. **453f. 457.** 459ff. 465. 473. 484. 486. 488. 490. 519.
Kalmücken 133. 154. 309ff. 314. 319.
Kamakura 171. 177. 179. 181. 188.
Kamaon 469.
Kamar ed-Din von Kaschgar 301.
Kambaluk, Erzbischof von 147.
Kambodscha 104. 512ff. 520ff. 524. 526f. 529f.
— Schrift 515. 521.
Kamel 245.
Kamida, Fort 206.
Kamidienst 169.
Kamma (Karma) 395f. 399.
Kampfer 579.
Kamra, Bai von 231.
Kamran 427.
Kamtschadalen 324. 334.
Kamtschatka 321. 333. 335. 339f. 347.
Kanada 483. 488.
Kanagawa 200. 202.
Kanäle 169. 423. 484. 498. 505f. 523. 581f.
Kanara 386.
Kanaudsch 417f. 427.
— Konzil 406.
Kandahar 285. 427. 429. 434. 474f. 487.
Kandi 501f. 507. 509f.
Kane 52.
Kang hwa 217.
— hsi 309f. 312.
— Ju wei 223.
Kanhwa 426.
Kanischka 285f. 403.
Kannanur 450.
Kannstadt 32.
Kanonenboote 227.
Kanonengießen 150.
Kanfu 106. 133. 161. 226. 244. 251. 258f. 315.
Kant 16. 19.
Kanton 106. 132. 150. 154ff. 160. 221. 544. 582.
Kanwa-Dynastie 403.
Kao Tsu 137f. 141.
— Tsung 146. 154.
Kap der Guten Hoffnung 445. 546. 586. 597. 599ff.
— Komorin 386. 422. 456.
— -Nil-Politik 603.
— Rames 446.
Kapilawastu 129. 388.
Kapitalisierung 129.
Kapland 510. 547. 600. 603.
Kara Jußuf 299. 304f.
— Khitai 142. 291.
— Koinlo, s. Turkmenen.
Karakorum 144. 147. 279. 292. 295. 297f. 311.
Karaschar, Oase 133. 244. 280.
Karawanen 264. 267. 314.
Karawanserein 423.
Karim Khan 469.
Karl II. von England 453.
— V. von Deutschland 563.
— VI. von Deutschland 449.
Karluk 275.
Karma, s. Kamma.
Karnatik 444. 455f. 463. 466. 469.
Karo (Japan) 192.
Karolingerzeit 587.
Karrak 420.
Karthago 444. 551. 572.
Kartographie 590. 598; s. auch Geographie.
Kasaken, s. Kirgisen.
Kasan 300. 328.
Käsch 131.
Kaschgar 134. 138. 244. 265. 267. 271. 288. 291. 293. 299. 301. 312. 314. 316. 350.
Kaschmir 285. 358. 360f. 370. 406. 412. 417. 429. 432. 476f. 491.
— Konzil 403. 406.
Kasi (indischer Stamm) 374.
Kaspisee 316.
Kassapa, König von Ceylon 502.
— IV. 503.
Kaste 200. 256. 268. 291. 327. 339. 343f. 360f. **378f.** 387. 398. 402. 407. 409. 411. 440. 478. 492. 494. 508. 541.
Katastrophentheorie 28. 35f.
Kathai 597; s. auch Khitan.
Kathedrale 226.
Kathiawad 402.
Katholizismus 10. 146ff. 160. 288. 508. 523.
Katmandu 469.
Katsch (Indien) 404.
Katschar 485.
Katsura 233.
Kattak (Orissa) 425. 442. 467.
Kattigara 582. 584.
Katwa 459.
Katze 72.
Kaufleute 185. 187. 199f. 208f. 235. 353. 437. 539ff. 557ff. 561. 565. 585. 587. 589.
Kaufmann, Konst. v. 342.
Kaukasus 147. 253. 261. 269. 292. 298f.
Kaulin 161. 223.
Kautschuk 570.
Kawadzi (Kawatschi) 181.
Keane, Baron John 474.
Kehrichthaufen 64.
Keilschrift 106.
Kelat, Khan von 486.
Keller 81.
Kelt 96.
Keltische Sprachen 284.
Kelungtung 562.
Ken Angrok 550.
Kephallinia 523.
Kerait 290. 292f.
Keramik 77. 95. 103.
Kerbholz 46. 51f.
Kern, H. 541.
Kerterajasa, König 550.
Kerulen (Kirilun), Fluß 294.
Kesch 301.
Keschab Kandr Sen 486.
Keßler-Loch 50.
Ketteler, Klemens, Frhr. v. 227.
Khaiber 475. 487. 491.
Khalib 304.
Khalifat 291. 296. 542f. 586f.
Khalka (Mongolen) 154.
Khambat (Cambay), Golf von 352. 376. 386. 450. 493f.
Khami 244. 274.
Khanate 134. 314. 318.
Khandesch 424.
Khanfu 244. 587.
Khanpur, s. Kahnpur.
Kharbin 232. 234. 237. 348.
Khargalik 244.
Khartum 157.
Khasaren 273. 336.
Khasiaberge (Assam) 362.
Khertschen 244.
Khesberat 567.
Khildschi 416. 418ff.
Khisr Khan 424.
Khitai 133.
Khi tan 104. 141f. 214. 275. 332. 521.
Khiwa 267. 270. 291. 301. 318f. 339. **341ff.** 403. 418. 485. 488.
Khmer 513ff. 521f.
Khodschent 291. 341.
Khokand 133. 154. 244. 317. 320. **341ff.** 403.
Khond 359. 478.
Khonsa 427.
Khoraßan 138. 247. 298. 301. 305. 316. 318.
Khotan 244. 251. 271. 288. 314. 317ff. 403.
Khudajar von Khokand 343.
Khusrau Mabik 417f.
— Schah, s. Nasr ed-Din.
— (Timuride) 432f.

Khwaresmier 270. 291. 293. 301. 314.
Khwarism 144. 146. 273. 291. 319. 418f.
Kiang Hung 222.
Kiangsu 106. 145.
Kiautschau 222. 231.
Kien hong 525.
Kiew, s. Kijew.
Kii 165. 194. 197. 201. 205.
Kijew 292. 294.
Kijomori 176f.
Kilamwala 478.
Kilwa-Kisiwani 589.
Kimmerier 260f.
Kimos 565.
Kin (japanische Provinzen) 143. 293.
— -Dynastie 144. 149. 214. 291.
— -Tataren 142. 214. **290 ff.** 329. 332.
Kinderheirat 489.
Kion tschiu 214.
Kioto 171. 179ff. 183. 188ff. 195f. 203. 205ff.
Kiptschak **297 ff.** 303f. 316. 327.
Kirchen 9. 147. 154. 183. 226. 289. 306. 349. 447. 523.
Kirchenfeinde 13.
Kirchengeräte 186.
Kirchengut 503.
Kirchenstaat 277. 306.
Kirgisen 107. 248. 275. 283. 290f. 298. 316f. 319. 327f. 341. 343.
Kirgisische Steppe 319f.
Kiria, Oase 244.
Kirman 302.
Kirtischriradschasimha 506. 509.
Kistna, s. Krischna (Fluß).
Kitan-Tataren, s. Khi tan.
Kiu 295.
Kiu(ch)iu 144. 161. 165. 180. 182ff. 189. 197. 287. 335.
Klaatsch, H. 56.
Klan 233.
Klassenunterschiede 207f.
Klassiker, chinesische 111. 127. 129. 143. 145.
Klassikervernichtung 121f.
Klassisches Altertum 170.
Klassizismus 18.
Klausen im Eisacktal 86.
Kldschasna 294.
Kleider 51f. 59. 167. 369.
Kleinasien 247. **261.** 279. 295ff. 303.
Kleinindustrie 45.
Kleinstaaterei 249.
Klemens VIII. 185.
— X. 523.
— XI. 151f.
Klemenz 280.
Klima 28. 31. 249f. 252. 321. 324. 507f. 512. 553. 555. 579; s. auch Geographische Lage.
Klisma 585.
Kloster Säben 86.
Klöster 129. 131. 171. 180. 190. 281. 288. 307. 311. **396.** 412. 447. 493. **497 ff.** 505f. 524.
Klüwer, Philipp (Cluverius) 8.
Knochen 69. 82. 84. 533.
Knochenhöhlen 47.
Knochenwerkzeuge 49. 83.
Ko (Familie) 174.
Kobe 206.
Koblon 449.
Kobodaischi 171.
Kochgeräte 45. 83.
Kochsalz 244.
Kodama, General 231.
Kodsuke 181.
Kohi-nur 426. 478.
Kohistan 477.
Kohlbrugge 535.
Kohle 222.
Köhler, Joh. David (1684—1755) 11.
Koimbatur 362. 386.
Kojaberg 171.
Kojiki 166.
Kojikken 202.
Koko pok guru 162f.
Kokorai 213.
Kokospalme 536. 539.
Kokuga 192.
Kokuschu 192f. 196.
Kolamba 507.
Kola Naga 500.
Kolarier 359f. 366f.
Kol(h)apur 443. 474.
Kolima 339.
Köln 8.
Kolonialbeamte 548.
Kolonialheer 547.
Kolonialmächte 508.
Kolonialpolitik 555. 596.
Kolonialreich 564. 568.
Kolonisation 247. 251. 261. 312. 348f. 545. 566f. 594. 599.
Kolumbus 104. 145. 445. 586. 590.
Kombakonun (Südindien) 386.
Komoren 570.
Kompaß 587.
Komura 232.
Kondominium 229.
Kondralenko 231.
Konfuzianismus **113 f.** 130. 132. 136. 159. 166. 209f. 214f. 223. 268; s. auch Kung fu tsze.
Konfuzius, s. Kung fu tsze.
Konifere 31. 33.
König 376.
König, Heinrich v. 449.
Konkan 421. 424.
Konquistatoren 347.
Konservatismus 19. 103. 142. 488.
Konstantinopel 134. 270. 273. 292. 488.
Konsuln 203. 218.
Kontrollamt, indisches, s. Board of Control.
Konzile, buddhistische 285.
Kopenhagen 449.
Kopfjägerei 537.
Kopfsteuer 435.
Koptos 578. 582.
Kora (indische Provinz) 460. 462.
Koräken, s. Korjaken.
Koralleninseln 536.
Korallenriffe, paläozoische 29.
Kordonlinien 340.
Korea **102 ff.** 126. 138. 144. 148f. 158. 161. 164. 166. 168. 180. 185. 189f. 198f. **211 ff. 228 f. 232 f.** 258. 271. 285. 295. 331. 345f. 350. 537.
— Annexion 234.
— Armee 234.
— Eröffnung 218.
— Integrität, s. Integrität.
— Kaisertitel 233.
— Straße 161.
Korean Daily News 234.
Koreanische Frage 210. 219.
Korjaken 334f.
Korkai 375.
Koromandelküste 385. 447f. 451. 454. 541.
Kosaken 298. 316. 337. 339ff. 347.
Koschito 163.
Kosinga 563.
Kosmogonie 132. 162.
Kosmographie 590.
Kosmopolitismus 13. 18.
Kosulo Kadphises 262. 403.
Kotschin 357. 361. 474. 510.
Kotschinchina 104. 296. 405. **512 ff.** 520f. **526 f.** 529f.
Ko Tschwang 563.
Kotta (Ceylon) 507f.
Kotzebue, Otto v. 340.
— -Sund 32.
Koxinga 153.
Közüm Khan 328. 338.
Krämergeist 467. 509. 546.
Krapinafunde 57f.
Kraschennikow, St. 340.
Krasnojarsk 326. 348.
Krasnowodsk 344.
Kreideperiode 29.
Kreolen 570.
Kreolentum 570.
Kreta 101.
Kreuzzüge 295. 543. 572. 595.
Kriegerstand 200. 374. 376. 379. 402. 410. 418; s. auch Kschatrija, Samurai.
Kriegk 15.
Kriegsdienst 194.
Kriegsentschädigung 232.
Kriegsschiffe 210. 225. 227.
Kriegssteuer 441.
Krim 219. 252. 299f. 337f. 341. 382.
— -Krieg 232. 341. 480.
Krischna (Fluß) 355. 386. 407. 424. 456f. 541.
— (Halbgott) 435. 441.
Krisronldebtsam 278f.
Kroma Mom Tschit 524.
Krom Tschiat 524.

Kronschatz 426. 478.
Krug 77.
Krusenstern, Adam Johann R. v. 340.
Kschatrija **378 ff.** 385. 387 f. 401. 411. 426. 436 f. 516.
Ktesias 400.
Ktesiphon 582.
Ku . . ., s. auch Kw . . .
Kublai Khan 107. 131. 144. 180. 214. 288. 293. 296 ff. 306. 311. 521. 527. 550. 587.
Kubundenbesitz 192.
Küchenabfälle 45. 52. 62 ff. 68. 71. 75. 77.
Kuge 174. 190. 192 f. 195 f. 208.
Kuh 107.
Kui 512 f.
Kujawim 94.
Kujuk 295. 298.
Kukaku 194.
Kuku Nor 284. 332.
Kulaschekhara 504 f.
Kulbarga 424.
Kuldscha 343. 345.
Kultur 19 f. 209. 213. 279. 292 f. 297. 306. 312. 320. 334. 512. 532. 536 f. 562. 566. 592.
Kulturarmut 333.
Kulturaustausch 588. 592.
Kulturbesitz 252.
Kulturgeschichte 25. 27 ff.
Kulturkraft 336.
Kulturkreise 23. 532.
Kulturmensch 61.
Kulturmittelpunkt 549.
Kulturschichten 60.
Kulturstufen 48. 59. 93.
Kulturverluste 536.
Kulturzeitalter 25 f.
Kulturzusammenhänge 329. 532.
Kultus 368. 408.
Kultusministerium 172.
Kumanen 144.
Kumaoso 169.
Kumara Dara 502.
Kumarila 407.
Kumaroff 488.
Kumbum, Kloster 313.
Kunar 427.
Kunbis 437.
Kung fu tsze 103. **111.** 113. **118 ff.** 142. 145. 151. 163; s. auch Konfuzianismus.
Kunst 17. 49. **159.** 200. 214. **282 f. 366. 413. 415.** 417. 419 f. 428. **433.**
Kunstgeschichte 17.
Kunstgewerbe 159.
Kupang 562.
Kupfer **93.** 200. 250. 253. 369. 423.
Kupferzeitalter **93.** 100. 326.
Kurdistan 302.
Kurg 360. 364. 464. 473.
Kurgan 326. 340.
Kurilen 162. 335.
Kurino 230.
Kurisches Haff 85.
Kurku 367.
Kuroki 231.
Kuropatkin 230 f.
Kuroschiwo 162.
Kurtiden 301.
Kuru 375.
Kurultai (Reichstag) 295.
Kurzköpfe 58. **249. 251 f.** 316. **321.** 336. 513. 535.
Kusamba 562.
Kuschana 403.
Kuschlek 291.
Kusinara 391.
Küsten 556. 573. 577.
Küstenbesiedelung 536.
Küstenbevölkerung 557. 590.
Küstengestaltung 162.
Küsteninseln 575.
Küstenschiffahrt 352. 492. 575. 582. 591.
Küstenstaaten 551. 561.
Kutscha 244. 280. 282. 287.
Kutlus ed-Din Mohammed 291.
Kutub ed-Din Eibek, Mameluk 418 f.
— Schah von Golkonda 425.
Kuweni 494.
Kwambaku 190.
Kwammu 172 f.
Kwang hsü 224. 238.
— schentse 348.
— si 107. 511. 529.
— tschau wan 223.
— tung 143. 347. 511. 529.
Kwan rei 181.
Kwan Ti (Kriegsgott) 134.
Kwanto 176. 179 ff. 183. 188. 192. 196.
Kwei tschau 107. 135. 154.
Kwenlun 69. 106. 243 f. 256. 262. 279.
Kwetta 486 f.
Kwinhon 530.
Kwoschi 131.
Kyros 253. 261. 400.

Labanof, Prinz 229.
Labong 521.
La Bourdonais, s. Bourdonais.
Labuan 558.
Lack 160. 265 f.
Ladak 307.
Lagréné de, Gesandter 152.
Lagunen 352.
La Haye 568.
Lahor 292. 417 ff. 424. 426 f. 432. 440 ff. 474. 476 ff.
Lake, Gerard Baron 466 f. 471.
—, Hauptmann 478.
Lakhnau 440. 465. 482 f.
Lala 493.
Lally-Tollendal, Graf 457 f.
La Madelaine, Stufe von 48 f.
Lamaismus 131 f. 279. 287. 307 f. 406. 484.
Lambakannakaste 500 f.
Lambert, Lamotte 523.
Lamgan 417.
Lampong 555.
Lamprecht, Karl 11 ff. 24 ff.
Lancaster, James 450.
Landadel 194.
Landak 557.
Landbevölkerung 180. 209.
Landesfürstentum 178. 192 f. 195. 199. 201 f. 209. 443. 562.
Landesgeschichte 3.
Landesvermessung 433. 477. 479.
Landesverrat 510.
Landtag, badischer 15.
Landwehr 178. 194. 224. 437 f.
Landwirtschaft, s. Ackerbau.
Langerie Basse 56.
Langköpfe 249. 252. 321. 333. 535.
Langobardi, Nicolas 150.
Langson 530.
Lanka 494.
— pura 504.
Lansdowne, Henry Charles Keith Patty Fitzmaurice, Marquis 489 f.
Lao(s) 513 ff. 521 f. 524. 527 f. 530.
Lao tsze 111 ff. 118.
Lapérousestraße 161.
Lapierre, Kommodore 528.
Lappen 71. 322.
Lärche 29.
Larik 494.
Lassen, Christian 368.
Lasttier 322.
Lastträger 194.
Laswari 467.
La-Tène-Periode 97.
Laetus, Johannes 8.
Lawek 523.
Lawrence, Henry 477 f. 482.
— John 478.
— Stringer 455 f.
Lazaristen in China 151.
Le-Dynastie 527 ff.
— Lo 527.
— Phung 529.
Lecoq, Albert v. 107. 280 f.
Lederarbeiter 379.
Leedes 450.
Leemans, Conr. 551.
Legende 497.
Lehmann-Nietzsche 39.
Lehnswesen **117.** 122. 153. 171. **178. 191 f. 194. 196.** 257. 301. 554.
Lehrstand 379.
Leibeigenschaft 178. 348.
Leibniz 10.
Leichenbestattung 57. 65. 89. 132. 159. 163. 172. 186. 198. 215. 362. 372. 495.
Leichenverbrennung 171 f. 362. 372.
Lein 74.
Leitner 281.
Leitschau 223.
Lelieur de Ville-sur-arc 529.

Lembong Mangkurat 556.
Le Moustier, Stufe von 47.
Lemuria 565.
Lena 31. 325. 330.
Lenghell 74.
Leo, Heinrich (1799—1878) 16.
Lesen 254.
Lesseps, Graf Ferdinand v. 601f.
Leuckfeld 10.
Levantehandel 596.
Lhassa 277f. 285. 308.
Li (chinesisches Volk) 107. 219.
— -Dynastie 527.
— Hung Tschang 210f. 220. 222. 229.
— Jüan hang 240.
— Ping heng 222. 225.
— Tai peh 140.
Liang-Dynastie 130. 271. 539.
— — spätere 137. 141.
Liao (-au) 231.
— -Dynastie 104. 142. 214.
— tung 150. 214. 217. 220. 222f. 231f.
Libau 231.
Liberalismus 16. 103.
Lichtgeist 290.
Lichtreligion 316.
Lieder 362. 364. 426.
Liegnitz 295.
Lieh ju kan (Licius) 113.
Ligny (1815) 477.
Ligor 514. 521.
Limes 281.
Lin an, s. Hangtschau.
Lindenbrog 10.
Lindner, Theodor 20.
Lingam 408f. 515. 520.
Linschoten 447.
Linsen 74.
Lissabon 447.
Literaten 122. 145. 150. 172. 201. 236.
Literatur 129. 137f. 154. 159. 171. 175. 254. 362.
Literaturgeschichte 17.
Liu hsiu 128.
— -kiu-Inseln 148. 158. 161. 210.
— Pei 134.
Ljachow-Inseln 54.
Lob Nor 262. 267. 280.
Lodhi, Haus 305. 424.
Logos 112.
Lojang 135. 137. 141.
Loka 503.
Lolo 106f.
Lombok 562.
London 281. 486f.
— Friede (1885) 530.
— Vertrag (1905) 232.
— — (1814, 1824) 547. 555.
Longjumeau, Andreas v. 147.
Longlap 529.
Lopo Vaz 446.
Lorenz 16.
Lorenz von Portugal 146.
Lorenzo der Prächtige 434.
Löß 106.
Loubere, de la 523.
Löwe 30.
Lubbok 49.
Luchs 30.
Luder, Peter 4.
Ludewig 10.
Ludwig IX. von Frankreich 147.
— XIV. 13. 523.
— XVI. 458. 464. 528.
Lumsden, General P. 488.
Lunel 55.
Lunig 10.
Luschai 485.
Lutscheu 295.
Luzon 162. 562f.
Lyell (1797—1875) 28. 36. 40ff. 45. 47.
Lyon, Konzil 146.
Lysimachos 101.
Lytton, E. R., Baron Bulwer 486ff.

Macao 150. 152. 161. 186. 446.
Macartney, George Viscount 155.
Machairodus 30.
Machmud Jamin ed Daula, Ghasnawide 476.
— Lohdi 426.
— Schah (Atschin) 555.
— — II. (Brahmani) 424.
— — II. (Toghlukide) 424.
Mächte, die 241.
M'Dowell 510.
Macnaghten, William 474f.
Macpherson, John 464. 478.
Madagaskar 231. 452. 454. 531f. 534. 537. 559. **565ff.** 572. **574ff.** 589. 591. 594. 600. 602.
— Französische Kolonie 570.
— Sprachen 536. 566.
Madeira 600.
Madhja-desa 514.
Madras(patam) 356. 360. 407. 451ff. 461. 463. 465ff. 471. 481. 488. 510. 520.
Madura 384. 494. 503ff. 509. 551ff.
Maffeo 145.
Magadha 355. 393. **401ff.**
— (Sprache) 412.
Magalhães 544. 562. 586. 597.
Magamega (Park) 497.
Magazine 526.
Magdischu 588f. 600.
Magier 587.
Maglemose 59.
Magnet 122f. 160.
Magyaren 247. 295. **324ff.**
Mahabat Khan, Mogul 432.
Mahabharata 374. 376.
Mahajana 285. 406.
Ma han (Korea) 213.
Mahanadi 355.
Mahanama 502.
Maharadscha 436. 473. 476. 490.
Maharadschpur 476.
Maharaschtra 436.
Mahasena 501.
Mahatittha (Ceylon) 504.
Mahawamscha 493. 498f. 504. 507f.
Mahawihara, Kloster 499f.
Mahawira 398.
Mahdismus 603.
Mahé (Vorderindien) 463.
Mahendrawarman 521.
Mahidpur 470.
Mahinda 497. 502. 505.
— IV. 503.
Mahlsteine 371.
Mähren 103. 144.
Mahudel 39.
Maigrot, Bischof 151.
Maisur 360. 386. 421. 424. 436. 444. 460f. 463f. 465f. 468. 488. 497.
Maiwand 487.
Maja 388.
Majadhana 507.
Majotta 570.
Makassar 546. 559f.
Makassaren 559. 562.
Makedonien 572. 581.
Malabar 356f. 362. 364. 385ff. 445f. 448. 450. 464. 499. 587. 595.
Malai (-Sumatra) 538.
Malaien 102. 106. 186. 335. 492. **506. 512ff.** 531. **533f. 538.** 540. 546. 548. 550f. 553f. 557ff. 561f. **564ff. 575f.** 584. **588f.** 591. 594f.
— Kultur 534. 562. 565.
— Schiffe 543.
— Sprache 538. 565f.
— Volkstum 534. 537f. 555. 559. 566.
Malaiischer Archipel, s. Indonesien.
Malaio-Chinesen 163. 166.
Malaja (Ceylon) 504. 506.
— Desa (Indochina) 516.
Malaju 538. 541.
Malakhand 491.
Malakka, Halbinsel 507. 510. 512. 517. 520. 522. 534. 538. 543. 546f. 551. 559. 565f. 575f. 582ff. 587. 603.
—, Stadt 446. 468. 538. 543f. 589.
— -Straße 539. 541. 544. 553ff. 584. 587f. 603.
Malaria 355. 364. 491.
Malawira 493.
Malcolm, John 468.
Malerei 53. 286. 414f. 502.
Malhar Rao 485.
Malik Dschihan, Mamelukin 412.
Malik Kafur 421f.
Malikpur 292. 419.
Malindi 589.
Maller 391.
Mal Paharia 359.
Malta 486.

Malwa 386. 419ff. 427ff. 440. 442f.
Mameluken 416. **418ff.** 595.
Mammut 27. 33. 54. 249.
Man (chinesisches Volk) 107. 128.
Manaar, Golf 384f. 502. 504. 507.
— Insel 507.
Manabharama 503f.
Mandalai 489. 519f.
Mandarine 530.
Mandschu 149f. 163. 201. 217. 239. 329. 332. 340. 345.
— -Dynastie 117. 131. 153. 163. 238. 241. 308. 313.
— koreanischer Typ 106.
Mandschurei 102. 105. 161. 211f. **228ff. 232. 237.** 270. 275. 329ff. 340. 346f. 350.
— -Bahn 237.
Mangalor 461. 463.
Mangha 505.
Manghiten 298. 305. 320.
Mangku Bumi 553.
Mangu Khan 214. 293. **295ff.** 521.
Manichäer 281f. 287f.
Manikpur 420.
Manila 563f.
Manipur 489f.
Männerverbände 537. 561.
Manschuria 348.
Mantotte 502.
Manu 378f. 381. 579.
Mappilla 361.
Marc Aurelius Antoninus 583.
Mare liberum, clausum 596.
Maria Thersia 596.
Marratten 386. 421. **436ff. 440. 442ff.** 451. 453. 455. 457f. 462. 465. 467ff. 527.
— Bund 466.
— Krieg 463. 465ff.
— Steuer 437. 442f. 444. 467.
Marseille 348.
Martaban 519f.
Marthe 21.
Marwar 428.
Masampho 229. 350.
Masar-i-Scharif 487.
Mascarenhas, Pero 570.
Mascareigne 570.
Mas d'Azil 48. 50. 74.
Masenderan 316.
Maskarenen 566. 568. **570.**
Maskat 596.
Massageten 253. 261. 263.
Massaua 586.
Maße 199.
Massenpsychologie 25.
Mastodon 39.
Masulipatam 448. 451f. 458.
Matabele-Reich 603.
Matan (Borneo) 557.
— (Philippinen) 544.
Mataram 552f.
Materieller Wohlstand 185. 321.
Mathematik 297. 413. 592.
Mathura, s. Madura.
Matthews, engl.-ind. General 463.
Mattra (Nordindien) 417. 435. 441f.
Maubant, Missionar 217.
Mauer bei Heidelberg 57f.
Maulbeerbäume 167.
Maulmain 471.
Maultier 277.
Mauren 446.
Maurennahar 317.
Mauritius 448. 454f. 458. 465. 546. 569f. 600.
Maurja-Alphabet 386.
— -Dynastie 402. 404. 502.
Mausoleen 433.
Mayo, Richard Southwell Bourke, Graf 485.
Mayo-College 485.
Meder 260f.
Medizin 413. 489. 592.
Mediziner 379.
Megalithische Denkmäler 87. 90. 362.
Megasthenes 385. 402.
Meibom 10.
Meier (Schosi) 192.
Me Ing 526.
Meißel 67.
Mekhong 353. 511f. 516. 525f. 529.
Mekkapilger 428. 430. 448. 451.
Melanchthon 4f. 9.
Melanesien 531ff. 537. 565. 575. 604.
Melanesier 534. 537. 575f.
Meldorf 8.
Menabe 567.
Menado 559f.
Menam 512. 516. 521. 524ff.
Menandros 284. 402.
Manangkabau 538. 544. 554. 589.
Mencius, s. Meng tsze.
Mencke 10.
Mendang Kamulan 549.
Menezes (Portugiese) 446.
Meng dan Meng 519.
— tsze 111. **113.** 117. **119ff.**
Mengjitsauke 517.
Menhirs 91. 362.
Menius, Eusebius 5.
Mensch 34.
Menschenopfer 117. 159. 215. 409. 478.
Menschheit, Geschichte der 13. 18. 20. 24. 26. 531f. 534. 565. 571f. 574. 576ff. 586. 590ff. 593. 597.
Mentara von Pegu 517. 522.
Menuthios 565.
Mercati 39.
Merckisches Rhinozeros 47.
Mergen (Mandschurei) 340.
Mergui 512. 518. 523.
Merkara 473.
Meru, Berg 505.
Merw, s. Khiwa.
Mesopotamien 304. 578. 584. 604.
Messalina 500.
Messias 287.
Metalle 93. 95. 244. 272. 277. 321. 362. 365. 369. 507. 539. 558. 598.
Metaphysik 283. 389. 393f. 406.
Metcalphe, Charles 468. 473. 476.
Mete, Hunne 258f.
Meteoreisen 93.
Methode, historische 9f. 13. 25f. 100.
Metkhum 274.
Meuterei 481. 487.
Mewar 420. 426.
Meyer, Eduard 86. 93.
Mezzabarba, Patriarch von Alexandrien 472.
Miani 476.
Miao (tsze) 106f. 149. 154. 156.
Michelborne, Sir Edward (gest. 1611) 450.
Middendorf 54.
Middleton, Sir Henry (gest. 1613) 450.
Midnapur 459.
Migne Megne 528.
Mikado 166. 174. **178ff.** 189. 194. 196. 199. 201f. **206ff.**
Mikronesien 536. 542.
Mikronesier 576.
Milch 250f. 253. 322. 369. 371.
Militärattachés 221.
Militärgouverneur 193.
Militärkolonien 267.
Militärpartei 233.
Militärstaat 304. 442.
Millot, Abbé 14.
— Charles Théodore 530.
Mimizuka (Ohrenhügel) 190.
Min (Fu kien) 219.
— tschau (tschou) 122.
Minahassa 560.
Minamoto 171. **174ff. 178. 180.** 188. 190. 194f.
Mindanao 532. 562ff.
Minerale 321.
Ming 215. 311. 313.
— -Dynastie 131. 145. 148. 150. 182. 217. 307f. 332f. 527. 539. 588.
— -Ti 268. 284.
Minhla 520.
Miniatur 287.
Ministerien 174. 199. 568.
Ministerresident, amerikan. 202f.
Minoriten 147.
Minti 517.
Minto, Sir Gilbert Elliot, Baron 468.
Minussinskische Tataren 324.
Miozän 32. 38.
Mirat 481.
Mir Dschafir von Bengalen 457ff. 462.
— -i-Adl 431.
— Kasim 459.
Mischkasten 379.
Mischkultur 322.
Mischlinge 564.

Mißernten 145.
Mission, buddhistische 496.
— christliche 150. 153. 183. 187. 217. 222. 235. 277. 328. 446f. 523f. 527. 544.
— protestantische 152. 449.
Missionare 353. 394. 430. 518. 523. 528f. 569.
Missions étrangères 151. 217.
Mito 197. 201. 205.
Mitra 368.
Mittelalter 1ff. 104. 590f.
Mittelasien 285. 355.
Mitteleuropa 299.
Mittelmeer 444. **571ff.** 580f. 587. 590. 592f. 595. 600. 602.
Mittelmeerländer 90. 358. 362. 572. 585. 596.
Miura, Japaner in Korea 219. 221. 229.
Mobaris, Mogul-Statthalter 444.
Modjopahit 538. 543. 550f. 554ff. 562.
Mogulreich 305. 360. **425.** 441. **450f.** 453f. 459f. 467. 469.
Moguls **421ff.** 428. 474.
Mohammed 132. 542. 567. 585f. 589.
— Akbar, Timuride 436. 438.
— Ali von Karnalik 455f.
— Asim Schah (Timuride) 454.
— Bahadur Schah II. 479. 482.
— Farrukhsijar 439. 441. 444.
— Hakim (Timuride) 428.
— Ibn Bachtjar, Khildschi 418.
— II. (Ibn) Toghluk 353. 423f.
— Kambachsch 438.
— Kasim Hinduschah Frischtah 420.
— Khan, Mameluk 420.
— Muassem Schah Alam Bahadur Schah I. 435. 439. 459. 462. 466f.
— Muhi ed-Din Aurang seb Alamgir I. 434ff. 443f. 451f. 454.
— Schah (Großmogul), s. Rauschanachtar.
— — I. (Khildschi), s. Ala ed-Din.
— — Malaienfürst 543.
— Schaibani 305.
— Schaibek Khan 305. 316. 318ff.
Mohammedaner 147. 226. 288. 295. **352.** 406. 410. 412. **419ff.** 425. 430f. 433. 481. 484. 486. 506. 542f. 551. 563. 582. 586f. 599.
Mohammedanische Propaganda 328.
— Schriftsteller 104.
Mohammedanischer Aufstand 133. 157.
Moi (Indochina) 512f.
Moira, Francis Rawdon Graf von 468ff.
Moiss ed-Daula Khausrau Schah 417.
Moiss ed-Din Dschihandar Schah 439.
— — Ghori 418f.
— — Kai Kobad, Mameluk 420f.
Mollah 133.
Molluskenfauna 37.
Molony (Beamter) 473.
Molukken 446. 448. 450. 510. 534. 543ff. 551. 555. 558. **560ff.**
Mombas 589.
Mon 512f. 516f.
Monarchie, konstitutionelle 13.
Mönche, buddhistische 129f. 171. 306. 390. 392. **395f.** **497ff.** 506f.
— christliche 446. 508. 563f.
Mondsee 100.
Mongana 557.
Mongleng 525.
Mongolei 105. 161. 243f. 258ff. 269. 276. 297f. 308. 310. 314. 331. 347. 398. 405.
Mongolen 102f. 106. **143.** 149. 154. 159. 163. 168. 179. 214. **248ff.** **253ff.** 259. 275f. 285. 289. 306. 312. 323ff. 332. 334. 337. 351. 353. 358. 403. 406. 419ff. 469. 535. **539.**
— -Dynastie 125. 131. 215. 279. 288.
— -Reich 327.
— -Sprache 322.
— -Steppe 321.
Mongoloide Völker 329. 576.
Monogamie 364.
Monographie 17.
Monopol, s. Handelsmonopol.
Monro, Sir Hector 459.
Monson, engl.-ind. Offizier 467.
Monsun 352. 512. 582. 590f.
Montauban, M. A. C. de 156.
Montecorvino, Joh. v. 147.
Montesquieu 10. 21.
Monto (Schinsekte) 171.
Moore 44. 62.
Moose 38.
Moränen 34.
Morbihan 91.
Mördersekte 472.
Mori (Japan) 188f. 191.
Mörigen 95.
Moritz von Oranien 448. 545. 570.
Moros 563.
Morteda II. von Achmednagar 429.
Mortillet, G. de 55f.
Mosaffar Dschang (Dekhan) 455f.
— ed-Din (Bochara) 342.
— III. Habib von Gudscherat 429.
Mosaffariden 299. 301f.
Mosaischer Schöpfungsbericht 28.
Moscheen 132f. 289. 416f. 419. 422. 433. 435.
Moschus 265.
Moschusochse 34. 49.
Moses 430.
Moskau 222. 229. 300. 338. 344. 348.
Moulin-Quignon 41.
Mounds 91.
Mount Abu (Vorderindien) 400.
Moustiertypus 53.
Mubarek Schah (Khildschi) 422.
Mudki 477.
Mühlsteine 83.
Mukden 149. 231. 333.
Müller, F. W. K. 268. 281.
— G. F. 340.
— Johannes v. 14.
Mulradsch, Diwan 478.
Multan 302. 417. 419. 424. 435. 478.
Multatuli 548.
Mundas (Inder) 367.
Munemitzu Mutsu 220.
Münnich, Burk. Chr. v. 340.
Munro, Thomas 463.
Münzen 199. 403f. 431. 436. 476. 505.
Muong Bang Tapan 525.
— Pase 526.
Murad (Timuride) 430.
— bachsch (Timuride) 434.
Murawjew, Nik. (Amurskij) 345.
Murray, Oberst 467.
Murschid Kuli Khan 440. 457.
Musamat Rasijah Begun 420.
Musaschi 181.
Muscheleisser 63f.
Muschelschalen-Haufen 61. 77. 99.
Muscheltiere 62.
Museen 417. 486.
Musik 109. 293. 413f.
Musikanten 379.
Muskatnuß 540f. 560f.
Musung 331.
Mutasiwa 497.
Muth, Georg Friedrich 26.
Mutterfamilie 364.
Mutzuhito 205.
Mu wang 117.
Mykene 101.
Mysterien 185.
Mystik 306.
Mytho 529.
Mythologie 108. 162. 251. 324. 368. 383. 407. 561.

Nabobs 444. 460.
Nacheiszeit 33f.
Nadir Schah 320. 441f. 444. 474. 476.
Naga, Schlange 397.
— Stamm 512.
Nagarcot 417.
Nagasaki 183f. 186f. 196. 199f. 207.
Nagato 183. 189.
Nagpur 443. 470. 479. 481.
Nahapana 403.
Nährstand 178. 379. 437.
Naib daijin 188.
— man-Mongolen 142. 290. 319.

Naini Tal 469.
Nair (Kriegerkaste) 359.
Najadi 364.
Najaks 444.
Nakamura 188.
Nakajendo 177.
Nama 408.
Namdodschi Prau 518.
Namollo 334.
Namtschao 521.
Nanak 440.
Nana Schib 479. 482f.
Nankau-Paß 145.
Nanking 136. 143. 148. 155f. 158. 241.
Nanschau 244. 259.
Napier, Robert 485.
— Sir Charles James 476. 485.
Napoleon I. 341. 404. **465.** 468. 474. 477. 547. 569f. **600f.**
— III. 433. 525. 529.
Nara (Japan) 171.
Narai 523.
Narasimha 425.
Narbada 355. 404f. 429. 433. 467.
Nashorn 29.
Nasir Dschang (Dekhan) 455f.
— ed-Din Khusrau Khan 422.
— — Machmud Schah, Mameluk 420.
— — Mohammed Humajun 426.
— — Nasrat Schah 426.
— — Sabuktegin 417.
Nataputta 398.
Nathusius 72.
Nation 9.
Nationale Fragen 307.
— Reaktion 123. 527.
Nationalgefühl 187. 387.
Nationalgeschichte 25.
Nationalvermögen 582.
Nationalversammlung 248ff.
Naturwissenschaft 92. 413.
Nauclerus, Joh. 4.
Navigationsakte 448. 509.
Neale, Saint-John 204.
Neandertalmensch 55ff.
Nearchos 401. 581.
Nebogatow 231.
Nebukadnezar II. 581.
Necho II. von Ägypten 579. 581. 589.
Negambo 507.
Negapatam 455.
Neger 186. 249. 358. 534. 549. 565f. 575f. 603. 605.
Negrais, Insel 518.
Négrier, Franç. Oskar de 530.
Negritos 106. 512. 533f. 548. 559. 562f. 566. 576.
Nehring 71f.
Nekromanten 125.
Nelkenhandel 544. 560f.
Nellor 451f.
Neolithikum 59. 61. 81. 89.
Nepal 105. 138. 154. 244. 278f. 309. 353. 404. 469. 472. 483.
Nephrit 244. 265.
Nerbuddhatal 46.
Nero 433.
Nertschinsk 154.
Nestorianer **146ff.** 282. **287f.** 296. 587.
Netzsenker 67.
Netzstricken 84.
Neues Testament 112.
Neuguinea 534. 560f.
Neuholland 572. 588. 598f. 604f.
Neuschintoismus 187.
Neuseeland 537.
Newberry 450.
Newelski-Straße 161.
New York 486.
Ngujen Angne 528.
— Du Hun tam tri 528.
— Hoang 527f.
Ni-Dynastie 218f.
— Taijo 215.
Nias 555.
Niassa 603.
Nibelungenlied 71.
Nicolo 145.
Niederlande 185. 204. **447ff.** 458. 468. 547. 553. 557. 564. 604.
Niederländer 153. 155. **184ff.** 199f. 457. 508f. 518. 523. **545ff.** 552. 554f. 559f. 561f. 567. 570. 596ff. 600. 603.
Niederländisch-Ostindische Kompanie 152. 448. 458. **545ff.** 552. 555. 557f. 560f.
— -spanischer Krieg 545.
Niederländische Faktoreien 186. 527.
— Gesandte 509.
— Mission 152.
Niegata 200.
Nien fei 157f.
Nigantha 399.
Nigliwa 392.
Nihilismus 349.
Nihongi 163. 166f.
Nikko 172. 198.
Nikolajewsk 346.
Nikolaus II., Kaiser 222. 348f.
— III., Papst 147.
Nil 578. 581f. 601. 603.
Nilgiri-Berge 355. 362.
Ning po 155.
Ninh hai 530.
Ninive 358.
Ninos 400.
Ninsen, Hafen, s. Tschemulpo.
Nipal, s. Nepal.
Nipon, s. Honschiu.
Nirwana 283. 391. 397.
Nisalla 375.
Nisam ed-Din, Mameluk 420.
— Iskander II. 424.
— Schah von Achmednagar 425.
— ul-Mulk 443f. 455.
— von Haiderabad 443f. 457f. 460f. 464. 480.
Nisamat 460. 481.
Nischne kolymsk 339.
Nitschirensekte 171.
Niu tsche, s. Kin-Tataren.
— tschwang 229.
Njaung Mendara 517.
Nobunaga, Ota 171f. 182f. 187. 190.
Nodzu 231.
Nogaier 298. 300. 327.
Nogi, General 231.
Nomadentum 103. 108. 122. **244ff. 251ff.** 257. 276. 289. 305. 308. 312. 320. 325f. 329. 331. 336. 339. 512.
— Entstehung 322.
— Seßhaftmachung 312.
Nonnen, buddhistische 390. 396. 497f.
Nordafrika 282.
Nordamerika, s. Verein. Staaten.
Nordamerikaner 597. 605.
Nordbaktrien 266.
Nordchina 249. 259. 290.
Nordindien 278.
Nördliches Eismeer 321.
Nördliche Straßen 291.
Nördlingen 4.
Nordöstliche Durchfahrt 447.
Nordschansi 257.
Nordsee 593.
Normannen 572. 590.
Norodom I. 529.
Noronha, Portugiese 446.
North, Frederick 510.
Northbrook, Th. G. Baring Baron 485.
Norwegen 326. 351. 540. 551.
Nossi Bé 569.
— Boraha 567.
Notabeln 236.
Nott, William 475.
Nova, João da 445.
Novelle 177.
Nowaja Semlja 447.
Nowgorod 144. 327f. 337f.
Nuesch 48.
Numa 495.
Nun Komar, Brahmane 462.
Nuraghen 90.
Nur Dschihan 433.
— ed-Din Mohammed Selim Dschihangir 156. 427ff. 440. 450.
— Mahal 433. 450.
— Mohammed 487.
Nurhatschi 332.
Nürnberg 4.
Nü tschi, s. Kin-Tataren.
Nutzpflanzen 73. 536. 553.
Nutztiere 536.
Nuwab 444. 462.
—, Audh 462.
—, Bengalen 457ff.
—, Karnatik 455. 466. 479.

Oasen 251. 256. 262.
Ob 322. 338. 349.

Obelisken 400.
Oberitalien 61.
Obermaier 40. 42. 45.
Obi 137.
Obligationen 207.
Ochotskisches Meer 333. 339. 345.
Ochterlony, Sir David, Baron, General-Major (1758—1825) 469.
Odawara 188.
Odontala (Ebene) 106.
Odyssee 494.
Ofang kung, Schloß 122.
Offene Tür, Prinzip der 237.
Öffentliche Meinung 230. 235f. 464. 467.
Ofnethöhle 49. 59.
Ogotai (Ogdai) 143f. 147. 294f. 298.
Oin 87.
Oischi 211.
Ojama, Marschall 231.
Okkupierende Wirtschaft 251.
Oku, General 231.
Okubo 208.
Okuma 211.
Oldenbarneveld 545.
Olmacher 379.
Olöthen, s. Kalmücken.
Olympia 99.
Oman 542. 551.
Omar, Timuride 425. 586.
Omdurman 603.
Omeijaden 586.
Omsk 340. 348.
Omura 183.
On 327.
Onon (Nebenfluß des Amur) 290.
Opfer 369. 373. 377. 379. 381. 406. 408. 413.
Ophirfahrten 580.
Opium 155. 490.
Opiumkrieg 155.
Orangabad 438.
Oraon 359.
Ordan Padschah 288.
Orden, geistliche 564.
Ordos 258. 315.
Orenburg 341.
Orientale 551.
Orissa 353. 358. 375f. 386. 402. 406f. 429. 440. 442. 448. 451. 454. 460. 467. 484. 492. 514.
Orkhon 274.
Ormus 446. 450. 507. 587.
Ornamentik 48. 52. **63 ff.** 68. **75 ff. 98 ff.** 115. 324.
Oroken 336.
Orthodoxie 143.
Ortrar 291. 303.
Ortsnamenforschung 325.
Osaka 191f. 194. 196. 200f. 205. 207.
Osmanen 247. 275. 303f. 325. 595.
Ostafrika 400. 566. 577. 586. **588 ff.** 594. 596. 598. 604.
Ostasien **102 ff.** 538f. 543. 546. 555. 562. 565. 572. 586. 592ff. 596. 599. 603. 605.
Ostasien, Handel 546.
— Kulturkreis 532.
— Seeweg nach 546.
Ostbengalen 358.
Ostchinesische Eisenbahn 223.
Ostender Gesellschaft 449. 596.
Osterinsel 532.
Österreich 351. 449. 458. 525.
Osteuropa 245. 252. 299. 321. 327. 336. 352.
Ostfriesland 449.
Osthorn 605.
Ostindien, s. Indien, Vorderindien.
Ostindische Kompanie, s. Deutsch- und Englisch-Ostindische Kompanie.
Ostindischer Archipel 566.
Ostkap 330. 333.
Ostmeer (Stiller Ozean) 105.
Ostrom, s. Byzanz.
Ostsee 551. 553.
Ostsibirien 105. 232. 246. 259.
Ostturkistan 243f. 267. 280f. 287f. 293. 312. 347.
Ost-westliche Straßen 314.
Ota 182. 187.
— Nobunaga, s. Nobunaga.
Otis, Generalmajor Elwell Stephen 564.
Owari 194. 197. 205.
Oxus, s. Amu Dardscha.
Ozeanien 531. 536. 566.

Paderia 392.
Padschang 551f.
Padschascharam 549f.
Padua 4.
Pagan 471. 516.
Pagan Meng 478. 519.
Page, Théogène François 529.
Pagoden 129. 160. 397. 515.
Paharia 367.
Paku Buwono I. 552.
— — II. 553.
Paläasiaten 334f.
Paläolithikum **27 ff.** 48. 70. 81.
Paläontologie 27. 38. 58ff. 72. 92.
Paläste 116. 127. 160. 199f. 416f. 433. 495. 499. 549.
Palästina 284. 297.
Palastrevolution 403. 420f. 480.
Palawan 562.
Palembang 539. 554f.
— Stadt 555.
Pali 285. 405. 412. 493. 515. 542.
Paligans 444.
Pali kiao 156.
Palipat 452.
Palkstraße 385. 492. 503. 506.
Pallawa 386.
Pallegroix, Bischof 525.
Palmerston, Henry John Temple Viscount 601f.
Palni, Berge 385.
Pamir 161. 243. 262. 279. 315. 370.
Pampasformation 38. 46. 55.
Panai 563.
Pandawa, s. Pandu.
Pandja 362. 384f. 421f. 425. 503ff.
Pandscha 516f.
Pandschab 284f. 300. 304. 356. 360f. 369f. 387. 402f. 416. 418ff. 423f. 426ff. 440ff. 470. 476ff. 482. 489. 493.
Pandschde 488.
Pandu und seine Söhne 385. 408.
— von Madura 494. 502. 504.
Pandukabhaja 494ff.
Panduwasudewa 494ff.
Pangeran Samatra 557.
Panini 412.
Panipat 426f. 443. 459.
Panniar (Gwalior) 476.
Pantkhan-Lama 307.
Pantheismus 381.
Pan tschau, General 268f.
Pao 118.
Päonen 80.
Paotingfu 225.
Papier 115. 281.
Papiergeld 145.
Päpstliche Gesandte 297.
Papsttum 148. 151. 295. 596.
Papua 534. 559. 566.
Paraguay 564.
Parakesariwarman 503.
Parakkama Bahu I. 503ff.
— II. und IV. 506.
— Meer des 505.
Para mindr Maha Tschulalongkorn 502. 525f.
Parangi (= Portugiesen) 507.
Parawarikaste 422.
Paris 151. 281. 297. 433. 458. 486.
— Friede (1763) 458. 468. 598.
— — (1857) 481.
Parker, E. H. 168.
Parlamentarismus 209. 211. 239. 565.
Parlamentsakte 472. 483.
Paropanisos 402.
Parsi 358f. 361.
Parteiregierung 209. 233.
Parteiwesen 4. 126. 241.
Parther 262. 267.
Pasepa 306.
Pasir 554.
Pasuruam 550.
Pataliputra, s. Patna.
Patkai-Berg 353.
Patkanow 347.
Patna 375. 402. 450. 453. 458f. 481. 483. 490.
— Konzil 391f. 394. 406.
Patoma, Fluß 330.
Patriarchen, buddhistische 130.
Patriotismus 12. 156. 225.
Patronat 390.
Patronen, gesettete 481.
Paul V. 185.

Pazifisches Meer 573.
Pegu 479. 507. 511. 516f. 519f. 522f.
Pei ho 227.
— tang 226.
— Tsang 226.
— Tschau 137.
— Tschi 137.
— we-Dynastie 137. 271.
Peking 132f. 143ff. 147ff. 152ff. 210. 223ff. 238. 241. 291. 297. 308. 310. 333. 529.
— Verträge 155f.
Pelemah Talaweh 510.
Pelly, Sir L. 487.
Pelzhandel 327. 329. 337.
Penck 31. 37.
Peppé, William Claxton 393.
Pereira, Gonzalo 544.
Perim 601.
Periplus des Erythräischen Meers 540f. 589.
Perlen 384. 445. 504. 536.
Perm 338. 349.
Peros, Sasanide 270.
Perowsk, Fort 341.
Perowskij, General 341.
Perron, P. 465. 467.
Perry, Kommodore 202. 204. 235.
Perser 260f. 297. 336. 353. 417. 429. 434. 441. 480f. 584f. 589f. 592.
Persien 103. 144. 147. 149. 244. 253. 256. 266. **268ff.** 274. 281. 286f. 291. 293f. 296ff. **301ff.** 305f. 316. 318. 320. 343f. 357. 369. **401.** 416f. 420. 423. 436. 445. 448. 468. 474. 485. **584ff.**
Persische Kultur 421.
— Sprache 422. 428.
Persischer Golf 102. **149.** 446. 453. 481. 540. 542. 572. 574f. 578. 580f. **583ff. 587.** 591f. 595. 601. 605.
Persönlichkeit 289.
Peruaner 97. 594.
Peschawar 292. 406. 419. 474. 476. 484. 487.
Peschel, Oskar 532. 587.
Peschora Singh 477.
Peschwa 442f. 463. 465. 479. 481. 527.
Pessimismus 394.
Pest 488. 490.
Peter der Große 224. 337. 340.
Petersburg 230f. 488.
Petropawlowsk 348.
Petschaburi 525.
Petschenegen-Häuptling 298.
Petschili, s. Tschili.
Peucer, Kaspar 5f.
Pewar Kotal-Paß 487.
Pfahlbauten 70. 72f. 79. 84f. 87. 94f. 97.
Pfauenthron des Moguls 434. 441.
Pfeffer 554. 557f.
Pfeilstrecker 46.
Pferd 29. 49. 71ff. 245. 250f. 253f. 322. 369. 428. 536.
Pflanzen, dikotyletone 29.
Pflanzenleben 491. 531.
Pflanzenwelt 356. 565.
Pflug 250ff. 277. 371.
Phagji-dau 471. 518. 520.
Phaja Tak (Phiatak) 524.
Phallusdienst 164.
Phantasie 248f.
Pharaonen 578.
Phaulkon, Konstantin 523.
Phayre, Arthur 520.
— Kolonel 485.
Phendingkang 524.
Philipp II. 183. 185. 447. 508.
— III. 185.
Philippinen 183. 185. 220. 235. 512. 531. 534f. 537. 540. 544. 546. 557. 562ff. 575.
Philippinische Republik 564.
Philologie 281.
Philosophie 9ff. 111. 119. 132. 279. 282. 378. 381. 400f. 412. 430.
Phöniker 265f. 444. 572. **579ff.** 592.
Phra Naret 522f. 528.
— Phet Ratscha 523.
— Ruang 521.
— Tschau Pharsatthong 523.
Phukuog 528.
Pierusing 524.
Pihittiratta (Ceylon) 506.
Pilger 313. 375.
Pilgersteuer 431.
Pinang 584.
Pindhari 468ff. 473.
Pingau 216.
Pinto, Ferdinand Mendez 182.
Pippin 326.
Pippli (Orissa) 454.
Piprawa 393.
Pisa 445. 595.
Pistorius 10.
Pitaka, drei 500.
Pithora Raj 418.
Pitt d. J. 464f. 467.
Planeten 365.
Plano-Carpini, Joh. v. 146.
Plantagen 547f. 561. 570.
Plassey 457. 597f.
Plastik 84. 127. 280. 515.
Pleidenwurf 4.
Pleistozän 38.
Pleyte 536.
Plinius der Ältere 74. 265. 582.
Pliozänepoche 32. 38.
Plünderung 227.
Plutarch 11. 401.
Pnom Penh 529.
Point de Galle 507f.
Polare Jägervölker 321. 329.
Polarfuchs 44.
Polen 294. 299. 347. 349.
Poli 554.
Politik 187. 202. 239. 283. 333.
Pöliz, K. H. L. 15f.
Polizeistaat 199.
Polizeitruppe 222.
Pollilor 463.
Polnische Aufstände 349.
Pollock, Sir George Baronet, Feldmarschall (1786—1872) 475.
Polo, Maffeo 445.
— Marco 104. 144. 294. 296. 543. 555. 567.
— Nicolo 445.
— Reich (Borneo) 539. 557.
Polonnaruwa 502ff.
Polospiel 419.
Polybius 11.
Polynesien 532. 536. 559. 593. 604.
Polynesier 106. 163. 537. 575f. 594.
Polynesische Sprachen 536.
Polytechnikum 348. 478.
Pompeius, Cn. 269.
Pompeji 49.
Pondischerri 454ff. 463f.
Pontianak 549.
Pontus 270.
Popham, Major 463.
Pordenone, Oderich v. 148.
Poros, König 401f.
Port Arthur 220. 223. 230f. 346ff.
— Blair 485.
— Hamilton 161.
— Said 602.
Porto Novo (Indien) 463.
Portsmouth, Friede zu 232f. 235. 347. 350.
Portugal 151. 161. 185. **445. 448.** 450. 454. 468. **544.** 564. **597.**
Portugiesen 149f. 152f. 155. 184. 186. 203. 211. 445. 453. 507f. 517. 522f. 543f. 545f. 551. 554. 557. 559f. 561ff. 565. 567. 570. **595f. 598.** 600. 604.
Portugiesische Faktoreien 507. 527.
— Flotte 551.
Porzellan 115. 160. 265. 557.
Post 479.
Postglaziale Epoche 34. 37.
Potala (Tibet) 309.
Pott, Aug. 368.
Präglaziale Epoche 29. 31.
Pragmatismus 11f.
Prakrit 422.
Pratisthana 375.
Predmost 32.
Preise 201. 203.
Prendergast, H. M. Dalrymple 489. 520.
Presse 208f. 224. 237. 497.
Preußen 203. 449. 458.
Priamus 101.
Pribylowgruppe 32.
Priester 106. 130. 200. 225. 313. 364. 369. 373f. 377f. 387. 505. 541. 564.
Primitive Kultur 65. 80. 83.
Prithwi Narajan 469.
Privateigentum 248.
Prome 471. 479. 516ff.

Propheten 119.
Prosias, See in Thrakien 80.
Protapgad, Fort 436.
Protestantismus 152. 171. 447.
Protomalaien 535.
Provinzialverwaltung 125. 148. 155. 175. 192. 238. 431. 570.
Ptolemäer 578. 582.
Ptolemaios, Klaudios 385. 514. 516. 520f. 538. 541. 565. 590f.
— II. Philadelphos 581.
Pu hai 213. 332.
Pulo Condore 527.
— Pinang 603.
Pulver 294.
Pumpelly, Raphael 100.
Puna 436. 443. 463. 465f. 470. 478. 490.
Puni 539. 557.
Punier 572. 578.
Punt 578.
Purda-Wirtschaft 489.
Purohita 372. 377.
Puru (Volk) 401.
Putschun, Prinz 224.
Pyramiden 90.
— Schlacht 601.

Quarzgeschiebe 45.
Queda auf Malakka 520.
Quellen, historische 166.
Quinton 490.
Qutb, s. Kutub.
Qutluq, s. Kutluk.

Radáma 568f.
— II. 569.
Radikalismus 210. 229.
Radimsky 73.
Radsch ed-Din Khodscha 314.
Radscha von Lhasa 310.
— von Sarawak 558.
— von Tandschur 449. 466. 479.
— Bahadur Sahi 469.
— gaha (-griha) 387f. 391f.
— Nasr ed-Din Nasrat Selah 426.
— Palaka 560.
— Ram 438. 442.
— Simha I. und II. 507ff.
— tarangini 413.
— wali 508.
Radschina (Festung) 503.
Radschmahal 359. 367. 459.
Radschputana 361. 426f. 435. 440.
Radschputen 381. 418. 420f. 428f. 432. 436. 467ff. 474. 477. 485.
Rafi ed-Daradschat 439.
— ed-Daule Schah Dschihan II. 439.
Raghuat Rao (Ragoba) 463.
Raghudschi Bhonsla 442f. 466f.
Rainharo 569.
Rainilairiwonj 570.
Rainitaiariwoi 569.
Raiots 464.
Rai Sin von Amber 432.
Rajasa 550.
Rakschasa 384.
Ramajana 374. 493. 502ff.
Rama Khomheng 512. 521.
Ramanudscha 407.
Ramathibodi 522.
Ram Mohan Rai 486.
Ramses III. 578.
Rana Sanka 426.
Ranawalona 569.
— II. Majonka 569.
— III. Mahjuaka 569.
Randschit Sing 468. 474ff. 484.
Randvölker 571. 574. 594.
Rangun 471. 478. 482. 518ff.
Ranikhat 469.
Ranke, Leopold v. 18f.
Rao Holkar 443.
Raphia 570.
Rä Pithara 419.
Raratonga 537.
Rassen 71f. 533.
Rassenhaß 380.
Rassenmischung 577. 605.
Rathaus 6. 18.
Rationalismus 171. 210.
Ratskammern 194.
Ratzel, Friedrich 22ff. 573.
Raubbau 548.
Raubehe 364.
Räuber 225. 316. 320. 440. 468ff. 501. 534. 537. 540.
Rauschanachtar Mohammed Schah 439. 442. 444.
Rawalpindi 488.
Raymond, Joachim Maria 465.
Reaktion 207.
Real Compañia de Filipinas 564.
Rechtfertigung durch den Glauben 171.
Rechtsgeschichte 17.
Rechtspflege 180. 192. 208. 413. 423. 427. 431. 462. 472. 483. 488.
Reederei 201.
Reformation 6. 279. 307.
Reformen 142. 224. 569.
Reformpartei 223f.
Regeneration 307.
Regenten 175. 178f. 197. 308.
Regierungsgewalt 195.
Regierungsland 192.
Regulating Act (1773) 461. 463.
Reh 29.
Rehabeam 580.
Reichenau 2.
Reichsinsignien 165. 181.
Reichstag 303.
Reichsunmittelbare 193f.
Reigiruiten 202.
Reineke Fuchs 414.
Reis 193f. 199. 356. 371. 484. 505. 519. 536.
Reiter 194f. 253. 322. 499.
Relief 116.
Religion 110. 219. 293. 307. 335. 549. 589.
Religiöse Duldung 173. 422. 431. 435. 525. 528. 530.
— Kunst 284f.
— Teilnahmlosigkeit 209. 508. 540.
— Übungen 313.
Religiöser Fanatismus, s. Fanatismus.
Reliquien 147. 391. 393. 416. 497. 505. 509.
Remer, Julius August 15.
Rémusat, A. 112.
Renaissance 404.
Ren(ntier) 30. 32. 44. 46f. 49. 59. 71. 245. 321f. 324ff. 330. 334f. 339.
— -Nomaden 334.
— -Tunguſen 71.
Reproductive Public Works 485.
Republik 13. 206. 209. 235. 331.
Reuchlin 4.
Réunion 454f. 465. 468. 569f.
Reuter 10.
Revolution 232. 241.
Revuen 526.
Rhabarber 244. 265.
Rhinozeros 30.
Rhodes, Alexander de 151.
Ricault, Kapitän 568.
Ricci, Matth. (1552—1610) 150.
Richardson († 14. 9. 1862) 203f.
Richelieu 568
Richter, Otto 22.
Richthofen, F. Frh. v. 104. 106. 109. 251.
Ridel, Bischof 218.
Riesenstuben 87.
Rigault de Genouilly 529.
Rigveda 374. 383. 412.
Rind 71. 83. 245. 250f. 254. 277. 322. 325. 330. 371. 481. 536. 566.
Rioschiu 192ff.
Ripon, G. Fr. S. Rob. Marquis 488.
Rischi 408.
Ritter, Karl 21ff.
Rittertum 376. 386. 446.
Rituell 377.
Riuzaisekte 171.
Rivière, Henri Laurent 530.
Rizal, Dr. José 564.
Rjäsan 294.
Robenhausen 73.
Roberts, amerikan. Missionar 156.
— General 487. 520.
Robinsonaden 542.
Rocher, M., franz. Gesandter 187.
Rodriguez 570.
Rodungsland 192.
Roe, Thomas 432. 450.
Roggen 74.
Rohana 499. 503f.
Rohilkand 442. 483.
Rohilla 442. 462.
Rohstoffe 321.
Rojestwensky, Admiral 231.

Rom 105. 152. 160. 170. **269 f.** 272. 322. 385. 408. 433. 444 f. 495. 572. 585. 593.
Roman 528.
Romanen 599.
Romanowski, General 341.
Romantik 376.
Römer 578. 582. 584. 590. 592.
Rommel 16.
Ronin (Lohnin) 200. 203.
Root, E., Staatssekretär 236.
Rosahérina 569.
Rose, Hugh 483.
Rose, Weiße und Rote, England 177.
Rosen, Baron v. 231.
Roskilde 87 f.
Roß 293.
Rostock 8.
Rotes Meer 149. 446. 479. 572. 574 f. 577 f. 580 ff. 584 f. **590 ff. 595 f. 600 f.** 603. 605.
Roth, Santiago 47.
Rotteck, K. W. Rodecker v. (1775 bis 1840) 7. 15. 17. 24 f.
Rousseau 10 f. 13.
Rovenluck, Werner 3.
Rübe 74.
Rubruquis, Wilh. v. (Ruysbroek, geb. 1220/30) 147.
Rudrawarman 521.
Ruggiero, Jesuit 150.
Rundgräber 89.
Rurki 478.
Russen 144. 147. 154 f. 158. 328. 334. 474. 597. 603.
Russisch-Ferghana 279.
— -japanischer Krieg 230 ff. 347. 356.
Rußland 103. 105. 154. **161. 203. 220 f. 223. 228 ff.** 247. 256. 279 f. 292. 295. 299. 310. **312. 314. 317. 320.** 333. **335 f. 350.** 458. 468. 474. 485. 487 ff. 597. 604.
– Akademie der Wissenschaften 340.
– asiatisches 321 ff.
– Auswärtiges Amt 230.
— Bauern 347.
— Diplomatie 229.
— Flottenstation 229.
— Gesandtschaft 221. 229.
— Geschwader 231.
— Kaiser 231.
— Verhältnis zu Afghanistan 344.
— — China 222.
— — Japan 221. 237. 350.
— — Persien 344.
— — Westeuropa 221. 344.
— Volksseele 300.
Ruthimeyer 72.
Ryswyk, Friede 454.

Sa, Gabriele de 447.
Sachalin 161. 231 f. 250. 333. 335 f.
Sachsenspiegel 2.
Sadat, Perser 440 f.
Sado (japanische Insel) 184. 191.
Sadusam (Vorderindien) 478.
Sage 109. 166. 179. 514. 549. 556 f. 566.
Säge 66.
Sagoin (Sagany) 517.
Sahu 438. 441 f.
Saigo, japanischer Held 205. 208.
Saigon 528 ff.
Saijid Achmed Khan 486.
Saint Jean d'Arc 147.
— Marie 567 ff.
— -Thomé (Madras) 454 f.
Sajanisches Gebirge 243.
Sakai 196. 200. 206. 246. 253. 283. 512.
Sakalawen 566 ff.
Salbai, Vertrag (1781) 463.
Sale 13. 475.
Salem 386.
Salesbury 485.
Salomon 580.
Salsette 446. 450. 463.
Salween 353. 471. 511. 516.
Salz 160. 460.
Samar 564 f.
Samara 344.
Samarkand 149. 244. **265.** 273 f. 291. **299 ff.** 317. 320. 342. 344. 424.
Sambadschi 438. 442.
Sambas (Borneo) 533. 557.
Samkhja-Philosophie 382.
Sammelwirtschaft 251. 254. 321 f.
Samojeden 20. 54. 71. 330.
Samudragupta 404.
Samun bai 223.
Samurai 163. 192. 194 f. 199. 202 f. 207 ff.
Sanapati Bhatarka 404.
Sancian, Insel 150.
Sandakan 538.
San Dico 565.
— Francisco 234.
— Lourenço 567.
— Miau (Volk) 106.
Sandomir 294 f.
Sandwichinseln 235.
Sängerfamilien 374.
Sang kiu 309. 312.
Sankt Acheul 47. 49.
— David 458.
— Helena 600.
— Lazarus-Inseln 562.
— Petersburg, s. Petersburg.
Sansibar 549. 599. 603. 605.
Sanskrit 281. 285. 362. 365. 368. 384. **412.** 428. 514 f. 520 f. 541. 550. 559. 566.
Santa Maria, s. Saint Marie.
Santhals 367.
Santschi 286.
Saraswati 418.
Sarawak 558.
Sarazenen 543.
Sarmaten 253. 261.
Sarten 316.
Sasaniden 270. 287. 584 f. **587.**
Sassak 562.
Satake 201.
Satara 443. 474. 479.
Sati 411. 472 f.
Satledsch 426. 435. 476 f.
Sattha Tissa 500.
Sat-tscho 203. 233.
Satuk (Türke) 288.
Satzuma 182 f. 189. 197. 205. 207 f. 210. 217. 233.
Säugetiere 37.
Sawa (Kuge) 204.
Sawaii 537.
Schaber 67.
Schachbrettmuster 77.
Schädel 89.
Schadon 516.
Schadsch Bhonsla 436.
Schaf 72. 107. 245. 322.
Schah Alam I., s. Mohammed Muassem.
— — II., s. Ali Guhar.
— Dschihan I., s. Schihab ed-Din.
— — II., s. Rafi ed-Daule.
— Durrani 441.
— Ruch 304 f. 425.
— Sudschah (Afghane) 474 f.
Schahrijar, Timuride 433.
Schaibani, s. Mohammed Schaibek.
Schaibaniden 299. 305. 316. 319 f.
Schaista Khan, Mogul 454.
Schaka-Zeitrechnung 403. 550.
Schaken 403.
Schakja 387. 398.
Schakuntala 415.
Schall, Adam 150.
Schamanismus 73. 117. 159. 164. 279. 288. 293. 307. 324. 364. 406.
Schamkaratscharja 407.
Schams ed-Din Altamsch 419 f.
Schan 513 ff. 517. 520. 525.
— chinesische Dynastie 161. 164.
— haikwan 122.
— si 106. 109. 225. 228. 294. 332.
— tung 106. 141. 222. 225. 258. 264.
Schang-Dynastie 120. 212.
— hai 155 f. 241.
— tu 144. 311.
Schankardatschi 437.
Schannat 10.
Schapuri 411.
Schardius 10.
Schariat 134.
Schatomenchin 517.
Schatt el-Arab 581.
Sché, iranisches Hirtenvolk 259.
Schedel, Hartmann 4.
Schembuan 470. 518. 523.
Scheng kung pao 235 f.
Schen si 106. 133. 256. 294.
— Tsung 149. 216.
Scher Ali 485 ff.
Scheschonk I. 580.
Schi Huang Ti 122 f. 258.

Schi Tsu 131. 308.
— Tsung 307.
Schiba (Japan) 198.
Schich Faisi 428.
Schichtenuntersuchung 47.
Schießpulver 160. 291.
Schiff 102. 162. 183. 200. 202. 365. 369. 499. 536f. 587.
Schiffahrt 321. 333. 354f. 492. 511f. **574ff.** 590. 602. 605.
Schigahara 184.
Schihab ed-Din Mohammed khurram Schah Dschihan 429. 432ff. 436. 441. 450. 453. 466.
Schiiten 318. 424. 434.
Schikken 179. 181.
Schildplatt 539.
Schimadzu 189. 191.
Schimidzu 197.
Schimonoseki 204. 220. 228. 350.
Schimosa 181.
Schimper, W. P. 37f.
Schinano 208.
Schingonsekte 171.
Schin han 213.
Schinsekte 171ff. 195.
Schintoismus 162. 164. 170ff. 185. 187. 198. 202. 209. 324.
Schir Schah, Suride 427. 431.
Schisma 396.
Schiwa 131. **360.** 368f. **382f.** 397. **407ff.** 412. 507f. 509. 515f. 520.
Schiwadschi 436ff.
Schiwaraka 549.
Schizoku, s. Samurai.
Schlagmarke 42. 45. 66.
Schlange 364f. 491.
Schlesien 144.
Schliemann, Heinrich 73. 100f.
Schlitten 322. 324.
Schlosser, Fr. Chr. 15. 17.
Schlözer, August Ludwig 14.
Schmidt, Johannes 368.
Schmiede 322.
Schmuck 48f. 69f. 95. 98.
Schnitzerei 44. 65. 84f.
Schnurverzierung 78.
Schodo Schonin, Heiliger 198.
Schodscha, Timuride 424f.
Schogun **172. 175. 177ff.** 185f. 188. 191. **193ff. 199ff. 206.** 215.
Schojen 192.
Scholastik 382. 591.
Schoner „General Sherman" 218.
Schosi (Hausmeier) 192.
Schottland 551.
Schrenck, Leopold v. 334.
Schri Bhodscha 541.
— Harscha 415.
— Radscha Adhiradschasimha 510.
— Turi Bumana 538.
— Wikkama Radschasimha 510.
— Wira Parakkama Narinda 509.
Schrift 51. 65. 109. 115. 132. 166. 171. 195. 254. 278. 281. 289. 385. 542. 549.
Schriftdenkmäler 60.
Schriftsteller 125.
Schröckh, J. M. 14f.
Schröter, C. 73.
Schu 125. 135.
Schuddhodana 388.
Schudra 379. 381f. 398. 402.
Schudraka 45.
Schudscha ed-Daula von Audh 434f. 459f. 462.
Schugo 192.
Schukartscharja-Klan 476.
Schulden 233. 488.
Schulterblattorakel 147. 163.
Schulwesen 237. 349. 423. 477ff. 485f. 515.
Schumachow 33.
Schunga-Dynastie 402.
Schussenried 37. 41. 45. 51f. 62. 70. 80f.
Schutzpaß 487.
Schutz- und Trutzbündnis 485.
Schwarzer Hammel 304.
Schwarzes Loch 457.
— Meer 269. 345.
Schwarzflaggen 529f.
Schweden 345. 449. 551.
Schwein 72. 82. 481. 536.
Schweiz 70. 72.
Schweizerbild 48. 50.
Schwemmland, s. Alluvium.
Schwertadel, s. Adel.
Schwertträger 194. 207.
Schwur 324.
Seanchkara 578.
Séchelles, Moreau de 570.
Seefahrt 556.
Seehandel 264f. 268. 539. 581.
Seeherrschaft 538. 560. 597.
Seelenleben 25.
Seelenwanderung 185. 382.
Seeraub 169. 182. 214. 450. 468. 522. 544. 546. 555. 557. 559. 562. 564. 566. 568. 576. 589. 595.
Seetüchtigkeit 102f. 185. 532. 534. 536f. 551. 559. 564. 566f. 575f. 578f. 588f. 595.
Seeverkehr 556.
Seezoll 223.
Sefewiden 441.
Seide 105. 115f. 126. 160. 263. 265f. 273. 281. 539. 585.
Seiditen 567.
Seijid Abd ul-Ahad 342.
— Mohammed Nachim Khan 343.
Seijiden 416. 424. 444.
Sekigahara 191.
Sekte 195.
Sekten 155. 284f. 299. 307. 379. 390. 440f. 495. 499. 502. 505f. 567.
Selbstverwaltung 488.
Seldschuken 275. 284. 291. 417.
Selenga 272.
Seleukeia 582.
Seleukiden 261. 582.
Seleukos I. Nikator 402.
Selim Dschihangir, s. Nur ed-Din.
Selong 512.
Semang 512.
Semarang 550.
Semiramis 400.
Semiten 212. 357. 444.
Semitische Sprachen 252.
Semler, Johann Salomo 14.
Semper, Karl 534.
Sena I. und II. 502f.
Senanawirtschaft 489.
Senapati 490.
Sendschküste 590f.
Senegaltruppen 570.
Sepoy-Aufstand 480ff.
Sepoys 455f. 458f. 470f. 481f. 484.
Sequeira, Diogo Lopez de 446. 543.
Serafschan 317. 342.
Seram 561f.
Serampatam 449.
Serbedariden 301.
Serenda 567.
Seringapatam 464f.
Serrão, Francisco 544.
Sesam 536.
Seßhaftigkeit 79. 260. 269. 272. 369. 376.
Setzu (Settsu) 164. 181.
Seuchen 248. 347.
Sevilla 564.
Sextus Tullius Africanus 1.
Seychellen 570.
Seymour, Admiral Sir E. 226.
Sh..., s. auch Sch...
Shore, Sir John 464ff.
Siam 105. 149. 151. 285. 393. 397. 405. 448. 489. 509. 512. 516ff. 520ff. 528.
Siamesen 107. 513ff.
Siam-Thai 528.
Sibir 327f.
Sibirien 154. **242f.** 250. 256. 275. 312. 316. **321ff.** 327f.
— Eisenbahnen 321. 349.
— Erforschung 340.
— Handel 266.
— Kaiser 328.
— Khane 298.
— Steppe 293.
Sibree, James 566f.
Sichel 371.
Siebenjähriger Krieg 458.
Siedelung 25. 244.
Sieg 281.
Siegeszeichen 254.
Siegling 281.
Siemrat (Kambodscha) 528.
Sigauli 469.
Sihabahu 493f.
Sihasiwali 493.
Sikandarah 430.
Sikander (Suride) 427.
Sikh 361. 440f. 468f. 471. 474. **476ff.** 482.
Sikiang (Tschukiang) 106.
Sikkim 353.

Silber 93. 200.
Sima 549.
Simabara 184.
Simagar (Nagpur) 470.
Simarkh 273.
Simla 469. 485f.
Simoda 202.
Sinai 93.
Sindbad der Seefahrer 542.
Sindh 360. 403. 419. 423. 429. 468. 474. **476ff.**
Sindia 443. 463. 466ff. 483.
Sindoi (Hindu) 514.
Singanfu 127. 132. 137. 146. 228. 237.
Singapur 538. 547. 551. 589. 603.
Singh (Sikh) 440.
Singhalesen 385. 492. 494. 517.
— Chroniken 392. 396. 506.
— Sprache 412.
Sin ra (Sila, Sinlo) 213f. 216.
Sippe 537.
Sir Dardscha (Jaxartes) 247. 261f. 291. 303. 316f. 341. 369.
Sirdar Abd ur-Rachman 487.
Sir Dschang Bahadur 472.
Sirhind, Schlacht 427.
Sirimeghawanna 502.
Sirkans 457. 461.
Sitana 484.
Sitawaka 507.
Sitte 289. 325. 332. 336f. 369. 528. 565. 589.
Sittengesetze 311.
Sittenlosigkeit 175. 499.
Sittlichkeit 159. 505.
Siwadschi 441. 444. 457. 470.
Siwar (Stadt) 303.
Siwistan 419.
Sixtus V., Papst 183.
Skamander, Tal des 100.
Skapulamantik, s. Schulterblattorakel.
Sklaven 127. 170. 185f. 380. 418. 485. 549. 561. 566. 570.
— -Dynastie 418ff.
— -Kaste 358. 360.
Skobelew, Mich. 344.
Skoloten 253.
Skulptur 280. 415.
Skythen 250. 252f. 259. 261. 269. 285. 325. 336. 353. 403. 406.
Slawische Dialekte 327.
Sleeman, Major 473.
Sleidanus, Johannes 6. 9.
Smith 403.
Soarez, Fernando 567.
— Lopez 446. 507.
Sobona 86.
Sobraon 477.
Sofala 565. 567. 590f. 600.
Sogdiana 138. 261. 266. 269. 273f. 401.
Sokotra 446. 579. 600.
Soldatenstand 103. 106. 178. 192. 422.
Solo 552.
Solon 166.
Solutré 47. 49.
Somdel Phra Paramindr Maha Mongkut 525.
Someschwara, Tscholakönig 506.
Somnat 417. 426. 476.
Somnetal 36. 41. 70.
Somrath Phra Narai 528.
Son 355.
Sondereigentum 192.
Songka 512. 529.
Songtscha 161.
Son nam 308.
Sonnengöttin 170.
Sontay 530.
Soro 550.
Söul 158. 189. 212. 216f. 221. 229. 234. 240.
Soziale Entwickelung 209.
Sozialismus 120.
Spangenberg, M. 340.
Spanien 447. 450. 477. 529. 544f. 557. 597.
Spanier 155. 185. 517. 528. 540. 545f. 561ff. 596. 598.
Spanisch-Amerika 563f.
Spanisch-Amerikanischer Krieg 235. 564.
Spanische Armada 450.
— Flotte 563.
— Niederlande 185.
Spartaner 261.
Späthellenismus 280. 286.
Spekulation 222.
Speranskij, Mich. 348.
Spessart 85.
Spezereien 266. 598.
Spieltrieb 257.
Spilbergen, Joris van 508.
Spiritualismus 381.
Spiti 352.
Sprachforschung 536.
Sprachvergleichung 513. 538. 565.
Sronbtsangambo 277ff.
Ssa . . ., s. Sa . . .
Staat 12f. 159. 255. 335.
Staatenbildung 549. 554. 556. 559.
Staatenbund 443.
Staatsleben 554.
Staatsrat 199. 525.
Staatsreligion 515.
Staatsschatz 434. 441.
Stackelberg von, General 231.
Städte 199f. 248. 320. 356.
Staduchin, Michail 339.
Stamm 255. 270. 364. 369. 372. 559. 567.
Stammbäume 199. 368. 410.
Stände 201.
Stapelplätze 265.
Statthalter 140. 174. 179. 207.
Statusquo 229. 236.
Stauseen 423. 491. 494. 498. 505f.
Steenstrup 63f.
Stein, M. A. 107. 280.
Steinbauten 87ff.
Steinbock 49.
Steineismassen 33.
Steingeräte 40. 43. 53. 64. 66f. 80. 83f. 86. 97. 362.
Steingrab 89.
Steinkohle 160.
Steinkreis 91.
Steinmesser 66.
Steinsetzungen 362.
Steinwaffen 41. 81. 97f. 536.
Steinzeit 254.
Steller, Gg. Wilh. 324. 340.
Steppe 20. 243. **246ff.** 252. 255. 262. 266. 293. 321. 325. 329. 333. 353.
Steuerwesen 128. 169. 184. 192. 194. 294. 349. 423. 427. 431. 433. 435. 437. 440. 462. 464. 477. 483. 498. 503ff. 547.
Stevens 234. 450.
Stewart, Donald 487.
Steyler Mission 222.
Stickerei 281.
Stickverzierung 77.
Stiftungen 423. 500.
Stiller Ozean 102. 105. 161. 235. 331. 345ff. 537. 544. 571ff. 586f. 590. 592. **596ff.** 601.
Stonehenge 89ff.
Stössel, General 231.
Strabon 385. 579. 582.
Strachy, Sir J. 485.
Strafgefangene 256.
Strafkolonien 349.
Strafzug 509. 555.
Straits Settlements 558.
Straßen 369. 427. 570; s. auch Handelsstraßen.
Strategie 507.
Strauß, Viktor von 112.
Stroganow 338.
Stromschnellen 529.
Stuart, General 465.
Stupa 283. 391f. 397. 416. 497.
Styche in Shropshire 456.
Suaheli 566. 605.
Suan Tschüan 135.
Subha 500.
Subsidiäre Allianz 464ff.
Südafrika 356. 594. 600. 604.
Sudas 377.
Südchina 300.
Südrußland 247. 327.
Südseeinsulaner 60.
Südtirol 61.
Sues 445. 586. 600f.
Sueskanal 578. 598f. 601f. 605.
Suffren de Saint-Tropez, P. A. 463.
Sui-Dynastie 127. 132. 137.
Sui jen 108.
Sukhodaja 512. 521.
Sukkadana 557.
Sulaiman-Kette 487.
Sulaiman Ibn-i Abd ur-Rachman 157.
— Khan Kararani 429.
Sulfikar 438f.

Sultan Dschan 483.
Suluinseln 557. 562. 564.
Sumatra 149. 446ff. 468. 512. 532. 535. 538f. 541ff. 546. 548f. 551. **553ff.** 562. 566.
— Reich 554.
— Stadt 554.
Sumbawa 560. 562.
Sumerer 251f.
Sumpu 198. 205.
Sunda-Inseln 102. 531. 534. 537f. 540. 561f. 574.
— Staat 544.
Sunda-Straße 554.
Sung 271.
Sung-Dynastie 104. 130. 136.
— nördliche 131. 141. 214.
— südliche 143. 279. 294ff.
Sungarifluß 106.
Sun Jat sen, Dr. 241.
Sunniten 318. 435.
Sunto 215.
Supparaka 494.
Surabaja 550. 552.
Surakarta 552f.
Surat 436. 447. 450ff.
Suriden 426f.
Surja 373.
Suruga 196. 198.
Susuhunam von Metaram 552f.
Sutschin (Tungusen) 331.
Swieten, J. van 555.
Swinton 13.
Symbol 416.
Symbolik 65. 286. 515.
Symmetrie 45.
Syrien 126. 146f. 247. 265. 279. 281. 284. 287. 295f. 298. 303.
— Schrift 281.
Sz'tschwan 106f. 116. 145. 148. 153. 160. 239. 264. 295f.

Tabak 548. 564.
Tacitus 11.
Tadsch-i-Mahal 433f.
Tadschik 358.
Tagalen 535. 562. 564f.
Tagong 516.
Tai ping 156ff. 160. 314. 529.
— Son 527f.
— tsong 278. 288.
— Tsu 141. 148f.
— Tsung 130. 138. 146. 148. 333.
— wen kun 210. 219. 221.
Taiassu 197.
Taide, Tristão de 544.
Taifun 180.
Taiho-Gesetzgebung 175.
Taikosamma 216.
Taikun 199.
Taikwa 175. 192. 206. 209.
Taira 171. 174ff. 187. 201.
Tairen 348.
Taischan 128.
Takahira 232. 236.
Takle man 280.
Taktik 259. 507.
Takuforts 156. 220. 225. 227.
Talaing 512. 516.
Talienwan 223.
Talifu, mohammedanisches Sultanat 133.
Talun (Schelun, Zarun) 271.
Tamarinoma 195.
Tamatawe 568ff.
Tambapanni (Tam[b]raparni) 355. 384. 494. 497.
Tamilen 492. 497ff. 504. 507.
— Sprache 385f.
Tananariwo 567.
Tandschur 386. 444. 449. 458.
Tanesar 417.
Tang-Dynastie 104. 125. 130ff. 138. 140f. 214. 332. 526.
Taoismus 111ff. 121. 130ff. 137. 140. 159. 307.
Tapti 355f. 450.
Tara Bai, Marrattin 438.
Tarantschi 133.
Tardif 158.
Tarimbecken 106. 243f. 255f. 258f. **262ff. 273ff.** 277. 280. 284f. 288. 293. 299. 306. 312. 315f. 320. 340. 342.
Taro 536.
Tarpan 73.
Taschkent 244. 273. 316f. 320. 341. 344.
Tasman, Abel 598.
Tasmanien 40. 49f.
Tasmanier 53. 117. 125. 135. 137. 139f. 142. 146f. 159. 163. 216. 226. 238. 271. 290. 328. 337.
Tataren 406.
Tatarische Dynastie 418ff.
Tätowierung 76. 167.
Tatschibana Riohei 167.
Ta tsin 268. 583.
— tung (Korea) 213.
Taubach 37. 43f. 70.
Tauschhandel 109. 369.
Tausendundeine Nacht 542.
Tavernier, Jean-Baptiste 434.
Taw Sein Ko 515.
Taxila und Taxiles 401.
Tee 162. 265. 314. 477. 485.
Tegh Bahadur 440.
Tejo 447.
Tekke 344. 488.
Telegraph 477. 479.
Telingana 432. 541.
Telugu 386.
Tempel 128ff. 132. 160. 170. 184. 198. 282. 365. 384. 409. 416f. 419. 495. 514f. 541f. 549.
Tempelmädchen 359. 379.
Tenasserim 471. 512. 518. 520.
Tendaisekte 171f.
Tenggeresen 535.
Teredron 581.
Termiten 491.
Ternate 450. 542. 544f. 547. 560f.
Terra australis incognita 591. 598.
Terramaren 85ff.
Terrien de la Couperie 106.
Territorialherren 175.
Tertiärzeit 29. 38. 243. 362. 533.
Teufelsanbeter 551.
Texel 447. 545.
Thags 478.
Thai 512ff. 521. 523.
Thaichinesen 513.
Thaneschwara 418.
Thanh Thai 530.
Thar, Wüste 427.
Tharawadi 518ff.
That ké 530.
Thebaw 488f.
Theismus 486.
Theodosius (Byzanz; † 660) 138.
Thibau 520.
Thie utri 528.
Thi nai 528. 530.
Thomas, Ant. 523.
Thraker 261.
Thukydides 11.
Ti-Barbaren 107. 117. 277.
Tibao, Sebast. Gonzales de 517.
Tiberias 298.
Tiberius 582.
Tibet 102. **105.** 154. 243. 250. 264. 267. **274ff.** 280. 285. 287. 292f. 296. 305f. 353. 358. 361. 397. 423. 511f.
Tibetaner 246. 264. 266. 283. 513.
Tibetanische Schrift 281.
Tibetoburmanen 513.
Tidor 544. 560f.
Tieling 231.
Tiën schan 243. 259. 261f. 272. 279. 315. 331.
Tientsin 156. 210. 218. 220. 226f.
— Vertrag 530.
Tierfabel 414.
Tiergeographie 30ff. 38. 321. 491. 531. 565.
Tierhospital 400.
Tierknochen 42.
Tiger 212. 364. 428. 491.
Tigris 581.
Timor 448. 562.
Timur 289. **299**ff. 304ff. 311. 316. 327. 342. 424ff. 534.
Timuriden 299. 305. 315ff. 416. 425. 439.
Tinewelli 362.
Tipa (König) 309.
Tippu Sahib 463ff. 467.
Tirhat 423.
Tissa 497ff.
Titus 357.
Tjaporwosch 328.
Tjumen 327.
To ba (pa) 271. 331.
Tobi, Insel 542.
Tobol 327. 338.
Tobolsk 326. 328. 338.
Tocharische Sprache 284.
Toda 364.
Todar Mal, Hindu 431. 433.
Toghlukiden 416. 423f.

Toghluk Timur 245. 301.
Togo, Admiral 231.
Toki mune 180.
Tokio 207f. 221. 230. 234.
Toktamisch 300. 302.
Tokugawa 172. 182. 194. 197. 201ff. 217.
Tomahawk 40.
Tombs, General 484.
Tomsk 326. 348.
Tongeschirre 63. 74. 100. 366. 371.
Tonghaks 219.
Ton(g)kin(g) 104f. 151. 158. 223. 296. 512ff. 520f. 526ff. 529f. 582.
Töpferei 46. 48. 51ff. 60. 74ff. 83. 95. 101. 115. 265. 322. 536.
Tosa 206f.
Tosamma 194.
Tote Hand 498.
Totem 272. 384.
Totenkult 92. 177. 224; s. auch Ahnenverehrung.
Tougso Penlo 484.
Tournon, Patriarch 151.
Tracht 215. 321.
Tradition 19.
Trankebar 449. 468.
Transkaspische Bahn 344.
Transozanien 298. 417. 426.
Transozeanischer Völkerverkehr 573.
Transsibirische Bahn 230. 346. 348.
Trawankor 425. 464. 474.
Treibjagd 292. 423.
Tribut 189. 217ff. 307. 328. 331. 422. 469. 484. 490. 504. 506f. 522. 527. 555ff. 567.
Triest 449.
Trigne 527f.
Trimurti 373.
Trinil auf Java 533.
Trinkomali 507.
Trinomalä 461.
Tripolis 147. 450.
Trithenius 3.
Tritschinopoli 386. 455.
Tritsu 371.
Troja 77. 94. 100f.
Trojanischer Krieg 100.
Tropen 29. 531f. 546f.
Tropfsteinhöhle Baradha 73.
Truna Dschaja 552.
Tsai dam 264.
— feng 238.
Tsao Tsao 134.
Tschagatai, s. Dschagatai.
Tschaho 231.
Tschaitanja 407.
Tschait Sing von Benares 462.
Tschakri 524.
Tschaliang (Siam) 522.
Tschalja (Kaste) 508.
Tschalukja 405. 421.
Tscham 512ff. 520f.
Tschamapura 521.
Tschama Radschendra Wodejar 473.
Tschambal 442. 467.
Tschampa 513f. 520f. 522. 527.
Tschampapura 514. 521.
Tschandairi 426.
Tschandala 379. 495.
Tschanda Sahib 455f.
Tschand Bibi von Achmednagar 429.
Tschandernagor 454f. 457f.
Tschandrabhanu, Malaie 506.
Tschandragupta 284. 401f. 404.
Tschan-Dynastie 141.
Tschangan 127. 129. 137f. 141. 278.
Tschang te fu 137.
— Tschi tung 238.
— Tschu 113.
Tschantabun 522.
Tschatanati 451. 454.
Tschau-Dynastie 109f. 117f. 131. 142. 257. 514.
— Fa Mongkut 525.
— Phraja Schri Surijawongse 525.
Tschaut, Marrattentribut 437.
Tschaweri 355.
Tschekiang 153. 223.
Tscheljabinsk 137.
Tschemulpo 210. 218f.
Tschen-Dynastie 137.
Tscheng Ko Tschwang 563.
— Tscheng Kung 563.
— tu 239.
— tu fu 135.
Tschera 384. 386. 421.
Tscheribon 552f.
Tschernajew, Mich. 341.
Tscherra Pantschi 355.
Tschetja-Berg 497.
Tschiangtu 137.
Tschi-Dynastie 136.
Tschien, chinesischer General 518.
Tschikka Krischna Radscha Wodejar 461.
Tschili 105f. 226. 258. 294. 346.
Tschimkand 341.
Tschin 258.
— -Dynastie 104. 121ff. 127. 213. 258.
— I kei 216.
— Schi Huang Ti 121.
Tsching, Prinz 227. 238.
— -Dynastie 104.
Tschinsura 458.
Tschirikow, A. 340.
Tschitral 161. 370. 490.
Tschittagong 459. 471. 511. 516.
Tschittur 426. 429. 463.
Tschitu (Räuber) 469f.
Tschola 384f. 421f. 425. 503ff.
Tschöng dschin 216.
Tschoschiu 204f. 207f. 233.
Tschosen 213. 350.
Tschota Nagpur 359.
Tschu (Fluß) 341.
Tschu hi 132. 143.
— Juan tschang 145.
— kiang 106.
— ko liang 123.
Tschuktschen 330. 333. 339.
Tschulalongkorn, s. Para mindr.
Tschul tschong 218.
Tschumen 349.
Tschumigren von Pegu 522.
Tschung Hau 158.
— king 106.
— tu 118.
Tschusanarchipel 161.
Tschwang tsze 113.
Tseng, Marquis 158. 530.
Tsimiar 569.
Tsin-Dynastie 129. 135.
— spätere 141.
Tsingtau 223.
Tsitsikar 340.
Tsiumeik 568.
Tsong ko pa (Dsungkhaba) 307.
Tsugaru-Straße 161.
Tsukuschi 167.
Tsungli Jamen 224. 226.
Tsuschima 161. 180. 203. 217. 231.
Tsze hsi 157. 224. 238.
Tuan, Prinz 225.
Tübingen 4.
Tuduk 528ff.
Tui Tsung 132.
Tukai Holkar 466.
Tumapel 550.
Tumbang Hiang 556.
Tumen ula 211.
Tundra 31. 33. 245. 321f. 329. 339.
Tungusen 102. 118. **135.** 224. 226. 258. **270.** 275. 290. 293. **329. 331ff.**
Tun schi huai 270.
Tupfenverzierung 77.
Turan 243.
Turfan, Oase 107. 133. 244. 280.
Turgot 10.
Turkafghanen 417.
Türkei 486. 543.
Türken 6. 102f. 139. 247. 254. 257. **271f. 275. 283.** 290. 293. 295. 300. 325ff. 332. 596.
Türkische Schrift 281.
— Sprache 326.
Türkisch-Russischer Krieg 487.
Turkistan 138. 144. 154. 157. 244f. 253. 256f. 265. 291. 293. **297ff.** 300. 304f. 312. 320. 337. 341f. 486. 488.
Turkmenen 301. 304f. 316. 318f. 339. 343f. 420. 427. 441. 488.
Turktataren 271. 288. 316. 403. 422.
Turon 528f.
Twan (Stamm) 331.
Tylor, E. B. 40. 53.
Tylos 580.
Typendruckerei 160.
Tyrer 580.

Ua Tsong 529.
Überschwemmung 145. 484.
Überseepolitik 586. 589.
Udaja III. 503.
Udipur 429. 432.
Udschain 419.
Udschu (Tamilen) 499.
Udwa Nala (Radschmahal) 459.
Ugandabahn 603.
Uhrmacher 133.
Uiguren 133. 144. 267. **271 ff.** 282 f. 288. 290 f. 293. 306. 319. 326.
— Schrift 273.
Ujenu 198. 205.
Ujesu 189.
Uji 173. 175.
Ukrainische Kosaken 337.
Uladen 364.
Ulus Mongul 316.
Umsturz 232.
Unalaschka-Insel 32.
Unehrliche 200. 208.
Ungarn 103. 144. 147. 247. 295. 298 f. 336.
Universalgeschichte 6. 24 ff.
Universität 417.
Unreine 200. 208.
Unruhen 145. 232. 239. 282.
Unsterblichkeit 92.
Unterer Amur 321.
— Ob 328.
Unternehmungslust 546.
Unterrichtswesen 208.
Unterwelt 324.
Upali 509.
Upanischads 381.
Upatissa II. 502.
Ur 29. 71.
Ural 243. 326 f. 348 f.
— -Altaier 254. 269. 326. 368.
Urban V. 148.
Ureinwohner 107. 559. 565.
Urga 313.
Urgentsch 319.
Urgeschichte 13. 28. 249. 251. 532 f. 565.
Urheimat 73 f. 242. 249. 251. 533. 535. 580.
Urhja (Wörterbuch) 112.
Urne 77.
Urpflanze 164.
Urrassen 535. 574.
Ursprung der Kultur 279.
Urstisius 10.
Urusan 190. 217.
Urwald 507.
Urzeit 242. 574. 588.
Usbegen (Uzbeken) 298. 300. 305. 316 f. 319. 426. 434. 474.
Usgen 291.
Ussia 580.
Ussuri 161. 346.
Usun, Nomaden 259. 261. 267. 269. 283.
— Hasan 305.
Utsch (Vorderindien) 420.
Vasangu 231.
Valckenier, Adrian 546.
Valignani, Alexander, S. J. 150.
Vampery 133.
Vasallen 121. 125. 173. 422. 522.
Vaterfamilie 364.
Väterliche Gewalt 201.
Vegetation 62.
Venedig 445. 447. 523. 572. 595 f.
Ventura, franz. Offizier 476.
Verantwortliche Minister 239.
Verbände, soziale 87.
Verbiest, Missionar 151.
Verbrecher-Deportation 347. 349.
Vereinigte Staaten von Amerika 105. 202 ff. 210 f. 225. 229. 232. 235 ff. 564 f.
— Flotte 235.
— Unabhängigkeitskrieg 464.
Verfassung 208. 211. 237 ff. 293.
Vergleichende Wissenschaften 9. 21. 25. 251. 254. 368.
Verkehr 99. 195. 244 f. 263. 276. 314. 333. 364 f. 427. 532. 540. 547. 549. 558.
Verkehrsgeographie 587.
Verkehrsmittel 573.
Verkehrssprache 422. 538.
Versailles, Friede (1783) 463.
Verschwörung 184. 208.
Verwaltung 114. 117. 140. 144. 148. 154. 159. 172. 175. 179. 190. 193. 199. 202. 208. 215. 224. 310. 386. 419. 423. 431 ff. 437. 460. 462. 464. 472. 477. 479. 483. 488. 505. 544. 548. 553. 558. 570.
Vézère 49. 56.
Victoria, Königin 483. 488 f.
Viehzucht 63. 65. 70. 79. 83. 244. 248. 250 f. 259. 321. 329. 356. 369. 371. 376.
Vielfraß 44.
Vielweiberei 481.
Vinland 590.
Vlaming, Arnold de 561.
Volant 523.
Völkerbund 377.
Völkergeschichte 3. 9. 25.
Völkerkunde 26. 281. 284. 357. 531 f. 538. 562. 565.
Völkerstraße 574.
Völkertrümmer 333.
Völkerverkehr 573.
Volksaufstand 462. 483.
Volkskrankheiten 364.
Volksleben 516.
Volkslied 517.
Volksseele 377. 480.
Volkstum 329. 337. 534. 589.
Volksversammlung 372. 568.
Volkswirtschaft 585.
Voltaire 10. 13. 16. 458.
Vorderasien 586.
Vorderindien **350 ff.** 510. 540 ff. 545 ff. 550. 554. 574. 582. 586. 588. **599 f.**
Voreiszeit 31.
Vorgeschichte 26. 93. 250. 277. 367. 577. 589.
Vulkanismus 27. 161 f. 532 f. 548.
Wade, Sir Thomas 133.
Wadgaon 463.
Waeber, von 229.
Waffen 43. 45. 51. 53. 80. 95 f. 99. 114. 167. 186. 272. 369.
Wagen 254. 276. 348. 369.
Wahhabis 484.
Wahl-Abi-Kabscha 132.
Wahlberg 38.
Wahrsagen 125; vgl. Schulterblattorakel.
Waisagapatam 451.
Waischja 379. 381.
Wakamatz 206.
Walabhi 399. 405.
Walathawur, Schlacht (1750) 456.
Wald 321.
Waldersee, Graf Alfred 228.
Waldstämme 565.
Wales, Prince of 486.
Wallfahrer 195. 406. 409. 416. 428. 431. 446.
Walmik 493.
Wanddekoration 53.
Wanderhirten 250. 253.
Wandertrieb 534.
Wanderungen 534 ff. 553. 556. 565. 576.
Wang (= König) 234.
— An schih 142.
— -Dynastie (Korea) 215.
— hien 213.
— ken, koreanischer General 214.
— Mang 127.
Wanga 493.
Wangen am Bodensee 73.
Wan tschau schan, Schloß 224.
Wappen 384. 516.
Warangel 423.
Ward 157.
Wardlaw 473.
Warem 265.
Wasimba 565.
Wasserbau 160. 503.
Watson, Admiral 457.
Watt, Georg 490.
Watteshat 385 f.
Wattha Gamani Abhaja 499 f.
Weber, Georg 17.
Webkunst 73. 82 ff. 167. 371. 536. 566.
Wedanta 381 f. 392. 407.
Wedda 364. 492. 495. 565.
Weden 370. 372. 374. 381. 407 f. 412. 440. 579.
Wedisa 497.
We-Dynastie 129. 134 f. 271 f.
Wegebau 523.
Wegelin, Jakob 10.
Wehrpflicht 193. 208.
Wehrstand 178.
Weibermesser (Ulu) 67.

Weiberwirtschaft 522.
Weideland 31. 33. 257. 259. 262.
Wei hai wei 220. 223.
— (ho) Fluß 295.
Weihgeschenke 99. 198.
Weiler 372.
Weise 119.
Weiß, Joh. B. v. 16.
Weiße Horde (Mongolen) 300.
— Hunnen 270. 273. 404.
Weißer Hammel, s. Turkmenen.
Weizen 73. 250. 356. 369.
Welcker 15.
Wellesley, Arthur 465. 467.
— Richard Cowley, Baron 466ff. 600.
Wellur 463. 466f.
Weltalter 2.
Weltanschauung 13.
Weltchroniken 2.
Weltgeschichte 1. 6. 9ff. 24. 27. 593. 598. 605.
Welthandel 547. 602.
Weltherrschaft 465.
Weltmacht 592. 586.
Weltreiche 2. 23. 581.
Weltschmerz 389. 399.
Weltseele 381f. 384. 394. 412.
Weltverkehr 320. 344f. 593. 603. 605.
Wen Ti 130.
— Tsung 307.
— Ting ho 224.
Werkzeuge 46. 296f. 299. 336.
Wesali 391f. 398.
Westafrika 553. 600.
Westasien 107. 244f. 247. 254. 260f. 306. 565. 583. 586.
Westeuropa 241. 247. 351. 571f. 578. 582. 595.
Westghat 355.
Westhandel 267. 272. 589.
Westliche Hsia 279.
Westsibirien 244f. 299. 325.
Westturkistan 304. 315.
Westverkehr 578.
Wetulalehre 501.
Wheeler, General 482.
Whish, General 478.
Whitney 55.
Widschaja 493ff. 500.
— II. 501.
— Bahu I. 503f. 506.
— — II. bis IV. 505f.
Widschaja Radschasimha 509.
Widschajanagar(a) 425. 444. 506.
Wiedergeburt 382. 399.
Wien 247.
— Kongreß 449. 600.
Wikinger 540.
Wikkama Bahu I. 503.
Wilamowitz-Möllendorf, Ulrich v. 18.
Wildschwein 30. 72.
Wille 249. 472.
Wilson, Archdale 482.
Wimala Dhamma Surja I. 508.
Windhjaberge 355. 416. 419. 421.
Wingtschau 521.
Winterfluchten 364.
Wira Pandu 505.
— Radschadschendra Wodejar 473.
— Schalamega 503.
Wirtschaftsform 17. 252ff. 275. 321. 325. 329. 347.
Wirtschaftspolitik 582.
Wischakhadatta 415.
Wischnu 360. 382f. 386. 397. 407ff. 412. 486. 494. 509. 515f. 541. 549.
Wisent 42. 49. 84.
Wisotzki 22.
Wissenschaft 171. 195. 214. 299. 307. 348. 366. 417. 420. 428. 548.
Wisuta Songtong 523.
Witte 231.
Witwe 372. 481. 489.
— Verbrennung 472f. 478.
Wladimir (am Kljasma) 294.
Wladiwostok 345f. 348.
Wodejar 461. 466.
Wogulen 324. 328.
Wohlstand 553.
Wohnungen 65. 79. 85. 95.
Wolf 30. 44. 82. 290.
Wolga 273. 326. 338.
— -Finnen 325.
— -Kalmüken 316.
— -Kosaken 338.
Wolgemut 4.
Woltmann, Joh. Gottfr. 4.
Wosch, Kleinstadt 328.
Wu 129. 135.
— hwan 331.
— Ti 130. 136. 170. 259. 264. 266f.
— Ting fang, Dr. 241.
— tschang 106. 240f.
Wu wang 110.
Württemberg, Herzog Eberhard von 4.
Wüste 20. 243f. 262. 354.

Xavier, Franz 150. 183. 446f.
Xerxes 400.
Xieng-Mai 512. 521.

Y..., s. auch J...
Younghusband, Oberst 310.

Zagan Araptan 312.
Zahl 51f. 592.
Zähmung von Tieren 251.
Zarathustra 358.
Zauber 279. 286. 296. 306. 313. 324. 363. 381. 383. 412. 559.
Zayton 104.
Zehir ed-Din Mohammed Baber II. 305. 424ff. 435.
Zeichnung 50.
Zeitalter 141.
Zeitrechnung 86. 111f. 125. 215. 386. 521. 549.
Zemindar 457. 464.
Zentralverwaltung 174. 185. 238.
Zentrifugale Tendenz 236.
Zeremonie 209.
Zeus 286.
Ziege 72.
Zierplatte 70
Zigeuner 410.
Zimt 445. 447. 494. 507ff.
Zin(i)stan 146.
Zinn 93. 555.
Zipangu 597.
Zittel, von 32. 38f. 55. 71.
Zivilgouverneur 193.
Zobten 69.
Zölle 211. 332. 459. 483. 564.
Zoroaster 282. 287. 289. 306.
Züchtung von Tierrassen 252.
Zucker 539. 570.
Zugtiere 65. 253.
Zunft 381. 410.
Zustände 326.
Zwangsansiedelung 256. 347.
Zwangsgilden 201.
Zwergvölker 163. 250. 534. 559. 565.
Zwischeneiszeit 31. 47.
Zwischenhandel 264f. 447f. 509. 585.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

UNIVERSITY OF TORONTO

FOR:
Montreal

CALL NUMBER:
D20 H482 vol 1

DUE:
MAR 1 2 1988

LOAN PERIOD
2 weeks

May be less for titles in great demand locally

All loans are subject to